BAYERISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE
ABHANDLUNGEN · NEUE FOLGE, HEFT 123
Schriften der Kommission zur vergleichenden Archäologie
römischer Alpen- und Donauländer

Frühe Kirchen im östlichen Alpengebiet

Von der Spätantike bis in ottonische Zeit

Band 2

Herausgegeben von
Hans Rudolf Sennhauser

MÜNCHEN 2003
VERLAG DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
IN KOMMISSION BEIM VERLAG C. H. BECK MÜNCHEN

TEIL 2

BENACHBARTE LANDSCHAFTEN

Die Nachbarlandschaften des «Kerngebietes» mit ihren kirchlichen Bauten aus frühchristlicher Zeit (Noricum, Slowenien) und dem Frühmittelalter sind Gegenstand von Teil 2. Von Altbayern und Salzburg über das östliche Alpenvorland (Oberösterreich, Niederösterreich, Burgenland) nach Kärnten und Osttirol, über Friaul bis Slowenien spiegeln die Beiträge anhand von bezeichnenden Beispielen Bestand und Entwicklung des Sakralbaues ihrer Region in der Frühzeit. Weder Vollständigkeit noch Einheitlichkeit sind angestrebt; deutlich zeichnen sich aber die unterschiedlichen historischen Schicksale der Gegenden, der ungleichmässige Forschungsstand und die teilweise abweichenden Forschungsansätze ab.

Verbindend geht hervor: Die über das ganze Land in einem dichten Netz verteilten Kirchenbauten bilden eine Sachquelle erster Ordnung. Soll ihre Aussagekraft voll ausgeschöpft werden, bedarf es jedoch noch jahrelanger Arbeit, bei der jede Gelegenheit für archäologische Boden- und Bauuntersuchung wahrgenommen werden muss. (HRS)

DER FRÜHCHRISTLICHE KIRCHENBAU IN DER NORDÖSTLICHEN REGION (KÄRNTEN/OSTTIROL)

Franz Glaser

Von den Kirchenbauten vor 1000 kennen wir auf Kärntner Boden vor allem die spätantiken Sakralbauten, da von denkmalpflegerischer Seite kaum Grabungen in bestehenden Kirchen vorgenommen wurden. Am Bundesdenkmalamt in Kärnten gibt es erst seit 1979 einen Posten für einen Archäologen. Bislang wurden allerdings keine entsprechenden Forschungsergebnisse von diesem Amt bekannt, die in den vorgegebenen Zeitraum fallen, daher bleibt als einziges Beispiel die frühmittelalterliche Kirche in Molzbichl, wenn man von den spätantiken Anlagen absieht. Zu den neu entdeckten spätantiken und frühmittelalterlichen Kirchen ist außerdem auf die Beiträge von H. Stadler und M. Tschurtschentaler zu verweisen.

Die Gebiete Kärntens und Osttirols decken einen Großteil der einstigen spätantiken Provinz *Noricum Mediterraneum* ab, die im Südosten noch Teile des heutigen Slowenien und im Südwesten des heutigen italienischen Bodens umfaßte (Abb. 1). In beiden österreichischen Bundesländern sind besonders viele frühchristliche Kirchenbauten in den befestigten Höhensiedlungen, seltener auf Schwemmkegeln oder Terrassen und in Tallagen entdeckt worden. Die besondere Dichte in Höhensiedlungen ergibt sich auch aus der Tatsache, daß jene in den späteren Epochen kaum noch besiedelt waren. Die Hänge dieser Höhensiedlungen waren in der Spätantike wegen des Holzbedarfs und wegen des Schußfeldes sowie zur Verhinderung gedeckter feindlicher Annäherung abgeholzt. Die generelle Vorstellung der versteckten Fliehburgen[1] abseits der Straßen hat bei dem heutigen Kenntnisstand keine Geltung mehr.

Auf dem Gebiet der heutigen Steiermark, d.h. vor allem auf dem Stadtterritorium von Flavia Solva, gibt es bislang keine entdeckten Kirchen. Lediglich ein Säulchen auf dem Kugelstein nördlich von Graz dürfte zur Mensa eines Gotteshauses gehören.[2] Ebenso fehlen Bischofsnennungen für Flavia Solva.

Einige Kirchen von *Noricum Mediterraneum* sind schon seit dem zweiten Jahrzehnt des 20. Jh. bekannt, doch brachten die Ausgrabungen der letzten Jahre auch für diese Denkmäler neue Aspekte und ermöglichten Rekonstruktionen. Die einzelnen Kirchen sollen aber nicht der Reihe nach hier aufgezählt, sondern die faßbaren Ergebnisse nach Themen geordnet werden. Bevor wir die Grundrisse und rekonstruierbaren Baukörper besprechen, sollen die Befunde zur Sprache kommen und gegenüber früheren Auffassungen abgegrenzt werden.

Presbyterium und Klerusbank

Die Innenausstattung ist massgebend für die Deutung eines Raumes als Kirche. Ausgehend von entsprechend günstigen Befunden besitzen die Kirchen des Ostalpenraumes mit der Gestaltung des Presbyteriums ein wesentliches gemeinsames Merkmal. Das Presbyterium wird in der Regel an der Ostseite von der Klerusbank begrenzt. Im Zusammenhang mit den halbrunden Klerusbänken wurde auf die

---

1 Differenziert bei S. Ciglenečki, Höhenbefestigungen aus der Zeit vom 3. bis 6. Jh. im Ostalpenraum (1987) 109 ff. 10 f. (Forschungsgeschichte).

2 F. Pichler, Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark 35 (1887) 107 ff. Abb. 8. – E. Högl-Schmidt, B. Hebert, in: Corolla memoriae Walter Modrijan dedicata (1997) 55 ff. Abb. 2.

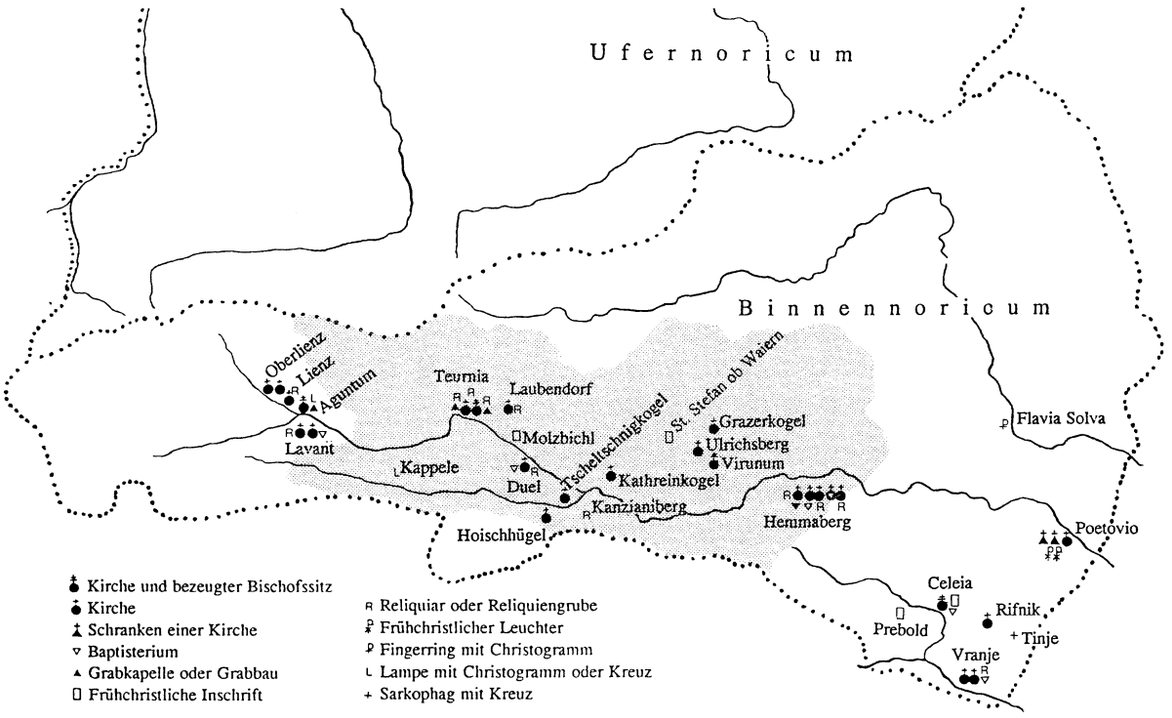


Abb. 1. Frühchristliche Kirchen und Funde in Kärnten (Rasterfläche) und Osttirol sowie die Grenzen Binnennorikums. Zeichnung: F. Glaser.

C-förmige Anordnung der Speisesofas in den spätrömischen Triclinia hingewiesen. E. Walde meinte, daß sich nach heutigem Wissen kaum exakt feststellen läßt, wann man dazu überging, beim Essen nicht zu liegen, sondern zu sitzen.[3] Tatsächlich wissen wir, daß beide Formen nebeneinander belegt sind und damit in dieser Weise die Frage gar nicht gestellt werden kann. Klerusbänke waren schon längst üblich, als man noch beim Mahl zu Tische lag, wie es z. B. eine Abendmahlsdarstellung in den Mosaiken von Sant'Apollinare Nuovo in Ravenna zeigt. Schon am makedonischen Königshof sind beide Formen nebeneinander für Männer bezeugt: das Liegen bei Tisch war ein Vorrecht der Männer, die bereits einen Eber erlegt hatten.[4] Im Totenkult ist das Sitzen beim Mahl gebräuchlich, wie dies spätantike Grabkammern belegen.[5] Die Haltung ist kein zeitliches Kriterium. In den genannten Grabkammern gibt es öfters einen besonders hervorgehobenen Sitz, der Th. Klauser zufolge als Ehrensitz für den Verstorbenen frei bleibt. Im Gegensatz zu den Sitzgelegenheiten in den Grabkammern ist den Klerusbänken eine Stufe, der Kathedra sind in der Regel drei Stufen vorgelegt. Daher ist in den Grabungsbefunden die Kathedra auch durch Stufenreste erschließbar.

Bis zu den Untersuchungen in den letzten Jahren waren die Presbyterium-Rekonstruktionen von R. Egger und G. C. Menis für das ostalpine Gebiet maßgeblich, nämlich die Begrenzung des Altarraumes mit halbhohen Schranken.[6] Eggers ohnehin nicht belegbare marmorne Kredenztischchen hat G. C. Menis

---

3 E. Walde, Festschrift Mackowitz (1985) 1955 ff.

4 Athenaios 1,18a. FHG 4,419.

5 Th. Klauser, Die Cathedra im Totenkult der heidnischen und christlichen Antike, 2. Aufl. (1971).

6 R. Egger, Frühchristliche Kirchenbauten im südlichen Norikum (1916) 30 Abb. 32. – G. C. Menis, La basilica paleocristiana nelle diocesi settentrionali della metropoli d'Aquileia (1958) 204 Abb. 60.

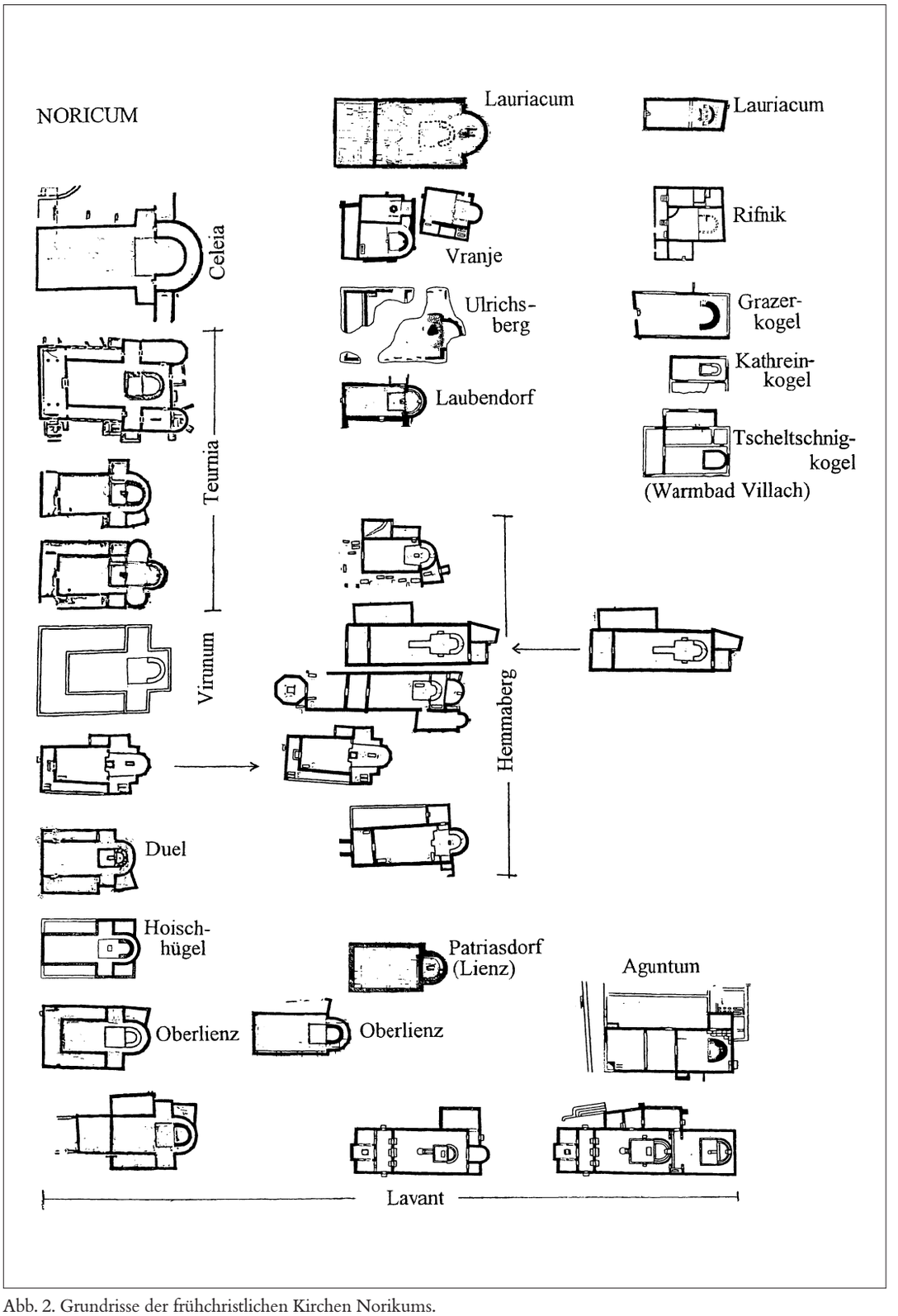


Abb. 2. Grundrisse der frühchristlichen Kirchen Norikums.

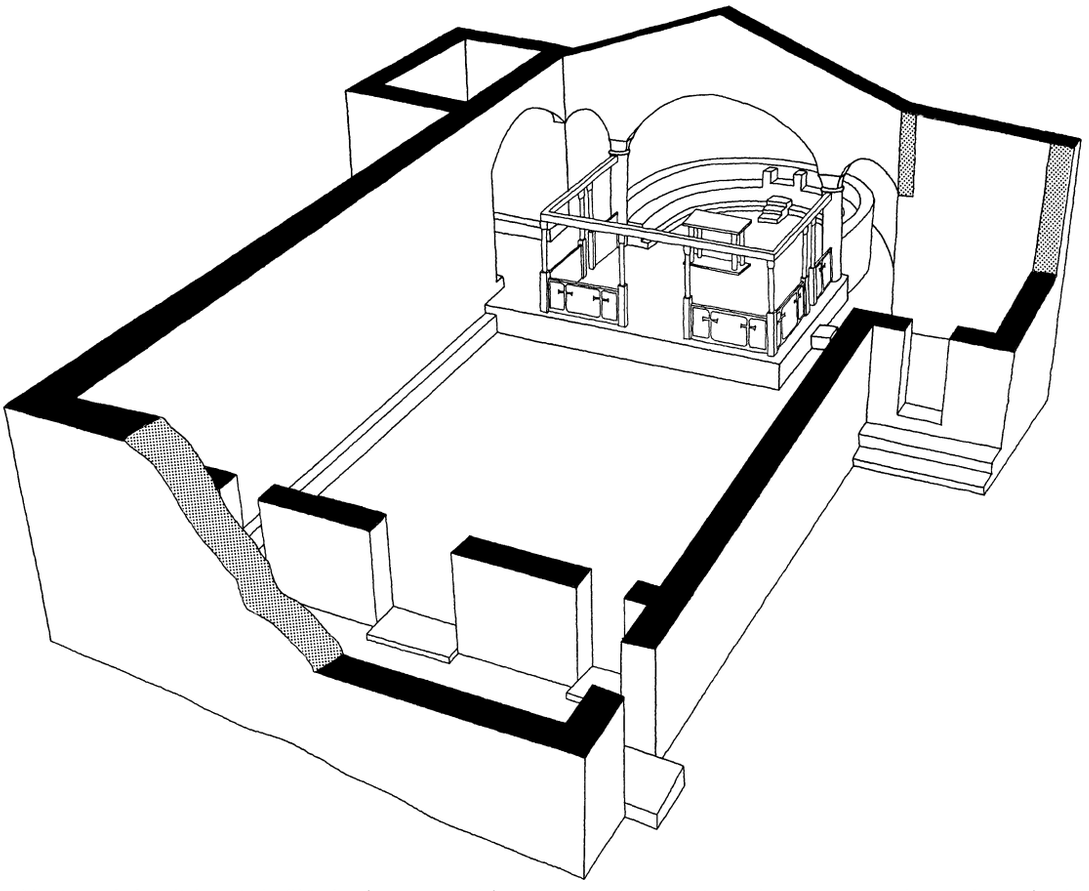


Abb. 3. Frühchristliche Bischofskirche (1. Bauperiode) in Teurnia/St. Peter in Holz, Innenraumrekonstruktion (nach F. Glaser). Zeichnung: H. Mühlbacher.

ausgeschieden. Am Hemmaberg konnte auch durch den neuen Grabungsbefund eine derartige Interpretation widerlegt werden.[7]

Die Ausgrabung der Bischofskirche in Teurnia/St. Peter in Holz zeigte, daß an den beiden Enden der Klerusbank auf sorgfältigen Fundamenten mit quaderförmigen Spolien Säulen standen (Abb. 3). Die Balkennester am oberen Schaftende weisen auf einen hölzernen Architrav hin,[8] welcher auf Säulchen ruhte, die mit würfelförmigen Basiszapfen in die Ausnehmungen der Schrankenpfeiler eingelassen waren (Abb. 4). Diese wiederum waren in den Schwellsteinen eingezapft und verdübelt. Im Gegensatz zu den Säulchen und den reliefierten Schrankenplatten mit geglätteter Oberfläche sind die Schrankenpfeiler mit regelmäßigen Zahneisenspuren überzogen. Wie der Estrich im Laienraum hatte auch der Presbyteriumboden eine leichte Neigung entsprechend dem Hanggefälle. Die Bodenneigung war miteingeplant, um Arbeitsleistung und Anschüttungsmaterial zu sparen. Das zeigt sich daran, daß erst eine Waagrechte an der Oberkante der Schrankenpfeiler ausgeführt wurde,[9] d.h. die Schrankenpfeiler an der Südseite (talseitig) waren höher als an der Nordseite (bergseitig). Dieses Detail erklärt auch, warum an der aus Konstan-

[7] F. Glaser, Das frühchristliche Pilgerheiligtum auf dem Hemmaberg (1991) 17.
[8] F. Glaser, Carinthia I 176 (1986) 112.
[9] G. Gruber, Marmorausstattung frühchristlicher Kirchen im Ostalpenraum (Diss. Wien 1997) 195 ff. (im Druck).

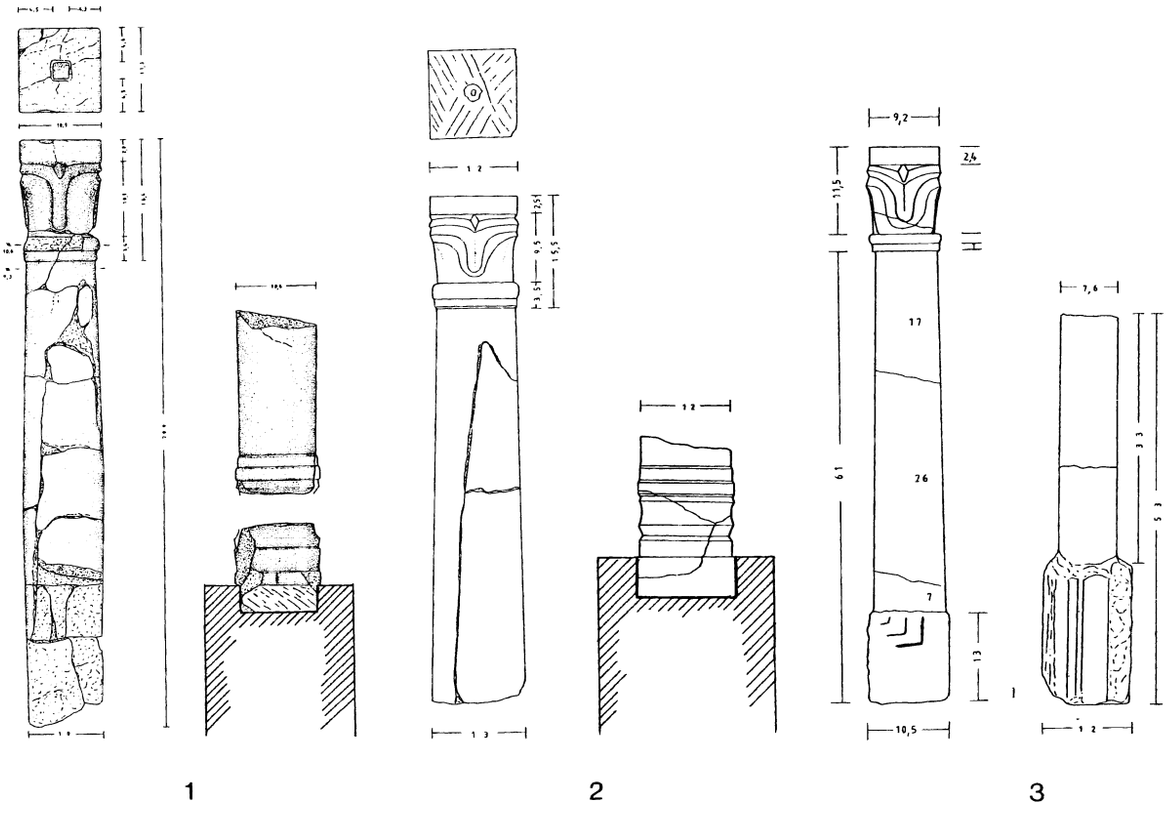


Abb. 4. Säulchen der frühchristlichen Kirchen in Teurnia/St. Peter in Holz: Bischofskirche (1), Kirche *extra muros* (2,3). Zeichnungen: G. Gruber.

tinopel exportierten Chorschrankenanlage im Schiffsfund von Marzamemi (Sizilien) die Schrankenpfeiler unterschiedliche Längen besitzen.[10] Es war im Steinmetzhandwerk demnach gebräuchlich, unterschiedliche Gefälle des Bodens an der Oberkante der Pfeiler auszugleichen, weil es mit viel geringerem Aufwand verbunden war, an einzelnen Punkten die Waagrechte herzustellen als mit den schweren Schwellsteinen der Schrankenanlage. Der Schiffsfund von Marzamemi belegt ebenso wie die Bestellung einer Schrankenanlage in Konstantinopel durch Amalasuintha, die Tochter des Ostgotenkönigs Theoderich, daß im Osten wie im Westen gleichartige Pergolae in den Kirchen aufgerichtet wurden. In Analogie zu den östlichen Kirchen wird man in den westseitigen Öffnungen der Schrankenanlagen halbhohe Gittertürchen annehmen dürfen, die gelegentlich (wie in Hagios Stephanos auf Kos) durch Schleifspuren belegt sind.

Waren in der östlichen Doppelkirche (Kirche A, Abb. 9) auf dem Hemmaberg (Globasnitz) bislang nur Marmorsplitter entlang der Presbyteriumkanten bekannt, so belegt ein spätantiker Schrankenpfeiler (Abb. 5) im romanischen Mauerwerk der Kirche St. Johann in Jaunstein am Fuß des Hemmaberges eine marmorne Schrankenanlage in einer der Kirchen (vermutlich in Kirche A). Im Unterschied zu Teurnia ist der halbhohe Pfeiler reliefiert: aus einem Gefäß wächst ein Weinstock mit Früchten und Vögeln

[10] A. Bohne, Das Kirchenwrack von Marzamemi. Handel mit Architekturteilen in frühbyzantinischer Zeit, Skyllis. Zeitschrift für Unterwasserarchäologie 1 (1998) 6 ff.

(Abb. 5). Ein Relief – ebenfalls mit einer Weinranke – besitzt in dem von uns zu besprechenden Gebiet nur noch der spätantike Vorgänger der Kirche St. Ulrich in Lavant (Osttirol).

Aus der Kirche *extra muros* (sogen. Friedhofskirche) in Teurnia stammen Säulchen (90 cm) mit würfelförmigen Basiszapfen, welche – wie in der Bischofskirche – in die halbhohen Schrankenpfeiler eingezapft waren (Abb. 4).

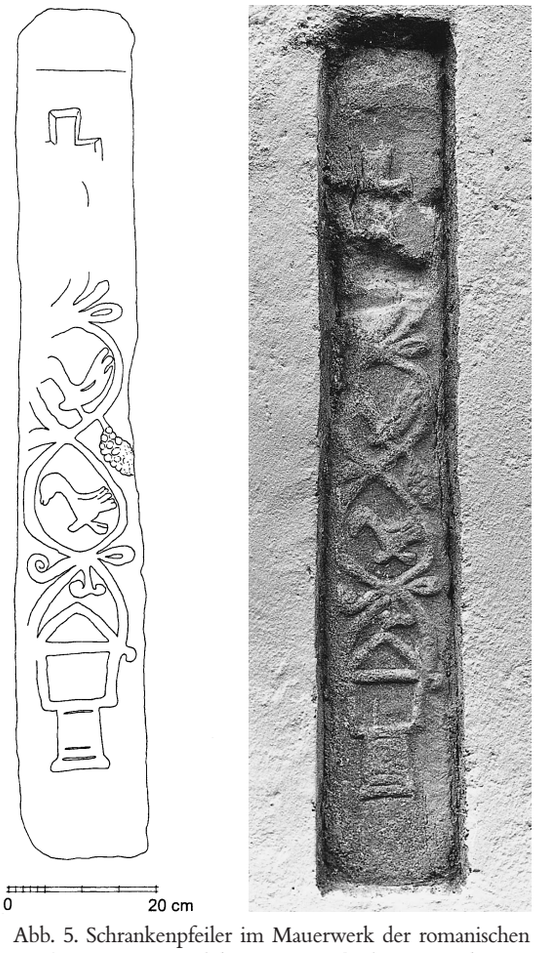


Abb. 5. Schrankenpfeiler im Mauerwerk der romanischen Kirche in Jaunstein/Globasnitz am Fuße des Hemmaberges. Zeichnung und Foto: F. Glaser.

Daneben gibt es kürzere Säulchen (60 cm) ohne Basisprofil, aber mit einem langen, roh belassenen Zapfen (Abb. 4), der demnach in Bruchsteinmauerwerk eingelassen war.[11] G. Gruber hat diese Säulchen überzeugend auf der Lehne der Klerusbank angeordnet.[12] Durch die freistehende unterschiedliche Höhe der Lehnensäulchen und der Schrankensäulchen ergibt sich eine gleichmäßige Höhe für einen um die Klerusbank und das Presbyterium umlaufenden Architrav (Abb. 6). An den Enden der Klerusbank standen ursprünglich wie bei der Bischofskirche Säulen, wie dies die mit plattigem Steinmaterial ausgeführte Fundamentierung zeigt. Außerdem verläuft zwischen Säulenfundament und Langhausmauer unter dem Estrich eine Spannmauer,[13] die darauf hinweist, daß die Säulen Bögen trugen. Ein Vollblattkapitell, das im Bereich des Presbyteriums 1910 gefunden wurde, ist einer der beiden Säulen zuzuordnen. R. Egger dachte 1916 bei dem Kapitell an die Herkunft von einem Ciborium,[14] das er jedoch in der zeichnerischen Rekonstruktion nicht wiedergibt.

Säulchen aus der Bischofskirche wie auch Schrankenplatten und Säulchen aus der Kirche *extra muros* weisen Spuren primärer Verwendung auf. Im besonderen zeigen sowohl die rohen Zapfen der Säulchen aus der Kirche *extra muros* als auch in Grado Spuren der Erstverwendung. In Grado ist der Fundort der Säulchen unbekannt. Sie wurden im Corpus della scultura altomedioevale kopfüber abgebildet und fälschlich als frühmittelalterliche Kapitelle bezeichnet.[15] Im Lapidarium im Hof des Domes von Grado sind die Säulchenschäfte richtig montiert.

In Analogie zu Teurnia hätte es in Grado eine Kirche mit freistehender Klerusbank und Säulchen auf der Lehne gegeben. Wie G. Gruber ausführt, weisen vermutlich auch die Lisenen außen an der Klerusbank in der rechteckigen

[11] Vor der Entdeckung der Bischofskirche wurden die Säulchen den Fenstern zugewiesen. – F. Glaser, Neue Überlegungen zu einem alten Problem, in: H. Friesinger, F. Daim, Die Bayern und ihre Nachbarn II (1985) 11 ff.

[12] G. Gruber, wie Anm. 9, 30 ff.

[13] Nachuntersuchung 1997.

[14] R. Egger, wie Anm. 6, 33 f. Abb. 38.

[15] A. Tagliaferri, Corpus della scultura altomedievale 10. Le diocesi di Aquileia e Grado (1981) Nr. 612. 613.

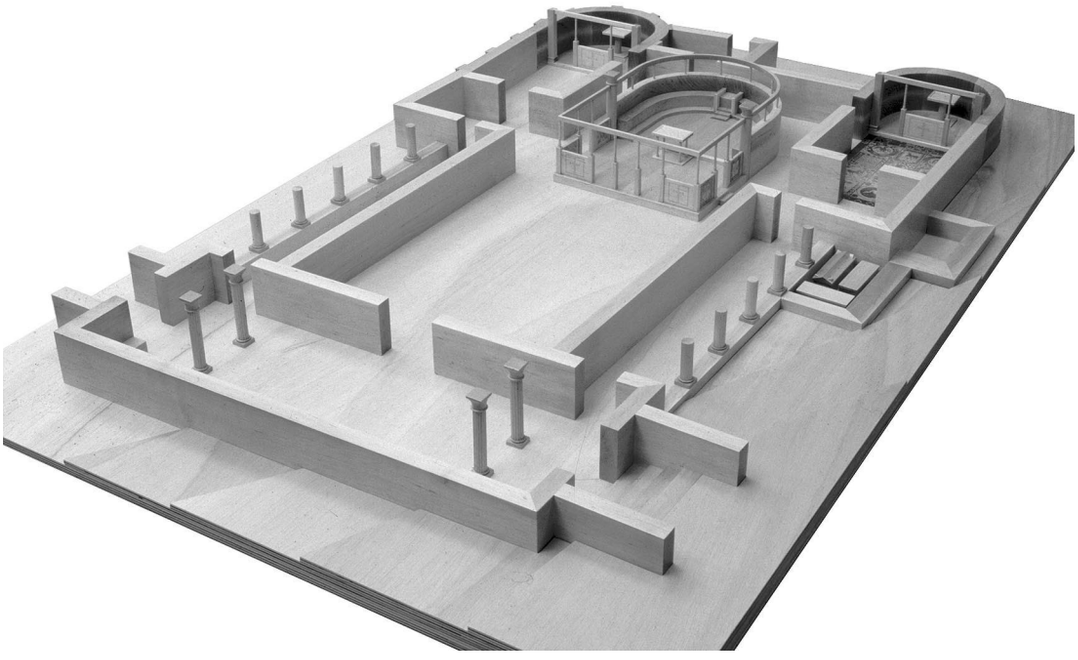


Abb. 6. Rekonstruktionsmodell der frühchristlichen Kirche *extra muros* in Teurnia/St. Peter in Holz. (nach G. Gruber und F. Glaser). Modellbau: H. Mack, Foto: P. Schwarz.

Saalkirche von Iulia Concordia ebenfalls auf eine Gliederung der Klerusbanklehne mit Säulchen.[16] Demnach wäre wie in Teurnia auch in Concordia das Presbyterium inklusive der Klerusbank mit Vorhängen zu verschließen gewesen.

Die Säulchenkapitelle der Schrankenanlagen in Teurnia sind formgleich mit solchen aus Aquileia, Grado und Concordia und sind demnach von einer Werkstätte des oberen Adriaraumes ausgeführt worden. Die Steinmetzen haben offensichtlich durchwegs ältere Werkstücke aus Marmor wiederverwendet. Die römischen Marmorbrüche waren auf Kärntner Gebiet in der Spätantike nicht mehr in Betrieb.

In der nördlichen Kirche von Lavant bilden Marmorquader die Begrenzung des Presbyteriums, die nur unregelmäßig verteilt die Dübellöcher der Erstverwendung zeigen und nicht auf eine Schranke bezogen werden können. Es fehlen auch Zapflöcher für Schrankenpfeiler. Demnach würde man mit einer hölzernen Pergola für das Presbyterium rechnen. Doch weist G. Gruber darauf hin, daß auch die Schrankenpfeiler in einer dünnen Mörtellage auf den Schwellsteinen gestanden sein können, womit die vorgefundenen Säulchen einer Pergola aus Marmor zuzuordnen wären.[17] Allerdings ist für eine derartige Anordnung die Größe der Standfläche ein wesentlicher Faktor.

Der Nachweis einer hölzernen Abschrankung des Presbyteriums gelang in der Kirche von Laubendorf, wo sich die Balkenlager erhalten haben (Abb. 7).[18] Während die oben genannten Presbyterien ca. 50 cm höher lagen als der Laienraum und über seitliche Stufen zu erreichen waren, lag nach der Dicke der Marmordeckplatte über dem Reliquienloculus der Presbyteriumsboden in Laubendorf nur ca. 20 cm (also eine Stufe) höher. In den meisten Kirchen Binnennorikums werden wir mit hölzernen Altarschrankenanlagen rechnen müssen, die mit Schnitzwerk und/oder mit Bemalung gestaltet waren.

---

16 G. Gruber, wie Anm. 9, 62 ff. – G. Dei Fogolari, in: Iulia Concordia dall'età romana all'età moderna (1978) 183 ff. Taf. 4.
17 G. Gruber, wie Anm. 9, 125.
18 H. Dolenz, Festschrift G. Moro. Beigabe zur Carinthia I 152 (1962) 47 ff.

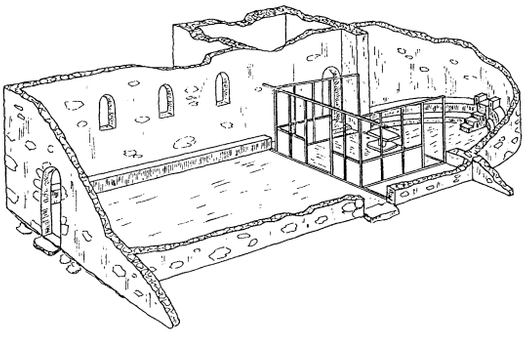


Abb. 7. Teilrekonstruktion der frühchristlichen Kirchen in Laubendorf mit hölzerner Abschrankung (nach H. Dolenz).

In manchen Kirchen finden sich auch noch zwischen Presbyterium und Langhauswänden Hinweise auf Abtrennungen. Vielleicht handelt es sich dabei um Türöffnungen, die im Anschluß an das Presbyterium ebenfalls mit Vorhängen verschlossen werden konnten. Es wären aber auch halbhohe Schrankentüren denkbar. Auf dem Hemmaberg (Kirche B, Abb. 9) und in Laubendorf könnte der Zugangsbereich zwischen Sakristei und Presbyterium zusätzlich abgegrenzt gewesen sein, wobei über ein Pendant an der Südseite in beiden Fällen wegen der Zerstörung keine Aussage gemacht werden kann.[19] Als Vergleich kann die Kirche auf dem Col di Zuca (bei Invillino) herangezogen werden. Auch dort ist der nordseitige Bereich des Sakristeizuganges beidseitig abgegrenzt.[20] Die östliche Begrenzung mit erhaltenen Wandpfeilern läßt auf eine halbhohe Begrenzung schließen, weil der Pfeiler an der Klerusbank sicher nicht höher war als diese selbst. Der Befund an der Südseite läßt keinen derartigen Pfeiler an der Klerusbank erkennen. Der schwach dimensionierte Wandpfeiler auf dem Hemmaberg (Kirche N) wird ebenfalls eher mit einer halbhohen Schrankentür zu verbinden sein (Abb. 9).

Reliquienloculus und Altar

Da man Märtyrer als Garanten für die Auferstehung ansah, wurden bald nach der Verfolgungszeit der Christen die ersten Translationen in private Mausoleen durchgeführt, wie dies das Beispiel der Christin Asklepia in Salona (Marusinac) zeigt.[21] In Cimitile bei Nola wird das Grab des Heiligen Felix zu einem architektonisch gestalteten Zentrum des Pilgerortes.[22] Der Reliquie als physikalisches Objekt haftet keinerlei Information an. Auch der Aufbewahrungsbehälter kann üblichen Tongefäßen entsprechen, wie ein Beispiel in Tebessa zeigt.[23] Die Bedeutung der Reliquien wird durch entsprechende Inschriften oder durch die Translationslegende charakterisiert.[24] Ohne Inschrift oder ohne besonderes Behältnis am Aufbewahrungsort der Reliquien kann die Bedeutung im Baubestand nur aufgrund eines Analogieschlusses vom Archäologen bestimmt werden. Maßgeblich kann die zentrale Lage im Kirchenraum, die spezielle Bauweise und Ausgestaltung des Loculus sein. Und hier ergibt sich bereits aufgrund des Erhaltungszustandes die Frage, ob es sich um eine vertiefte geschlossene oder um eine einseitig offene Kammer, oder um ein vertieftes Becken handelt. Diese Unsicherheiten haben bekanntlich zu großen Deutungsproblemen geführt. Die Beobachtung, daß an Reliquiengräbern manchmal *fenestellae* vorhanden sind, wurde verallgemeinernd auf die Grabungsbefunde der frühchristlichen Kirchen in Imst (B7) und auf dem Martinsbühel bei Zirl (B41) übertragen.[25] In einer frühchristlichen Kirche in

[19] H. Dolenz, wie Anm. 18, Anhang nach Seite 40 (Plan). – F. Glaser, wie Anm. 7, 116 Abb. 7. Vgl. auch Kirche N: S. Ladstätter, Die materielle Kultur der Spätantike in den Ostalpen. Eine Fallstudie am Beispiel der westlichen Doppelkirche auf dem Hemmaberg (2000) Planbeilage 1.

[20] V. Bierbrauer, Invillino – Ibligo in Friaul II (1988) Taf. 5. Beilage 2.

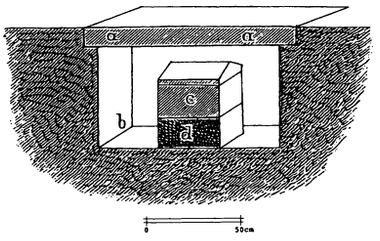
[21] E. Dyggve, R. Egger, Der altchristliche Friedhof Marusinac. Forschungen in Salona 3 (1939) 10 ff. – B. Kötting, Der frühchristliche Reliquienkult und die Bestattung im Kirchengebäude (1965).

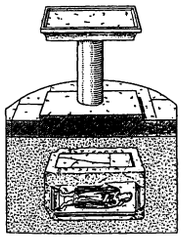
[22] D. Korol, Die frühchristlichen Wandmalereien aus den Grabbauten in Cimitile/Nola (1987) 32 f. Taf.

[23] J. Christern, Das frühchristliche Pilgerheiligtum von Tebessa (1976) 107 ff.

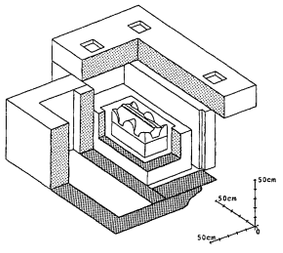
[24] J. Geary, Archaeologia Austriaca 64 (1980) 112 f.

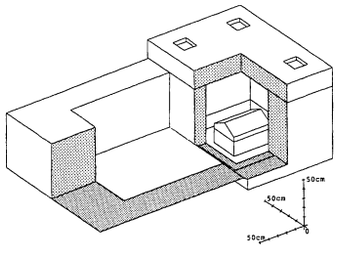
[25] R. Egger, Österr. Zeitschr. Kunst u. Denkmalpfl. 17 (1963) 164 f.; E. Walde, Bayer. Vorgeschbl. 40 (1975) 144.



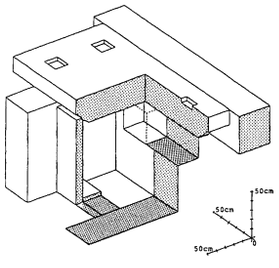


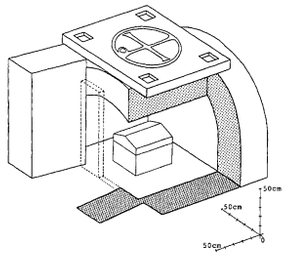
1b) Grado (S. Euphemia) und Teurnia (Kirche *extra muros*).



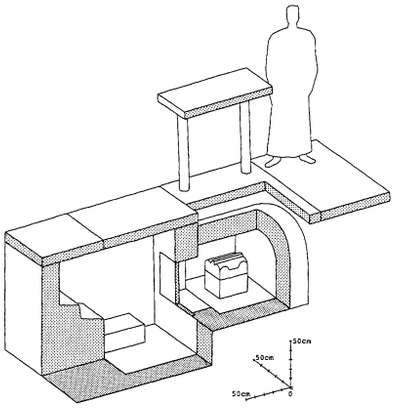


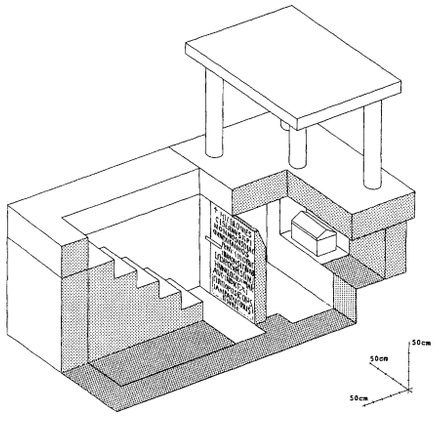
2a) Hemmaberg (westl. Doppelkirche) und Lavant (nördl. Kirche).





2b) Teurnia (Bischofskirche) und Imst.





3a) Ampaß. 3b) Molzbichl.

Abb. 8. Typen von Reliquienkammern in Rekonstruktion. Zeichnungen (2–3): F. Glaser.

Lavant wurde anfangs (im Jahre 1953) die Reliquienkammer für ein Taufbecken gehalten.[26] Oftmals sind die erhaltenen Spuren einer Reliquienkammer schwer zu deuten. Klar ist die Situation noch, wenn sich z.B. eine Felsgrube oder eine kleine ausgemauerte Vertiefung im Zentrum des Presbyteriums befindet. Diese einfache, kleine Form des Reliquienloculus hat eine geringe Tiefe von ca. 25 cm bis 40 cm und besitzt Innenmaße von ca. 30x40 cm. Wir kennen beispielsweise solche Loculi unter den einstigen Altären der Kirchen in Laubendorf oder auf dem Martinsbühel, auf dem Duel, in der Westkirche (J) auf dem Hemmaberg, auf dem Kučar (Slowenien) oder in der Kirche auf der Piazza della Corte in Grado.[27]

Zu dieser Kategorie sind offenbar auch größere gemauerte Kammern oder Steinkisten zu rechnen (Typus 1b, Abb. 8), die eine eigene Abdeckung mit Abstand zur Altarbasisplatte besitzen konnten. Im Jahre 1871 entdeckte man anläßlich der Erneuerung des Hochaltares, und zwar auf der «Epistelseite» eine Reliquienkammer im Dom von Grado (Abb. 8, 1b).[28] Ungewöhnlich ist, daß die Reliquienkammer nicht in der Mittelachse der Apsis lag, sondern gegen Süden zum «Mausoleum» des Elias hin verschoben war. Eine gemauerte Kammer barg unter einer großen Marmorplatte einen marmornen Reliquienschrein, in dem die Reliquiare und andere Objekte lagen, die heute in der Schatzkammer des Domes aufbewahrt werden. Möglicherweise ist die Reliquienkammer des Domes in Grado mit jenen in der Kirche *extra muros* in Teurnia zu vergleichen (Abb. 8), wo nun durch die Nachuntersuchungen auch unter dem Hauptaltar wie unter dem Altar der südlichen Seitenkapelle eine Steinkiste für die Reliquien nachgewiesen ist,[29] in welcher sich vermutlich ein marmornes Reliquienkästchen befand, von dem ein Deckelfragment mit Kreuz im Jahre 2000 gefunden wurde.

Der zweite Typus besteht aus einer Kammer und aus einer ausgemauerten oder aus dem Felsen gemeißelten Arbeitsgrube. Diese Art eines Reliquienloculus ist in der westlichen Doppelkirche auf dem Hemmaberg in Kärnten belegt.[30] Zuerst war eine Grube ausgehoben worden, die bis 88 cm unter das Bodenniveau des Presbyteriums reichte. An drei Seiten einer Marmorkiste waren drei Marmorquader versetzt worden, von denen zwei ein Kreuz in vertieftem Relief tragen. Die 38 cm hohe Kiste (89x49 cm) wurde aus einer Spolie gearbeitet, das Relief abgeschlagen und an drei Seiten mit Kreuzen in erhabenem Relief versehen (Abb. 8, 2a). Die genannten Quader trugen ursprünglich die Altarbasisplatte. An der Westseite blieb zwischen der Basisplatte und der Steinkiste ein Abstand von 28 cm, so daß der Reliquienbehälter in die Kiste gestellt werden konnte. Das Reliquiar war aus Kalksandstein gefertigt. Die Antefixe (bzw. Akrotere) des Deckels besaßen zwölf Kreuze in Inkrustationstechnik: die vertieften Flächen um die Kreuze waren mit rotem Stuck gefüllt, um Steineinlegearbeit nachzuahmen. Westseitig schloß an die Konstruktion der Kammer eine ausgemauerte Arbeitsgrube an. Die Trockenmauern der Grube waren leicht geböscht. Dadurch war es möglich, bei der Kirchweihe den Reliquienbehälter in die vorgesehene Kiste unter dem Altar zu stellen und anschließend an der Kammerwestwand eine Mauer aufzuziehen, für die man weitgehend Marmorspolien ver-

---

[26] F. Miltner, Jahresh. Österr. Arch. Inst. 40 (1953) Beiblatt, 44 f. – J. Fink, Kirche und Leben: Kirchenblatt für das Bistum Münster 31 (1957) 10 f.

[27] F. Glaser, Das frühchristliche Pilgerheiligtum auf dem Hemmaberg (1991) 65 mit Anm. 166–170 (Laubendorf, Duel, Martinsbühel.). – J. Dular, S. Ciglenečki, A. Dular, Kučar (1995) 73 f.; H. Swoboda, W. Wilberg, Jahresh. Österr. Arch. Inst. 9 (1906) Beiblatt, 1 ff.

[28] H. Swoboda, Mitt. K. K. Central-Commission aus Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale, N.F. 16 (1890) 5 ff. Die Behauptung von G. Haseloff (Email im frühen Mittelalter, 1990, Abb. 5), daß das goldene Reliquiar verschollen sei, ist falsch. Es befindet sich im Domschatz von S. Eufemia.

[29] R. Egger, Frühchristliche Kirchenbauten im südlichen Norikum (1916) 29 ff. – F. Glaser, Frühes Christentum im Alpenraum (1997) 54. Vgl. auch: T. Ulbert, Vranje bei Sevnica, Frühchristliche Kirchenanlagen auf dem Ajdovski gradec (1975) 59.

[30] F. Glaser, Carinthia I, 182 (1992) 22 f.

wendete. Westlich der Altarmensa könnte eine Mosaikinschrift angebracht gewesen sein, wodurch sich die Randbordüre im unendlichen Rapport des Rautenornaments erklären ließe.[31] In ähnlicher Weise waren auch die Reliquienkammern in Lavant (Osttirol, Abb. 8, 2a), in Patriasdorf/Lienz (Osttirol) und in Iulia Concordia gestaltet.[32] Der Unterschied zur westlichen Doppelkirche auf dem Hemmaberg besteht darin, daß die Arbeitsgrube an der Westseite des Altares liegt und in der eigentlichen Reliquienkammer keine Steinkiste vorhanden war. In Iulia Concordia wie auch in Lavant war ursprünglich über der Arbeitsgrube jeweils eine Steinplatte verlegt.

Diesem Typus ist auch die Reliquienkammer in der Bischofskirche von Teurnia zuzuordnen (Typus 2b). Die Kammer (50x50 cm) ist 1,15 m in den Presbyteriumboden eingetieft (Abb. 8, 2b).[33] Der Boden besteht aus einem Ziegelsplittestrich. An der Ostwand ist unter der Altarbasisplatte eine Nische von 30x23 cm ausgebildet, in welcher ursprünglich der Reliquienbehälter, vielleicht ein Glasgefäß, gestanden hatte. An der westlichen Seite sind die Längsmauern 42 cm vorgezogen; eine westseitige Abmauerung fehlt jedoch. Die Kammer wurde mit Bauschutt (Steinen und Mörtelgrieß) gefüllt angetroffen, in welchem noch eine einseitig geglättete Marmorplatte steckte. Aus diesen Beobachtungen ist zu schließen, daß die Kammer ursprünglich an der Westkante des Altares geschlossen war und dafür die verstürzte Marmorplatte Verwendung gefunden hatte. Die vorspringenden Zungenmauern können dadurch erklärt werden, daß die Kammer westseitig bis zur Dedikation der Kirche offen blieb. Der Höhepunkt der Kirchenweihe bestand in der Beisetzung der Reliquien des Märtyrers. Anschließend wurde die Kammer verschlossen und der Raum zwischen den Zungenmauern ausgefüllt. Dieser Grabungsbefund bestätigt, daß auch in der Laurentiuskirche von Imst entgegen der Rekonstruktion R. Eggers[34] keine Öffnung *(fenestella)* an der Reliquienkammer vorhanden war (Abb. 8, 2b). Für Imst dürfen wir jedoch vermuten, daß – anders als in Teurnia – ursprünglich in der überwölbten Kammer ein marmorner Reliquienschrein vorhanden war.

Beim dritten Typus wird der Reliquienkammer eine ausgemauerte Grube mit einer Treppe angeschlossen. Die vorzüglich erhaltene Reliquienkammer in Ampaß in Tirol (B1) ist 1,22 m in den Boden eingetieft.[35] An die Hauptkammer (128x56 cm) schließt eine 57 cm hohe überwölbte Nische (65x53 cm) an, in welcher der Reliquienschrein aus Marmor vorgefunden wurden (Abb. 8). Die Öffnung der Nische war ursprünglich mit einer Platte verschlossen, worauf die vertikalen Falze an den Fensterrändern hinweisen. Die Stufen besitzen unregelmäßige Tritthöhen von 47,5 cm, 14 cm und 41 cm. Die Höhe der untersten Stufe wurde durch das Vorlegen eines (zu) kurzen Quaders reduziert. Die ungleichmäßigen Stufenhöhen und die schrägen Trittflächen zeigen an, daß keine ständige Benutzung vorgesehen war. Die noch verschlossen aufgefundene Reliquienkammer in der Kirche beim Schloß Tirol besitzt ebenfalls eine mit einer Steinplatte abgedeckte Treppe (Typus 3a) und eine Verschlußplatte an der eigentlichen Reliquienkammer.[36] Die Reliquienkammer der Kirche im Weinberg von Säben/Sabiona (C8.1) ist im Vergleich zu Ampaß in drei Abschnitte gegliedert.[37] Zwischen dem eigentlichen Loculus und der Treppe befindet sich ein kleiner Kammerabschnitt, der vermut-

---

31 F. Glaser, wie Anm. 30, 52 Abb. 3.

32 Lavant: F. Miltner, Jahresh. Österr. Arch. Inst. 40 (1953), Beiblatt, 41 ff.; J. Fink, Kirche und Leben: Kirchenblatt für das Bistum Münster 31 (1957) 10 f.; Patriasdorf: L. Zemmer-Plank, Veröffentlichungen des Museum Ferdinandeum in Innsbruck 54 (1974) 260; Iulia Concordia: G. Dei Fogolari, in: Iulia Concordia dall'età romana all'età moderna (1978) 198.

33 F. Glaser, Carinthia I, 176 (1986) 112; ders., Carinthia I, 177 (1987) 64 f.

34 R. Egger, Österr. Zeitschr. Kunst u. Denkmalpfl. 17 (1963) 164 f.

35 W. Sydow, Veröffentlichungen des Museum Ferdinandeum 66 (1986) 76, vertrat die Auffassung, daß die Kammer westseitig anfangs dauernd, später teilweise offen gewesen wäre, um die Reliquien zu sehen und zu berühren (Sydow a.O. 95).

36 L. Dal Rì, Hortus artium mediaevalium 3 (1997) 81 ff.

37 F. Glaser, Arheološki vestnik 48 (1997) 241; V. Bierbrauer, H. Nothdurfter, Der Schlern 62 (1988).

lich mit einer vertikalen Platte verschlossen war, weshalb in diesem Fall die Treppe frei blieb (Typus 3b). An einer ähnlichen Reliquienkammer mit freiliegender Treppe muß auch die Nonnosus-Inschrift von Molzbichl als Verschlußplatte angebracht gewesen sein (Abb. 8, 3b), die mit dem 20. Juli des Jahres 533 den Tag der Reliquienbeisetzung und damit der Kirchweihe wiedergibt.[38]

Als vierter Typus sind die Kastenaltäre aus der südlichen Nachbarregion zu nennen, die in der Spätantike im Ostalpenraum nicht belegt sind, obwohl wir reliefierte Platten mit Inschrift oder mit Monogramm aus dem 6. Jh. kennen, die von einem derartigen Altar des Bischofs Eufrasius in Parenzo[39] und des Bischofs Probinus in Grado[40] stammen.

Eine weitere Form (Typus 5) der Aufbewahrung von Reliquien ist der aus Steinen gemauerte Blockaltar, der bislang nur in den Kirchen auf dem Ajdna bei Potok und auf dem Tonovcov grad bei Kobarid (Slowenien) belegt ist.[41]

Für die Lage der Reliquiengräber kommt nicht nur der Altar im Zentrum des Presbyteriums in Frage, also der eucharistische Altar, sondern auch die Apsis von Memorialkirchen (wie z.B. in der östlichen Doppelkirche/Kirche B auf dem Hemmaberg), in Memorialkapellen (wie z.B. in der Kirche *extra muros* in Teurnia) und in Memorialbaptisterien (wie z.B. in der Kirchenanlage in Vranje).[42] Sind in Vranje und auf dem Hemmaberg aufgrund der Balkenlager Holzschranken zu erschließen, so zeigt die Marmorschranke in der Mitte der Apsissehne in Teurnia, daß halbhohe Pfeiler mit Säulchen zusammen mit Pilastern einen Architrav trugen, um die *mensa* des Märtyrers mit einem Vorhang abzuschließen.[43] Die Apsis hat daher die Bedeutung des Würderaumes und hebt im Baukörper das Märtyrergrab hervor. Der Altar hat in diesen Fällen in Anlehnung an die Apokalypse des Evangelisten Johannes (6, 9–11. 20, 4) symbolische Bedeutung: Wie die Seelen der Märtyrer am himmlischen Altar ruhen, so ruhen die sterblichen Reste der Märtyrer unter einem irdischen Altar. Allein der Altar kennzeichnet in diesen Fällen das Reliquiengrab. Daher wird in der Literatur der Begriff *mensa* für ein Märtyrergrab synonym für *memoria* gebraucht.[44] Einem Grab entsprechend ist keine Öffnung vorhanden, mit Ausnahme der Kastenaltäre. Zeitliche Kriterien lassen sich an den Bauweisen der unterirdischen Reliquienkammern bisher nicht ablesen.

Seit R. Egger wurde immer wieder die These vertreten, daß «erfahrene Plünderer» die Reliquienkammern bei der Suche nach Edelmetallbehältern zerstört hätten. Sowohl auf dem Hemmaberg als auch in Teurnia hat sich zuletzt gezeigt, daß die Kammern an der Verschlußseite geöffnet wurden. In Noricum wie auch in anderen Provinzen des Imperiums hat die abziehende römische Bevölkerung «ihren» Heiligen mitgenommen.[45]

Ambo und Solea

Ein Ambo am Westende einer Solea ist bislang nur aus der nördlichen Kirchenanlage in Lavant (Osttirol) bekannt und blieb als kreisförmiger Sockel (Dm. 1,65 m) in einer Höhe von 60 cm erhalten.[46] Die Solea bildet einen gemauerten erhöhten Steg zwischen Pres-

38 F. Glaser, K. Karpf, Ein karolingisches Kloster. Baierisches Missionszentrum in Kärnten (1989) 4.

39 M. Prelog, Die Euphrasius-Basilika von Poreč (1986) Abb. 2. – B. Molajoli, La Basilica Eufrasiana di Parenzo (1943) 52.

40 S. Tavano, Aquileia e Grado. Storia, arte, cultura (1986) 393.

41 A. Valič, Varstvo spomenikov 27 (1985) 265 ff. S. Ciglenečki, Archäologischer Fundort Tonovcov grad bei Kobarid (1997) 9 ff.

42 F. Glaser, Das frühchristliche Pilgerheiligtum auf dem Hemmaberg (1991) Anm. 1–34 mit Lit.

43 Vgl. W. Sulser, H. Claussen, St. Stephan in Chur (1978) 136 ff. Aufgrund der massiven Marmorblöcke für Schrankenpfeiler im Mosaik wird man auch im Asterius-Mausoleum (Nordafrika) eine Mittelschranke und nicht seitliche Platten rekonstruieren dürfen.

44 L. Ennabli, Carthage. Une métropole chrétienne du IVe à la fin du VIIe siècle (1997) 24.

45 Eugippius, Vita S. Severini 49,7 und 46,2. – F. Glaser, Das frühchristliche Pilgerheiligtum auf dem Hemmaberg (1991) 81; E. Toth, Röm. Österreich 17/18 (1989/1990) 268 mit Anm. 17 und 278 mit Anm. 63; H. Berg, Bischöfe und Bischofssitze im Ostalpen- und Donauraum, in: Die Bayern und ihre Nachbarn I (1985) 85.

46 F. Miltner, wie Anm. 32, 62 f.

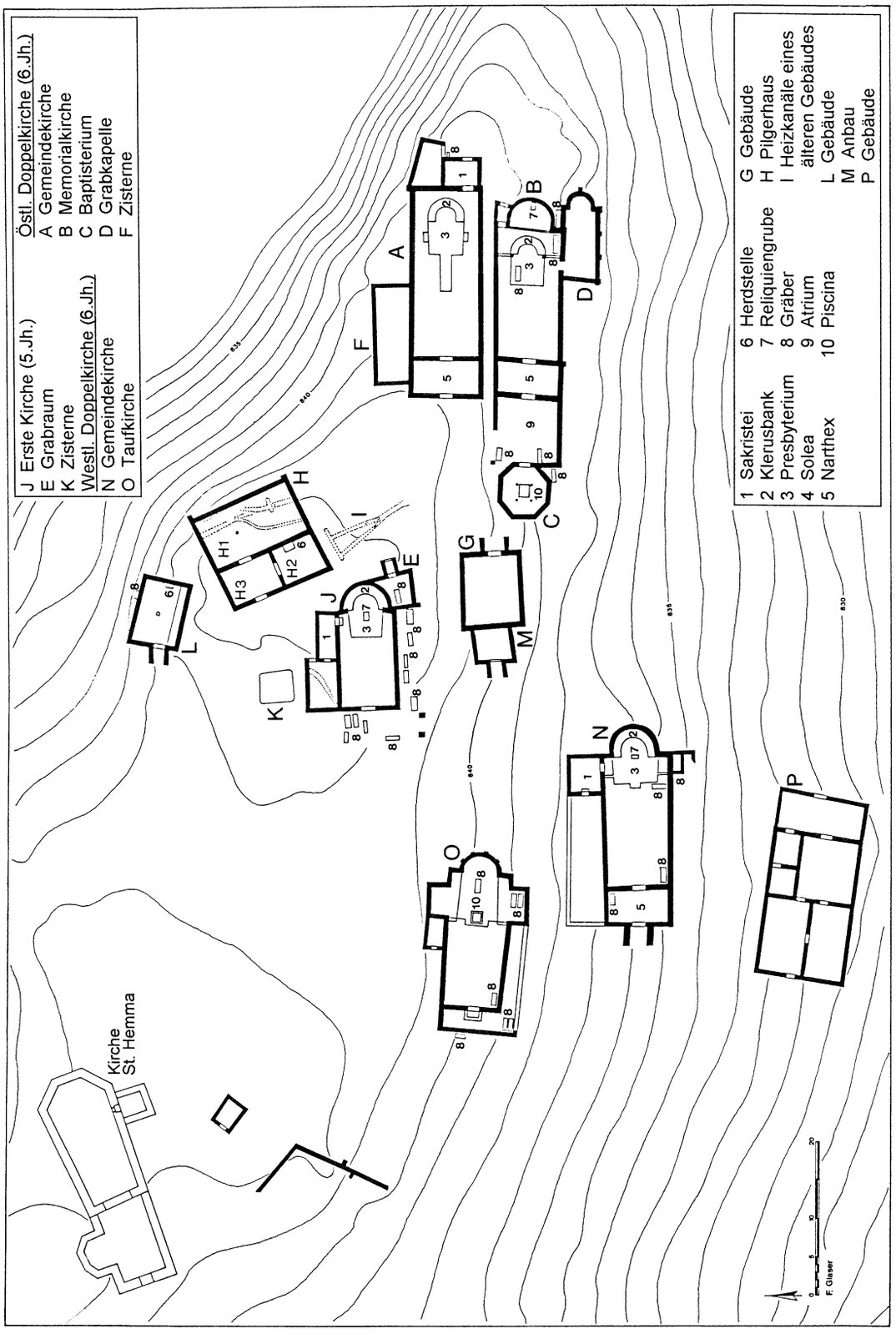


Abb. 9. Die frühchristlichen Kirchen auf dem Hemmaberg/Globasnitz. Zeichnung: F. Glaser.

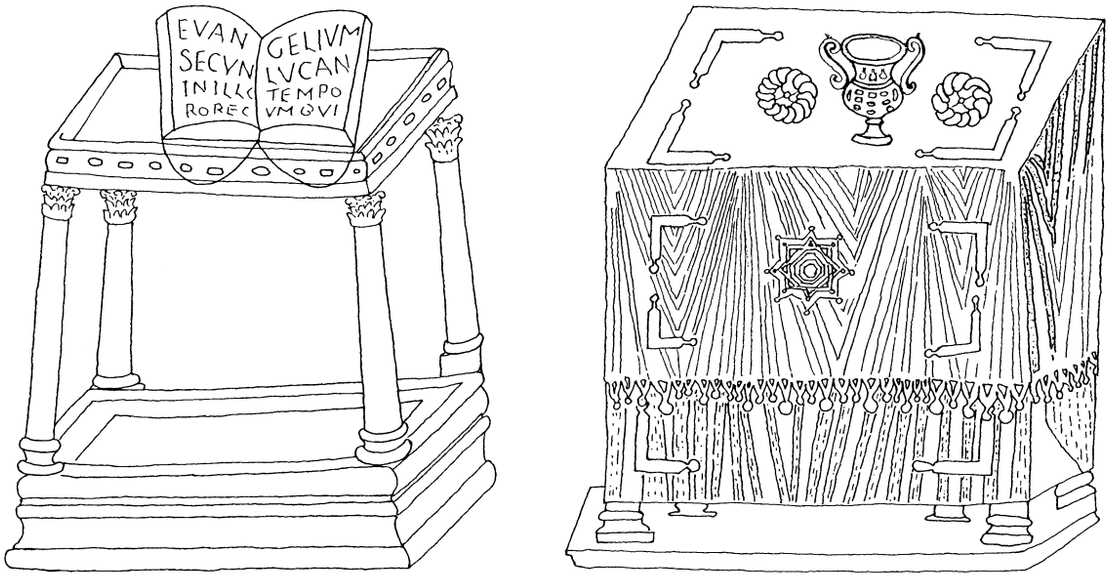


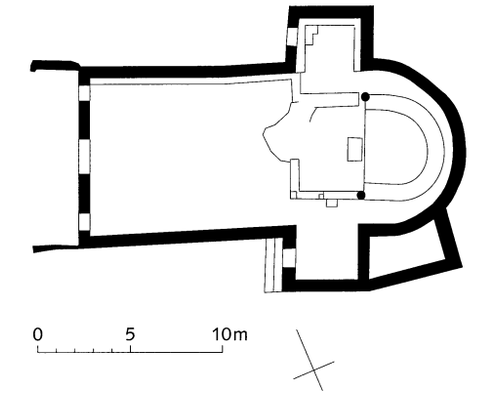
Abb. 10. Darstellung von Altären auf Mosaiken in Ravenna. Altar mit Evangelienbuch im Baptisterium der Orthodoxen und mit Tüchern verhüllter Altar in S. Vitale. (Zeichnung: K. Glaser).

byterium und Ambo. In der östlichen Doppelkirche (Kirche A, Abb. 9) wird die Solea von einer verputzten Bruchsteinmauer begleitet.[47] Das Niveau des Ziegelsplittestrichs der Solea entspricht dem des Laienraumes. Eine Parallele dazu gibt uns die Kirche auf dem Col di Zuca (Invillino) mit dem Unterschied, daß dort die Solea von Holzschranken begrenzt war. Die Funktion jener Soleae, die niveaugleich mit dem Laienraum sind, wurde im Zusammenhang mit der Kommunionspendung erklärt.[48] Das Fehlen des Ambo in den meisten Kirchen Kärntens und Osttirols könnte damit erklärt werden, daß während des Wortgottesdienstes der ungedeckte Altar als Ambo benutzt wurde. Die Mosaikdarstellung im Baptisterium der Orthodoxen (Ravenna) könnte dafür sprechen, da eine Mensa mit einem Evangeliar wiedergegeben wird, während in den Mosaiken von S. Vitale die Mensa mit zwei Tüchern bedeckt ist, auf der Brote und Kelch erscheinen. (Abb. 10)[49] Die Solea bildet demnach eine Erweiterung des Presbyteriums für gewisse liturgische Aufgaben, die aber sonst auch innerhalb der Presbyteriumschranken erfüllt werden konnten.

Fußwaschbecken

In der nördlichen Halle der Bischofskirche (2. Bauperiode) von Teurnia konnte ein 30 cm tiefes, vollständig erhaltenes Becken festgestellt werden, das innen muldenförmig mit mehreren Mörtellagen ausgestrichen ist (Abb. 11, unten).[50] Unmittelbar daran schloß ein weiteres Becken an, von dem sich wie von einem dritten noch Mörtelreste am Estrich der Hallen beobachten ließen. Aufgrund der Mörtelreste darf man auf die Länge vier solche Becken rekonstruieren. Wäre nicht ein Becken zur Gänze erhalten gewesen, wären die übrigen Mörtelreste nicht deutbar, da im Ostalpenraum erstmals derartige seichte Becken zu beobachten waren. Man muß aber damit rechnen, daß derartige Mörtelspuren bei älteren Grabungen

[47] F. Glaser, wie Anm. 7, 63 ff.
[48] F. Glaser, wie Anm. 7, 65. Vgl. V. Bierbrauer, wie Anm. 20, 60 ff.
[49] F. Glaser, Frühes Christentum im Alpenraum. Eine archäologische Entdeckungsreise (1997) 40 Abb. 18.
[50] F. Glaser, Carintha I 177 (1987) 71.



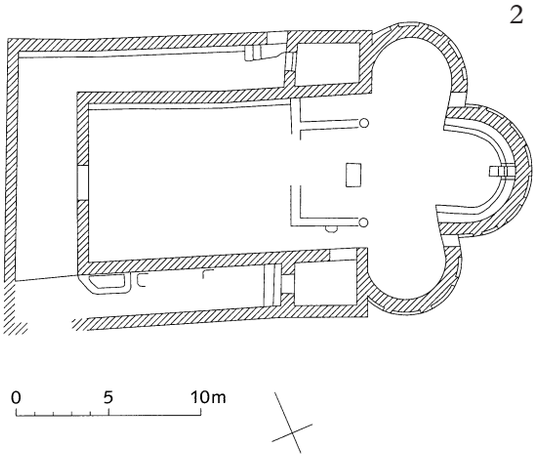


Abb. 11. Frühchristliche Bischofskirche von Teurnia/St. Peter in Holz. 1. und 2. Bauperiode (nach F. Glaser).

nicht beobachtet oder nicht dokumentiert wurden. Es handelt sich offenbar um Fußwaschbecken, die durch den Mailänder Ritus verständlich werden, der laut Ambrosius und Augustinus nach dem Evangelium der ersten Meßfeier der Neugetauften eine Fußwaschung als Reinigungsritus vorsah.[51] Dadurch wird die Taufe auch deutlich als Initiationsritus hervorgehoben.

Chorschluß und Klerusbank

Die Gestaltung des Chorschlusses und die Lage der Klerusbank stellen kein zeitliches Kriterium dar und kein Charakteristikum für nur e i n e Metropolie. Dies muß gegenüber vielfach geäußerten, derartigen und ähnlichen Thesen betont werden.[52] Maßgeblich sind Einrichtungen für den Reliquienkult (vgl. oben) und die Wahl von Baukonzepten. Demnach können wir fünf verschiedene Gestaltungstypen unterscheiden (Abb. 2).

1. Eingezogene Apsis mit eingebauter Klerusbank

Das Presbyterium besitzt in diesen Fällen die gleiche Breite wie die Apsis. Für den Bauvorgang läßt sich beobachten, daß zuerst die Apsiswand verputzt wurde, bevor die Klerusbank errichtet und ebenfalls verputzt wurde. Im Anschluß daran folgte der Aufbau des Bodens. Die Klerusbank konnte aus Bruchsteinen mit Erdmörtel und einer Schuttfüllung zwischen Frontschar und Apsiswand aufgeführt sein (wie z.B. Bischofskirche Teurnia, 2. Bauperiode).[53] In der Westkirche auf dem Hemmaberg besteht der innere Bogen der Klerusbank aus Mörtelmauerwerk mit einer Hinterfüllung von Lehm und Steinsplitt gegen die Apsiswand hin.[54] Diese Baudetails sind entscheidend, denn sie werden oft als eigene Bauperiode angesehen, während sie doch mit dem Bauvorgang zu verbinden sind.

Die Auffassung, daß in der westlichen Kirche von Oberlienz (B27) die Klerusbank mit Abstand zur eingezogenen Apsis errichtet wurde,

---

[51] Ambrosius, de sacramentis 3, 4–7. De mysteriis 31–33.

[52] R. Egger, Frühchristliche Kirchenbauten im südlichen Norikum (1916) 110 ff.; G. Piccottini, Carinthia I 161 (1971) 9 ff.; G. C. Menis, La basilica paleocristiana nelle diocesi settentrionali della metropoli d'Aquileia (1958) 183 ff.; ders., Antichità Altoadriatiche 9 (1976) 375 ff.; ders., in: Friaul lebt. 2000 Jahre Kultur im Herzen Europas (1977) 42 ff.; D. Rendić-Miočević, in: Kulturhistorische und archäologische Probleme des Südostalpenraumes in der Spätantike (1985) 119 ff. Vgl. dagegen: T. Ulbert, Vranje bei Sevnica. Frühchristliche Kirchenanlagen auf dem Ajdovski gradec (1975) 71; N. Duval, Antichità Altoadriatiche 22 (1982) 399 ff.; F. Glaser, Das frühchristliche Pilgerheiligtum auf dem Hemmaberg (1991) 95 ff.; ders., in: G. Hödl, J. Grabmayer, Karantanien und der Alpen-Adria-Raum im Frühmittelalter (1993) 235 ff.; ders., in: E. Boshof, H. Wolff, Das Christentum im baierischen Raum (1994) 193 ff.

[53] F. Glaser, Carinthia I 176 (1986) 112.

[54] F. Glaser, wie Anm. 7, 39.

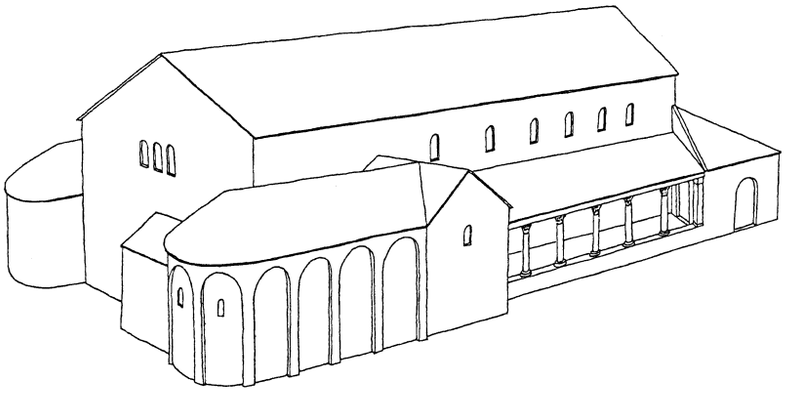


Abb. 12. Frühchristliche Kirche *extra muros* in Teurnia/St. Peter in Holz. Rekonstruktion der Außenansicht. Zeichnung: F. Glaser.

beruht auf der Rekonstruktion des Ausgräbers (Abb. 2).[55] Da diese Bauweise nicht erklärt werden kann, wird Oberlienz zu Typus 3 zu rechnen sein.

2. Eingezogene Apsis und Klerusbank vor der Apsis

Wie oben bereits für die Memorialkirche (Abb. 9: B) auf dem Hemmaberg gezeigt wurde, konnte die Apsis ein Reliquiengrab aufnehmen. Dies hatte zur Folge, daß die Klerusbank vor der Mittelabschrankung der Apsis stand. Diese Lösung wird auch durch die unvollständig ergrabene Kirche auf dem Ulrichsberg belegt und ist für St. Laurentius in Lorch zu vermuten.[56]

3. Weite Apsis und vorgerückte Klerusbank

Weite Apsiden nehmen die ganze Kirchenschiffbreite ein. Dies hat zur Folge, daß die Klerusbänke mit geringerem Radius von den Apsiswänden abgerückt sind. In den beiden Bauperioden der Bischofskirche von Teurnia ist die Klerusbank gleich groß, obwohl es sich zuerst um eine freistehende und dann um eine eingeschriebene Klerusbank handelt.[57] Da Klerusbänke in den Kirchen des Adriaraumes nicht gleichermaßen mit der Raumfläche anwachsen, und da Klerusbänke wie in Lavant (Nordkirche) von der ersten zur zweiten Bauperiode vergrößert werden, ist ein Größenbezug zur Personenzahl (der Kleriker etc.) gegeben.[58] Die Dimensionen der Klerusbank sind auch in die Abmessungen des Presbyteriums und in das Entwurfsprinzip eingebunden (vgl. unten). Die freistehenden Klerusbänke kommen zahlreich in Querannexkirchen vor. Wie bereits oben an Beispielen in Teurnia beschrieben, trugen die Säulen an den Enden der Klerusbank zusammen mit den Querannexmauern jeweils drei Bögen (Abb. 3). Die Querannexmauern korrespondieren daher mit den Häuptern der Klerusbänke, um den Bogenschub aufzunehmen.

Die Vermutung von N. Duval, daß es sich bei der freistehenden Klerusbank um Innenapsiden handelt,[59] wird durch die Verwendung von Erdmörtel für die Klerusbank der ersten Bauperiode der Bischofskirche in Teurnia widerlegt. Aber auch die eingangs geschilderte Rekonstruktion des Presbyteriums der Kirche *extra muros* in Teurnia gibt derartigen Spekulationen keinen Raum.

4. Gerader Chorschluß und angebaute Klerusbank

Der gerade Chorschluß mit angebauter Klerusbank wird belegt durch die Kirchen auf dem Tonovcov grad bei Kobarid (SLO) und durch jene auf dem Ajdna bei Potok (SLO). Nicht erkannt wurde das Presbyterium in der Kirche auf dem Tscheltschnigkogel (Kadischen) bei

---

55 W. Sydow, Fundberichte aus Österreich 26 (1987) 151 ff.
56 F. Glaser, wie Anm. 7, 49 f.
57 F. Glaser, wie Anm. 7, 95 ff.
58 F. Glaser, wie Anm. 7, 105 (Tabelle)
59 N. Duval, Antichità Altoadriatiche 22 (1982) 409 f.

Warmbad Villach[60]. Da seitlich außen an die Klerusbank der Estrich auf tieferem Niveau anschloß, dachte man an die Fundamente einer Kapelle.

5. Gerader Chorschluß und freistehende Klerusbank

Zum rechteckigen Kirchensaal mit freistehender Klerusbank gab es immer wieder Spekulationen. Für Egger galt der Typus als bodenständige Entwicklung des Kirchenbaus aus dem Profanbau in Noricum.[61] G. C. Menis sah darin ein Charakteristikum der alpin-aquileiensischen Kirchen.[62] Der Typus wird zwar bei kleineren Bauaufgaben verwendet, hat aber auch im Rahmen anspruchsvoller architektonischer Konzepte seinen Platz (vgl. unten) und kann Querannexe besitzen.

Einschiffigkeit und äußere Hallen

Die Einschiffigkeit von Kirchen im ostalpinen Gebiet wurde von G. C. Menis als charakteristisches Merkmal eines alpin-aquileiensischen Kirchentypus erklärt. F. W. Deichmann dagegen bringt die Einschiffigkeit mit den beschränkten finanziellen Möglichkeiten kleinerer Gemeinden in Verbindung.[63] Das mag sicher in vielen Fällen zutreffen, da auch in ländlichen Regionen die benötigten Säulen zur Wiederverwendung gar nicht zur Verfügung standen. Die Einschiffigkeit kann aber auch ein wesentlicher Bestandteil des Entwurfes sein. Den ersten Hinweis in Noricum erbrachte die Ausgrabung der Bischofskirche in Teurnia, an deren Südseite außen eine Halle mit Säulen auf

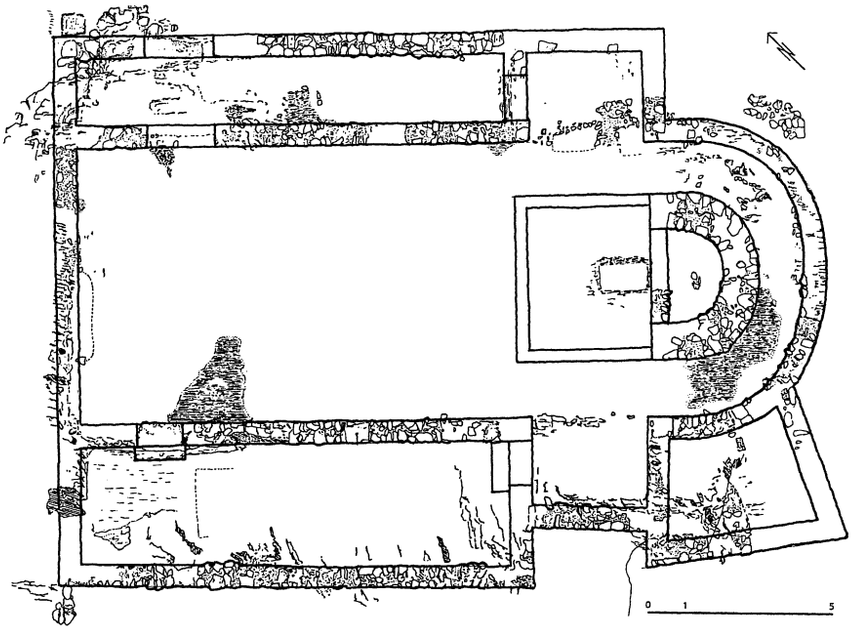


Abb. 13. Frühchristliche Kirche am Duel bei Feistritz. Steinplan und Rekonstruktion des Grundrisses (nach F. Glaser).

[60] F. Glaser, wie Anm. 49, 126 Abb. 51.
[61] R. Egger, wie Anm. 6, 119 f.
[62] G. C. Menis, wie Anm. 6, 195 ff.; ders., wie 52 f.
[63] G. C. Menis, Antichità altoadriatiche 9 (1976) 395 ff.; F. W. Deichmann, Einführung in die Christliche Archäologie (1983) 273 f.

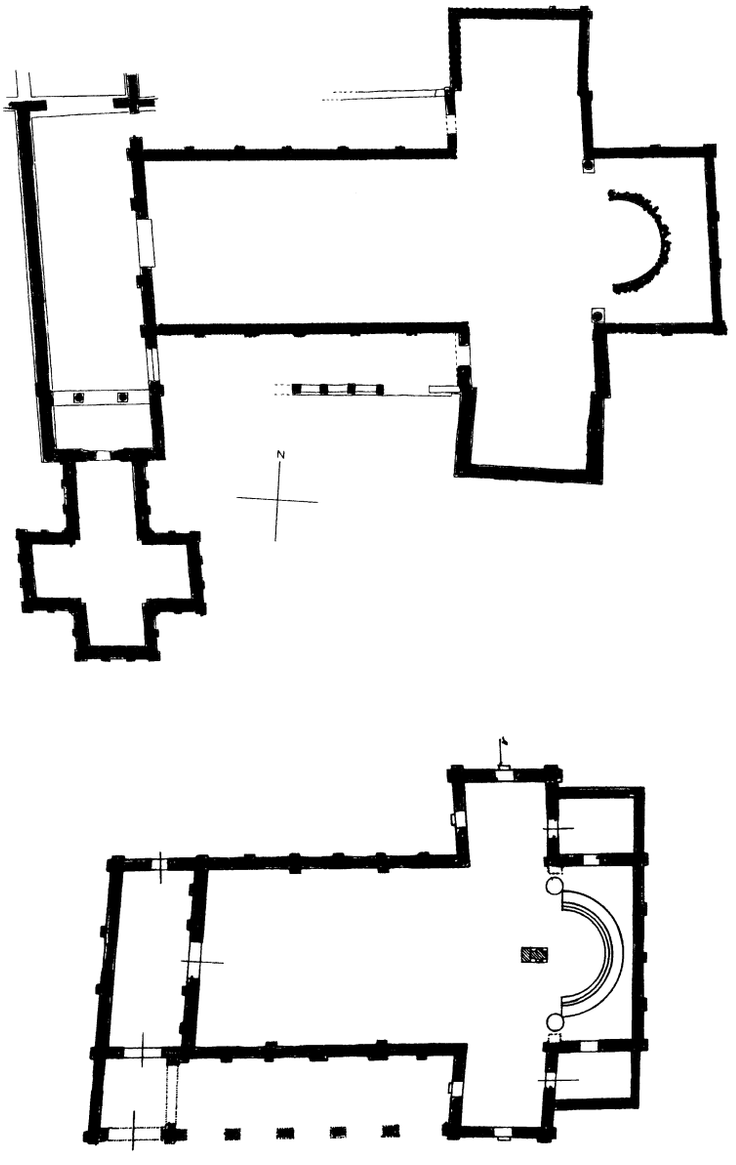


Abb. 14. Oben Kirche S. Croce, Ravenna, unten Kirche in Sepen auf der Insel Krk (nach Deichmann). Beide 1:500.

einer Brüstungsmauer angesetzt war.[64] Durch diesen Befund wurden auch die Säulenfunde der sogenannten Friedhofskirche in Teurnia deutbar. Hatte ich früher vermutet, daß sich daraus eine Dreischiffigkeit ablesen ließ, so ist nun klar, daß ursprünglich Säulenhallen mit Brüstungsmauern an den Langseiten der Kirche vorhanden waren.[65] Angebaute Hallen an der West- und Südseite besaß offenbar auch der erste Kirchenbau (J) auf dem Hemmaberg, wo sich

[64] F. Glaser, Antichità Altoadriatiche 47 (2000) 478 f. Abb. 5.
[65] F. Glaser, wie Anm. 64, 471 f. Abb. 2.; G. Gruber, wie Anm. 9, 50 ff.

zwei Pfeilerfundamente erhielten (Abb. 9).[66] Für die westliche Doppelkirchenanlage dürfen wir je eine Halle an einer Langseite vermuten.[67] Wahrscheinlich standen hölzerne Pfeiler auf einer Brüstungsmauer, wie dies auch bei der Kirche in Duel bei Feistritz anzunehmen ist (Abb. 13). Als Hinweis auf äußere Hallen kann die seichtere Fundamentierung im Vergleich zu den Hauptschiffmauern gelten.

Da bei den Kirchenschiffbreiten in Noricum das Maß von acht bis neun Metern (Bauholzlänge!) nicht überschritten wird, darf man annehmen, daß bei der Planung der Kirche in Celeia mit einer Breite von 13 m bewußt die Einschiffigkeit gewählt wurde.[68] Das Gleiche dürfte auch für die Gemeindekirche in der Nachbarstadt von Teurnia, nämlich in Iulium Carnicum (Zuglio) gelten. Dort gab es vermutlich auch äußere Längshallen, die allerdings durch weitere Grabungen abgesichert werden müßten.

Die äußeren Hallen treten vornehmlich mit Querannexkirchen auf, wie wir dies von S. Croce in Ravenna oder von der Kirche in Sepen auf Krk (Abb. 14) kennen.[69] In beiden Fällen stehen die Säulen oder Pfeiler auf einer gemeinsamen Brüstungsmauer. Im Falle von massiven Zerstörungen spätantiker Kirchen bleibt nur der Analogieschluß auf der Basis der Grundrisse, wie z.B. in Oberlienz (vgl. unten). Wenn Querannexe vorhanden sind und der Narthex breiter ist als das Kirchenschiff, dann können die äußeren Fundamente an den Langseiten auf äußere Hallen hinweisen.

Querannexkirchen

Bis zur Entdeckung der Bischofskirche in Teurnia wurde im ostalpinen Raum den Querannexen keine Aufmerksamkeit geschenkt, obwohl bereits die ersten entdeckten Kirchen, nämlich die Friedhofskirche in Teurnia oder jene im Weinberg von Säben zu diesem Typus zu zählen sind. Der Begriff «Querannex» in der Überschrift bedeutet, daß es sich um Räume handelt, die wie Transepte zum Kirchenschiff hin offen sind. Anhand der erhaltenen Fundamente ist oft nicht zu entscheiden, ob es sich um Transepte bzw. Querannexe oder um geschlossene Räume (Seitenannexe) handelt.[70] Denn auch bei Transepten zieht oft an der zum Altar hin offenen Seite eine Spannmauer durch, wenn es die Bodenverhältnisse erfordern. So ist beispielsweise bei der Bischofskirche in Teurnia (1. Bauperiode) im südlichen Querschiff eine Spannmauer vorhanden, während sie im nördlichen nicht nötig war. In dieser Kirche gibt eine gemauerte Bank einen Hinweis auf die Nutzung des nördlichen Transeptes, das zusätzlich einen Westzugang hatte und das gleiche Bodenniveau wie das Presbyterium besaß. Das Estrichniveau des Laienraumes stieg nämlich südlich an der Klerusbank beginnend kontinuierlich hinter der Bank an, bis es schließlich nordseitig die Bodenhöhe von Presbyterium und Transept erreichte.[71] Möglicherweise diente die Bank als Sitzplatz für die politischen Führungskräfte in der Provinzhauptstadt während des Gottesdienstes. H. R. Sennhauser denkt in der Diskussion daran, daß der Nordannex mit eigenem Zugang im Rahmen der normalen Riten den Priestern und Gästen für die Fußwaschung vorbehalten war.

Bei den Querschiffkirchen ist das Presbyterium klar in das Entwurfsprinzip eingebunden. Im Grundriß entspricht die West-Ost-Erstreckung des Altarraumes der Breite der Querannexe. Im Aufriß ist in Analogie zur Bischofskirche (1. Periode) und zur Friedhofskirche in Teurnia mit Bögen über den Säulen

---

66 F. Glaser, wie Anm. 7, 69.

67 F. Glaser, Carinthia I 183 (1993) 166. 173 f.

68 F. Glaser, wie Anm. 49, 65 ff. Abb. 20.

69 F. W. Deichmann, Ravenna, Hauptstadt des spätantiken Abendlandes II, Kommentar 3 (1989) 260 ff. Abb. 90. 90 a.

70 Vgl. G. Stanzl, Längsbau und Zentralbau als Grundthemen frühchristlicher Architektur (1979) 21, Taf. 27; T. Ulbert, Die religiöse Architektur im östlichen Illyricum, in: Actes du Xe congrès international d'archéologie chrétienne 1980 (1984) 166 ff.

71 Ansteigendes Bodenniveau hinter der Klerusbank wurde auch in der Kirche von Pfaffenhofen (Tirol) und der westlichen Kirche von Oberlienz (Osttirol) beobachtet. G. Kaltenhauser, Veröffentlichungen des Museums Ferdinandeum in Innsbruck 44 (1964) 86. F. W. Sydow, Fundberichte aus Österreich 26 (1987) 154.

an der Klerusbank zu rechnen, deren Bogenschub die östlichen Querannexmauern aufnahmen. Der Querschiffbau der ersten Periode der Bischofskirche wurde in der zweiten Periode durch einen Trikonchos ersetzt und deutet damit eine gewisse Verwandtschaft mit diesem an. Eine Bank in der Nordkonche blieb nicht erhalten, so daß kein Hinweis auf die Nutzung wie im nördlichen Transept gegeben ist.

Für das äußere Erscheinungsbild der Querannexkirchen war auch die Art der Überdachung maßgeblich. Es käme ein Schleppdach ebenso wie ein Satteldach für die Querschiffe in Frage. Bislang bietet nur die Friedhofskirche in Teurnia ihrem Grundriß zufolge einen konkreten Hinweis. Die Lisenengliederung der nördlichen Seitenkapelle setzt sich nicht auf der Nordwand des Querschiffes fort. Die westliche Lisene befindet sich nicht an der Querwand des Transeptes, sondern unmittelbar daneben an der Kapellenwand. Eine solche Anordnung hat nur Bedeutung im aufgehenden Mauerwerk; daraus ergibt sich, daß das Querschiff gesondert (von der Kapelle) überdacht war, nämlich mit einem Satteldach (Abb. 12). Diese Dachrekonstruktion wird auch maßgeblich sein für die anderen Querannexkirchen im Ostalpenraum. Die großen Vorbilder, nämlich die frühen Transeptkirchen Roms werden ebenfalls mit Satteldächern über den Querschiffen rekonstruiert.[72]

Mit den angeführten Beobachungen können nun auch Befunde älterer Ausgrabungen erklärt werden. Demnach besitzt die Kirche auf dem Duel bei Feistritz ebenfalls Querannexe.[73] Wie bei der Bischofskirche (1. Bauperiode) in Teurnia haben dort die Querschiffräume jeweils einen westseitigen Zugang. Im nördlichen Transept wurde ein solcher durch eine Holzschwelle, im südlichen durch Stufen nachgewiesen. Die nur in ihrem Ostteil erhaltene Kirche auf dem Hoischhügel bei Maglern *(*Meclaria*)* kann nun als Querannexkirche in dem Kastell mit 1,5 Hektar erklärt werden.[74] Die Rekonstruktion R. Eggers ergibt eine enorme Größe der Kirche (Schiffbreite 13,30 m) im Vergleich zu anderen norischen Kirchen (Breite 8–9 m).[75] Wenn man davon ausgeht, daß das Querschiff 13,30 m breit ist und die Apsisweite (7,30 m) dem Schiff entspricht, würde man die ursprüngliche Länge auf ca. 22 m Länge schätzen (Abb. 15). Doch zeigt nun die erste Bauperiode der kürzlich entdeckten Kirche unter St. Ulrich in Lavant (Osttirol)[76] ein Verhältnis der Schiffbreite zur Länge wie ca. 1:2. Auch die lichte Apsisbreite (7,30 m) der Kirche unter St. Ulrich ist mit jener auf dem Hoischhügel vergleichbar, so daß für letztere auch eine ursprüngliche Länge von ca. 16 m denkbar ist. Damit wären nur ca. 6 m der Hangrutschung zum Opfer gefallen und nicht 16 m, wie noch R. Egger vermutete. Da die Kirche westseitig an einem Steilabfall liegt, muß man analog zu Teurnia, Duel, Ajdna usw. mit Eingängen an den Langseiten rechnen.

Zwar ist die Kirche der römischen Stadt Virunum im Zollfeld (bei Maria Saal) noch nicht ergraben, doch läßt sich aufgrund der Luftaufnahmen eine 30 m lange Querannexkirche am Stadtrand in einer Insula nördlich des

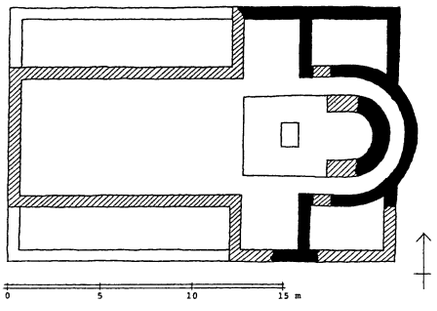


Abb. 15. Frühchristliche Kirche auf dem Hoischhügel. Rekonstruierter Grundriß. Zeichnung: F. Glaser.

---

72 H. Brandenburg, Roms frühchristliche Basiliken des 4. Jahrhunderts (1979) 26 f. 130 f.

73 F. Glaser, Frühchristliche Denkmäler in Kärnten (1996) 75 ff. Abb. 35. 36. R. Egger, Jahresh. Österr. Arch. Inst. 25 (1929) Beiblatt 189 ff.; U. Steinklauber, Die Kleinfunde aus der spätantiken befestigten Siedlung vom Duel-Feistritz a.d. Drau (Kärnten), (Diss. Graz 1988) Plan 2 (= steingerechte Aufnahme).

74 F. Glaser, wie Anm. 49, 88 f. Abb. 36.

75 R. Egger, wie Anm. 6, 103 f. Abb. 95.

76 M. Pizzinini, M. Tschurtschenthaler, E. Walde, Der Lavanter Kirchbichl. Ein heiliger Berg in Tirol (2000) 42 f.

Forums und Kapitoltempels erkennen.[77] Die freistehende Klerusbank im 9 m breiten rechteckigen Kirchensaal zeichnet sich mit ca. 1,10 m Stärke ab, während die Wände eine Stärke von 60 cm besitzen. Die Maße entsprechen den Vergleichsbeispielen in Noricum. Die Kirchen von Virunum und Aguntum sind im inneralpinen Gebiet Noricums die einzigen, welche in einer Stadt im Tal liegen. Daher sind hier mit der Ausgrabung der Kirchen wichtige Beobachtungen zur Siedlungsgeschichte und zu Datierungsfragen zu erwarten.

Auch wenn die Befunde der einschiffigen Kirche in Celeia fragmentarisch sind, so lassen die erhaltenen Mauerreste auf Querschiffe schließen, die mit Mosaiken ausgestattet waren. Mit ihrem Apsisumgang läßt sie sich mit der dreischiffigen Basilica della Beligna in Aquileia vergleichen.[78] In beiden Fällen werden im Scheitel des Apsisumganges Reliquienloculi vermutet. Dagegen handelte es sich bei dem Sakralbau unter der ehemaligen Pfarrkirche S. Giovanni in Aquileia um eine einschiffige Transeptkirche mit geradem Chorschluß[79], die vermutlich äußere Hallen besaß.

Die «basiliche cruciforme» im Adriaraum wurden von S. Piussi behandelt, wobei er sich im besonderen mit dem Symbolgehalt des kreuzförmigen Grundrisses auseinandersetzt.[80] Anders als bei den kreuzförmigen Gotteshäusern mit vier annähernd gleich langen Schiffen, muß bei den Querannexkirchen nicht von vornherein die Kreuzform allein für das Entwurfsprinzip maßgeblich sein. Wie oben gezeigt, ergeben sich statische Notwendigkeiten bei der Gestaltung des Presbyteriums mit Säulen und drei Bögen, deren Schub in die Querannexmauern abgeleitet wird (vgl. Abb. 3). Abgesehen vom Zweck zur Unterbringung einer Bank war das Querschiff ein gestalterisches Element, das vermutlich durch Fenster auch den Lichteinfall auf den Altarraum verstärkte. An der einschiffigen Transeptkirche S. Croce in Ravenna wurden die Querschiffe in einer zweiten Periode erweitert,[81] um die Kreuzform deutlich zu machen. Daraus ist wohl zu schließen, daß anfangs nicht der kreuzförmige Grundriß im Vordergrund stand, sondern praktische und gestalterische Aspekte, wie sie oben angeführt sind. In Analogie zu Teurnia wird der Standort der beiden Säulen auch für S. Croce an den Häuptern der Klerusbank zu rekonstruieren sein, womit auch drei Bögen zu erschließen wären (vgl. oben). Säulen als Wandvorlagen an den Ecken des Querschiffes allein können die Gestaltung des Presbyteriums nicht lösen.

Architektur als Bedeutungsträger

Zwar hat in der Spätantike der Symbolismus die Kirchenarchitektur noch nicht konsequent durchdrungen – wie F. W. Deichmann betont – so gibt es doch immer wieder Belege für symbolische Ausdeutungen in der Überlieferung, die oft auch auf bereits bestehende Sakralbauten angewandt wurden.[82] Die Ostung der Kirchen wurde etwa um 400 auch im Westen gebräuchlich, als im alpinen Raum die ersten Kirchen entstanden.[83] Wahrscheinlich war eine neue Interpretation des Schauens nach Osten, zum Sonnenaufgang, zum Paradies, welches östlich von Eden liegt, maßgeblich. Vorbereitet wurde dies durch die Gedanken der Kirchenväter, deren Interpretationen auf Genesis 2,8 beruhten.[84]

Während die frühen Kultsäle wie beispielsweise in Dura Europos oder in Aquileia noch deutlich den Charakter des Versammlungsraumes mit einheitlichem Bodenniveau be-

---

77 F. Glaser, wie Anm. 49, 120 f.
78 L. Bertacchi, in: Da Aquileia a Venezia (1980).
79 L. Bertacchi, wie Anm. 78, lll.
80 S. Piussi, Le basiliche cruciformi nell'area Adreatica. Antichità Altadriatiche 13 (1978) 437–488.
81 F. W. Deichmann, wie Anm. 69.
82 F. W. Deichmann, wie Anm. 63, 102.
83 F. Glaser, wie Anm. 7, 96 f.; F. Landsberger, in: The Synagogue. Studies in Origins, Archaeology and Architecture (1975) 239.
84 F. Landsberger, wie Anm. 83, 202. – Basilius von Caesarea, Liber de spiritu sancto 27,66 (PG 32, 189 f.). Gregor von Nyssa, De oratione domenica 5 (PG 44, 1184).

sitzen, zeigen die späteren Kirchen – so auch im Ostalpenraum – ein deutlich erhöhtes Presbyterium, das von Schrankenanlagen mit Vorhängen umgeben war (vgl. oben). Dadurch wurde gleichsam ein Adyton im Versammlungsraum geschaffen, zu dem nur die Kleriker Zugang hatten. Offensichtlich spielte hier der Tempel in Jerusalem eine Rolle, in welchem nur der Hohe Priester den Vorhang zum Adyton durchschreiten durfte.[85] Es fällt auf, daß die Bischofskirche in Teurnia und jene unter St. Ulrich in Lavant von der ersten zur zweiten Bauperiode auf eine Länge von ca. 30 m, also auf ca. 100 Römische Fuß verlängert wurden. In Teurnia wurde damit letztlich nur das Presbyterium vergrößert, aber nicht der Laienraum. Auch die Friedhofskirche von Teurnia (ohne Seitenkapellen) und die Feierkirchen der westlichen wie der östlichen Doppelkirchenanlage auf dem Hemmaberg haben die gleiche Länge. Hundert Fuß ist natürlich ein rundes Maß, das auch der salomonische Tempel ebenso wie die frühen griechischen Hekatompedoi besaßen. Die Auswirkungen der Schilderung des salomonischen Tempels im Alten Testament auf das Mittelalter sind bekannt.[86] Da die Einschiffigkeit in manchen Fällen nicht auf mangelnde finanzielle Mittel zurückzuführen ist (vgl. oben), wäre es nicht auszuschließen, daß die Schilderung des einschiffigen salomonischen Tempels im Alten Testament auf die Wahl der Raumform eingewirkt hat.

Um Reliquien unter dem eucharistischen Altar beisetzen zu können, mußte mit den Vorstellungen der antiken Kultur und ihren Gesetzen gebrochen werden. Die Voraussetzung dafür lieferten die Kirchenväter, die den Märtyrertod mit dem Opfertod Christi verglichen.[87] Da aber auch auf Reliquien- und Märtyrergräbern eine Mensa stand, auf der keine Eucharistie gefeiert wurde,[88] konnte allein schon die Schilderung in der Apokalypse maßgeblich gewesen sein (s. oben). So wie die Seelen der Märtyrer am himmlischen Altar ruhten, so befinden sich die sterblichen Reste des Märtyrers am irdischen Altar.

Entwurfsprinzipien und Maßverhältnisse

Es ist mehrfach versucht worden, gewisse geometrische Maßfiguren für die Kirchen des Ostalpenraumes zu ergründen. Auf schon methodisch unzulängliche Verfahren wurden weitreichende Hypothesen aufgebaut, auf die immer wieder unkritisch zurückgegriffen wird. A. Kottmann ist der Auffassung, daß die Kirchen nach geometrischen Verfahren und Zahlenverhältnissen abgesteckt wurden. Man muß natürlich hinzufügen, daß die spätantiken Kirchen demnach nach Kottmanns Verfahren entworfen worden wären. Er behauptet, daß sich aus seiner Methode sogar der Übergang vom römischen zum karolingischen Fuß ablesen ließe.[89] Die geometrischen Hilfskonstruktionen, die Kottmann beispielsweise für rechteckige Saalkirchen vorschlägt, sind komplizierter als deren Grundriß selbst. Dazu kommt noch, daß er in seinen Maßangaben Wurzelwerte und an e i n e m (!) Bau verschiedene Fußmaße verwendet.

A. und J. Zehrer hingegen glauben, daß an den Kirchen der «Goldene Schnitt» abzulesen wäre.[90] Aus ihren Ergebnissen wären dann auch Fragen der Kultkontinuität zu beantworten, oder es kann vermutet werden, daß die Vorarlberger Kirchenbauten mit römischen Grundrissen in Beziehung stehen. In einem weiteren spannt A. Zehrer den Bogen von der Basilika in Poreč über San Salvatore in Brescia bis zum Virgildom in Salzburg und rekonstruiert sogar die spätantike Kirche auf dem Hoischhügel (vgl. oben) als dreischiffigen Sakralbau.[91] Die Bauraster entwickelt A. Zehrer vor allem auf dem

---

[85] W. Zwickel, Der salomonische Tempel (1999) 55 ff.
[86] W. Zwickel, wie Anm. 85, 7 ff. 57 ff.
[87] B. Kötting, Der frühchristliche Reliquienkult und die Bestattung im Kirchengebäude (1965) 15 f. 30.
[88] Vgl. z.B. die Reliquiengräber in den Seitenkapellen der Friedhofskirche in Teurnia, in der Memorialkirche der östlichen Doppelkirchenanlage auf dem Hemmaberg oder im Baptisterium von Vranje bei Sevnica.
[89] A. Kottmann, Das Münster 27 (1974) 23 ff.
[90] A. Zehrer, J. Zehrer, Jb. Vorarlberg 1983 (1984) 43 ff.
[91] A. Zehrer, Mitt. Ges. Salzburger Landeskde. 124 (1985) 241 ff.

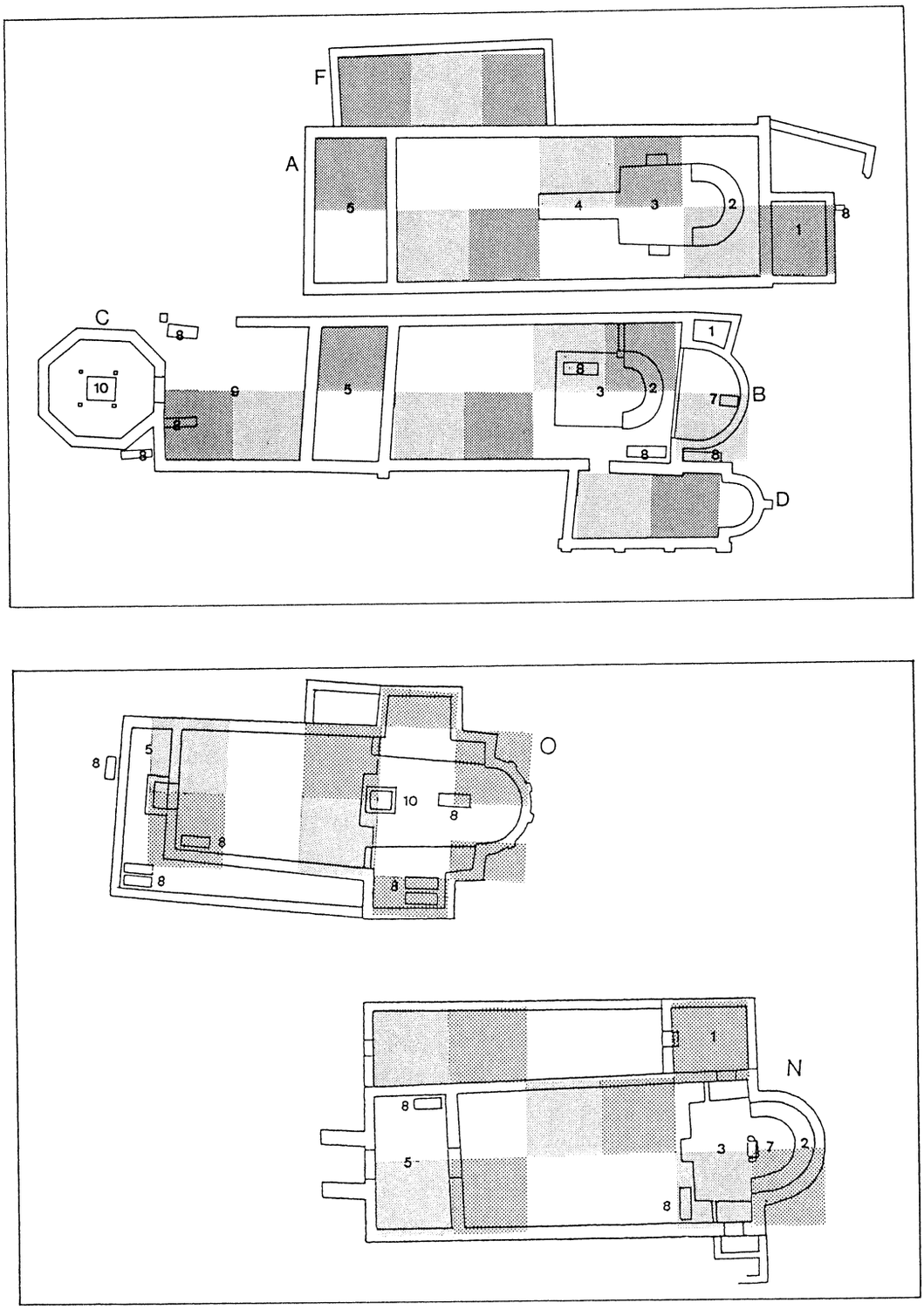


Abb. 16. Oben östliche frühchristliche Doppelkirche, unten westliche Doppelkirche auf dem Hemmaberg. Maßverhältnisse. Zeichnungen: F. Glaser.

Vielfachen des 1/9 Fußes oder 1/3 Fußes und stellt Verbindungen zwischen den genannten Kirchen her.

Grundsätzlich ist zu A. Kottmanns geometrischen Figuren und A. und J. Zehrers «Goldenem Schnitt» zu sagen, daß Wurzelwerte in der Antike nur durch Bruchzahlen ausdrückbar und damit in der Praxis den Bauleuten nicht mitteilbar waren. Dazu kommt, daß die genannten Autoren vorher die vielfach schiefwinkeligen Kirchengrundrisse mit rechten Winkeln idealisierten, um sie so ihrem System anzupassen. Zur Problematik bei Entwurfsüberlegungen mit Wurzelwerten/Bruchzahlen zu arbeiten, nahm H. Junecke grundlegend Stellung und zeigte, daß Grundrisse leicht durch die fünf pythagoräischen Rechtecke erklärt werden können, die durch ganze Zahlen ausdrückbar und den Bauleuten mitteilbar waren.[92] Das Meßverfahren von H. Junecke ist sicherlich geeignet, den Entwurfsvorgang von Großbauten mit sorgfältiger Bauausführung und mit einigermaßen guter Erhaltung der untersten Scharen des Aufgehenden festzulegen. Schwierig ist es allerdings, dieses Meßverfahren auf schiefwinkelige Bauten im Ostalpenraum anzuwenden.

In diesem Zusammenhang sei auf eine Beobachtung zu den Doppelkirchen des Hemmaberges hingewiesen (Abb. 16).[93] Geht man zum Beispiel bei der östlichen Doppelkirche vom Narthex als Grundmaß aus, so kann man eine Breite fünfmal im Kirchenschiff (Kirche A) der Länge nach auftragen, wobei die Kanten der Rechtecke annähernd mit den Abschnitten der Inneneinrichtung zusammenfallen, wie z.B. der Soleawestkante, der Presbyteriumwestkante, Klerusbankhäupter usw. Das Atrium (Kirche B) entspricht zwei Narthexflächen und ergibt etwa ein Quadrat, weil die Grundfläche des Narthex annähernd die Proportion 1 : 2 besitzt. Die halbe Narthexfläche ist demnach ein Quadrat und kommt etwa dem Altarplatz gleich. Das gleiche Grundmaß läßt sich auch auf die westliche Doppelkirche übertragen. Auch dort entspricht die Narthexbreite der Apsistiefe und läßt sich auch fünfmal in der Länge des Kirchensaales auftragen; die Sakristei besitzt eine Fläche

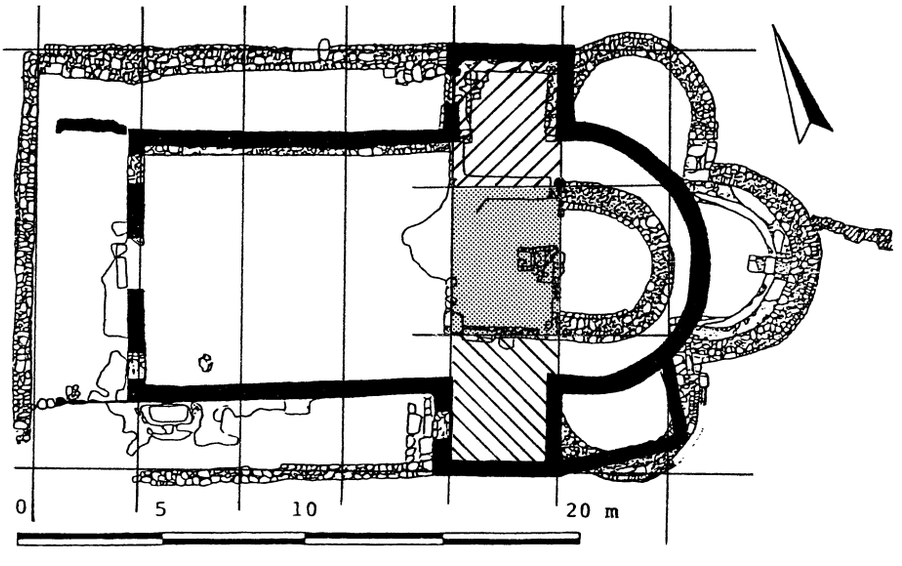


Abb. 17. Frühchristliche Bischofskirche (1. Bauperiode schwarz) in Teurnia/St. Peter in Holz, Maßverhältnisse. Zeichnung: F. Glaser.

---

[92] H. Junecke, Proportionen frühchristlicher Basiliken des Balkan im Vergleich von zwei unterschiedlichen Meßverfahren (1983). Rechtecke mit den Verhältnissen 3 : 4 : 5, 5 : 12 : 13, 8 : 15 : 17, 7 : 24 : 25, 12 : 35 : 37.

[93] F. Glaser, wie Anm. 7, 104; ders. Carinthia I 183 (1993) 175 f. Abb. 6.

im Ausmaß des halben Narthex. Abgesehen von diesen Beobachtungen wurde bei den beiden Doppelkirchen der identische Mörtel nachgewiesen.

In der Bischofskirche (1. Bauperiode) läßt sich die Altarplatzbreite bis zum äußeren Scheitel ebenfalls fünfmal auftragen und würde zumindest der Narthexbreite der zweiten Bauperiode entsprechen (Abb. 17). Das Breitenmaß an den Querannexen kommt dem Dreifachen der Altarplatzlänge gleich. Solche einfache Meßverfahren wären gut verständlich und geben Raum für kleine Abweichungen und gelegentlich für schiefe Winkel. Vor allem weisen Bruchsteinmauern stets Unregelmäßigkeiten auf; dies gilt im besonderen für das Fundament, das sich oft allein erhalten hat. Daher können Berechnungen bis in den Zentimeterbereich – wie sie auch H. Junecke durchführt – an der Realität scheitern.

FRÜHE KIRCHENBAUTEN IM LAND SALZBURG

Fritz Moosleitner
mit Beiträgen von Hans Rudolf Sennhauser

Dank der Einflußnahme der Diözesankommission unter dem Vorsitz von Prälat Dr. Johannes Neuhardt und der Tätigkeit des kirchlichen Bauamtes werden im Land Salzburg – im Zuge von Renovierungsmaßnahmen in Kirchen – keine Eingriffe in den Boden vorgenommen, ohne daß eine archäologische Untersuchung vorangegangen wäre. In den vergangenen Jahren sind in Salzburg rund 40 Kirchen ganz oder teilweise archäologisch erforscht worden. Die Grabungen werden großenteils durch das Salzburger Museum Carolino Augusteum und durch das dem Museum angeschlossene Referat Landesarchäologie des Amtes der Salzburger Landesregierung durchgeführt (Grabungsleitung: Eva Maria Feldinger und Fritz Moosleitner). Die Finanzierung erfolgt durchwegs aus Mitteln der Landesarchäologie.

Die große Zahl an Restaurierungsmaßnahmen, insbesondere die Trockenlegung von Mauerwerk und der Einbau von Bodenheizungen, stellt die Archäologie vor fast unlösbare Aufgaben. Der Forschungsstand in Salzburg ist zwar als relativ hoch einzuschätzen, aufgrund der intensiven Grabungstätigkeit konnte jedoch die Aufarbeitung und Publikation der Grabungsergebnisse mit der «Spatenarbeit» nicht Schritt halten; viele Kirchengrabungen sind bisher nicht oder nur in kurzen Vorberichten bekannt gemacht.

Für den frühen Kirchenbau waren die Besiedlungsverhältnisse im Frühmittelalter von ausschlaggebender Bedeutung. Das relativ kleine Land Salzburg hatte im 7. und 8. Jh. Anteil am bajuwarischen und südslawischen Siedlungsareal und schloß die vermutlich größte und wichtigste «Siedlungsinsel» der Romanen im Gebiet nördlich der Alpen mit ein. Diese drei unterschiedlichen Siedlungsareale des Frühmittelalters lassen sich vor allem an den Ortsnamen – weniger gut an den Bodenfunden – ablesen[1].

Die Wohngebiete der im Land verbliebenen Romanen beschränkten sich vorwiegend auf den Südteil des Salzburger Beckens zwischen Iuvavum und dem Paß Lueg. Ortsnamen wie Adnet, Vigaun, Morzg, Anif gehen auf römische bzw. vorrömische Bezeichnungen zurück. Nur im Bereich der «Romania» ist in Salzburg mit einer Kontinuität christlicher Kultbauten von der Spätantike bis ins Frühmittelalter zu rechnen, d. h. nur in diesem Areal besteht die Hoffnung, bei Kirchengrabungen auf frühchristliche Sakralbauten zu stoßen. Bisher ist jedoch in diesem Gebiet noch kein Gotteshaus archäologisch untersucht. Eine Ausnahme stellt die Kirche auf dem **Georgenberg bei Kuchl** dar.

In der Spätantike zogen sich die Bewohner der römischen Straßenstation Cucullae auf den nahegelegenen, steil aus der Talebene aufragenden Inselberg zurück. Als *cucullis* findet diese befestigte Höhensiedlung in der Lebensbeschreibung des hl. Severin Erwähnung[2]. Der «Apostel der Noriker» besuchte die Siedlung auf dem Georgenberg um 470 n. Chr., er soll in der Kirche des Ortes ein Kerzenwunder vollbracht haben.

In den Jahren 1962 und 1963 führte die Bayerische Akademie der Wissenschaften in Zusammenarbeit mit dem Österreichischen

---

[1] Eine Verbreitungskarte bajuwarischer, romanischer und slawischer Ortsnamen in Salzburg findet sich in: H. Dopsch u. H. Spatzenegger (Hgg.), Geschichte Salzburgs, Stadt und Land, Bd. I/1, Salzburg 1981, S. 110.

[2] Eugippius, Das Leben des hl. Severin, Lat. u. dt. Übersetzung, Kommentar und Einleitung von R. Noll, Linz 1947.

Archäologischen Institut eine umfangreiche Untersuchung auf dem Georgenberg durch, die auch die bestehende Georgskirche mit einschloß[3]. Dabei konnten spärliche Mauerreste einer frühchristlichen Kirche aufgedeckt werden[4]. Der Ausgräber rekonstruierte diese Baureste als einfachen Saalbau mit ca. 8,2 m Breite und eingebauter, an die Ostwand anbindender Priesterbank (nicht abgebildet). Die Längserstreckung des Kirchenraumes ist mit ca. 12 m anzunehmen. Da zum Rekonstruktionsvorschlag des Ausgräbers keine Parallelen vorliegen, hat Hans Rudolf Sennhauser an Hand des Grabungsplanes einen neuen Vorschlag erarbeitet (vgl. Anhang), der entsprechend der lückenhaften Dokumentation mit Unsicherheiten behaftet ist (Abb. 1).

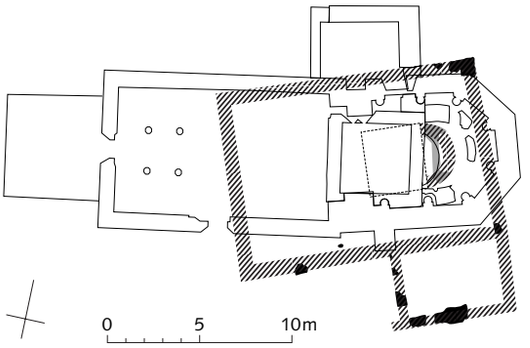


Abb. 1. Kuchl-Georgenberg, Filialkirche zum hl. Georg. Baureste der frühchristlichen Kirche; um 400. Rekonstruktionsvorschlag: HR. Sennhauser.

An die Südmauer des Saales war ein kleiner Anbau angefügt, der eine einfache Schlauchheizung aufwies. Die lichte Weite dieses Anbaus betrug 3,5–5,5 m. Zahlreiche Kleinfunde aus der Umgebung des Gotteshauses belegen eine intensive Siedlungstätigkeit ab der Mitte des 4. Jh. Die Errichtung der frühchristlichen Kirche fällt vermutlich in die Zeit um 400 n. Chr.

Das Alpenvorland nördlich von Iuvavum-Salzburg war in der Spätantike weitgehend siedlungsleer, die zahlreichen römischen Gutshöfe hat man gegen Ende des 4. Jh. großenteils aufgegeben. Die Wiederbesiedlung des Voralpenlandes durch germanische Völkerschaften setzte in der 1. Hälfte des 6. Jh. ein. In der Zeit der Ostgotenherrschaft ist mit der Ansiedlung von alamannischen Flüchtlingen aus Südwestdeutschland zu rechnen. Etwa zur Zeit der Machtübernahme durch die Franken (536/540) hat sich eine Gruppe von Langobarden im Salzburger Alpenvorland niedergelassen[5]. Erst eine Generation später setzt die systematische Aufsiedlung des Flachgaues durch bajuwarische Zuwanderer ein. Diese wurden im Verlauf des 7. Jh. dem christlichen Glauben zugeführt. Daraus erklärt sich, daß es sich bei den frühen Kirchen in diesem Gebiet ausschließlich um Neugründungen handelt.

Eine frühe Holzkirche in Ständerbauweise konnte 1983 bei Grabungen in der Pfarrkirche zu unserer Lieben Frau Himmelfahrt in **Anthering** (Abb. 2–4) nachgewiesen werden[6]. Der Ort liegt am rechten Ufer der Salzach rund 8 km nördlich der Landeshauptstadt. Die erste Kirche ist über den planierten Resten eines römischen Gutshofes errichtet worden. Erhalten blieben lediglich die mit Keilsteinen und Humus gefüllten Pfostengruben, die bis zu 60 cm in den anstehenden Lehmboden eingetieft waren. Die Westwand der Holzkirche stört die Fundamente des Herrenhauses des Gutshofs. Zwei Reihen von Pfostengruben im Abstand von rund 4,3–4,5 m markieren den Verlauf der Längswände. Der Ostabschluß der

[3] Leitung: Prof. Dr. Joachim Werner, örtliche Grabungsleitung Dr. Norbert Walke. Die Grabungen im Inneren der Georgskirche mußten sich auf den Altarraum beschränken; das Schiff wurde nicht freigelegt.

[4] Mit Ausnahme zweier kurzer Vorberichte in Pro Austria Romana (im folgenden PAR) 13, 1963, S. 29 ff. und PAR 17, 1967, S. 14 ff. blieben die Grabungsergebnisse bisher unpubliziert, auch der Plan der Grabungen wurde noch nicht vorgelegt. Die Bayerische Akademie der Wissenschaften hat vor wenigen Jahren die Unterlagen der Grabungen dem Salzburger Museum Carolino Augusteum übergeben. Auch das bis dahin im Keltenmuseum Hallein verwahrte Fundmaterial wurde dem Salzburger Museum übergeben.

[5] R. Knöchlein, Völkerwanderung und Bajuwarenzeit im Rupertiwinkel, in: Archäologie beiderseits der Salzach, Bodenfunde aus dem Flachgau und Rupertiwinkel, Salzburg 1996, S. 111 ff.

[6] F. Moosleitner, Kirchengrabungen – am Beispiel der Pfarrkirche Anthering, in: Archäologie beiderseits der Salzach (wie Anm. 5) S. 137 ff.

Holzkirche kann nur annähernd rekonstruiert werden, durch spätere Baumaßnahmen sind in diesem Bereich alle Spuren beseitigt worden. Eine Pfostengrube – deren Zugehörigkeit zur Holzkirche allerdings nicht zweifelsfrei belegt ist – deutet auf einen eingezogenen Rechteckchor hin. Der zugehörige Friedhof lag vor der Westwand der Holzkirche. Bei der Anlage der W-E-orientierten Gräber hat man die noch intakte Wölbung der Hypokaustanlagen eingeschlagen und die Holzsärge auf dem Estrichboden des Heizkellers abgestellt. Jedoch auch im Inneren der Holzkirche hat man bestattet. Etwa in Kirchenachse lag das Skelett eines 50–55jährigen Mannes mit Blickrichtung zum Altar. Die starke Verkrümmung der Oberschenkelknochen («Reiterbeine») und die starken Muskelansatzmarken zeugen von lebenslanger schwerer körperlicher Belastung, jedoch nicht durch Arbeit, sondern durch Reiten, Jagen und Kampftraining[7]. Dieser Mann aus der privilegierten Oberschicht war zweifellos der Stifter der Kirche. In zwei Kindergräbern vor der Nordwand der Holzkirche – eines davon in einer Steinkiste aus Flyschsandsteinplatten – sind vermutlich die früh verstorbenen Kinder der Stifterfamilie beigesetzt worden.

Durch das Fehlen von Grabbeigaben wird die zeitliche Einordnung der Holzkirche erschwert. Erste Kirchenbauten dieses Typs treten in Bayern bereits am Beginn des 7. Jh. in Erscheinung[8]. Die Beigabenlosigkeit der Gräber kann als Indiz für eine spätere Entstehung am Ende des 7. Jh. oder im beginnenden 8. Jh. gewertet werden. Die Holzkirche von Anthering ist vermutlich noch im Verlauf des 8. Jh. oder im 9. Jh. durch einen steingemauerten Neubau ersetzt worden (Bau 2, Abb. 3). Der Grundriß dieser vorromanischen Steinkirche konnte im Verlauf der Grabungen vollständig erfaßt werden. Es handelte sich um einen einfachen Saalbau mit 5,0x8,5 m Innenlichte, an den ostseitig ein stark eingezogener Rechteckchor angefügt war (Innenlichte 2,8x3,2 m). Die Kirche war mit einem Mörtelestrich über einer Rollierung ausgestattet. Der zugehörige Friedhof befand

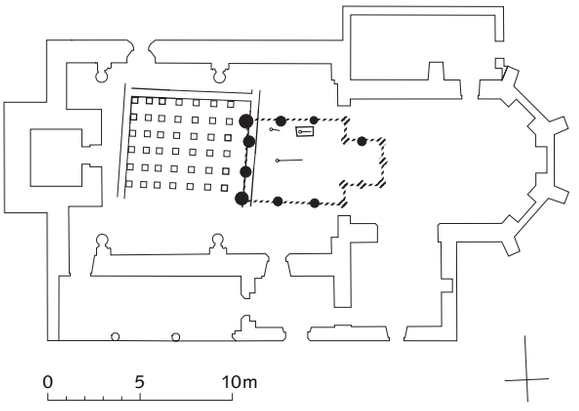


Abb. 2. Anthering, Pfarrkirche. Römische Baureste und Pfostengruben einer Holzkirche (Bau 1), um 700.

sich – wie bei Bau 1 – westlich der Kirche, die Bestattungen waren jedoch N-S-orientiert. Datierende Kleinfunde fehlen auch für diese Bauperiode.

Hinweise auf eine weitere frühe Holzkirche in Ständerbauweise lieferten die Grabungen in der Filialkirche zum hl. Martin im Weiler **Pfongau,** Gemeinde Neumarkt am Wallersee (Abb. 5, 6). Der Ortsname mit Endung auf -gau belegt, daß der Ort im Frühmittelalter die Funktion eines Zentralortes im östlichen Flachgau einnahm. Pfongau verdankte seine Bedeutung der Lage an einer römischen Reichsstraße, die von Iuvavum-Salzburg nach Osten in Rich-

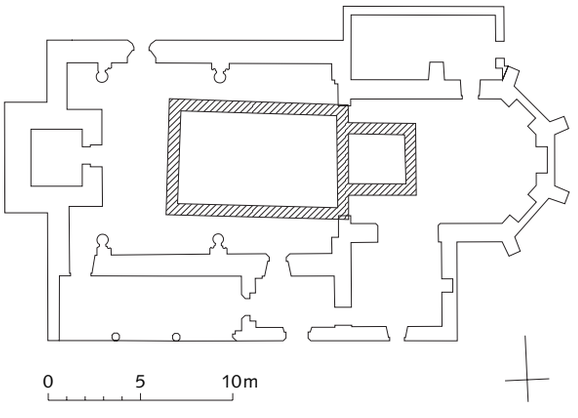


Abb. 3. Anthering, Pfarrkirche. Grundriß der vorromanischen Steinkirche (Bau 2), um 800.

[7] Gutachten von M. Kunter, Anthrop. Institut der Universität Gießen.

[8] Siehe z.B. R. Christlein, Das Reihengräberfeld und die Kirche von Staubing bei Weltenburg, in: Arch. Korrespondenzbl. 1, 1971, S. 51 ff.



Abb. 4. Anthering, Pfarrkirche. Pfostengruben der Holzkirche, Bau 1 (gekennzeichnet durch Pfeile) und zugehöriges Steinplattengrab, beidseitig Fundamentreste der Langhausmauern der ersten Steinkirche (Bau 2), darunter römerzeitliche Baureste.

tung Ovilava-Wels führte. Diese Römerstraße entlang einer von der Natur vorgegebenen Route stand im Frühmittelalter weiter in Verwendung. Erst durch die Verlegung der Straße und die Gründung von Neumarkt im Hochmittelalter verlor der Ort seine Bedeutung.

Bei den Grabungen des Salzburger Museums Carolino Augusteum im Inneren der Filialkirche Pfongau traten Spuren eines frühmittelalterlichen Gebäudes in Ständerbauweise zutage. Die Befunde reichen jedoch für die Rekonstruktion des Grundrisses nicht aus. Es könnte sich auch um ein profanes Gebäude gehandelt haben, was allerdings wenig wahrscheinlich ist. Die Fundamente der ersten steingemauerten Kirche waren hingegen vorzüglich erhalten; sie stellt sich als einfacher langgestreckter Saalbau mit 4,0x9,4 m Innenlichte dar[9]. Eine flache, segmentbogenförmige Apsis schloß den Kirchenraum nach Osten hin ab (Abb. 6). In der südseitigen Außenmauer des bestehenden Gotteshauses sind Teile des aufgehenden Mauerwerks bis zu einer Höhe von mind. 2 m heute noch erhalten. Die zeitliche Einordnung dieser ersten Steinkirche um 700 bzw. in die ersten Jahrzehnte des 8. Jh. wird nachstehend begründet.

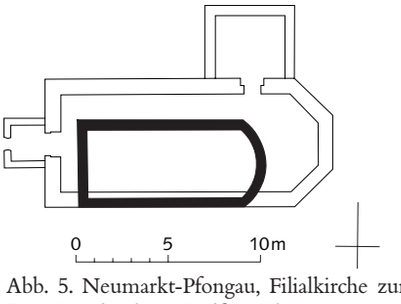


Abb. 5. Neumarkt-Pfongau, Filialkirche zum hl. Martin. Erste Steinkirche, 1. Hälfte 8. Jh.

Die frühmittelalterliche Steinkirche von Pfongau blieb bis in spätgotische Zeit erhalten; ein Hinweis darauf, daß der Ort im Hochmittelalter nicht mehr gewachsen ist. Nur der Ostabschluß wurde in romanischer Zeit «modernisiert», die flachbogige Apsis wurde zunächst durch eine halbrunde ersetzt, später durch einen eingezogenen Rechteckchor.

Die Grundrißlösung mit flachbogiger, segment- bis korbbogenförmiger Apsis ohne Einzug ist unter den bisher im Salzburger Alpenvorland ergrabenen Kirchen noch mit vier weiteren Beispielen vertreten, und zwar in Hallwang, Salzburg-Liefering, Waldprechting und Thalgau.

Hallwang liegt im hügeligen Alpenvorland rund 8 km nordwestlich von Salzburg. Der Gründungsbau der Pfarrkirche zum hl. Martin in Hallwang stellt sich – wie die Grabung des Salzburger Museums Carolino Augusteum 1974 ergab – als kleine Kapelle mit flacher, segmentbogenförmiger Apsis dar, Innenlichte 2,8x4,5 m (Abb. 7–9). Der zugehörige Friedhof war westlich der Kirche situiert, die beigabenlosen Bestattungen W-E-orientiert[10]. Wie in Anthering ist auch die erste Kirche von Hallwang über den planierten Resten einer römischen Villa errichtet worden (Herrenhaus und Badegebäude). Datierende Kleinfunde fehlen auch für diesen Kirchenbau. Die Martinskirche von Hallwang ist – wie die meisten frühen Gründungen – als Eigenkirche erbaut worden.

---

[9] E. M. Feldinger, Archäologische Grabungen in der Filialkirche zum hl. Martin in Pfongau, in: F. P. Enzinger, Pfongau, Filialkirche zum heiligen Martin, Pfarre Neumarkt am Wallersee (1994) S. 5 ff.

[10] F. Moosleitner, Grabungen in der Pfarrkirche Hallwang, in: Salzburger Museum Carolino Augusteum, Jahreschrift 23/24, 1977/78, S. 101 ff.; Vorrom. Kirchenbauten, Ergänzungsband, S. 163



Abb. 6. Neumarkt-Pfongau, Filialkirche zum hl. Martin. Ostabschluß des Baus 1 mit flachbogiger Apsis, teilweise überdeckt durch jüngere Chorlösungen (Rundapsis, dann Rechteckchor).

Da dieses Gotteshaus im Güterverzeichnis der Salzburger Kirche fehlt, befand es sich noch Ende des 8. Jh. in Privatbesitz. Wann es in kirchlichen Besitz überging, ist nicht bekannt.

Im 9. oder 10. Jh. hat man den Gründungsbau von Hallwang durch einen wesentlich größeren Neubau mit annähernd halbrunder, nicht eingezogener Apsis ersetzt, Innenlichte rund 4,3x11,6 m. An der Außenseite der Apsis von Bau 2 waren – vermutlich auf Grund des relativ steil abfallenden Geländes – Stützpfeiler angesetzt (Abb. 8). Die zweite Steinkirche mußte in spätromanischer Zeit (13. Jh.) einem Neubau mit Rechteckchor und angesetzter, halbrunder Apsis weichen.

Ein weiteres Beispiel einer frühmittelalterlichen Kirche mit flachbogiger Apsis konnte 1996 durch Grabungen des Salzburger Museums Carolino Augusteum in der Filialkirche zum hl. Nikolaus in **Waldprechting** nachgewiesen werden[11]. Die Kirche erhebt sich am Rand einer Geländestufe ca. 1 km nordwestlich von Seekirchen am Wallersee. Vom Gründungsbau blieb nur ein geringer Mauerrest erhalten, der jedoch ausreicht, um den Grundriß zu rekonstruieren; nur die Längserstreckung des Schiffes bleibt offen (Abb. 10). Die Abmessungen des kleinen kapellenartigen Baues entsprechen weitgehend jenen der ersten Kirche von Hallwang. Übereinstimmung bestand auch in den Besitzverhältnissen, auch Waldprechting fehlt in den Güterverzeichnissen der Salzburger Kirche vom Ende des 8. Jh. Hingegen ist die Kirche zu den hll. Petrus und Paulus in Liefering in diesen enthalten[12].

Die ehemalige Gemeinde **Liefering** – heute ein Teil der Stadt Salzburg – liegt rund 4 km in nordwestlicher Richtung vom Stadtzentrum entfernt. Im Zuge umfassender archäologischer Untersuchungen konnten 1979 Reste des steingemauerten Gründungsbaues mit flacher, segmentbogenförmiger Apsis aufgedeckt werden (Abb. 11, 12). Der Bau war größer als die oben beschriebenen Kirchen dieses Typs; die

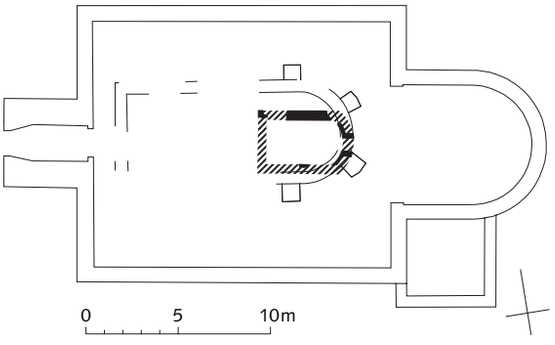


Abb. 7. Hallwang, Pfarrkirche zum hl. Martin. 1. Bauperiode, um 700.

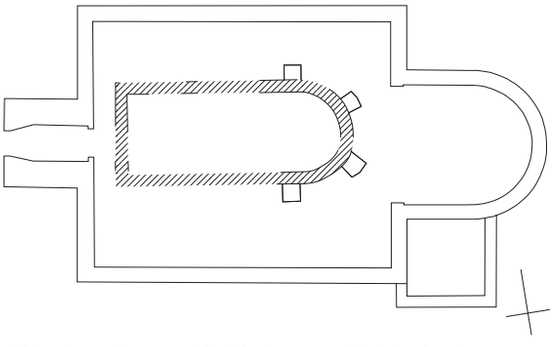


Abb. 8. Hallwang, Pfarrkirche zum hl. Martin. 2. Bauperiode, 9.–10. Jh.

[11] Kurzer Vorbericht (ohne Plan) in: Fundberichte aus Österreich (im folgenden FÖ) 35, 1996, S. 552. C. Ahrens, Die frühen Holzkirchen Europas, Stuttgart 2001, S. 121.

[12] F. Moosleitner, Grabungen in der Pfarrkirche zum hl. Petrus und hl. Paulus in Liefering, in der Festschrift: Liefering, 1250 Jahre Kirche Liefering, 100. Todestag Peter Pfenningers, Salzburg 1982, S. 30 ff.



Abb. 9. Hallwang, Pfarrkirche zum hl. Martin. Der Apsisbogen des Baus 2 überdeckt die Apsis des Baus 1, sichtbar die Fundamente der Langhausmauern des Baus 1, darunter Badegebäude des römischen Gutshofes.

Länge des Kirchenraumes wurde mit 8,70 m, die Breite des Saales mit 5,20 m gemessen. Der Eingang lag an der Südseite, an die Westmauer war eine durchgehende Steinbank angebaut. Vom Apsismauerwerk blieben keine Reste erhalten, der zugehörige Estrichboden zeigt jedoch den Verlauf der Innenwand des Apsisbogens an, so daß der Grundriß der Kirche vollständig rekonstruiert werden konnte. Der zur ersten Kirche gehörige Friedhof lag westlich der Kirche, die W-E-ausgerichteten Bestattungen waren zum Teil direkt an die Steinmauer der Kirche angerückt; sie erwiesen sich als beigabenlos.

Rund 500 m südöstlich der Kirche von Liefering ist ein ausgedehntes Reihengräberfeld nachgewiesen[13]. Die Auflassung dieses schon in

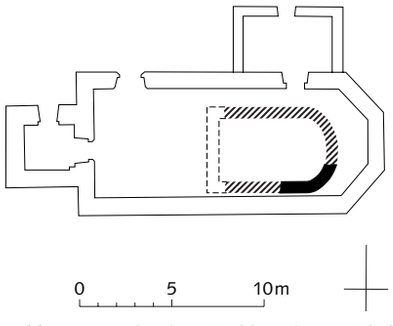


Abb. 10. Seekirchen-Waldprechting, Filialkirche zum hl. Nikolaus. Gründungsbau, um 700.

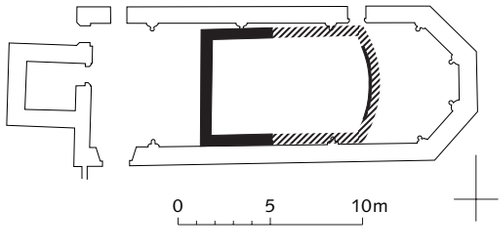


Abb. 11. Salzburg-Liefering, Pfarrkirche zu den hll. Petrus und Paulus. Gründungsbau, um 700.

der Spätantike belegten Reihenfriedhofes steht zweifellos mit der Errichtung der Kirche und des zugehörigen Friedhofes in Zusammenhang. Da die Belegung des Reihengräberfeldes bis in die letzten Jahrzehnte des 7. Jh. andauert, ergibt sich für den Kirchenbau ein Zeitansatz um 700. Die erste urkundliche Erwähnung der Kirche von Liefering erfolgte erst um 790 in dem bereits erwähnten Güterverzeichnis des Erzbischofs Arno.

Für die zeitliche Einordnung der Kirchen dieses Typs ist der Gründungsbau von **Thalgau** von größter Bedeutung. In der Pfarrkirche von Thalgau begegnet dasselbe Patrozinium wie in Pfongau und Hallwang – der hl. Martin. Der Ort hat im Frühmittelalter als zentrale Siedlung des Mondseelandes eine wichtige Rolle gespielt, darauf deutet wiederum der Ortsname mit Endung auf -gau (gaoe) hin.

Die Baugeschichte der Pfarrkirche zum hl. Martin in Thalgau konnte 1979 durch umfassende Grabungen seitens der Abteilung für Bodendenkmale des Bundesdenkmalamtes weitgehend geklärt werden[14]. Die Gründungskirche von Thalgau stellt sich als kleiner kapellenartiger Saalbau mit flacher, annähernd korbbogenförmiger Apsis dar, Innenlichte 4,4x6,8 m (Abb. 13). Der Apsisbogen geht – wie bei den vorausstehend besprochenen Kirchenbauten – ohne Absatz in die Längsmauer über. Die Kirche von Thalgau ist in Zusammenhang mit der Gründung des Frauenstiftes Nonnberg durch den hl. Rupert um 713 n. Chr. erstmals erwähnt. Der Baiernherzog Theodebert übergibt Rupert für den Unterhalt der Nonnen Kirche, Wiesen und Wald in dem Ort, der Talagaoe genannt

[13] M. Hell, Bajuwarengräber aus Liefering, in: Wiener Prähist. Zeitschrift 19, 1932, S. 173 ff.
[14] G. Melzer, Archäologische Untersuchungen in der Pfarrkirche St. Martin zu Thalgau, Salzburg, in: FÖ 23, 1984, S. 37 ff.



Abb. 12. Salzburg-Liefering, Pfarrkirche. Freigelegter Estrichboden des Baus 1 mit Westabschluß (Eingangsstufen und Westmauer mit angebauter Steinbank). Osthälfte des ersten Kirchenbaus teilweise überdeckt durch Rechteckchor der romanischen Kirche (Bau 2).

wird[15]. Es steht außer Zweifel, daß die bei den Grabungen festgestellte erste Kirche von Thalgau mit dem in der Stiftungsurkunde erwähnten Bau identisch ist. Die Kirche muß demnach um 713 bereits bestanden haben, damit ergibt sich ein terminus ante für die Errichtung dieses Gotteshauses. Da datierende Funde völlig fehlen, ist eine genauere zeitliche Einordnung nicht möglich. Am wahrscheinlichsten ist eine Errichtung der Kirche während der Anwesenheit des hl. Rupert in Salzburg – somit zwischen 696 und 713 –, eine etwas frühere Entstehung ist nicht auszuschließen. Die Errichtung einer dem hl. Martin geweihten Kirche am Nonnberg in Salzburg ist durch schriftliche Überlieferung bereits für die Zeit vor dem Eintreffen des hl. Rupert – damit vor 696 – bezeugt[16]. Für die voranstehend beschriebenen Steinkirchen mit flachbogiger, nicht abgesetzter Apsis ist damit eine Entstehung am Ende des 7. Jh. oder in der 1. Hälfte des 8. Jh. anzunehmen. Diese Datierung wird durch die Ergebnisse der Untersuchungen von H. Dannheimer in Epolding-Mühlthal bestätigt. An Hand von beigabenführenden Gräbern bzw. einer frühen Nennung kann die Errichtung der Kirche von **Mühlthal,** die ebenfalls eine flachbogige Apsis aufweist, auf die ersten Jahrzehnte des 8. Jh. eingeengt

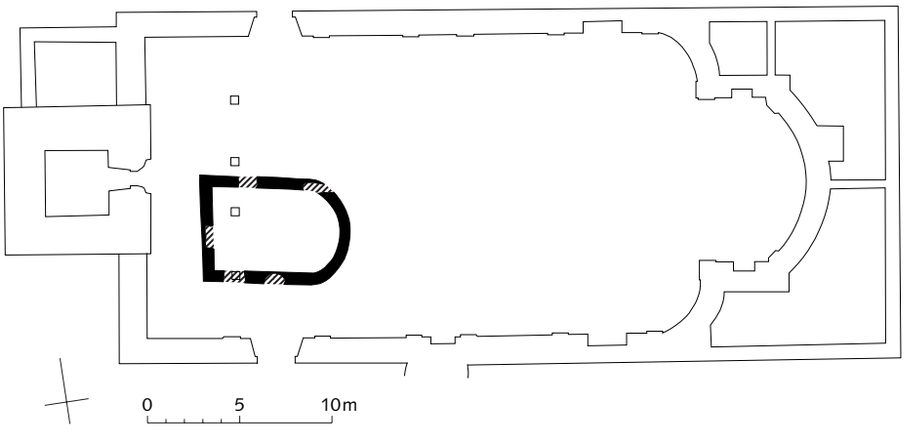


Abb. 13. Thalgau, Pfarrkirche zum hl. Martin. Bau 1, um 700 (nach FÖ 23, 1984).

[15] W. Hauthaler, Salzburger Urkundenbuch I, Salzburg 1910, S. 13 u. 23.

[16] Eine Martinskirche im Bereich des Nonnberg diente als «Landmarke» im Rahmen der Gebietsübertragung seitens des baierischen Herzogs an den hl. Rupert im Jahre 696.

werden[17]. Als Vorbilder für die frühmittelalterlichen Saalkirchen mit nicht eingezogener Apsis dienten spätantike Kirchenbauten des 5. und 6. Jh.[18]. Die Grundrißvariante mit flachem, segment- bis korbbogenförmigem Apsisverlauf scheint auf das von Bajuwaren besiedelte Alpenvorland beschränkt gewesen zu sein. Zu den bisher bekannten fünf Kirchen aus Salzburg gesellen sich drei Beispiele aus Oberbayern, darunter der voranstehend erwähnte Fundort Mühlthal[19]. Eine Kirche dieses Typs ist im bajuwarischen Ausbaugebiet an der Donau, und zwar in Sarling bei Ybbs, aufgedeckt worden[20]. Das Verbreitungsbild spiegelt allerdings nur den derzeitigen Forschungsstand wider; in Bayern und auch im angrenzenden Oberösterreich sind im Verhältnis zu Salzburg bisher nur sehr wenige Kirchengrabungen durchgeführt worden.

Wenden wir uns den inneralpinen Bereichen des Landes Salzburg zu. Die Ortsnamen belegen für den Lungau und Teile des Pongaues eine geschlossene slawische Besiedlung im Frühmittelalter (ab dem 7. Jh.). Einige romanische Ortsnamen im Pongau und Pinzgau deuten auf das Fortleben kleiner romanischer Ansiedlungen hin, die meisten Nebentäler scheinen jedoch im Frühmittelalter menschenleer gewesen zu sein. Bajuwarische Zuwanderer haben sich im Verlauf des 7. Jh. im fruchtbaren Saalfeldener Becken niedergelassen. Der weitere Siedlungsausbau dauerte bis ins 9.–10. Jh. an, erst im 12. Jh. war die Erschließung der oberen Bergregionen abgeschlossen. Im Gegensatz zum benachbarten Tiroler Raum ist in den Salzburger Gebirgsgauen keine Kontinuität kirchlichen Lebens von der Spätantike zum Mittelalter zu beobachten und auch nicht zu erwarten. Bei allen bisher ergrabenen Kirchenbauten handelt es sich um Neugründungen des Mittelalters.

Als Beispiel für eine Dorfkirche des inneralpinen Gebietes von Salzburg sei die Pfarrkirche zu den hll. Jakob und Martin in **Rauris** vorgestellt[21]. Der Goldbergbau verlieh dem Ort besonders im 13.–15. Jh. große Bedeutung. Bis zu 3000 Knappen fanden in der Blütezeit des Bergbaues in Rauris Beschäftigung. Die Baugeschichte der Kirche spiegelt die Entwicklung des Goldbergbaues wider; insgesamt sieben

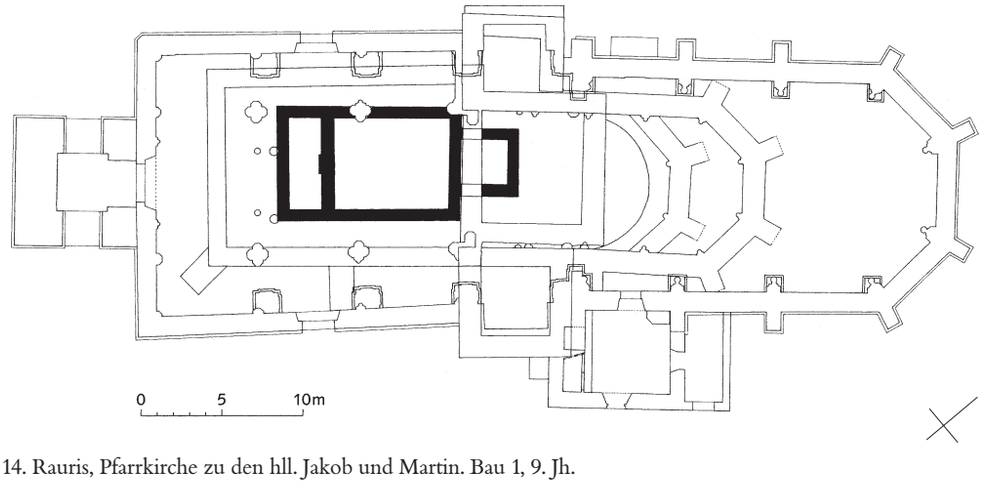


Abb. 14. Rauris, Pfarrkirche zu den hll. Jakob und Martin. Bau 1, 9. Jh.

[17] H. Dannheimer, Epolding-Mühlthal, Siedlung, Friedhöfe und Kirche des frühen Mittelalters, Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte 13 (München 1968) S. 71.

[18] Als Beispiel sei die spätantike Kirche St. Severin in Passau-Innstadt erwähnt. Vorromanische Kirchenbauten, Nachtragsband, München 1991, S. 327.

[19] Dannheimer (wie Anm. 17).

[20] G. Melzer, Archäologische Untersuchungen in der Filialkirche St. Veit in Sarling, Gemeinde Ybbs an der Donau, FÖ 14, 1975, S. 27 ff.

[21] Unpubliziert, kurzer Vorbericht (ohne Plan) in: FÖ 31, 1992, S. 556 f.



Abb. 15. Rauris, Pfarrkirche. Freigelegte Baureste der Vorgängerbauten nach Entfernung aller Fußböden. Im Vordergrund der vorromanische Gründungsbau mit Rechteckchor (Ostabschluß gestört durch modernen Heizungskanal).

Bauperioden konnten festgestellt werden, die sich über den Zeitraum vom 9. bis zum 16. Jh. erstrecken (Abb. 14, 15).

Bei dem Gründungsbau von Rauris handelt es sich um eine einfache Saalkirche mit 4,5x6 m Innenlichte und eingezogenem Rechteckchor mit rund 2,80 m Innenlichte. Der Ostabschluß des Chores ist zwar durch den Einbau eines Heizkanals in den 70er Jahren des 20. Jh. ausgerissen worden, der Verlauf der Mauer läßt sich jedoch relativ genau bestimmen. An den Kirchensaal war westseitig eine schmale Vorhalle mit ca. 1,80 m lichter Weite angefügt. Eine Fundamentverbreiterung in der Mitte der Trennmauer deutet auf eine Mittelstütze hin, Vorhalle und Kirchensaal waren demnach durch zwei – durch eine Mittelstütze voneinander getrennte – Durchgänge verbunden.

Diese Grundrißlösung – Saalbau mit Rechteckchor und Vorhalle – ist mehrfach belegt, so z. B. im Dom zu Bremen (Anfang 9. Jh.) und in Wenin (9.–10. Jh.)[22]. Auch für den Gründungsbau von Rauris ist eine Errichtung in karolingischer Zeit anzunehmen.

Als ersten Stützpunkt für die Christianisierung des inneralpinen Gebietes und für die Missionierung der Slawen errichtete der hl. Rupert 711/12 die Maximilianszelle in **Bischofshofen.** In dem älteren der beiden Salzburger Güterverzeichnisse wird die Geschichte der Gründung des Klösterchens sowie der später daraus entstandene Streit zwischen Bischof Virgil und Baiernherzog Odilo um die Ausstattung der Zelle ausführlich geschildert[23]. Zwei Angehörige der romanischen Adelsfamilie, die sich nach Albina – vermutlich das heutige Oberalm – nannten, drangen Salzach aufwärts in die Waldgebiete des heutigen Pongaues vor, um zu jagen und Gold zu waschen. An einem Ort, der später Pongau genannt wurde, beobachteten die beiden Brüder zahlreiche brennende Lichter, gleichzeitig nahmen sie einen wunderbaren Duft wahr. Der Bericht darüber veranlaßte den hl. Rupert zum Bau einer Kirche und eines kleinen Klosters, nachdem Herzog Theodo als Grundherr die Einwilligung gegeben hatte[24]. Rupert weihte die Kirche dem hl. Maximilian, der angeblich an diesem Ort bestattet war (711/12). Bereits nach wenigen Jahren – um 720 – wurden Kirche und Kloster durch benachbarte Slawen *(vicini sklavi)* zerstört, der Wiederaufbau erfolgte erst unter Bischof Virgil um die Mitte des 8. Jh. Im Jahre 820 wurde die Maximilianszelle im Zuge des großen Slawenaufstandes unter dem Fürsten Liudewit neuerlich zerstört, schon am 12. Oktober 821 erfolgte die Neukonsekrierung der Maximilianskirche[25]. Von diesem Zeitpunkt an schweigen

---

[22] Vorromanische Kirchenbauten, Nachtragsband, München 1991, S. 66 f. und 452.

[23] H. Dopsch, Schriftliche Quellen zur Geschichte des heiligen Rupert, in: Hl. Rupert von Salzburg, 696–1996, Katalog der Ausstellung im Dommuseum zu Salzburg und in der Erzabtei St. Peter, Salzburg 1996, S. 39 ff.

[24] Dopsch (wie Anm. 23) S. 76.

[25] B. Bischoff, Salzburger Formelbücher und Briefe aus tassilonischer und karolingischer Zeit, Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, philosophisch-historische Klasse, München 1973, S. 8 f. und 28.

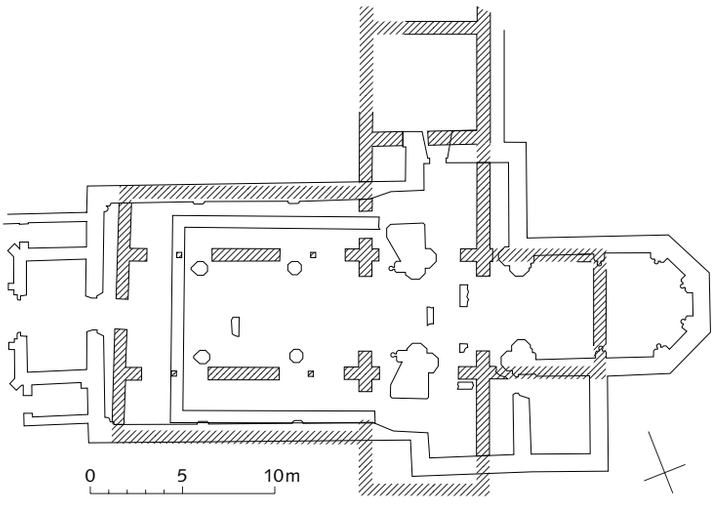


Abb. 16. Bischofshofen, Pfarrkirche zum hl. Maximilian. 2. Steinbauphase, um 900.

die schriftlichen Quellen bis ins 12. Jh. Um 1140 wird in Bischofshofen ein Chorherrenkonvent der Augustiner ins Leben gerufen. Bereits 1216 hat der Salzburger Erzbischof das Chorherrenstift St. Maximilian in Bischofshofen wieder aufgehoben und den gesamten Grundbesitz als Mensalgut für die Ausstattung des neu gegründeten Bistums Chiemsee verwendet. Für rund hundert Jahre residierten die Bischöfe von Chiemsee – fernab von ihrem Bistum – in den ehemaligen Klostergebäuden von Bischofshofen, bis sie sich in der Stadt Salzburg eine Residenz errichteten.

Die bestehende Pfarrkirche zum hl. Maximilian in Bischofshofen stammt aus dem 15. Jh.[26]. Ein Ablaß des Papstes Nikolaus V. von 1447 steht vermutlich mit Plänen für einen Neubau in Zusammenhang. Die Arbeiten dürften kurz darauf eingesetzt haben, der Bauherr der Kirche, Silvester Pflieger, Bischof von Chiemsee, wurde 1453 in einem Hochgrab im nördlichen Querschiffarm beigesetzt. Der gotische Neubau bzw. der Abbruch des Vorgängerbaues erfolgte in drei Etappen. In einem ersten Arbeitsschritt wurde das gotische Querschiff mit hohem Vierungsturm und anbindendem Chor mit 3/8-Schluß errichtet. Danach hat man das Kirchenschiff abgebrochen und durch eine einschiffige Halle mit trapezförmigen Wandpfeilern ersetzt. In einer dritten Bauphase erfolgte die Umgestaltung des Kirchenschiffes in eine dreischiffige Halle mit vier schlanken Mittelsäulen. Die Bauarbeiten dürften sich bis ans Ende des 15. Jh. hingezogen haben. Im Zuge der von Juli 1998 bis Mai 1999 andauernden Grabungen in der Bischofshofener Maximilianskirche durch das Salzburger Museum Carolino Augusteum konnten gut erhaltene Reste des im 15. Jh. abgebrochenen Vorgängerbaues aufgedeckt werden[27]. Es handelte sich um eine dreischiffige Kreuzbasilika im gebundenen System (Abb. 16). Altarraum, Querschiffarme und Vierung weisen einen quadratischen Grundriß auf, Länge und Breite des Mittelschiffes stehen im Verhältnis 2 : 1. Die Breiten von Mittelschiff und Seitenschiffen weisen ebenfalls ein Verhältnis von 2 : 1 auf.

Durchgehende Mauern trennen das Mittelschiff von den Seitenschiffen, die nur durch jeweils zwei doppelbögige Türöffnungen pro Seite unterbrochen werden. Diese Doppelbögen ruhen auf Mittelpfeilern mit quadratischem

[26] In den bisherigen Publikationen über die Pfarrkirche zum hl. Maximilian wurde angenommen, daß der bestehende Bau einen romanischen Kern aufweise. Diese Vermutung trifft nicht zu, der Bau stammt zur Gänze aus dem 15. Jh.

[27] Grabungsleitung: Eva Maria Feldinger und Fritz Moosleitner; bisher unpubliziert, ein kurzer Vorbericht (ohne Plan) findet sich in den FÖ 38, 1999, S. 900 f.

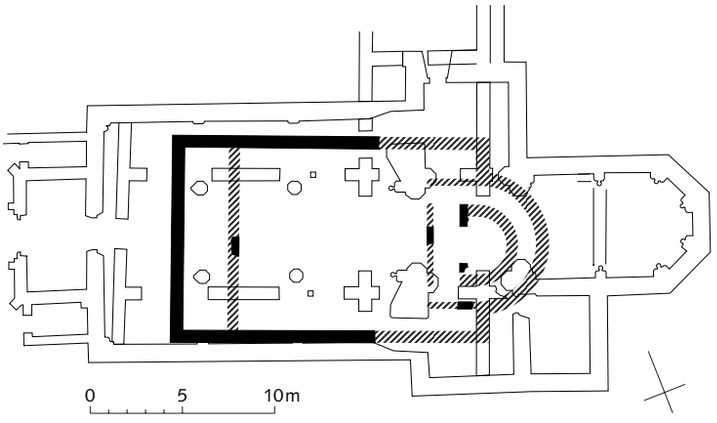


Abb. 17. Bischofshofen, Pfarrkirche zum hl. Maximilian. Baureste der 1. Steinbauphase. Rekonstruktion des Ostabschlusses nach HR. Sennhauser. Mitte 8. Jh.

Querschnitt, hergestellt aus kristallinem Marmor, Seitenlänge 30 cm. Die zugehörigen Basen – vermutlich auch die Kapitelle – weisen die Form eines Pyramidenstumpfes auf. Drei der vier Basen sind durch jeweils zwei umlaufende Leisten gegliedert. Die dünne, ca. 1 cm starke Mörtellage zwischen den Basen und den aufsitzenden Pfeilern hat die Abdrücke von flachen Holzkeilen bewahrt, mit denen man die Pfeiler ins Lot gesetzt hat. Pfeiler und Basen sind aus römischen Spolien hergestellt worden. Druckrisse in den Basen lassen auf hohe Auflasten – damit auf relativ große Bauhöhe – schließen.

Ca. 75 cm einspringende Mauerzungen trennen die Vierung von den angrenzenden Gebäudeteilen. Von der Vierung führte ein breiter Stiegenaufgang zum Altarraum, dessen Niveau um mindestens drei Stufen über jenem des Kirchenschiffes lag. Der Bodenestrich im Langhaus und im Querschiff besteht aus grauem bis bräunlichem Gußmörtel über einer sorgfältig gesetzten Rollierung. Das nördliche Querschiff ging in gleicher Breite ohne Baunaht in den anschließenden Osttrakt des Klostergebäudes über. Dieser Ostflügel, in dem heute das Rathaus von Bischofshofen untergebracht ist, wurde zwar im Laufe der Jahrhunderte mehrfach verändert und erweitert, er ist jedoch im Kern bis heute erhalten geblieben.

Zur Frage der Zeitstellung dieses Kirchenbaues liefert eine Ablaßtafel von 1447 einen wichtigen Hinweis. Diese Tafel mit einem Bild des Kirchenpatrons, des hl. Maximilian, gemalt von Conrad Leib, gibt auf der Rückseite den vollständigen Text eines Ablasses von Papst Nikolaus V. wieder, im weiteren Daten aus der Geschichte der Maximilianszelle, entnommen den *breves notitiae*, sowie weitere Weihedaten, für die heute keine Belege mehr vorliegen[28]. Die Tafel vermeldet eine Weihung der Kirche durch Erzbischof Dietmar von Salzburg. Allerdings regierten zwei Bischöfe dieses Namens: Dietmar I. von 875–907 sowie Dietmar II. von 1025–1041. Grundriß und Baudetails der ergrabenen Kirche sprechen – nach Meinung der Ausgräber – für eine Entstehung in spätkarolingischer Zeit – etwa um 900 –, somit unter Dietmar I. Das Fehlen einer Ordnungszahl auf der Ablaßtafel kann als Indiz dafür gewertet werden. Zum Vergleich bietet sich vor allem die Erhardkapelle in Regensburg an, deren Gewölbe von quadratischen Pfeilern auf pyramidenstumpfförmigen Basen getragen wird. Der Bau kann jedoch nur über

[28] Die Tafel befindet sich im Besitz der Pfarre Bischofshofen, sie wird im «Museum am Kastenturm» in Bischofshofen verwahrt. Die Bildtafel der Vorderseite ist mehrfach publiziert, so z.B. im Katalog: Spätgotik in Salzburg, Die Malerei, Salzburger Museum Carolino Augusteum, Jahresschrift 17, 1972, Kat.Nr. 48. Der Text der Ablaßtafel ist bisher nicht ediert.



Abb. 18. Bischofshofen, Pfarrkirche. Blick von der Empore auf den freigelegten Estrichboden des Baus 2, in Kirchenachse teilweise gestört durch gotische und barocke Grabschächte. Die Trennmauern zwischen Mittel- und Seitenschiffen sind im Vordergrund rund 70 cm über Estrichniveau erhalten. In Bildmitte Reste des Altares mit Vorlegstufe vor der abgemauerten Vierung (der Bauperiode 2b zugehörig).

Vergleichsbeispiele aus Norditalien datiert werden. Allgemein wird eine Entstehung im 10. Jh. angenommen[29]. Pyramidenstumpfförmige Kapitelle über quadratischen Pfeilern begegnen u. a. in der Krypta von S. Antimo bei Siena[30], in der Krypta von S. Severo in Bardolino[31] sowie in der Krypta S. Francesco in Ravenna[32]. Alle diese Beispiele gehören der 2. Hälfte des 9. bzw. der 1. Hälfte des 10. Jh. an. Diese Vergleichsbeispiele machen eine Entstehung der zweiten Steinkirche von Bischofshofen während der Regierungszeit des Erzbischofs Dietmar I. – damit um 900 – sehr wahrscheinlich.

Dieser Bau hat während seiner rund 550jährigen Bestandsdauer bauliche Veränderungen erfahren. Zu einem vorerst nicht näher zu

[29] R. Strobel, Romanische Architektur in Regensburg, Kapitell-Säule-Raum, Nürnberg 1965, S. 1 ff.
[30] H. Thümmler, Die Baukunst des 11. Jh. in Italien, in: Röm. Jb. Kunstgesch. 3, 1939, S. 151.
[31] P. Verzone, L'architettura religiosa dell'alto medio evo nell'Italia Settentrionale, Mailand 1942, Taf. 49.
[32] Thümmler (wie Anm. 30) S. 143 und 153.

bestimmenden Zeitpunkt hat man die Vierung sowohl zum Kirchenschiff als auch gegen die Querschiffarme hin abgemauert, vermutlich um Zugluft und Wärmeabstrahlung zu vermindern. Die breiten Bogenöffnungen wurden mit Gußmauerwerk verschlossen. Zu diesem Zweck hat man zwischen den einspringenden Mauerzungen horizontal angeordnete Bretter als Schalung verlegt und den Zwischenraum mit Steinen und Gußmörtel aufgefüllt. Das Chorgestühl wurde innerhalb der Vierung, entlang der neu eingezogenen Mauern versetzt, wie Spuren im Estrichboden belegen. Einige fragmentierte Buchbeschläge konnten in diesem Bereich aufgefunden werden.

Durch die Abmauerung war der Blick vom Kirchenschiff auf den Hochaltar verwehrt. Deshalb hat man am Ostende des Mittelschiffes einen neuen Altar vor die Abmauerung gestellt. Auch in den Querschiffarmen wurden zum selben Zeitpunkt gemauerte Altartische mit vorgelegter Stufe angeordnet. In Zusammenhang mit diesen Baumaßnahmen hat man auch den Stufenaufgang von der Vierung zum Altarraum erneuert, und zwar in Form hölzerner Blockstufen, die auf Steinmauerwerk aufgesetzt waren.

Der Ausbau des Klosters zu einer «Klosterfestung» dürfte etwa zu demselben Zeitpunkt erfolgt sein. Eine starke Wehrmauer verband die NW-Ecke des nördlichen Querschiffarmes mit dem heute noch bestehenden Kastenturm, dem Kernstück der Befestigung. Im Zuge dieser Baumaßnahmen hat man die Außenmauer des Osttraktes etwa auf die doppelte Mauerstärke verbreitert. Die Kirche lag außerhalb des ummauerten Klosterbezirks, sie war jedoch mit dem nördlichen Querschiffarm angebunden. In einer dritten Bauphase wurde die Abmauerung der Vierung wieder entfernt und der Fußboden innerhalb der Vierung um rund 70 cm angehoben. Auch den Altar der zweiten Bauphase im Mittelschiff hat man wieder abgebrochen und durch einen Stufenaufgang ersetzt. Die Neueinweihung der Kirche im Jahre 1327 steht vermutlich mit diesen Umbaumaßnahmen in Zusammenhang. In dieser Form blieb die Kirche bis zum endgültigen Abbruch in der Mitte des 15. Jh. erhalten.



Abb. 19. Bischofshofen, Pfarrkirche. Aufsicht auf die Vierung des Baus 2 mit Stufenaufgang zum Altarraum.

Im Zuge der archäologischen Untersuchungen wurden die gut erhaltenen Baureste der zweiten Steinkirche nicht angetastet, auch die zugehörigen Estrichböden blieben erhalten. Die Baureste wurden nach Abschluß der Untersuchungen mit Baufließ abgedeckt und mit Kies eingeschüttet. Auch die Marmorbasen und die Reste der aufstehenden Pfeiler verblieben an Ort und Stelle und wurden zusätzlich durch Verschalungen gesichert. Aufschlüsse über Vorgängerbauten konnten daher nur an jenen Stellen gewonnen werden, an denen die Bausubstanz des Baues 2 bereits durch spätere Eingriffe gestört war (Grabschächte, Arbeitsgräben entlang von Mauern). Trotz der beschränkten Beobachtungsmöglichkeiten konnte der Grundriß eines gemauerten Vorgängerbaues – mit Ausnahme des Ostabschlusses – weitgehend erfaßt werden (Steinbau 1). Es handelt sich um einen Saalbau mit 10,20 m lichter Breite, an dem westseitig eine schmale Vorhalle angefügt war (Abb. 17). Reste schmaler Fundamente an der Ostseite des Schiffes stammen vermutlich von einer Schrankenanlage. Zwei einspringende Mauerzungen mit 1,20 m Breite könnten einer Apsis mit angebauter Priesterbank angehören, jedoch auch eine Gliederung der Ostwand mit Nischen und einspringenden Wandpfeilern wäre denkbar. Fest steht jedenfalls, daß dieser Bau noch sehr stark in der spätantiken Bautradition verhaftet ist.



Abb. 20. Bischofshofen, Pfarrkirche, Bau 2. Basis eines Pfeilers in der Trennmauer zwischen Mittelschiff und südlichem Seitenschiff.

Auf Grund der Größe scheidet die Steinkirche als Gründungsbau von Bischofshofen aus, auch ein spätantikes Alter ist auszuschließen[33]. An Hand der überlieferten Baudaten ist eine Entstehung um die Mitte des 8. Jh. anzunehmen. Unter Bischof Virgil sind – wie voranstehend ausgeführt – Kirche und Kloster in Bischofshofen erneuert worden, nachdem bereits rund 30 Jahre zuvor benachbarte Slawen die Maximilianszelle zerstört hatten (um 720). Der Gründungsbau des hl. Rupert war vermutlich zur Gänze aus Holz gebaut. Als Hinweis auf Holzbauten kann eine kohlige Strate gewertet werden, die in der Westhälfte des Kirchenschiffes stellenweise den gewachsenen Boden überdeckt.

Im humosen Füllmaterial über dem Estrichboden der zweiten Steinbauphase fanden sich acht spätantike Bronzemünzen (4. Jh.). Das Erdmaterial ist im Zuge der Höherlegung des Fußbodenniveaus im 15. Jh. in die Kirche gebracht worden. Die Münzen lassen auf eine spätantike Ansiedlung in unmittelbarer Nachbarschaft der Kirche schließen.

Eine weitere frühe Klosterkirche des inneralpinen Raumes konnte in Zell am See – zumindest teilweise – ergraben werden. Da die Ergebnisse dieser Untersuchungen bereits vorgelegt worden sind, kann ich mich an dieser Stelle mit einem Hinweis auf die Publikation begnügen[34].

Zu **Georgenberg bei Kuchl** (Salzburg)

Hans Rudolf Sennhauser

1971 hatte ich Gelegenheit, die Grabungsdokumentation mit dem Bearbeiter Gerhard Pohl zu studieren und zehn Jahre später habe ich mich auf Anfrage von Joachim Werner noch einmal mit der Ausgrabung befasst. Die hier ausgesprochenen Hypothesen wären durch eine umfassende Ausgrabung zu überprüfen.

Aus den eher spärlichen archäologischen Befunden lässt sich mit einiger Sicherheit ein **erstes,** mit seiner Längsachse von allen späteren Anlagen abweichendes **Kirchengebäude,** wahrscheinlich ein Rechtecksaal mit freistehender Priesterbank (und Bema) rekonstruieren, der im Südosten einen wohl mit der Ostmauer bündigen Annexraum unbekannter Länge besass. Dieser Raum wies eine Schlauchheizung auf. Die folgenden zwei Baustadien nehmen keinen Bezug auf den ersten Bau (Abb. 1).

Bau II, ein Rechteckbau mit stark eingezogenem ungefähr quadratischen Altarhaus stammt noch aus dem Frühmittelalter. Der nachträglich angefügte Nischenausbau (Altarnische) auf der Ostseite des Quadratchores könnte darauf hinweisen, dass das Altarhaus ursprünglich einen anderen Charakter hatte (der bis jetzt bekannt gewordene archäologische Bestand liesse sogar die Vermutung zu, das Chörlein sei ursprünglich ein selbständiger Grabbau gewesen, der am Neuanfang der mittelalterlichen Kirchenreihe stand).

Bau III: Verlängerung nach Osten, starke hufeisenförmige Apsis, wohl 10. oder 11. Jh.

---

[33] Thümmler (wie Anm. 30) S. 143 und 153.

[34] F. Moosleitner, Archäologische Untersuchungen in der Stadtpfarrkirche Zell am See, in: Österr. Zeitschr. für Kunst und Denkmalpflege 31, 1977, S. 4 ff.; Vorromanische Kirchenbauten, München 1991, Nachtragsband, S. 467 f.

In VK I ist Georgenberg bei Kuchl nicht berücksichtigt, wohl aber Georgenberg bei Micheldorf, Oberösterreich In VK II werden Georgenberg bei Micheldorf und Georgenberg bei Kuchl verwechselt und vermischt, sowohl im Text als bei den Literaturangaben; die Nachträge beziehen sich auf das in VK I nicht erwähnte Georgenberg bei Kuchl. Vgl. auch Beitrag M. Kaltenegger.

Literatur

K. Czerwenka, Vorromanische Architektur in Österreich (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien 1992), S. 101–103.

VK I: F. Oswald, L. Schaefer, HR. Sennhauser, Vorromanische Kirchenbauten (München 1990) S. 97 f.

VK II: W. Jacobsen in: W. Jacobsen, L. Schaefer, HR. Sennhauser, Vorromanische Kirchenbauten. Nachtragsband (München 1991) S. 142 f.



Abb. 21. Planskizze des Bundeslandes Salzburg mit eingetragenen Zentralorten und den im Text behandelten Kirchenbauten. F. Moosleitner.

Bemerkungen zum Dom und zu St. Peter in Salzburg

Hans Rudolf Sennhauser

Friedrich Oswald hat in VK I (vgl. oben) S. 292–294 die 1971 bekannten Befunde zusammenfassend dargestellt, und Werner Jacobsen hat zwanzig Jahre später im Nachtragsband VK II S. 358 f. die jüngere Literatur nachgetragen. Stefan Karwiese, Fritz Moosleitner und andere haben weitergearbeitet, und ein Salzburger Kreis von Archäologen, Historikern und Kunsthistorikern bereitet eine Neubearbeitung anhand der Originaldokumentation und der Funde aus der Domgrabung sowie der Ergebnisse von Stefan Karwiese für St. Peter vor. Sie bleibt abzuwarten; es soll hier aber die mit der Hilfe von A. Hahnl und S. Karwiese gesammelte neuere Literatur nachgetragen werden:

Literatur zu Salzburg, Dom

Fritz Moosleitner, Bemerkungen zur Baugeschichte der mittelalterlichen Dome zu Salzburg, in: Von österreichischer Kunst, Franz Fuhrmann gewidmet, hg. v. Institut für Kunstgeschichte der Universität Salzburg, Klagenfurt 1983, S. 9 ff.

Adolf Hahnl, Die bauliche Entwicklung, in: H. Dopsch (Hg.), Geschichte Salzburgs. Stadt und Land. I: Vorgeschichte-Altertum-Mittelalter. Teil 2, Salzburg 1983, S. 836 ff. – Adolf Hahnl, Entwicklung der Stadt Salzburg, ebenda. S. 840.

Wilfried K. Kovacsovics, KG Stadt Salzburg, in: Fundberichte aus Österreich 31, 1992, S. 527.

Wilfried K. Kovacsovics, Archäologische Untersuchungen 1992 in der Stadt Salzburg, in: Salzburg Archiv 14, 1992, S. 115–118.

Wilfried K. Kovacsovics, Archäologische Untersuchungen 1993 in der Stadt Salzburg, in: Salzburg Archiv 16, 1993, S. 5–11.

Adolf Hahnl, Die mittelalterlichen Dome von Salzburg, in: Österreichische Ingenieur- und Architekten-Zeitschrift 140, 1995, S. 424–434.

Heinz Dopsch, Robert Hoffmann, Geschichte der Stadt Salzburg, Salzburg/München 1996, S. 115.

Hl. Rupert von Salzburg 696–1996. Katalog der gemeinsamen Ausstellung im Dommuseum zu Salzburg und in der Erzabtei St. Peter, 16. Mai 1996–27. Oktober 1996, Salzburg 1996, darin: Herwig Wolfram, Iuvavum – Salzburg vor dem Auftreten des hl. Rupert, S. 15 ff. – Heinz Dopsch, Schriftliche Quellen zur Geschichte des heiligen Rupert, S. 39 ff. – Heinz Dopsch, Der heilige Rupert in Salzburg, S. 66 ff. – Fritz Moosleitner, Kirchenbau in rupertinischer Zeit, S. 89 ff.

Franz Glaser, Frühes Christentum im Alpenraum. Eine archäologische Entdeckungsreise, Graz/Wien/Köln 1997, S. 148.

1200 Jahre Erzbistum Salzburg. Dom und Geschichte. Festschrift, Salzburg 1998, darin: Stefan Karwiese, Peregrine Wurzeln des Salzburger Episkopates, S. 45 ff. – Adolf Hahnl, Salzburgs Kirche als Bau, S. 59 ff. – Karl Amon, Sancti Pontifices Salisburgenses, S. 81 ff.

Historischer Atlas der Stadt Salzburg (Schriftenreihe des Archivs der Stadt Salzburg 11), Salzburg 1999, darin: Wilfried K. Kovacsovics, Die Stadt Salzburg in römischer Zeit. Das municipium Claudium Iuvavum, Bl. I/2. – Wilfried Schaber, Das mittelalterliche Salzburg, Bl. I/3. – Guido Friedl, Der spätromanische Dom, Bl. IV/2.

Wilfried K. Kovacsovics, Zu einer Grabung im Residenz-Neubau, Mozartplatz 1, in: Archäologie Österreichs 10/2, 1999, S. 29–30.

Wilfried K. Kovacsovics, Archäologische Untersuchungen 1997 und 1998 in der Stadt Salzburg, in: Salzburg Archiv 26 (1999), S. 6–9.

Wilfried K. Kovacsovics, Salzburg im Frühmittelalter. Zur Frühzeit der Stadt aus archäologischer Sicht, in: Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 17, 2001, S. 91–102.

Literatur zu Salzburg, St. Peter

Stefan Karwiese, Erster vorläufiger Gesamtbericht über die Ausgrabungen zu St. Peter in Salzburg, in: Festschrift St. Peter zu Salzburg 1982 (Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens und seiner Zweige 93, 1982) S. 404–531.

Ders., Die Ausgrabung zu St. Peter (Text und Katalog), in: Das älteste Kloster im deutschen Sprachraum: St. Peter in Salzburg, 3. Landesausstellung 1982, Salzburg 1982, S. 27–31, 234–43.

Ders., Archäologische Grabungen in St. Peter 1983/4, in: Salzburger Museumsblätter 43/3, 1984, S. 27–28.

Ders., Salzburg Stadt – Abteikirche St. Peter 1983 und 1984, in: Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Institutes in Wien 56, 1985, Grabungen 1984, S. 24–25.

Ders., Stadt Salzburg – Abteikirche St. Peter 1985 und 1986 (Aufarbeitung, Hl. Geist-Kapelle), in: Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Institutes in Wien 57, 1986/87, Grabungen 1985/86, S. 43.

Ders., Stadt Salzburg – Erzabtei St. Peter (Rupertgrab), in: Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Institutes in Wien 58, 1988, Grabungen 1987, S. 35.

Ders., Zweiter vorläufiger Gesamtbericht über die Ausgrabungen zu St. Peter in Salzburg (1983–1984), in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens und seiner Zweige 98, 1987, S. 195–237, XLVI.

Ders., Ausgrabungen im Kloster St. Peter 1986 und 1987, in: Salzburger Museumsblätter 49/1, 1988, S. 2–4.

Ders., Stadt Salzburg – Erzabtei St. Peter 1988 und 1989 (Altes Kapitel, Granarium, Kreuzgang SO, Kreuzhof), in: Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Institutes in Wien 60, 1990, Grabungen 1989, S. 65–68.

Ders., Salzburg – Erzabtei St. Peter 1990 (Granarium), in: Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Institutes in Wien 61, 1992, Grabungen 1991/92, S. 48.
Ders., Salzburg – Erzabtei St. Peter 1992 (Stiftskeller-Hof), in: Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Institutes in Wien 62, 1993, Grabungen 1992, S. 1–2.
Ders., Salzburg – Erzabtei St. Peter 1993/1994 (Margarethen-Kapelle), in: Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Institutes in Wien 63, 1994, Grabungen 1993, S. 54–56.
Ders., Von der ecclesia Petenas zur ecclesia Petenensis. Neue Überlegungen zur Frühzeit der Salzburger Kirche, in: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 101/2–4, 1993, S. 228–280.
Ders., Stadt Salzburg – Erzabtei St. Peter, in: Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Institutes in Wien 63, 1994, Grabungen, S. 54 ff.
Alice Kaltenberger, Ausgrabungen St. Peter, Salzburg: I. Die Terra Sigillata 1980–1992, in: Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Instituts 64, 1995, Beibl. Sp. 157–294.
Karl Friedrich Hermann, Geschichte der Erzabtei St. Peter zu Salzburg 1: Frühgeschichte 696–1193, Salzburg 1996, S. 31 ff., S. 48 ff., S. 69 ff., S. 240 ff., S. 326.
Hl. Rupert von Salzburg 696–1996. Katalog der gemeinsamen Ausstellung im Dommuseum zu Salzburg und in der Erzabtei St. Peter, 16. Mai 1996–27. Oktober 1996, Salzburg 1996, darin: Adolf Hahnl, Über den Friedhof zu St. Peter, S. 458 ff. – Adolf Hahnl, Die St. Margarethenkapelle, S. 463 ff. – Beatrix Asamer, Alice Kaltenberger, Archäologische Fundstücke aus der römischen Zeit, S. 472 ff.
Hl. Rupert von Salzburg. Ergänzungsband: Archäologische Entdeckungen in der Erzabtei St. Peter in Salzburg, Salzburg 1996, darin: Stefan Karwiese, Dem heiligen Rupert auf der Spur. Dritter vorläufiger Gesamtbericht über die Ausgrabungen zu St. Peter in Salzburg (1985–1994), S. 7 ff.
Alice Kaltenberger, Römische Terra sigillata und Gebrauchskeramik der Ausgrabung St. Peter in Salzburg 1980–1995, S. 79 ff.
Franz Glaser, Frühes Christentum im Alpenraum. Eine archäologische Entdeckungsreise, Graz/Wien/Köln 1997, S. 148.
Wilfried Schaber, St. Peter und Dombezirk. Das geistliche Zentrum, in: Stadt: Zeitung, Nov. 1997, S. 18.
Alice Kaltenberger, Ausgrabungen St. Peter, Salzburg: II. Römerzeitliche lokale Gebrauchsware und mittelalterliche Keramik 1980–1995, in: Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Institutes in Wien 67, 1998, Beibl. S. 245–484.
1200 Jahre Erzbistum Salzburg. Dom und Geschichte. Festschrift, Salzburg 1998 darin: Adolf Hahnl, Salzburgs Kirche als Bau, S. 59 ff.
Alice Kaltenberger, Ausgrabungen St. Peter, Salzburg: III. Römerzeitliche Feinware, oxidierend gebrannte Ware und Glas sowie frühneuzeitliche Keramik 1980–1995, in: Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Instituts 68, 1999, Beibl. S. 409–590.
Historischer Atlas der Stadt Salzburg (Schriftenreihe des Archivs der Stadt Salzburg 11), Salzburg 1999, darin: Stefan Karwiese, Die frühe Klosteranlage St. Peter – Ein archäologischer Befund, Bl. IV/1. – Gerhard Plasser, Kirchen und Klöster, Kapellen und Friedhöfe, Bl. IV/3.

VORROMANISCHE KIRCHENBAUTEN IN ALTBAYERN

Ein Forschungsüberblick

Silvia Codreanu-Windauer

Die Erforschung vorromanischer Kirchenbauten in Altbayern[1] ist in den letzten Jahrzehnten durch verstärkte Präsenz der Landesarchäologie bei Freiland- und insbesondere bei Kirchengrabungen/Kirchenrenovierungen zu einer Reihe neuer Einzelergebnisse gekommen. Diese unterliegen allerdings – wie generell in der praktischen Boden- und Baudenkmalpflege – dem Zufallsprinzip der jeweils anstehenden Sanierungs- und Baumaßnahmen. Von einer flächendeckenden Erfassung[2] ist man noch weit entfernt und so sind dementsprechend auch keine allgemein gültigen Aussagen zum frühen Kirchenbau möglich. Die nachfolgenden Ausführungen versuchen einen Überblick über den bis 1999 erreichten Forschungsstand zu geben, wobei den Grabungsergebnissen der letzten zehn Jahre Vorrang eingeräumt wird[3].

Bislang sind wirklich neue Ergebnisse zum spätantiken Kirchenbau in der Raetia II[4] – abgesehen von der allseits bekannten Kirche St. Severin in Passau und der Beschreibung der Holzkirche von Quintanis/Künzing in der Vita St. Severini des Eugippius[5] – nicht bekannt. Ebensowenig sind aus dem zu behandelnden Gebiet neue archäologische Zeugnisse spätantiken Christentums zutage gekommen und auch die bereits bekannten sind zahlenmäßig beschränkt. Erinnert sei an die Fingerringe mit christlicher Aufschrift aus Eining (Lkr. Kelheim) und jene mit Christogramm aus Passau, Schöngeising (Lkr. Fürstenfeldbruck) und Weßling (Lkr. Starnberg)[6]. Auch hat sich die Datierung der berühmten Grabinschrift der Sarmannina aus Regensburgs «Großem Gräberfeld» nach oben, ins 5. Jh., korrigieren lassen[7].

---

1 Unter Altbayern werden die heutigen Regierungsbezirke Ober- und Niederbayern und Oberpfalz zusammengefaßt.

2 Vergleiche die Kartierung archivalisch belegter Kirchen und der tatsächlich ergrabenen vorromanischen Kirchenbauten in der Diözese Regensburg: Codreanu/Wanderwitz, Abb. 1. Dabei muß der Tatsache Rechnung getragen werden, dass die Zahl der urkundlich genannten Sakralbauten wiederum nur einen Bruchteil des damaligen Bestandes wiedergibt.

3 Der Aufsatz bearbeitet vorrangig die neuen Grabungsergebnisse der Zeit nach 1989 und fußt auf den damals erschienenen Zusammenfassungen: Codreanu/Wanderwitz, passim sowie auf den Beiträgen im 1991 publizierten Nachtragsband: Vorrom. Kirchenbauten, Nachtragsbd. (ältere Literatur siehe dort).

4 Heribert Erbertseder, Archäologische Zeugnisse des Christentums der Raetia II. Studien zur Theologie und Geschichte 8 (St. Ottilien 1992), passim. – Helmut Bender, Die Christianisierung von Flachlandraetien nach den archäologischen Zeugnissen bis zur Mitte des 5. Jahrhunderts. In: Egon Boshoff, Hartmut Wolff (Hrsg.), Das Christentum im baierischen Raum (Köln/Weimar/Wien 1994) 63–77.

5 Walter Sage, Die Ausgrabungen in der Severinskirche zu Passau – Innstadt 1976. Ostbaierische Grenzmarken 21, 1979, 5–48. – Zu Künzing: Karl Böhm, Karl Schmotz, Auf den Spuren früher Kirchen im niederbayerischen Gäu. Beiträge der Archäologie zur Geschichte mittelalterlicher Sakralbauten. Karl Schmotz (Hrsg.), Vorträge des 14. Niederbayerischen Archäologentages, 1996, 227 f.

6 Zusammengestellt in: Jochen Garbsch, Bernhard Overbeck, Spätantike zwischen Heidentum und Christentum. Kat. Prähist. Staatssammlung 17 (München 1989) 113–115 (mit Literatur).

7 Gerhard Waldherr, Spuren des antiken Christentums in Regensburg, Verh. Hist. Verein Oberpfalz 132, 1992, 7–26. – Ders., Martiribus associata. Überlegungen zur «ältesten» christlichen Inschrift Rätiens. In: K. Dietz, D. Hennig, H. Kaletsch (Hrsg.), Klassisches Altertum, Spätantike und frühes Christentum. A. Lippold zum 65. Geburtstag gewidmet (Würzburg 1993) 553–557. – Lutz-Michael Dallmeier, Von Sarmannana zum hl. Emmeram: Christentum in Spätantike und Frühmittelalter. In: Peter Schmid (Hrsg.), Geschichte der Stadt Regensburg, Bd. 2 (Regensburg 2000) 679–687.

Erst mit dem sich konsolidierenden bayerischen Herzogtum wird auch die Frage nach Spuren frühen Christentums greifbarer. Dieses stand im Zusammenhang mit der Heirats- und Interessenpolitik, welche die Bayern mit den Langobarden in Norditalien verbindet. Schlüsselfigur war Theodolinde, die Tochter des ersten überlieferten bayerischen Herzogs Garibald, die 589 den langobardischen König Authari und nach dessen Tod 590 seinen Nachfolger Agilulf heiratete. Sie war Katholikin, im Gegensatz zu ihrem arianischen Gemahl. Ab der Zeit um 600 ist dementsprechend im archäologischen Fundstoff bajuwarischer Reihengräberfelder zunehmend langobardischer Einfluß festzustellen. Neben Waffen- und Gürtelgarnituren[8] sind es in erster Linie die sogenannten Goldblattkreuze, die als «Indikator» enger Kontakte zu den christlichen Langobarden angesehen werden[9]. Sie sind auch in den letzten Jahren in einiger Zahl in neu entdeckten Reihengräberfeldern zum Vorschein gekommen und zählen zusammen mit anderen Trachtbestandteilen, die ganz bewußt mit Kreuzzeichen versehen wurden, zu den sicheren Indizien für den christlichen Glauben des/der Verstorbenen[10].

Christentum in römischen Ruinen

Die Formen, in der uns frühmittelalterliches Christentum in Erscheinung tritt, sind vielfältig. Zu einer der meist umstrittenen Fundgattungen galten bis vor wenigen Jahren die sogenannten Steckkreuze. Die ersten Funde solcher Eisenkreuze haben wir Paul Reinecke zu verdanken, der sie bei der Ausgrabung im spätrömischen Wachposten am Weinberg bei Eining barg[11]. Da sie in einer Schicht zusammen mit Keramik des 7. Jh. lagen, sprach Reinecke die Steckkreuze als merowingerzeitlich an, eine Datierung, die in Fachkreisen lange Zeit angezweifelt wurde.

Der nächste Fundort solcher Kreuze liegt unweit von Eining, in Bad Gögging (Lkr. Kelheim)[12]. Dort fand man in einem E-W orientierten Raum der römischen Badeanlage ca. 80 eiserne Steckkreuze. Sie lagen zum Großteil auf den an der Ostseite befindlichen Stufen des ehemaligen Badebeckens (Abb. 16,3). Denkbar wäre, dass sie dort in Unterlagen aus Holz eingesteckt waren. Offensichtlich nutzte man dieses römische Gebäude in frühmittelalterlicher Zeit als christlichen Kultraum. Anders als in Eining, wo keine baulichen Veränderungen am spätrömischen Gebäude beobachtet werden konnten, hatte man in Bad Gögging das einstige Becken wohl speziell für diesen Zweck umgestaltet, indem der Raum abgetieft und zwei Zugänge geschaffen wurden.

Nicht nur die Datierung, auch ihre eindeutig christlich-kultische Bindung wird durch die spätere Entwicklung des Fundplatzes der Steckkreuze bestätigt. Über dem im römischen Badebecken eingerichteten Kultraum wurde im 9./10. Jh. eine erste Steinkirche errichtet, welche erst die um 1200 entstandene, heute noch stehende romanische Kirche ablöste.

---

8 Anke Burzler, Bemerkungen zur vielteiligen Gürtelgarnitur aus Grab 9 von Herrsching a. Ammersee. In: Erwin Keller, Der frühmittelalterliche «Adelsfriedhof» mit Kirche von Herrsching am Ammersee, Lkr. Starnberg. Ber. Bayer. Bodendenkmalpflege 32/33, 1991/92 (1995) 69–78.

9 Wolfgang Hübener, Die Goldblattkreuze des frühen Mittelalters. Veröffentl. Alemann. Inst. Freiburg 37 (1975). – Wolfgang Müller, Matthias Knaut, Heiden und Christen (Stuttgart 1987) 24 f.; 33–51.

10 Hans Geisler, Christliches Symbolgut aus der Frühzeit der baierischen Stammesgeschichte. In: Ratisbona sacra. Das Bistum Regensburg im Mittelalter (München/Zürich 1989) 17–21. – Alfred Reichenberger, Silvia Codreanu-Windauer, Das Kreuz. In: ebd. 22–32. – Helmut Bender, Thomas Fischer, Günther Moosbauer, Katalog der frühchristlichen Befunde und Funde von der Mitte des 5. Jahrhunderts bis zum Ende des 7. Jahrhunderts n. Chr. in Flachlandraetien. In: Egon Boshoff, Hartmut Wolff (Hrsg.), Das Christentum im baierischen Raum (Köln/Weimar/Wien 1994) 83–92.

11 Paul Reinecke, Römische und frühmittelalterliche Denkmäler auf dem Weinberg bei Eining a.d. Donau. In: Festschr. z. Feier des 75-jährigen Bestehens RGZM (Mainz 1927) 157–170. – Allgemein dazu mit besonderer Berücksichtigung der Datierungsproblematik (früh- oder spätmittelalterlich?): Reichenberger, Codreanu-Windauer (wie Anm. 10), 25–32 (mit älterer Literatur).

12 Hans Ulrich Nuber, Ausgrabungen in Bad Gögging, Stadt Neustadt an der Donau, Landkreis Kelheim (Landshut 1980). – Codreanu/Wanderwitz 31 f.

Dass diese Entwicklung keineswegs singulär war, zeigten die Ausgrabungen im Jahre 1991 in der Nikolauskirche in Thalmassing (Lkr. Regensburg)[13]. Ebenfalls in einem aufgegebenen römischen Gebäude – hier im bereits zur Hälfte verfüllten Keller des Hauptgebäudes eines Gutshofes – hatten sich offensichtlich Christen versammelt. Davon zeugt der Fund eines eisernen Steckkreuzes (Abb. 1), das stratigraphisch zusammen mit Keramik des 7. Jh. geborgen wurde. Das Steckkreuz lag zwischen zwei Trockenmäuerchen, die allerdings aufgrund der Enge des Grabungsschnittes nur in einem kleinen Ausschnitt erfasst wurden. Das östliche war vor die römische Kellerostwand gesetzt worden, das zweite, offensichtlich ein Mauerblock, lag weiter westlich (Abb. 16,1).

Wie in Bad Gögging ist es die spätere Nutzung des Platzes als Kirche, welche die Interpretation dieser Befunde als Reste eines wie auch immer gestalteten, christlichen Kultraumes möglich macht: Just über den beiden Trockenmäuerchen entstand der Chor einer vorromanischen Kirche. Seine Ostwand lag mit leicht abweichender Flucht über der östlichen Trockenmauer und der mutmaßliche Mauerblock (Altar?) demnach unter dem späteren Sanktuarium.

Vergleicht man die in Bad Gögging und Thalmassing christlich genutzten Räumlichkeiten, so fällt auf, dass sie in beiden Fällen etwa E-W ausgerichtet waren und im Vergleich zum damaligen Außenniveau eingetieft lagen. Freilich lassen sich aber aus diesen Gemeinsamkeiten beim jetzigen Forschungsstand keine weitergehenden Schlußfolgerungen ziehen. Auch sei an dieser Stelle betont, dass allein der Fund der eisernen Steckkreuze die frühmittelalterliche Nutzung der römischen Gebäude als christlichen Kultraum bestimmt. So mag dahingestellt bleiben, ob antike Bauten nicht wesentlich öfter diesem Zweck dienten, ohne dass man den kultischen Charakter archäologisch nachweisen könnte[14]. Die drei Vorkommen von Steckkreuzen, Eining, Bad Gögging und Thalmassing, liegen in einem regional recht eingegrenzten Raum, im Grenzbereich der ehemaligen römischen Provinz Raetia II – ein Verbreitungsbild, das sich durch jeden Neufund grundlegend wandeln kann. Ob damit eine lokale Eigenentwicklung christlicher Kultvorstellungen oder eine eigenständige Personengruppe, die sich durch ihre Glaubensvorstellungen von den anderen Mitbewohnern



Abb. 1. Eisernes Steckkreuz aus Thalmassing. Lkr. Regensburg. L. 9,4 cm. Historisches Museum der Stadt Regensburg.

[13] Silvia Codreanu-Windauer, Archäologie in Dorfkirchen; Beispiel Thalmassing. Arch. Jahr in Bayern 1991, 146–148. – Silvia Codreanu-Windauer, Stefan Ebeling, Harald Gieß, Karl Schnieringer, Die Kirche St. Nikolaus in Thalmassing. 1200 Jahre Thalmassing (Thalmassing 1995) 34–41.

[14] Selbst für die Baureste unter den berühmten frühchristlichen Basiliken Roms ist eine christliche Nutzung, die den späteren Platz der Kirche bestimmte, nicht nachweisbar: Hugo Brandenburg, Roms frühchristliche Basiliken des 4. Jahrhunderts (München 1979) 7 f. – Auch für die bereits um 700 als bestehend genannte Georgskirche zu Regensburg, in die 716/718(?) der Leichnam des vorher in Aschheim bestatteten heiligen Emmeram überführt wurde, wäre eine Lokalisierung in einem ursprünglich zu den *canabae legonis* gehörenden Gebäude möglich: Udo Osterhaus, Eleonore Wintergerst, Die Ausgrabungen bei St. Emmeram in Regensburg. BVBl 58, 1993, 286.

der Region absetzt (etwa Romanen?) erfaßt wurden, sind sicherlich berechtigte Fragen, die aber bei dem derzeitigen Forschungsstand und aus dem archäologischen Befund nicht zu beantworten sind.

Es erscheint immerhin bemerkenswert, dass sich nur wenige Kilometer von Thalmassing entfernt, in Harting (Stadt Regensburg), offensichtlich ein andersartiger Umgang mit den römischen Ruinen abzeichnet. In der dortigen Villa rustica stieß man im Bereich des im späten 4. Jh. aufgegebenen Badegebäudes auf eine kleine Gräbergruppe, die aufgrund der reichen Ausstattung bis hin zu begleitenden Pferdebestattungen als in bester heidnischer Tradition angelegte «Adels»-Nekropole anzusprechen ist[15]. Anders als bei ähnlichen Separatfriedhöfen auf dem Gelände römischer Gutshöfe[16] waren die Gräber um den mittleren Badetrakt des römischen, bereits ruinösen Gebäudes gruppiert. Seine Form, ein langgestreckter Saal mit einer kleinen Apsis im Osten scheint dafür ausschlaggebend gewesen zu sein (Abb. 2; 9,1). Der im Vergleich zum restlichen Gebäude gute Erhaltungszustand dieses Badetraktes ist als Indiz dafür zu werten, dass offensichtlich ein Teil der römischen Ruine – und zwar ganz bewußt der Raum, der Merkmale des Sakralbaus aufwies – instand gehalten und/oder wiederhergerichtet und als kleine Friedhofskapelle genutzt wurde. Der in Harting dokumentierte Befund zeichnet ein eindrucksvolles Bild von der Gleichzeitigkeit germanisch-heidnischer und christlicher Vorstellungen im 7. Jh. Zugleich stellt er einen «missing link» zwischen den Beispielen christlich-kultisch genutzter Ruinen und den merowingerzeitlichen Friedhofskapellen dar. Mit letzteren verbindet ihn seine kurze Lebensdauer, denn der kleine Sakralbau wurde mit Ende der Friedhofsbelegung im frühen 8. Jh. aufgegeben.

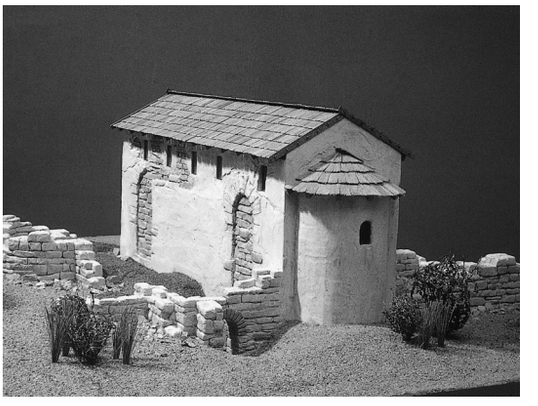


Abb. 2. Modell des als Friedhofkapelle genutzten römischen Bades von Harting, Stadt Regensburg.

Die Holzkirchen

Frühmittelalterliche Friedhofskapellen

Im Unterschied zu der Hartinger Friedhofskapelle sind es kleine, in der traditionellen germanischen Bauweise in Holz errichtete Bauten, die das Bild christlicher Kulträume im 7./frühen 8. Jh. bestimmen[17]. Sie liegen am Rande von größeren Reihengräberfeldern[18] oder im Zusammenhang mit kleinen Gräbergruppen[19]. Das klassische Beispiel hierzu ist der Acht-Pfostenbau von Aubing (Stadt München)[20]. Die etwa 18 m² große Kapelle[21] (Abb. 3,4) lag im Osten eines ausgedehnten Gräberfeldes und wird in das fortgeschrittene 7. Jh. datiert. Da das westliche Pfostenpaar etwas eingezogen ist, d.h. geringfügig von der Flucht der Seitenwände abweicht, ist die Frage berechtigt, ob dort ein Chor zu rekonstruieren sei[22]. Frei-

[15] Codreanu/Wanderwitz 33 f. – Vorrom. Kirchenbauten Nachtragsbd. 165 f. – Eleonore Wintergerst, Neue reihengräberzeitliche Funde aus der Umgebung von Regensburg. Diss. Univ. Bamberg 1995, 107 f. Es handelt sich um zehn Männer- Frauen- und Kindergräber, dabei ein Pferdegrab; die Gräber können ans Ende des 7. Jh. datiert werden: Ebd. 102 f. Katalogteil 76–78.

[16] Zum Beispiel die jüngst ausgegrabene spätmerowingerzeitliche Gräbergruppe in der östlichen Villa rustica von Burgweinting, Stadt Regensburg: Ortsakten BLfD Regensburg, unpubliziert.

[17] Allgemein dazu: Ahrens 117 ff. bes. 125 f.

[18] Aubing, Strasskirchen, Staubing, Barbing-Kreuzhof, Pocking-Schlupfing.

[19] Altdorf, Herrsching.

[20] Hermann Dannheimer, Das baiuwarische Reihengräberfeld von Aubing, Stadt München. Veröffentl. der Prähistorischen Staatssammlung (Stuttgart 1998) 29–32. – Ahrens, Katalog 60 f.

[21] Der Bau hatte eine Grundfläche von 6,5x2,8 m.

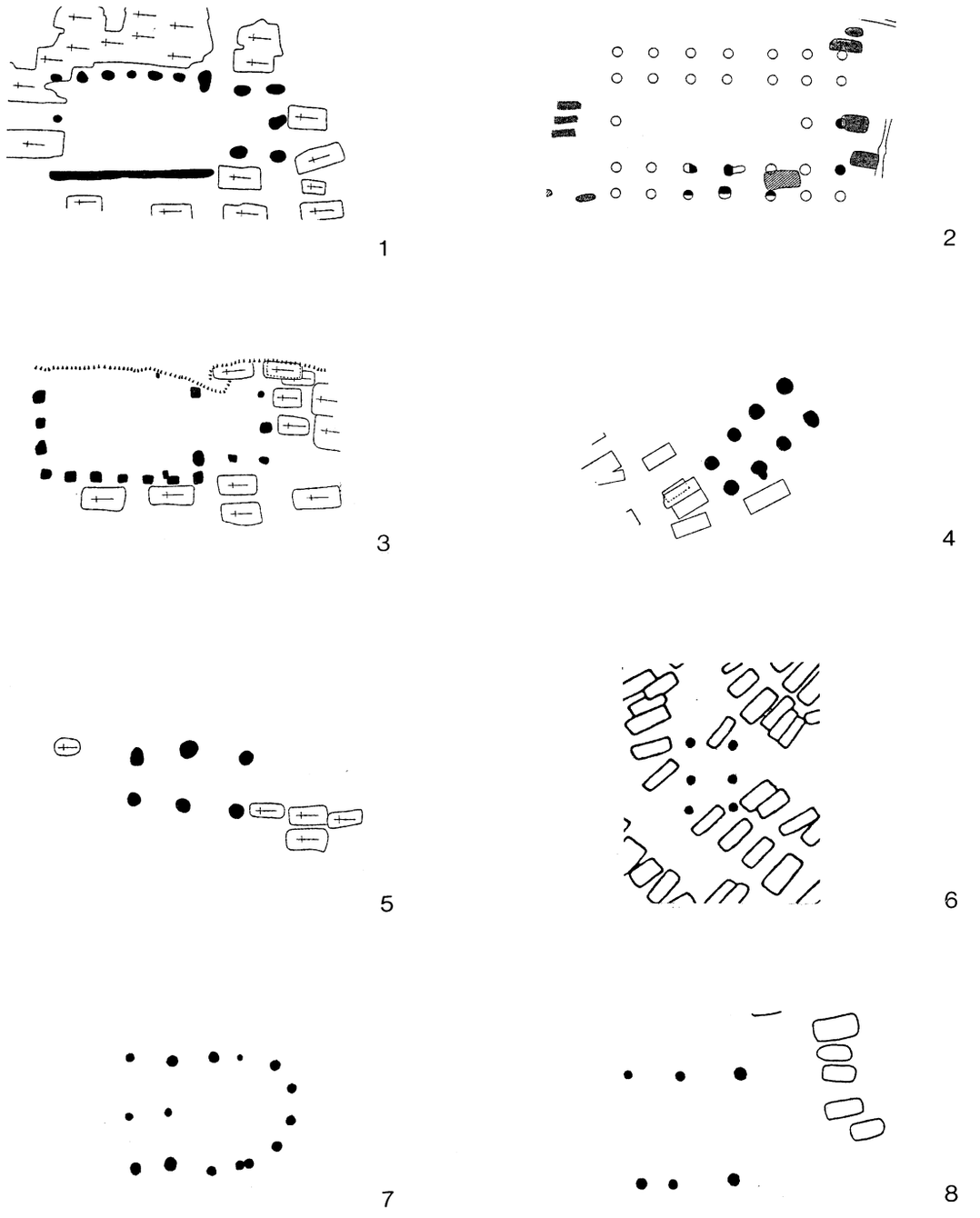


Abb. 3. Frühe Holzkirchen in Pfostenbauweise. 1 Barbing-Kreuzhof; 2 Aschheim; 3 Staubing; 4 Aubing; 5 Altdorf; 6 Strasskirchen; 7 Herrsching; 8 Pocking-Schlupfing. 1:400.

Alle Grundrisse sind etwa genordet. I. Phase: Befund und gesicherte Rekonstruktion schwarz. – II. Phase: Befund und gesicherte Rekonstruktion grau gerastert. Die späteren, romanischen und jüngeren Phasen sind nicht weiter gekennzeichnet. Unsichere Rekonstruktionen sind nur gestrichelt.

lich hätte dies zur Folge, dass der Kultraum gewestet wäre. Sichere Nachweise von frühmittelalterlichen Sakralbauten, die nach Westen orientiert sind, liegen in Altbayern nur aus Epolding-Mühlthal (Lkr. München)[23] vor. Bei den anderen kleinen Saalbauten aus Holz erübrigt sich ohnehin solch eine Fragestellung. Inzwischen sind in Altdorf (Lkr. Landshut)[24], Pocking-Schlupfing (Lkr. Passau)[25] und Strasskirchen (Lkr. Straubing-Bogen)[26] Holzbauten dokumentiert worden, die alle aus sechs Pfosten bestehen und aufgrund der Friedhofsbelegung ins 7. Jh. zu datieren sind. Bei Übereinstimmung in der Konstruktion sind die Holzkapellen aus Altdorf (Abb. 3,5) und Pocking-Schlupfing (Abb. 3,8) mit annähernd 20 m² Grundfläche sehr ähnlich. Dagegen kann man den Sechs-Pfostenbau aus Strasskirchen (Abb. 3,6) mit ca. 10 m² Grundfläche als vergleichsweise winzig bezeichnen. Auch in anderer Hinsicht erscheint dieser Befund problematisch, denn der Holzbau liegt nicht am Rande des Gräberfeldes, sondern inmitten des dicht belegten Friedhofes und ist N-S orientiert. Solche Abweichungen sind andererseits auch bei der mutmaßliche Friedhofskapelle von Marktoberdorf im Allgäu festzustellen[27], die rechtwinklig zu den Gräbern nach NW-SE ausgerichtet ist. Gegen eine vorgeschichtliche Einordnung des Strasskirchener Holzbaues spricht die Tatsache, dass offensichtlich bei der Friedhofsbelegung auf den stehenden Bau Rücksicht genommen wurde, denn der Innenraum blieb frei von Bestattungen. Problematisch ist auch der Vier-Pfostenbau, der 1993 unter der Margaretenkirche in Reichersdorf (Lkr. Landshut) zum Vorschein kam[28]. Nicht nur die geringe Größe von nur ca. 12 m², sondern auch das unklare Verhältnis zu den durchwegs beigabenlosen Gräbern lassen eine Ansprache dieses Holzbaues als Kapelle unsicher erscheinen, zumal auch die Datierung mangels Grabfunde im Unklaren bleibt.

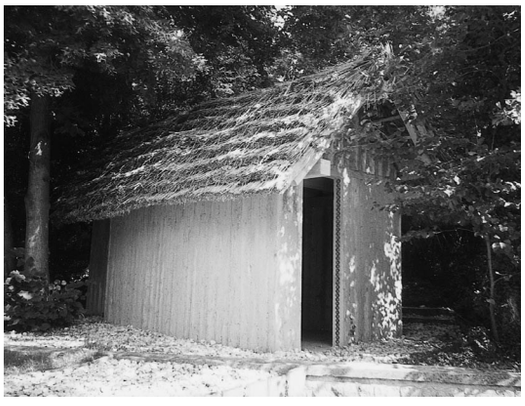


Abb. 4. Reisbach, Lkr. Dingolfing-Landau. Nachgebaute Holzkirche nach dem Befund von Staubing bzw. Barbing-Kreuzhof.

Den zweiten Typus frühmittelalterlicher Holzkirchen stellen die Saalkirchen mit Rechteckchor dar. Die bereits eingehend behandelten «Schwesterkirchen» von Staubing (Lkr. Kelheim)[29] (Abb. 3,3) und Barbing-Kreuzhof (Stadt Regensburg)[30] (Abb. 3,1) stellen den

---

22 Hermann Dannheimer, Auf den Spuren der Baiuwaren (Pfaffenhofen 1987) 34–37. – Walter Sage in: Die Bajuwaren. Ausstellungskatalog (Rosenheim 1988) R 71, 434.

23 Hermann Dannheimer, Epolding-Mühlthal. Siedlung, Friedhöfe und Kirche des frühen Mittelalters. Münchn. Beitr. Vor-Frühgesch. 7 (München 1968) 67–74. – Ders. (wie Anm. 22) 145–161.

24 Heinrich Scharf, Untersuchungen zu den merowingerzeitlichen Nekropolen von Altdorf-Aich und Essenbach-Altheim bei Landshut. Magisterarbeit masch. Univ. Regensburg 1995. – Ahrens, Katalog 7.

25 BVBl. Beiheft 1, 1987, 168. Sonst unpubliziert. Ortsakten BLfD Landshut.

26 Hans Geisler, Das bajuwarische Gräberfeld von Straßkirchen, Lkr. Straubing-Bogen. Vorbericht über die Ausgrabungen 1988–93. Karl Schmotz (Hrsg.), Vorträge des 12. Niederbayerischen Archäologentages 1994, 277–293.

27 Der ca. 4,5x5 m große Sechs-Pfostenbau ist NW-SE orientiert: Rainer Christlein, Das alamannische Reihengräberfeld von Marktoberdorf im Allgäu. Materialhefte Bay. Vorgesch. 21 (Kallmünz 1966) 11 f. Abb. 1. – In den Vorrom. Kirchenbauten nicht aufgenommen, jedoch bei Ahrens, Katalog 56.

28 Bernd Engelhardt, Bernhard Häck, Archäologische Ausgrabungen in der Filialkirche St. Margareta zu Reichersdorf. Arch. Jahr in Bayern 1993, 170–172. – Ahrens, Katalog 71.

29 Thomas Fischer, Das bajuwarische Reihengräberfeld von Staubing. Kat. Präh. Staatssammlung 26, 1993, 55–59, 133–138 (mit Zusammenfassung zu den frühen Holzkirchen). – Ahrens, Katalog 79 f.

30 Codreanu/Wanderwitz 32. – Vorrom. Kirchenbauten, Nachtragbd. 312 f. (irrtümlich unter «Oberbarbing»). – Ahrens, Katalog 11.

«klassischen» Grundriss dar – ein 14 m langer und 7,5 m breiter Saal mit eingezogenem quadratischem Chor mit vier Metern Seitenlänge (Abb. 4). Nach den jüngsten Ergebnissen von Th. Fischer ist die Staubinger Kirche in die zweite Hälfte des 7. Jh. zu datieren. Sie wird also gegen Ende des Belegungszeitraumes am westlichen Rand des Gräberfeldes errichtet. Obwohl im Grundriss identisch mit Staubing, entsteht die Kreuzhofer Kirche in einer anderen Situation, beim Herrenhof, umgeben von der eigenen Sepultur (Abb. 5). Von den bisher vorgestellten Holzkapellen unterscheidet sie sich auch durch die Tatsache, dass der sie umgebende Friedhof weiterbelegt wird, trotz Zerstörung des Kirchenbaus. Davon zeugen Gräber, deren Grabgruben in die Pfostengruben eingreifen sowie der Fund eines liturgischen Gegenstandes in einer der Grabgruben. Es handelt sich um ein rundes, 29 cm hohes Kalksteingefäß[31], offensichtlich ursprünglich ein römisches Urnenbehältnis, das in Zusammenhang mit dem Kirchenbau steht und entweder als Weihwasserbecken oder Reliquienbehälter genutzt wurde (Abb. 6). Eine genauere Datierung der Kreuzhofer Friedhofskapelle steht aus, doch erscheint ein Zeitansatz im 7./frühen 8. Jh. als wahrscheinlich.

Beim jetzigen Forschungsstand scheint der erste Sakralbau von Aschheim (Lkr. München)[32] (Abb. 3,2) zu den ältesten bislang bekannten dieser Art zu gehören, obwohl er einen komplizierten Grundriss aufweist. Nach Ausweis der einschlägigen Grabinventare wird er in die Zeit um 600 datiert. Der aus zwei umlaufenden Pfostenreihen nach dem Vorbild der Holzkirche von Brenz rekonstruierte Saalbau wird als dreischiffig interpretiert[33]. Im südlichen der bloss zwei Meter breiten Seitenschiffe entdeckte man eine leere Grabgrube. Hier soll der um 690 verstorbene Heilige Emmeram bestattet worden sein, bevor er um 716/718 (?) nach Regensburg überführt wurde. Auch in der weiteren Entwicklung des Platzes unterscheidet sich Aschheim von den bisher behandelten Friedhofskapellen, denn nach etwa hundert Jahren Bestandszeit entsteht an dem gleichen Platz eine Steinkirche.

Diesbezüglich ergeben sich Parallelen zu einem weiteren Sakralbau in Herrsching am Ammersee (Lkr. Starnberg)[34] (Abb. 3,7). Wie die Kreuzhofer Kirche entstand dieser bei einem Herrenhof mit benachbartem Gräberfeld kurz nach 620/30. Der 9,6 m lange und 6,5 m breite Saal wies im Osten eine halbrunde Pfostenstellung auf, eine Apsis, die allerdings im Aufgehenden aus konstruktiven Gründen als Polygon in Erscheinung trat. Im Westen war eine Art Narthex ausgewiesen. Möglicherweise war dort vor dem Eingang ein Vordach angebracht.

Die Grabbeigaben, ein Spiegel des Reichtums und der fernräumlichen Beziehungen speziell zum langobardischen Italien, weisen die Erbauer als Mitglieder des hohen bajuwarischen «Adels» aus, vielleicht sogar zur Familie der Huosi zugehörig. Allerdings bleibt die Holzkapelle von Herrsching mit ihrem eigenwilligen Grundriss bislang ein Einzelfall in Bayern.

Hölzerne Ortskirchen

Als einzige, wenn auch konstruktiv etwas «entwickeltere» Parallele zur Herrschinger Kapelle läßt sich die Holzkirche von Pliening (Lkr. Ebersberg)[35] anführen, die allerdings wesentlich später, im 10./11. Jh., entstand. Der Saal von 13 m Länge bei 8,30 m Breite war ein Holzbau auf einem Schwellenkranz, im Befund erkennbar als Graben auf Kiesdrainage. Der 5 m breite und 3 m tiefe polygonale Chor wurde als Pfostenbau mit Wandgräbchen errichtet (Abb. 7,4).

---

[31] Geisler (wie Anm. 10) 20. – siehe zuletzt: Eleonore Wintergerst In: Regensburg im Mittelalter. Katalog der Abteilung Mittelalter im Museum der Stadt Regensburg (Regensburg 1995) Nr. 3.64.

[32] Hermann Dannheimer, Aschheim im frühen Mittelalter. Teil I. Archäologische Funde und Befunde. Münchner Beiträge Vor- Frühgesch. 32 (München 1988) 46–68. – Vorrom. Kirchenbauten, Nachtragsbd. 30 f. – Ahrens, Katalog 10.

[33] Walter Sage (wie Anm. 22) R.73, 435.

[34] Erwin Keller, Der frühmittelalterliche «Adelsfriedhof» mit Kirche von Herrsching am Ammersee, Lkr. Starnberg. Ber. Bayer. Bodendenkmalpflege 32/33, 1991/92 (1995) 49–58. – Ahrens, Katalog 41 f.

[35] Silvia Codreanu-Windauer, Pliening im Frühmittelalter. Materialh. Bay. Vorgesch. 74 (Kallmünz 1997) 122–134; 209–214.

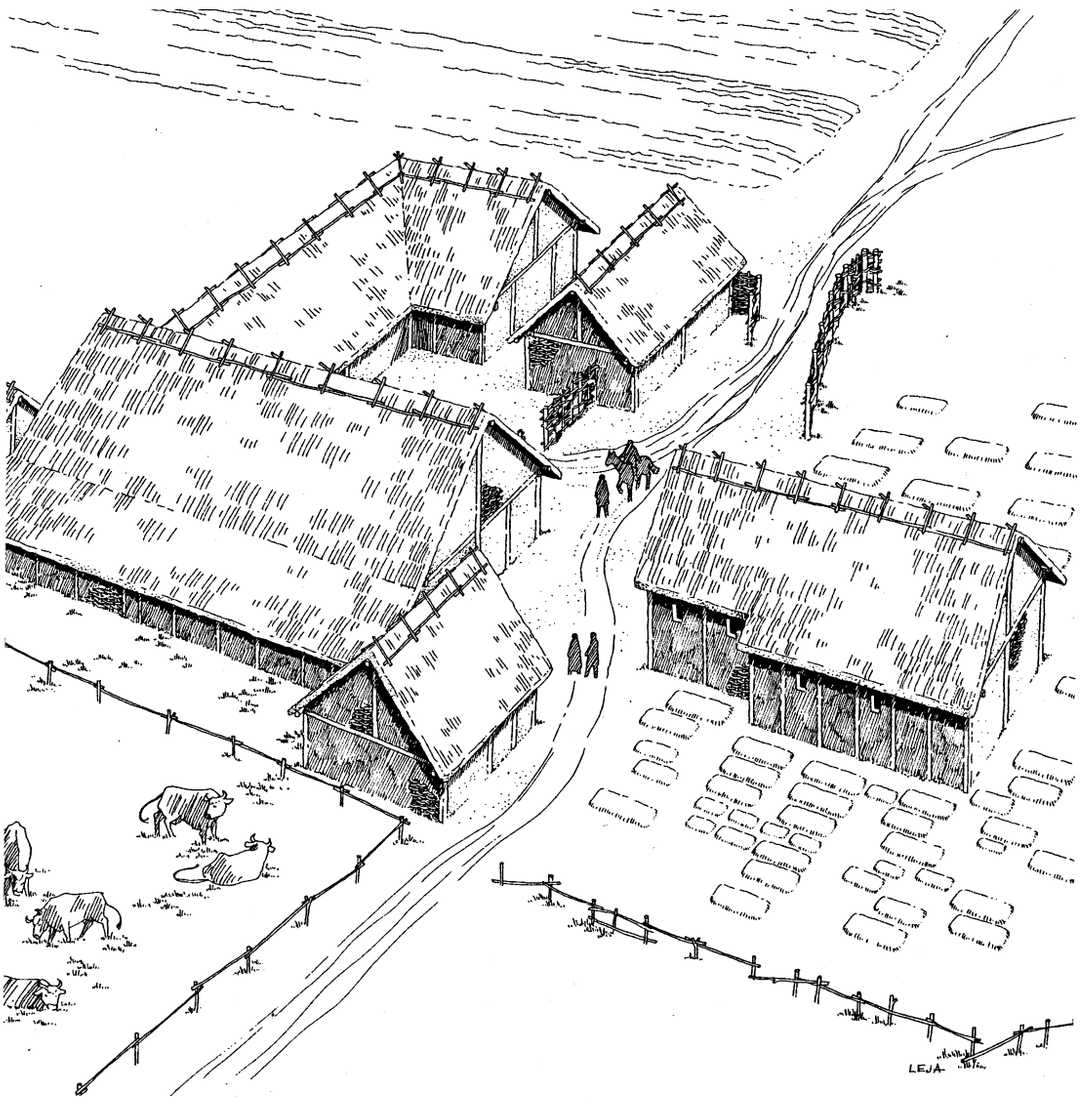


Abb. 5. Mögliche Rekonstruktion des Herrenhofes mit Kirche von Barbing-Kreuzhof, Stadt Regensburg.

Mit Pliening ist eine Holzkirche archäologisch zu fassen, die nicht in Zusammenhang mit merowingerzeitlichen Friedhöfen steht, denn sie war auf einem älteren Siedlungsareal als Ortskirche inmitten eines kleinen frühmittelalterlichen Dorfes errichtet worden.

Dass die Erbauung solcher Kirchen aus Holz bis weit ins 11. Jh. keine Seltenheit darstellte, legt die vielzitierte Nachricht in der Vita des Passauer Bischofs Altmann nahe, in der berichtet wird, dass vor seiner Zeit, also vor 1065 fast alle Kirchen seines Bistums aus Holz bestanden[36]. Dies mag in erster Linie mit der Verfügbarkeit des leicht zu bearbeitenden und relativ billigen Baumaterials zusammenhängen bzw. mit dem Fehlen brauchbaren Steinmaterials vor Ort[37].

---

[36] Originale Textstelle bei Ahrens (wie Anm. 27) 519 f.

[37] Gerade in Niederbayern und der Münchner Schotterebene, Regionen, die später das Kerngebiet der romanischen und gotischen Backsteinkirchen Bayerns sind, dürfte dies der Fall gewesen sein.

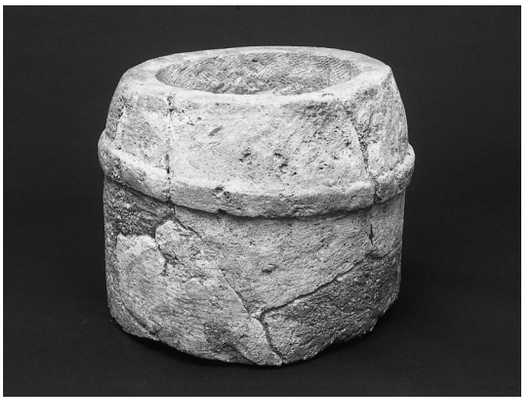


Abb. 6. Kalksteinbehälter aus Barbing-Kreuzhof, Dm. 35 cm. Historisches Museum der Stadt Regensburg.

Vermehrt treten jetzt auch in Bayern bei Grabungen in Ortskirchen Spuren hölzerner Vorgängerbauten auf. Abgesehen von der Unsicherheit über die Zugehörigkeit von Pfosten zu Profanbauten vor- bis frühmittelalterlicher Zeitstellung[38] ist die Befundlage zu ehemaligen Sakralbauten durch spätere Baumaßnahmen meist so gestört, dass Grundrisse nur fragmentarisch überliefert sind. Einen solchen Fall stellt der Holzbau in Buchendorf (Lkr. Starnberg) dar[39] (Abb. 7,5). Innerhalb des Rechteckchores einer vorromanischen Steinkirche fand man vier Pfostenlöcher, die unmittelbar in den Ecken bzw. knapp vor der Wand lagen. Da das Langhaus zum Großteil gar nicht untersucht werden konnte, sind Angaben über den zugehörigen hölzernen Saal nicht bekannt. Einem glücklichen Zufall ist es aber zu verdanken, dass die C14-Analyse einer Bestattung, die vom Nachfolgebau überbaut wurde, ein Datum um 720 erbrachte, weshalb vom Ausgräber ein Zeitansatz für die Holzkirche um 700 vorgeschlagen wird. Trotz fehlender Befunde für den westlichen Teil läßt sich aus den Maßen des quadratischen Chores – je drei Meter Seitenlänge – die Größe der einstigen Kirche erschließen. Sie war mit Sicherheit kleiner als die Friedhofskapellen von Staubing und Barbing-Kreuzhof, entsprach aber etwa der Größe des Holzbaues von Kleinlangheim (Lkr. Kitzingen) aus dem 8. Jh.[40] (Abb. 8,3) oder von Vohburg a.d. Donau (Lkr. Ingolstadt)[41] aus karolingischer Zeit.

St. Peter, wohl zu der Burg der 805 bereits urkundlich erwähnten Grafen von Vohburg gehörig, besaß einen 12 m langen und 6 m breiten Saal, an den ein stark eingezogener rechteckiger Chor von 3,25 m Länge anschloß (Abb. 8,1). In einer zweiten Bauphase hatte man das Langhaus nach Süden und wohl auch nach Norden hin erweitert. Von der einstigen Innenausstattung fand man vor der Ostwand des Chores ein mit Lehm verfülltes Pfostenloch. Es könnte den Standort für die Mittelstütze eines Tischaltares andeuten.

Weitere Beispiele hölzerner Ortskirchen liegen aus Parkstetten (Lkr. Straubing-Bogen) und Asch (Lkr. Landsberg a. Lech) vor[42]. In Parkstetten wurden die Pfostenspuren eines mindestens 7,5 m langen und etwa 5 m breiten Langhauses ergraben, dessen Chorform aller-

---

38 Dies war z.B. unter der Kirche von Pliening der Fall: Codreanu-Windauer (wie Anm. 35) 122–124. In der Regel ist aber eine profane Siedlungsaktivität schon am vermehrten Fundanfall erkennbar.

39 Peter Schwenk, Kirchengrabungen in Buchendorf und Gauting. Arch. Jahr in Bayern 1997, 149–151. – Ders., Die Kirchen St. Michael in Buchendorf , Gemeinde Gauting und St. Benedikt in Gauting, Lkr. Starnberg, Obb. Ausgrabung und Baugeschichte. Jahrb. Ver. Christl. Kunst 20, 1998, 75–96.

40 Vorrom. Kirchenbauten, Nachtragsbd. 208 f. – Christian Pescheck, Archäologiereport Kleinlangheim. Mainfränkische Studien 53 (Würzburg 1993) 61 f. Taf. 64. Pescheck datiert den ersten Bau bereits in die Zeit um 650 und schlägt eine andere Interpretation der Bauphasen vor. – Ahrens, Katalog 47 f.

41 Birgit Friedel, Die archäologischen Ausgrabungen in der Pfarrkirche St. Peter zu Vohburg/Donau. Sammelblatt des Hist. Vereins Ingolstadt 99, 1990 (1991) 93–171. – Codreanu/Wanderwitz 44 f. – Vorrom. Kirchenbauten, Nachtragsbd. 439. – Ahrens, Katalog 87 f.

42 Parkstetten: Codreanu/Wanderwitz 36. – Im Nachtragsband der Vorrom. Kirchenbauten nicht enthalten. – Böhm/Schmotz (wie Anm. 5) 229, 271 f. – Ahrens, Katalog 67. – Asch: Stefan Winghart, Karolingische Stuckarbeiten aus der Pfarrkirche St. Johannes zu Asch, Gem. Fuchstal, Lkr. Landsberg/Lech, Oberbayern. Arch. Jahr in Bayern 1981, 174 f. – Vorrom. Kirchenbauten, Nachtragsbd, 30. – Ahrens, Katalog 9 f. Beide Kirchen waren kleiner als diejenigen von Staubing und Barbing-Kreuzhof.

dings unbekannt ist (Abb. 8,2). Etwa die gleichen Ausmaße dürfte auch die Holzkirche in Asch besessen haben, wobei auch hier der Ostabschluß fehlt (Abb. 7,1). Hingegen könnten drei unter dem Altarraum der Dingolfinger St. Johannes Kirche angetroffene Pfosten als Rest eines hölzernen Rechteckchores von ca. 5 m Länge bei 3,7 m Breite angesehen werden[43].

Die Problematik solcher Befunde liegt auf der Hand, denn abgesehen davon, dass sie nur bedingt Aufschluß über die einstigen Sakralbauten geben, sind sie in der Regel mangels beigabenführender Gräber in stratigrafisch aussagekräftiger Beziehung zu den Kirchenbaubefunden sowie weiterer Kleinfunde zeitlich nicht näher einzuordnen. So verwundert nicht, dass der Konstruktionstyp selbst – die Pfostenbauweise – allein schon als Indiz für vorromanisches Alter angesehen wird. Dieses «Hilfskonstrukt» bei der Datierung hölzerner Kirchenbauten dürfte zwar in hohem Maße den historischen Gegebenheiten entsprechen, aber neuere Ausgrabungen im Profanbereich, bei denen Pfostenbauten bis ins 14. Jh. (!) nachzuweisen waren[44], lassen erkennen, dass die Frage nach der «Laufzeit» altertümlich wirkender Bauweisen noch keineswegs geklärt ist und in jedem Einzelfall – so es denn möglich ist – neu zu stellen ist.

Wie schwierig zudem die Befundlage sein kann, wenn verschiedenartige Erdbefunde (Pfosten, Gräbchen) aus verschiedenen Phasen der sakralen Nutzung im Untergrund einer Kirche zum Vorschein kommen, hat jüngst F. Eibl bei der Bearbeitung der Grabung in der Kirche in Niederhöcking (Lkr. Dingolfing-Landau) eindrucksvoll aufgezeigt[45]. Die ausschnittsweise erfaßten parallelen Gräbchen unter der Süd- und Nordwand, etwas abweichend von der Ausrichtung der späteren Kirche, werden als Anhaltspunkt für eine ehemalige palisadenartige Konstruktion einer ersten 6,5 m breiten Holzkirche angesehen. Andere Holzbefunde deuten darauf hin, dass dieser Sakralbau durch einen Nachfolgebau in Pfosten-Schwellriegelkonstruktion ersetzt wurde. Grundrisse lassen sich aufgrund der vielfältigen späteren Störungen nicht rekonstruieren und zur Datierung beider Holzbauphasen bietet auch nur die mutmaßlich im 11. Jh. errichtete Steinkirche einen terminus ante quem.

Durch die jüngst vorgelegte Kirchengrabung von Zeholfing (Stadt Landau a.d. Isar)[46] scheinen die Befunde aus Niederhöcking in ihrer Interpretation als Sakralbau Bestätigung zu finden. In Zeholfing steht am Anfang kirchlicher Entwicklung ein rechteckiges Gebäude von 6 m Länge bei 4,8 m Breite (Abb. 7,2), auf dessen Westwand Bestattungen Bezug nahmen. Seine Wände waren als Palisade errichtet, die sich archäologisch als 0,50 m breiter Graben mit Pfostenstandspuren von 0,30–0,40 m Durchmesser niederschlug. In einer zweiten Bauphase wurde dieser kleine Raum durch einen Pfostenbau ersetzt, der bei gleichbleibender Kirchenachse 3 m länger ausfiel. Die massiven quadratischen Pfosten waren in regelmäßigen Abständen gesetzt, was den Ausgräber dazu bewog, hier eine Pfosten-Schwellriegelkonstruktion in Erwägung zu ziehen. Von dem dritten Holzbau (Abb. 7,3) wurde nur die Südwand und ein besonders tiefer Pfosten der Westwand – der Firstpfosten – erfaßt. Allem Anschein nach besaß dieses 6 m breite und 9 m lange Gotteshaus einen eingezogenen, mit 2,5 m Seitenlänge recht kleinen Rechteckchor, der in der Romanik durch eine massive Steinapsis ersetzt wurde – wohl unter Beibehaltung des hölzernen Langhauses.

---

[43] Rainer Christlein, Die Ausgrabungen des Jahres 1974 in der Stadtpfarrkirche St. Johannes zu Dingolfing. Der Storchenturm 13, 1978, 84–92. – Ahrens, Katalog 21 f.

[44] Götz Alper, Matthias Hensch, Walter und Wolfgang Kirchner, Ein spätmittelalterlicher Pfostenbau aus Matting, Gemeinde Pentling, Lkr. Regensburg. Arch. Jahr in Bayern 1993, 159–161.

[45] Florian Eibl, Holzkirchen und Baugerüste. Beobachtungen in der Pfarrkirche von Niederhöcking, Stadt Landau a.d. Isar. Karl Schmotz (Hrsg.), Vorträge des 17. Niederbayerischen Archäologentages, 1999, 235–266. Dass es sich um Spuren eines Sakralbaues handelt, belegen Überschneidungen von älteren Gräbern: Ebd. 248.

[46] Florian Eibl, Eine Grabung in der Pfarrkirche St. Laurentius in Zeholfing, Stadt Landau an der Isar – ein Vorbericht. Vorträge des 19. Niederbayerischen Archäologentages, 2001, 219–241. – Ders., Zwischen Himmel und ... – Ausgrabungen in der Pfarrkirche St. Laurentius zu Zeholfing. Arch. Jahr in Bayern 2000, 143-145.

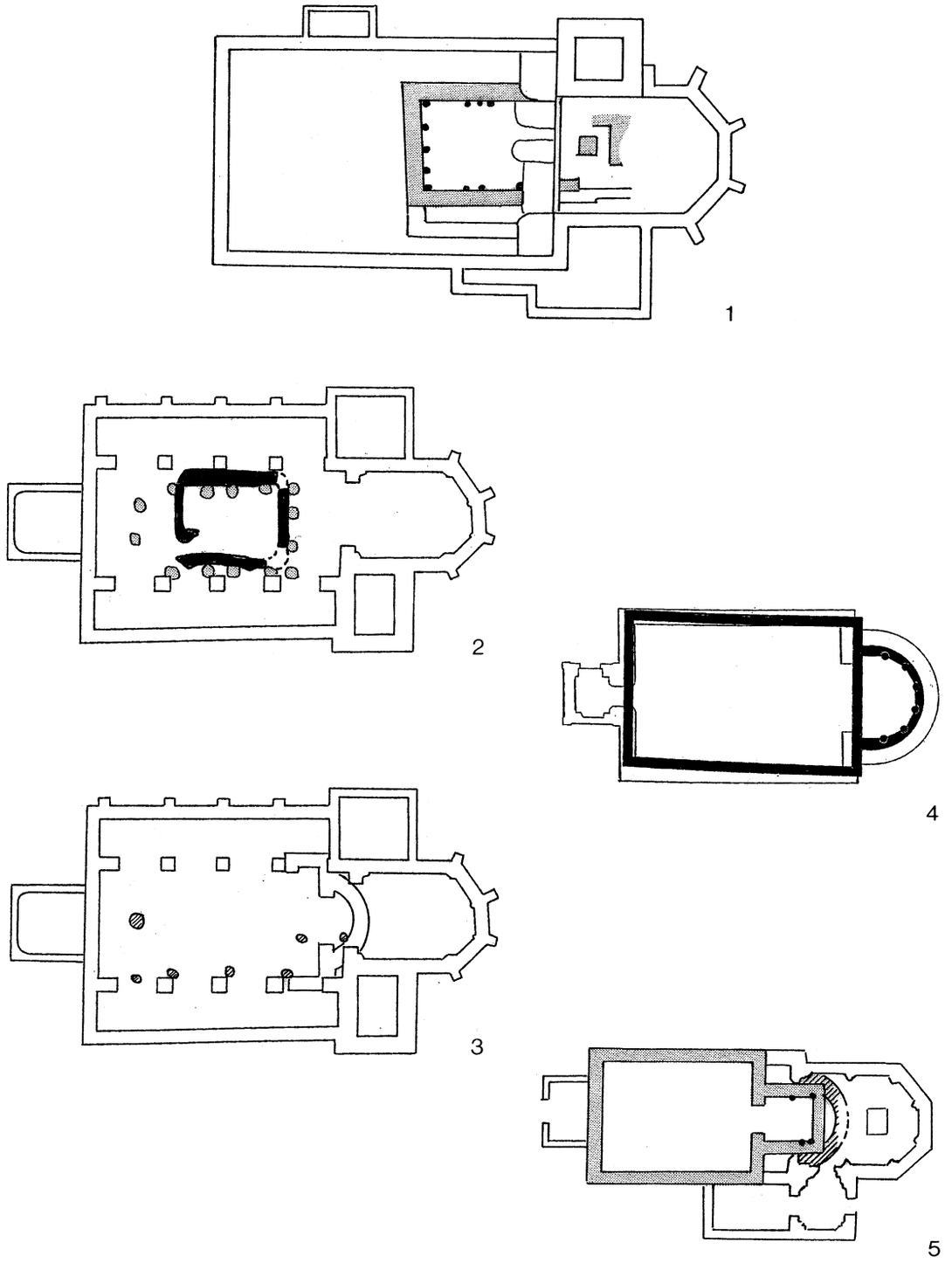


Abb. 7. Ortskirchen in Holzbauweise: 1 Asch; 2 Zeholfing Phase I und II; 3 Zeholfing Phase III; 4 Pliening; 5 Buchendorf. 1:400.

Als Nachtrag muss auch die im Jahr 2001 entdeckte Holzkirche aus Wenzenbach, Lkr. Regensburg genannt werden. Erfaßt wurden einige Pfosten des bloß 5,5 m langen und 4 m breiten Langhauses sowie die nördliche Pfostenstellung des mutmaßlichen Rechteckchores (Abb. 8,4). Die Entdeckung dieser, wenn auch recht kleinen Holzkirche verwundert angesichts des archivalisch bereits im 9. Jh. überlieferten Ortes nicht, zumal sich in dem Tal nördlich der Donau bereits ab dem 8. Jh. ein Siedlungs- und Herrschaftsmittelpunkt abzeichnet[47].

Frühmittelalterliche Klosterbauten aus Holz

Zu einem der sehr umstrittenen Kapitel bayerischer Geschichte gehören die frühmittelalterlichen Klostergründungen, die bereits im frühen 7. Jh. ausgehend von den Missionaren des Klosters Luxeuil in Burgund eingerichtet worden sein sollen. Während für das Kloster Weltenburg weder von historischer noch von archäologischer Seite bislang schlüssige Argumente für eine frühe Entstehung vorgebracht werden konnten[48], scheinen mit den umfangreichen Ausgrabungen auf der Herreninsel im Chiemsee Befunde dieser Zeit vorzuliegen. Beim derzeitigen Publikationsstand[49] darf man dem Ausgräber Hermann Dannheimer darin folgen, dass auf der Insel bereits im frühen 7. Jh. ein Kloster entstand, das aus Holz in Pfostenbauweise errichtet war[50]. Von der einstigen Kirche ließen sich mehrere Pfosten nachweisen, die einen ca. 8 m breiten dreischiffigen Raum rekonstruieren lassen. Südlich der Klosterkirche legte man zwei im rechten Winkel zueinander stehende Klausurgebäude frei, die mit annähernd 40 m Länge stattliche Ausmaße besaßen. In einer zweiten Bauphase, die ins 7./frühe 8. Jh. gehört, wurden die Pfostenbauten der Klausur auf gleichem Grundriss erneuert, während man die mutmaßliche Klosterkirche durch einen offensichtlich größeren Holzbau ersetzte.

Von den zahlreichen Klostergründungen des 8. Jh. sind nur wenige archäologisch untersucht. Die jüngsten Ausgrabungen fanden im ehemaligen Kloster Weihenstefan bei Freising 1998 statt[51]. Auf der Kuppe des Berges soll sich der Hl. Korbinian um 724/30 beim *oratorium Sancti Stefani* wegen der dortigen Heilquelle und verschiedener Wunder niedergelassen haben. Um 830 wurde dort eine neue Kirche erbaut und vom Freisinger Bischof Hitto ein Collegiatsstift mit sechs Kanonikern und einem Propst eingerichtet. Der stark gestörte Befund im Bereich der späteren, heute abgebrochenen Klosterkirche erbrachte mehrere Holzpfosten unmittelbar westlich der romanischen Hauptapsis, darunter eine klare Pfostenreihe von fünf bis sechs Pfosten. Leider ist eine Rekonstruktion dieses Kirchengrundrisses unmöglich und eine Datierung scheitert am mangelhaften Fundmaterial. Man ist versucht, in diesem Pfostenbau das archivalisch erwähnte Oratorium zu sehen, zu belegen ist dies aber nicht.

Steinbauten

Spätmerowingisch-karolingische Sakralbauten

In der Regel sind frühmittelalterliche Kirchenbauten aus Stein in ähnlicher Situation zu finden wie diejenigen aus Holz. So ist es nicht weiter verwunderlich, dass es Friedhofskapellen bei

---

47 Silvia Codreanu-Windauer und Claus Oetterling, Vom Kapellchen zur Großkirche: 1000 Jahre St. Peter in Wenzenbach, Arch. Jahr in Bayern 2001, 123–125.

48 Allgemein dazu: Wilhelm Störmer, Die agilolfingerzeitlichen Klöster. In: Die Bajuwaren. Ausstellungskatalog 1988, 305–310. – Zu Weltenburg: Fischer (wie Anm. 29) 139–141.

49 Hermann Dannheimer, Auf den Spuren der Baiuwaren (Pfaffenhofen 1987) 219–233. – Ders., Archäologische Chiemseeforschung 1979–1989. In: Spurensuche. Festschrift für Hans-Jörg Kellner zum 70. Geburtstag. Kat. Prähist. Staatssammlung Beiheft 3 (Kallmünz 1991) 191–202. – Vorrom. Kirchenbauten, Nachtragsbd. 177 f. – Ahrens, Katalog 40.

50 Vgl. die Holzbauten bei St. Ulrich und Afra in Augsburg, Bauphase 1–4 (2. Hälfte 6. Jh. bis um 700): Hermann Dannheimer, Das *cenobium beate Afre* in Augsburg. In: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Wohn- und Wirtschftsbauten frühmittelalterlicher Klöster (Zürich 1996) 33–46.

51 Erwin Neumair, Die Kirche St. Stefan in Freising-Weihenstefan: Geschichte und Vorbericht über die Grabungen im Jahre 1998. Archäologie im Landkreis Freising 6, 1998, 115–139.

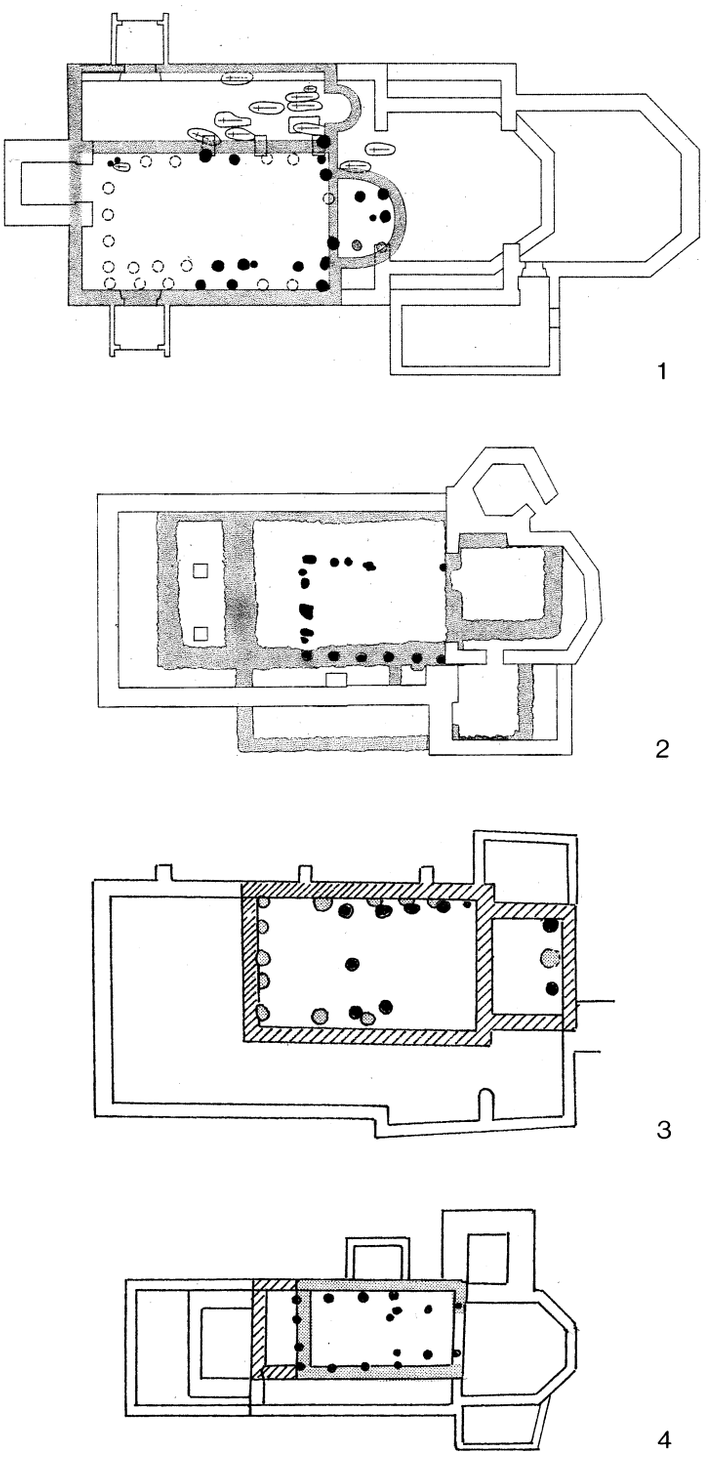


Abb. 8. Ortskirchen in Holzbauweise: 1 Vohburg; 2 Parkstetten; 3 Kleinlangheim; 4 Wenzenbach. 1:400.

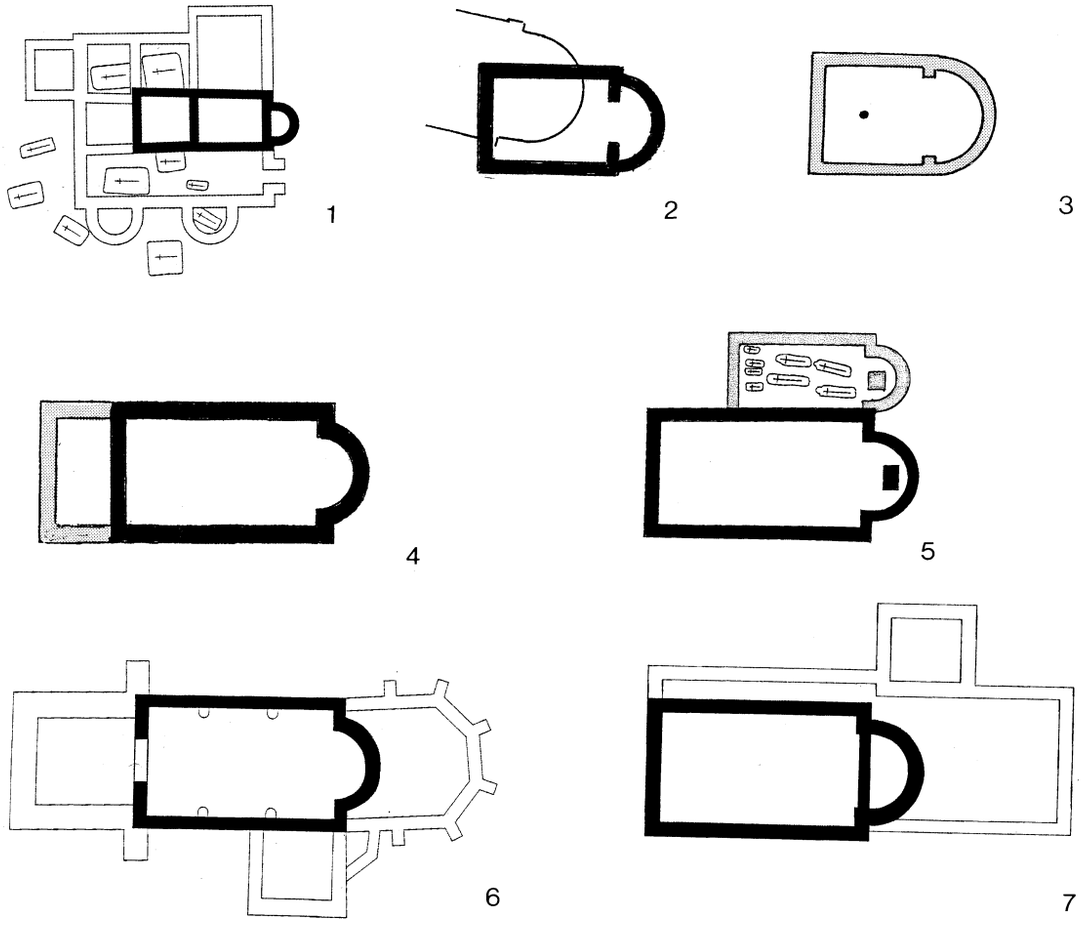


Abb. 9. Vorromanische Steinkirchen mit apsidialem Chor: 1 Harting; 2 Wörth im Staffelsee; 3 Herrsching: Steinkirche; 4 Lauterhofen; 5 Sulzbach-Rosenberg; 6 Oberammerthal; 7 Gebenbach. 1:400.

frühmittelalterlichen Gräberfeldern sind, die als älteste steinerne Sakralbauten Bayerns überliefert sind.

Zunächst kann man eine formale Unterscheidung in Sakralbauten mit apsidialem Chorabschluß und solche mit Rechteckchor vornehmen.

Die Saalkirchen mit apsidialem Chorabschluß gehen auf spätantike Vorbilder zurück, wie sie für Altbayern durch St. Severin in Passau überliefert sind[52]. Hierin liegt der Grund, weshalb die zeitliche Einordnung gerade solcher Kirchen so schwierig ist, besonders an Orten, für die eine spätantike Wurzel belegt ist. Das beste Beispiel in diesem Zusammenhang ist die 1978/79 ergrabene erste Kirche unter der Abteikirche von Passau-Niedernburg[53], deren Datierung aufgrund des unzureichenden Publikationsstandes zwischen frühchristlich/spätantik bis frühmittelalterlich/karolingisch schwankt.

---

[52] Sage (wie Anm. 5). – Vorrom. Kirchenbauten, Nachtragsbd. 327.

[53] Vorrom. Kirchenbauten, Nachtragsbd. 327 f. – Thomas Fischer, Bemerkungen zur Archäologie der Severinszeit in Künzing und Passau. In: Egon Boshof und Hartmut Wolff (Hrsg.), Das Christentum im baierischen Raum (Köln/Weimar/Wien 1994) 100 f.

Auf sicheren Boden begibt man sich mit den ausführlich vorgelegten Kirchen von Epolding-Mühlthal[54] und Herrsching[55], beides Bauten mit apsidialen Chorabschlüssen, die in der Flucht der Seitenwände liegen, in Analogie zu Passau St. Severin. Bei ersterer handelt es sich um eine kleine gewestete Kapelle mit rundem Abschluß von bescheidenen Ausmaßen[56]. Vom Baukörper war nur noch das Fundament aus Tuffsteinbrocken und Kieseln erhalten. Das um 700 entstandene Kirchlein hatte wohl bis ins hohe Mittelalter Bestand.

Bis zu drei Steinlagen hoch war hingegen die zweite Kirche in Herrsching erhalten, die ihren Holzvorgängerbau an gleicher Stelle ersetzte (Abb. 9,3). Das 0,7 m starke Trockenmauerwerk bestand aus Kalksteinbruch und wies an den Ecken des Langhauses Tuffquader auf. Wandputzreste belegen, dass der Innenraum verputzt und weiß getüncht war (Abb. 10). Wohl kurz nach 700 wurde der Kirchenbau zusammen mit dem umgebenden Friedhof aufgegeben und blieb ohne Nachfolge.

Eng an die Herrschinger Kirche lehnt sich der erste Sakralbau auf der Insel Wörth im Staffelsee an[57] (Abb. 9,2). Die 10 m lange und 6 m breite Kirche besaß eine breite Apsis, die nur leicht eingezogen war[58]. Das 0,60–0,70 m starke Mauerwerk bestand aus Geröllsteinen in stark sandigem Mörtel. Die erhaltenen Partien des Aufgehenden waren beidseitig verputzt. Daran schloß ein Kalkmörtelestrich, dessen Oberfläche mit Ziegelsplitt eingefärbt war[59]. Das in den Maßen mit der Steinkirche in Herrsching fast identische Gotteshaus verdankt seine Entstehung offensichtlich auch der Existenz eines merowingerzeitlichen Friedhofes, dessen

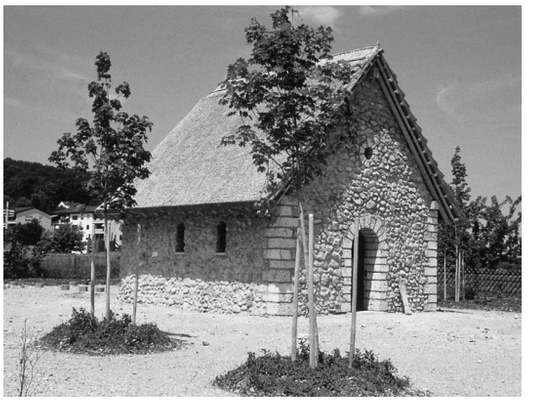


Abb. 10. Herrsching, Lkr. Starnberg. Auf dem originalen Grundriß nachgebaute Steinkirche.

Funde eine Datierung der Kirche nach 620/30 nahelegen. Die Interpretation als Eigenkirche eines Huosi-Angehörigen gewinnt an Wahrscheinlichkeit durch den Nachfolgebau, der nun als Klosterkirche diente.

Karolingische Klöster, Bischofskirchen und Pfalzkapellen

Gemäß der Tradition des Klosters Benediktbeuern sollen die Huosibrüder Waldram, Eliland und Landfrid von dort aus das Kloster Staffelsee (= Wörth) um die Mitte des 8. Jh. gegründet haben. Nicht auszuschließen ist auch, dass dort zeitweilig der Sitz eines Bischofs von Neuburg a.d. Donau und Staffelsee war[60]. Den mit einer Länge von 23,5 m bei einer Breite von 13 m im Vergleich zu seinem Vorgänger mehr als doppelt so große Saalbau von Wörth darf man mit Sicherheit als Klosterkirche ansehen (Abb. 11,2). Über den Chorschluß des in ähnlicher Mauertechnik wie der Vorgängerbau errichte-

---

54 Dannheimer (wie Anm. 23).

55 Keller (wie Anm. 34).

56 Die Kirche besaß eine Länge außen von 9 m, im Lichten von 7 m und eine Breite von 2,5 m.

57 Brigitte Haas, Archäologische Ausgrabungen auf der Insel Wörth im Staffelsee. Arch. Jahr Bayern 1992, 142–145. – Dies., Die archäologische Ausgrabung auf der Insel Wörth im Staffelsee. Arch. Jahr Bayern 1993, 138–140. – Dies., Bericht über die archäologische Ausgrabung auf der Insel Wörth im Staffelsee. Jahresmitteilung des Heimatvereins Seehausen a. Staffelsee e.V. 1994, 35–43. – Brigitte Haas-Gebhard, Archäologische Ausgrabungen auf der Insel Wörth im Staffelsee. Dedicatio. Hermann Dannheimer zum 70. Geburtstag (Kallmünz 1999) 140–161.

58 Wegen der Störung der Nahtstelle zwischen Langhaus und Apsis durch ein Pfostenloch ist nicht auszuschließen, dass die Apsis nicht eingezogen war: Haas-Gebhard (wie Anm. 57) 146.

59 Zu den mit Ziegelsplitt eingefärbten Fußböden siehe auch Beitrag Regensburg, Niedermüster in dieser Publikation, bes. A. Rettner zu «Bau I».

60 Haas-Gebhard (wie Anm. 57) 140 f.

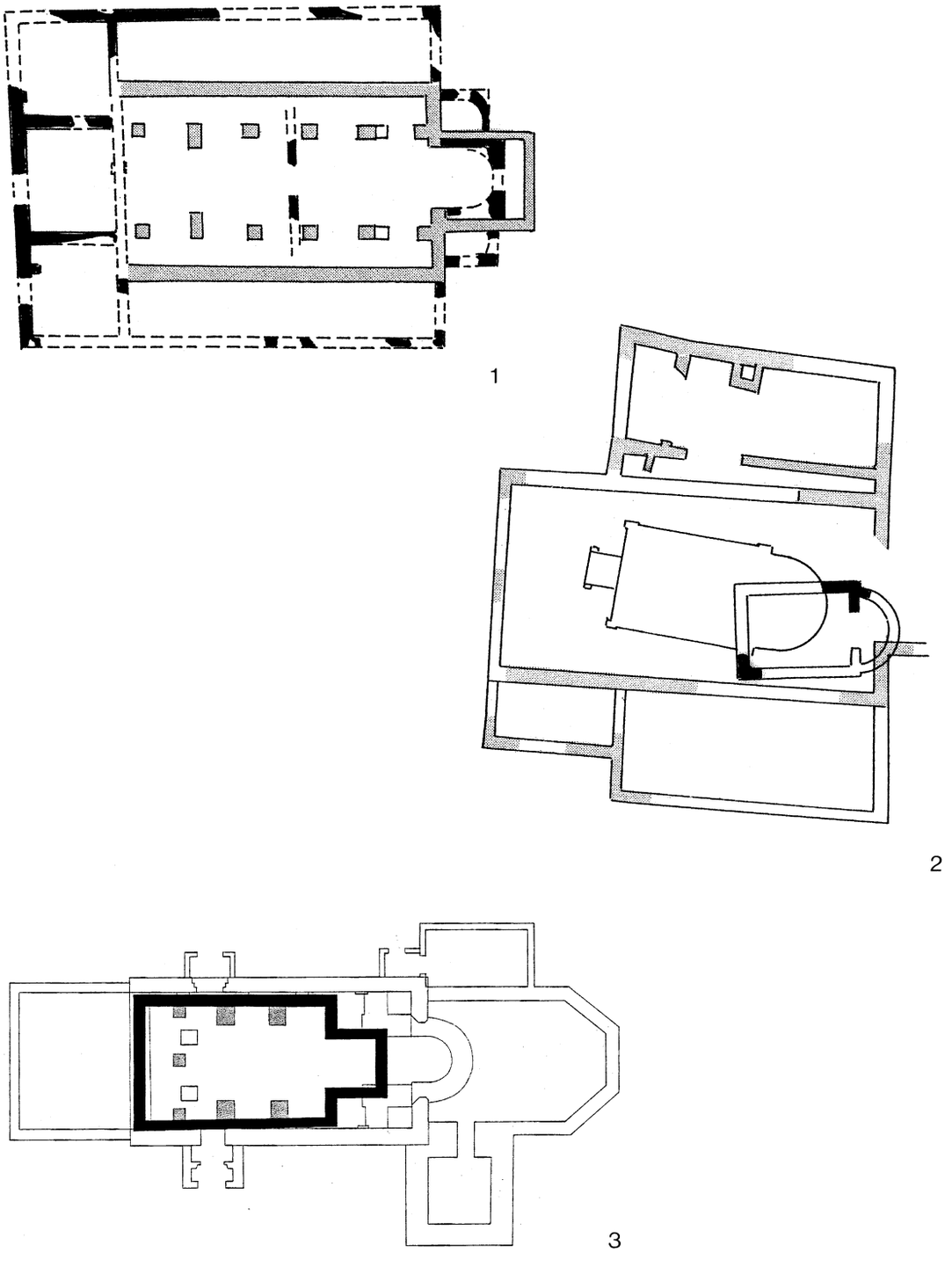


Abb. 11. 1 Sandau; 2 Wörth im Staffelsee; 3 Herrnwahlthann. 1:400.

ten Gotteshauses ist leider nichts bekannt. Im östlichen Teil der Kirche war ein rot eingefärbter Estrich feststellbar, der möglicherweise nur bis zu einer Chorschranke verlief, die den Mönchschor vom Laienraum trennte. Kleine Fragmente einer mit Flechtwerk verzierten Chorschrankenplatte konnten bei der Grabung geborgen werden. Sie lassen sich anhand der inzwischen immer zahlreicher auftretenden Schrankenplatten[61] eindeutig bestimmen und rekonstruieren. Als Klosterkirche verfügte Wörth über nördliche und südliche Annexräume.

Insgesamt dürfte das Staffelseekloster mit dem «Schwesterkloster» Sandau[62] viele Ähnlichkeiten aufweisen, denn es wurde etwa gleichzeitig von denselben Huosibrüdern gegründet. Die aus vermörtelten Tuffsteinen errichtete Klosterkirche war mit einer Länge von 18,5 m etwas kleiner als die des Staffelseeklosters und wies an allen drei Seiten des Langhauses Annexräume auf (Abb. 11,1). Bislang einzigartig in Altbayern ist ihr Chor, ein Dreiapsidenabschluß mit jeweils rechtwinklig ummantelten, sehr flach gerundeten Apsiden, eine Form, die im ostalpinen Raum beheimatet ist. Das Langhaus war etwa in der Mitte durch Chorschranken abgetrennt, von denen Kalksteinplattenreste mit Flechtwerkverzierung und ein Kapitell bei der Ausgrabung geborgen wurden.

Betrachtet man das Mutterkloster von Sandau und Staffelsee (Wörth), Benediktbeuern, so ist vom 739/40 von Bonifatius geweihten Gründungsbau weit weniger bekannt. Vom eigentlichen Kirchenbau konnten bei Ausgrabungen 1970 und 1989 nur die Südostecke des Langhauses und ein kleines Stück der Nordwand ergraben werden[63], dessen 0,60 m starkes Mauerwerk in Trockenbauweise aus Kalkgeröllen gefügt war (Abb. 12,1). Trotz der kleinen Ausschnitte läßt sich unschwer eine Saalkirche von ca. 10 m Breite im Lichten und mind. 22 m Länge rekonstruieren, also eine Kirche, die dem Wörther Bau in der Größe entspräche. Hier wie dort ist allerdings die Ausbildung der Chorpartien unbekannt, wenngleich auch von Benediktbeuern Fragmente von karolingischen Flechtbandplatten auf das Vorhandensein von steinernen Chorschranken deuten.

Frühe Klosterbauten sind bislang in den drei oberbayerischen Klöstern nicht ergraben worden. Wahrscheinlich handelte es sich wie beim Kloster Herrenchiemsee um Holzbauten. Spuren hölzerner Strukturen kamen auch im Umfeld des mutmaßlichen Klosters Klais-Scharnitz[64] ans Tageslicht. Das ebenfalls von den Huosibrüdern 763 gegründete Kloster wurde allerdings bereits 772 nach Schlehdorf am Kochelsee verlegt. Die steinerne Kirche, ein kleiner Saalbau mit eingezogenem Rechteckchor, blieb wohl bis ins 11. Jh. in liturgischer Nutzung.

Etwa in die gleiche Zeit der Benediktbeuerer Klostergründungen fällt auch der Beginn der kirchlichen Organisation in Eichstätt: 740/41 berief Bonifatius den Mönch Willibald aus dem Kloster Monte Cassino, um bei einer bestehenden Siedlung ein Kloster zu gründen. Die umfangreichen Ausgrabungen im Eichstätter Dom haben zwei frühe Gebäudekomplexe ans Tageslicht gebracht: im Westen des heutigen Domes das Kloster des Hl. Willibald und östlich davon

---

61 Zusammenfassend Hermann Dannheimer, Steinmetzarbeiten der Karolingerzeit. Kat. Prähist. Staatssammlung. 6 (München 1980). – Neuere Funde u.a. aus Herrenchiemsee, Bauphase des 8. Jh.: Dannheimer (wie Anm. 22) 228–232. – Barbara Johannson-Meery, Karolingische Flechtwerksteine aus dem Herzogtum Baiern und aus Bayerisch-Schwaben. Kat. Präh. Staatssammlung. 27 (Kallmünz 1993) passim.

62 Vorrom. Kirchenbauten Nachtragsbd. 360 f. – Dannheimer (wie Anm. 22) 193–217. Die endgültige Publikation durch H. Dannheimer ist in Vorbereitung.

63 Walter Sage, Testgrabungen von 1970 im Benediktusmünster zu Benediktbeuern. In: Leo Weber (Hrsg.), Kloster Benediktbeuern – Geschichte und Gegenwart. Festschr. zum 50-jährigen Jubiläum der Salesianer Don Bosco in Benediktbeuern (Benediktbeuern 1981) 111–116. – Stefan Winghart, Zur frühen Architekturgeschichte von Kloster Benediktbeuern, Lkr. Bad Tölz-Wolfratshausen. Ergebnisse der Ausgrabung von 1988/89. Ber. Bayer. Bodendenkmalpflege 34/35, 1993/94 (1995) 224–239.

64 Walter Sage, Das frühmittelalterliche Kloster in der Scharnitz. Die Ausgrabungen auf dem «Kirchfeld» zu Klais, Gemeinde Kürn, Landkreis Garmisch-Partenkirchen in den Jahren 1968–1972. Beitr. z. bayer. Kirchengesch. 31, 1977, 11–133. – Vorrom. Kirchenbauten, Nachtragsbd. 207.

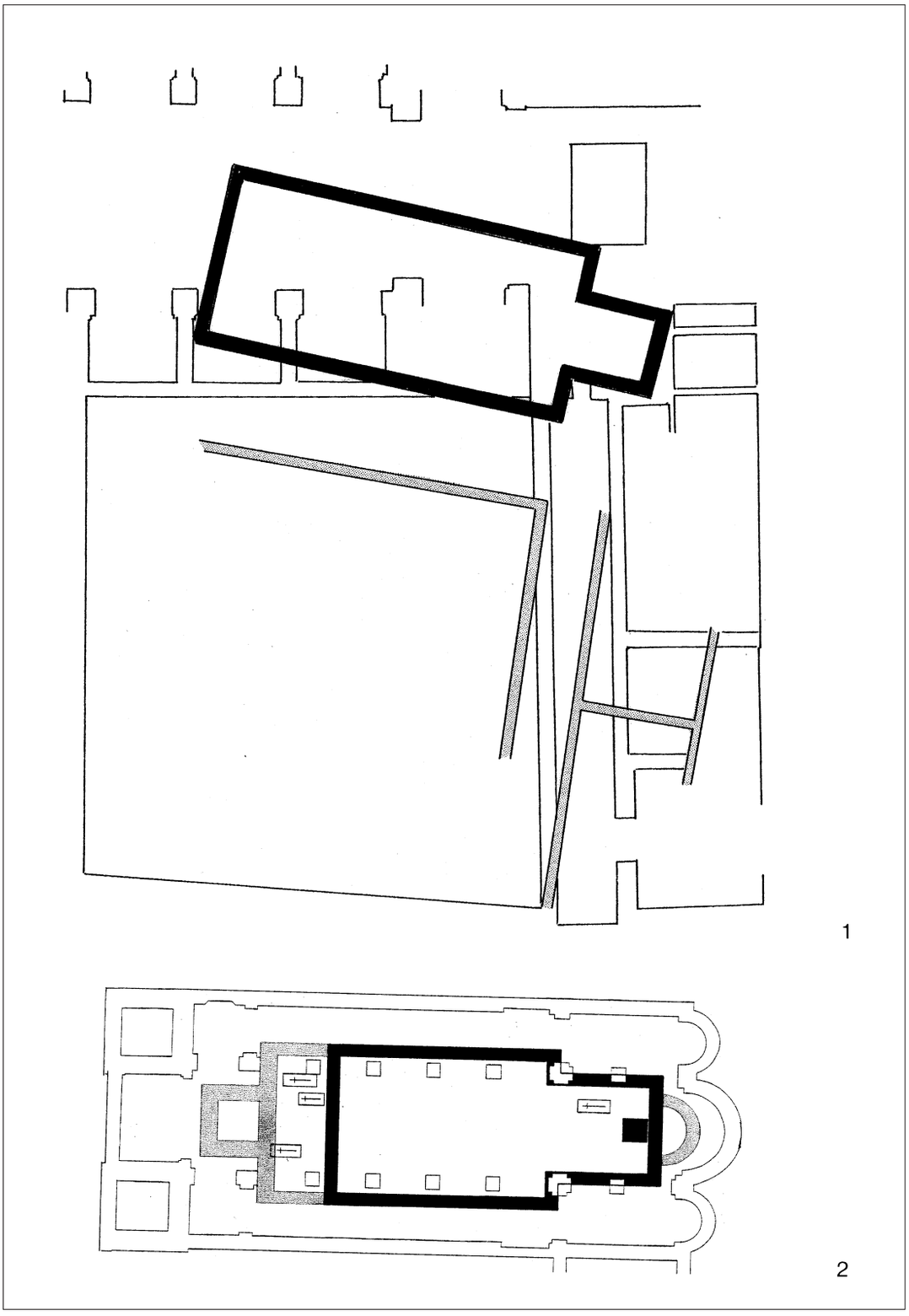


Abb. 12. 1 Benediktbeuern; 2 Straubing. 1:400.

den ersten Eichstätter Dom[65]. Während der Klosterkomplex einen nicht klar rekonstruierbaren Sakralraum mit Apsis in einem Gefüge mit diversen seitlichen Annexräumen besaß, war der Dom ein stattlicher Saalbau von 12 m lichter Breite bei einer nicht näher bestimmbaren Länge und unbekanntem Chorabschluß. Die Achse dieses Baukörpers blieb für den späteren Dom bindend. Das ursprünglich durch eine Einfriedung vom Dombezirk getrennte Kloster ging wohl wegen der Ungarneinfälle im 10. Jh. zugrunde und wurde nicht wieder aufgebaut.

Über weitere prominente Bauten der bonifatianischen Zeit ist unser Wissen eher dürftig. Dies liegt in erster Linie daran, dass innerhalb der Dome von Freising und Passau[66] keine archäologischen Untersuchungen stattgefunden haben. Zwar wird für Passau anhand der 1987–1989 im Domhof durchgeführten Grabungen ein 15,2 m langer und 8,5 m breiter Kirchenbau rekonstruiert, dessen Gleichsetzung mit der ersten Bischofskirche jedoch explizit ausgeschlossen ist[67]. Beim jetzigen Publikationsstand muß auch die vorgeschlagene Datierung für dieses Bauwerk ins späte 7./8. Jh. und seine Funktion offen bleiben, ebenso wie bei der benachbarten mutmaßlich karolingischen Kirche von Niedernburg[68].
Etwas besser sind wir über die Kirchenbauten dieser Zeit in Regensburg unterrichtet[69]. Als dem Sitz der bayerischen Herzöge muß außer der bereits genannten Georgskirche, in der St. Emmeram seine letzte Ruhestätte fand, auch eine Pfalz mit Pfalzkapelle vorausgesetzt werden. Dass diese sich höchstwahrscheinlich mit dem ersten Kirchenbau unter dem heutigen Niedermünster deckt, haben die jüngsten Ergebnisse der wissenschaftlichen Auswertung gezeigt[70].

In Zusammenhang mit der 739 erfolgten Bistumsgründung ist die Errichtung einer Kathedralkirche vorauszusetzen. Am strategisch wichtigsten Platz an der Ostgrenze des Karolingerreiches sind im Zuge der Awarenkriege 791–793 Aufenthalte Karls des Großen in Regensburg belegt, im Zuge derer auch der Dom genannt wird[71]. Allerdings haben die Ausgrabungen von Karl Zahn 1924/25[72] keinen Grundriss der ersten Bischofskirche zutage gebracht. Erfaßt wurde hingegen ein zweiperiodiges Gebäude, das sich, N-S gerichtet und mit einem aufwendigen Estrich versehen[73], unter dem späteren Chorbereich des romanischen Domes befand (Abb. 13). Anhand der angetroffenen Bestattungen, die zweifelsfrei auf dieses Gebäude Bezug nahmen, kann geschlossen werden, dass es zu einer kirchlichen Anlage gehören muss, die im Zuge der Bistumsgründung 739 entstanden sein dürfte. Ob es sich um einen Saalbau oder bereits um eine dreischiffige Basilika gehandelt hat, bleibt zukünftigen Forschungen vorbehalten.

---

65 Walter Sage, Die Ausgrabungen in den Domen zu Bamberg und Eichstätt 1969–1972. Jahresber. Bayer. Bodendenkmalpflege 17/128, 1976/77, 202–234. – Vorrom. Kirchenbauten, Nachtragsbd. 107–110. – Walter Sage, Die Domgrabung Eichstätt. In: Karl Heinz Rieder, Andreas Tillmann (Hrsg.), Eichstätt. 10 Jahre Stadtarchäologie (Kipfenberg 1992) 19–29.

66 Die Ausgrabungen im Regensburger Dom sind hierzu nicht relevant, da der gotische Dom westlich des vorromanischen Vorgängerbaus errichtet wurde: siehe weiter unten.

67 Irene Mittermeier, Archäologische Ausgrabungen im Domhof zu Passau (Passau 1993) 18–24.

68 Fischer (wie Anm. 53)

69 Zusammenfassend die Entwicklung für Regensburg: Silvia Codreanu-Windauer, Martin Hoernes, Arno Rettner, Karl Schnieringer, Eleonore Wintergerst, Die städtebauliche Entwicklung Regensburgs von der Spätantike bis ins Hochmittelalter. In: Schmid (wie Anm. 7) 1013–1053.

70 Dazu Arno Rettner in dieser Publikation.

71 Diese Nennung ist aus historischer Sicht umstritten: Codreanu/Wanderwitz 28 mit Anm. 97.

72 Karl Zahn, Die Ausgrabungen des romanischen Domes in Regensburg (München 1931). – Codreanu/Wanderwitz 37 f. Abb. 6,1.

73 Einen ähnlichen Gebäudetrakt weist auch der karolingische Bestand des Niedermünsters auf: Karl Schnieringer, Ausgrabungen im Kreuzgang des ehemaligen Niedermünsterklosters in Regensburg. Denkmalpflege in Regensburg 1, 1989, 17 f. – Eleonore Wintergerst, Regensburg – Niedermünster I. Die Ausgrabungen im Kreuzgarten. Münchner Beitr. Vor- und Frühgeschichte (in Vorbereitung). – Siehe Beitrag Arno Rettner in dieser Publikation.

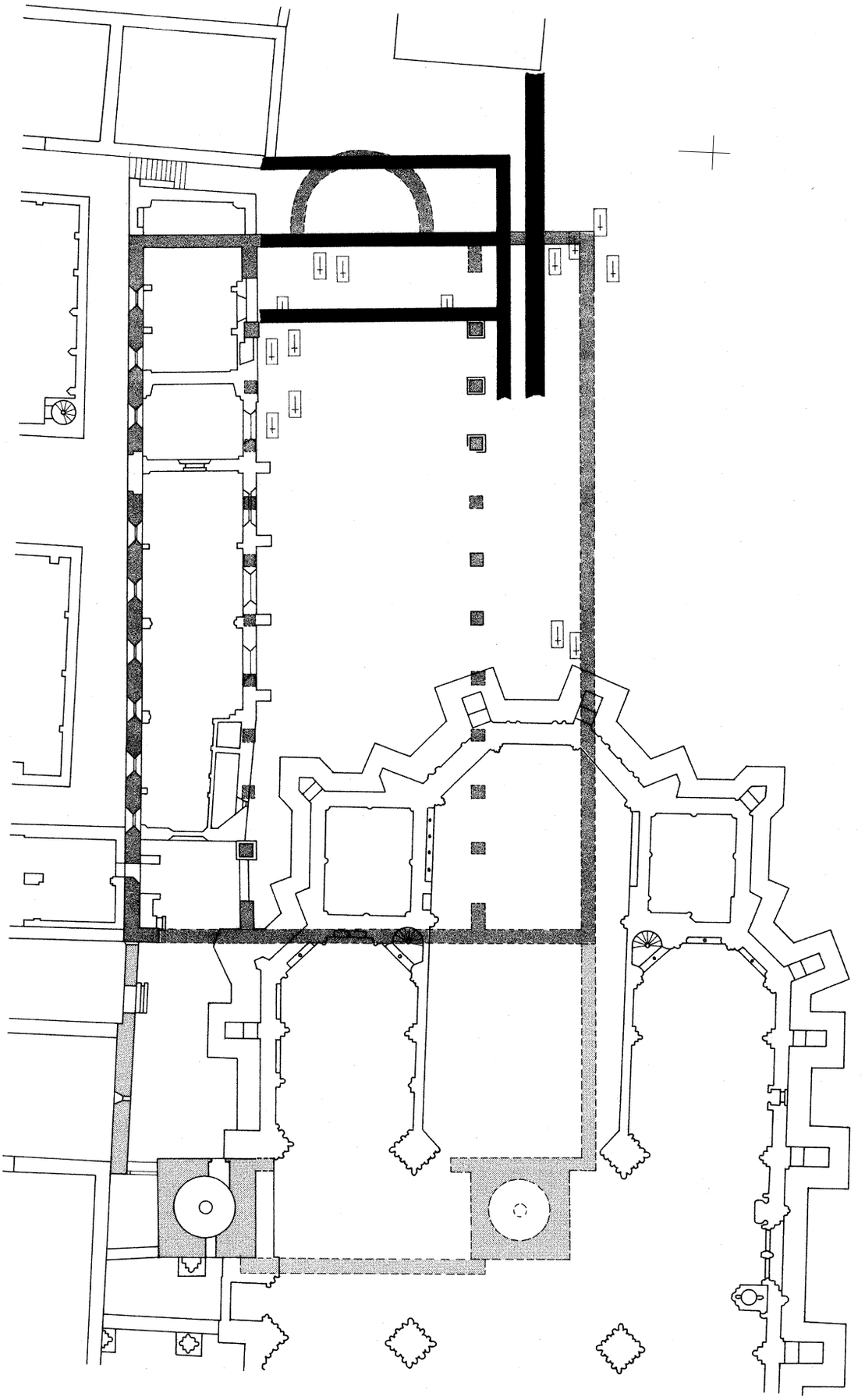


Abb. 13. Regensburg, Dom. 1:400.

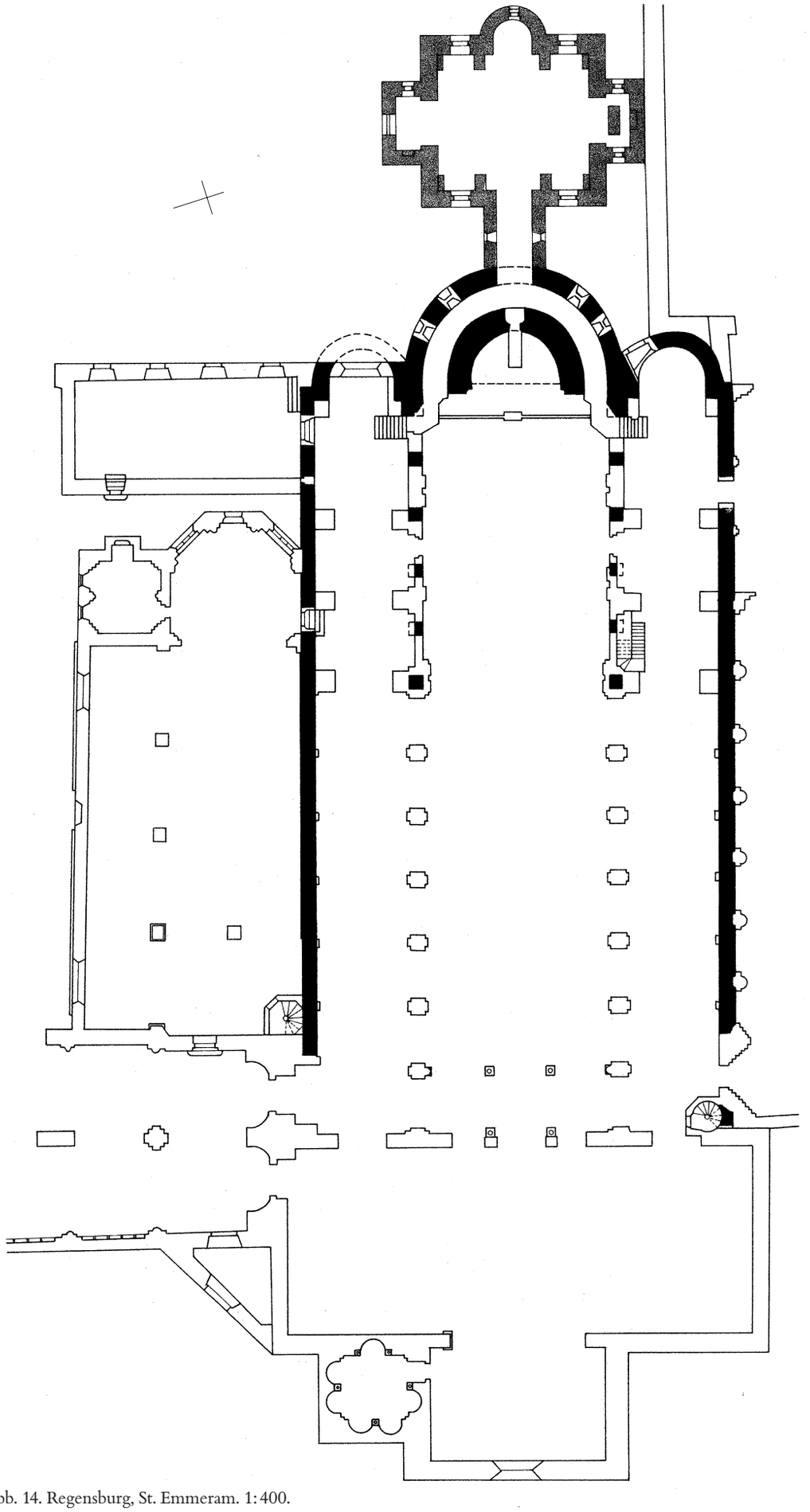


Abb. 14. Regensburg, St. Emmeram. 1:400.

Die monumentale Form des Kirchenbaus, die Basilika, ist erst mit dem Bau der Klosterkirche St. Emmeram belegt (Abb. 14), die in karolingischer Zeit die von einem frühmittelalterlichen Gräberfeld[74] umgebene (noch unbekannte) Georgskirche ersetzte: Unter Abtbischof Sintpert dürfte 791 die Emmeramskrypta fertiggestellt worden sein. Die ursprünglich vom Mittelschiff aus zugängliche Ringkrypta besaß eine *confessio*, in der die Gebeine des Hl. Emmeram über eine *fenestella* sichtbar waren[75]. Im Zuge dieser Baumaßnahme dürfte auch der Kirchenbau als Ganzes fertiggestellt worden sein. Die Pfeiler der mit drei Apsiden geschlossenen Basilika bestanden aus monumentalen Tuffquadern – römische Spolien –, die aufgrund ihrer Massivität, ähnlich wie bei der damals noch weitgehend intakten Römermauer, ihre Wirkung auf den Besucher nicht verfehlt haben dürften.

Römische Spolien fanden auch an der Südwand in der karolingischen Niedermünsterkirche als Türgewände eines Zugangs Verwendung[76]. Sie prägen aber den Bau eines anderen wichtigen Sakralbaues in Regensburg, nämlich die spätkarolingische Alte Kapelle (Abb. 15,1). Von der 875 von König Ludwig dem Deutschen errichteten Pfalzkapelle wird überliefert, dass sie aus Steinen der Stadtmauer erbaut wurde, die eigens dafür zum Teil abgebrochen wurde[77]. Trotz Fehlen einer umfassenden Bauforschung zeichnet sich anhand jüngster Einzeluntersuchungen und der älteren Beobachtungen von W. Leonhardt und K. Zahn[78] ab, dass der karolingische Kernbau, eine dreischiffige Pfeilerbasilika mit unbekanntem Chorschluß, im Grundriss bis heute erhalten und ablesbar geblieben ist. Das breitere Westjoch deutet darauf hin, dass sich dort eine Herrscherempore befunden hat, von der u.a. die Obergeschosse seitlich angeschlossener Kapellen zugänglich waren[79]. Erst in ottonischer Zeit wurde das östliche Querhaus angefügt. Sicher noch dem karolingischen Bestand zuzurechnen ist jedoch der aus großen Quadern errichtete Turm, der in der Art eines Campanile westlich der Kirche vorgelagert ist. Die unteren zwei Geschosse, die durch Gesimsstreifen getrennt sind, gehören noch zum ursprünglichen Bestand und belegen den bewußten Einsatz römischer Spolien in der karolingischen Repräsentationsarchitektur.

Auch in der Königspfalz Altötting haben jüngst Ausgrabungen stattgefunden. Im Inneren der Stiftskirche stieß man auf einen steinernen Vorgängerbau, einer möglicherweise dreischiffigen Kirche mit Rechteckchor (Abb. 15,2)[80]. Sie war auf dem bereits mehrphasig besiedelten Gelände der 831 archivalisch überlieferten Pfalz erbaut worden. So kann man wohl mit Recht vermuten, dass dieses Gotteshaus den von König Karlmann vor 877 errichteten Neubau des Kanonikerstiftes darstellt, zu dem auch die südlichen Anbauten gehören müßten. Mit dem 8x8 m großen Rechteckchor und einer Langhausbreite von 13 m war die Kirche nur halb so groß wie die Alte Kapelle zu Regensburg. Nachträglich wurde an das Chorhaupt eine Apsis angebaut, in deren Mitte sich eine rechteckige Grube, vielleicht von einem Reliquiengrab, befand. Trotz Untergang des Stiftes im frühen 10. Jh. blieb die Kirche weiter bestehen und wurde wohl erst um 1000 durch einen größeren dreischiffigen Neubau ersetzt.

Vorromanische Ortskirchen

Abseits der Machtzentren mit ihren repräsentativen Kirchenbauten dürften bereits in karolingischer Zeit eine ganze Reihe von Orts-

---

74 Osterhaus/Wintergerst (wie Anm. 14) 271–303.

75 Jochen Zink, Neue Forschungen zur frühen Baugeschichte von St. Emmeram und St. Rupert, in: St. Emmeram in Regensburg. Geschichte, Kunst und Denkmalpflege. Thurn und Taxis Studien 18, 1992, 117 ff., bes. 125 ff.

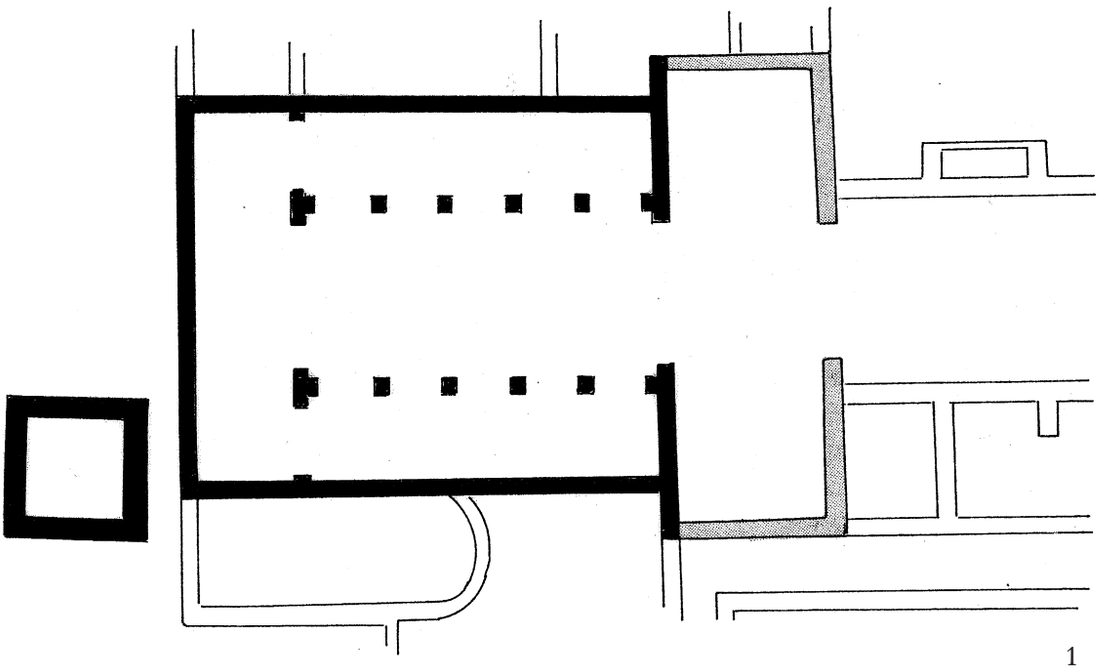
76 Siehe Beitrag von Arno Rettner in dieser Publikation.

77 Peter Schmid, Regensburg. Stadt der Könige und Herzöge im Mittelalter. Regensburger Historische Forschungen 6 (Kallmünz 1977) 39.

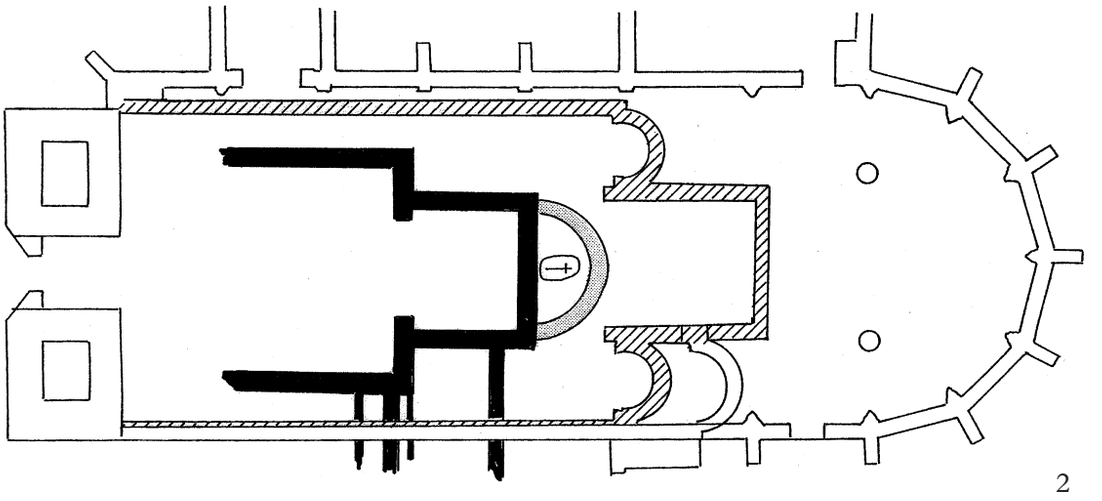
78 Bauforschung an der Westwand; archäologische Sondage am aus Quadern bestehenden Fundament der Südwand: Ortsakten BLfD. Dazu: Codreanu/Hoernes/Rettner/Schnieringer/Wintergerst (wie Anm. 69). – Zahn (wie Anm. 72) 88 f.

79 Felix Mader, Die Kunstdenkmäler von Bayern, Oberpfalz Bd. XXII, Stadt Regensburg II (München 1933, Nachdr. München/Wien 1981) 40 f. (Erasmuskapelle).

80 Tillmann Mittelstraß, Ausgrabungen in der Stiftskiche St. Philipp und Jakob in Altötting. Arch. Jahr in Bayern 1999, 119–123



1



2

Abb. 15. Pfalzkapellen: 1 Regensburg, Alte Kapelle; 2 Altötting, Stiftskirche St. Philipp und Jakob. 1:400.

kirchen in Stein errichtet worden sein. Ihre zeitliche und damit auch bauliche Beurteilung stößt aber schnell an Grenzen, denn in der Regel fehlt datierendes Fundmaterial und die einfachen Grundrisse – Saalkirche mit Apsis oder Rechteckchor – stellen «Allerweltstypen» des frühchristlichen bis romanischen Kirchenbaus dar[81]. Dementsprechend problematisch sind Datierungsversuche solcher Kirchen, wenn nicht ein genauerer Zeitansatz durch weitere archäologische Indizien gegeben ist. Dies war bei der schon erwähnten Kirche von Buchendorf (Lkr. Starnberg) der Fall, wo das hölzerne Gotteshaus durch einen steinernen Nachfolgebau ersetzt wurde. Die Saalkirche mit Rechteckchor bestand aus 0,80 m starkem Mauerwerk aus schwach vermörtelten Feldsteinen (Abb. 7,5). Ergraben wurde der annähernd quadratische, stark eingezogene Rechteckchor[82]. Dabei stellte sich heraus, dass die Langhauswände noch unter dem Tuffsteinmauerwerk des romanischen Nachfolgebaues im Aufgehenden erhalten sind, im Westen bis zu einer Höhe von 5 m (!). Die Kirche war weiß verputzt und besaß einen Mörtelestrich, der während der Bestandszeit zweimal erneuert wurde. Das Gotteshaus muß jünger als ein um 720 datiertes Grab und wohl älter als die kurz vor 800 archivalisch belegte Schenkung der Orte Gauting, Buchendorf und Leutstetten *cum ecclesiis* ans Kloster Benediktbeuern eingestuft werden.

Es war wohl etwas kleiner als die Steinkirche mit Rechteckchor aus Aschheim[83] (Abb. 16,2), die Schauplatz der Synode von 756 war. Die spärlichen Reste der 0,75 m breiten Wände bestanden aus ziegelartig hergerichteten Tuffsteinen in Mörtelbindung. Der querrechteckig Chor war nur um Mauerbreite eingezogen.

Dem schwach ausgeprägten Sanktuarium begegnet man auch beim ersten Kirchenbau von Bad Gögging (Abb. 16,3), einem mindestens 17,5 m langen und 11,4 m breiten Saalbau, dessen Chor durch die Weiterverwendung römischer Beckenstufen erhöht lag[84]. Weitere ein bis zwei Stufen führten zum Tischaltar, dessen Platte auf einer Spolie, einem römischen Meilenstein und zwei Holzstützen stand, von denen die rechteckigen Pfostensetzungen zeugen. Auch dort war das Mauerwerk nur schwach vermörtelt und bestand aus Feld- und Bruchsteinen. Es trug wohl einen Putz, der an den Chorschranken nachgewiesen werden konnte.

Die Datierung dieses Kirchenbaus in spätmerowingisch-karolingische Zeit ist ebenso vage wie die der ersten, mutmaßlich karolingischen Steinkirche von Thalmassing (Lkr. Regensburg)[85] (Abb. 16,1). Das mit einem quadratischen Rechteckchor von 3,5 m lichter Seitenlänge zu rekonstruierende Gotteshaus besaß wie die Kirche von Bad Gögging eine steinerne Chorschranke, die das wohl um eine Stufe erhöhte Sanktuarium vom Laienraum abtrennte. Das 0,6 bis 0,7 m starke Mauerwerk war aus Bruchsteinen gesetzt, vermörtelt und verputzt.

Etwas später, wohl ins 9. Jh., wird die erste Kirche in Straubing, St. Peter angesetzt[86] (Abb. 12,2). Erhalten hatten sich nur noch die ca. 0,8 m breiten vermörtelten Fundamente des 13,4 m langen und 8,7 m breiten Saales und eines Rechteckchores von 6,4 m Länge, sowie weite Flächen des auf Stickung ruhenden Mörtelestriches. Im erhöhten Chor war dieser durch Ziegelsplitt rot eingefärbt.

Beispiele einfacher Saalbauten mit Rechteckchor lassen sich noch beliebig aufführen, wobei ihre zeitliche Einordnung in den meisten Fällen unsicher ist oder nur allgemein als vorromanisch angegeben wird. Auffallend sind hierbei aber eine Gruppe von Bauten, die geringe Mauerstärken aufweisen. Genannt sei der ergrabene Vorgängerbau des romanischen Gotteshauses von Steinkirchen (Lkr. Deggendorf), ein kleiner Saal, 5,6x4,2 m, mit dem An-

---

[81] Walter Sage, Kirchenbau. Zu Typen und Bauweise. In: Die Bajuwaren. Ausstellungskatalog (Rosenheim 1988) 293–295.
[82] Das Langhaus maß im Lichten 9x6,5 m, der Chor war 2,9 m lang und 2,7 m breit. Schwenk (wie Anm. 39).
[83] Dannheimer (wie Anm. 32) 69–72. Die Kirche II wird um 700 datiert.
[84] Nuber (wie Anm. 12) 29–35.
[85] Codreanu (wie Anm. 13).
[86] Walter Sage, Die Ausgrabungen in St. Peter zu Straubing. Jahresber. Hist. Verein Straubing 79, 1976. 133–128. – Codreanu/Wanderwitz 44. – Vorrom. Kirchenbauten, Nachtragsbd. 403 f.

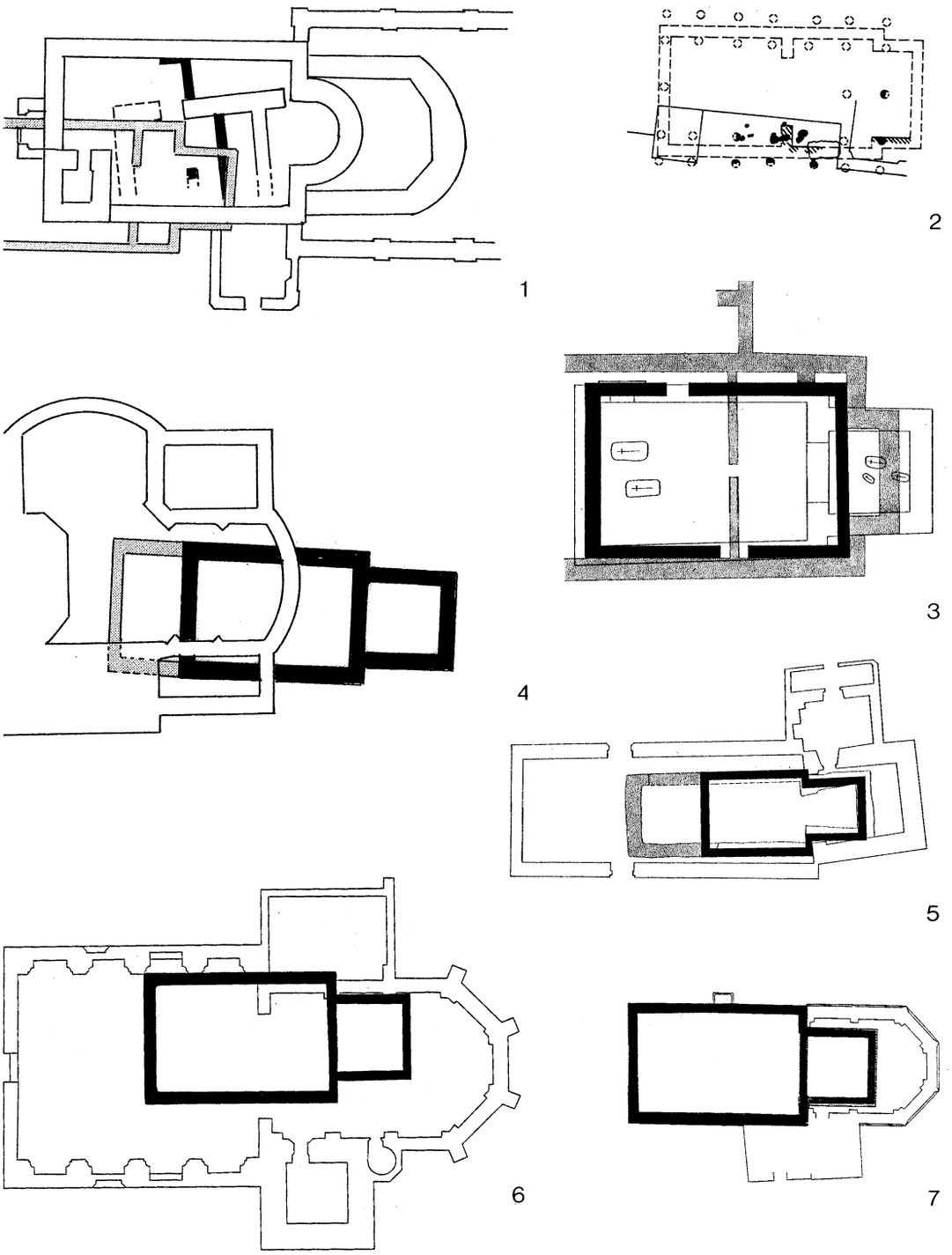


Abb. 16. Vorromanische Steinkirchen mit Rechteckchor: 1 Thalmassing; 2 Aschheim; 3 Bad Gögging; 4 Barbaraberg bei Speinshart; 5 Sinzing; 6 Westen; 7 Oberlindhart. 1:400.

satz eines 3 m breiten, wohl rechteckigen Sanktuariums[87]. Die aus Bruchsteinen gesetzten Trockenfundamente besaßen bloß eine Stärke von 0,5 m, im Chorbereich sogar nur 0,4 m.

Einen ähnlichen Fall stellt die Kirche aus Sinzing (Lkr. Regensburg) dar, ein 9 m langer und 5 m breiter Saalbau mit annähernd quadratischem Chor[88] (Abb. 16,5). Ihr Trockenfundament aus Feldsteinen war nur 0,4 m breit.

Eine Mauerstärke von 0,5/0,6 m wiesen auch die einst verputzten Bruchsteinwände der Kirche aus Herrnwahlthann (Lkr. Kelheim) auf[89] (Abb. 11,3). Der Saal von ca. 11 m Länge und 7 m Breite besaß im Osten einen stark eingezogenen Rechteckchor von 3,3 m Breite. Aufgrund der urkundlichen Nennung der Kirche um 863/64 ist ein Anhaltspunkt für ihre Datierung ins 9. Jh. gegeben.

In der Größe vergleichbar mit Herrnwahlthann sind auch die Kirchen von Westen und Oberlindhart[90]. Die unmittelbar benachbarten Gotteshäuser weisen mit ihren ältesten archäologisch erfaßten Bauspuren einen deckungsgleichen Grundriss auf: ein Langhaus von 10,5 m Länge und 6,5 m Breite und einen eingezogenen quadratischen Rechteckchor mit einer Seitenlänge von 4 m (Abb. 16,6–7). Das aus plattigen Kalksteinen mit holzkohlehaltigem Kalkmörtel gesetzte Mauerwerk besaß im Westen eine Fundamentbreite von nur 0,5 m im Chorbereich[91]. Ebenso schmal zeigte sich das von der Beschaffenheit vergleichbare Mauerwerk in Oberlindhart: 0,6 m, also etwa zwei Fuß stark.

Für die vorgestellten Bauten wurde bislang in Erwägung gezogen, dass die erfaßten Mauerpartien nur Sockelzonen für einen Aufbau als Holzkonstruktion darstellen[92]. Die jüngst erforschte Kirche aus Oberlindhart erbrachte aber einen überraschenden Befund. Beim Abschlagen des Putzes stellte sich heraus, dass das ältere Mauerwerk an der Nord- und Westwand meterhoch erhalten war, an der Westwand sogar noch der originale Giebel des Ursprungsbaues vorhanden war. Dies liefert den Beweis, dass auch bei geringen Mauerstärken durchaus mit einem komplett in Massivbauweise errichteten Baukörper zu rechnen ist. Ob das Vorkommen dieser «sparsamen» Bauweise auch hinsichtlich einer genaueren chronologischen Einordnung als allgemein «vorromanisch» relevant ist, muss vorläufig noch dahingestellt bleiben. Auch ist beim jetzigen Kenntnisstand nicht zu beurteilen, ob – abgesehen von der Größe des Baukörpers – sich in dieser Bautechnik spezielle regionale Verhältnisse widerspiegeln.

Die oben vorgestellten Sakralbauten aus den Altsiedellandschaften Bayerns haben auch den Kirchenbau in den Ausbaulandschaften geprägt. Zu nennen wäre in diesem Zusammenhang die Martinskirche in Lauterhofen (Lkr. Neumarkt)[93] (Abb. 9,4): Der 10 m lange und 5,8 m breite Saal besaß im Osten eine eingezogene Apsis und im Westen eine 3 m tiefe Vorhalle, über der eine Empore denkbar wäre. Mit ihrem sauber aus Kalkbruchsteinen geschichteten, knapp 1 m breiten Mauerwerk wurde eine bauliche Qualität erreicht, die einem zum fränkischen Königshof *villa Lutrahahof* gehörigen Gotteshaus würdig war. Als der Königshof 806

---

87 Karl Schmotz, Die archäologische Untersuchung in der Kirche von Steinkirchen und ihre Folgen für die ältermittelalterliche Geschichte des Ortes. Deggendorfer Geschichtsblätter 19, 1998, 35–62.

88 Codreanu/Wanderwitz 42. – Im Nachtragsband der Vorrom. Kirchenbauten nicht aufgenommen.

89 Codreanu/Wanderwitz 34 f. – Vorrom. Kirchenbauten, Nachtragsbd. 178 f. – Ahrens, Katalog 40 f.

90 Karl Böhm, Im Westen viel Neues. Ausgrabungen in der Pfarrkirche von Westen, Markt Mallersdorf-Pfaffenberg, Lkr. Straubing-Bogen. Karl Schmotz (Hrsg.), Vorträge des 15. Niederbayerischen Archäologentages 1997, 279–296. – Karl Böhm, Neues aus Lindhart. Arch. Jahr in Bayern 1998, 123–124. – Ders. Neues aus «Lindhart» – Ergebnisse und Folgen der Kirchengrabung in Oberlindhart, Lkr. Straubing-Bogen. Vorträge des 18. Niederbayerischen Archäologentages 2000, 163–190.

91 Die Ausbruchgräben des Langhauses waren 0,6/0,7 m breit: Böhm, Lindhart (wie Anm. 90) 124.

92 Codreanu/Windauer 34 f.; 42. – Böhm, Westen (wie Anm. 90) 294.

93 Hermann Dannheimer, Lauterhofen im frühen Mittelalter. Reihengräberfeld – Martinskirche – Königshof. Materialhefte Bayer. Vorgesch. 22 (Kallmünz 1968). – Ders. (wie Anm. 22) 177–191. – Vorrom. Kirchenbauten, Nachtragsbd. 243.

in den Verfügungen Karls des Großen ausdrücklich Erwähnung fand, dürfte die Martinskirche bereits gestanden haben[94].

In ihrer Funktion rückt sie in die Nähe der Liebfrauenkirche von Oberammerthal (Lkr. Amberg-Sulzbach), die in der Nordostecke der ottonischen Burg der Schweinfurter Grafen stand. Die älteste archäologisch erfaßte Burgkapelle wies einen der Martinskirche in Lauterhofen sehr ähnlichen Grundriss auf[95] (Abb. 9,6), wobei auch die Maße des Langhauses mit denjenigen aus Lauterhofen nahezu identisch sind. Offenbar besaß sie eine Westempore, wie sie bei Burgkapellen allgemein üblich sind. Der um die Mitte des 10. Jh. datierte Bau wurde 1003 zusammen mit der Burg zerstört.

Gerade die jüngsten Untersuchungen in der benachbarten Burg der Sulzbacher Grafen, heute Schloß Sulzbach-Rosenberg, stellen nun eine wichtige Ergänzung zur Kenntnis der vorromanischen Burgkapellen dar[96]. Auf dem seit dem 8. Jh. besiedelten Bergplateau entstand eine mit einer massiven Mauer umgebene Burg, die den Sulzbacher Grafen, einem der bedeutendsten Geschlechter, als Machtzentrum im Nordgau diente. Bereits in karolingischer Zeit dürfte an der Innenseite der Wehrmauer auch die Burgkapelle errichtet worden sein. Wie in Oberammerthal und Lauterhofen war es ein Saalbau mit eingezogener Apsis (Abb. 9,5). Im Unterschied zu den genannten war sie jedoch größer, denn ihr 6,8 m breites Langhaus wies eine Länge von 15 m auf. Die ursprünglich schlicht weiß verputzten, 0,7 m starken Wände bestanden aus sorgfältig geschichteten Kalksandsteinen. Im Sanktuarium fand die 1,6 m lange, 1 m breite Altarmensa ihren Platz. Ein Mörtelestrich auf Bruchsteinrollierung diente als Fußboden. Der ursprüngliche Eingang befand sich im Westen, wo sich originales Mauerwerk bis zur Traufe erhalten hat. Am westlichen Ende der nördlichen Langhauswand ist noch ein kleines Rundbogenfenster ablesbar, das einst zur Belichtung der Empore diente. Außen entlang der Nordwand konnte 1999 eine kleine Adelsnekropole freigelegt werden[97]. Das älteste Grab scheint eine entscheidende Rolle für die Errichtung einer kleinen Memorialkapelle im 11. Jh. gespielt zu haben, die als apsidial geschlossener Raum an die Burgkirche angebaut wurde.

Neben den Sakralbauten, die eindeutig mit Herrschaftszentren in Verbindung stehen, konnten auch weitere mutmaßlich vorromanische Kirchen in den Ausbaulandschaften nachgewiesen werden, so in Altenstadt (Lkr. Neustadt a.d. Waldnaab) und Gebenbach (Lkr. Amberg-Sulzbach) (Abb. 9,7), beides Saalkirchen mit apsidialem Chorschluß[98].

Jüngst wurde auch ein Kirchenbau im Zusammenhang mit einem ausgedehnten slawischen Friedhof am Barbaraberg bei Kloster Speinshart (Lkr. Neustadt a.d. Waldnaab) untersucht[99]. Am Nordrand des ab dem ausgehenden 9./frühen 10. Jh. bis wohl um die Jahrtausendwende belegten Gräberfeldes wurde eine Steinkirche mit Rechteckchor errichtet, deren Langhaus eine Ausdehung von 8x17 m und der

---

94 Mit Recht wird in den Vorrom. Kirchenbauten, Nachtragsbd. 243 darauf hingewiesen, dass es die kleinen Grabungsschnitte nicht erlaubt haben, eine Klärung hinsichtlich eines möglicherweise noch älteren Holzvorgängerbaus herbeizuführen.

95 Peter Ettel, Ergebnisse der Ausgrabungen auf der Schweinfurter Burg Amardela, Oberammerthal bei Amberg. Beiträge zur Archäologie in der Oberpfalz 3, 1999, 315–348, bes. 338. – Codreanu/Wanderwitz 35 f. – Vorrom. Kirchenbauten, Nachtragsbd. 312.

96 Mathias Hensch, Ausgrabungen im Schloß Sulzbach. Arch. Jahr in Bayern 1994, 157–160. – Ders., Die Burg der Grafen von Sulzbach – Hochadelige Wohnkultur des 10. bis 12. Jahrhunderts. Ausgrabungen, Schicht für Schicht ins Mittelalter. Begleitheft zur Ausstell. Hist. Museum Bamberg 1998, 79–89. – Ders., Archäologische Untersuchungen im Schloß Sulzbach. Eisenerz und Morgenglanz. Geschichte der Stadt Sulzbach-Rosenberg 1999, 745–756.

97 Matthias Hensch, Adelsgräber aus der Zeit der Ottonen. Archäologie in Deutschland, Heft 4, 1999, 31 f. Inzwischen vorliegende C14-Daten belegen, dass das älteste Grab zwischen 780 und 880 in die Erde gekommen ist. Der damals bereits bestehende Kirchenbau stammt demnach mit Sicherheit aus karolingischer Zeit.

98 Codreanu/Wanderwitz 30 f.; 33. – In den Nachtragsband der Vorrom. Kirchenbauten nicht aufgenommen.

99 Anja Heidenreich, Ein slawischer Friedhof mit Kirche auf dem Barbaraberg (Pressath 1998) 66–80.

eingezogene Rechteckchor 6x5,5 m besaß (Abb. 16,4). Das ca. einen Meter starke Fundament bestand aus mit Kalkmörtel vergossenen Sandsteinbrocken, während das Aufgehende aus grob zugerichteten Sandsteinquadern gesetzt war. Ein einfacher Mörtelestrich bedeckte den Langhausboden. Die zeitliche Einordnung dieser Kirche erscheint nicht einfach, zumal das Vorhandensein eines Vorgängerbaus aus Holz mit Sicherheit auszuschließen ist. Durch die Überlagerung einiger Gräber erweist sich der Sakralbau jünger als der Beginn der Friedhofsbelegung. Andererseits erwecken einige Gräber an der Süd- und Ostwand den Eindruck, als nähmen sie Bezug zum Kirchenbau. So erscheint die Interpretation als «Eigenkirche» einer slawischen Bevölkerungsgruppe plausibel, wenngleich ein sicherer Beweis dafür archäologisch (noch) nicht geführt werden kann. Auch sollte man bei der Beurteilung die leider bislang noch nicht endgültig publizierten Forschungsergebnisse der Altgrabungen von Klaus Schwarz[100] zu den «Slawenkirchen» abwarten, allen voran zu Altenbanz[101], das vom Grundrisstyp und der Größe mit der Kirche vom Barbaraberg gut vergleichbar ist.

Zusammenfassend kann man feststellen, dass die letzten zehn Jahre Kirchenarchäologie in Altbayern, insbesondere im Vergleich zu den vergangenen Jahrzehnten, große Fortschritte gemacht hat[102]. Abgesehen von den großen Sakralbauten überregionaler Bedeutung und den im Rahmen der archäologischen Feldforschung erfaßten Kapellen und Kirchen sind es die Dorfkirchen wie Oberlindhart und Westen, Thalmassing oder Buchendorf, die ganz neue Erkenntnisse zum frühen Kirchenbau erbracht haben. Hier, in den kunsthistorisch eher unbedeutenden Bauten, liegt die Chance, durch archäologische und bauhistorische Betreuung eine Fundgrube an Informationen zu erschließen.

Abgekürzte Literatur und Abkürzungen

Ahrens bzw. *Ahrens, Katalog:* Claus Ahrens, Die frühen Holzkirchen Europas, Bd. 1 und 2 (Katalog), (Stuttgart 2001).

Codreanu/Wanderwitz: Silvia Codreanu-Windauer, Heinrich Wanderwitz, Die frühe Kirche in der Diözese Regensburg. Betrachtungen zu den archäologischen und schriftlichen Quellen bis zum Ende des 8. Jahrhunderts. 1250 Jahre Kunst und Kultur im Bistum Regensburg. Berichte und Forschungen (München/Zürich 1989) 9–45.

Vorrom. Kirchenbauten: Friedrich Oswald, Leo Schaefer, Hans Rudolf Sennhauser, Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen (München 1966).

Vorrom. Kirchenbauten, Nachtragsbd.: Werner Jacobsen, Leo Schaefer, Hans Rudolf Sennhauser, Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen. Nachtragsband (München 1991).

BLfD: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege

BVBl: Bayerische Vorgeschichtsblätter

Abbildungsnachweis

1. Foto Judy Bauer, Regensburg.
2. Foto Archäologische Staatssammlung München.
4. Foto Ludwig Kreiner, Kreisarchäologie Dinglfing-Landau.
5. Rekonstruktion und Zeichnung U. Osterhaus, F. Leja, Bayer. Landesamt f. Denkmalpflege Regensburg.
6. Foto Wagmüller, Regensburg.

3, 7–9, 11–16 Umzeichnungen R. Röhrl u. V. Neumann, BLfD, Regensburg nach Vorlagen aus den genannten Publikationen.

10. Foto E. Keller, Bayer. Landesamt für Denkmalpflege München.

---

[100] Klaus Schwarz, Der frühmittelalterliche Landesausbau in Nordost-Bayern archäologisch gesehen. In: Ausgrabungen in Deutschland. Monographien RGZM Bd. 1,2 (Mainz 1975) 369, Abb. 69. – Die Altgrabungen von Klaus Schwarz werden zur Zeit von Ralph Pöllath bearbeitet. Ein kurzes Resümee dazu: Ralph Pöllath, Karolingerzeitliche Grabfunde in Nordostbayern. In: Archäologische Arbeitsgemeinschaft Ostbayern/West- und Südböhmen. 8. Treffen (Rahden/Westf. 1999) 146–172.

[101] Vorrom. Kirchenbauten, Nachtragsbd. 21.

[102] Als lobenswertes Beispiel sei die annähernd «flächendeckende» archäologische Betreuung von Kirchensanierungen in den Landkreisen Straubing-Bogen und Deggendorf aufgeführt, die bei allen Unzulänglichkeiten der praktischen Bodendenkmalpflege in einer Domäne der Baudenkmalpflege Erstaunliches geleistet hat: Böhm/Schmotz (wie Anm. 5) 225–282.

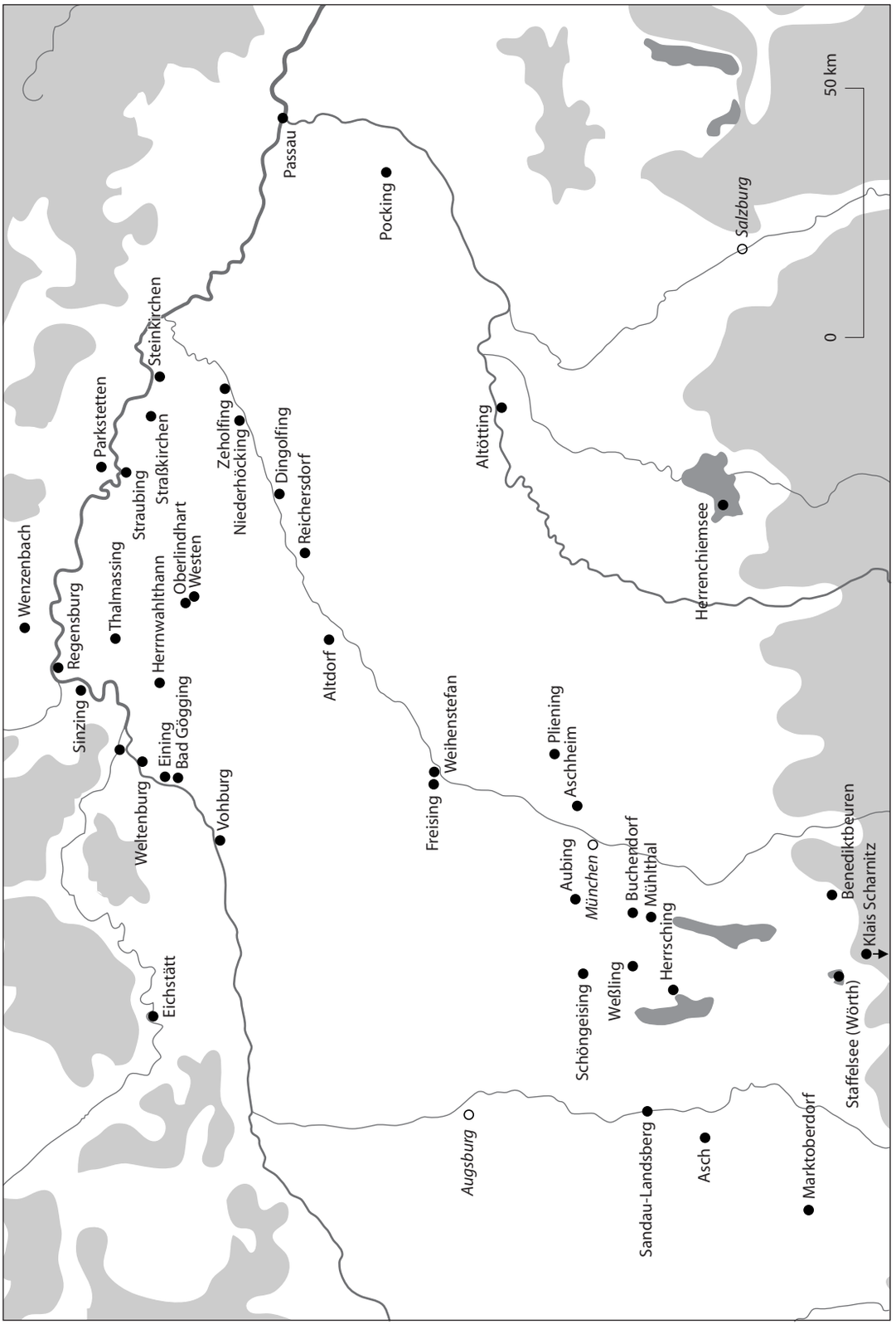


Abb. 17. Karte mit den im Text erwähnten Orten.

FRÜHMITTELALTERLICHE KIRCHEN- UND KLOSTERBAUTEN IM ALPENVORLAND (OBERÖSTERREICH, NIEDERÖSTERREICH, BURGENLAND)

Marina Kaltenegger

Die vorliegende Zusammenstellung archäologisch erforschter frühmittelalterlicher Kirchenbauten kann auf einige Vorarbeiten zurückgreifen, in denen große Teile der bekannten Altgrabungen bereits zusammengefasst werden.

Am Beginn steht ein Katalogbeitrag von G. Moßler zur großen Babenberger-Ausstellung des Jahres 1976, der erstmalig Kirchengrabungen in Österreich einer breiteren Öffentlichkeit vorstellte[1], nachdem bereits 1968 G. P. Fehring für ein Fachpublikum über Holzkirchenbau unter anderem auch in Österreich berichtet hatte[2]. 1984 legte J. Offenberger im Rahmen einer Grabungspublikation eine Zusammenfassung der frühmittelalterlichen und romanischen Holzkirchen im Voralpenland vor[3], 1986 schrieb der Kunsthistoriker R. Koch über Kirchenarchäologie in Oberösterreich[4]. In den beiden Bänden der Vorromanischen Kirchenbauten[5] wird ein Großteil der damals bekannten Kirchenbauten erfaßt, dasselbe gilt für einen Katalog über Vorromanische Architektur in Österreich, der 1992 erschienen ist[6]. Zuletzt sind frühmittelalterliche Kirchenbauten im ersten Band der Geschichte der bildenden Kunst in Österreich behandelt worden[7].

Die Auswahl der hier vorgestellten Kirchengrundrisse erfolgte nach mehreren methodischen Vorgaben:

– Berücksichtigt sind nur rekonstruierbare Grundrisse, «Pfostengruben weisen auf einen Vorgängerbau» fällt nicht in diese Kategorie.
– Verzichtet wurde auch auf unsichere Altgrabungen, deren Befund nur schwer nachvollziehbar oder eben unvollständig ist, und die in den erwähnten Sammelwerken ohnedies aufzufinden sind.
– Der Schwerpunkt liegt damit neben den eindeutig nachweisbaren Grundrissen auf den wenigen Neufunden und den Grabungen, die in den Bibliographien bislang übersehen und vergessen worden sind.

Vorweg noch einige Worte zur Besiedlung und Missionierung des behandelten Raumes. Oberösterreich, das «Land ob der Enns» gehörte im Frühmittelalter zum bairischen Herrschaftsgebiet. Die Landnahme erfolgte vom Alpenvorland über die Donauebenen und die Nebenflüsse aufwärts ins Gebirge. Unter den Agilolfingern, dem Herrschergeschlecht zur Merowingerzeit, wurde die Missionierung des Raumes gefördert und mehrere Klöster gegründet, die bekanntesten sind Mondsee, von Herzog Odilo vor 748 gegründet und das 777 von seinem Sohn Tassilo III. gestiftete Kremsmünster. 788 erfolgte die Absetzung Tassilos und Baiern wird karolingisch. Im Siedlungsgebiet ob der Enns ist wie im benachbarten Salzburg Restromanentum vorhanden, die Neu-Christianisierung erfolgte ab dem 8. Jh.

Niederösterreich, das «Land unter der Enns» hingegen war in nachrömischer Zeit awarisch und slawisch besiedelt, spätantikes Christentum hat nicht überlebt.

---

1 Moßler 1976, 445–454.
2 Fehring 1968, 111 ff.
3 Offenberger 1984, 242–258.
4 Koch 1986, 191–207.
5 Vorromanische Kirchenbauten I, 1966 und II, 1991.
6 Czerwenka 1992.
7 Fillitz (Hrsg.) 1998.

791 begann Karl der Große seinen Kampf gegen die Awaren, besiegte sie 803 und richtete die Awarische Mark zwischen Enns und Wienerwald ein. Ein Jahrhundert lang wird das Gebiet missioniert und erschlossen, dann erfolgt der Rückschlag. Die Magyaren dringen in das Land ein und schlagen 907 den bairischen Heerbann bei Preßburg vernichtend, die awarische Mark geht verloren. Erst der Sieg Ottos I. am Lechfeld 955 brachte die entscheidende Wende.

Damit wird deutlich, daß es im Niederösterreich des Frühmittelalters nur eine kurze Periode der Mission und des Kirchenbaues im 9. Jh. gab, bevor mit Ende des 10. Jh. langsam stabilere Verhältnisse eintraten. Ein großer Teil der frühmittelalterlichen Kirchenbauten, die wir bislang in Niederösterreich kennen, befindet sich nahe der Ennsgrenze und nicht allzu weit entfernt von der Donau und ihren Zuflüssen, vorwiegend im Raum um Amstetten.

Dieser sehr geraffte Überblick zeigt, warum im Vergleich mit anderen Landschaften nur relativ wenige frühmittelalterliche Kirchen aus dem Gebiet des Alpenvorlandes bekannt sind. Der geringe Bestand lässt sich nicht ausschließlich auf einen mangelhaften Forschungsstand zurückführen[8], speziell im Fall von Niederösterreich kommt auch die periphere Lage im Grenzland zum Ausdruck.

Holzkirchen mit rekonstruierbarem Grundriss sind bisher nur sehr selten aufgefunden worden. Einer dieser Grundrisse ist bereits 1982 ergraben und 1984 publiziert worden, hat allerdings in den einschlägigen Bibliographien und Nachschlagewerken bislang kaum Berücksichtigung gefunden und soll daher hier ausführlicher vorgestellt werden:

Linz-Kleinmünchen (OÖ)
St. Quirinus (Abb. 1–3)

Die *ecclesia sancti Quirini in Municheyn* wird erstmals 1290 in einem Ablaßbrief der Pfarrkirche Leonding urkundlich erwähnt. Die Gründung der Kleinmünchner Pfarrkirche wird jedoch auf Grund des Quirinus-Patroziniums mit dem 746/56 gegründeten Kloster Tegernsee in Verbindung gebracht.

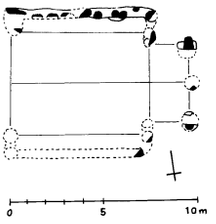
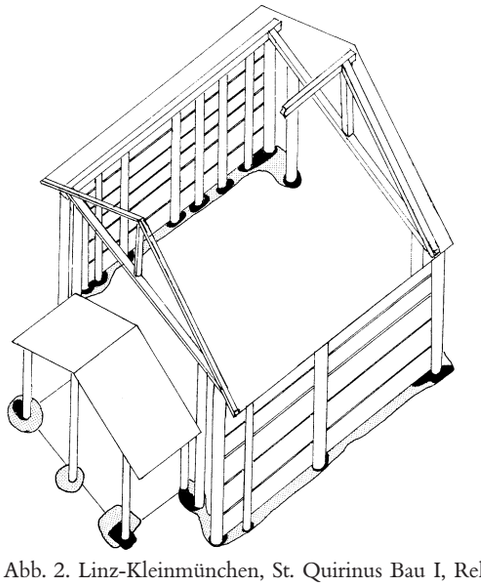


Abb. 1. Linz-Kleinmünchen, St. Quirinus Bau I.

Bau I
Quadratische Saalkirche mit eingezogenem, flachrechteckigem Chor

Der Holzbau wurde vom Ausgräber als Ständer-Bohlenbau rekonstruiert, da die Pfostengruben in Zusammenhang mit dem Fundamentgraben auf eine derartige Bauweise hinweisen. Die Bohlen waren anscheinend nicht zwischen den Pfosten eingezapft, sondern außen an ihnen befestigt. Zusätzlichen Halt


Abb. 2. Linz-Kleinmünchen, St. Quirinus Bau I, Rekonstruktionsversuch.

[8] Umbauten in Kirchen werden seit Jahren von der Abteilung für Bodendenkmale des Bundesdenkmalamtes intensiv betreut, allerdings stammen vor allem in Niederösterreich die ältesten Kirchenbaubefunde zumeist aus der Romanik, nur in etwa jeder zehnten Kirche fanden sich frühmittelalterliche Baureste.

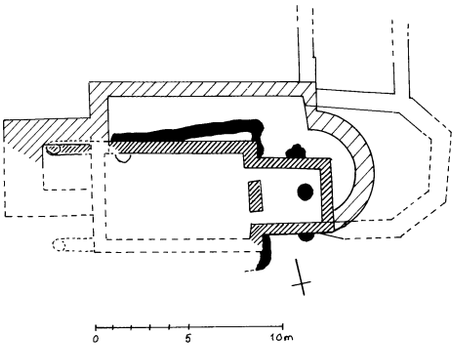


Abb. 3. Linz-Kleinmünchen, St. Quirinus.

gaben zwei Eck- und ein Mittelsteher an der Außenseite der Wand. Der Firstbalken war vermutlich über Firststiele abgestützt. Die große Spannweite liegt mit etwas über 7 m am Maximum der durch Balkenlager überspannbaren Raumbreite.

Maße: Seitenlänge Saalbau 7,5 m, Chor 2,1x4,2 m.

Datierung: 8./9. Jh.

Bau II
Saalkirche mit eingezogenem Chorquadrat

Der in Stein errichtete Nachfolgebau ist ein Saalbau im Maßverhältnis 3 : 2 mit quadratischem Chor und hölzerner Vorhalle. Das Altarfundament (1,7x0,7 m) ist direkt im Triumphbogenbereich anstelle einer Spannmauer errichtet.

Material und Bauweise: Kantengerundete Bruchsteine in Lehm verlegt, die Zwischenräume mit Kieselsteinen ausgefüllt. Fundamentbreite zwischen 0,55 und 0,6 m.

Maße: 9x6 m, Chorquadrat 4x4 m, Vorhalle 6x2 m.

Datierung: um 1000.

Literatur
Offenberger 1984, 215–268. Claus Ahrens, Die frühen Holzkirchen Europas (Stuttgart 2001) 117 f.

Micheldorf (OÖ)
St. Georg am Georgenberg (Abb. 4)

Die Altgrabung aus den 1950er Jahren von H. Vetters ist seit langem einer ausführlichen Kritik unterzogen worden. Vetters rekonstruierte eine frühchristliche Burgkapelle, von der lediglich eine halbkreisförmige Apsis und der Ansatz der Nordmauer erhalten geblieben sei. An diesen antiken Chorschluß soll im Frühmittelalter ein hölzernes Kirchenschiff angebaut worden sein. Diese Interpretation wurde mehrfach abgelehnt, durchgesetzt hat sich die folgende Rekonstruktion von B. Ulm[9]:

Bau I
Quadratische Saalkirche mit nicht eingezogenem Chorraum

Rekonstruiert wird ein 10 m langer und 7 m breiter Saal aus Holzständern mit Bohlenverkleidung und abgegrenztem Altarraum. Es ergibt sich ein quadratischer Saalraum von 7x7 m, an den ein 3 m breiter Altarraum ohne Einzug angefügt ist.

Datierung: 9./10. Jh.

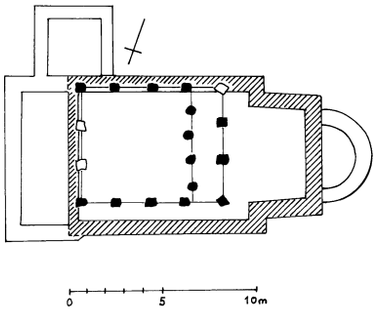


Abb. 4. Micheldorf, St. Georg am Georgenberg.

[9] Wibiral 1958, hier B. Ulm, Grabungsergebnisse, 174, Anm. 13.

Bau II
Saalkirche mit eingezogener flacher Chornische

Der Nachfolgebau ist eine 9x7 m große romanische Steinkirche mit eingezogener flacher Chornische (2x5,2 m), die nachträglich durch eine halbkreisförmige Apsis erweitert wurde.

Literatur
Vetters 1956/58, 124–146. – Vorromanische Kirchenbauten 1966, 97 f., 1991, 142 f. – Czerwenka 1992, 79–83.

Eine weitere Saalkirche mit quadratischem Grundriß wurde mittlerweile auch in Niederösterreich ergraben und kürzlich publiziert:

Winklarn, VB Amstetten (NÖ)
St. Rupert (Abb. 5)

Im Rahmen der Innenrestaurierung im Jahre 1995 wurde die Kirche bauhistorisch und zum Teil auch archäologisch untersucht.

Die Kirche von Winklarn wird mit jener Kirche gleichgesetzt, die in einer Salzburger Urkunde als von Erzbischof Adalram (821–836) errichtet genannt wird. Auf salzburgische Gründung weist das Rupert-Patrozinium hin, der Erbauungszeitraum der Missionskirche von Ipusa/Winklarn wird auf 821–830 eingeschränkt, da in diesem Jahr das Gebiet nördlich und westlich der Raab an das Bistum Passau abgetreten worden ist.

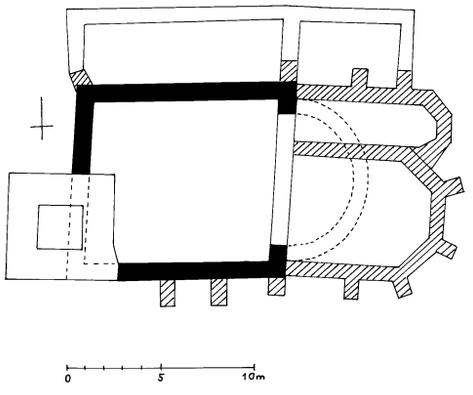


Abb. 5. Winklarn, St. Rupert.

Bau I
Annähernd quadratischer Saalbau mit unbekanntem Chorabschluß (Apsis?)

Bereits Adalbert Klaar hat bei seiner Bauaufnahme 1961 den im Grundriss verzogenen und für eine Dorfkirche ungewöhnlich breiten Saal als ältesten Bauteil klassifiziert.

Das Aufgehende des ursprünglichen Saalbaues ist noch zu einem erheblichen Teil erhalten geblieben. Im Dachboden sind im Bereich der nordöstlichen Langhausschulter Teile der alten Giebelwand vorhanden. Eine senkrechte, 1,4 m hohe Fuge wird als Innenkante des Choransatzes gedeutet. Der Ausgräber rekonstruiert die unbekannte Chorlösung als halbkreisförmige Apsis, nach den Vergleichsbeispielen wäre auch an ein Chorrechteck oder eine Chornische zu denken[10].

Maße (Saal): 9,9x8,5 m.

Datierung: 9. Jh., vermutlich zwischen 821 und 830.

Literatur
Sauer 1998, 575–591.

Ein zusätzliches Beispiel für Kirchen mit quadratischem Schiff ist der noch unpublizierte Erstbau von St. Martin in Behamberg, VB Amstetten (NÖ), dessen Chorabschluß ebenfalls unbekannt ist[11].

Die beiden folgenden frühmittelalterlichen Kirchenbauten liegen im westlichen Niederösterreich, etwa 30 bis 40 km östlich der Enns, dem Grenzfluß. Es sind Vertreter zweier Grundrisstypen, die im salzburgisch-bairischen Raum mehrfach nachgewiesen sind.

---

[10] Wie etwa in Linz-Kleinmünchen I. Auch in Kürnberg, Gem. St. Peter in der Au, VB Amstetten, wurde in der Kirche zum hl. Josef ein merowinger- oder karolingerzeitlicher Kirchenbau mit einem querrechteckigen Chorabschluss ergraben. Das Kirchenschiff ist zwar nicht quadratisch, aber eher gedrungen. Sauer 1996, 27.

[11] Freundliche Mitteilung von Franz Sauer, Abteilung für Bodendenkmale des Bundesdenkmalamtes Wien. Publikation geplant in den Fundberichten aus Österreich.

Sarling, Gem. Ybbs an der Donau, VB Melk (NÖ)
St. Veit (Abb. 6)

Die Kirche St. Veit liegt am rechten Ufer der Donau auf einem steil zur Donau abfallenden Felsplateau oberhalb des Ortes Sarling. Der Überlieferung nach wurde sie von dem 927(?) und 973 urkundlich genannten Sarhilo gegründet.

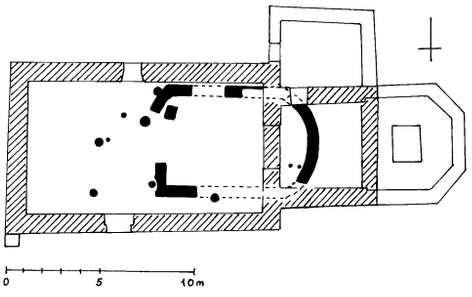


Abb. 6. Sarling, St. Veit.

Bau I
Apsissaal mit flachem segmentförmigen Ostabschluß

Der Apsissaal wird vom Ausgräber als Holzbau auf Steinfundament gedeutet, da in das Mauerfundament Pfostengruben einbezogen sind. Wegen der konvexen Ostwand wurden auch Zweifel an dieser Deutung geäußert. Im Westen führte eine 2 m breite Öffnung in das Innere des Raumes, davor liegende Pfostengruben werden als 3x6 m große Vorhalle interpretiert.

Maße: 9x6 m. Mauerzüge aus Bruchsteinen, 0,6 m breit.

Datierung: vom Ausgräber ins 11. Jh. datiert, da unter dem Lehmestrich des Folgebaues Keramik dieser Zeitstellung gefunden wurde. Vom Typus her älter, zumindest mit den urkundlichen Nachrichten aus dem 10. Jh. in Verbindung zu bringen, wenn nicht früher.

Literatur
Melzer 1975, 27–30. – Offenberger 1984, 253. – Vorromanische Kirchenbauten 1991, 370f. – Czerwenka 1992, 17f. – Fillitz 1998, 228.

Die erste Kirche von Sarling gehört zu einem frühen Typus, der aber bis ins 10./11. Jh. weiterzuleben scheint (Freckenhorst-Westfalen, Kemnade/Niedersachsen)[12]. Im salzburgisch-baierischen Raum ist der Grundrißtypus ab dem 8. Jh. verbreitet und mehrfach nachgewiesen:

Thalgau, St. Martin[13]: Bau I ist eine leicht trapezförmig verschobene Saalkirche mit flachem segmentförmigen Ostabschluss, mit in die Mauer eingebundenen Pfostengruben für eine Chorschranke. (Maße: 8,1x5,6 m, Mauerstärke ca. 0,6 m). Vermutlich ist dies die um 700 erwähnte Kirche, die durch Herzog Theodbert dem Frauenstift Nonnberg übergeben wurde. Der Grundriss des Thalgauer Baues steht dem der Sarlinger Kirche am nächsten.

Liefering, St. Petrus und Paulus[14]: Bau I ist vermutlich die bereits 788 im Güterverzeichnis des Erzbischofs Arn genannte Kirche. (Maße: 8,7x5,2 m im Lichten, Mauerstärke 0,65 m). Der Segmentbogen ist noch flacher ausgebildet als in Sarling und Thalgau.

Pfongau, St. Martin und Michael[15]: Bau II wird in die Karolingerzeit datiert, der Saal ist erheblich länger als bei den vorgenannten Kirchenbauten. (Maße: 10,75x5,8 m).

Hallwang, St. Martin[16]: Bau I aus dem 8. Jh. wurde über einer römischen Hypokaustanlage errichtet, die Westerstreckung ist nicht erwiesen. (Maße: Raumbreite 2,5 m, Länge etwa 5 m).

---

12 Vorromanische Kirchenbauten 1966, 81 und 135.
13 Melzer 1984, 37–59.
14 Moosleitner 1979, 492 f. Vgl. Beitrag F. Moosleitner in dieser Publikation.
15 Czerwenka 106 f.
16 Moosleitner 1977/78, 101–118; Vorromanische Kirchenbauten 1991, 163 f. Vgl. F. Moosleitner in dieser Publikation.

Eisenreichdornach[17]**,**
Gem. und VB Amstetten (NÖ)
St. Agatha (Abb. 7)

Die Kirche liegt auf einer Anhöhe am Südrand des Ybbsfeldes. Der Ort wird 1128 als Isenrichesdornach erstmals urkundlich genannt, die Benediktinerabtei Metten hatte im Amt Eisenreich-Dornach vom 9. Jh. an ausgedehnten Besitz.

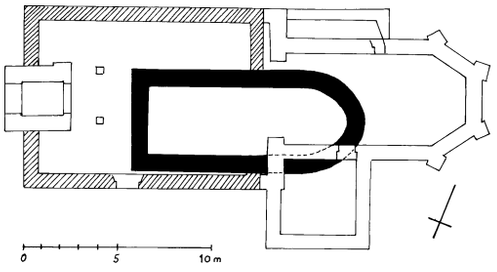


Abb. 7. Eisenreichdornach, St. Agatha.

Bau I
Apsissaal mit leicht elliptisch langgezogener Apsis

Aus den wenigen Fundamentresten läßt sich ein Saalbau mit einer nicht eingezogenen, ellipsenförmigen Apsis nachweisen. Der Saal ist 1 : 2 proportioniert, mit Apsis 1 : 3.

Maße: 7,2x3,6 m, Apsis 3,6 m, Mauerstärke 0,9 m.

Datierung: 9. Jh. nach Keramikmaterial des späten 9. Jh. und da der Ort seit dieser Zeit im Besitz der Abtei Metten ist.

Für den Folgebau, der in das 12. Jh. datiert wird, wurde an die Apsis ein neues Langhaus angebaut, durch die unterschiedliche Erweiterung ist die Apsis aus der Mittelachse gerückt.

Literatur
Melzer 1973, 123–125. – Moßler 1976, 449. – Offenberger 1984, 253 f. – Czerwenka 1992, 7 f. – Fillitz 1998, 226.

Der Apsissaal gehört ebenfalls zu einem Grundrisstypus, der im salzburgischen Raum und Einflußbereich verbreitet ist:

Hallwang, St. Martin II[18]: Bau II ist ein gestreckter Saal mit nicht eingerückter Halbkreisapsis im Osten (Maße: 11,6x4,3 m mit Apsis), errichtet über einer römischen Hypokaustanlage und etwa um 800–1000 datiert.

Kirchdorf in Tirol, St. Stephan I[19] (B12): Über einer römischen Villa rustica wurde ein frühmittelalterlicher Apsissaal mit gestelzter Apsis wie in Eisenreichdornach, allerdings mit eingezogenem Chor, errichtet. Das Gebiet um Kirchdorf ist bereits im Güterverzeichnis des Salzburger Erzbischofs Arn von 788 verzeichnet, der Bau wird in das 7.–8. Jh. datiert.

Aus den östlichen Teilen des Untersuchungsgebietes, aus Niederösterreich und dem Burgenland sind durch Wüstungsgrabungen zwei frühmittelalterliche Kirchenbauten vom Typus einer Saalkirche mit Apsis bekannt geworden.

Bruckneudorf, VB Neusiedl am See (Bgld) (Abb. 8)
Der ergrabene Bau liegt inmitten einer Wüstung, die mit dem 1074 genannten Chunigesbrunnen identifiziert wird.

Apsissaal mit eingezogener, hufeisenförmiger Apsis

Gedrungener, fast quadratischer Saal mit hufeisenförmiger Apsis, aus Bruchsteinen, Ziegeln und römischen Spolien errichtet.

Maße: 12x7 m, Mauerstärke Langhaus 0,8 m, Apsis 0,9 m.

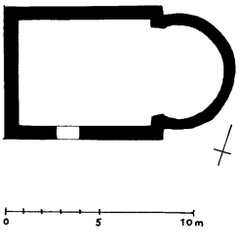


Abb. 8. Bruckneudorf.

[17] Die Kirche ist im Grabungsbericht und in den Vorromanischen Kirchenbauten 1991, 25 f. unter Amstetten verzeichnet.
[18] Moosleitner 1977/78, 101–118; Vorromanische Kirchenbauten 1991, 163 f. Vgl. Beitrag F. Moosleitner in dieser Publikation.
[19] Sydow 1985, 127–138.

Datierung: vermutlich 9. Jh., auch Keramik des 9. oder 10. Jh. aufgefunden. Für die frühe Datierung der in unmittelbarer Nähe einer römischen Villa und eines spätantiken Friedhofs gelegenen Kirche spricht, daß karolingische Besiedlung des Gebietes aus historischen Quellen bekannt ist.

Literatur
Saria 1956, 35 f. – Juraschek 1956, 186–188. – Vorromanische Kirchenbauten 1966, 45. – Schmeller 1968, 88 f. – Vorromanische Kirchenbauten 1991, 70 f. – Czerwenka 1992, 28.

Thunau / Gars am Kamp (NÖ)

Ein ähnlicher Kirchenbau mit Stiftergrab wurde 1986 auf der oberen Holzwiese in der slawischen Siedlung von Thunau ergraben. Ein detaillierter Grundriß wurde noch nicht publiziert, nach der Beschreibung ist es ein Saalbau mit halbrunder Apsis, entsprechend der fünften Kirche von Mikulčice.

Maße: 9x6,8 m.

Datierung: 9. Jh.

Literatur
Friesinger 1991, 6–22.

Linz (OÖ)

St. Martin (Abb. 9)

Die Linzer Martinskirche liegt in beherrschender Lage auf einer steil abfallenden Kuppe eines entlang der Donau nach Osten streichenden Höhenzuges. 799 wird eine Kapelle des hl. Martin bei der Burg (castrum) zu Linz vom Passauer Bischof an Graf Gerold, Schwager Karls des Großen und seit 788 Präfekt in Baiern, auf Lebenszeit vergeben. Gerold fällt bereits im selben Jahr im Kampf gegen die Awaren, St. Martin blieb danach Eigenkirche des Bischofs von Passau.

Bau I
Rechtecksaalkirche mit nicht eingezogenem Chorraum

St. Martin I ist ein Rechteckbau, der innen durch ein Querfundament in zwei nicht ganz gleich große Hälften unterteilt ist. Das trocken verlegte

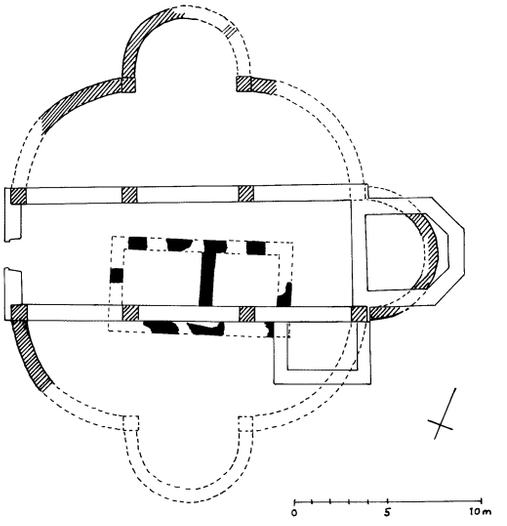


Abb. 9. Linz, St. Martin.

Fundament war mit einer Mörtelschicht abgeglichen worden, die Steine teilweise in Art eines *opus spicatum* gesetzt. Der Ausgräber vermutet eine Holzkonstruktion auf Steinfundament. Zugehörige geostete Gräber bestärken die mancherorts angezweifelte Deutung als Kirche.

Bau I überschneidet Pfostenlöcher von Holzbauten, die eindeutig nachrömisch sind. Der Ausgräber hält es für möglich, dass der Rechtecksaalkirche bereits ein Sakralbau aus Holz vorausging.

Maße: 9,8x5,1 m; Mauerstärke 0,6 bis 0,7 m.

Datierung: vermutlich die 799 genannte Kapelle.

Bau II
Zentralbau mit Apsiden

Das zentrale Pfeilerquadrum in der Nord- und Südwand des bestehenden Baues (St. Martin III) wurde bereits bei der Renovierung 1947/48 als einem älteren Bau zugehörig erkannt[20]. Bei der Grabung 1977–79 wurden entsprechende Pfeilerpaare in den Fundamenten des West- und Ostabschlusses aufgedeckt und im Norden der Kirche zwei weitere, davon eines nur als

[20] Jenny/Juraschek 1949.

Ausrißgrube[21]. Bereits 1976 waren im Presbyterium der bestehenden Kirche Reste einer halbkreisförmigen Apsis aufgefunden worden[22], bei den Grabungen im Norden der Kirche konnte im Anschluß an das dortige Pfeilerpaar eine weitere nördliche Apsis mit Ansätzen von viertelkreisförmigen Verbindungsmauern zur Ostapsis und zum nördlichen Pfeiler im Westabschluß der Kirche aufgefunden werden. Südlich der Kirche waren lediglich Reste der westlichen Verbindungskonche erhalten geblieben, die an einem Splittergraben aus dem 2. Weltkrieg endeten.

Die Fundamentgräben des Viertelkreisbogens und der Apsis setzten nicht direkt am Pfeilerfundament an, sondern waren von diesem durch eine deutliche Fuge getrennt. Konche und Apsis waren offensichtlich als eigene, die Pfeilerstellungen verbindende und schließende, aber statisch nicht tragende Bauelemente gedacht.

In der Rekonstruktion ergibt sich ein Zentralbau mit kreuzförmiger Grundrisskonzeption, ein Vierstützenbau mit konkaven, viertelkreisförmigen Außenwänden zwischen Apsiden. Der Westabschluß ist unbekannt, bei der Grabung in diesem Bereich wurden keinerlei Anzeichen für einen Gebäudeabschluß aufgefunden, möglicherweise wurde er nie ausgeführt.

Es gibt noch weitere Anzeichen für die Auffassung, der Bau sei nicht vollendet worden. Einige Fundamentgräben erweckten den Anschein, als seien sie keine Ausrißgräben, sondern bald nach Aushub wieder verfüllt worden, ohne dass die geplanten Fundamente eingesetzt worden wären. Der Ausgräber ist der Meinung, dass Teile des Baues nicht fertiggestellt, und andere, bereits fertige Teile wie das nordwestliche Pfeilerfundament, wieder abgetragen worden sind. Das würde bedeuten, dass zu einem unbekannten Zeitpunkt die Einstellung des geplanten und zum Teil bereits ausgeführten Baues erfolgte. Die offenen Fundamentgräben im nördlichen und nordwestlichen Bereich wären daraufhin mit Mörtelsand verfüllt und die bereits bestehenden Bauteile als Reduktionslösung zur Nischenkirche Bau III ausgebaut worden.

Maße: Durchmesser 26 m

Datierung: Ende 10. Jh?[23]

Zur Martinskirche an sich und speziell zur Datierung des Zentralbaues ist in den vergangenen zwei Jahrzehnten seit der Ausgrabung eine kaum überschaubare Menge an Literatur erschienen. Daraus lassen sich mehrere Datierungsansätze zusammenfassen:

Am häufigsten wird Bau II mit der 799 genannten Kirche in Verbindung gebracht, was auch damit zusammenhängt, dass St. Martin I – da im ersten Grabungsbericht[24] nicht expressis verbis als Sakralbau angesprochen – aufgrund des einfachen Saalgrundrisses zumeist nicht als Kirche erkannt worden ist.

Der Zentralbau als karolingische (Pfalz-) Kapelle in der Nachfolge von Germigny-des-Prés und der Pfalzkapelle von Aachen ist sicherlich die verlockendste Interpretationsvariante. Die Deutung als Pfalzkapelle wurde bereits überzeugend zurückgewiesen, es gibt keine ernstzunehmenden Hinweise, dass Linz jemals Pfalzort gewesen sei[25]. Graf Gerold, der Schwager Karls des Großen, der die Kapelle 799 als Lehen erhielt, wird gerne als Bauherr des Zentralbaues gesehen. Dagegen spricht einerseits, dass Gerold bereits drei Monate nach Lehenserteilung im Kampf gegen die Awaren starb und somit kaum Zeit gehabt hätte, ein derartiges Projekt zu planen, zudem ist der Ausbau einer Lehenskapelle zu einer Pfalzkapelle eher unwahrscheinlich. Als Bauherr kommt an sich nur der Bischof von Passau als Inhaber der Eigenkirche in Betracht.

Der Ausgräber datiert den Zentralbau in ottonische Zeit ins ausgehende 10. Jh. und parallelisiert ihn mit den ungarischen Zentralbauten, etwa in Szekesfehérvár. Als möglichen Bauherrn denkt er an Bischof Pilgrim von Passau, dessen Tod einen weiteren Ausbau von St. Martin II verhindert haben könnte.

---

21 Offenberger 1980, 579 ff.
22 Zeller 1977, 122.
23 Offenberger 2000, 28.
24 Offenberger 1980, 580.
25 Haider 1980, 11–38.

Bau III
Nischensaal

Der heute noch bestehende Kirchenbau ist ein langgestreckter Nischensaal, der durch die Reduktion des Vorgängerbaues auf die Mittelstützen mit der Ostapsis und die Pfeiler im Westen und durch Vermauerung der Arkaden entstand.

Datierung: Spätes 10. bis 1. Hälfte 11. Jh.

Literatur

Jenny/Juraschek 1949. – Juraschek 1962, 3–20. – Ginhart 1968. – Offenberger 1980, 579–582. – Rausch 1985, 63 ff. – Vorromanische Kirchenbauten 1991, 247. – Czerwenka 1992, 75–79. – Fillitz 1998, 223 ff. – Offenberger 1999, 43–49. – Offenberger 2000, 7–32. – Zeller 2000, 33–56.

Ein weiterer Zentralbau eines unterschiedlichen Typus aus ottonischer Zeit ist im Kern heute noch erhalten:

Wieselburg (NÖ)
St. Ulrich (Abb. 10)

Die Kirche wurde nach 993 auf einem 20 m hohen Geländesporn am Zusammenfluß der Großen und Kleinen Erlauf inmitten einer mit Wall- Grabensystem umgebenen Fliehburg aus der Zeit zwischen 976 und 979 errichtet.

Bau I
Zentralbau über griechischem Kreuz

Der quadratische Mittelraum des kreuzförmigen Zentralbaues ist auf allen vier Seiten mit kleineren, flachrechteckigen, tonnengewölbten Nischen besetzt. Zwischen dem quadratischen Unterbau und dem oktogonalen Klostergewölbe der Kuppel vermitteln Trompen.

Der Zentralbau wurde zunächst durch einen U-förmigen Anbau im Westen erweitert. Die Westteile des Baus wurden bei Anfügung des Langhauses um 1500 zerstört, der Zentralbau zum Chor einer zweischiffigen gotischen Hallenkirche umgebaut. Seit der Kirchenerweiterung von 1953–56 bildet die spätmittelalterliche Kirche die Eingangshalle des Neubaus.

Maße: Mittelraum 8,7 m lichter Seitenlänge, Nischen 3,6–4 m breit, 2,7–3 m tief; Mauerstärke 1,5 bis 1,7 m.

Datierung: Nach 993 (Kanonisierung Ulrichs), auch durch Keramik des 10. Jh. belegt.

Literatur

Ladenbauer-Orel 1962, 89–91. – Ladenbauer-Orel 1972, 26–62. – Ladenbauer-Orel 1996, 44–51.

Von den Klostergründungen der Agilolfinger- und Karolingerzeit kennen wir nur aus Mondsee zusammenhängende frühmittelalterliche Befunde.

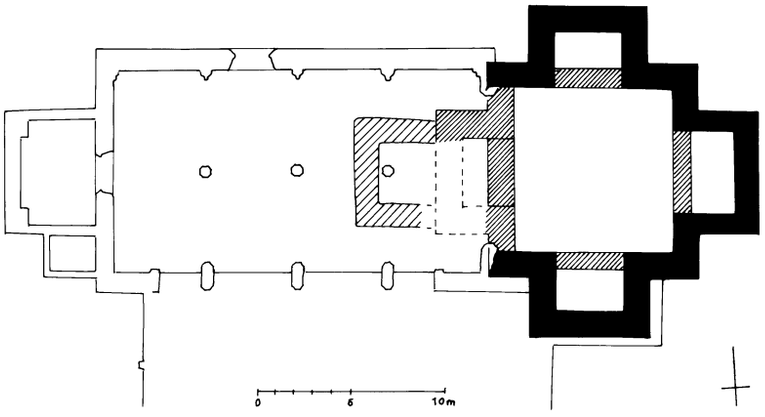


Abb. 10. Wieselburg, St. Ulrich.

Mondsee, VB Vöcklabruck (OÖ)
St. Michael

Das ehemalige Kloster Mondsee wurde vor 748 vom Agilolfinger Herzog Odilo gegründet und vermutlich mit Mönchen aus Niederaltaich besiedelt. Der Bauplatz liegt über einer römischen Villa rustica, von der mehrere frühe Holzbauphasen und das Hauptgebäude mit Badehaus ergraben worden sind, die auch in der Spätantike weitergenutzt wurden. Der Klosterbau nimmt keinen Bezug auf die römischen Fundamente, sondern verfolgt eine gänzlich andere, schräg dazu liegende Ausrichtung.

Bei den Ausgrabungen in der nördlichen Seitenkapelle der gotischen Kirche (Petruskapelle) 1972 wurde unter der südlichen Seitenapsis der romanischen Kirche als ältester Bauteil die SE-Ecke eines Saalbaues aufgedeckt, in einem Abstellraum westlich der Kapelle das zugehörige Westmauerfundament. Bei Ausgrabungen im Außenbereich an der Ecke Kirche – Konventostfront kam 1992 eine annähernd viertelkreisförmige Mörtelspur zutage, die möglicherweise als zugehörige Apsis zu interpretieren ist.

In der Rekonstruktion ergibt sich ein Rechtecksaal mit den Maßen 19,6x13 m, entweder eine Saalkirche ohne ausgeschiedenes Altarhaus (Schranke möglich, aber nicht erwiesen) oder ein Saalbau mit halbkreisförmiger, eventuell nachträglich angefügter Apsis.

Im Kapitelsaal und den nördlich anschließenden Räumen wurden die teilweise sehr fragmentierten Fundamentreste eines nördlich an den Rechtecksaal anschließenden Gebäudes aufgedeckt. Die Rekonstruktion der Befunde ergibt einen heizbaren Raum im Süden und einen langgestreckten Raum nördlich anschließend. Weitere Fundamentreste sprechen für das Vorhandensein eines nördlichen Konventgebäudes, im Westen haben sich aufgrund späterer tiefgreifender Terrassierungen kaum Reste erhalten. Im Westen der ehemaligen Infirmerie wurden die Steinfundamente eines Kuppelofens aufgefunden, ein weiterer Kuppelofen mit kleinem Heizraum liegt südlich außerhalb des Traktes. Das Aussehen der Anlage läßt sich aus dem fragmentarischen Befund nicht erschließen. Es ist jedoch anzunehmen, daß es sich um Einzelgebäude handelte, die um einen Hof gruppiert waren.

Diese offene Anordnung der klösterlichen Gebäude ist bei frühmittelalterlichen Klöstern im bayerischen Raum dominierend und geradezu ein eigener Bautyp. (Herrenchiemsee, Frauenchiemsee, Sandau, Mattsee). In Mondsee ist der Bau eines Klaustrums erst mit dem romanischen Neubau ab der Wende zum 11. Jh. verwirklicht worden.

Zwischen dem ersten Klosterbau und dem Bau des romanischen Konvents klafft baugeschichtlich eine Lücke, in der das Gelände dem archäologischen Befund zufolge als Friedhof genutzt wurde. Auf dem Klostergelände wurden über 100 Gräber aufgefunden, deren Grabgruben die römischen und frühmittelalterlichen Fundamente durchschlagen und von den romanischen Bauten überlagert werden. Die Bestattungen waren durchwegs E-W ausgerichtet und völlig beigabenlos.

Der Zeitpunkt der Friedhofsnutzung wird nach verschiedenen Kriterien auf die Zeit des späten 9. und des 10. Jh. eingegrenzt und als eine Unterbrechung des monastischen Lebens, eine temporäre Aufgabe der *vita communis* gedeutet, wobei die Kirche ihre Funktion behielt und der nördlich gelegene Raum vermutlich als Sakristei in Verwendung blieb, das umliegende Gelände wurde als Friedhof genutzt. Bei der Wiederherstellung des Klosters nach der Jahrtausendwende wurde die Westwand des vermuteten Sakristeibaues beibehalten und die Flucht des romanischen Klaustrums daran angeglichen.

Literatur

Offenberger 1993, 39–130. – Offenberger 1996, 79–86. – Kaltenegger 1995 (mit Bibliographie der älteren Literatur, seither erschienene Literatur bei Farka 2000). – Kaltenegger 1996, 87–98.

Nach Abschluss des Manuskriptes im Mai 2000 ist ein weiterer karolingischer Kirchengrundriss publiziert worden. In der Pfarrkirche zu den hll. Philipp und Jakob in Gaming, VB Scheibbs, wurden die Fundamente eines annähernd quadratischen Saales mit eingezogenem, querrechteckigen Chor und um Mauerbreite eingezogener halbkreisförmiger Apsis auf-

gedeckt, die ins 9. Jahrhundert datiert wird. Der Autor unternimmt mit Hilfe eines Index-/Zeitdiagrammes früh- und hochmittelalterlicher Kirchenbauten den Versuch, den Grundrisstyp mit annähernd quadratischem Saal zeitlich in das Frühmittelalter einzuordnen, vgl. Saurer 2001.

Literaturverzeichnis

Czerwenka 1992: Karoline Czerwenka, Vorromanische Architektur in Österreich, Katalog, hrsg. von der Kommission für Kunstgeschichte der Österr. Akad. d. Wiss., Wien 1992.
Farka 2000: Christa Farka, Zum Ausstellungsthema: Fundort Kloster. Klosterarchäologie der Abteilung für Bodendenkmale des Bundesdenkmalamtes. In: Katalog zur Ausstellung «Fundort Kloster. Archäologie im Klösterreich», Stift Altenburg (Fundberichte aus Österreich, Materialheft Reihe A, 8), Horn 2000.
Fehring 1968: Günter P. Fehring, Zum Holzkirchenbau des frühen Mittelalters, insbesondere in Süddeutschland und Oberösterreich. In: Zeitschrift des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft 22, 1968, 111ff.
Fillitz 1998: Hermann Fillitz (Hrsg.), Geschichte der bildenden Kunst in Österreich, Bd. 1 Früh- und Hochmittelalter, Wien/München 1998.
Friesinger 1991: Herwig und Ingeborg Friesinger, Ein Vierteljahrhundert Grabungen in Thunau / Gars am Kamp. In: Archäologie Österreichs, 2/1, 1991, 6–22.
Ginhart 1968: Karl Ginhart, Die frühmittelalterliche Martinskirche auf dem Römerberg in Linz (Linzer Archäologische Forschungen 4), Linz 1968.
Haider 1980: Siegfried Haider, Zum Problem karolingischer Pfalzen in Oberösterreich. In: Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1980, 11–38.
Jenny/Juraschek 1949: Franz Juraschek und Wilhelm Jenny, Die Martinskirche in Linz. Ein vorkarolingischer Bau in seiner Umgestaltung zur Nischenkirche. Linz 1949.
Juraschek 1956: Franz Juraschek, Bruckneudorf, Aufdeckung einer Kirchenruine (Königsbrunn?). In: Burgenländische Heimatblätter, 18, 1956, 186–188.
Juraschek 1962: Franz Juraschek, Die früheste Kirche von Österreich. In: Beiträge zur Kunstgeschichte und Archäologie des Frühmittelalters (= Akten des Internationalen Kongresses für Frühmittelalterforschung 7, Graz/Köln 1962, 3–20.
Kaltenegger 1991: Marina Kaltenegger, Die Frühgeschichte des Klosters Mondsee (Dissertationen der Karl-Franzens-Universität Graz 101), Graz 1995.
Kaltenegger 1996: Marina Kaltenegger, Kloster Mondsee, Historische Anmerkungen zu den ältesten Baubefunden. In: Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 12, 1996, 87–98.
Koch 1986: Rudolf Koch, Schwerpunkte der Kirchenarchäologie in Oberösterreich. In: Oberösterreichische Heimatblätter 40, 1986, 191–207.
Ladenbauer-Orel 1962: Hertha Ladenbauer-Orel, Das Castellum des hl. Wolfgang in Wieselburg an der Erlauf. In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 16, 1962, 89–91.
Ladenbauer-Orel 1972: Hertha Ladenbauer-Orel, Wieselburg an der Erlauf, das östlichste Imperium des Hl. Wolfgang. In: Jahrbuch des oberösterreichischen Musealvereines 117/1, 1972, 26–62.
Ladenbauer-Orel 1996: Hertha Ladenbauer-Orel, Der ottonische Kirchenbau in Wieselburg und sein Umfeld. In: Alexandra Krenn-Leeb (Hrsg.), Österreich vor eintausend Jahren (Archäologie Österreichs, Sonderausgabe 1996), 44–51.
Melzer 1973: Gustav Melzer: Fundbericht Amstetten. In: Fundberichte aus Österreich 12, 1973, 123–125.
Melzer 1975: Gustav Melzer, Archäologische Untersuchungen in der Filialkirche St. Veit in Sarling, Gemeinde Ybbs an der Donau. In: Fundberichte aus Österreich 14, 1975, 27–30.
Melzer 1984: Gustav Melzer, Archäologische Untersuchungen in der Pfarrkirche St. Martin zu Thalgau, Salzburg. In: Fundberichte aus Österreich 23, 1984, 37–59.
Moßler 1976: Gertrud Moßler, Kirchengrabungen in Österreich. In: 1000 Jahre Babenberger in Österreich. Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums, N.F. 66, Wien 1976, 445–454.
Moosleitner 1977/78: Fritz Moosleitner, Grabungen in der Kirche Hallwang. In: Salzburger Museum Carolino-Augusteum Jahresschrift 23/24, 1977/78, 101–118.
Moosleitner 1979: Fritz Moosleitner, Fundbericht Salzburg-Liefering. In: Fundberichte aus Österreich 18, 1979, 492f.
Offenberger 1980: Johann Offenberger, Fundbericht Linz-St. Martin. In: Fundberichte aus Österreich 19, 1980, 579–582.
Offenberger 1984: Johann Offenberger, Archäologische Untersuchungen im Bereich der ehemaligen Pfarrkirche zum hl. Quirinus von Linz-Kleinmünchen. In: Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1984, 242–258.
Offenberger 1993: Johann Offenberger, Archäologische Untersuchungen im ehemaligen Benediktinerkloster St. Michael in Mondsee. In: Jahrbuch des oberösterreichischen Musealvereins 138/I, 1993, 39–130.
Offenberger 1996: Johann Offenberger, Mondsee – drei Jahrzehnte archäologische Untersuchungen im ehemaligen Benediktinerkloster. In: Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 12, 1996, 79–86.
Offenberger 1999: Johann Offenberger, Die Martinskirche in Linz. Ein Überblick über die archäologischen Untersuchungen der Jahre 1977–1979. In: 1200 Jahre Martinskirche Linz (799–1999), Katalog des Oberösterr. Landesmuseums N.F. 143, Linz 1999, 43–49.
Offenberger 2000: Johann Offenberger, Die Martinskirche in Linz. Ein Bericht zu den archäologischen Untersuchungen der Jahre 1977–1979. In: Linzer Archäologische Forschungen 32, Linz 2000, 7–32.

Rausch 1985: Wilhelm Rausch, Die Martinskirche in Linz. In: Kirche in Oberösterreich. 200 Jahre Bistum Linz. Ausst. Katalog Garsten, Linz 1985, 63–71.
Rittinger 1986: Bernhard Rittinger, Die karolingische Martinskirche von Linz. In: Kunstjahrbuch der Stadt Linz, 1986, 26–37.
Saria 1956: Balduin Saria, Eine frühmittelalterliche Kirche in Bruckneudorf. In: Pro Austria Romana 6, 1956, 35f.
Sauer 1996: Franz Sauer, Jahresbericht Kürnberg. In: Fundberichte aus Österreich 35, 1996, 27.
Sauer 1998: Franz Sauer, Archäologische Untersuchungen in der Pfarrkirche von Winklarn, Niederösterreich. In: Fundberichte aus Österreich 37, 1998, 575–591.
Saurer 2001: Franz Sauer, Die Ausgrabungen in der Kirche von Gaming, Niederösterreich. In: Fundberichte aus Österreich 40, 2001, 301–311.
Schmeller 1968: A. Schmeller, Das Burgenland, Salzburg 1968, 88f.
Sydow 1985: Wilhelm von Sydow, Archäologische Untersuchungen in der Pfarrkirche von Kirchdorf, Tirol. In: Fundberichte aus Österreich 24, 1985, 127–138.
Vetters 1956/58: Hermann Vetters: Der Georgenberg bei Micheldorf, Oberösterreich. In: Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Institutes in Wien 43, 1956/58, 124–146.
Vorromanische Kirchenbauten 1966: Vorromanische Kirchenbauten, Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen, bearb. von Friedrich Oswald, Leo Schaefer und Hans Rudolf Sennhauser, München 1966–1971.
Vorromanische Kirchenbauten 1991: Vorromanische Kirchenbauten, Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen, Nachtragsband, bearb. von Werner Jacobsen, Leo Schaefer und Hans Rudolf Sennhauser, München 1991.
Wibiral 1958: Norbert Wibiral, Lothar Eckhart, Benno Ulm, Ernst Beninger und Aemilian Kloiber, Archäologisch-kunsthistorische Forschungen an der Filialkirche St. Michael ob Rauhenödt, Bz. Freistadt. In: Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereins 103, 1958, 131ff.
Zeller 1977: Kurt W. Zeller, Die Grabung bei der Martinskirche im Jahr 1976. In: Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines 122/ II, 1977, 120–123.
Zeller 2000: Kurt W. Zeller, Die Martinskirche in Linz. Bauarchäologische Aufnahme im Jahre 1976 und Versuch einer Interpretation. In: Linzer Archäologische Forschungen 32, Linz 2000, 33–56.

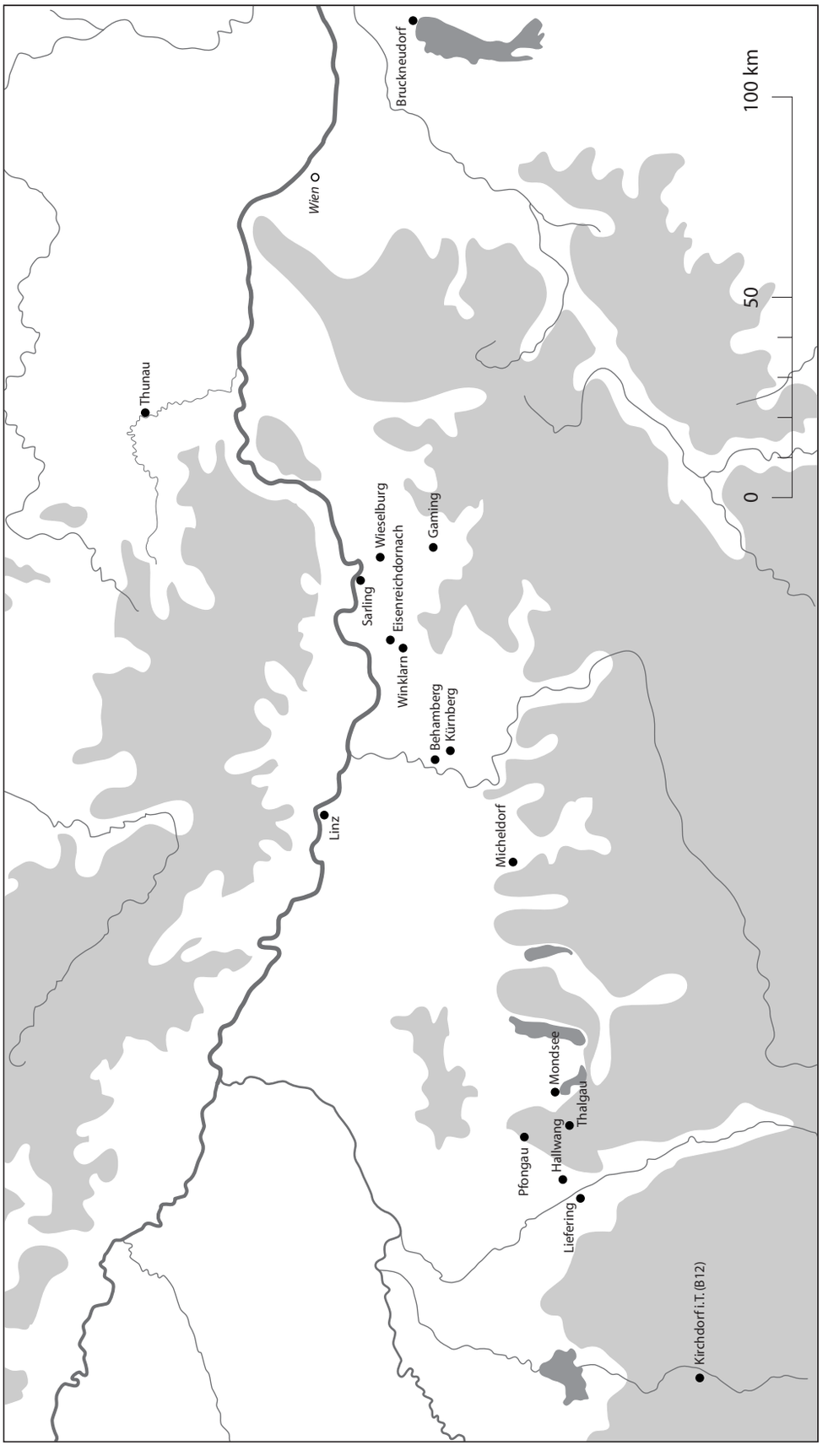


Abb. 11. Karte mit den im Text erwähnten Orten.

EDIFICI DI CULTO IN FRIULI TRA L'ETÀ PALEOCRISTIANA E L'ALTOMEDIOEVO

Luca Villa

Nel tentativo di affrontare l'analisi del panorama relativo all'architettura cristiana in Friuli sino all'altomedioevo, oltre all'imbarazzo per un tema così vasto che ha visto il contributo di numerosi studiosi, non si può evitare di premettere come appaia tuttora impossibile offrire una sintesi organica. Ciò soprattutto perché, nonostante la grande messe di dati archeologici e le importanti testimonianze monumentali conservate, vi sono ancora numerose incertezze sull'inquadramento strutturale e sulla cronologia di molti edifici, alcuni dei quali di fondamentale importanza per valutare l'evoluzione dei modelli e delle tradizioni architettoniche. È per tale motivo che si è preferito in questa occasione, anche a costo di risultare troppo analitici, offrire non solo una trattazione delle recenti acquisizioni o una visione generale degli edifici già noti, ma in alcuni casi anche un approfondimento delle specifiche situazioni, nell'intento di evidenziare le questioni irrisolte o le diverse chiavi di lettura che si possono trarre da una revisione dei dati disponibili. Tutto questo anche nell'ottica di stimolare nuove discussioni su aspetti che sicuramente necessitano di ulteriori approfondimenti e integrazioni[1].

Prima di entrare nel merito, è il caso di ricordare che l'ambito territoriale qui considerato rientrava nella giurisdizione metropolita aquileiese, comprendendo sia i centri urbani che parte del territorio diocesano della stessa Aquileia nonché di Grado, Trieste, Zuglio e Concordia.

Età paleocristiana (IV–VI secolo)

Aquileia

Le vicende del complesso episcopale aquileiese (fig. 1) costituiscono un punto nodale per la comprensione delle manifestazioni architettoniche di età paleocristiana e non solo per l'area friulana. Purtroppo, a fronte di questa centralità e dell'attenzione giustamente rivolta dagli studiosi a questo impianto cultuale, non corrisponde tuttora una ricostruzione del suo sviluppo edilizio che possa dar conto di tutte le evidenze emerse: vi sono infatti ancora notevoli incongruenze tra i dati strutturali disponibili e le diverse ipotesi interpretative. Ciò evidentemente dipende in primo luogo dallo stato molto disomogeneo della documentazione, relativa ad interventi che spesso risalgono molto in là negli anni, sino agli inizi del '900. Vale perciò la pena di sottolineare come solo un'adeguata considerazione e verifica di tutti gli elementi indicativi della sequenza dei rapporti strutturali, non sempre considerati analiticamente nei diversi tentativi di approccio, possa permettere di completare il quadro delle conoscenze acquisite. Al di là di una sterile proposizione metodologica, l'accenno a questo discorso deriva dalla considerazione che forse è giunto il tempo per una complessiva revisione delle evidenze archeologiche al fine di trovare più ampi riscontri alla ipotesi di evoluzione del complesso. In quest'ottica, alcune considerazioni che verranno espresse sono da ritenersi delle valutazioni preliminari, sicuramente da approfondire anche con nuove e mirate indagini sui resti.

---

[1] Manca ancora, per esempio, la possibilità di affrontare la questione riguardante i caratteri costruttivi delle murature a causa della inadeguatezza della documentazione sinora disponibile.

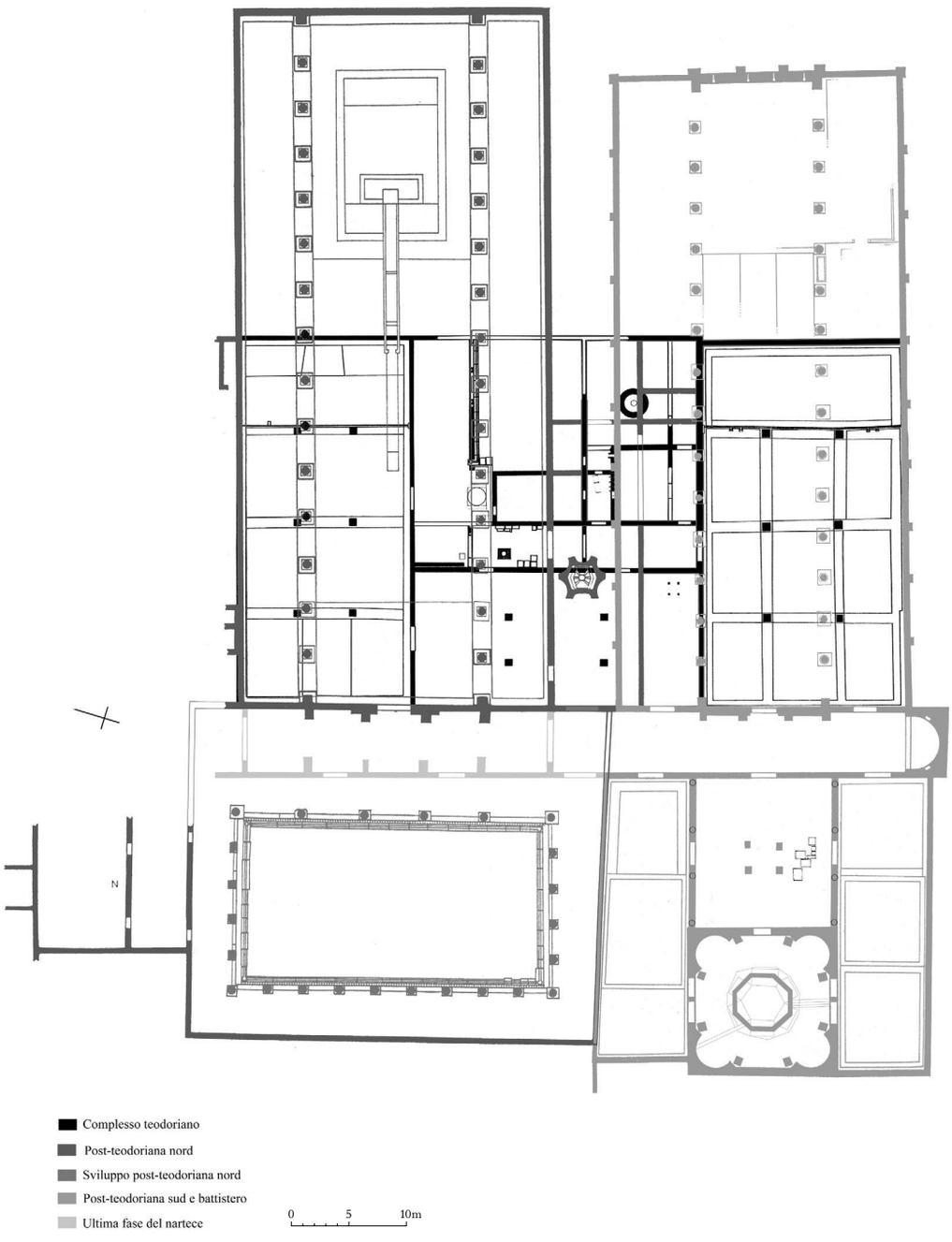


Fig. 1. Aquileia: complesso episcopale, fasi paleocristiane.

Per quanto riguarda gli elementi costitutivi, ampiamente noti, delle varie fasi degli edifici episcopali, non resterà che richiamarne brevemente gli aspetti principali iniziando da quelli relativi al complesso teodoriano. Questo, come ormai appurato, è da ritenersi un progetto unitario, pur tributario dell'assetto preesistente in questo settore urbano e comunque dilatato nel tempo per ciò che concerne la sua realizzazione, soprattutto se si considera il completamento dell'assetto interno ed in particolar modo dei mosaici pavimentali. L'attribuzione dell'attività costruttiva al vescovo Teodoro è indubbiamente confermata dalle epigrafi musive che lo ricordano come principale attore dello sviluppo del complesso episcopale, permettendo quindi di considerare il completamento degli edifici, ma forse non dei loro piani pavimentali, entro il secondo decennio del IV secolo[2].

La stessa concatenazione degli spazi del complesso, racchiusi entro un blocco rettangolare che all'esterno risultava compatto, senza lasciar trasparire la complessa articolazione interna, è un segnale dell'omogeneità della scelte originarie e della semplicità della concezione architettonica, che si risolve sostanzialmente nell'alternanza di uno stesso modulo utilizzato nelle aule liturgiche parallele, orientate est-ovest e connesse alla loro estremità occidentale da una altra aula rettangolare, di minori dimensioni[3]. Un corridoio, cui si accedeva forse tramite un cortile interno, presso l'accesso all'impianto che avveniva da est, costituiva l'asse di collegamento anche per gli altri ambienti, tra cui il battistero posto, come risulterà usuale in altri luoghi di culto di area aquileiese, presso il lato settentrionale dell'aula sud. Costituito da un ambiente a pianta rettangolare, con al centro una vasca ellittica, questo edificio, che costituisce il terzo polo liturgico del gruppo episcopale, probabilmente si sviluppava con una volumetria semplice e compatta, come si può supporre per le altre costruzioni[4].

Stessa essenzialità dovevano infatti mostrare dall'esterno le aule nord (17x37 m) e sud (20x 37 m), a pianta rettangolare anabside e probabilmente con tetto a capanna. Nulla traspariva dello sviluppo interno articolato per ognuna delle aule da due filari con tre sostegni e dalla partizione dei mosaici che indicavano la suddivisione dello spazio in campate e, limitatamente all'aula sud e con esclusione del suo settore est, anche in navate. Il settore orientale già si qualificava come il nucleo prevalente dei luoghi di culto, separato dal resto della chiesa tramite una recinzione, la quale definiva una specie di presbiterio – plausibilmente riservato al clero – entro cui la particolare partizione del mosaico, come nell'aula nord, o la presenza di tracce sulla sua superficie, in quella sud, fanno pensare che vi poteva venir posta una cattedra mobile.

Fondamentale per delineare le concezioni che stavano alla base dell'organizzazione architettonica di questo nucleo cultuale è l'aula intermedia, più piccola (13,5x28 m), la quale presentava solo quattro sostegni per reggere la copertura ed era pavimentata da un semplice cocciopesto che conservava tracce di una recinzione nel settore

---

[2] In generale sul complesso e sui mosaici BERTACCHI 1980, pp. 185–221. Sulle epigrafi musive si veda CAILLET 1993, pp. 129–141. Interessanti notazioni sulle derivazioni orientali e africane nei mosaici in CANTINO WATAGHIN 1992, p. 322 ss. Non pare invece basata su elementi validi, come giustamente ha sottolineato Caillet, la proposta della stessa studiosa (si veda La cattedrale 1989, p. 185) di considerare i mosaici dell'aula nord successivi a quelli della sud.

[3] La struttura essenziale del complesso, che ha fatto spesso ricorrere impropriamente al confronto con la *domus ecclesiae,* pare invece ricondurre all'elaborazione di modelli, senza dubbio sperimentali, della prima architettura cristiana che, se sicuramente mostrava un certo riguardo per la manifestazione evidente o comunque monumentale della destinazione cultuale degli edifici, rispetto per esempio ad altre basiliche di età costantiniana, potrebbe risultare una tendenza con più ampi riscontri: oltre al raffronto con Treviri, più spesso citato dagli studiosi, si può forse aggiungere il caso di Milano se verrà confermata l'ipotesi di S. Lusuardi Siena circa il complesso episcopale preambrosiano connotato da aule parallele e da un battistero intermedio (LUSUARDI SIENA 1997, pp. 36–39). Pare significativo e probabilmente non casuale, sotto questo punto di vista, anche il nesso proposto in CANTINO WATAGHIN 1992, pp. 321–322, 331 circa la vicinanza delle tendenze dell'architettura utilitaristica e pubblica in età tardoromana tra i centri di Aquileia, Treviri e Milano come emerge dalla costruzione degli *horrea* o delle terme.

[4] Sul battistero e sulla liturgia battesimale aquileiese si veda MENIS 1986 e 1996, pur con qualche riserva sul percorso battesimale ipotizzato, principalmente per l'incertezza di considerare l'aula intermedia come *consignatorium.*

meridionale[5]. Poiché risultava connessa tramite un'apertura alla sola aula settentrionale è con questo ambito liturgico che doveva condividere una stretta relazione funzionale, costituendone probabilmente una sorta di vestibolo[6].

La destinazione d'uso dei diversi spazi, che doveva senza dubbio esser prevista nel progetto iniziale, è uno degli aspetti principali per la comprensione di questo complesso ed ha stimolato molte discussioni fra gli studiosi in relazione alla definizione dei caratteri dei nuclei con doppia cattedrale cui queste costruzioni possono essere riferite costituendone uno dei primi esempi. Si tratta certamente di una questione molto importante e meritevole di un'approfondita trattazione che, ovviamente, non può però essere svolta in questa sede ma sulla quale torneremo brevemente in seguito[7].

Più incerta pare la ricostruzione delle successive vicende del complesso con l'edificazione di una grande basilica al di sopra dell'aula settentrionale. Ampiamente discussa è la cronologia cui riferire queste attività, anche se il rinvenimento proprio sopra il pavimento della teodoriana di una moneta di Costantino II (morto nel 340) ed il famoso passo di Atanasio, che nella Pasqua del 345 testimonia di aver partecipato ad Aquileia, con l'imperatore Costante, a dei riti liturgici in una chiesa in costruzione, non sono elementi trascurabili per ricondurre l'inizio del nuovo sviluppo del nucleo episcopale all'età del vescovo Fortunaziano (342–370), cioè verso la metà del IV secolo[8].

A questi interventi va poi attribuita la riorganizzazione degli spazi tra la nuova basilica e l'aula teodoriana sud, ancora utilizzata, tra cui si può considerare la realizzazione di un nuovo fonte battesimale.

L'imponenza di quest'opera di rinnovamento del gruppo cattedrale testimonia l'esigenza di più ampi spazi per le necessità della comunità cristiana aquileiese, accresciuta nel numero e anche nell'importanza visto il nuovo rapporto degli edifici di culto con l'ambito urbano, segnalata dal collocamento degli accessi alla basilica verso ovest e dalla sua espansione orientale forse al di sopra di una strada pubblica[9].

La struttura della nuova basilica è alquanto particolare e parla ancora di uno sperimentalismo tipicamente aquileiese nell'applicazione di modelli architettonici che paiono trarre qualche influsso dall'esperienza delle grandi costru-

---

5 L'inserimento di un altarino di cui rimangono tracce dei sostegni nel pavimento presso la parete orientale verso sud potrebbe essere riferita, come giustamente osserva il Piva (PIVA 1996, p. 75, nota 4), alla fase di costruzione della post teodoriana nord, quando in questo settore venne ricavato un piccolo ambiente, tra il nuovo battistero e l'aula sud, il quale presumibilmente conservava lo stesso piano d'uso d'età teodoriana.

6 Puntuali e pienamente condivisibili le osservazioni in questo senso formulate in CANTINO WATAGHIN 1996, p. 118, nota 13, dove giustamente si sottolinea l'incertezza di poter identificare l'aula intermedia come *secretarium* del vescovo secondo il suggerimento presente in PIVA 1996. Ci si chiede se questo rapporto tra aula nord e aula intermedia non sia legato alla disposizione liturgica che imponeva ai non battezzati – che non dovevano essere pochi ad Aquileia agli inizi del IV secolo – di assistere solo alla prima parte della messa e di uscire dalla chiesa prima dell'eucaristia. In questo caso l'aula nord sarebbe da identificare come la chiesa per la sinassi eucaristica, mentre non si potrebbe escludere per quella intermedia l'utilizzo anche per altre funzioni.

7 Su questi aspetti si veda il quadro generale in PIVA 1990 e 1996, dove vengono anche ricordate le posizioni precedenti che tendevano soprattutto a considerare l'aula intermedia un *consignatorium* mentre l'aula nord e sud erano alternativamente considerate *catecumeneum* e aula eucaristica, sostanzialmente sulla base di una diversa interpretazione dei percorsi connessi alla liturgia battesimale, al tipo di strutturazione dei motivi dei pavimenti musivi o alla presenza di altri elementi d'uso liturgico. La proposta di P. Piva di vedere una funzione «strutturale» delle due aule come sede della sinassi eucaristica o festiva e della liturgia del culto quotidiano (quindi più strettamente legata all'uso da parte del vescovo), pare senza dubbio convincente a condizione di considerare come a questa destinazione doveva senza dubbio associarsi quella legata alle funzioni battesimali e alla preparazione dei neofiti che proprio al principio del IV secolo, con la sempre maggiore diffusione del cristianesimo, dovevano fortemente condizionare l'utilizzo e la struttura dei complessi episcopali. Più dubbi fa invece sorgere il riferimento, fatto dallo stesso autore, dell'aula sud a sede del culto festivo e di quella nord in relazione alla liturgia feriale, poiché non si basa su argomenti incontestabili (si veda per esempio quanto detto alla nota precedente).

8 Circa la diversa datazione della basilica, verso la fine del IV secolo, proposta da alcuni studiosi si veda il quadro riassuntivo offerto in La cattedrale 1989, pp. 184–186.

9 TAVANO 2000, p. 347.

zioni a cinque navate di Roma, poi ripresa anche a Milano o nella basilica settentrionale di Treviri, in particolar modo per quanto riguarda il rapporto tra le navate[10].

Il grande edificio aquileiese, ampio 31x73 m circa, con pianta rettangolare e muro di fondo rettilineo, riprendendo la forma delle aule teodoriane ne sviluppa – evidentemente anche a causa delle diverse dimensioni – l'articolazione interna in tre navate, definite da due file di 14 colonne, con quella principale che pare oltremodo dilatata (17 m) rispetto a quelle laterali (6 m circa). Il fatto che queste siano solo due e non quattro come negli esempi costantiniani aumenta la percezione di questa sproporzione degli equilibri interni dell'edificio.

La frequenza delle colonne e il breve intervallo tra loro sembrerebbe poi favorire l'impressione di una netta separazione tra lo spazio centrale e quelli laterali, sensazione che potrebbe invece essere attenuata dalla scelta di sostegni non molto esili – sempre che le colonne del diametro tra 45 e 55 cm appartengano all'edificio originario e non ad una sua ricostruzione – i quali avrebbero comunque potuto reggere un tetto a capanna[11].

Notevoli incertezze permangono sulle fasi costruttive dell'edificio prima della stesura del pavimento musivo definitivo, posto circa 1 m al di sopra del mosaico teodoriano dell'aula nord. Questo piano, come vedremo, sembrerebbe rappresentare una probabile fase evolutiva del complesso legata alla realizzazione di un quadriportico occidentale. Le principali incongruenze riguardano alcuni aspetti strutturali che paiono spiegabili solo ipotizzando un originario piano d'uso a livello assai inferiore. Si tratta principalmente della presenza di intonaco sul lato interno del perimetrale meridionale della basilica, ad una quota notevolmente più bassa rispetto al suddetto pavimento musivo, nonché della grande apertura lungo questo perimetrale, con una primitiva soglia attestata al livello del piano teodoriano, la cui funzione è indubbiamente da connettere alla nuova vasca battesimale posta nei suoi pressi, cioè immediatamente all'esterno della nuova chiesa. È poi appurato come anche il fonte esagono sia stato realizzato a partire dal piano in cocciopesto dell'aula intermedia di età teodoriana e che vista la sua struttura e la rifinitura esterna, con i lati inflessi che danno l'idea di una forma a stella, sia stato concepito per emergere dal piano pavimentale ed essere forse completato da un tegurio, come avviene per esempio nel caso, più tardo, del fonte del battistero di Albenga. Tutto ciò aveva fatto pensare alla Bertacchi[12] che il progetto iniziale prevedesse il riutilizzo del precedente piano pavimentale teodoriano, in mosaico e cocciopesto, ma questa proposta si scontrerebbe con la presenza, all'interno della nuova chiesa, dei muri d'ambito delle antiche strutture che emergevano per alcune decine di centimetri dal piano pavimentale impedendo chiaramente il suo riutilizzo nel nuovo complesso. Oltre alla mancata asportazione di queste strutture, un'altra incongruenza deriva dalla presenza di una canaletta per lo scolo delle acque posta al di sopra dei pavimenti teodoriani e che era collocata proprio al centro della suddetta grande apertura nel perimetrale meridionale della nuova basilica: pare plausibile riferirla al sistema di scarico del fonte battesimale esagono posto proprio nei suoi pressi[13]. Poiché la sua quota superiore pare circa la stessa della cresta di rasatura dei muri teodoriani, sembrerebbe logico pensare che il pavimento della nuova basilica doveva attestarsi ad un livello superiore a queste strutture. Si potrebbe a questo punto ricordare come nello scavo all'interno del campanile la stratificazione al di sotto del mosaico definitivo della post-teodoriana presentasse un primo livello di macerie dello spessore di circa 45 cm, evidentemente dovuto alle attività costruttive e di demolizione dei precedenti edifici, che risultava posto immediatamente sopra il piano teodoriano. Questo strato, che ben si distingueva dal soprastante ri-

---

[10] Cfr. TAVANO 1986, p. 147.

[11] Cfr. BERTACCHI 1980, p. 223. Sull'esiguità delle colonne, forse relative ad un rifacimento successivo dell'impianto, si veda però quanto detto a nota 22.

[12] BERTACCHI 1980, p. 224.

[13] Così la interpreta il Brusin (cfr. BRUSIN, ZOVATTO 1957, p. 160 ss., fig. 67).

porto, è stato giustamente ricondotto dalla Bertacchi alla stessa situazione riscontrata negli scavi austriaci di inizio secolo ed evidenziata con il livello k nelle sezioni riprodotte che riguardano l'area della post teodoriana nord[14]. Direi che vi sono buone possibilità per considerare come all'altezza di questa interfaccia k potesse impostarsi un primo piano d'uso, in parte asportato nei successivi lavori di completamento del complesso. Pare inoltre significativo che la quota di questo originario livello di frequentazione risulterebbe compatibile sia con le tracce di intonacatura sul perimetrale sud, cui si è già accennato[15], sia con il rialzamento della soglia tra la basilica e il nuovo ambiente battesimale. In questo vano un piano posto a quella quota avrebbe altresì consentito alle strutture della vasca di sporgere in parte dal pavimento. Si potrebbe così pensare all'utilizzo del piano teodoriano durante il cantiere, fatto che spiegherebbe sia la realizzazione accurata dei plinti di sostruzione del colonnato, costruiti fuori terra a partire da quello e perciò ben rifiniti, sia la quota iniziale della soglia della porta meridionale del complesso, utile passaggio durante i lavori, poi rialzata e probabilmente ristretta in occasione della costruzione della canaletta e della stesura del pavimento.

La speranza è che un approfondimento delle analisi sulla documentazione già acquisita e sui resti ancora visibili nonché i dati offerti da nuove indagini archeologiche, a cominciare da quelle recentemente intraprese per la sistemazione della copertura degli scavi in occasione del giubileo del 2000, possano dare maggior credito a quest'ipotesi.

Pare invece un fatto ormai assodato il successivo rinnovamento del complesso, avvenuto probabilmente non prima del settimo decennio del IV secolo e relativo alla realizzazione, innanzi alla nuova basilica, di un quadriportico il cui piano praticato fu posto ad una quota superiore di circa un metro rispetto al livello teodoriano. Non si può escludere che questa situazione, dovuta probabilmente alle preesistenze presenti nell'area dove venne eretto il porticato, provocò anche la necessità di sopraelevare il pavimento della chiesa, originariamente previsto ad un livello inferiore[16]. Nella stessa occasione venne probabilmente innalzato e dotato di lastre marmoree anche quello del vano battesimale. Ciò comportò il tamponamento della grande apertura di collegamento con la chiesa posta nei suoi pressi, la quale non subì solo un riposizionamento della soglia ma venne per lo meno ridotta, se non completamente occlusa, come lasciano trasparire le tracce di una decorazione parietale marmorea, tuttora visibili, in fase con il nuovo piano praticato e presenti almeno nella metà orientale dell'accesso. Vale la pena chiedersi se già in questo momento il vano battesimale non possa essere stato dotato di un'apertura verso occidente che permettesse di metterlo in contatto diretto con il portico; l'esistenza di tale collegamento è invece abitualmente ricondotta alla successiva fase del complesso[17].

L'edificazione di alcuni ambienti, connessi con il lato settentrionale del quadriportico e correttamente attribuiti all'episcopio[18], costituiscono un altro elemento di questa attività di rinnovamento del complesso post teodoriano che si vuole distrutto da un incendio connesso all'epoca at-

---

[14] LANCKORONSKI, NIEMANN, SWOBODA 1906; BERTACCHI 1973, cc. 9–10, fig. 5, tav. III.

[15] Lo si può osservare in BRUSIN, ZOVATTO 1957, pp. 160–161, fig. 67.

[16] Sul quadriportico si veda BERTACCHI 1972, c. 71 ss. dove giustamente si sottolinea come il ritrovamento sotto il suo pavimento in cubetti di cotto, sicuramente interessato da rifacimenti, di un buon numero di monete degli imperatori Costante e Costanzo II – o che comunque non possono superare il 363 come data di emissione (moneta di Giuliano l'Apostata) – dopo le quali vi sono solo monete che risalgono all'epoca di Onorio e Arcadio, cioè agli inizi o al primo quarto del V secolo, costituisca un'interessante indicazione per inquadrare il momento di realizzazione del portico e i suoi rifacimenti.

[17] In questo senso la proposta ricostruttiva del Brusin (BRUSIN, ZOVATTO 1957, p. 162). Il rapporto con la chiesa sarebbe stato mantenuto, anche ammettendo l'occlusione della grande apertura meridionale, dall'altro accesso previsto fin dal principio su questo perimetrale ma un poco più piccolo e più ad occidente di quello principale. Potrebbe essere suggestivo pensare che proprio la presenza di un ingresso al battistero in questa fase abbia reso necessaria la strana inclinazione del muro meridionale del quadriportico, poi ricalcata dal perimetro del locale annesso al battistero di età cromaziana.

[18] BERTACCHI 1972, cc. 75–77.

tilana ma che potrebbe riferirsi anche ad un altro evento meno noto[19]. Infatti, se vi sono buone probabilità per ammettere che il portico e l'episcopio fossero stati coinvolti in queste distruzioni, altri segnali inducono a non trascurare la possibilità di un più prolungato utilizzo della basilica, anch'essa alla fine interessata da un incendio ma forse in un'altra occasione, magari in relazione al declino della sede episcopale durante i primi secoli dell'altomedioevo.

Innanzi tutto vi sono chiare tracce di varie fasi dei mosaici pavimentali: una prima sistemazione prevedeva una ripartizione degli spazi interni secondo l'organizzazione dei pannelli musivi posti ad un unico livello, con un corridoio nella navata centrale che conduceva verso oriente all'area presbiteriale, quest'ultima definita da una cornice rettangolare senza ulteriori elementi strutturali. Solo in seguito venne aggiunta una *solea* sopraelevata, munita di muretti di delimitazione e caratterizzata da un successivo ampliamento, la quale risulta connessa ad un rialzamento del settore in cui doveva trovar posto l'altare. Tutte queste aggiunte furono dotate di nuova pavimentazione musiva[20].

Se non si può escludere che tutti questi interventi possano essersi verificati entro la metà del V secolo, risulta senza dubbio importante sottolineare come al di sopra del livello di incendio del portico, sul suo lato orientale, si sia poi impostato un corridoio o nartece il quale risulta, anche a livello di piani pavimentali, l'esatta prosecuzione di quello realizzato innanzi alla basilica eretta prima della fine del IV secolo sopra l'aula teodoriana sud[21]. Questo corridoio, che permetteva il collegamento verso nord con strutture che sostituirono il precedente complesso episcopale, credo possa essere giustificato solo ammettendo la presenza anche della basilica settentrionale, la stessa post teodoriana oppure un suo rifacimento[22], della quale sarebbe stato il nartece.

Lo sviluppo del nucleo basilicale aquileiese nella seconda metà del IV secolo sembrerebbe dunque aver avuto un lungo processo di definizione anche se è solo alla fine del secolo che il progetto di ampliamento del complesso vescovile pare concludersi. Ciò avvenne con la realizzazione di una nuova basilica meridionale che prendendo il posto della teodoriana sud ricostituì un insieme coerente di cattedrale doppia mostrando altresì nuove evoluzioni nell'elaborazione del modello architettonico tradizionale. Infatti, pur mantenendo la tipologia dell'aula rettangolare anabside, in questo caso ampia 29x67 m circa e suddivisa sempre da due colonnati di 14 elementi, notevoli sono le differenze rispetto alla post teodoriana settentrionale sia per quanto riguarda le proporzioni tra le navate, più equilibrate, ma soprattutto per il diverso slancio volumetrico dei due edifici, con la scelta di proporre nella nuova basilica meridionale un maggior sviluppo in altezza della navata centrale ed una copertura a due falde[23]. Si attua cioè per la prima volta ad Aquileia la forma costruttiva che, con la presenza delle lesene sui lati esterni, anch'essi un novità poi ripresa nella chiesa della Benigna e a Monastero, costituirà il modello più tipico, anche se non esclusivo e applicato con variazioni, per le basiliche trinavate edificate nell'area di influenza della metropoli.

Un chiaro esempio è offerto dal caso di Concordia (cfr. *infra*), evidentemente derivato dalla costruzione aquileiese, fatto che ci consente anche alcune osservazioni sulla cronologia e sui caratteri liturgici della nuova basilica.

Infatti, la possibilità di datare all'età cromaziana questo edificio o per lo meno la sua conclusione – cronologia non da tutti ammessa – deriva anche dalla possibilità di riferirlo alla chiesa in costruzione citata nel celebre sermone del vescovo aquileiese relativo alla dedicazione della *basilica Apostolorum* di Concordia, quest'ul-

---

[19] L'assenza di tracce di incendio sul pavimento della teodoriana sud potrebbe essere indicativo per comprendere come questo incendio non sembra aver interessato tutte le strutture del complesso.

[20] BRUSIN, ZOVATTO 1957, p. 146– ss; BERTACCHI 1972, cc. 62–70.

[21] Sul nartece BERTACCHI 1972, cc. 73–75.

[22] Sulla possibilità di ammettere la realizzazione di un altro edificio dopo la post teodoriana nord, già espressa da Brusin (BRUSIN 1934, p. 191, nota 191) in relazione al ritrovamento di colonne di minori dimensioni rispetto a quelle che dovevano essere poste sui plinti, si veda quanto detto in CANTINO WATAGHIN 1996, p. 118.

[23] BERTACCHI 1980, p. 229. Il maggior spessore delle murature dei perimetrali est ed ovest in relazione alla navata principale è in questo caso un elemento molto significativo.

tima solitamente riconosciuta nell'edificio maggiore del complesso venuto alla luce al di sotto dell'odierna cattedrale di Santo Stefano. La similitudine tra l'esito architettonico di questa basilica rispetto alla post teodoriana sud unitamente alle parole di Cromazio, che ricordano il forte spirito di rivalità ed emulazione della comunità concordiese nel concludere anticipatamente la costruzione rispetto agli aquileiesi, sembrerebbero indicare che proprio la nuova chiesa del centro episcopale di Aquileia costituì l'esempio seguito a Concordia per erigere il luogo di devozione dedicato al culto delle reliquie degli Apostoli[24]. Sotto questo punto di vista acquista dunque maggior rilevanza il ritrovamento ad Aquileia, nella piazza del Capitolo presso la cattedrale, della famosa lapide frammentaria della fine del IV secolo (CIL, V, 1582) da cui si legge come un certo *Parecorius Appollinaris* fece qualcosa in onore dei Santi Apostoli, forse un fonte battesimale. Indipendentemente dall'incertezza dell'interpretazione, tanto che si è sottolineato come il testo potrebbe riferirsi semplicemente a valori spirituali e non implicare la promozione da parte del *consularis Venetiae et Histriae* di un'attività costruttiva, è sempre stata osservata la particolarità dell'attribuzione al centro episcopale del culto degli Apostoli, solitamente attestato invece in basiliche suburbane[25]. Vale però la pena di chiedersi se è poi così improbabile questo rapporto tra chiese vescovili e venerazione delle reliquie degli Apostoli e soprattutto se non vi siano invece degli elementi che permettano di sostenerlo. Senza voler entrare nel merito di una questione che necessita di ben altri approfondimenti e sulla quale si ritornerà in altra sede, vale qui la pena solo di accennare alcune considerazioni. Per esempio ricordando come a Pola il ritrovamento nel presbiterio della basilica meridionale del complesso episcopale – la minore per dimensioni come ad Aquileia – della nota capsella argentea, contenitore di reliquie, con la raffigurazione dei principi degli Apostoli è stato considerato un importante segnale della dedicazione di quella costruzione al culto degli Apostoli ed in particolare di San Tommaso[26]. Un passo di Paolino da Nola, relativo alla fondazione di una basilica doppia a *Primuliacum*, in Aquitania, accenna poi come alla chiesa maggiore di simili complessi erano destinate le reliquie degli Apostoli e dei martiri mentre nella minore i neofiti ricevevano l'eucaristia[27]. La presenza del culto delle reliquie, in particolar modo di Santi locali, nei gruppi episcopali nel corso del V secolo appare infatti un aspetto ormai accertato e anche nell'Alto Adriatico trova interessanti conferme: come a Parenzo, in seguito alla vicenda del trasferimento del corpo del protovescovo e martire Mauro nel nucleo della cattedrale[28]. A ciò si può poi aggiungere come in molte chiese doppie dell'ambito alpino orientale la caratterizzazione di alcune parti dei complessi per il culto martiriale[29] sia un elemento probabilmente indicativo del fatto che nel corso del V secolo possa essersi sviluppata una simile tendenza nell'organizzazione liturgica delle basiliche doppie, forse derivata proprio dagli esempi offerti dai nuclei episcopali. Il caso del possibile culto delle reliquie degli Apostoli attestato nella cattedrale di Aquileia potrebbe quindi trovar degna collocazione in questo panorama, soprattutto se si considera come potrebbe non essere improbabile associarvi una precoce funzione funeraria del complesso[30].

Ritornando all'evoluzione architettonica del nucleo vescovile tra fine IV e V secolo, si deve segnalare come i rifacimenti successivi della cattedrale abbiano impedito di verificare l'esistenza di apprestamenti liturgici interni alla chiesa, soprattutto nel settore orientale. Il raffronto con gli edifici episcopali che sono chiaramente derivati da quello aquileiese (in particolare oltre a Concordia, anche la basilica nord di Pola e le

---

[24] Sul testo cromaziano si veda LEMARIÉ 1989.

[25] Sull'epigrafe e l'interpretazione si veda TAVANO 1972.

[26] Cfr. MIRABELLA ROBERTI 1947–48, p. 18; CUSCITO 1974–75, cc. 632–635.

[27] Su questi aspetti PIVA 1990, p. 59–60.

[28] In generale CUSCITO 1974–75. Ultimamente su Parenzo CUSCITO 2000, p. 453.

[29] Su questi aspetti BRATOŽ 1996; GLASER 1996.

[30] A questo riguardo si veda quanto detto in CANTINO WATAGHIN 1996, p. 119, che tende a non scartare l'ipotesi di un legame della cattedrale aquileiese con il culto degli Apostoli.

aule pre-eufrasiane di Parenzo) e che presentano una struttura ad emiciclo – ma non una vera e propria abside – all'interno della navata centrale, in alcuni casi preceduta anche da una recinzione presbiteriale rettangolare sopraelevata, potrebbero indicare l'esistenza di simili accorgimenti anche nel modello. In realtà, nella post teodoriana sud le uniche tracce forse attribuibili ad una recinzione presbiteriale sembrano riferibili ad uno stadio di rinnovamento della pavimentazione musiva che si sovrappone ad un più antico tappeto[31]: ciò fa riflettere se si considera che gli esempi citati sono del pieno V secolo e, come nel caso più antico o contemporaneo, cioè a Concordia, non vi sia certezza sulla organizzazione della prima fase della sistemazione presbiteriale (cfr. *infra*).

Se è dunque probabile che anche questa basilica si andò completando ed arricchendo nel corso del tempo, un altro aspetto relativo allo sviluppo del gruppo episcopale di età cromaziana, che ha avuto una prolungata vicenda costruttiva, riguarda la realizzazione del battistero ottagonale posto in asse con la nuova basilica ad occidente, secondo uno schema che, sebbene non costituisca un modello rigidamente applicato, pare accolto in alcuni complessi di culto, soprattutto episcopali, di area adriatica o di influenza aquileiese[32]. Il vecchio fonte esagono, che sembra rispettato dalla costruzione della basilica meridionale, potrebbe essere rimasto in uso sino alla costruzione del nuovo edificio battesimale, venuto a disporsi a sud del quadriportico il quale presumibilmente ancora esisteva[33]. Gli scavi all'interno del battistero (fig. 2) hanno portato alla luce una fase originaria, databile presumibilmente all'età teodosiana, in cui l'ambiente sarebbe stato a pianta quadrata, mentre poi sarebbe stato trasformato nella veste definitiva sempre con una base rettangolare ma con nicchioni angolari che all'interno davano l'idea di uno spazio ottagono, forma che forse veniva ripresa dallo sviluppo del volumi in altezza[34]. L'edificio venne poi raccordato con la basilica o, meglio, con il suo nartece tramite un cortiletto orientale fiancheggiato da due locali mosaicati che si sviluppavano come due ali lungo i lati nord e sud del battistero[35]. Interessanti anche i risultati offerti dalle ricerche circa l'alternanza delle vasche battesimali attestate, con un primo probabile apprestamento di forma esagonale poi trasformato in un fonte ottagono seguendo il modello ambrosiano; fatto non strano visto lo stretto legame fra Ambrogio e Cromazio e che

---

31 Su questo aspetto e più in generale sui mosaici di questo edificio si veda BERTACCHI 1971, in particolare cc. 19–20.

32 In particolare nell'Istria a Parenzo, Pola e a San Pietro in Sorna. Casi simili anche in Carinzia sull'Hemmaberg e a Lavant. Interessante il recente lavoro di E. Zanco (ZANCO 1999) dove, passando in rassegna i vani battesimali ed i fonti attestati nell'area aquileiese, si nota come non esista una tipologia di riferimento valida per ogni caso.

33 Si è già avuto modo di notare come il perimetrale meridionale del quadriportico possa essere stato riutilizzato ed abbia forse condizionato l'andamento del limite settentrionale degli ambienti posti su quel lato del battistero. Interessante, per comprendere la situazione, sarà il confronto – che si rimanda ad altra occasione, in attesa di approfondire la conoscenza della documentazione a disposizione – tra i dati emersi dagli scavi dei primi del '900 (LANCKORONSKI, NIEMANN, SWOBODA 1906, p. 19 ss.) e la stratigrafica emersa da un saggio del Brusin (BRUSIN 1934, p. 195, fig. 114) nella quale si nota una significativa sequenza strutturale.

34 Sulle indagini nel battistero aquileiese LOPREATO 1989. Circa la differenziazione dei volumi tra la base e l'altezza, interessante notare come una simile tendenza sembrerebbe testimoniata dalle ultime ricerche anche nel battistero ambrosiano di S. Giovanni alle Fonti a Milano (LUSUARDI SIENA, BRUNO, VILLA 1997, p. 47), dove l'ottagono inferiore potrebbe svilupparsi nella parte alta in una struttura di minore ampiezza (come già ipotizzato in VERGA 1980), secondo un modello che poi sarà ripreso anche ad Albenga o nel battistero di Fréjus. Un caso molto simile al battistero aquileiese, sembrerebbe quello dell'edificio battesimale di Riva San Vitale, del V secolo, il cui legame con Aquileia si manifesta poi anche nell'adesione alla regione metropolita da parte della diocesi comasca (CARDANI 1995; GLASER 1997, pp. 167–169).

35 Su queste strutture e sui mosaici si veda TAVANO 1986, pp. 213 ss. Recenti scavi nella chiesa dei Pagani (MASELLI SCOTTI, MANDRUZZATO, TIUSSI 1999, cc. 382–383, fig. 1), sorta come vedremo in età medievale tra il vano battesimale e la basilica, hanno portato alla luce nell'area occupata dal cortiletto un battuto pavimentale in malta, posto su degli scarichi contenenti materiali databili tra fine IV e V secolo. Questo pare connesso con basi in muratura che potrebbero forse segnalare la realizzazione, nel corso della vita del battistero, di una specie di corridoio coperto tra questo e il nartece della basilica oppure di porticati lungo i lati delle due ali che delimitavano l'area aperta.

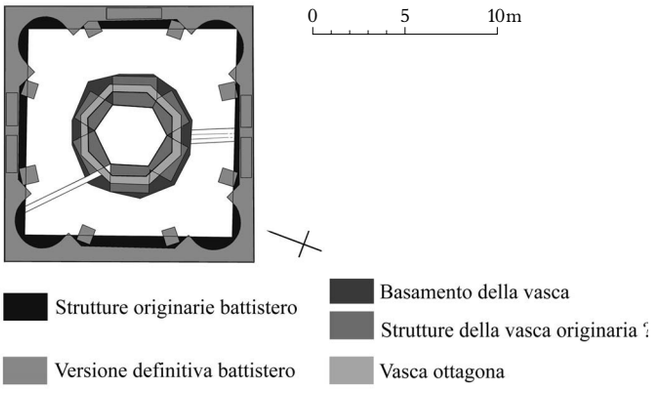


Fig. 2. Aquileia: battistero cromaziano.

forse costituisce un ulteriore elemento per individuare la cronologia e il promotore di questi interventi[36].

La produzione architettonica paleocristiana ad Aquileia non riguarda però solo il centro episcopale ma anche altri interessanti monumenti che testimoniano altresì come ancora nel V secolo continui quello sperimentalismo tipico della sede metropolita friulana capace di reinterpretare i diversi influssi ed i modelli che vi giungevano.

Una costruzione purtroppo scomparsa e per la quale la documentazione archeologica è molto limitata, risulta essere la chiesa di Sant'Ilario che sembra proporre – il condizionale è d'obbligo visti i limitati elementi di giudizio disponibili – una forma tipica dei mausolei tardoromani spesso ripresa nei *martyria* o in altri edifici cristiani. Non mancano comunque similitudini con strutture relative a torri d'ingresso. In particolare, i caratteri costruttivi evidenziati dai sondaggi di scavo hanno permesso di ipotizzare la ricostruzione di un edificio a pianta centrale con unico ingresso da nord, dai limiti esterni rettangolari ma internamente ottagonale, con possenti murature entro cui sono state ricavate delle specie di nicchie angolari, di forma alquanto strana, quasi circolare, alternate a nicchie rettangolari[37] (figg. 6–7). La possibilità di una datazione dell'impianto alla fine del IV secolo o agli inizi del V non pare sinora confermata da alcun elemento certo[38].

La collocazione di questa costruzione sopra il cardo principale della città romana ha fatto pensare ad una sua origine come torre muraria, anche perché il selciato stradale è utilizzato come suo piano pavimentale. L'ipotesi è stata però messa in discussione considerando come proprio le strutture dell'edificio impediscano il transito sulla via, evidentemente non più utilizzata dopo il momento della costruzione[39]. Il riutilizzo del selciato stradale viene invece interpretato come elemento simbolico, con chiaro intento commemorativo, che esplicita il volon-

[36] La possibilità di individuare una prima fase esagonale del fonte deriva dalla presenza, al di sotto di quello ottagonale, di sei basi in muratura, unite ai vertici (cfr. LOPREATO 1989, pp. 212–213 che non da però importanza a questi elementi), che definiscono un invaso a sei lati il quale non sembra avere alcuna funzione in relazione alla soprastante vasca. Avevo già espresso questa opinione nella scheda relativa al battistero cromaziano realizzata per il CD-ROM Aquileia Cristiana (2000 anni di storia) edito nel 2000 dalla Ikon Multimedia di Staranzano (Go). Ora questa ipotesi è condivisa anche in PIUSSI 2000, pp. 376–381, cui si rimanda anche per le implicazioni simboliche relative all'utilizzo di una vasca a sei o a otto lati. Circa la possibilità di connettere il fonte esagono alla prima fase rettangolare del battistero, l'ipotesi pare suggestiva ma sinora senza alcun riscontro. Sicuramente sarebbe molto utile una revisione dei dati di scavo anche per precisare i caratteri e la cronologia delle evidenze archeologiche connesse al battistero.

[37] BERTACCHI 1969.

[38] JÄGGI 1989.

[39] Si veda a questo proposito JÄGGI 1989, dove si delineano le dinamiche di inserimento di questo edificio nella topografia urbana aquileiese.

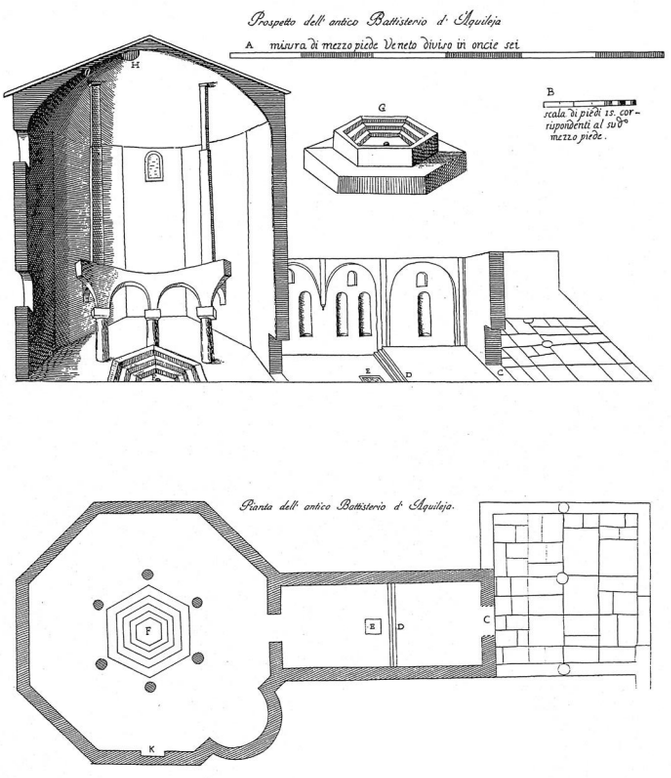


Fig. 3. Aquileia: il battistero del complesso episcopale da un disegno di Giandomenico Bertoli: si nota l'articolazione interna definitasi in età altomedievale.

tario legame tra il culto di Sant'Ilario e la costruzione eretta in suo onore sul luogo dove questo venne imprigionato o martirizzato: funzione questa che ben si adatterebbe alla tipologia architettonica utilizzata.

Il rapporto dell'edificio con le mura ed il fatto che si imposta su di un tracciato viario che dovrebbe comunque essere stato utilizzato almeno fino all'avanzato V secolo e forse anche oltre, senza escludere possibili sopraelevazioni del piano stradale, sembrerebbero elementi non trascurabili per considerare come la destinazione di questa struttura a luogo di culto non sia originaria ma derivi da una tarda trasformazione in chiesa di una preesistenza[40].

Allo scorcio del IV secolo o alla prima metà del successivo sono riferite anche altre due architetture di una certa importanza per completare il quadro delle diverse manifestazioni architettoniche di Aquileia cristiana: si tratta delle basiliche di S. Giovanni (fig. 5) e di quella detta della Beligna o del fondo Tullio (fig. 8) che propongono due diversi tipi di pianta cruciforme, tipologia solitamente utilizzata per le chiese martiriali e per le basiliche in onore degli Apostoli, secondo la tradizione romana ripresa a Milano da Ambrogio ma che trova ampia diffusione anche nei territori adriatici o in quelli nord-orientali e che in Friuli è attestata anche a Trieste[41].

Della chiesa di S. Giovanni in realtà si conosce molto poco e la pianta cruciforme è ipotizzabile solo in base ai rilievi che la ritraggono prima della sua completa distruzione, avvenuta nel 1850. Questi permetterebbero di definire un impianto con terminazione orientale rettangolare, ampio come la navata, vicino all'esempio di

[40] Su questo aspetto si veda quanto detto in BUORA 1988, pp. 346–348.

[41] Un quadro generale in PIUSSI 1978 per l'area adriatica. Per i territori alpini e orientali legati all'influenza aquileiese un ampio repertorio in GLASER 1997 e una tavola riassuntiva in GLASER 2000, fig. 10.

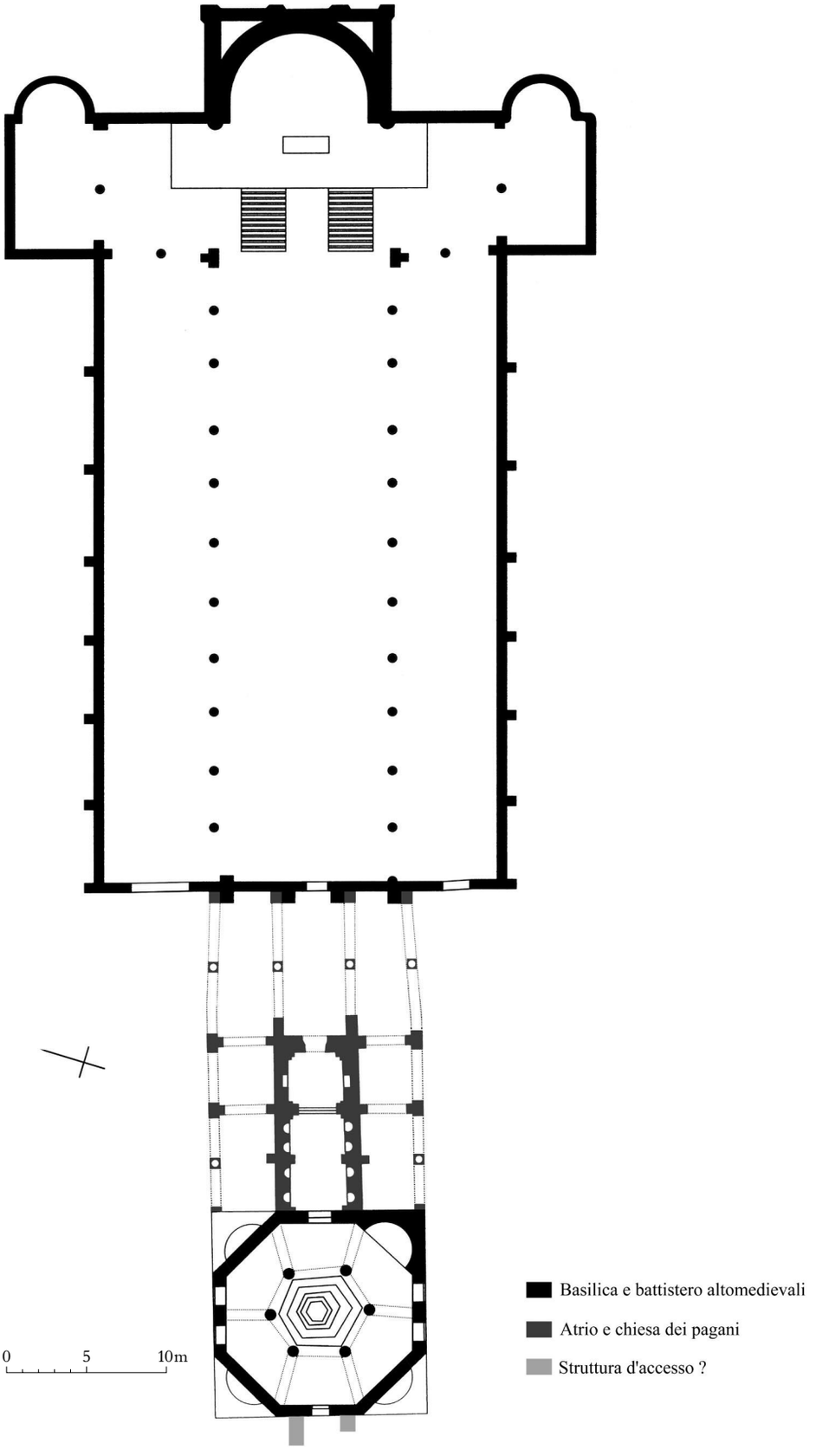


Fig. 4. Aquileia. complesso episcopale, fase di età altomedievale.

Santa Croce a Ravenna. Le uniche indagini che hanno riguardato l'edificio si sono concentrate nell'area ad esso antistante dove è venuto alla luce un portico, più ampio rispetto alla chiesa, il quale si innestava ad una specie di nartece. La presenza all'interno e all'esterno di queste strutture di alcune sepolture che contenevano manufatti di IV e degli inizi del V secolo, nonché di una tomba con la copertura costituita da un'epigrafe musiva che ricorda una certa Carissima, permettono di confermare la fondazione paleocristiana di questo luogo di culto e la sua funzione funeraria, ben inquadrabile nell'ambito di una destinazione martiriale[42]. Non è detto però che debba trattarsi della *basilica Apostolorum* della città, attribuzione questa formulata anche per l'edificio della Beligna il cui uso funerario e l'origine martiriale non può essere messo in discussione ma che pare possa essere riferibile piuttosto al culto di martiri locali come quello di Ermacora e Fortunato[43].

La struttura architettonica di questa costruzione è molto interessante e presenta caratteri sicuramente distintivi. Innanzi tutto vale la pena di ricordare come le indagini archeologiche hanno permesso di verificare l'esistenza dei bracci della croce (ampi 10x12,9 m) e della tripartizione in navate dell'aula (25,5x53,5 m) sin dalla fase originaria, sebbene il limitato spessore dei muri del transetto possa avvalorare l'ipotesi di un minore sviluppo in elevato dei bracci rispetto al corpo centrale[44].

La loro ricostruzione con strutture più consistenti, dotate di grandi lesene – peraltro già presenti sui perimetrali originari, come nella post teodoriana meridionale e poi a Monastero, ma qui realizzate anche agli angoli – attesta comunque che almeno a partire da quel momento si può parlare di un vero e proprio transetto.

Il dato più significativo riguarda però il settore orientale dove un'abside (7,5x4,5 m), dal profilo esterno pentagonale, appare compresa entro un deambulatorio, definito da un muro di fondo semicircolare e con un pavimento posto ad un livello inferiore di quello dell'aula, cui era connesso tramite due aperture poste ai lati dell'abside. È probabile che questa struttura si svolga attorno solo alla parte inferiore dell'abside secondo un sistema applicato, come vedremo, anche nella chiesa di Monastero pur in relazione ad una diversa tipologia basilicale.

La cronologia dell'edificio deriva dall'attribuzione alla fine del IV secolo dei mosaici rinvenuti dietro l'abside che vengono ritenuti lievemente anteriori a quelli dell'aula. Questi, per alcune similitudini stilistiche e dell'onomastica dei donatori che compaiono nelle epigrafi pavimentali, sembrano vicini ai mosaici della basilica di Monastero, suggerendo un inquadramento agli inizi o nella prima metà del V secolo, ambito entro cui va riferito il completamento dell'edificio e che pare confermato anche dalla cronologia delle sepolture *ad sanctos*, come indicherebbero le epigrafi funerarie la più recente delle quali è del 423[45].

La citata basilica di Monastero (fig. 9) è solitamente ritenuta della prima metà del V secolo, anche se andrebbe più probabilmente riferita per lo meno ai decenni centrali del secolo, stando alle datazioni (460 +/– 50) offerte dalle analisi sui resti delle palificazioni di fondazione dei muri dell'edificio[46]. La costruzione presenta una forma architettonica non comune e dimostra la libertà di interpretazione che ancora connotava nel V secolo la produzione architettonica cristiana in Aquileia. Se qualche carattere dell'edificio può lasciar trasparire influenze legate a modi costruttivi già sperimentati in ambito egeo-orientale – come le absidi inscritte e

---

[42] Su questa costruzione e sui ritrovamenti archeologici si veda BERTACCHI 1974.

[43] Convincente a questo riguardo la proposta della Cantino Wataghin che sottolinea come Ermacora compaia anche nella dedicazione del monastero altomedievale eretto nella stessa località e come in un'epigrafe del 423, relativa ad una sepoltura *ad sanctos,* vi sia il riferimento a due Santi, purtroppo senza l'indicazione dei loro nomi. Su questi aspetti si veda CANTINO WATAGHIN 1989 ed anche il recente contributo in CANTINO WATAGHIN 2001 che ho potuto leggere quando ancora era in stampa grazie alla gentilezza dell'autrice che ringrazio.

[44] Sui dati archeologici e su queste problematiche si veda BERTACCHI 1961–62 e 1980, pp. 245–261; PIUSSI 1978, p. 464 ss.

[45] Sui mosaici si veda CAILLET 1993, pp. 156–158. Sugli aspetti funerari cfr. CANTINO WATAGHIN 2001 dove viene suggerita una possibile datazione della basilica anche nell'avanzato V secolo.

[46] BERTACCHI 1980, pp. 239–241.

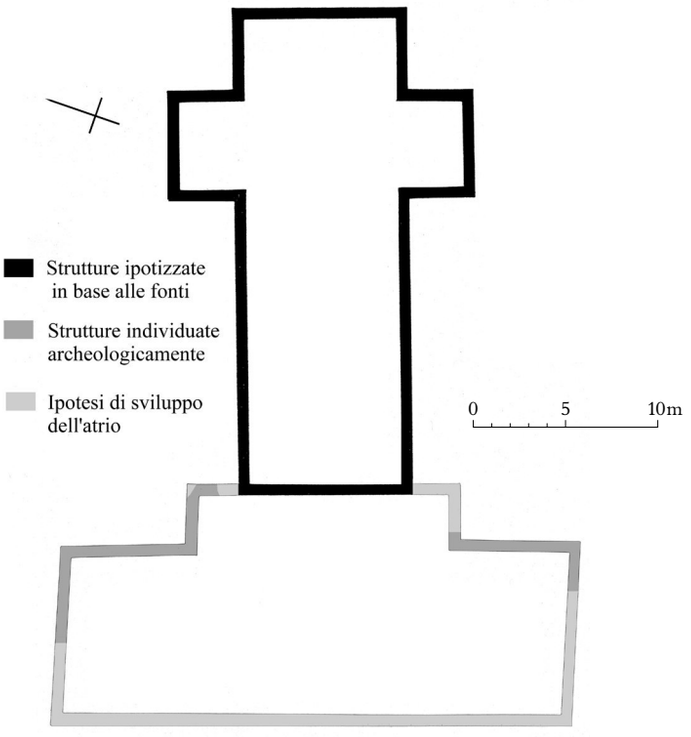
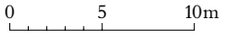


Fig. 5. Aquileia: chiesa di San Giovanni.



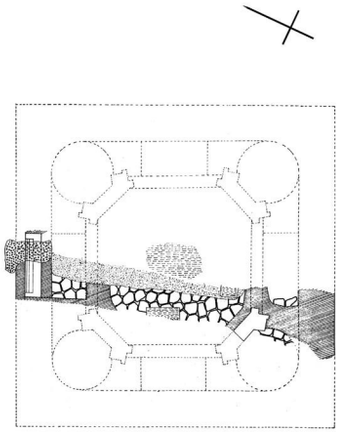


Fig. 6. Aquileia: strutture emerse dalle indagini nell'area della chiesa di Sant'Ilario (tratto da BERTACCHI 1969).

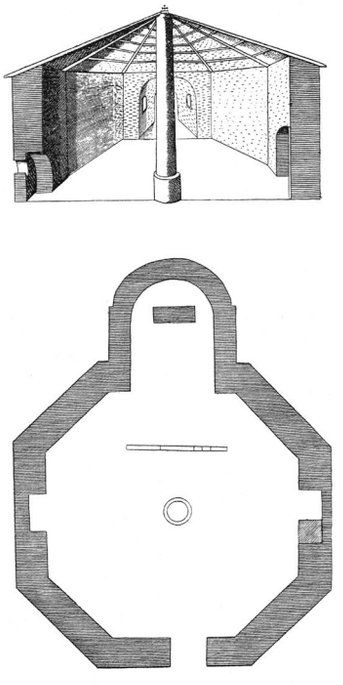


Fig. 7. Aquileia: la chiesa di Sant'Ilario, pianta e spaccato, in un disegno di Giandomenico Bertoli.

la loro forma esternamente poligonale che verranno poi riprese in modo più puntuale negli edifici di Grado (cfr. *infra*) – il modo come questi elementi sono realizzati a Monastero nonché la concezione stessa del monumento e dell'articolazione dei suoi volumi è senza dubbio il frutto di un'elaborazione autonoma che non pare avere particolari riscontri. Così suggeriscono anche le proporzioni dell'edificio, con un'aula unica rettangolare dallo sviluppo longitudinale molto pronunciato (58 m) rispetto alla larghezza (solo 19 m). La maggior ampiezza del nartece occidentale (largo 30 e profondo 6,5 m circa) non serve a compensare questo squilibrio. La caratterizzazione architettonica più pregnante riguarda comunque il settore orientale che propone un'abside poligonale all'esterno – simile, anche nelle proporzioni (7,5x4 m), a quella della basilica della Beligna – dietro la quale si sviluppa uno spazio con muro di fondo rettilineo, connesso all'aula tramite due aperture. Questo probabilmente aveva uno sviluppo limitato in altezza, tanto da non celare completamente l'abside la quale non può quindi dirsi inscritta.

Un presbiterio rettangolare, con recinzione e forse pavimentato con *sectilia* già nella fase originaria, e la pavimentazione musiva dell'aula definivano l'interno della chiesa la quale mostra una chiara funzione funeraria, soprattutto in considerazione delle tombe rinvenute nel nartece[47]. Difficile comprendere invece la precisa destinazione dei tre locali rettangolari, di diverse dimensioni, appoggiati al perimetrale nord, verso la parte orientale, ed anch'essi mosaicati.

Una fase di ristrutturazione ha provocato il rinnovamento del settore presbiteriale e la sopraelevazione del piano pavimentale sia dietro l'abside e nei tre annessi che nell'aula, quest'ultima interessata dalla stesura di un nuovo mosaico di cui rimane traccia solo nel settore orientale e che forse non occupava tutta l'aula, definendo quindi un'ampia area sopraelevata verso oriente[48]. Non pare invece plausibile ricondurre a questo momento la tripartizione in navate della chiesa, molto probabilmente di età altomedievale, come emerge chiaramente anche dal fatto che il pavimento musivo di questa fase appare tagliato dal pilastro in mattoni posto presso la spalla dell'abside come sostegno terminale della pilastrata sud[49].

L'inquadramento dei mosaici alla seconda metà o fine del V secolo è un esempio dell'interesse e delle possibilità della comunità cristiana di Aquileia nel promuovere interventi per la preservazione e il rinnovamento dei propri luoghi di culto anche dopo l'età attilana.

---

[47] Sui mosaici, che presentano numerose epigrafi dei donatori, BERTACCHI 1965, cc. 117–125 e CAILLET 1993, pp. 162–192. Appare arduo stabilire se la chiesa avesse diverse destinazioni d'uso oltre a quella funeraria: sembra comunque improbabile una sua precoce funzione monastica. Su questi aspetti CANTINO WATAGHIN 2001, con bibl. prec. La presenza di un gran numero di personaggi orientali tra i donatori – escludendo ormai l'improbabile ipotesi di una originaria sinagoga – va probabilmente legata alla presenza ad Aquileia di una folta comunità orientale, forse di *negotiatores* – come ricordato giustamente in CANTINO WATAGHIN 1992, p. 339 – che verso la metà del V secolo (o poco dopo?) aveva ancora una certa capacità economica.

[48] Questo settore si estenderebbe ad occidente nella navata per circa 17 m, interrompendosi in prossimità di un muro che la Bertacchi ritiene posteriore addirittura alla terza fase (BERTACCHI 1965, p. 99), cosa improbabile visto che i basamenti del colonnato di questa sembrerebbero sovrapposti e che il lato occidentale della struttura parrebbe ben finito sino al livello musivo di prima fase. La funzione e origine di questo muro andrebbe meglio valutata, come parrebbe suggerire anche il Caillet (CAILLET 1993, p. 161). In CANTINO WATAGHIN 2001 si considera invece come la mancanza di tracce di un secondo pavimento musivo nel settore occidentale potrebbe essere dovuto alla sua asportazione, provocata dai successivi interventi che hanno interessato l'edificio. Se non si può escludere una simile probabilità, che appare però singolare considerando l'ampiezza e l'integrità dei tratti di mosaico invece conservati, va segnalato come anche il livello cui risultano poste o fondate le strutture di base funzionali la successiva suddivisione in navate della chiesa riproponga questo salto di quota tra il settore occidentale, più basso, e quello orientale (cfr. *infra* nota 188).

[49] Si vede infatti chiaramente in BRUSIN, ZOVATTO 1957, fig. 124 come la cornice del pannello musivo della seconda fase pavimentale sia interrotta bruscamente dall'inserimento di quel pilastro. Questo sembrerebbe fondato o comunque realizzato a vista fuori terra a partire proprio dal livello del pavimento musivo che poteva quindi risultare il piano di calpestio al momento di questo rinnovamento e che non si può escludere sia stato riutilizzato anche in seguito come pavimentazione.

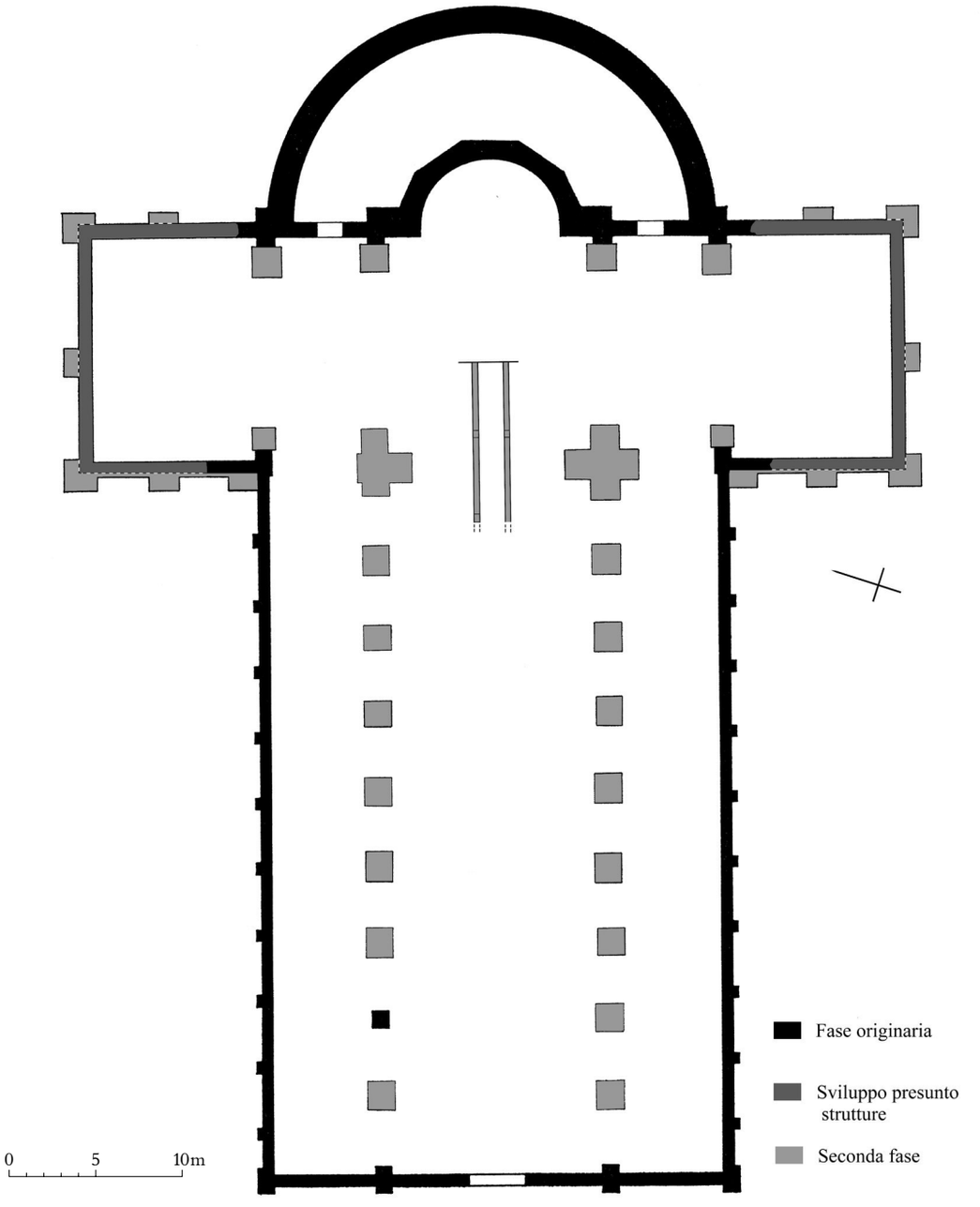


Fig. 8. Aquileia: basilica della Beligna.

Grado

Molto complessa e particolarmente ricca è anche la situazione di Grado, sede permanente del vescovo aquileiese dopo la calata dei Longobardi e di un patriarca ortodosso, legato a Roma e soprattutto ai bizantini, a partire dal principio del VI secolo quando, a causa dello scisma dei tre capitoli, vi fu lo sdoppiamento del titolo patriarcale.

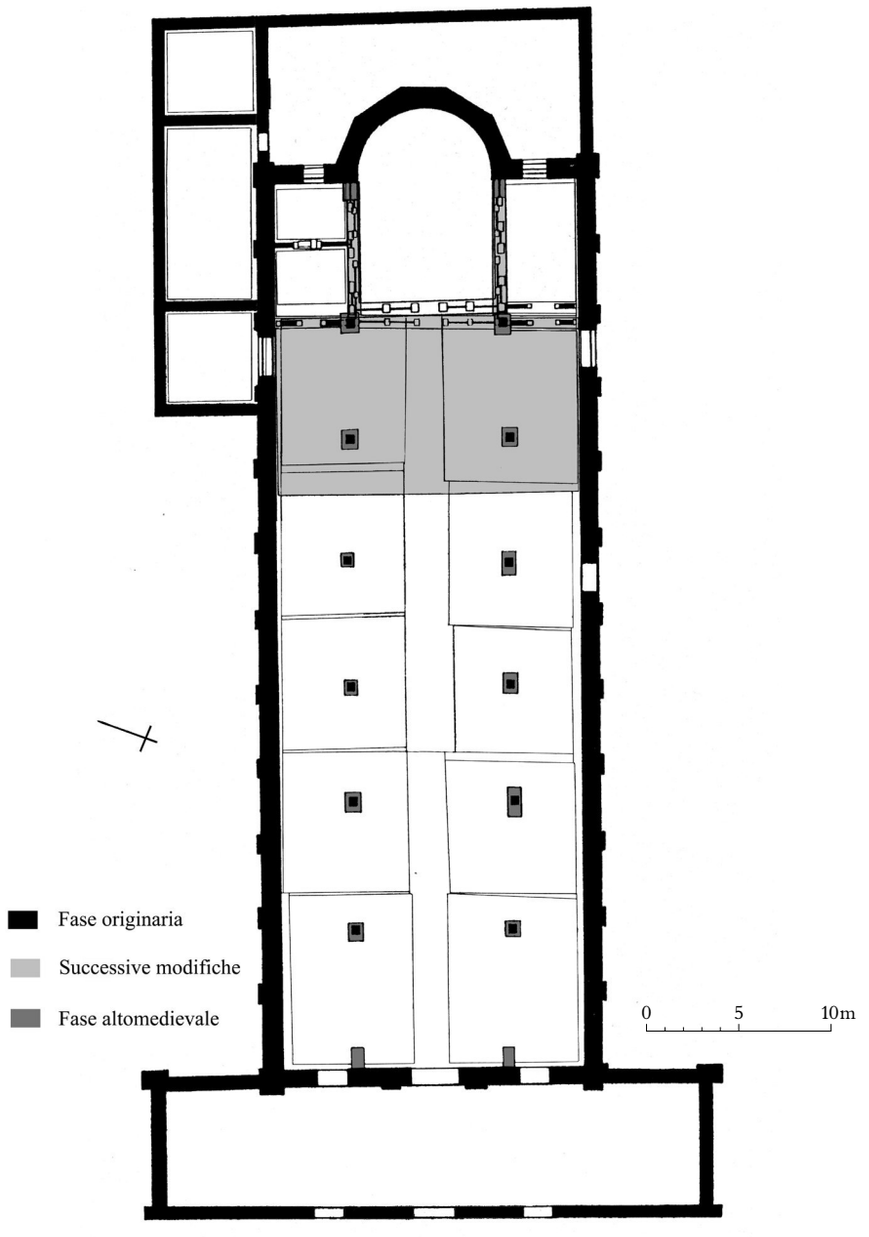


Fig. 9. Aquileia: basilica di Monastero.

Sicuramente lo stretto rapporto con Aquileia – di cui il *castrum* di Grado, che si ritiene fondato agli inizi del V secolo, costituí il rifugio primario – e la crescente importanza del sito come scalo marittimo, influí sulla rilevante attività architettonica che portò alla convivenza, tra V e VI secolo, di tre basiliche, alcune con battistero, nell'ambito di un'area ristretta. Le soluzioni costruttive proposte, come vedremo, testimoniano la grande capacità di apertura e di rielaborazione degli influssi provenienti dal mondo mediterraneo, in particolar modo orientale, che fecero dell'architettura paleocristiana gradese un momento importante e con una propria specificità rispetto all'influenza aquileiese e ravennate per

quanto riguarda l'evoluzione dei modelli architettonici in area adriatica e nei territori contermini[50].

Purtroppo, a questo prezioso panorama monumentale oltre che archeologico, non corrisponde sinora un'adeguata conoscenza della cronologia di origine e della destinazione d'uso degli spazi liturgici. La loro datazione in base all'analisi degli aspetti stilistici o epigrafici dei mosaici, non risulta infatti molto spesso soddisfacente e soprattutto ha innescato una serie di attribuzioni a volte troppo diverse tra loro. A ciò si aggiunga il fatto che la ricostruzione della dinamica di sviluppo di questi edifici e del loro rapporto è stata spesso vista in relazione ad ipotetici spostamenti della residenza vescovile aquileiese, senza una base documentaria sicura e in un certo senso trascurando il valore che i luoghi di culto potevano avere indipendentemente dal legame con la presenza del vescovo, ad esempio per la comunità locale o per il loro carattere martiriale.

Il primo edificio di culto che si vuole costruito nell'area poi occupata dal *castrum,* presso strutture abitative romane abbandonate, dovrebbe essere quello individuato al di sotto della navata centrale di S. Eufemia (fig. 10) e solitamente denominato basilichetta di *Petrus,* in relazione al mosaico tombale dell'ebreo Pietro che si fece seppellire al suo interno, presso il perimetrale nord, presumibilmente nell'inoltrato V secolo[51]. La destinazione funeraria di questa costruzione è comunque confermata anche dalla situazione emersa nei suoi pressi[52]. Si tratta di un'aula rettangolare mononavata che nella fase originaria, pavimentata in cocciopesto, probabilmente risultava chiusa ad oriente da un muro rettilineo e solo successivamente dotato di una profonda abside esternamente poligonale, con seggio e cattedra nell'emiciclo interno[53]. A questa fase corrisponde anche la sistemazione di una pavimentazione marmorea nell'abside e nel presbiterio, con lo spostamento dell'altare al suo interno rispetto alla posizione originaria più occidentale, come sembrerebbero indicare le tracce rimaste della presenza di due cibori, probabilmente utilizzati in tempi e per elementi diversi. Un'apertura verso il lato nord-est dell'aula, in chiaro rapporto con l'area presbiteriale, sembra connettere questo impianto ad una vasca battesimale esagonale che si doveva trovare in un ambiente contiguo, di difficile ricostruzione, il quale probabilmente comprendeva, verso nord, un'absidiola poligonale, riutilizzata poi nella costruzione di S. Eufemia[54].

Un altro polo cristiano gradese di particolare rilevanza fu quello di piazza della Corte (fig. 11) dove la più antica basilica rinvenuta, che è stata attribuita, in base ai caratteri del mosaico,

---

[50] Sul rapporto con l'ambito culturale greco-orientale delle esperienze gradesi si veda quanto detto in CANTINO WATAGHIN 1992, pp. 343–350.

[51] BERTACCHI 1980, p. 280; TAVANO 1986, pp. 319–322.

[52] BERTACCHI 1980, pp. 279–280.

[53] MIRABELLA ROBERTI 1970. Come osserva giustamente il Mirabella Roberti (nota 4), l'abside della basilichetta, a sette lati come in esempi ravennati, non sembra qui riconducibile alla volontà di riproporre dei modelli colti bensì ad un particolare modo costruttivo che indusse a sfaccettare il lato esterno dell'emiciclo. Si comprende comunque la distanza di questa struttura, così profonda e sproporzionata rispetto all'aula, sia dalle absidi poligonali gradesi o dell'area friulana, quasi unicamente pentagonali, sia da quelle ravennati. Al di là di ciò, quest'abside non pare certo un attributo che, in base anche ai paralleli proponibili (si veda per esempio il S. Giovanni Evangelista di Ravenna), permetta di assegnare il rinnovamento della basilica di *Petrus* al VI piuttosto che al V secolo (cfr. BERTACCHI 1980, p. 280; La cattedrale 1989, p. 198, dove si propende per una datazione al VI secolo).

[54] La posizione di questa vasca appare alquanto particolare: è discosta in modo eccessivo dalla basilica mentre verso nord è più strettamente connessa con l'absidiola poligonale, rispetto alla quale è comunque decentrata. Pare difficile immaginare la collocazione del fonte in posizione centrale nell'ambito di un ambiente rettangolare presso questo lato della chiesa. Suggestiva, ma priva di riscontri, la possibilità che il vano battistero potesse essere costituito da un ambiente poliabsidato (triconco ?), forse anche con una precedente diversa destinazione, poi riutilizzato con l'inserimento centrale del fonte rispetto ad un'abside principale, sempre poligonale ma di maggiori dimensioni, posta ad est. Le limitate strutture rinvenute nella zona a nord-est della basilichetta, indagata solo marginalmente, potrebbero coesistere con una simile ricostruzione. Inoltre, la presenza di altri ambienti absidati, soprattutto con funzione funeraria, è attestata da altri esempi nell'area attorno alla chiesa.

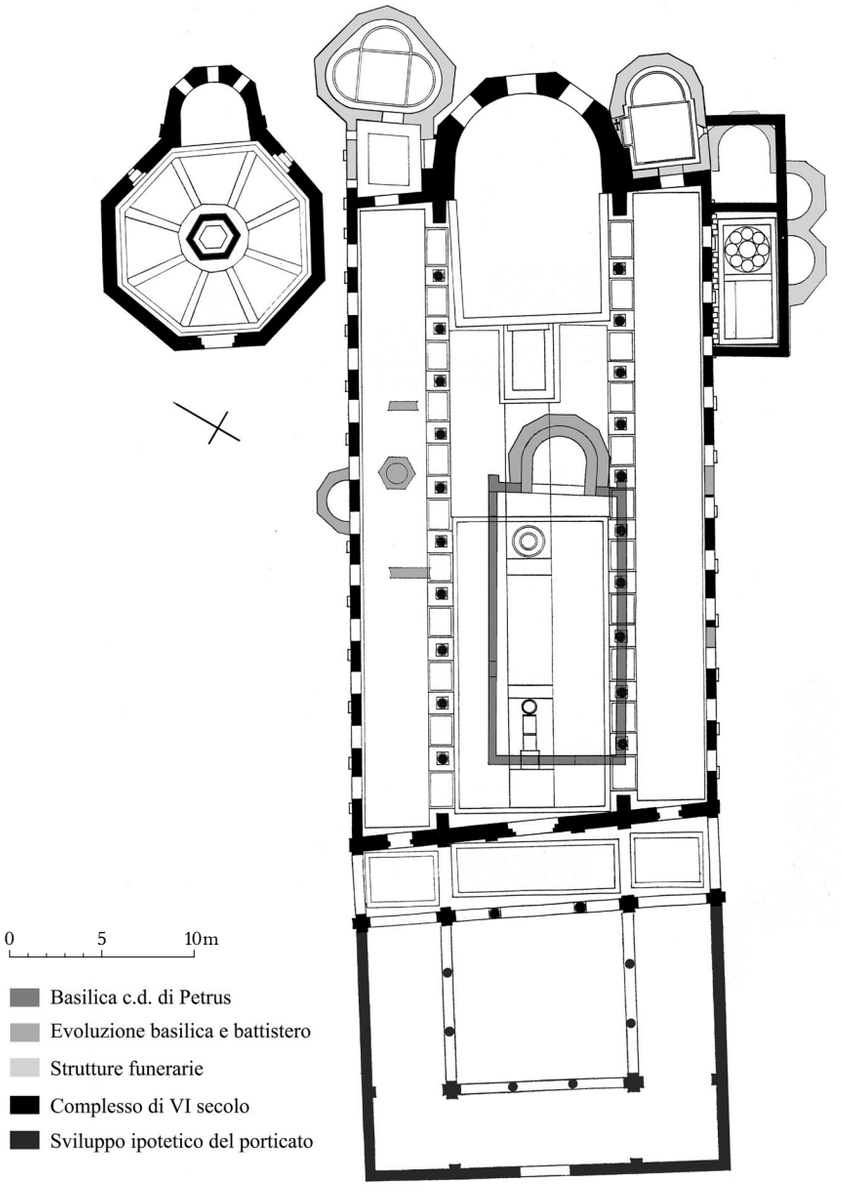


Fig. 10. Grado: complesso episcopale di Sant'Eufemia.

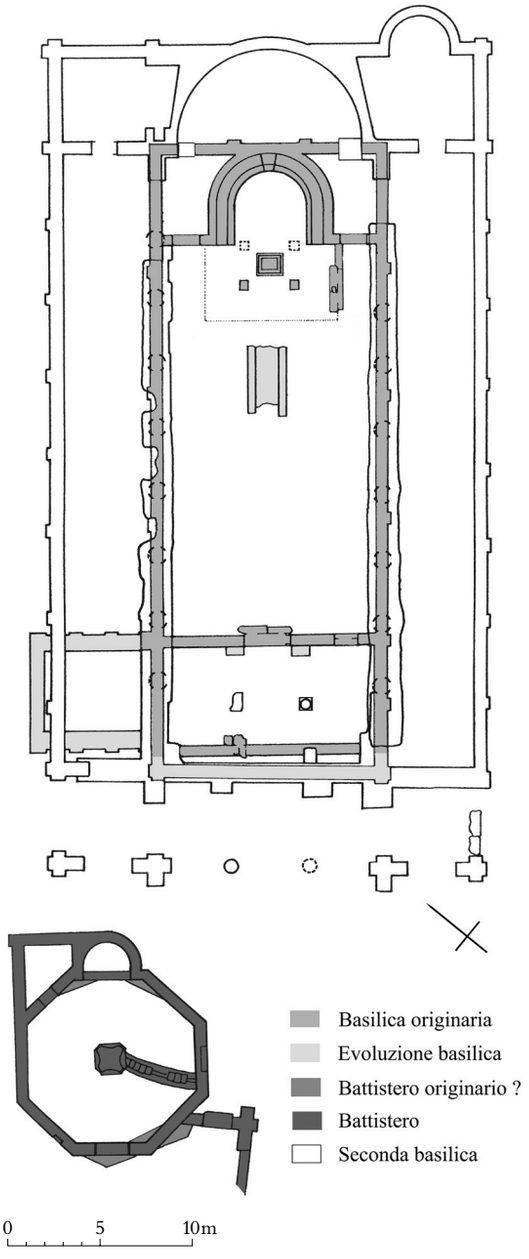


Fig. 11. Grado: basilica di Piazza della Corte.

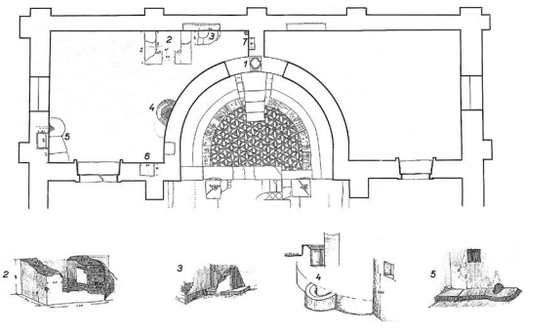


Fig. 12. Grado: basilica di Santa Maria delle Grazie: la zona absidale da un rilievo di Valentino Degrassi.

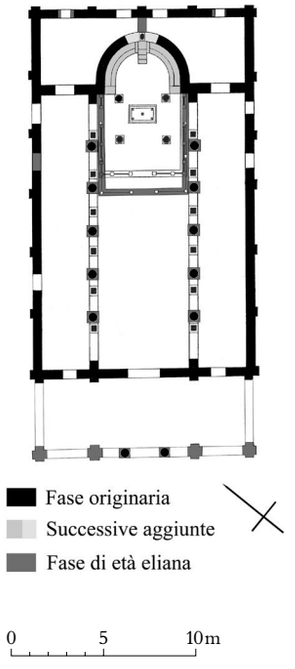


Fig. 13. Grado: basilica di Santa Maria delle Grazie.

alla fine del IV o agli inizi del V secolo[55], mostra chiaramente come le esperienze architettoniche promosse a Grado si innestino con valenze innovative nell'ambito della tradizione aquileiese. L'edificio di culto pur esprimendo il richiamo alla semplicità del volume esterno delle aule rettangolari con terminazione orientale rettilinea, movimentate unicamente dal ritmo delle lesene e da un nartece occidentale, presenta un'articolazione interna con un'abside inscritta, tangente al muro di fondo e coronata da due ambienti laterali, sicuramente inusuale sino a quel momento nel panorama costruttivo dell'alto adriatico e che giustamente è stata ricondotta ad influssi di matrice orientale, anche se accolti e rielaborati con una certa autonomia[56]. L'impianto ebbe anche un presbiterio rettangolare, rialzato e mosaicato, posto di fronte all'abside la quale originariamente non doveva essere coronata da *subsellia* con cattedra, presumibilmente da considerare un'aggiunta successiva[57]. La presenza di un incavo per le reliquie nel presbiterio, oltre a segnalare la presenza dell'altare, probabilmente ornato da un ciborio, è indice del culto martiriale che connotava questo luogo di culto e che ben si sposa con la sua funzione funeraria, attestata dalle tombe presenti nell'atrio. Non è invece certo che l'inserimento del banco absidale e della cattedra abbiano significato una presenza episcopale, sebbene sia molto probabile. Indubbiamente indicano uno sviluppo delle funzioni liturgiche di questo luogo, situazione che pare confermata anche dall'aggiunta di una *solea* al di sopra del mosaico dell'aula. Oltre a questi rinnovamenti si devono ricordare anche l'aggiunta lungo il lato settentrionale del portico di un ambiente rettangolare (3,9x5,5 m), definito da spesse murature ritmate all'esterno da lesene, che pare plausibile ricondurre ad un uso funerario. Lo stesso nartece venne poi leggermente ampliato verso occidente e tripartito con arcate su colonne che evidenziavano una specie di corridoio in asse con l'ingresso principale[58].

Rimangono dubbi se nel corso del V secolo possa essere stato costruito, in relazione a questa basilica, anche il battistero ottagonale i cui re-

---

[55] Gli schemi decorativi e lo stile della pavimentazione musiva richiamano infatti i mosaici aquileiesi di IV secolo (TAVANO 1974, pp. 173–175) ed anche le epigrafi dei donatori permettono di appoggiare una datazione del mosaico tra fine IV e inizi V (CAILLET 1993, p. 200). L'organica collocazione della chiesa nell'ambito del settore meridionale del *castrum,* con un orientamento sostanzialmente coincidente con quello delle mura e divergente invece dalle costruzioni di età romana, potrebbe forse essere indicazione di un'origine strettamente legata a quella della fortificazione e di una funzione quale luogo di culto della prima comunità cristiana lì insediata.

[56] MIRABELLA ROBERTI 1977, pp. 289–295, dove viene notato che oltre la tipologia, di matrice siriana della pianta, anche la conformazione dell'abside ad arco oltrepassato richiama esempi orientali. Si vedano però le osservazioni fatte anche in BERTACCHI 1980, p. 301, dove si sottolinea come le chiese siriane siano però sempre tripartite in navate. A testimonianza della diffusione mediterranea di questo modello non mancano infatti esempi di simili chiese, inquadrabili tra IV e V secolo, anche in Africa del Nord, come testimonia la basilica minore del quartiere nord-ovest di Sétif (DUVAL 1996, p. 187, fig. 2). Nel caso di Piazza della Corte la combinazione di influenze mediterranee e scelte peculiari, come quella dell'aula unica (ampia 10,10x23,32 m; nartece profondo 4,75 m) con proporzioni che hanno evidenziato lo sviluppo longitudinale dell'edificio – senza dubbio più organico ed equilibrato di quello proposto nella basilica aquileiese di monastero – confermerebbe il valore innovativo, ma diremmo anche sperimentale, dell'esperienza gradese. Considerando poi la sua cronologia, si può pensare che ad esso abbiano guardato, nel corso del V secolo, i costruttori delle chiese di San Giorgio di Nogaro (cfr. *infra*), sempre in Friuli, e di Kučar (CIGLENEČKI 1995), in Slovenia, nonché le successive evoluzioni di questa forma architettonica realizzate in Istria a Nesazio (basilica settentrionale) e nel complesso del Duomo di Pola (basilica meridionale).

[57] BERTACCHI 1980, p. 304. Ultimamente Marocco mette in dubbio la seriorità di questi elementi, considerandoli originari (MAROCCO 2000, p. 229, nota 18). In realtà, dalla relazione degli scavi redatta da Swoboda e Wilberg (SWOBODA, WILBERG 1906) emerge chiaramente come esistessero tracce di un'intonacatura dipinta nell'abside che scendeva al di sotto del piano pavimentale (–15 cm) e alla quale aderì poi un'ulteriore struttura, considerata erroneamente dagli studiosi come rinforzo ma che plausibilmente può essere identificata con il gradino più interno dei *subsellia* (cfr. MARCHESAN-CHINESE 1980, p. 311–312, dove però viene comunque suggerita l'esistenza di un'unica fase costruttiva). Se questa situazione pare dunque indicare una probabile aggiunta degli apprestamenti absidali riservati al clero, ha ragione il Marocco nel sottolineare come sia necessario ipotizzare, nell'ambito di questo rinnovamento, anche la stesura del mosaico absidale, strettamente connesso a queste strutture.

[58] MAROCCO 1999, pp. 38–39; MAROCCO 2000, p. 229.

sti sono emersi verso ovest, in prossimità delle mura del *castrum* dove presumibilmente si apriva un accesso alla cittadina[59].

Non sono infatti così sicure le tracce di una fase originaria di questo edificio, sempre ottagonale, con orientamento e strutture murarie differenti da quelle più chiaramente emerse dagli scavi. Queste ultime definiscono una costruzione molto simile, anche se di minori dimensioni, rispetto al battistero di S. Eufemia, sul quale torneremo[60]. Si tratta infatti di un ambiente ottagonale, con diagonale di 8,20 m, che presenta ad est una piccola abside semicircolare, alla quale è connesso, verso nord, un ambiente di servizio comunicante con l'ottagono tramite un'apertura. Al battistero si accedeva sia da un ingresso principale, posto verso ovest, sia dal lato meridionale più direttamente rivolto verso la basilica: qui l'apertura dava su un lastricato esterno, probabilmente relativo al passaggio che conduceva alla vicina porta del *castrum.* Un atrio o, meglio, un piccolo portichetto verso occidente serviva probabilmente a definire l'ingresso principale e a risolvere il rapporto con le vicine mura di cinta, poste a soli tre metri dall'ottagono.

La forma di questo battistero, nel suo semplice sviluppo di un volume ottagonale e con il coronamento dell'absidiola, rientra in una serie di costruzioni conosciute sia in area adriatica che in altre località dell'Italia settentrionale le quali paiono inquadrarsi sia nel V che nel VI secolo[61]. Nemmeno la particolare conformazione della vasca battesimale, posta al centro dell'ottagono e della quale rimane il fondo marmoreo rettangolare con le tracce dell'inserimento di lati inflessi, che davano all'invaso un aspetto vagamente cruciforme, suggerisce ulteriori elementi circa la definizione cronologica, pur permettendo di constatare la diversità rispetto alle più caratteristiche vasche di forma rettangolare, ottagona o esagona, quest'ultima tipicamente aquileiese e attestata negli altri casi gradesi.

La stessa collocazione del battistero, sicuramente condizionata dalla topografia dell'insediamento castrense, con la presenza della porta urbica e la vicinanza alle mura, non pare offrire elementi definitivi per stabilire la convivenza dell'impianto con la basilica di V secolo, come pare plausibile, o la nascita in relazione alla fase di VI secolo della chiesa, rispetto alla quale sembra comunque avere una disposizione più organica e ravvicinata[62].

Ritengo invece che vi siano più motivi per ricondurre nell'ambito del V secolo un altro edificio gradese di grande rilevanza, la basilica di Santa Maria delle Grazie (fig. 13) che risulta la manifestazione di una cultura architettonica sicuramente singolare e senza precisi paragoni

---

[59] Convincente la ricostruzione delle strutture del battistero proposta dal Marocco dopo una revisione dei vecchi dati di scavo (MAROCCO 1998).

[60] Il Marocco sottolinea giustamente l'incertezza dei dati su cui si basa il riconoscimento della fase originaria dell'edificio, indicata dalla Bertacchi solo sulla base della documentazione esistente risultando impossibile l'analisi diretta delle strutture (BERTACCHI 1980, pp. 302, 304). Non si può infatti escludere che le evidenze riscontrabili al di sotto dell'ottagono, per la verità non molto decifrabili, siano da riferire ad altre preesistenze anziché ad un più antico battistero: infatti non è detto che tutte le strutture appartengano ad un'unica fase; inoltre, alcune murature con andamento poligonale individuate verso est e sud all'interno dell'ottagono potrebbero anche appartenere alle sue fondazioni; mancherebbe infine un piano pavimentale compatibile con queste strutture e con gli unici resti individuati della vasca e del sistema di smaltimento dell'acqua che per questioni di quota risultano indubbiamente attribuibili alle murature superiori dell'ottagono (MAROCCO 1988, p. 38).

[61] Di V secolo paiono i battisteri di S. Pietro di Sorna, in Istria, e di Castelseprio (Va), in Lombardia, mentre non si esclude un inquadramento nel VI secolo per i casi di Cividale e, soprattutto, del battistero della cattedrale proprio a Grado. Su questi aspetti si veda anche MIRABELLA ROBERTI 1978, pp. 501–502; ZANCO 1999, pp. 14–15.

[62] Anche il confronto tra le diverse quote pavimentali di questi edifici non pare offrire indicazioni conclusive visto che il piano del battistero risulta di 50/60 cm superiore al mosaico della prima basilica e di 45/50 cm inferiore rispetto al pavimento della seconda (MAROCCO 1998, nota 25). Inoltre, in entrambi i casi il nartece sembra essere stato un diaframma capace di raccordare i livelli interni con le quote del piano praticato all'esterno degli edifici. Si può però notare come l'ampliamento, molto limitato, del nartece verso occidente nel corso della vita dell'originaria basilica potrebbe essere dovuto alla volontà di meglio adeguarsi alla costruzione del battistero. La limitata profondità del nartece della seconda fase della chiesa potrebbe invece essere dipesa proprio dalle costruzioni derivanti dalla presenza dell'ottagono e di un passaggio proveniente dalla porta d'accesso al *castrum.*

in area aquileiese o adriatica[63]. Ciò non tanto per il tipo di pianta, rettangolare e con abside inscritta discosta dalla parete di fondo, quanto per le proporzioni che la definiscono, proponendo uno spazio, articolato in tre navate, con uno sviluppo longitudinale molto limitato (11,20x18,90 m), che non risulta certo compensato dalla presenza di un nartece verso occidente. Se i caratteri siriaci di questo impianto sono stati già sottolineati, come accaduto anche per la basilica di Piazza della Corte, e permettono di confermare il legame di Grado con l'ambito artistico e architettonico del mediterraneo egeo-orientale[64], si può ora notare come i più diretti referenti per la chiesa di Santa Maria si possano riscontrare nella basilica centrale della città romana di *Anemurium,* in Cilicia, e forse anche con la chiesa settentrionale del complesso paleocristiano a nord del teatro romano di Sabratha, in Tripolitania, testimonianze che confermano la diffusione mediterranea di questo modello[65]. In particolare, è la pianta della chiesa dell'Asia minore che offre notevoli punti di contatto con l'architettura gradese, rispetto alla quale mostra concezioni architettoniche molto simili, anche nei singoli elementi, con un identico orientamento e proporzioni molto vicine a quelle di Santa Maria. La datazione dell'edificio di Anemurium tra il secondo decennio e la metà del V secolo – quello di Sabratha potrebbe essere riferito addirittura all'ultimo quarto del IV secolo –suggerirebbe di considerare anche per l'impianto friulano una cronologia verso i decenni centrali del V secolo o poco dopo, sebbene l'inquadramento ultimamente proposto, in base all'analisi dei mosaici della navata sinistra, sembrerebbe ricondurre piuttosto alla fine del secolo o agli inizi del successivo[66].

Quel che rimane della fase originaria della chiesa, alterata dal rialzamento subito in seguito, con le strutture murarie movimentate all'esterno da lesene e le aperture coronate da archi in laterizi bardellonati, non offre elementi indica-

---

[63] Pare ormai da accantonare l'idea di una origine pre-castrense della chiesa, proposta in BERTACCHI 1980, p. 295 ed ancora in MAROCCO 2000, p. 230, in base al suo orientamento divergente rispetto agli altri edifici di culto e concorde invece con le preesistenze romane. Ciò sembrerebbe piuttosto dovuto proprio all'organizzazione topografica interna del *castrum* che rispetta in questa zona l'orientamento delle strutture più antiche. Anche le costruzioni emerse negli scavi del fondo Fumolo (MAROCCO 1997), immediatamente a sud di Santa Maria, che risultano utilizzate con funzione funeraria ripropongono l'andamento delle strutture romane, sulle quali si impostano e cui pare adeguarsi in questa zona anche la rete di percorrenza interna del *castrum*. Non risulta infatti improbabile che il lato sud di Santa Maria si disponesse lungo un asse di collegamento tra la porta orientale, scoperta nel 1994, e quella posta ad ovest nel tratto di mura presenti di fronte alla chiesa (si veda la pianta aggiornata dell'insediamento in MAROCCO 1999, pp. 10–11).

[64] La presenza di numerosi personaggi di probabile origine orientale tra i donatori della pavimentazione musiva sia nella basilica di Piazza della Corte che nella chiesa di Santa Maria (cfr. CAILLET 1993, pp. 199–200, 211–212), potrebbe a questo riguardo essere molto significativa per comprendere la trasmissione e l'accoglimento di questi influssi culturali.

[65] La chiesa di *Anemurium* era ampia 16x25,7 m e risultava suddivisa in tre navate da una serie di 7 colonne, una in più della Santa Maria gradese dove i sostegni erano però presumibilmente dei pilastri. L'abside orientale, inscritta e non tangente al muro di fondo, era ampia 6,5 m e profonda 4 m: all'interno era coronata da un banco con cattedra. Sulla fronte occidentale anche questa chiesa presentava un nartece (RUSSELL 1989). La chiesa di Sabratha, con la stessa pianta ma con abside rivolta ad occidente era ampia 12,8x21,4 e risultava suddivisa in navate da due file di 6 colonne (BONACASA CARRA 1989; ma si veda anche quanto detto in DUVAL 1996, pp. 184–186).

[66] BERTACCHI 1980, pp. 296–298; CAILLET 1993, pp. 212–213. Non pare invece giustificata la proposta della Cantino Wataghin di abbassare ulteriormente la cronologia di questo tappeto musivo e della chiesa all'epoca di Elia (La cattedrale 1989, p. 197). Non è infatti una prova determinante in questo senso l'utilizzo o il riutilizzo nella seconda fase dell'edificio di capitelli di epoca eliana, poiché non è detto che questi dovessero essere in uso nella costruzione originaria. Né ha fondamento il raffronto fra *Amara,* moglie di *Valentinianus* che compare tra i donatori del mosaico in Santa Maria ed il *lector Amara,* che con la moglie *Antonina* e i figli *Haelia* e *Mellita* compare nelle iscrizioni musive di S. Eufemia: non si tratta evidentemente di un caso di identità fra gli offerenti intervenuti nei due luoghi di culto ma semplicemente di omonimia.
Se per quanto riguarda i mosaici non può essere comunque scartata l'ipotesi di un loro inserimento successivo alla fondazione della chiesa, risulterebbe invece una significativa conferma, per la sua datazione tra fine V e inizi VI, la possibilità di ricondurre ad essa, come suggerisce la Bertacchi, i capitelli-imposta di quel periodo conservati presso il lapidario del Duomo.

tivi per precisarne la cronologia[67]. Né gli elementi dell'articolazione interna sono utili a questo scopo: si tratta in particolare di un presbiterio rettangolare, compreso nella navata principale di fronte all'abside, che risultava definito da una recinzione e da un pavimento in tarsie marmoree entro cui trovava posto un altare rettangolare con ciborio. Nell'abside, un'elegante bifora su colonnetta, cui corrispondevano due aperture sulla parete di fondo, serviva evidentemente per dar luce all'emiciclo dove nella fase iniziale non doveva essere previsto il banco in muratura con cattedra, che si adagia infatti contro la primitiva intonacatura[68]. Se tale situazione è da connettere ad una fase di rinnovamento del complesso, che deve aver riguardato la stesura della pavimentazione a tarsie marmoree nell'area absidale, concepita in funzione dei subselia, e il possibile tamponamento della bifora absidale conseguente al collocamento della cattedra, c'è da chiedersi se questa comportò anche altri interventi: cioè una risistemazione del presbiterio o la stesura del mosaico pavimentale, come suggerisce la Bertacchi[69], nonché una riorganizzazione dello spazio retrostante l'abside, cui si poteva accedere dalle due aperture sul muro di fondo delle navate minori e della cui caratterizzazione primaria poco si conosce. Solo ultimamente, grazie al recupero di un rilievo del Degrassi[70], è stato possibile verificare l'esistenza tra l'abside e la parete di fondo di un muro che avrebbe costituito un setto divisorio tra due vani posti ai lati dell'emiciclo. Tale suddivisione, posta in corrispondenza della colonnetta della bifora, potrebbe spiegare la conformazione di questa apertura anche se, poiché ne appesantisce l'esito, non si può escludere che sia stata prevista dopo la sua occlusione. Interessanti paiono anche altri elementi documentati nell'ambiente settentrionale e che costituiscono un raro esempio per verificare l'organizzazione di questi locali, che nel caso particolare risultano forse connessi con funzioni di servizio per il culto (fig. 12)[71].

Solo con il successivo rifacimento della chiesa, effettuato non prima dell'età di Elia, è possibile che tale spazio sia stato destinato al culto martiriale, con il collocamento speculare di due altari lungo il muro di fondo, a nord e a sud dell'abside, e con l'eliminazione del setto divisorio. Grazie alla creazione di un abile sistema di raccordo tra abside e muro di fondo, costituito da una volta a botte, i *pastophoria* vennero infatti resi comunicanti , come fossero un unico spazio che sembra riproporre l'idea di un deambulatorio, secondo modalità simili a quelle già viste nelle

---

[67] Si può per esempio osservare come la struttura delle aperture – si veda per esempio quelle del muro di fondo poi tamponate – sia simile a quelle del battistero cromaziano di Aquileia e corrisponda anche a quelle realizzate nella basilica di S. Eufemia e nell'attiguo battistero, facendo intuire come le soluzioni proposte in Santa Maria siano state poi riprese anche da altri edifici gradesi.

[68] BERTACCHI 1980, p. 296.

[69] BERTACCHI 1980, p. 298.

[70] La documentazione è stata recuperata da E. Marocco al quale vanno i miei ringraziamenti per la gentilezza dimostrata nel fornirmi questi dati e nel discutere alcune questioni riguardanti gli edifici gradesi. Il rilievo è ora parzialmente pubblicato anche in MAROCCO 2000, pp. 230–231.

[71] Si tratta in particolare di nicchiette rettangolari ricavate nella muratura, per appoggiarvi o ricoverarvi degli oggetti, e di altre strutture connesse presumibilmente alla preparazione dei riti liturgici: sul muro a nord dell'accesso una piccola piattaforma a livello pavimentale, sotto una nicchia, è connessa ad un foro nella muratura perimetrale forse in relazione ad uno scarico; ad una simile funzione (in relazione forse allo smaltimento delle abluzioni liturgiche o degli olii sacri ?) o per l'inserimento di qualche elemento possono essere riferite due strutturine semicircolari, internamente cave, individuate rispettivamente in appoggio al muro absidale – in questo caso con la cavità che si spinge in profondità oltre la quota pavimentale – e al muro di fondo, in prossimità di una specie di altarolo o armadio in muratura, internamente vuoto e con un'apertura frontale. Quest'ultimo è stato interpretato dal Marocco (MAROCCO 2000, p. 230) come un *repositorium* per reliquie a testimonianza della destinazione martiriale del vano, ricordando come nella chiesa furono tumulate, all'epoca della fuga del vescovo Paolo a Grado in conseguenza dell'invasione longobarda (568), le spoglie delle vergini aquileiesi Eufemia, Tecla, Erasma e Dorotea poi trasferite nel Duomo. Anche se si volesse ammettere, ma non vi è certezza, che la struttura nel vano settentrionale sia stato un altare, la sua collocazione in posizione non centrale, quasi defilata, credo possa indicare che difficilmente sia stato creato con lo scopo di promuovere il culto delle reliquie nel *pastoforium*. In realtà tutte le evidenze emerse in questo spazio, sembrerebbero più consone ad un locale di servizio mentre è più probabile che nella fase successiva si sviluppò un uso martoriale della zona retrostante l'abside.

basiliche aquileiesi di Monastero e della Beligna, quest'ultima sicuramente connessa al culto di reliquie[72].

Con la ristrutturazione la chiesa di Santa Maria mantenne la sua pianta e gli stessi muri d'ambito esterni, che vennero semplicemente sopraelevati e dotati di nuove aperture mentre alcune di quelle originarie furono tamponate, come nel muro di fondo. Tutto ciò in conseguenza del notevole rialzamento del piano pavimentale interno che appare comunque un fatto comune a tutte le altre chiese gradesi in quel periodo. Dal punto di vista strutturale si può notare che il sistema divisorio delle navate venne ridotto di un elemento risultando costituito da due file di cinque colonne su cui vennero posti capitelli di diversa fattura[73]. Nell'abside venne aperta, al di sopra del raccordo con il muro di fondo, una nuova finestra molto profonda che costituì un diretto diaframma con l'esterno.

I caratteri costruttivi di questa fase, oltre ad inserirsi congruamente nella precedente tradizione, paiono chiaramente richiamare anche l'esperienza sviluppata in precedenza nella vicina S. Eufemia o nell'attiguo battistero, come sottolinea, per esempio, la proposizione, anche in Santa Maria come nel Duomo delle lesene che sui muri interni della navata centrale scandiscono, ogni due colonne, il ritmo delle finestre.

Infatti, il rinnovamento dell'edificio di Santa Maria pare concludere una lunga serie di attività edilizie che nel VI secolo hanno interessato gli edifici gradesi e che hanno portato alla completa ricostruzione della basilica di Piazza della Corte e, soprattutto, alla realizzazione del nucleo episcopale di S. Eufemia[74].

Probabilmente il primo intervento fu quello che riguardò l'edificio di Piazza della Corte, identificato con la basilica dedicata a S. Giovanni Evangelista, dove il patriarca Paolino nel 568 depose le reliquie dei martiri Canziani, e che si vuole fondata dal vescovo Macedonio (539–557)[75]. L'impianto eretto al di sopra dei resti della precedente basilica, distrutta da un incendio, pare infatti ben inquadrarsi nella prima metà del VI secolo, come confermerebbero anche i pochi resti di mosaico conservati[76], offrendo un ulteriore esempio della capacità di elaborazione delle forme architettoniche dell'ambito gradese il quale pare perfettamente inserito nelle tendenze che si sviluppavano nell'alto adriatico ed in particolar modo a Ravenna, dove senza dubbio si è guardato senza però trascurare il retaggio di tradizioni costruttive già presenti in area friulana. Da questi presupposti deriva infatti l'impianto della basilica (ampia 19,22x29,6 m) ad aula rettangolare suddivisa in tre navate, con i colonnati fondati sui perimetrali della basilica preesistente, corredata ad oriente da un'abside esternamente pentagonale cui si affiancano due ambienti caratterizzati da un piano pavimentale più basso rispetto a quello dell'aula[77]. Sembrerebbe questo un ulteriore segno di distinzione di questi spazi rispetto al luogo delle celebrazioni liturgiche, forse in relazione ad un loro particolare utilizzo, sia per servizio che per il culto martiriale, come potrebbe suggerire la presenza dell'absidiola nel *pastoforium* meridionale, che pare un'anticipazione delle strutture presenti al fianco dell'abside di S. Eufemia e risulta in linea con gli esempi ravennati. La funzione funeraria di quest'edificio, ereditata dalla fase precedente e molto ben compatibile con il culto di reliquie è

---

72 Su questi aspetti si veda quanto detto anche in MAROCCO 2000, p. 230.

73 TAVANO 1986, p. 407–408.

74 Non va poi trascurata l'ipotesi che le ristrutturazioni di questo periodo siano da riferire ad un progetto complessivo che intendeva creare nel polo costituito da S. Eufemia, Battistero e Santa Maria, un complesso di cattedrale doppia (CANTINO WATAGHIN 1996, p. 120).

75 Circa l'intitolazione all'Evangelista si veda MARCHESAN CHINESE 1980, pp. 318–323 ed ultimamente anche MAROCCO 2000, pp. 230–231 che non esclude però che possa trattarsi della chiesa di Sant'Agata.

76 Trovano infatti riscontri in età giustinianea (TAVANO 1974, pp. 173–175; MARCHESAN CHINESE 1980, pp. 319–320). Anche la particolare ampiezza dell'edificio (cfr. *infra*) pare ben giustificabile nel clima dell'epoca della restaurazione bizantina.

77 Ringrazio E. Marocco che mi ha mostrato alcune foto delle strutture da cui si può chiaramente notare un più basso livello della risega e del corrispondente piano d'uso degli ambienti.

attestata dalla presenza di tombe e sarcofagi nel nartece occidentale, relativamente stretto ma aperto centralmente con un elegante triforium.

Difficile dire, giudicando dai pochi resti strutturali rimasti, se in questo edificio vi fosse l'intenzione di riproporre l'abside interna come retaggio della tradizione costruttiva gradese di V secolo[78], anche se pare invece più logico pensare in questo caso ad un'abside sporgente affiancata da locali con uno sviluppo in altezza più limitato, secondo una precisa scelta formale poi ripresa e sviluppata con canoni più coerenti anche nella cattedrale.

Il legame tra le scelte architettoniche espresse in questa basilica e nel complesso del Duomo emerge anche dal raffronto tra i loro battisteri. Come accennato quello dell'impianto di Piazza della Corte poteva già essere stato edificato in relazione alla precedente fase dell'edificio, anche se pare strettamente legato alla nuova costruzione, risultando infatti ben allineato con la sua navata settentrionale e molto vicino all'accesso del nartece. Il battistero presso S. Eufemia, di maggiori dimensioni (diagonale 12 m) ed eretto in posizione differente, poco distante dal lato nord dell'aula, verso oriente, mostra evidenti connessioni formali con il precedente nella pianta ottagona che si sviluppa in un solido volume coronato ad est da un'abside, in questo caso poligonale all'esterno. Va però considerato come la probabile presenza di un portico rettangolare che cingeva il suo perimetro più che ricordare le strutture individuate attorno all'edificio di Piazza della Corte, sembrerebbe qui richiamare l'esperienza aquileiese del battistero cromaziano, con l'ottagono che si sviluppava da una base rettangolare. La scelta del fonte esagono risulterebbe poi un chiaro richiamo alla cultura tradizionale dell'originaria sede metropolita mentre la convergenza verso la semplicità e austerità dei volumi e delle superfici, che non presentano alcun cenno di movimentazione coloristica con lesene od archeggiature, è altresì un segnale della distanza di questo monumento dalle esperienze ravennati e della vicinanza a modi costruttivi consoni all'ambito aquileiese[79].

Circa la cronologia di questo monumento, in assenza di chiari indicatori e considerando l'incertezza dell'inquadramento dei mosaici, datati sia alla prima metà che alla fine del VI secolo[80], vale la pena di sottolineare altri elementi che permetterebbero di ricondurre la sua edificazione in un periodo anteriore alla realizzazione di S. Eufemia. In primo luogo la quota decisamente inferiore del piano pavimentale, posto circa a livello del piano di tutte le costruzioni preesistenti alla cattedrale (la prima fase di Santa Maria delle Grazie, l'aula di *Petrus* e gli ambienti, forse funerari, ad est e sud della basilica)[81], nonché il rinvenimento a livello del pavimento musivo della lastra con il monogramma del vescovo Probino (567–571) che plausibilmente potrebbe essere ricondotta all'originario altare entro l'abside, suggerendo l'intervento del presule nella costruzione o nel rinnovamento dell'edificio[82].

Il fatto che il complesso della Cattedrale sia il risultato di un progetto architettonico che si è dilatato nel tempo è poi confermato dagli aspetti costruttivi che riguardano la basilica di S. Eufemia, la cui data di consacrazione è certa (579) e riconducibile all'episcopato di Elia. Seguendo una consolidata tradizione cronachistica è opinione assai diffusa fra gli studiosi che Elia abbia ripreso e concluso un impianto avviato circa un secolo prima dal vescovo Niceta (454–485), rimasto incompiuto[83]. In realtà se le incongruenze nelle strutture murarie dei perimetrali, in particolar modo di quello meridionale con le lesene inizialmente previste e poi eliminate per l'inserimento delle finestre, sono un indubbio

---

[78] Così in MAROCCO 2000, p. 229.

[79] Su questi temi si è soffermato lo Zovatto (BRUSIN, ZOVATTO 1957, pp. 397 ss. con una proposta ricostruttiva dell'aspetto originario dell'edificio (fig. 11)).

[80] Un quadro generale in CAILLET 1993, pp. 217–218.

[81] BERTACCHI 1980, p. 300.

[82] Il valore di questo elemento, per ricondurre la fondazione del battistero a Probino, è sottolineato ultimamente in MAROCCO 2000, p. 231.

[83] In generale si veda quanto detto in BERTACCHI 1980, pp. 279–282; TAVANO 1986, pp. 308–318; MAROCCO 2000, p. 231, nota 81. Riserve a quest'interpretazione sono state però avanzate a suo tempo da G. De Angelis D'Ossat e più recentemente da G. Cantino Wataghin (cfr. CANTINO WATAGHIN 1996, p. 120, con bibl. prec.).

segnale di cambiamenti nell'ambito della concezione iniziale e quindi di un cantiere che si è prolungato nel tempo, non pare necessario dilatare queste attività nel corso di un secolo. Inoltre, la quota notevolmente più bassa del piano pavimentale previsto nel progetto originario, come segnalerebbero le aperture poi tamponate lungo i muri d'ambito, non deve per forza ricondurre all'epoca di Niceta visto che anche il battistero, costruito nel VI secolo e forse dal predecessore di Elia, si attesta su simili livelli: lo stretto rapporto tra battistero e basilica, come elementi di un unico progetto di creazione del complesso episcopale, non mi pare possa essere messo in dubbio[84].

Le modifiche di alcune concezioni costruttive nell'ambito di un prolungato cantiere potrebbero in questo caso essere imputate anche a variazioni del gusto che per quanto riguarda l'inserimento delle finestre lungo i perimetrali inferiori, secondo la cadenza del colonnato interno, pare implicare la conoscenza e forse la volontà di emulazione delle esperienze ravennati, in particolare del Sant'Apollinare in Classe eretto poco prima, nel secondo quarto del VI secolo[85].

La forma architettonica rientrerebbe pienamente in questo quadro visto che propone una basilica con ampia aula (19,50x35,70m), suddivisa in tre navate da una doppia fila di dieci colonne e conclusa ad oriente da un'abside sporgente, esternamente poligonale, con cinque lati, come solitamente attestato nelle chiese friulane di questo tipo. La presenza di locali sul fianco dell'abside – una *trichora* preceduta da un vestibolo rettangolare a nord e una cappella absidata verso sud – sembrerebbe dovuta al riutilizzo di strutture funerarie preesistenti destinate poi rispettivamente alla funzione di *martyrium* e di mausoleo vescovile. Un *salutatorium* potrebbe invece essere stato l'ambiente poliabsidato presso il lato sud-orientale della chiesa, area in cui si sviluppò anche il palazzo episcopale[86].

L'imponenza dell'impianto doveva risultare anche dal quadriportico occidentale, previsto nella fase originaria, del quale fu senza dubbio realizzato il braccio orientale che divenne il nartece della chiesa, con *triforium* centrale e due aperture laterali come negli altri esempi gradesi (S. Maria delle Grazie e la seconda basilica di Piazza della Corte). Anche l'articolazione interna, che prevedeva una recinzione presbiteriale di fronte all'abside, da cui partiva una corta *solea* che si sviluppava per 4.5 m nella navata centrale, testimonia la completezza dell'apparato liturgico di questa basilica, impreziosita poi dall'arredo marmoreo e dalle sculture architettoniche ma soprattutto da una pavimentazione musiva che ricopriva non solo l'aula ma anche gli annessi e che appare sicuramente degna di un grande complesso episcopale di VI secolo[87].

Trieste

Gli edifici di culto paleocristiano di Trieste trovano il loro giusto posto nelle manifestazioni architettoniche dell'area alto adriatica e si riallacciano alle esperienze promosse ad Aquileia e Grado. A partire dalla basilica martiriale e cimiteriale extraurbana di via Madonna del Mare (fig. 14) che dovrebbe risultare il luogo di culto più antico della città, per lo meno a giudicare dalla datazione dei mosaici della prima fase pavimentale, attribuiti alla prima metà del V secolo[88]. La tipologia architettonica, sebbene discussa nei suoi caratteri evolutivi, permette di considerare l'edificio tra le basiliche a pianta cruciforme o, meglio, tra quelle a croce immissa come ha ritenuto di inquadrarla il Piussi, notan-

---

[84] Ci si chiede pertanto se non può valere anche in questo caso la situazione emersa per la post-teodoriana nord e per il battistero cromaziano di Aquileia (cfr. *supra*), la cui costruzione è stata connotata da cambiamenti o aggiunte nel corso di un periodo ristretto di tempo, modificando a volte sensibilmente il progetto iniziale.

[85] Interessante notare, come è suggerito in BERTACCHI 1980, p. 281, la particolare presenza, sicuramente non casuale, sia nell'edificio gradese che in quello ravennate delle lesene che dalle murature della navata centrale continuano sino all'interno di quelle laterali.

[86] Su queste strutture si veda TAVANO 1986, pp. 350–369.

[87] Sugli aspetti della decorazione di S. Eufemia si veda il quadro generale proposto in BERTACCHI 1980, p. 282 ss.; TAVANO 1986, pp. 323–350; CAILLET 1993, pp. 218–257.

[88] CUSCITO 2000 pp. 443–445, con bibl. prec. La proposta della Cantino Wataghin di abbassare la datazione dei mosaici all'inoltrato V secolo (La cattedrale 1989, p. 181) non è accolta da Caillet (CAILLET 1993, p. 273, 288).

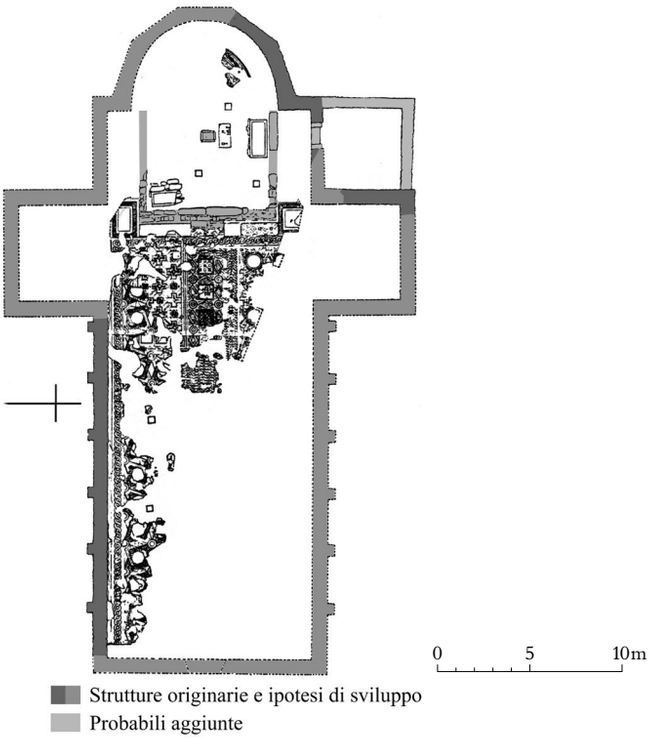


Fig. 14. Trieste: basilica di via Madonna del Mare.

done i caratteri comuni con altre costruzioni simili di area italica e adriatica[89]. Si tratta di un edificio con aula unica ampia 11 m e di lunghezza non determinabile visto che manca la facciata – il Cuscito la ritiene comunque non superiore a 30,60 m – con un'abside orientale internamente curvilinea e pentagonale all'esterno[90]. Sull'aula si dovrebbero aprire, fin dalla fase originaria, i bracci del transetto, ampi rispettivamente 7,30 m e con una profondità di 4,70 m, come permetterebbero di ricostruire le limitate tracce venute alla luce. Un ambiente addossato ad oriente del braccio meridionale rappresenta invece un'aggiunta successiva[91]. Adeguate alla tradizione costruttiva dell'area sono anche le lesene che movimentano la parete esterna dell'aula nonché la presenza di un banco nell'emiciclo absidale e, di fronte a questo, un presbiterio rettangolare entro cui si trovava l'altare con la fossa per le reliquie. L'edificio, che pare lecito identificare con una *basilica Apostolorum,* fu caratterizzato da un rinnovamento del piano musivo interno inquadrabile nel VI secolo.

Verso la metà dello stesso secolo e più in particolare all'epoca del vescovo Frugifero, va riferita anche la ristrutturazione del pavimento musivo del presbiterio e dell'abside della cattedrale di San Giusto (fig. 15), come prova un'iscrizione dedicatoria[92]. Si tratta però semplicemente del rinnovamento di un più antico

[89] PIUSSI 1978, p. 460, 478.

[90] Non vi sono dati per confermare un'aggiunta successiva dell'abside e del transetto all'aula rettangolare come suggerisce il Mirabella Roberti (MIRABELLA ROBERTI 1969–70). Sulla questione ultimamente CUSCITO 2000, pp. 443–445.

[91] La Wataghin Cantino mette in dubbio la presenza del transetto che sarebbe testimoniato da murature «palesemente diverse» rispetto a quelle dell'aula (La cattedrale 1989, p. 181). Forse si riferisce a questo annesso la cui posteriorità e differenza degli elementi costruttivi è infatti comunemente ammessa? Su questo anche CAILLET 1993, p. 272; CUSCITO 2000, p. 445.

[92] CAILLET 1993, pp. 291–293.

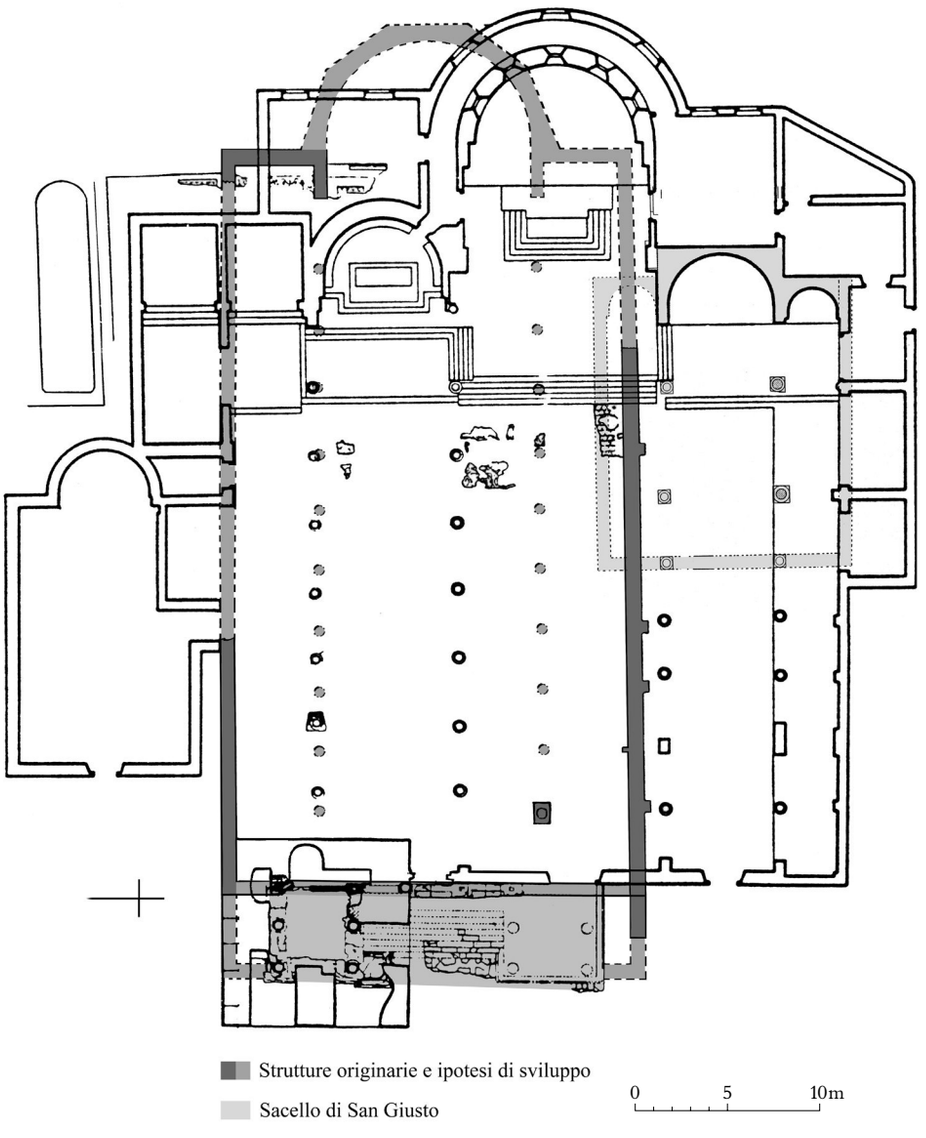


Fig. 15. Trieste: complesso episcopale di San Giusto

edificio di culto sorto in un'area centrale della città romana almeno un secolo prima, come testimonierebbero le porzioni del pavimento musivo dell'aula non interessate dai rifacimenti[93].

Purtroppo, i pochi resti individuati non consentono di ricostruire integralmente la pianta dell'edificio che doveva essere definita da un aula rettangolare, ampia 20,40x38,70 m, la quale in facciata riutilizzava il propileo del tempio capitolino mentre all'interno era suddivisa, probabilmente fin dal principio, in tre navate da due filari di dieci colonne. A causa dei rimaneggiamenti provocati dalle ricostruzioni medievali rimane dubbia la definizione della terminazione orientale nella fase originaria: sicuramente dopo gli interventi promossi dal vescovo Frugifero

[93] CUSCITO 2000, pp. 445–448, con bibl. prec.

esisteva sia una recinzione presbiteriale che un'abside, probabilmente sopraelevata, cui si accedeva grazie a dei gradini[94].

Zuglio

Sicuramente all'età paleocristiana va riferita la basilica portata alla luce nel 1850 nell'area meridionale dell'abitato di Zuglio, in località Cjampon (fig. 16)[95]. Si tratta di un edificio che si inserisce pienamente nei canoni architettonici di questo periodo presentando una navata unica rettangolare (25,4x11,3 m), orientata longitudinalmente in senso est-ovest e movimentata esternamente da una serie di lesene. L'edificio risulta privo di abside ma è dotato di *synthronos* semicircolare interno, ad oriente, preceduto da un presbiterio rettangolare rialzato. Al muro di fondo risultano addossati due ambienti rettangolari comunicanti mentre altri due vani rettangolari risultano posti specularmente a nord e a sud nella zona orientale della chiesa, quasi donandole una conformazione cruciforme. Presso la facciata sono attestati un atrio tripartito e dei vani annessi dove sono state rinvenute delle sepolture.

La cronologia dell'edificio è stata indicata al principio del V secolo in base alle caratteristiche architettoniche e soprattutto agli aspetti stilistici ed epigrafici del mosaico pavimentale, individuato lungo i perimetrali est e sud[96].

Anche gli elementi scultorei della recinzione presbiteriale, rinvenuti negli strati di crollo dell'edificio, sembrano inquadrabili in epoca paleocristiana, per lo meno in base ai rilievi schematici di cui si dispone visto che ora sono dispersi. Il recente riconoscimento, nei magazzini del museo di Zuglio, di un frammento di pilastrino in calcare (fig. 17) che doveva far parte di questa struttura, vista la similitudine della decorazione fitomorfa molto stilizzata con quella di alcuni pilastrini documentati nei recuperi ottocenteschi (fig. 18)[97], permette di confermare un'attribuzione al V–VI secolo, forse con maggiore probabilità per la cronologia più bassa[98]. Inoltre, questo pilastrino, che risulta a sezione quadrangolare, con due lati opposti sicuramente decorati ed un terzo con l'incavo per l'incastro del pluteo, termina superiormente definendo una base funzionale all'innesto di una colonna, suggerendo una ricostruzione della recinzione presbiteriale che prevedeva, oltre ai plutei, anche un'architrave, sorretta appunto da colonne, secondo un modello simile a quello proposto per esempio per le chiese di Teurnia[99].

Nell'area prossima alla basilica, oltre alle presenze funerarie è poi attestato un altro edificio di culto, attribuito anch'esso all'età paleocristiana ma che potrebbe anche essere posteriore[100]. Emersa circa 20 m a sud dell'impianto principale, questa costruzione è costituita infatti da un'aula unica (16x8,5 m) che termina ad oriente con abside a semicerchio oltrepassato, mentre presso la facciata pare coronata da un atrio con locali annessi i quali forse consentivano un collegamento con la basilica maggiore. Difficile dire se si possa trattare di

94 MIRABELLA ROBERTI 1970, pp. 18–20, 43. L'autore considera la tripartizione dell'aula e l'aggiunta dell'abside come trasformazioni operate nel corso della vita dell'edificio. Si veda però quanto giustamente sostenuto dal Caillet circa la dipendenza di tali considerazioni dai modelli generali di sviluppo dell'architettura adriatica piuttosto che da reali dati di fatto (CAILLET 1993, p. 291).

95 Sulle strutture della basilica e sul suo ritrovamento si veda PASCHINI 1939–40; MORO 1956, pp. 89–104; MENIS 1981; La cattedrale 1989, pp. 208–209. Una pregevole ricostruzione delle strutture si trova ora in GLASER 1997, pp. 91–93.

96 CAILLET 1993, pp. 265–270.

97 PASCHINI, 1939–40, tav. III.

98 Ringrazio la dott.ssa S. Vitri della Soprintendenza friulana per avermi concesso di studiare e pubblicare questo manufatto. Da una preliminare analisi si può notare come lo schematismo e il gusto di incisione delle superfici presenti nella palmetta rappresentata su questo elemento trovino qualche connessione con il modo di rappresentare la foglia centrale della palmetta rappresentata su un capitello di V–VI secolo proveniente dalla chiesa di S. Agata Maggiore a Ravenna (OLIVIERI FARIOLI 1969, n. 103). Se la datazione più recente fosse confermata per il frammento friulano – tuttora in corso di studio da parte dello scrivente – vi sarebbe un importante dato per attestare la prolungata frequentazione della basilica e per smentire l'ipotesi di un precoce abbandono della città e del nucleo ecclesiastico già nel V secolo, con il trasferimento sul colle di San Pietro. Questa dinamica pare però già messa in crisi dai ritrovamenti presso il foro che testimoniano una presenza insediativa che si protrae oltre il V secolo (Museo archeologico 1997, pp. 48–50). Non si può pertanto escludere che anche la basilica sia stata utilizzata in età altomedievale, almeno sino allo spostamento della sede vescovile a Cividale, avvenuto presumibilmente agli inizi dell'VIII secolo.

99 GLASER 2000, figg. 2, 4–5.

100 Su questo edificio GLASER 1997, pp. 91–93; Museo archeologico 1997, p. 73.

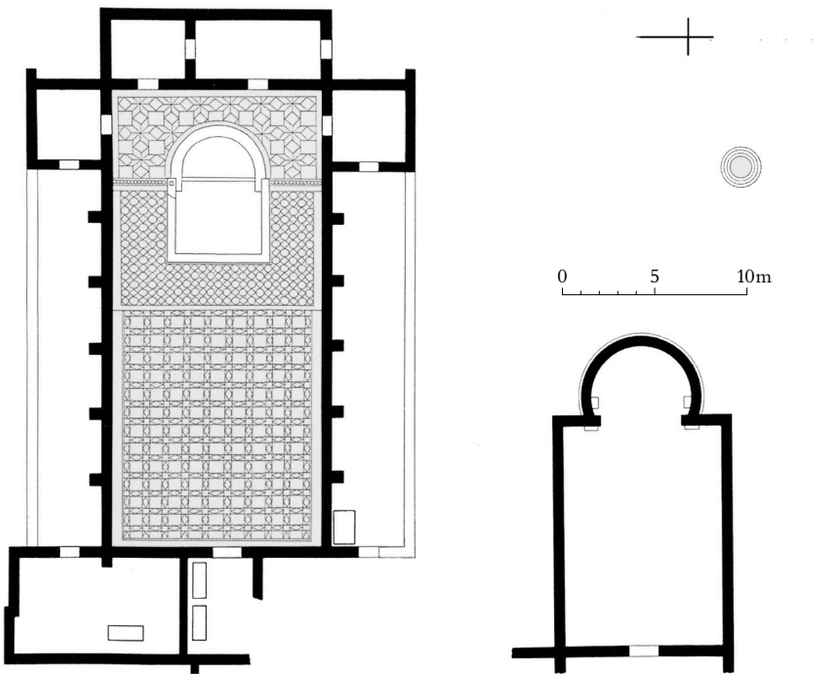


Fig. 16. Zuglio: complesso episcopale presso la località Cjampon.



Fig. 17. Zuglio: frammento di pilastrino di recinzione presbiteriale, probabilmente del complesso episcopale.

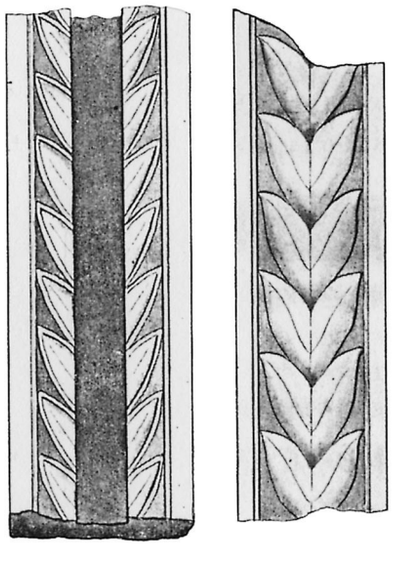


Fig. 18. Zuglio: frammenti di pilastrini rinvenuti negli scavi ottocenteschi della basilica del complesso episcopale.

un sistema di basilica doppia poiché la funzione del piccolo edificio pare molto incerta. Sicuramente non vi sono al momento dati sufficienti per correlarlo ad un battistero, la cui esistenza è stata ipotizzata sulla base del ritrovamento della porzione di una presunta vasca circolare con tre gradini, venuta alla luce circa 9 m a sud-est dell'abside ma della quale non vi è alcuna documentazione. Non si può escludere invece una sua connotazione funeraria, attestata dalla presenza di numerose sepolture nei suoi pressi ed anche all'interno della chiesa, sebbene risulti ancora incerto il rapporto cronologico tra il luogo di culto e le tombe, che potrebbero essere successive.

Probabilmente sia la piccola chiesa che il cimitero sono da riferire allo sviluppo dell'area cultuale connessa alla lunga vita della basilica paleocristiana nella quale va probabilmente riconosciuto un edificio con dignità episcopale. Paiono infatti ormai superate le obiezioni in questo senso basate soprattutto sulla considerazione della sua funzione cimiteriale, che non pare però originaria ma forse assunta dall'impianto durante la sua vita[101], e del collocamento al di fuori della città, in quanto sembrerebbe che in assenza di un vero e proprio limite urbano la sua posizione può essere definita solo come marginale e non esterna rispetto all'ambito cittadino.

La cronologia di fondazione dell'edificio ben si coniugherebbe poi con l'ipotesi della creazione di una sede episcopale giuliense solitamente attribuita all'opera pastorale di Cromazio di Aquileia (388–408), ma in realtà manca ogni tipo di riscontro sulla sua origine che comunque può realisticamente essere posta al principio del V secolo. La prima attestazione di un vescovo a *Iulium Carnicum* è fornita dall'epigrafe funeraria del vescovo *Ienuarius,* databile al 490 (CIL, V 1858), rinvenuta nel 1453 presso la chiesa di San Pietro, collocata sull'omonimo colle che sovrasta la cittadina[102].

Se non si tratta di un reimpiego, possibilità che tenderei ad escludere, la presenza della lapide funeraria del vescovo nella chiesa di San Pietro (fig. 19) potrebbe essere correlata all'esistenza sul colle di un edificio paleocristiano con probabile funzione cimiteriale, forse voluto dallo stesso Amatore, riproponendo anche a Zuglio quella bivalenza di poli cultuali tra città e altura nei suoi pressi che si ritrova per esempio a Trento.

Purtroppo manca ancora una prova certa dell'attribuzione all'età paleocristiana (fine del V secolo) dell'edificio emerso al di sotto dell'attuale chiesa di San Pietro il quale nei tratti principali tuttora visibili risale al XIV secolo ma che ebbe sicuramente una fase altomedievale.

Gli scavi nel coro tardogotico hanno portato alla luce una più antica abside semicircolare aperta verso ovest, la cui corda pare corrispondere, anche nell'ampiezza, al limite dell'attuale accesso al presbiterio. Dell'edificio cui appartiene, probabilmente connotato da aula unica rettangolare, non sono noti altri resti strutturali se si esclude la possibilità di attribuirgli un pavimento in cocciopesto, rinvenuto immediatamente al di sotto del piano di calpestio moderno (a –20/25 cm) dal Mirabella Roberti in alcuni sondaggi effettuati nel 1974[103]. La pavimentazione si interrompeva a circa 2,72 m dal gradino

---

[101] Il recupero di una fibula a croce, in uso soprattutto tra VI e VII secolo (BROZZI 1989, pp. 37–39; CALLIGARO 1995), in una tomba presso la basilica è un indizio per considerare che nell'area si seppelliva anche durante l'altomedioevo suggerendo forse anche la continuità d'uso dell'edificio.

[102] Tale ritrovamento è stato spesso connesso all'ipotesi di un trasferimento della sede episcopale e di una parte della popolazione sull'altura di San Pietro, dove si vuole sia sorto un centro fortificato, del quale però mancano sinora chiare evidenze.

[103] Purtroppo l'unica testimonianza rimasta di questi interventi, oltre a pochi reperti di scavo, risulta essere una stringata relazione dattiloscritta del Mirabella Roberti, conservata negli archivi della Soprintendenza (Prot. 2954 dell'8 ottobre 1974). Ringrazio la dott.ssa S. Vitri per avermi segnalato questo documento. Lo scritto ricorda poi anche una fossetta intonacata con cocciopesto, rinvenuta in un saggio nell'attuale presbiterio (a quota – 1.40m !) e probabilmente assegnabile ad un loculo per reliquie che forse trovava posto nella citata abside semicircolare. Risulterà importante riuscire a valutare e confrontare le quote di queste strutture – cioè pavimento, strutture murarie e fossetta – che ad una prima analisi paiono un poco discordanti per ammettere la loro comune origine. La quota, abbastanza alta, dell'affioramento del cocciopesto nell'aula della chiesa, potrebbe infatti essere un indizio per riferire quella pavimentazione ad una fase piuttosto tarda dell'edificio di culto. La ricca decorazione attribuibile al probabile edificio paleocristiano potrebbe infatti mal conciliarsi con la semplicità di questo pavimento.

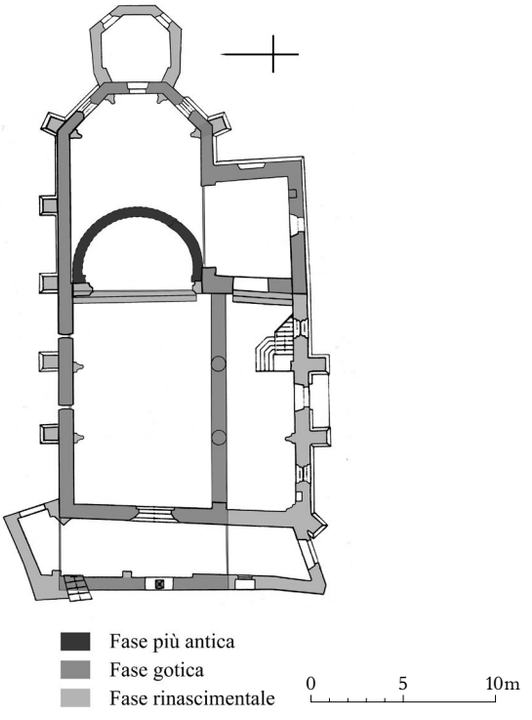


Fig. 19. Zuglio: chiesa di San Pietro.

di accesso del presbiterio attuale – quindi anche dalla corda dell'abside semicircolare – probabilmente in relazione ad un gradino o comunque al limite di un più antico presbiterio. Questo poteva essere quello monumentalizzato dall'arredo scultoreo altomedievale attribuibile alla chiesa[104], che non si può escludere sia stato però semplicemente il rinnovamento di una più antica sistemazione soprattutto se si ammette, come mi pare plausibile, l'inquadramento al VI secolo avanzato per un pilastrino in calcare decorato da un tralcio con grappolo che esce da un cantaro recuperato sempre in San Pietro[105]. Sarebbe poi suggestivo riferire alla decorazione di questo presbiterio anche i reperti rinvenuti proprio in quel settore: si tratta della porzione di una pavimentazione musiva policroma con decorazione geometrica – della quale non vi è però alcuna documentazione – nonché numerose tessere, tra cui molte dorate, di un mosaico parietale e una piccola *crusta* marmorea esagonale di un *opus sectile.* Sono tutti elementi che ben potrebbero inquadrarsi in un edificio paleocristiano di buona qualità, come doveva essere una chiesa di fondazione vescovile.

Cividale

La possibilità di riscontrare tracce di presenze paleocristiane a Cividale si riferisce per ora unicamente al complesso ecclesiastico del Duomo, al quale viene solitamente attribuito un pluteo di VI secolo con cristogramma posto tra croci, di provenienza incerta ma che si ritiene possa far parte dell'apparato liturgico della chiesa di Santa Maria o del battistero di S. Giovanni. Solo di quest'ultimo si conoscono però le strutture relative alla fase originaria, presumibilmente di età paleocristiana (fig. 20). Dalla documentazione dei limitati resti, emersi dagli scavi compiuti agli inizi del '900 nel sagrato del Duomo e riferibili solo alla metà occidentale del monumento, è possibile notare che il battistero aveva una pianta ottagonale con diagonale di circa 9, 50 m[106] e forse anche un'abside occidentale, proponendo un modello simile a quello attestato a Grado, in S. Eufemia e presso Piazza della Corte[107].

Sebbene sia possibile riscontrare dai rilievi di scavo un ingresso verso sud, forse collegato con degli ambienti annessi, sembra plausibile pensare ad un accesso principale da est, in asse con l'ori-

[104] TAGLIAFERRI 1981, pp. 332–338.

[105] Come giustamente ha osservato il Gaberscek (GABERSCEK 1989, p. 430, fig. 4), i caratteri stilistici di questo pezzo, nonostante abbiamo forse una maggiore stilizzazione rispetto per esempio alle produzioni aquileiesi di VI secolo (TAGLIAFERRI 1981, nn. 270–271; 515–516, 562, 618), appaiono più vicini alla tradizione paleocristiana che non ai caratteri delle sculture altomedievali: si vedano per esempio le differenze rispetto alle sculture di VIII secolo con simili elementi decorativi documentate ad Aquileia, Cividale, Colloredo di Monte Albano e Villa Santina (rispettivamente TAGLIAFERRI 1981, nn. 273, 296–297; 333, 347, 353, 410–411; 453; 500–511).

[106] Sugli scavi e sulle strutture del battistero si veda MIRABELLA ROBERTI 1975; BROZZI 1979. Interessanti notazioni sull'edifico originario derivanti da una rivisitazione della documentazione disponibile anche in LUSUARDI SIENA, PIVA 2001 e Cividale longobarda c.s.

[107] Questa absidiola venne poi aperta verso degli ambienti posti ad occidente connessi all'edificazione, probabilmente in età altomedievale, della chiesa di S. Giovanni che inglobò anche l'ottagono. Su questi aspetti si tornerà anche in seguito.

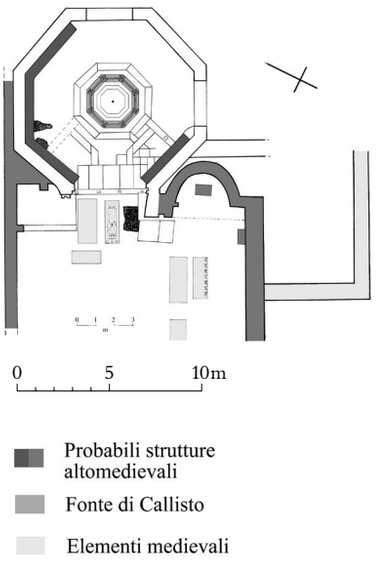


Fig. 20. Cividale: battistero di San Giovanni e altri edifici di culto presso il duomo.

ginaria basilica, riproponendo anche in questo caso quell'allineamento sull'asse longitudinale derivante dal complesso cromaziano di Aquileia.

All'interno dell'ottagono cividalese la pavimentazione originaria doveva essere costituita da lastre marmoree che sigillavano infatti i resti del sistema di adduzione o scarico dell'acqua ed inglobavano la base di sostegno di una struttura di recinzione, posta in corrispondenza dell'accesso all'absidiola, nonché un altro blocco con tracce per l'innesto di un pilastrino, probabilmente l'ancoraggio di un ulteriore setto divisorio, collocato radialmente subito ad ovest dell'accesso meridionale[108].

Sulle caratteristiche dell'originario fonte, posto al centro dell'edificio, non vi sono elementi certi, anche se la ricostruzione proponibile, sviluppando i resti dei lati della vasca e gli allineamenti della pavimentazione originaria attorno a questa, come si ricava dai rilievi di scavo, sembrerebbe indicare l'esistenza di un invaso ottagonale, forse solo un poco più grande di quello che venne monumentalizzato nell'VIII secolo dal tegurio ottagono fatto realizzare dal patriarca Callisto.

In assenza di chiari elementi di datazione della fase originaria del battistero, i caratteri architettonici dell'edificio sembrano consentire un inquadramento cronologico nell'ambito delle strutture paleocristiane di area italica e adriatica. La presenza di sepolture longobarde presso la struttura costituirebbe poi un ulteriore indizio della sua più antica fondazione.

Concordia

La basilica paleocristiana di Concordia (fig. 22) è forse l'unico esempio per il quale si conosce con una certa sicurezza l'occasione ed il momento della fondazione. Il complesso cultuale venuto alla luce al di sotto dell'attuale cattedrale di S. Stefano, presso la sponda destra del Lemene in un'area immediatamente all'esterno delle mura romane della città, va infatti identificato con la *basilica in honore sanctorum* di cui si parla nel celebre sermone di Cromazio *«In dedicatione ecclesiae concordiensis»*[109]. Si tratta di un edifico eretto quindi nell'ultimo decennio del IV secolo dopo che, grazie all'iniziativa della comunità cristiana concordiese, giunsero nelle Venezie le reliquie dei Santi Apostoli. La struttura architettonica del complesso è particolarmente articolata ed interessante: vi si scorgono stretti legami con le costruzioni episcopali aquileiesi, da cui sono tratti i caratteri della basilica principale preceduta, come nella post-teodoriana settentrionale da un quadriportico, recentemente portato alla luce[110]. La basilica, a pianta rettangolare senz'abside esterna, ampia 40x20 m, suddivisa in tre

[108] Tracce di un pavimento in mosaico presso il lato sud, al quale si sovrappone un banco in muratura che corre attorno ai perimetrali, attestato anche nel battistero presso S. Eufemia a Grado, sono elementi di successive risistemazioni interne dell'ottagono, probabilmente riconducibili all'età altomedievale.

[109] Sul testo cromaziano si veda LEMARIÉ 1989. Sul complesso cultuale e sulle sue strutture si veda quanto detto in FOGOLARI 1978; BERTACCHI 1980; MIRABELLA ROBERTI 1987; SANNAZARO 1989.

[110] Sono emersi, grazie alle ultime ricerche, anche degli ambienti rettangolari che si aprivano sul lato meridionale del quadriportico, i quali potrebbero forse essere riferiti all'episcopio, come suggerisce la dott.ssa P. Croce Da Villa che ha condotto le indagini. Un primo accenno si trova in CROCE DA VILLA 2001A. Si riproporrebbe così una stretta affinità con la situazione aquileiese dove, nella seconda metà del IV secolo, è appunto attestato questo ruolo di cerniera tra basilica ed episcopio svolto dal quadriportico. Non si può comunque escludere anche un utilizzo degli ambienti concor-

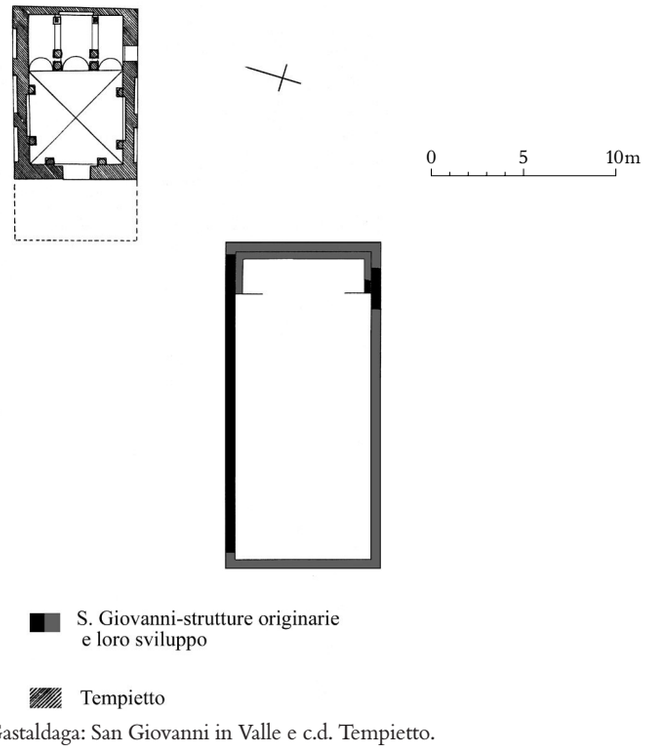


Fig. 21. Cividale: edifici di culto della Gastaldaga: San Giovanni in Valle e c.d. Tempietto.

navate con un maggior sviluppo in altezza di quella centrale rispetto alle minori, mostra una sostanziale identità architettonica con la post teodoriana sud, anch'essa di età cromaziana, della quale risulterebbe una versione ridotta, considerando anche come il numero delle colonne della chiesa concordiese, escludendo quelle appoggiate ai perimetrali, corrisponda infatti alla metà di quelle attestate nella basilica aquileiese[111].

Peculiari soluzioni architettoniche sono quelle proposte invece per far fronte agli altri aspetti del culto che si sviluppò in questo complesso, quello funerario e martiriale, cui furono destinati rispettivamente i vani rettangolari, articolati con nicchie sul muro di fondo, posti ad oriente della basilica e la *trichora* addossata lungo il suo lato sud. Quest'ultima in particolare costituisce un importante riferimento a soluzioni ben note in tutte le regioni mediterranee per il culto mar-

diesi per un'altra funzione, come l'accoglienza dei fedeli. Altri vani portati alla luce sul lato nord del porticato, che svolgevano anche una funzione di collegamento tra questo e la strada che fiancheggiava a settentrione il complesso cultuale, hanno invece mostrato diverse destinazioni, tra cui quella funeraria. Lungo il fianco settentrionale della basilica, nell'area non interessata dagli scavi, potrebbe trovarsi anche il battistero, sebbene non si possa comunque escludere una sua collocazione in asse con la chiesa, come ad Aquileia, nell'area ad ovest del quadriportico che non è stata completamente interessata dalle indagini archeologiche.

111 Come si è già avuto occasione di anticipare, questo stretto rapporto traspare anche dal sermone di consacrazione della chiesa, quando le parole di Cromazio sottolineano lo spirito di emulazione e rivalità della comunità concordiese nei confronti di quella aquileiese che si concretizzò appunto con la volontà di completare in anticipo la costruzione della basilica di Concordia rispetto all'esempio offerto da Aquileia. Questo, visti gli esiti architettonici, non poteva altro che essere quello della chiesa episcopale promossa da Cromazio, cioè la post teodoriana meridionale. Tale considerazione, oltre alle implicazioni già sottolineate (cfr. *supra*), potrebbe forse essere un segnale della funzione episcopale svolta dalla chiesa concordiese, valutando poi come la costruzione del complesso cultuale sia strettamente connessa non solo all'arrivo delle reliquie ma anche alla fondazione della sede vescovile: *«Ornata est igitur ecclesia Concordiensis et munere sanctorum, et basilicae constructione et summi sacerdotis officio»* (cfr. LEMARIÉ 1989, p. 90).

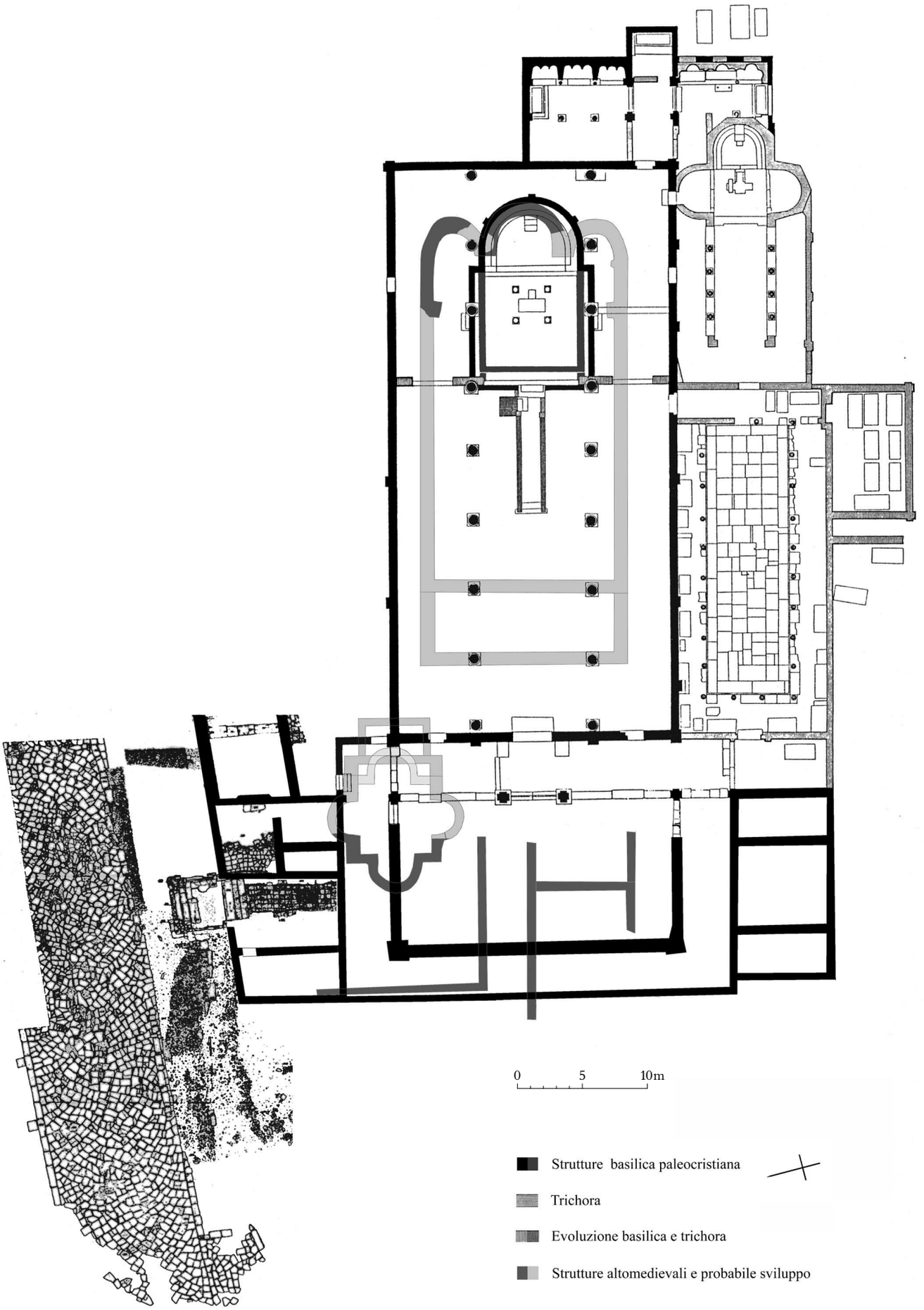


Fig. 22. Concordia: complesso episcopale.

tiriale, proponendo un modello alternativo alla basilica cruciforme per la venerazione delle reliquie degli apostoli. Ma sotto questo punto di vista tutto il complesso concordiese nasce da scelte particolari, probabilmente condizionate dalle diverse funzionalità liturgiche in esso confluite le quali non sembrano però mettere in dubbio l'organicità con cui si è sviluppato il progetto originario, come si può intuire dalla sequenza costruttiva che si sviluppa attorno al fulcro principale costituito dalla basilica.

Infatti, se non si può escludere che i recinti funerari si siano impostati su qualche struttura più antica, il loro definitivo impianto presuppone che la costruzione della basilica fosse già stata completata, come si può arguire dall'analisi dei rapporti tra le strutture. Tali osservazioni consentono di segnalare anche il probabile addosso del recinto più meridionale alla *trichora* e la posteriorità di questa rispetto alla chiesa, visto che l'abside settentrionale del triconco è chiaramente in appoggio al lato esterno del perimetrale sud il quale proprio in quel punto risulta intonacato[112]. Quindi le reliquie devono essere state inizialmente venerate nella basilica – anche se per breve tempo – prima di trovare definitiva collocazione nel triconco.

La successiva evoluzione dell'impianto cultuale, nel corso del V secolo, permette di considerare come sia evidente l'omogeneo sviluppo dei caratteri originari del complesso, con il polo liturgico principale stabilito nella basilica e la funzione martiriale svolta dalla basilichetta a tre navate che si era sviluppata sul suo fianco meridionale inglobando la *trichora,* dotata nell'abside centrale di *subsellia* e cattedra, e verosimilmente da identificare con le strutture della «Domorum Apostolorum» presso cui venne sepolto *Maurentius presbyter*[113]. La continuità del ruolo cimiteriale del luogo di culto è infatti testimoniata sia dall'ininterrotto uso dei recinti funerari orientali sia dalle sepolture che vennero a disporsi presso il nuovo quadriportico costruito innanzi la basilichetta meridionale, il fronte del quale giunse ad allinearsi con la facciata della basilica, creando una sorta di organico bilanciamento degli spazi secondo un'articolazione paratattica.

Le vicende dello sviluppo interno della basilica principale, che riguardano soprattutto il settore orientale, con le modifiche delle strutture presbiteriali e l'aggiunta di altri elementi significativi per il culto, come la solea ed un ambone nonché la cattedra nell'emiciclo interno, oltre ad offrire un segno della caratterizzazione dello spazio architettonico nel corso della vita dell'edificio, sembrerebbero indicare anche una crescita o migliore definizione delle sue funzioni liturgiche, forse in chiave episcopale[114].

---

[112] La presenza di un'intonacatura nel punto di addosso tra parete sud della basilica e l'abside della *trichora,* che ho avuto occasione di constatare personalmente, era già stata fuggevolmente segnalata dal Mirabella Roberti (MIRABELLA ROBERTI 1987, p. 95, nota 10), senza ottenere particolare rilievo nell'annosa discussione circa il rapporto cronologico tra le due strutture. Mi pare invece che sia un elemento decisivo per stabilire la sequenza costruttiva del complesso, togliendo sostegno anche all'ipotesi di una ricostruzione dell'abside nord triconco al momento dell'edificazione della basilica, difficilmente ammissibile anche in considerazione della sostanziale omogeneità delle murature della *trichora.* La forma semicircolare dell'abside nord, diversa dalle altre che sono poligonali, sarebbe invece imputabile ad una coerente soluzione costruttiva per rendere più agevole l'addossamento alla basilica, necessario per creare un diretto collegamento tra i due ambiti liturgici.

[113] Ci si chiede se questo nuovo assetto del complesso concordiese sia da considerare semplicemente un caso di basilica doppia, con funzione martiriale e funeraria (SILVESTRINI 1992), oppure costituisca un esempio dell'evoluzione liturgica nell'uso degli spazi della cattedrale doppia, considerando anche la situazione ipotizzabile per Aquileia, il cui valore quale punto di riferimento per l'ambito concordiese è stato ampiamente sottolineato. La complessità di questi aspetti è però tale da meritare un approfondimento che ci si propone di riprendere in altra sede.

[114] In particolare l'inserimento della cattedra in muratura (forse in sostituzione di un precedente seggio mobile ?), effettuato presumibilmente in contemporanea con l'aggiunta di una simile struttura nell'abside centrale del triconco, quindi in relazione alla definizione di un sistema di chiese doppie, potrebbe essere forse visto come una dimostrazione del più stretto legame tra il complesso di culto e la funzione vescovile. Sebbene la presenza di una cattedra non possa essere da sola un segno della dignità episcopale di una basilica, risultando documentata anche in altri tipi di edifici, la crescita del complesso concordiese connessa con l'inserimento dei seggi è talmente evidente che se non si vuole ammettere la sua originaria destinazione come chiesa episcopale, si potrebbe ipotizzare una sua trasformazione in questo senso proprio in quel momento, come proposto per esempio nel caso di Ancona (La cattedrale 1989, p. 62, nota 79).

La sequenza di questi rinnovamenti o aggiunte, che si dilatano tra V e VI secolo e a volte risultano connesse anche all'intervento evergetico di privati[115], non pare però ancora del tutto chiarita, sia negli aspetti strutturali che nei rapporti cronologici, e meriterebbe una riconsiderazione basata su un'attenta revisione dei rapporti fra le strutture[116].

Il territorio

I dati sulle evidenze monumentali cristiane del territorio friulano che le indagini archeologiche hanno portato alla luce, pur nella loro frammentarietà e complessità di valutazione, permettono di cogliere interessanti linee di tendenza sia dell'evolversi della diffusione del cristianesimo sia delle modalità e concezioni costruttive dei luoghi di culto minori tra IV e VI secolo.

Pare infatti emergere una dinamica tutt'altro che rara e già più volte sottolineata circa le prime manifestazioni monumentali dell'adesione alla religione cristiana, le quali risultano appunto concretizzarsi con la nascita di centri cultuali, molti dei quali legati al culto martiriale, soprattutto in prossimità dei principali centri urbani o sui tratti

---

[115] Come nel caso di Faustiniana cui vanno riferiti alcuni interventi nel corso del VI secolo sia nel presbiterio della basilica che nel recinto funerario alle sue spalle, dove si fece seppellire. Sui rinnovamenti che interessarono il complesso nel VI secolo si veda comunque quanto detto in CROCE DA VILLA 1989.

[116] Una recente revisione delle strutture del complesso concordiese – iniziata ma non ancora conclusa dallo scrivente – ha permesso di notare la complessità dell'articolazione interna della basilica, evidenziando alcune diversità rispetto alla sequenza normalmente segnalata. Interessante sarà, sotto questo punto di vista, la possibilità di valutare i dati, tuttora inediti, riguardanti uno scavo compiuto poco tempo fa presso il lato settentrionale del presbiterio. In questa sede si possono comunque segnalare alcune considerazioni che potranno essere confermate e meglio sviluppate con la prosecuzione della ricerca. Innanzitutto risulta ancora da dimostrare il raccordo tra l'emiciclo interno e la prima supposta recinzione presbiteriale, ampia quanto la corda del *synthronos* (cfr. la pianta che si trova in BERTACCHI 1980). Però, poiché l'analisi delle strutture dell'emiciclo tuttora conservato mostra che questo è senza dubbio il frutto di un'unica ed omogenea attività costruttiva, la quale comprende anche le spallette laterali, estese sino all'allineamento dei colonnati e quindi funzionali ad un presbiterio ampio come la navata centrale, ne consegue che per ammettere l'esistenza di un originario presbiterio più ristretto si dovrebbe postulare una completa riedificazione della terminazione semicircolare.
In alternativa si potrebbe sostenere che la prima sistemazione presbiteriale non prevedesse una conclusione ad emiciclo oppure, considerando come originari i resti del *synthronos,* si deve ammettere che anche il presbiterio doveva estendersi fin dal principio sino ai colonnati. A tale sistemazione presbiteriale si connette la pavimentazione musiva che ben si inquadra all'epoca di fondazione della basilica o negli anni immediatamente successivi (CAILLET 1993, pp. 122–123). Circa l'evoluzione del *synthronos,* sembra possibile ammettere un'originaria fase senza i *subsellia,* come proverebbe il riconoscimento di un livello di malta appoggiato al lato interno dell'emiciclo – forse un antico pavimento o una preparazione – posto ad una quota inferiore sia del mosaico, ritenuto il primo pavimento dell'abside, che del sedile in muratura. Lo si può osservare in una sezione presso il lato settentrionale dell'emiciclo dove è stata posta una colonna di sostegno per la copertura dell'area archeologica. Come si è già accennato, la cattedra al centro del *synthronos* fu sicuramente inserita in una fase successiva alla stesura del mosaico visto che gli è stata chiaramente appoggiata sopra. Difficile dire se ciò avvenne in occasione della realizzazione di una nuova pavimentazione in *opus sectile* oppure se mosaico e cattedra possono aver convissuto, come potrebbe suggerire il fatto che l'intonacatura su questa si spinge sino ad aderire al tappeto musivo. Risulta sicuramente suggestivo – ma privo di reali conferme – far risalire queste attività al momento in cui la *trichora* fu trasformata in basilichetta, anch'essa dotata di *subsellia* e cattedra.
Per quanto riguarda il presbiterio rialzato, si può notare come originariamente l'accesso poteva avvenire da ovest, sottolineato da una struttura che costituiva una sorta di invito all'altare e che fu poi sviluppata in una *solea.* Forse proprio in quell'occasione l'accesso venne spostato lateralmente, come testimonia un gradino collocato sopra il mosaico presso il lato nord del presbiterio. Successivamente vennero invece realizzati i setti murari presenti nelle navatelle laterali e allineati con la fronte del presbiterio, separando in tal modo l'area orientale della chiesa dall'aula vera e propria. L'intonacatura presente sul moncone di muro appoggiato al lato nord della recinzione dimostra che questo setto fu aggiunto prima della stesura di alcuni lacerti di cocciopesto (dei rifacimenti o un altro piano pavimentale ?) posti al di sopra dell'originario mosaico. Solo in seguito all'aggiunta di un'ulteriore struttura, una specie di basamento rettangolare posto presso il lato nord del presbiterio, tra il gradino di accesso e il setto divisorio, venne realizzata una nuova pavimentazione in cocciopesto che appare in quota con la soglia del muro di separazione tra aula e settore orientale ed in fase con un nuovo gradino di accesso al presbiterio, sovrapposto al precedente.
Purtroppo non vi sono chiari indizi per stabilire la cronologia di questi eventi che si dilatarono almeno nel corso del V e VI secolo.

viari che a questi conducono[117]. Questo processo, che si accompagna ad una interessante elaborazione di modelli architettonici, molto spesso mutuati dalle esperienze più auliche prodottesi in ambito urbano ma non privo di una certa autonomia negli spunti e nelle soluzioni prospettate, risulta affermarsi soprattutto a partire dal V secolo e svilupparsi in quello successivo. Non mancano comunque esempi più antichi anche se questi sono senza dubbio legati a particolari situazioni. Purtroppo, sono tuttora pochi gli indizi, soprattutto a causa delle difficoltà di datazione dei diversi complessi, per comprendere se vi furono dei nessi evolutivi tra le varie esperienze architettoniche che qui cercheremo di affrontare in raggruppamenti tipologici i quali, ovviamente, non rappresentano un tentativo di classificazione ma sono solo utili ad un primo tentativo di inquadramento.

Edifici ad aula rettangolare senza abside. Il richiamo più evidente alla tradizione costruttiva aquileiese riguarda il proliferare di chiese con aula unica rettangolare senza abside che paiono distribuirsi in un'ampia area e con una buona dilatazione cronologica. Naturalmente, sono attestate alcune soluzioni peculiari, dovute principalmente alle diverse funzioni dei complessi cultuali e alla loro collocazione, anche se non si esclude che alcune scelte possano essere invece relative ad uno stadio evolutivo dell'elaborazione di questi modelli o per lo meno ad un particolare ambito cronologico.

Un esempio significativo della precoce diffusione di questa tipologia, che conserva ancora caratteri molto vicini a quelli dell'ambito urbano, per lo meno dal punto di vista dimensionale, è offerto dai ritrovamenti di San Canzian d'Isonzo, luogo particolarmente caro agli aquileiesi, dove vennero martirizzati, secondo la tradizione, i fratelli Canziani con Proto e Crisogono[118].

È dunque comprensibile come proprio in questo centro vi siano sinora le uniche tracce, al di fuori di Aquileia e forse di Grado, di una attività architettonica precedente il V secolo. Oltre alle memorie dei martiri Proto e Crisogono, strettamente legate all'ambito funerario, sebbene non manchino tracce di una precoce venerazione sviluppatasi in questi edifici, è presso l'odierna parrocchiale che si possono trovare le più significative testimonianze martiriali, probabilmente legate al luogo di sepoltura dei martiri Canziani e che si sono concretizzate con la costruzione di un'ampia aula di culto rettangolare (16x32 m), pavimentata con un mosaico e preceduta ad ovest da un nartece[119]. Le dimensioni dell'edificio (fig. 23), di poco inferiori alle aule teodoriane ed in linea con quelle dei centri episcopali altoadriatici, sono ragguardevoli, se confrontate con gli altri esempi friulani di basiliche cristiane al di fuori delle città: pertanto rimandano direttamente alle costruzioni aquileiesi, così come il modello architettonico seguito e il gusto decorativo dei mosaici, questi ultimi rappresentati per la verità unicamente da un piccolo lacerto.

I caratteri di questa basilica sono senza dubbio consoni all'affermazione di un culto importante, mentre la precoce venerazione dei fedeli per questo luogo è testimoniata dalla presenza di sepolture come attesta il noto *titulus* di Rosula, una lapide funeraria iscritta della seconda metà del IV secolo, rinvenuta nel nartece dell'edificio, la quale contribuisce anche a confermare la precoce cronologia del complesso, suggerita anche dai mosaici della originaria fase dell'edificio.

Mantenendo inalterata per lungo tempo la sua veste architettonica, la costruzione fu interessata da un rinnovamento del piano pavimentale, avvenuto tra fine V e VI secolo con la stesura di un tappeto musivo nel quale compaiono alcune epigrafi di donatori. Tra questi sono ricordati membri del clero e della comunità che gravitava attorno a questo luogo santo che conservò a lungo una forte capacità di attrazione per il popolamento[120].

Se la situazione di San Canzian d'Isonzo, per la particolare dinamica di formazione del complesso cultuale, legato alla venerazione martiriale,

---

[117] Da ultimo VILLA 2000a.

[118] Un quadro generale sulla situazione di San Canzian D'Isonzo si può trovare in: VILLA 2000a e 2000b, con bibl. prec.

[119] Sui ritrovamenti archeologici relativi all'aula di culto si veda MIRABELLA ROBERTI 1967.

[120] Non a caso proprio a San Canzian d'Isonzo è ricordata, da un diploma di Ludovico il Pio dell'819, l'esistenza di un monastero dedicato a Santa Maria eretto *«in honorem sanctorum Cantianorum»* nell'ambito di un *vicus* che portava il loro nome, probabile erede di un più antico insediamento, il cui sviluppo tra l'età paleocristiana e l'altomedioevo in relazione alla venerazione dei martiri aquileiesi appare chiaramente dal toponimo attestato dalla fonte.

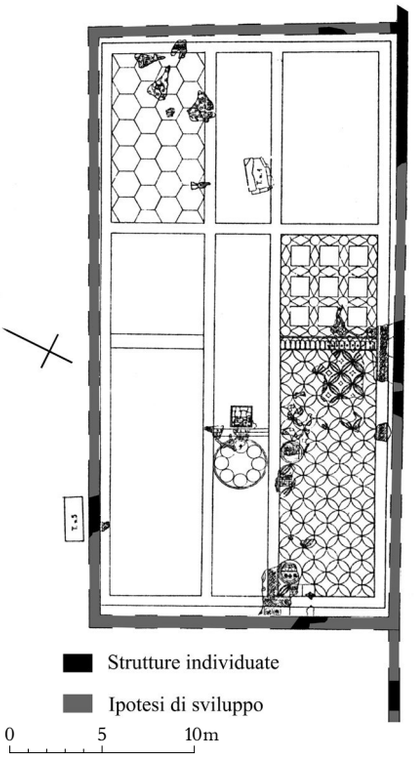


Fig. 23. San Canzian d'Isonzo: basilica paleocristiana presso la parrocchiale.

non ha possibili paragoni, più vicino alle normali situazioni connesse con la cristianizzazione ed organizzazione ecclesiastica dell'ambito rurale appare il caso di Invillino, dove però vi sono altrettanti spunti significativi per lo meno dal punto di vista dell'elaborazione dei caratteri della più tipica tipologia basilicale paleocristiana in ambito alto adriatico. Il complesso del colle di Zuca (fig. 24) offre infatti un chiaro esempio di come la funzionalità liturgica dei luoghi di culto possa influire sulla forma architettonica, dando vita a costruzioni in cui, pur rimanendo evidente il rapporto con i modelli di riferimento, si nota una certa libertà nel recuperare e comporre i singoli elementi del linguaggio architettonico elaborato nel territorio aquileiese[121].

L'edificio portato alla luce dagli scavi rientra nei canoni più tipici delle basiliche ad aula unica anabside con, ad oriente, il *synthronos* semicircolare preceduto da un presbiterio rettangolare, rialzati rispetto al *quadratum populi* e completati da un ambone e dall'inizio di una solea. Anche la presenza di annessi allo spazio liturgico principale, in questo caso a coronamento del suo lato settentrionale, trova ampi riscontri nelle scelte architettoniche di quest'area, con le diverse combinazioni possibili. Anche ad Invillino si concentrano in questi annessi funzioni diverse, da quelle funerarie e di servizio per le attività cultuali a quelle più propriamente connesse ad un uso liturgico: in particolare per il battesimo ed il culto di reliquie. Sicuramente particolare appare, nel sito carnico, la scelta di comporre queste esigenze in uno sviluppo paratattico di ambienti rettangolari che contribuisce a limitare la monumentalità del complesso, a differenza di quanto avviene invece in altri siti con caratteristiche simili della Carinzia e della Slovenia o nella vicina Ovaro, dove le stesse necessità liturgiche hanno trovato soluzione in strutture più complesse, con un raddoppiamento degli edifici di culto o con una disposizione più organica dei diversi elementi, per esempio su di un asse longitudinale, seguendo l'esempio aquileiese.

Singolare ad Invillino è poi la contiguità tra lo spazio battesimale, certo poco enfatizzato sia a livello di vano battistero che di fonte, con quello per il culto martiriale, che invece propone la caratteristica scelta della *trichora.* Quest'ultima pare un plausibile richiamo architettonico all'esperienza della basilica Apostolorum concordiese, sulla quale è esemplata ma con esito sicuramente più incerto e meno equilibrato, evidenziato soprattutto nella disarmonica grandezza del corpo centrale e dell'abside orientale poligonale, la quale pare una maldestra rielaborazione di questa tipologia absidale che si diffonde nell'alto adriatico in età paleocristiana[122].

[121] BIERBRAUER 1988; GLASER 1997, pp. 89–91. Un'ultima analisi dell'evoluzione del complesso cultuale di Invillino, in rapporto anche con le tracce insediative relative a questo centro, si trova in VILLA 2000a; VILLA 2001a.

[122] Nel caso di Invillino l'abside risulta poligonale anche all'interno, e non semicircolare come solitamente attestato. Inoltre è sinora questo l'unico esempio di abside poligonale con sei lati, di fronte ad un uso quasi esclusivo – l'altra eccezione è, come visto, la c.d. basilichetta di *Petrus* a Grado – di absidi pentagonali che connota l'ambito aquileiese.

Non mancano comunque segni di una certa rilevanza del complesso, a partire dalle dimensioni dell'aula liturgica (10,8x22,6 m) – simili a quelle della basilica, forse episcopale, di Zuglio – e dalla scelta della pavimentazione a mosaico nell'aula e nel presbiterio, segno di una committenza importante anche se non propriamente elevata, visto gli esiti artisticamente poco brillanti. La presenza di reliquie e quindi la destinazione martiriale possono essere stati infatti un elemento capace di attrarre l'interesse per l'investimento di fondi nel sito.

L'ampiezza del complesso, creato sia per la cura d'anime sia in funzione martiriale e realizzato con schemi architettonici e con una completezza di strutture liturgiche, le quali rimandano comunque ad impianti di un certo livello, sono elementi indicativi del fatto che questo centro doveva costituire il punto di riferimento e di aggregazione per una vasta comunità: non a caso il luogo di culto sorgeva presso un importante asse di percorrenza per le vallate alpine.

Sembra esplicitarsi in tali aspetti oltre all'importanza di questo santuario anche la volontà di creare un centro evangelizzatore capace di essere il punto di riferimento di un ampio comprensorio, fatto questo che pare suggerire l'esistenza di un preciso progetto di organizzazione cristiana del territorio. Purtroppo, la mancanza di certezze sulla datazione del complesso, inquadrato plausibilmente nella prima metà del V secolo, ma senza poter escludere una sua datazione più bassa, impedisce di confermare l'ipotesi – molto probabile – di una precoce attività in questo senso della sede episcopale di Zuglio la cui fondazione sullo scorcio del IV o al principio del V secolo sembrerebbe suggerita dalla nascita nella cittadina di un importante edificio cultuale[123]. Da questo centro possono infatti essere venute le indicazioni culturali che hanno portato alla creazione dell'impianto di Invillino.

Sicuramente interessante, sotto questo punto di vista, ed in un certo senso in linea con una simile ipotesi sembra essere la recente scoperta in Carnia di un'altra grande basilica paleocristiana presso la chiesa tardogotica di San Martino di Ovaro, nella valle del Degano.

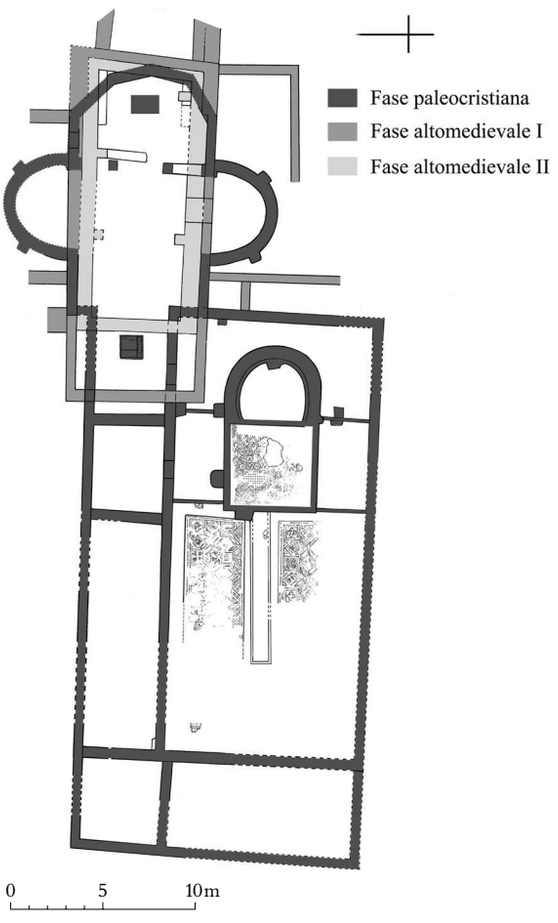


Fig. 24. Invillino: basilica del colle di Zuca.

Le ricerche archeologiche, iniziate da alcuni anni, sono tuttora in corso ed i dati sinora disponibili non consentono una compiuta interpretazione delle dinamiche di evoluzione del complesso e della sua funzione[124].

Importante è stato il riconoscimento, all'interno della chiesa di San Martino, di una struttura a pianta poligonale, con diagonale di oltre 5 m e lati di 2.5 m circa, presso la quale si disponevano alcune sepolture, tra cui una che ha

[123] Ma anche in questo caso non si può escludere che una simile attività di qualificazione territoriale emanata dalla sede giuliese non possa esser avvenuta anche più tardi, anche se ciò sembrerebbe forse meno plausibile.

[124] Prime notizie in CAGNANA c.s. Ringrazio la dott.ssa Cagnana per avermi permesso di leggere il suo contributo quando era ancora in stampa.

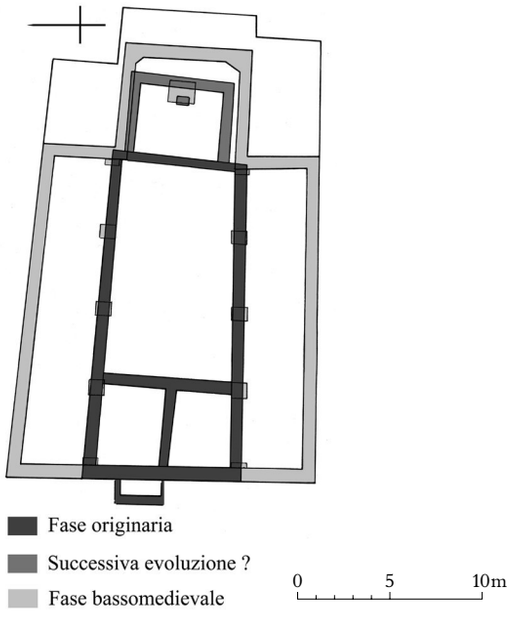


Fig. 25. Invillino: chiesa di Santa Maria Maddalena.

restituito un orecchino a lunula di tradizione paleoslava, relativo alla cultura cantaro-kotlachiana, inquadrabile tra IX e XI secolo.

All'esterno della chiesa, verso nord, erano invece emerse le tracce di un grande edificio canonicamente orientato, ampio 9,5x24,5 m e con un ingresso sul lato meridionale, cioè verso la struttura poligonale e l'area funeraria (fig. 26).

Le ultime indagini hanno permesso di confermare che l'edificio ottagonale era un battistero con vasca esagona[125], il cui inquadramento cronologico deve ancora essere precisato[126]. Ad est di questa struttura – ma lievemente disassato rispetto ad essa – è invece emersa un'altra aula di culto rettangolare, contigua alle costruzioni individuate verso nord. Si tratterebbe anche in questo caso di una basilica con terminazione rettilinea, definita internamente da un *synthronos* che conclude un presbiterio rettangolare. Sembrerebbe definirsi in questo caso una situazione come quella attestata ad Hemmaberg, con il battistero ottagonale allineato con la basilica secondo la tradizione del complesso cromaziano di Aquileia.

Il complesso cultuale di Ovaro offre però ulteriori elementi di complessità che contribuiscono a delineare una particolare articolazione degli spazi liturgici che sinora si può solo intuire sommariamente. Negli ambienti individuati a settentrione dell'aula rettangolare, la presenza di un invaso rettangolare in pietra, con un gradino lungo il lato ovest, farebbe pensare all'esistenza di annessi che possono essere stati destinati a particolari funzioni liturgiche, tra cui non si esclude quella battesimale o martiriale[127]. Pare comunque plausibile, considerando l'ampiezza delle strutture rinvenute, che vi sia posto verso nord per un'ulteriore aula di culto. Solo la prosecuzione delle ricerche potrà confermare se ci troviamo di

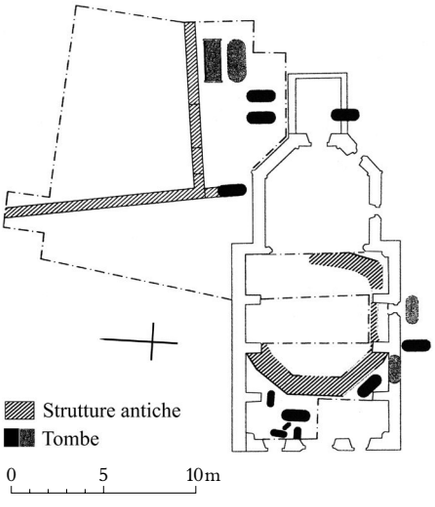


Fig. 26. Ovaro: basilica paleocristiana e battistero presso la chiesa di San Martino (tratto da Cagnana 2001).

[125] Le ultime indagini, compiute nell'estate 2001 sotto la direzione della dott.ssa A. Cagnana, hanno confermato che nell'edificio ottagonale va riconosciuto un battistero con vasca esagona. L'inquadramento cronologico di questa struttura deve ancora essere precisato.

[126] Queste ricerche, svolte nell'estate del 2001, sotto la direzione della dott.ssa A. Cagnana della Soprintendenza archeologica del Friuli, hanno costituito il tema di una conferenza tenuta alla fine della campagna di scavo durante la quale sono stati presentati i risultati preliminari delle indagini.

[127] Sebbene chi ha scavato propenda per l'interpretazione di questo elemento come loculo per reliquie, non si può escludere che si tratti invece di un'ulteriore vasca battesimale. Le sue caratteristiche costruttive e le dimensioni permetterebbero tale attribuzione. Il riconoscimento ad Ovaro di due fonti battesimali proporrebbe sicuramente una situazione poco comune; rimane comunque da definire la cronologia e la fase di utilizzo di queste strutture.

fronte ad un complesso con due aule parallele intercalate da un vano rettangolare, stretto e lungo, in cui si concentrano diverse attività cultuali.

Pur nell'incertezza dovuta ai limitati dati a disposizione, appare comunque chiaramente che lo schema architettonico e l'ampiezza del complesso venuto alla luce ad Ovaro rimandano ad un impianto cultuale paleocristiano con funzione battesimale e funeraria di sicura rilevanza.

Purtroppo, non esistono ancora elementi cronologici certi per inquadrare la nascita di questo luogo di culto la cui costruzione potrebbe essere collegata alla necessità di creare un centro di evangelizzazione che fosse di riferimento per un ampio settore territoriale, secondo una dinamica simile a quella proposta per Invillino.

Non è forse un caso che anche il sito di San Martino dovrebbe risultare in posizione preminente nella rete di percorrenze della Val Degano, al termine della strada che, in quota, lungo la sponda destra del fiume ed in quota conduceva ad Ovaro, per poi proseguire verso nord e probabilmente connettersi proprio in quei pressi con la viabilità presente sulla sponda opposta del fiume[128].

Probabilmente il luogo di culto ebbe una lunga continuità d'uso, connotata forse da variazioni o cesure, come indicherebbero le tracce di distruzioni, soprattutto per incendio, e ricostruzioni sinora individuate[129]. La presenza di sepolture altomedievali, nei pressi dell'area meridionale dell'edificio e del presunto battistero, è senza dubbio indice del fatto che nel sito si è continuato a seppellire anche dopo l'età paleocristiana e forse sempre in relazione ad un luogo di culto. Sotto questo punto di vista risulta fondamentale valutare il rapporto di questo complesso battesimale con la pieve attestata nel medioevo sull'altura di Gorto, nel comune di Ovaro, la cui affermazione, come punto di riferimento per la cura d'anime rispetto al complesso di San Martino, potrebbe essere avvenuta fin dall'altomedioevo[130].

Altri significativi casi della diffusione di basiliche a pianta rettangolare senz'abside provengono poi da alcune chiese castrensi, come quella di San Pietro a Ragogna, sul colle omonimo, o quella di San Lorenzo sul Monte di Buia, che parrebbero riferibili a successive dinamiche di espansione del cristianesimo e della rete organizzativa della chiesa nel territorio. Interessante notare come questi edifici, databili non prima della metà del V secolo e per quanto riguarda Buia anche oltre, siano caratterizzati da una notevole contrazione nelle dimensioni degli edifici, presumibilmente dovuta in alcuni casi alla particolare collocazione topografica, come a Ragogna, ma che non si esclude possa essere in realtà il segno di una tendenza che si stava sempre più affermando nel corso del tempo, come sembrerebbero suggerire altre costruzioni e soprattutto le successive dinamiche di evoluzione dei luoghi di culto nell'altomedioevo.

A Ragogna (fig. 27) i dati archeologici segnalano che la primitiva chiesa venne edificata in un momento di ristrutturazione dell'insediamento, avvenuto nella seconda metà del V secolo o poco dopo, come attestano i reperti dei depositi sopra cui fu innalzato l'edificio di culto[131]. Forse ciò avvenne nell'ambito di un pianificato progetto di sviluppo che caratterizzò definitivamente il sito come *castrum* riproponendo, grazie anche alla presenza dell'edificio di culto, la sua centralità nella gerarchia delle strutture territoriali del Friuli collinare in età tardoantica-altomedievale.

---

[128] Circa la frequentazione della via lungo la sponda destra del Degano in età tardoromana e altomedievale si veda quanto detto in VILLA 2001a.

[129] Proprio la presenza di un ceramica comune di età tardoantica-altomedievale nei livelli di una di queste fasi di distruzione del complesso sembra un indice dell'antichità della sua fondazione.

[130] Problematica che verrà probabilmente chiarita dagli scavi e che comunque implica valutazioni sull'evoluzione dell'insediamento nell'area circostante, con la considerazione del ruolo avuto dallo sviluppo di nuovi centri di riferimento territoriale, non solo in ambito religioso, fatto che può aver avuto un peso nella crescita del ruolo dell'altura di Gorto. Qui le indagini archeologiche, compiute all'interno della pieve di Santa Maria durante i lavori di restauro, non hanno chiarito le problematiche dell'evoluzione dell'edificio di culto, il quale pare comunque attestato almeno dall'VIII–IX secolo sulla base di alcuni elementi scultorei dell'arredo liturgico. Vi sono tracce anche di una precedente frequentazione funeraria dell'area che ha riguardato aspetti tuttora da precisare (CALLIGARO 1997).

[131] Sulla chiesa di San Pietro notizie preliminari in LUSUARDI SIENA, VILLA 1997.

Dal punto di vista architettonico l'ipotesi ricostruttiva della chiesa originaria, resa ardua dai rimaneggiamenti provocati dalle successive fasi edilizie, ma proponibile grazie alla distribuzione delle più antiche tombe, confermerebbe l'esistenza di un'aula di dimensioni limitate, (12x 5,5 m), che non si esclude possa essere stata preceduta da un nartece[132].

Purtroppo anche della sistemazione interna dell'edificio si sono conservati pochi elementi, comunque significativi: in particolare, sembra riconducibile ad un emiciclo presbiteriale interno una porzione di struttura con andamento semicircolare individuata nel settore orientale, l'estradosso della quale presentava uno strato di intonaco bianco cui aderiva un pavimento in cubetti di cotto che probabilmente costituiva il piano pavimentale anche nell'aula o in parte di essa[133]. A causa della situazione del deposito archeologico non è stato possibile comprendere se, come succede comunemente in questi casi, dinanzi all'emiciclo si estendesse un presbiterio rettangolare che definiva uno spazio distinto e rialzato rispetto al piano dell'aula[134].

Sul lato settentrionale della chiesa e presumibilmente in collegamento con essa, vi era un locale annesso, di forma rettangolare e forse con dimensioni di 5x5 m circa, la cui funzione battesimale è attestata dall'individuazione di invaso rettangolare collocato nell'angolo nord-orientale dell'ambiente[135]. Quest'ultima struttura, che si elevava di alcune decine di centimetri dal piano d'uso di questa fase, costituito anche in questa zona da un pavimento in cubetti di cotto, era realizzata con irregolari blocchi di conglomerato legati da malta e definiva una vasca con il lato più lungo in senso nord-sud che misurava 2 m, mentre il lato corto era di circa 1,5 m: lo spazio interno, rivestito in cocciopesto, risultava invece di 1,4x 1 m, configurandosi come una delle vasche di maggiore capienza tra quelle delle chiese rurali paleocristiane della diocesi di Aquileia[136].

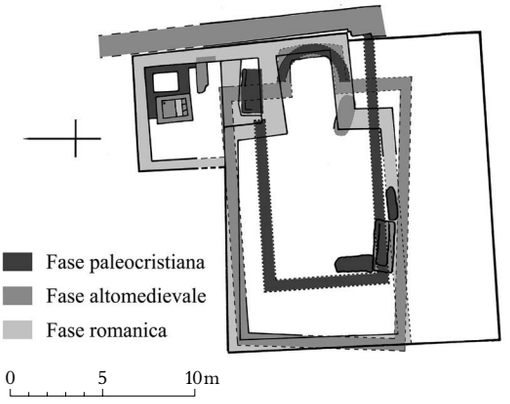


Fig. 27. Ragogna: chiesa di San Pietro.

La presenza di un vano con funzione di battistero sul lato nord della chiesa, senza particolare rilevanza monumentale, è un elemento non inusuale per gli edifici paleocristiani dell'area alpina orientale e in Friuli, secondo un modello che ha la più antica e importante attestazione nel complesso Teodoriano di Aquileia; anche la particolare collocazione della vasca, posta nell'an-

[132] Per quanto riguarda il perimetrale est, si ipotizza che dovesse essere rettilineo, sviluppandosi all'incirca tra il muro di fondo della successiva abside romanica ed un muraglione individuato immediatamente a ridosso di questa e riferito, pur con qualche dubbio, ad una fase edilizia altomedievale. In particolare, la presenza di quest'ultima struttura potrebbe indicare l'avvenuto crollo dell'originario muro orientale della chiesa mentre la sua costruzione potrebbe aver contribuito a cancellarne i resti. Non si hanno tuttavia elementi per escludere la possibilità che il muraglione sia invece contemporaneo all'installazione liturgica, con funzione sia di perimetrale orientale dell'edificio che di fortificazione della scarpata su questo lato dell'insediamento.

[133] La presenza di cubetti di cotto anche nel riempimento di una tomba presso la facciata dell'edificio suggerirebbe l'estensione in tutta l'aula di questo pavimento, fatto per nulla strano come attestato nella basilica di Invillino dove dei cubetti di pietra costituivano il manto pavimentale ai lati del banco presbiteriale e dei tappeti musivi dell'aula.

[134] Le poche tracce di intonacatura e di sottofondo pavimentale rinvenute presso la porzione di banco conservata non sono significative a questo proposito. La possibile presenza di un pavimento in mosaico in questa zona, come potrebbero documentare alcuni limitati frammenti con tessere bianche, nere e grigie recuperati negli strati successivi alla defunzionalizzazione della chiesa originaria, può essere connessa all'esistenza nell'emiciclo o nel presbiterio di un piano di calpestio rialzato probabilmente solo di un gradino rispetto al pavimento dell'aula.

[135] Circa le dimensioni del vano battistero non è improbabile che queste ricalchino quelle delle successive versioni e soprattutto della ricostruzione bassomedievale tuttora conservata.

[136] LUSUARDI SIENA, VILLA 2001.

golo, in una posizione decentrata, non costituisce un fatto anomalo sebbene risulti poco comune[137].

I caratteri che configurano l'originale complesso cultuale di San Pietro a Ragogna, pur nella loro particolarità, ben si inseriscono nel quadro di evoluzione delle basilichette ad aula unica attestato dai numerosi esempi di V–VI secolo di area alto adriatica ed alpina orientale ed in particolare dai casi sloveni di Kučar (chiesa inferiore, nord) e Ajdna. Quest'ultimo, con la soluzione del muro orientale che interseca l'abside inscritta del banco presbiteriale, parrebbe offrire per il complesso di Ragogna un riscontro più diretto circa la possibilità che il muro di fondo si sia sviluppato sullo stesso allineamento sia per l'aula che per il battistero, con l'emiciclo presbiteriale e il fonte che sono stati appoggiati al suo lato interno. Le dimensioni dell'aula della chiesa di Ajdna (12,6x7,7 m) paiono poi molto simili a quelle dell'edificio friulano[138].

Vicina all'esempio di Ragogna sembra per alcuni aspetti anche la fase primitiva della chiesa di San Lorenzo a Buia (fig. 28), per la quale è stata proposta una ricostruzione planimetrica corrispondente ad un edificio ad aula unica rettangolare anabside ampio 12x5,5 m, cioè esattamente come quello di San Pietro[139]. Fatto questo che appare senza dubbio suggestivo anche se può essere solo un caso, soprattutto considerando che lo sviluppo di entrambe le chiese è per la maggior parte ipotetico e nel caso di Buia ciò riguarda soprattutto l'impossibilità di definire con certezza il limite orientale. Anche l'attribuzione alla tipologia delle basiliche con terminazione rettilinea risulta quindi molto incerta anche se plausibile[140].

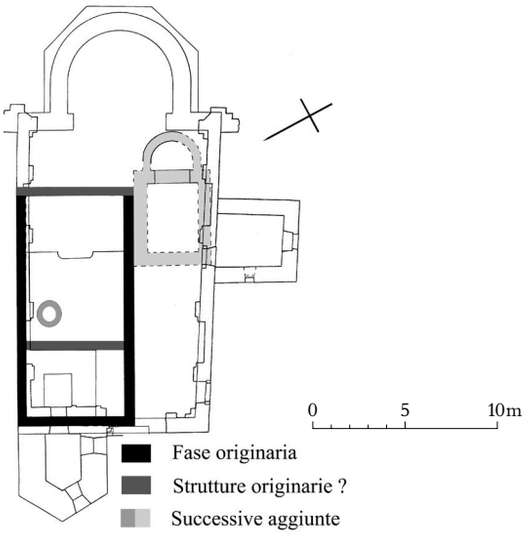


Fig. 28. Buia: chiesa di San Lorenzo.

Gli scavi hanno invece portato alla luce il perimetrale sud dell'edificio di culto che si sovrappone, in parte riutilizzandole, ad alcune strutture

[137] La tipologia delle vasche rettangolari o quadrate è abbastanza comune nell'area nord adriatica e alpina in età paleocristiana. Gli esempi conosciuti (in area alto adriatica e nell'arco alpino orientale sono attestate a: Parenzo, Nesazio, S. Pietro in Sorna, Pieve di Palse, Osoppo, Ragogna, Invillino, forse Ovaro, Korinjski hrib, Rifnik, Hemmmaberg, Lavant, Sabiona), mostrano varie articolazioni dell'invaso e delle strutture ad esso connesse (p.e. sistema di afflusso e deflusso delle acque; sistema di acceso alla vasca; posizionamento nel vano battistero), dati questi che andrebbero accuratamente analizzati e confrontati complessivamente pensando che le eventuali variazioni possano essere sintomo di una diversità di fruizione liturgica o di cronologia. Nel caso specifico ci si chiede se l'ampiezza della vasca di Ragogna prevedeva una funzione liturgica che può essere riferita ad un ambito cronologico più antico di quello relativo a vasche di dimensioni ridotte. La posizione del fonte presso i perimetrali del vano battesimale è attestata per esempio anche in Friuli a San Vigilio di Palse *(infra)* o in Svizzera a Martigny, Kaiseraugst e Zurzach: questi due ultimi esempi sono relativi a chiese castellane poste in prossimità delle mura come attestato anche per la chiesa di San Pietro.

[138] Pismo Brez Pisave 1991, pp. 23–26; GLASER 1997, pp. 79–81, 85–86.

[139] Sugli scavi archeologici nella chiesa di San Lorenzo a Buia si veda MENIS 1982; *ibidem* 1995.

[140] Non sembra sufficiente il riconoscimento di un allineamento di pietre sull'asse nord sud posto appunto 12 m circa dalla presunta facciata MENIS 1995, p. 14. Da alcune foto dello scavo si può per esempio notare come più ad est del presunto limite orientale – cioè immediatamente a nord dell'absidiola riferita ad uno sviluppo altomedievale del complesso cultuale (cfr. *infra*) – esista un altro allineamento di pietre, in senso est ovest, sulla prosecuzione del perimetrale meridionale della chiesa originaria. Il fatto che la chiesa potesse estendersi maggiormente verso est potrebbe poi essere suggerito dal fatto che le sepolture disposte attorno alla chiesa, sia a sud che ad est, nel settore orientale non si trovino che a partire dalla corda dell'abside medievale, cioè ben 3 m più in là del presunto limite della basilica paleocristiana proposto dal Menis (MENIS 1982, c. 78).

a destinazione artigianale di età tardoantica. Questo muro dovrebbe estendersi almeno sino al muro di facciata dell'attuale impianto.

All'interno dell'edificio un gradino, posto a circa 3,5 m dal presunto perimetrale orientale, segna l'accesso all'area presbiteriale che appare sopraelevata rispetto il *quadratum populi,* definendo un settore che occupa l'intera larghezza della chiesa.

La presenza di sepolture di VI–VII secolo presso la costruzione offre l'unico elemento di datazione certo, testimoniando che almeno in quell'epoca la chiesa già esisteva. L'inquadramento nel VI secolo risulta comunque compatibile con le caratteristiche architettoniche e con la dinamica di formazione di questi luoghi di culto negli insediamenti fortificati. Una significativa fase di rinnovamento, caratterizzata dall'inserimento nell'aula di un invaso circolare, interessò l'edificio, forse in seguito ad un incendio: ma questi interventi sembrerebbero assegnabili ad un'evoluzione di età altomedievale della chiesa di San Lorenzo, sulla quale ritorneremo in seguito trattando delle modifiche che dopo il VII secolo intervengono in molte fondazioni paleocristiane.

Altri due casi su cui vale la pena soffermarsi riguardano Venzone e Torre di Pordenone, situazioni completamente diverse fra loro, dove interessanti elementi sono emersi dalle indagini archeologiche.

Venzone deve la sua fortuna al fatto di essere un passaggio obbligato per chi proveniva o si dirigeva verso i valichi settentrionali. Proprio la posizione strategica del sito, ribadita per l'età altomedievale dalla citazione delle *«Clausae de Albintione»* (chiuse di Venzone) in un diploma di Berengario I del 923, è probabilmente alla base della sua antica frequentazione, emersa dagli scavi connessi con la ricostruzione del Duomo, che hanno portato alla luce soprattutto elementi di età tardoromana[141]. Queste ricerche hanno poi permesso di verificare l'esistenza di un antico edificio di culto (fig. 29), del tipo ad aula rettangolare, senza abside, la cui probabile datazione al VI secolo deriva dalla presenza nei suoi pressi di una tomba della prima metà del secolo ed è ribadita dal ritrovamento di un frammento di capitello, del tipo corinzio a palmette, presumibilmente relativo all'arredo interno dell'edificio ed inquadrabile sempre nell'ambito del VI secolo[142].

La situazione di Torre di Pordenone, riconduce probabilmente alle dinamiche della prima diffusione del cristianesimo nelle campagne poiché sembrerebbe proporre il caso di un edificio di culto eretto riutilizzando le strutture della residenza di un ricco *dominus* romano, frequentata sino all'età tardoantica. La chiesa, intitolata ai martiri aquileiesi Ilario e Taziano, è ricordata per la prima volta come pieve nella bolla di papa Urbano III del 1186 e continuò ad essere matrice sino al 1278, quando il vescovo di Concordia, Fulcherio trasferì i suoi diritti parrocchiali e battesimali alla chiesa di San Marco di Pordenone.

Lo scavo effettuato presso il lato orientale dell'attuale parrocchiale ha portato alla luce i resti di un'abside pentagonale e di un annesso rettangolare, verso sud, che si connettono a preesistenze di età romana, riutilizzate come perimetrali dell'edificio di culto. Le strutture furono edificate disturbando alcune sepolture, orientate in senso nord-sud, che attestano il precedente utilizzo funerario dell'area.

Ho già avuto modo di sottolineare in altra occasione che se l'ipotesi di un'origine paleocristiana della chiesa di Torre risulta essere possibile, non pare probabile attribuire a questa la grande abside poligonale e l'annesso meridionale che più probabilmente dovrebbero essere invece considerati un'aggiunta successiva, avendo delle caratteristiche dimensionali e uno sviluppo più consono a quelle di un coro e di una sacrestia di età tardomedievale o rinascimentale[143].

Il possibile riutilizzo di un'altra struttura romana che poteva chiudere in modo rettilineo la terminazione orientale, lungo la quale parevano disporsi anche le sepolture, sembrerebbe suggerire la possibile esistenza di un'originaria chiesa ad aula unica anabside, larga 10 e lunga non più di 25 m, sicuramente plausibile nell'ambito della

---

141 Sulle vicende dei ritrovamenti di Venzone si veda CLONFERO 1988, VAY 1995.

142 Ringrazio per la segnalazione la dott.ssa Isabel Ahumada Silva, che ha seguito gli scavi nel Duomo. Sulla successiva evoluzione del complesso si veda quanto detto in VILLA 2000b.

143 VILLA 2000a.

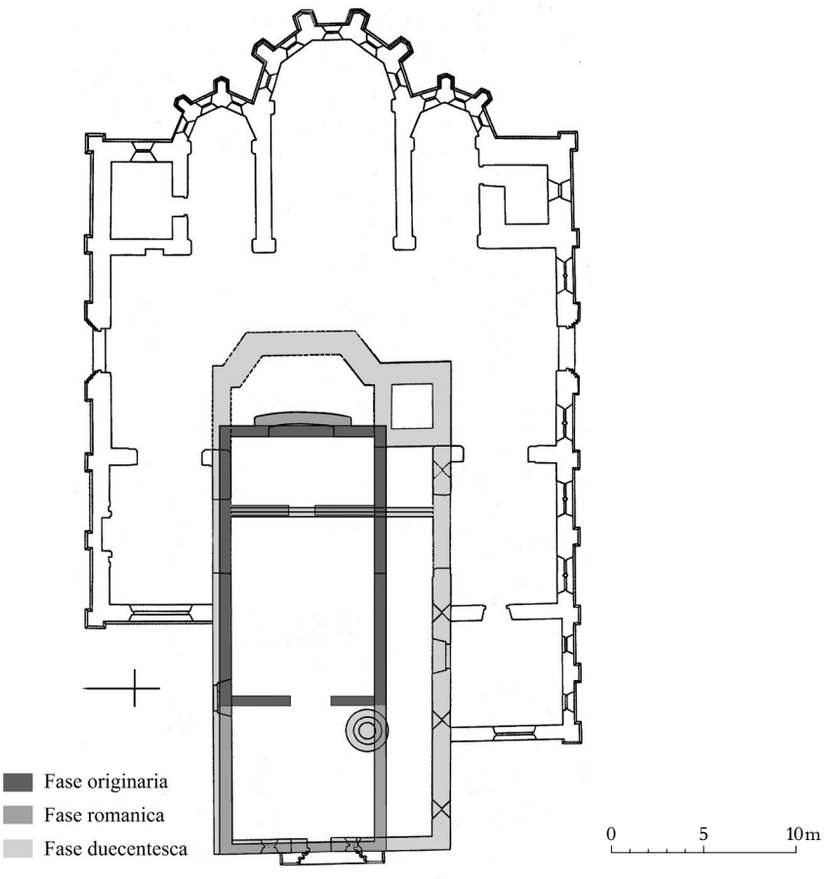


Fig. 29. Venzone: duomo.

produzione architettonica paleocristiana anche se le dimensioni – ma la lunghezza della chiesa è solo ipotetica – risultando piuttosto ampie per un edificio privato e simili a quelle di complessi più importanti, come il vicino esempio della fase paleocristiana della chiesa di San Vigilio a Palse, che vedremo in seguito.

Per quanto riguarda la dedicazione della chiesa di Torre ai martiri aquileiesi Ilario e Taziano, si può sottolineare come un simile *titulus* si possa ben conciliare con un'origine paleocristiana dell'edificio e con il suo carattere funerario[144]. È pur vero che tali intitolazioni non siano infrequenti anche in fondazioni medievali e possano essere relative all'attività di promozione effettuata dal patriarcato aquileiese. Nel caso della chiesa di Torre ciò potrebbe essere anche legato alle vicende che portarono alla promozione della chiesa a sede pievana, avvenuta prima del 1186, secondo un processo che probabilmente va correlato all'estensione degli interessi e dei possessi del vescovado di Concordia nel territorio di Torre, attestata proprio al principio del XII secolo, a scapito del comprensorio della *curtis Naonis* e della pieve di S. Maria di Cordenons, dalla quale S. Ilario e Taziano si staccarono formando una nuova circoscrizione[145].

Edifici con abside inscritta

Un impianto cultuale che mostra importanti tracce della vivace elaborazione delle tipologie architettoniche basilicali nell'area immediata-

[144] CANTINO WATAGHIN 1999a, pp. 112–113, nt. 63.
[145] MOR 1989, pp. 39–67; BEGOTTI 2000, pp. 35, 47–53.

mente prossima ad Aquileia è attestato a San Giorgio di Nogaro, dove gli scavi archeologici nella parrocchiale barocca hanno portato alla luce parte di una chiesa paleocristiana (fig. 30).

È già stato sottolineato come la costruzione di un luogo di culto in questo centro debba essere connessa alla sua importante posizione lungo la via Annia, quindi inquadrabile nell'ambito della prima animazione cristiana, forse legata con un culto martiriale, di un'area centrale nel quadro delle percorrenze antiche e direttamente collegata ad Aquileia[146].

Purtroppo, la limitatezza di resti emersi dallo scavo e le difficoltà di una precisa datazione di questo edificio impedisce di cogliere a fondo il ruolo avuto nella elaborazione e diffusione di un modello architettonico ben attestato, anche se non molto diffuso, nel panorama dell'architettura paleocristiana del Friuli e più in generale dell'area alto adriatica o dell'arco alpino orientale: quello dell'abside inscritta in un'aula rettangolare, che trova a Grado importanti termini di confronto e probabilmente di derivazione, per lo meno in relazione al caso di San Giorgio di Nogaro.

Della basilica sangiorgina è emersa parte di un'abside in muratura, aperta verso ovest, che ad oriente risulta tangente ad un muro rettilineo riferibile alla struttura di fondo di un'aula rettangolare. Sulla corda dell'abside esisteva una struttura, purtroppo rinvenuta in asportazione, che si sviluppava parallela al muro di fondo e proseguiva verso nord oltre il limite dell'emiciclo. Probabilmente oltre a chiudere l'abside serviva dunque a delimitare o, meglio, a separare l'aula da due ambienti posti a nord e a sud dell'emiciclo, come accade negli esempi più prossimi di questa tipologia architettonica[147]. A questa struttura di separazione tra quadratum e settore orientale della chiesa presumibilmente aderiva una porzione di mosaico policromo, del quale si conserva una limitata porzione proprio di fronte all'emiciclo absidale. Il lacerto di tassellato, che presenta solo una doppia cornice di delimitazione, pare di difficile inquadramento: è stato comunque assegnato al V secolo, divenendo uno degli elementi principali per la datazione dell'edificio[148].

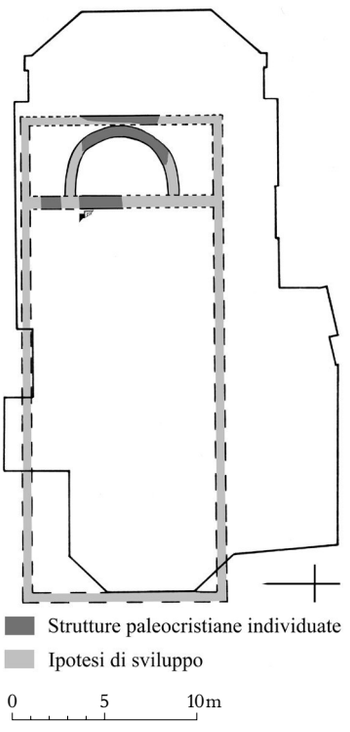


Fig. 30. San Giorgio di Nogaro: chiesa di San Giorgio.

Difficile da questi pochi elementi giungere ad una sicura ricostruzione dello sviluppo planimetrico della chiesa e proporre un preciso termine cronologico per la sua origine. Vale comunque la pena offrire alcune riflessioni che se non potranno risolvere tutte le incertezze sul tipo di sviluppo planimetrico dell'edificio, permetteranno però di precisare il panorama architettonico in cui può essere collocato.

Sinora è stata formulata l'ipotesi che l'originario luogo di culto di San Giorgio presentasse un'aula rettangolare delle dimensioni di 20,80x13 m, con un'abside ampia circa 5,8 m e profonda 3 m, secondo una ricostruzione che tendeva a riproporre delle proporzioni vicine a

146 CUSCITO 1992; VILLA 2000a.

147 Oltre agli esempi di Aquileia (chiesa di Monastero), Pola (basilica sud del complesso episcopale) e Nesactium (basilica settentrionale), più calzante pare il paragone con Grado (S. Maria delle Grazie ma soprattutto la basilica di Piazza della Corte) e Kučar (chiesa maggiore).

148 LAVARONE 1992.

quelle della chiesa di Santa Maria delle Grazie a Grado[149]. La già sottolineata particolarità di quest'ultimo edificio, proprio per i suoi rapporti dimensionali, nella linea di tendenza dell'architettura paleocristiana dell'area aquileiese, suggerisce però di essere cauti nel proporre strette similitudini tra queste costruzioni.

Inoltre, poiché nel caso di San Giorgio solo la dimensione dell'abside risulta l'unico dato effettivamente misurabile, non si possono escludere ulteriori ipotesi di sviluppo planimetrico: cioè che l'abside e l'aula potessero in realtà avere ampiezza più contenuta (rispettivamente 5,3 e 10/10,60 m) e che l'edifico nel suo complesso presentassero forse un maggiore sviluppo longitudinale (tra i 23 e i 25 m circa), secondo lo schema offerto da un'altra chiesa gradese, la basilica di Piazza della Corte nella sua prima fase (10x23,32 m), la quale condivide con l'esempio sangiorgino anche la caratteristica della terminazione absidale aderente al muro di fondo[150]. In questo caso risulterebbe poi più probabile la definizione di un'aula unica e non a tre navate, come potrebbe invece far pensare il confronto con Santa Maria delle Grazie.

Secondo questa proposta ricostruttiva il perimetrale meridionale dell'aula paleocristiana coinciderebbe circa – e forse non è una casualità – con l'allineamento del muro sud di una successiva versione dell'edificio di culto, la quale potrebbe anche aver riutilizzato una preesistenza. Il perimetrale nord originario verrebbe invece ricalcato circa dal muro nord dell'odierna parrocchiale. Ma queste sono solo ipotesi, probabilmente plausibili ma difficilmente verificabili.

Né esistono ulteriori elementi per comprendere almeno l'articolazione interna del luogo di culto: anche il lacerto di mosaico conservato è talmente limitato da impedire qualsiasi ipotesi circa lo sviluppo del piano pavimentale: non si è infatti in grado di stabilire se potesse costituire il piano praticato del quadratum oppure riferirsi alla decorazione di un presbiterio rialzato, fatto questo che potrebbe però essere suggerito dalla sua quota di affioramento, che si trova a circa 50–60 cm sopra il piano di spicato dell'estradosso dell'abside[151].

Questa chiesa risulta distrutta già in epoca altomedievale, forse in relazione ad una fase di frequentazione che precede la realizzazione di un nuovo edificio[152].

L'assenza di chiari elementi datanti e le incertezze di ricostruzione dell'originaria costruzione costituiscono sicuramente un grande limite per individuare il ruolo che questo esempio ebbe nel processo di evoluzione e diffusione di tale particolare modello basilicale in area aquileiese. Il suo riferimento al V secolo pare comunque abbastanza plausibile non solo per i caratteri del mosaico, poco decifrabili, ma soprattutto per il riferimento agli schemi architettonici attestati a Grado (Piazza della Corte) e a Kučar che sembrerebbero ricondurre persino alla prima metà del V secolo. Termine cronolo-

[149] Una prima proposta si trova in LAVARONE, CONTI, VICENZIN 1992, con una ricostruzione planimetrica che non risulta però coincidente con le dimensioni proposte nel testo (aula 9/10x14/15 m, abside ampia circa 5 m), riprese erroneamente anche altrove (per esempio in VILLA 2000a) e qui corrette dopo una più attenta verifica della pianta sinora pubblicata.

[150] Ma vi sono altri esempi simili come la chiesa di Kučar (10,6x25 m). Anche il confronto con le chiese di Pola (12,72x29,50) e Nesactium (9,10x20,90) sembrerebbe confermare una simile tendenza.

[151] Lo schema testimoniato dalla decorazione musiva, che fa presumere l'esistenza di un campo rettangolare, definito dalla cornice più interna, inquadrato da un'ulteriore delimitazione a dentelli, potrebbe infatti ben integrarsi nella decorazione di uno spazio presbiteriale prospiciente l'emiciclo.

[152] Le vicende del luogo di culto nell'alto medioevo sono tuttora abbastanza oscure: si giunse all'abbandono e parziale spoliazione delle strutture del complesso paleocristiano, sopra le quali si sviluppò una fase di frequentazione di difficile interpretazione, testimoniata dalla realizzazione di alcuni focolari e dalla creazione di un deposito ricco di cenere e carboni che conteneva della ceramica datata tra VI e VIII secolo. In seguito, l'edificazione di una chiesa di dimensioni ridotte rispetto alla grande basilica paleocristiana è segno di una ripresa della destinazione cultuale dell'area, che forse non venne mai meno. Vi sono però molti dubbi sull'evoluzione planimetrica e sulla cronologia di questo nuovo edificio cristiano, al quale dovrebbe appartenere una porzione di abside semicircolare, individuata immediatamente ad est di quella paleocristiana, e un pavimento in laterizi di reimpiego che verso nord aderisce ad una struttura muraria (forse già esistente?), poi riutilizzata come perimetrale nella successiva versione dell'edificio. È attualmente in corso, da parte dello scrivente, una revisione dei dati di scavo per verificare l'esatta successione di questi eventi della quale si intende dar notizia in uno specifico contributo.

gico più che accettabile per una chiesa sorta in un luogo come San Giorgio di Nogaro, soprattutto se nei suoi pressi va riconosciuta la *mutatio Ad Undecimum,* ricordata anche nell'*itinerarium Burdigalense* il quale conferma il passaggio in questa zona di pellegrini cristiani fin da epoca remota, suggerendo la possibilità di una precoce manifestazione monumentale della cristianizzazione[153].

Edifici con abside curvilinea

La più semplice e comune delle architetture basilicali, cioè l'aula con abside semicircolare risulta uno dei tipi meno utilizzati in area friulana, per lo meno fino al V secolo inoltrato. I pochi casi attestati non sono mai precisamente databili tanto che non si può confermare se realmente tale modello di *ecclesia* costituisca in queste zone un tardivo adeguamento del linguaggio architettonico paleocristiano.

Un esempio interessante è costituito dalla chiesa di San Pietro ad Osoppo (fig. 31), costruita su preesistenze forse nell'ambito di un progetto di rinnovamento dell'insediamento, come suggerito anche per Ragogna.

Nonostante le evidenze relative alle fasi originarie siano in buona parte state disturbate dalle successive evoluzioni dell'edificio – che si sono protratte sino al XVII secolo – risulta possibile ricostruirne con una certa approssimazione lo sviluppo planimetrico. La primitiva chiesa di San Pietro pare fosse ad aula unica, orientata in senso est-ovest ed ampia 17,15x8,25 m, conclusa ad est da un'abside semicircolare sporgente, forse con banco presbiteriale addossato internamente, e preceduta ad occidente da un atrio[154]. Purtroppo i rifacimenti successivi, in particolare quelli relativi alla ricostruzione della pieve su di un nuovo asse nord-sud, avvenuta alla fine del '600, impediscono di verificare l'integrale sviluppo sia dell'abside che del nartece[155].

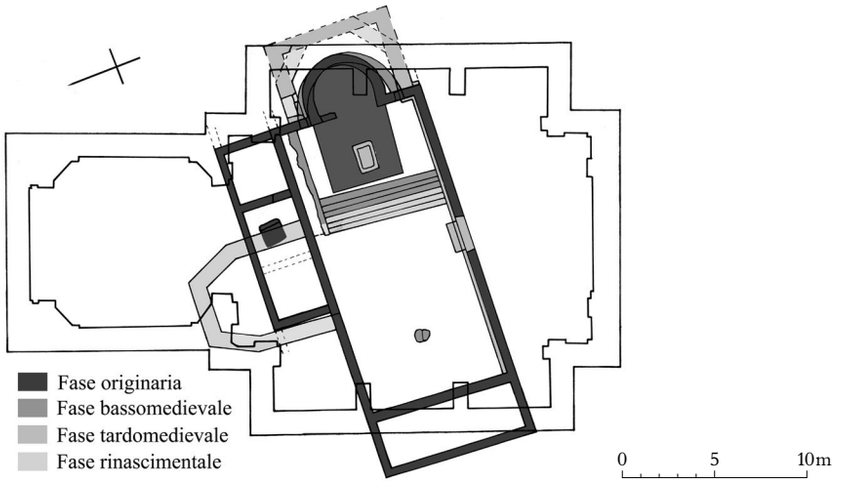


Fig. 31. Osoppo: ex pieve di San Pietro.

[153] Su questi aspetti VILLA 2000a.

[154] Le strutture murarie risultano in ciottoli e pezzame di pietra, soprattutto conglomerato calcare, legati da malta. Lo spessore medio dei muri, che appaiono comunque sostanzialmente uniformi, è di circa 50 cm.

[155] Dall'analisi delle strutture conservate appare però chiaramente, per quanto riguarda la zona orientale, che si debba escludere l'esistenza di un'abside inscritta in un'aula che terminava con un muro rettilineo come nella più tradizionale tradizione aquileiese. Infatti, come è stato possibile appurare dall'analisi dei resti meglio conservati, il muro di fondo dell'aula, tra l'abside e il perimetrale nord, non presentava alcuna apertura che facesse presupporre uno spazio praticabile dietro all'emiciclo in continuità con l'aula. Una porzione di pavimentazione trovata a sud, all'esterno dell'abside, potrebbe invece far pensare all'esistenza in quest'area di un ambiente; non è però possibile comprendere se questo fosse o meno in comunicazione con l'aula. La quota più alta di affioramento di questo piano rispetto all'originario pavimento della chiesa potrebbe comunque indicare che si tratti di un elemento connesso ad una successiva fase di evoluzione architettonica del complesso.

All'interno della chiesa si è conservata la struttura di un presbiterio rettangolare rialzato prospiciente l'abside, alla quale si appoggia. Ampio circa 4,5x4,5 m, risulta elevato di circa 70 cm rispetto al pavimento originario dell'aula che era costituito da un semplice cocciopesto. Tracce di cocciopesto presenti sulle strutture che costituiscono lo zoccolo del presbiterio, potrebbero far pensare ad una simile pavimentazione anche per questo settore, oppure risultare riconducibili ad un sottofondo, forse funzionale al collocamento di altri elementi di delimitazione del presbiterio stesso, dei quali però non rimane alcuna traccia sicura.

Alcuni annessi si sviluppavano in origine lungo il lato settentrionale della chiesa, secondo uno schema visto già ad Invillino. Un'apertura nel perimetrale nord all'altezza del presbiterio metteva in comunicazione l'aula con un ambiente, presumibilmente a pianta quadrata (3x3 m), del quale è conservato con certezza solo parte del lato ovest, legato al perimetrale della chiesa. Non vi è invece alcuna traccia del piano pavimentale visto che in questa zona il cimitero sviluppatosi in seguito ha provocato una continua asportazione delle antiche strutture.

Ad ovest di questo annesso, in un più ampio spazio (3x6 m), del quale è emerso il muro di chiusura occidentale, è stato ultimamente individuato un invaso rettangolare, scavato nella roccia, che pare disporsi centralmente all'asse longitudinale del vano, nel suo settore settentrionale. La tipologia e le dimensioni della vasca permettono di riconoscervi un fonte battesimale circa quadrato, con il lato orientale di 1,30 m, caratterizzato dalla presenza di un gradino dello spessore di circa 20 cm, che facilitava la discesa nell'invaso profondo almeno 70 cm[156].

Vi sono dunque significativi riscontri per ipotizzare la destinazione battesimale dell'edificio di culto, molto probabilmente fin dalla sua fase originaria. Si potrebbe inoltre delineare un percorso liturgico-battesimale che dal presbiterio della chiesa conduceva, attraverso un ambiente intermedio, al fonte al quale si poteva accedere da oriente.

Lo sviluppo del sepolcreto attorno alla chiesa è poi un ulteriore elemento che ben si integra con la sua funzione di cura d'anime, la quale è attestata per il medioevo da una precoce citazione documentaria, del 1094, che ricorda la chiesa di San Pietro come pieve. Forse proprio da una sepoltura proviene una bella fibula ad arco di tipo goto, databile tra seconda metà V e VI secolo, purtroppo rinvenuta in strati più tardi. Potrebbe comunque offrire un indicatore cronologico per l'originaria chiesa del *castrum* al cui inquadramento tra V e VI secolo parrebbero ricondurre i caratteri architettonici che trovano confronto con strutture di simile cronologia come l'edificio sud del complesso occidentale dell'Hemmaberg, databile al VI secolo, e soprattutto la chiesa del *castrum* individuato a Korinjski hrib, sopra Veliki Korinj in Slovenia, attribuita alla seconda metà del V – inizi VI secolo ed anch'essa caratterizzata dalla presenza di una vasca battesimale in un annesso settentrionale, fatto non raro nell'area aquileiese o in ambito adriatico[157].

Sicuramente distante dall'impianto osovano è la chiesa di San Giorgio di Torlano, un piccolo edificio dotato di abside sporgente che sorge in un altro insediamento fortificato. Si tratta di un oratorio castrense (fig. 33), impostato su preesistenze, la cui origine paleocristiana è stata prospettata ma senza significativi indizi o possibi-

---

[156] Poiché la metà occidentale dell'ambiente in cui è collocato l'invaso risulta occupata da alcune sepolture – due delle quali con orientamento tale da sembrare disposte lungo dei muri – non è improbabile che queste possano suggerire l'inserimento di un'ulteriore separazione del vano, che avrebbe in tal modo creato due annessi quadrati di circa 3x3 m: uno con funzione funeraria, l'altro, più ad oriente, utilizzato come battistero, con il fonte che sarebbe così risultato in posizione centrale nel vano.

[157] CIGLENEČKI 1985; GLASER 1997, pp. 81–82, 116–118; Pismo Brez Pisave 1991, pp. 25–27. L'erezione della chiesa di Osoppo tra V e VI secolo appare probabile considerando anche che l'avvenuta cristianizzazione dell'insediamento o, meglio, la presenza di elementi cristiani in questo, almeno nella seconda metà del V secolo, è ampiamente confermata dalla nota epigrafe funeraria di *Colu[m]ba virgo sacrata dei* (CIL, V, 1822), morta nel 524 all'età di novant'anni, come si legge dall'epitaffio riportato dalla lastra tombale.

lità di ulteriori precisazioni[158]. Dal punto di vista architettonico è costituita da una piccola aula quadrata che prosegue verso oriente in una terminazione curvilinea.

Un esempio sicuramente più significativo che testimonia la diffusione in Friuli del modello di edifici con un'abside curvilinea caratterizzata da un'accentuata profondità è quella offerta dai ritrovamenti relativi alla fase originaria della chiesa di San Martino a Rive d'Arcano (fig. 32). L'impianto, sorto sulle strutture di una probabile villa rustica, non offre elementi di particolare pregio, forse proprio in relazione ai caratteri della sua genesi come edificio privato a destinazione funeraria. Si tratta di una costruzione orientata est-ovest, con aula quadrata (il lato è di 7,5 m circa) e profonda abside ad oriente, nella quale è presente un piano pavimentale in semplice malta. Un ambiente annesso ad occidente, circa delle stesse dimensioni dell'aula, aveva una funzione cimiteriale: costituiva probabilmente la cappella funeraria del fondatore dell'impianto e forse della sua famiglia, come farebbe presupporre l'esistenza di una tomba privilegiata addossata al perimetrale nord, all'interno dell'annesso, presso la quale vennero a disporsi altre sepolture in semplice fossa terragna. L'ipotesi di inquadramento cronologico riconduce all'età paleocristiana anche se i confronti con simili situazioni di chiese funerarie private, si veda per esempio il caso di San Piero di Sclavons (cfr. *infra*), potrebbe consentire una datazione più attardata, prima comunque della seconda metà dell'VIII e il principio del IX secolo, quando nel San Martino venne invece eliminato il setto separatorio tra aula e atrio, ampliando lo spazio interno della chiesa che fu dotato di recinzione presbiteriale, arricchita con arredo scultoreo[159].

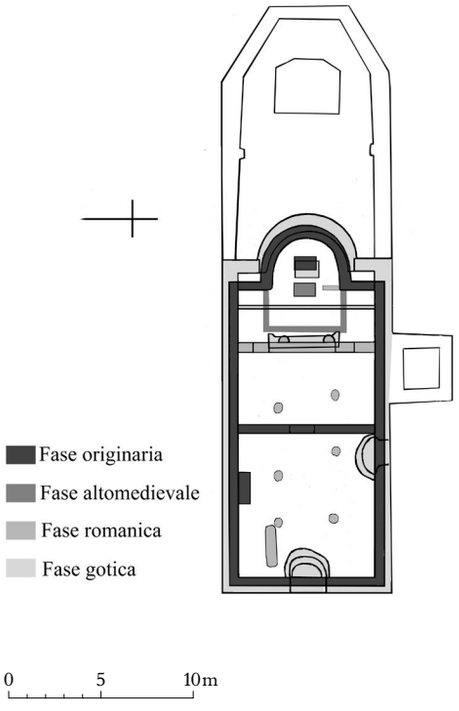


Fig. 32. Rive d'Arcano: chiesa di San Martino.

Edifici con absidi poligonali

Il fatto che il culto martiriale sia uno dei principali motori di diffusione del cristianesimo nonché della crescita di luoghi di culto con una certa rilevanza monumentale e non comuni scelte architettoniche viene ribadito per l'ambito friulano dal caso di S. Giovanni in Tuba (fig. 34), presso le sorgenti del Timavo, un luogo importante fin dall'antichità, posto anch'esso lungo la via di collegamento tra Aquileia e Trieste, un poco più ad oriente di San Canzian d'Isonzo.

Nell'area della *Fons Timavi,* ove si erano sviluppati in età romana i culti a Saturno, Silvano e al Timavo e nelle cui vicinanze vi era un mitreo, frequentato ancora nel V secolo, la creazione di un impianto cultuale cristiano, presumibilmente dedicato al Battista con evidente significato esaugurale, è stato confermato dalle evidenze archeologiche. L'antica basilica che mostra connotati architettonici distinti dalla più comune tipologia di tradizione aquileiese, pare comunque perfettamente in linea con la vivacità culturale che, soprattutto nel V secolo, pare consentire un libero riferimento ai diversi modelli costruttivi diffusi nell'adriatico settentrionale. In questo clima si può infatti inserire l'edificazione di un edificio che vede l'aula rettangolare, forse suddivisa in tre navate, dotata ad

[158] MENIS 1993.
[159] LUSUARDI SIENA, PIUZZI, VILLA 1997, pp. 45–46.

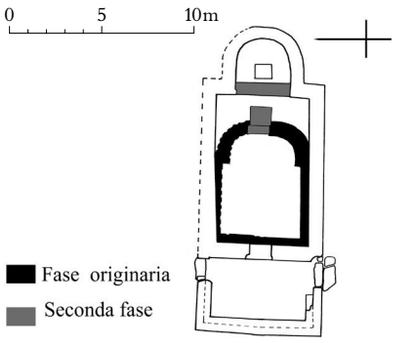


Fig. 33. Torlano di Nimis: chiesa di San Giorgio.

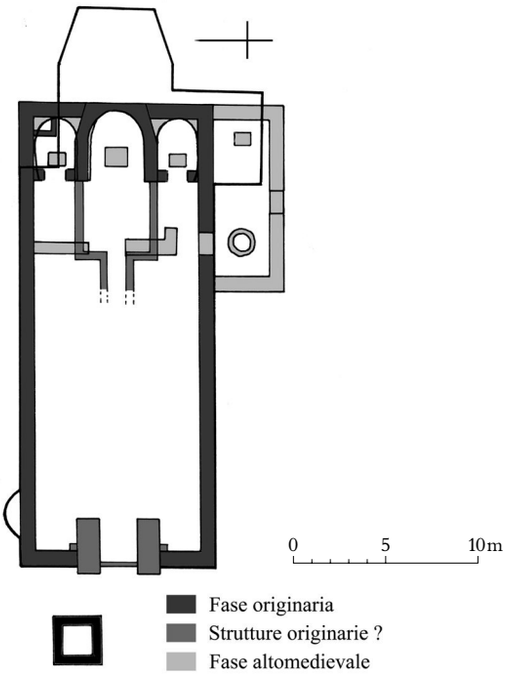


Fig. 35. Pieve di Palse: chiesa di San Vigilio.

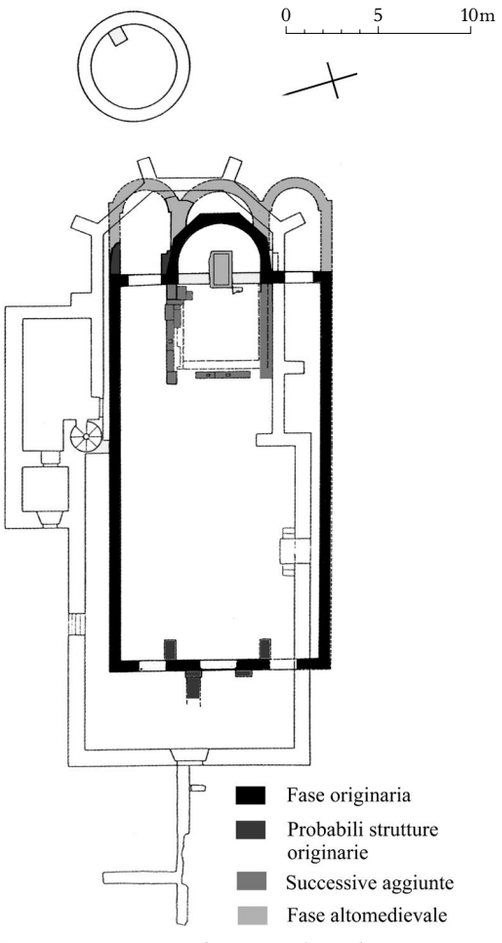


Fig. 34. San Giovanni al Timavo: chiesa di San Giovanni in Tuba.

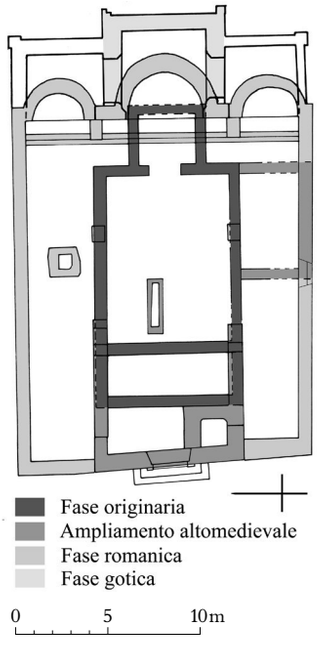


Fig. 36. Nimis: chiesa di San Gervasio e Protasio.

est di abside sporgente dal profilo esterno poligonale: un'architettura che risulta legata al tentativo di elaborare ed applicare stimoli provenienti da un linguaggio formale non propriamente comune in ambito locale[160].

Pur constatando che non mancano incertezze nella ricostruzione delle vicende dell'originario complesso architettonico, si deve sottolineare come paia ormai superata l'ipotesi di una iniziale fase senz'abside dell'edificio, così come quella di un sacello quadrangolare precedente la basilica a cui erano state attribuite le strutture emerse nell'area prospiciente l'abside ma che potrebbero più semplicemente essere correlate, come è stato proposto ultimamente, ad una primitiva recinzione presbiteriale[161]. Tale ipotesi sembrerebbe compatibile anche con gli indizi relativi all'esistenza di una fase della chiesa precedente la realizzazione del presbiterio rialzato, emerso negli scavi, il quale pare strettamente connesso con il tappeto musivo riconosciuto nel settore nord-orientale dell'aula e datato alla fine del V secolo o poco dopo. La presenza, sulla testata nord dell'abside, di uno strato di intonaco cui aderisce la struttura della recinzione presbiteriale sembrerebbe infatti indicare la seriorità di questa rispetto ad una primitiva versione dell'edificio, connotato dalla stessa pianta ma con una diversa articolazione interna, alla quale probabilmente non apparteneva nemmeno la pavimentazione musiva[162].

Un altro aspetto interessante relativo alla basilica di S. Giovanni e che potrebbe avere significative implicazioni sul valore innovativo, in ambito friulano, delle scelte architettoniche proposte in questa basilica, riguarda la possibilità che fin dalla fase originaria fosse previsto un ambiente sul fianco settentrionale dell'abside, al quale si accedeva tramite un'apertura ricavata nel muro di fondo dell'aula. L'originaria presenza di questo annesso, caratterizzato da un piano pavimentale più alto rispetto a quello della chiesa, come attesta la quota della soglia d'accesso, sembrerebbe indicata dal fatto che il perimetrale nord della chiesa prosegue oltre il limite orientale dell'aula senza che vi sia traccia di una sovrapposizione di strutture o di una riedificazione: il muro nord dell'aula e dell'annesso sembrerebbero cioè riferibili ad un'unica ed omogenea attività edilizia che difficilmente potrebbe corrispondere al momento di riedificazione del settore absidale della chiesa avvenuto nel medioevo[163].

Tutto ciò permetterebbe di spiegare in modo più plausibile anche la notevole usura che era stata notata nel gradino di accesso tra l'aula e il cosiddetto annesso, la quale pare dunque riferibile al prolungato uso della chiesa dall'età paleocristiana sino al bassomedioevo. Si può inoltre considerare come la quota pavimentale dell'annesso, sopraelevata rispetto al mosaico dell'aula, risulti in linea con quella del presbiterio rialzato e dell'abside poligonale, mentre è senza dubbio sensibilmente inferiore a quella del pavimento della chiesa triabsidata altomedievale che doveva essere posto al di sopra della rasatura delle più anti-

---

160 La suddivisione in tre navate dell'aula, già ipotizzata dal Tavano (TAVANO 1977, p. 92), potrebbe essere suggerita dalla presenza sul lato occidentale, al fianco di due accessi laterali, all'interno della facciata, delle strutture di due probabili pilastri in asse con le testate absidali.

161 Alla proposta del Mirabella Roberti (MIRABELLA ROBERTI 1976) di riconoscere un originario edificio ad aula unica rettangolare, forse della prima metà del V secolo, al quale venne poi aggiunto ad oriente, nella seconda metà del secolo, un'abside poligonale, non pare credere il Tavano (TAVANO 1977, pp. 93–94), che sulla base di una posteriorità del muro rettilineo orientale rispetto all'abside, sembra preferire l'ipotesi di un originario impianto absidato, con una successiva chiusura dell'abside stessa.

162 Questa interpretazione nasce da una recente verifica dei rapporti strutturali, che dovrebbe però essere portata a termine con indagini più approfondite, ed è stata preliminarmente proposta in VILLA 2000a. In quel contributo però, a causa di una svista che si vuole qui emendare, è stato erroneamente segnalato che l'intonaco risulterebbe presente tra la testata dell'abside ed il banco presbiteriale, volendo invece intendere, ovviamente, la recinzione presbiteriale visto che non esiste traccia di alcun banco presbiteriale nella chiesa.

163 L'unica possibilità di riferire questa struttura ad un momento non originario sarebbe quella di immaginare una completa ricostruzione del perimetrale nord della basilica durante le attività di rinnovamento del settore absidale della chiesa altomedievale. Ma non vi sono evidenze per confermare una simile ipotesi.

che strutture, le quali emergono ben al di sopra del livello dell'accesso presente nel muro orientale dell'aula[164].

La presenza di un vano sporgente a settentrione dell'abside poligonale, collegato direttamente all'aula anche se con piano pavimentale più alto, implica una più complessa articolazione dell'edificio che – soprattutto se venisse confermata l'esistenza di una simile struttura anche a meridione – riecheggia alcuni spunti provenienti dall'area egea e dal mediterraneo orientale (in particolare dalla Cilicia) i quali hanno trovato espressione nell'area adriatica anche in ambito ravennate fin dalla prima metà del V secolo, come testimonia il caso del S. Giovanni Evangelista e il successivo San Appollinare Nuovo[165].

La basilica di S. Giovanni al Timavo, inquadrabile anch'essa nel V secolo, troverebbe perciò una interessante collocazione nell'evoluzione di questo modello che nell'area friulana porterà alle più organiche soluzioni gradesi del VI secolo (Piazza della Corte e S. Eufemia), le quali poterono quindi avere come punto di riferimento non solo le esperienze ravennati.

Un altro esempio legato all'elaborazione di stili costruttivi che si discostano dai modelli più tradizionali sembra proposto dalle vicende connesse all'origine della chiesa di San Vigilio di Palse – a sud-ovest di Pordenone, nel Friuli Occidentale – anch'essa posta in prossimità di importanti percorrenze e sede di un antico ed ampio edificio di culto (fig. 35).

Gli scavi, promossi nel 1994 in concomitanza con alcuni interventi di restauro, hanno portato alla luce un'originaria chiesa ad aula unica rettangolare, forse delle stesse dimensioni di quella attuale (21,30x9,30 m circa), che terminava ad oriente con un'abside forse pentagonale, per lo meno a giudicare dall'andamento del limitato tratto settentrionale conservato[166]. Non è chiaro se l'impianto venne progettato inizialmente prevedendo anche la presenza di due locali che sono stati documentati ai lati dell'abside, la quale dopo la loro costruzione risultò inscritta in un rettangolo anche se la limitatezza degli spessori murari degli annessi (40 cm), che in verità corrispondono a quelli dell'abside stessa, può far sorgere qualche dubbio sul reale sviluppo in elevato di queste strutture. Nell'angolo nord-est dell'annesso settentrionale è venuta alla luce una vasca in laterizi, con invaso interno rivestito di cocciopesto ampio 1,10x0,93 m, che è interpretabile come fonte battesimale, confrontabile con quello di Ragogna per la posizione mentre la forma e le dimensioni paiono vicine alla vasca di Invillino.

Alle più antiche fasi dell'edificio di culto sembrano poi riferibili anche i muri di delimitazione di un presbiterio rettangolare che termina con l'accenno di una solea. Lo sviluppo di questi elementi, che appaiono eccentrici rispetto all'altare, rende incerto il loro inquadramento. Di difficile interpretazione anche una struttura monumentale, egualmente eccentrica rispetto all'asse mediano della chiesa, la quale è costituita da due spessi tronconi di muro, disposti parallelamente quasi a formare una specie di corridoio che attraversa il muro di facciata. L'imponenza dell'elemento sembrerebbe avvicinarlo più alle torri di facciata, tipiche delle chiese di età me-

[164] Non sembra invece convincente l'ipotesi di ammettere una continuità d'uso del piano con mosaico dopo la costruzione della terminazione triabsidata medievale (MIRABELLA ROBERTI 1976, p. 64–66). La diversità di quota tra i pavimenti dell'abside centrale rispetto a quelli dell'abside settentrionale e dell'aula risulterebbero in questo caso davvero rilevanti e presupporrebbero un complesso sistema di connessione.

[165] KRAUTHEIMER 1986, p. 212. Poiché la maggior parte degli esempi di quelle aree risulta riferibile a basiliche a tre navate, ci si chiede se questo non può essere un ulteriore elemento per considerare una simile configurazione anche per l'edificio friulano.

[166] Una preliminare analisi dei risultati dello scavo è stata oggetto di una tesi di laurea, dalla quale si sono ricavati i dati qui presentati (VONCINI 1994–95). La revisione integrale e lo studio dei dati dello scavo, in vista della loro pubblicazione, è ora in corso a cura, di Gioia Bertelli. Primi accenni sulla sequenza monumentale si trovano in BERTELLI 2001.

dievale dell'arco alpino orientale, piuttosto che ai protiri presenti in alcune chiese paleocristiane[167].

Purtroppo, non vi sono degli indicatori certi per la datazione di questo luogo di culto le cui caratteristiche architettoniche e l'apparato liturgico suggerirebbero comunque di inquadrare in età paleocristiana, tra V e VI secolo[168].

Avevo già avuto occasione di notare come l'attribuzione al VI secolo avrebbe permesso di sottolineare la similitudine delle scelte architettoniche, cioè dell'abside poligonale con annessi laterali, con la tipologia che si andava meglio definendo nelle chiese gradesi di quel periodo (S. Eufemia e basilica di Piazza della Corte). In questo senso, la vivacità della comunità cristiana concordiese proprio nella prima metà del secolo, della quale rimane traccia negli interventi di abbellimento del complesso cultuale della *basilica Apostolorum,* poteva aver avuto riscontro nell'agro con la promozione di nuovi edifici di culto. Ma come si è visto dagli esempi carnici, la spinta a creare dei centri di evangelizzazione, connotati da una certa monumentalità potrebbe essere inquadrata anche in età precedente e nel caso di Palse corrispondere forse alla prima iniziativa del vescovado concordiese per creare un'organizzazione cristiana nell'agro.

Inoltre, non va trascurato anche il possibile collegamento che può aver avuto l'area pordenonese con le nuove esperienze architettoniche che proprio nel V secolo si stavano realizzando in area altoadriatica, come quella del S. Giovanni al Timavo, soprattutto se consideriamo l'ipotesi della presenza di locali annessi sul fianco dell'abside poligonale anche in questa chiesa.

Approfondendo l'analisi sull'insieme architettonico del San Vigilio non si può comunque evitare di sottolineare come questo, che pur mostra legami con i citati esempi gradesi o con il S. Giovanni al Timavo – tutte basiliche caratterizzate da absidi sporgenti – manifesti tuttavia elementi che nel complesso degli aspetti volumetrici conducono alla tipologia delle chiese ad aula unica, con abside inscritta aderente al muro di fondo rettilineo. Simili costruzioni, come abbiamo visto, paiono diffondersi a partire dal V secolo, con altrettanti punti di riferimento sempre in Grado, ma questa volta nella fase più antica della basilica di Piazza della Corte, più simile alla chiesa di San Vigilio anche negli aspetti dimensionali. Sarebbe suggestivo considerare come nel caso pordenonese l'uso dell'abside poligonale, in sostituzione delle più comuni soluzioni dal profilo curvilineo, possa essere il segno delle tendenze che si andavano affermando nel corso del V secolo e che proprio nell'area concordiese potevano vantare un retaggio tradizionale molto forte, legato all'antica *trichora* della *basilica Apostolorum* che infatti è caratterizzata da un'abside centrale dal profilo poligonale.

Un caso particolare: la chiesa di San Gervasio e Protasio a Nimis

Se il discorso sin qui condotto ha permesso di constatare, nel panorama dell'architettura cristiana del Friuli, una certa libertà di spunti e soluzioni che hanno portato, anche in ambito rurale, ad uno sperimentalismo nella definizione delle forme costruttive, dando vita in tal modo ad una serie abbastanza varia di impianti, si deve ora affrontare quello che forse può essere un altro esempio di questo eterogeneo programma di edificazioni paleocristiane, sebbene non si possa escludere un suo diverso inquadramento. Gli scavi nella chiesa di San Gervasio e Protasio, a Nimis (fig. 36), come è noto, hanno portato alla luce un primitivo impianto ad aula

[167] A Cesclans, presso Cavazzo Carnico (Ud), una struttura riferita ad una torre di entrata è stata datata all'età carolingia (cfr. *infra*). Come esempio di strutture monumentali in facciata, assimilabili a protiri, si possono ricordare gli esempi delle chiese paleocristiane di S. Giovanni al Timavo, dell'Hemmaberg (basilica meridionale del complesso occidentale) o di S. Giovanni a Castelseprio. Simile all'esempio friulano anche il presunto protiro della fase originaria della chiesa di San Salvatore a Brescia, per la quale è stata proposta una nuova pianta e una cronologia alla seconda metà del VII secolo (BROGIOLO 1991, pp. 108–110, figg. 21–22). Nel caso di San Vigilio, poiché la struttura in facciata e la recinzione presbiteriale con accenno di solea sembrerebbero nascere contestualmente, pare difficile pensare ad un inquadramento in età altomedievale, quando le strutture di articolazione del presbiterio presentavano solitamente delle soluzioni differenti.

[168] Si veda quanto detto in VILLA 2000a, pp. 408–409.

unica di 9,45x6,7 m, preceduta da un nartece, profondo 2,50 m, e conclusa ad oriente da un'abside rettangolare o, meglio, quadrangolare (lato di 3,15 m)[169].

In mancanza di chiari elementi, la datazione del complesso al VI secolo è stata suggerita soprattutto in base alla dedicazione ai martiri milanesi, secondo l'assunto, non dimostrabile, che il loro culto poteva essere stato favorito durante lo scisma dei tre capitoli. È pur vero che anche per le caratteristiche architettoniche si possono trovare riscontri in epoca paleocristiana e che la semplicità dell'impianto può aver consentito la sua realizzazione in varie epoche, indipendentemente dalla diffusione di una vera e propria tipologia[170]. Non si può comunque evitare di notare come edifici con questo tipo di pianta divengano comuni – tanto da far pensare quasi ad una pianificazione dello schema architettonico – in molti paesi dell'Europa continentale ed in area alpina solo a partire dall'età altomedievale, in particolare dall'epoca carolingia: anche in Friuli, escludendo la chiesa di Nimis, mancano sinora effettive testimonianze che permettano di notare la presenza di edifici con abside rettangolare prima dell'età altomedievale o del periodo romanico[171]. Interessante sotto questo punto di vista appare anche la situazione, per la verità un poco controversa, emersa presso la chiesa di San Marco a Basiliano edificata, forse su delle preesistenze romane, in età altomedievale. Gli scavi presso l'edificio, che mostra un'aula unica e abside rettangolare, hanno portato a concludere che la chiesa sia sorta nel IX secolo, come piccola cappella rettangolare, divenuta poi l'abside della successiva chiesa, sorta presso un'area ove vi erano sepolture di VI–VII secolo, una delle quali attribuibile ad un personaggio di alto livello[172]. Il rapporto tra sepolture e primo edificio di culto appare comunque abbastanza stretto, tanto da far pensare ad una più diretta relazione tra loro. La genesi di un edificio di culto in un'area funeraria, per iniziativa privata, pare infatti una dinamica abbastanza comune anche per l'età altomedievale, come confermato da altri esempi.

Ritornando al caso di Nimis, che senza dubbio ebbe una importante fase nell'VIII–IX secolo, come attesta il ritrovamento di alcuni frammenti di arredo scultoreo[173], ci si chiede se la particolare pianta possa essere un importante precedente paleocristiano che permette di stabilire un punto di riferimento per le successive realizzazioni oppure se non sia piuttosto da considerare, come già proposto, un suo inquadramento in epoca posteriore[174]. La linearità e armonia del San Gervasio e Protasio potrebbe infatti far pensare alla proposizione di un modello ormai consolidato e ben meditato.

Per concludere questo ampio panorama di architetture paleocristiane, vale la pena fare qualche breve considerazione riassuntiva, ribadendo

---

169 MENIS 1968. Elementi scultorei di arredo liturgico dell'VIII secolo, tra cui un probabile frammento di ambone, e la presenza di una vasca battesimale quadrata attribuita alla fase romanica, della metà del XII secolo, sono ulteriore prova dell'importanza di questo luogo di culto durante il medioevo.

170 Su architetture simili in età paleocristiana si veda quanto detto in MENIS 1968, pp. 94–95. Si possono poi ricordare i casi, di area alpina, dell'edificio battesimale di Vranje o delle chiese doppie, di seconda fase, di Martigny (Octodurus) (GLASER 1997, pp. 73–78, 190–191).

171 Si possono ricordare la fase romanica di San Pietro a Ragogna o l'evoluzione dell'originario edificio di Santa Maria Maddalena ad Invillino. Nella chiesa di San Lorenzo a Villuzza, presso Ragogna, la fase con abside rettangolare, di X o più probabilmente di XI secolo, che riutilizza nelle murature un frammento scultoreo di VIII–IX secolo, pare essere l'ampliamento di una precedente e più piccola cappella con abside semicircolare (LOPREATO 1977; TAGLIAFERRI 1981, n. 478, pp. 315–316). Non è chiaro se una tomba rinvenuta presso l'angolo sud-ovest all'interno della chiesa più recente, sia da riferire alla sua edificazione o costituisca anch'essa una preesistenza, visto che risulta disposta in prossimità del lato esterno del muro di facciata della più antica cappella. In qualsiasi caso sembrerebbe testimoniare l'utilizzo e forse anche l'origine funeraria dell'edificio, suggerendone una probabile fondazione privata.

172 VIDULLI TORLO 1990; LOPREATO 1991.

173 TAGLIAFERRI 1981, pp. 310–314. Tra cui compaiono anche probabili frammenti di ambone, segno del ruolo centrale assunto dalla chiesa per la cura d'anime. Non si può escludere che questa fase di abbellimento interno possa corrispondere all'ampliamento verso ovest della chiesa, con l'eliminazione del precedente atrio e la realizzazione di una facciata posta in diagonale alla quale venne addossata, internamente, una torre campanaria. Questo rinnovamento dell'edificio è stato assegnato al IX secolo (MENIS 1968, pp. 81–87).

174 Una proposta di datazione all'VIII secolo si trova infatti in TAVANO 1976, p. 450.

che se i dati qui espressi non permettono di dipingere un quadro definitivo, suggeriscono alcuni aspetti della dinamica che pare interessare la tradizione costruttiva nella regione.

Innanzi tutto, si evince chiaramente la particolare vivacità nell'elaborare spunti e forme diverse, nell'ambito di uno sperimentalismo e di una vocazione alla ricerca di formule autonome che non si esaurisce nella grande epoca delle costruzioni del centro episcopale aquileiese e poi nell'esperienza di Grado e degli altri centri urbani, sicuramente importante per la diffusione di alcuni modelli, ma si confronta anche con le differenti esigenze liturgiche connesse alla problematica della espansione del culto nelle aree extra urbane, con il conseguente sovrapporsi di altri elementi capaci di influenzare le scelte costruttive. Tutto ciò, come abbiamo visto, si riflette anche nelle dimensioni e nella definizione dell'articolazione degli spazi e dell'apparato liturgico degli edifici.

Interessante notare come sia però innegabile in area rurale una progressiva tendenza alla diminuzione delle dimensioni e complessità degli edifici, anche se in questo caso la situazione specifica e la funzione di ogni centro può aver influito su questo processo.

Se la varietà di scelte e modelli architettonici attestati potrebbe essere il segno di una incapacità di imporre precisi indirizzi da parte della gerarchia ecclesiastica, quindi una sua limitata possibilità di controllo dello sviluppo delle attività costruttive, condizionando forse in questo modo anche gli esiti scarsamente monumentali di alcune costruzioni, non si può però scordare che al tempo stesso è testimonianza di un fervente processo culturale nella elaborazione di schemi che non sono mai stati assunti senza un'originale e profonda rimeditazione. Sono cioè il chiaro segno di come in quest'area, aperta sull'Adriatico e sulle esperienze che in questo bacino giungevano e si producevano, si compongano numerosi influssi che ne arricchiscono il panorama architettonico, rendendolo così differenziato.

Epoca altomedievale (VII–X secolo)

Le ricerche compiute negli ultimi anni, tra cui alcune interessanti scoperte archeologiche sia in ambito urbano che rurale, hanno consentito di approfondire la conoscenza degli sviluppi dell'architettura religiosa in Friuli durante l'altomedioevo. Nonostante la maggior parte dei casi riguardi il rinnovamento di precedenti impianti cultuali, che a volte risulta poco significativo dal punto di vista architettonico o comunque connotato da scelte costruttive spesso condizionate dalle preesistenze[175], emergono però anche alcuni spunti originali, soprattutto in occasione di nuove fondazioni o importanti rifacimenti, sicuramente significativi per comprendere i diversi riferimenti culturali. Si nota in tal modo come vi sia in alcuni edifici un chiaro richiamo ad alcuni schemi della tradizione più antica, come quello della chiesa ad aula unica rettangolare priva di absidi, anche se alcune volte tali indicazioni possono risolversi non tanto in una cosciente volontà di citazione bensì nella ricerca di una semplicità e linearità delle forme. A questo aspetto si accompagna poi, soprattutto in ambito rurale, una chiara rinuncia alla monumentalità, tendenza cui si è già accennato in relazione alle dimensioni contenute di alcune fondazioni paleocristiane, ma alla quale in epoca altomedievale corrisponde una diffusa attenzione, per lo meno nell'VIII–IX secolo, per la decorazione interna, soprattutto dell'area presbiteriale, con l'utilizzo di arredo scultoreo[176]. I motivi di questi atteggiamenti sono probabilmente stratificati e complessi, tanto che non è certo questa l'occasione per affrontarli. Si vuole comunque evidenziare che sarebbe semplicistico considerarli come costruzioni derivanti da una minor capacità tecnologica o da una carenza di risorse, dimenticando invece che potrebbero derivare da nuove tendenze del gusto e da una diversa dinamica che in quel periodo riguarda la fondazione e il rin-

[175] Esemplari sotto questo punto di vista i casi di Osoppo e San Martino a Rive d'Arcano. La chiesa di San Pietro a Osoppo mantenne probabilmente la stessa pianta, con un rinnovamento dei piani pavimentali e forse l'aggiunta di annessi sul fianco dell'abside (VILLA 2000b, p. 157).

[176] A volte la presenza di questi elementi è in grado di suggerire l'esistenza di una fase altomedievale, non altrimenti documentata. Per una carta di distribuzione delle testimonianze di arredo scultoreo altomedievale nelle chiese friulane si veda LUSUARDI SIENA, VILLA 1997.

novamento degli impianti cultuali, nella quale era presumibilmente lasciato molto spazio all'iniziativa privata.

Non mancano poi anche esempi che segnalano invece una capacità ricettiva, soprattutto in ambito cittadino, del più innovativo linguaggio che si andava diffondendo in area adriatica o nell'impero carolingio, frutto di una mediazione tra gli influssi bizantini, sempre presenti soprattutto lungo le coste, e le elaborazioni in atto nell'Europa continentale.

Aquileia

Le vicende di Aquileia in età altomedievale non sono del tutto chiare sia per quanto riguarda la situazione urbana che per le trasformazioni subite dal nucleo episcopale (figg. 3–4). Sicuramente questo ebbe una fase di rinnovamento importante durante l'età carolingia, quando si andò ulteriormente definendo, con aggiunte e sostanziali modifiche, la strutturazione del complesso sull'asse tra l'unica basilica conservatasi, quella meridionale, e il battistero. Rimane però da comprendere come si giunse a questo stato di cose, a partire dalla possibilità di individuare il momento in cui venne eliminata la basilica settentrionale post teodoriana nonché di definire l'evoluzione del gruppo vescovile durante l'età longobarda, quando cioè a partire dal terzo decennio del VII secolo la residenza del patriarcato venne spostata a Cormons e la sede aquileiese fu praticamente abbandonata.

Alcuni elementi suggeriscono che un rinnovato interesse per l'originaria sede patriarcale e per le sue strutture si manifesti già durante la tarda età longobarda o con il primo periodo carolingio, cioè subito dopo le attività di monumentalizzazione della nuova sede cividalese che costituì un probabile riferimento per la promozione architettonica dell'antico centro episcopale.

Tali indicazioni provengono anche dalla presenza di arredo scultoreo di seconda metà VIII–inizi IX secolo[177], che in alcuni casi sembra possibile riferire a precisi interventi strutturali, che interessarono sia la cattedrale che la basilica di Monastero.

Per quanto riguarda il complesso episcopale, pare di un certo rilievo la presenza di alcuni archetti di ciborio attribuibili ad una struttura poligonale, stilisticamente affini agli esemplari del tugurio del Battistero di Callisto a Cividale ma presumibilmente inquadrabili in un periodo lievemente posteriore, quello del patriarca Sigualdo o di Paolino[178]. Il recente ritrovamento di un altro frammento, considerato sicuramente appartenente allo stesso ciborio, riutilizzato nelle fondazioni della chiesa dei Pagani[179], presso il battistero, potrebbe essere un indizio interessante per ricondurre a quella struttura tali elementi decorativi se non fosse che l'ampiezza della vasca battesimale non pare compatibile con un simile tugurio. Questo, in base alla ricostruzione proponibile, risulterebbe infatti leggermente più piccolo anche della nuova versione esagonale del fonte che, come comunemente considerato, avrebbe sostituito quella ottagonale proprio in periodo altomedievale[180]. Sarebbe pertanto necessario collegare questi elementi ad un'ulteriore fonte, presente forse nello stesso vano – ma non ne è stata rinvenuta alcuna traccia – oppure altrove.

Varie sono comunque le indicazioni che permettono di stabilire come le opere di rinnovamento del complesso episcopale aquileiese si svilupparono in un'articolata serie di interventi i quali trovarono conclusione – certo non il principio – all'epoca del patriarca di Massenzio.

In questo quadro vanno infatti ricondotte le attività di risistemazione che modificarono la veste architettonica del battistero dove la chiusura delle nicchie laterali, che portò alla definizione di un volume ottagonale anche all'esterno, è stata riferita genericamente ad età altomedievale, senza possibilità di più precisi riscontri. Contestualmente alla trasformazione del fonte da ottagonale a esagonale, o

---

177 TAGLIAFERRI 1981, nn. 273, 282–283.

178 LUSUARDI SIENA, PIVA c.s., nn. 27–28.

179 MASELLI SCOTTI, MANDRUZZATO, TIUSSI 1999, c.383.

180 Mentre le dimensioni degli archetti del ciborio poligonale, in base alla ricostruzione proponibile (LUSUARDI SIENA, PIVA c.s., fav. XV, 1–3), dovrebbero risultare di 0,70 m almeno in altezza e 1,10, o al massimo 1,20, in larghezza, i lati del fonte ottagonale misurano 2,10 m mentre quelli della soprastante vasca esagonale, riferibile alla fase altomedievale, sono in media di 1,80 (internamente 1,50).

forse poco dopo, vi fu anche la collocazione, presso i vertici della vasca, di sei colonne che, come da disegni ottocenteschi, reggevano delle arcate attorno al fonte e connesse ai perimetrali, definendo una sorta di ambulacro, probabilmente con galleria alla quale si accedeva da una specie di torre posta ad occidente: lo spazio interno assunse pertanto una configurazione assai simile a quella del battistero di Marsiglia. Va notato come questa sistemazione mal si concilierebbe con la presenza di un tugurio ad ornamento del fonte, visto che questa struttura era presumibilmente coronata da una copertura. Sarebbe pertanto suggestivo poterli riferire alla costruzione della chiesa dei pagani e del nuovo portico a tre navate, tra battistero e basilica, che eliminando le precedenti strutture decorative del vano battesimale le utilizzò come materiali da costruzione nel nuovo edificio. Ciò ricondurrebbe all'età massenziana, epoca cui è riferita appunto la chiesa dei Pagani, come confermerebbe la presenza di capitelli inquadrabili nella prima metà del IX secolo nel colonnato del portico[181]. Anche l'architettura di questo edificio, che propone un impianto adatto alla definizione monumentale di uno spazio di comunicazione fra due ambiti architettonici e liturgici, pare compatibile con una simile collocazione cronologica: si tratta in particolare di una costruzione disposta su due piani, in asse tra battistero e basilica, cui era connessa tramite il portico e che risultava caratterizzata da una suddivisone interna in due ambienti comunicanti, distinti da una diversa quota pavimentale[182]. Inoltre, oltre al possibile collegamento di queste modalità costruttive con la tendenza al potenziamento dei corpi occidentali delle basiliche, fiorita proprio a partire dall'età carolingia, vi è anche la scelta formale di movimentare le masse murarie interne con le nicchie, in linea con il nuovo gusto estetico che si andava imponendo in alcune costruzioni del periodo sia in oriente che nell'Europa continentale[183].

Tutti questi interventi che proprio tra la fine dell'VIII secolo e l'inizio del IX contribuiscono a donare alla basilica una nuova veste architettonica, confermerebbero l'esistenza di un ampio progetto di rinnovamento della sede patriarcale, in linea a quanto risulta anche per il complesso vescovile concordiese. Come noto, ad Aquileia fu soprattutto il settore orientale ad essere interessato da queste attività, che hanno previsto l'inserimento di due cappelle laterali absidate – separate dall'aula tramite una doppia arcata – e di un'abside centrale curvilinea inscritta in un rettangolo, mentre il resto dell'edifico conservò lo sviluppo dell'antica chiesa post teodoriana. Si definì in tal modo una chiesa cruciforme, modello assai frequentemente utilizzato in quel periodo[184]. Fatto rilevante e molto discusso, fu la creazione di una cripta nell'area absidale il cui inquadramento cronologico risulta alquanto dubbio, soprattutto per i caratteri architettonici di questa struttura, che presenta un impianto a sala, suddiviso in tre navate da una doppia fila di colonne, ornate con un gruppo unitario di capitelli che dimostrano indubbiamente di appartenere ad un gusto scultoreo ancora ben radicato nell'VIII secolo. Ciò ha permesso di ipotizzare una collocazione della cripta e di tutta la parte absidale, non senza motivo, in età premassen-

[181] TAGLIAFERRI 1981, nn. 36–38. Il portico aveva tre navate aperte con pilastri e colonne che sorreggevano cinque arcate le quali, avvolgendo i lati della chiesa dei pagani, si connettevano al battistero. La presenza del suddetto archetto di ciborio – attribuibile al terzo quarto dell'VIII secolo e presumibilmente appartenente al battistero del complesso episcopale – costituisce un importante termine *post quem* per la costruzione della chiesa dei pagani e per il riassetto del settore occidentale del portico, offrendo un ulteriore indizio per l'attribuzione di queste attività al tempo del patriarca Massenzio, che sicuramente operò interventi nella basilica con l'aiuto della corte franca.

[182] Anche la parte del portico di fronte alla aulica aveva un piano salariato, al quale si saliva grazie una scala interna alla chiesa. In tal modo si accedeva alla cappella superiore della chiesa dei pagani dedicata a Santa Anastasia. Questa aveva la stessa pianta della cappella inferiore di San Pietro. Verso oriente, il vano comunicante con il portico era quadrato, con nicchie rettangolari sui lati nord e sud, e risultava coperto da una calotta su trombe d'angolo. Il settore comunicante, verso occidente, che dava accesso al battistero, risultava rettangolare con una copertura costituita da una doppia volta a crociera, come a definire due campate.

[183] TAVANO 1976 pp. 455–457. Si possono ricordare anche i successivi esiti come nel S. Pantaleone di Colonia o nel Westwerk di S. Michele ad Hildesheim.

[184] Sull'analisi architettonica del complesso TAVANO 1988, DORIGO 1992.

ziana, forse durante il patriarcato di Paolino, quando avrebbero preso avvio i lavori di ristrutturazione del complesso episcopale, che poteva prevedere anche interventi nel battistero[185]. Secondo tale visione la cripta aquileiese rivestirebbe un importante ruolo nella elaborazione di simili strutture che in quel momento poteva contare su pochi esempi, in particolare quello della chiesa di Santa Maria in Cosmedin a Roma. Proprio il contatto con Roma si tinge in questo caso di significati rilevanti, visto che pare emergere per l'età carolingia il ruolo fondamentale svolto da questi rapporti con la cultura romana nella diffusione degli orientamenti della corte imperiale, i quali ebbero in Paolino un importante sostenitore e non solo in campo artistico, essendo ben nota la coincidenza di vedute tra il patriarca e la corte franca in merito anche alla politica religiosa.

Questa funzione della figura di Paolino, proposta ultimamente anche per l'ambito cividalese in relazione alle attività di monumentalizzazione degli edifici della nuova sede, con la possibilità di riconoscere anche in quel caso un rinnovamento del settore presbiteriale della cattedrale di Santa Maria Assunta che forse ha previsto la realizzazione di una cripta (cfr. *infra*), sembrerebbe fornire ulteriori indizi per collocare in questo ambito il rinnovamento della basilica di Aquileia.

Se non si può comunque trascurare la possibilità che la cripta aquileiese, nella veste conservata, sia il risultato di sistemazioni posteriori, che modificarono un primitivo impianto a deambulatorio, di età massenziana, riutilizzando più antichi elementi architettonici come i capitelli[186], sembrerebbe più convincente la combinazione di argomenti a favore di una sua collocazione nella prima epoca carolingia. Non si può negare che in quel momento vi fossero infatti tutte le premesse necessarie, politiche e culturali, affinché in Aquileia, dove si stavano manifestando ulteriori segni di un rinato interesse per l'antica sede patriarcale, venissero attuate soluzioni innovative e peculiari del nuovo panorama architettonico che si andava definendo.

Gli aspetti qui sottolineati rappresentano senza dubbio la massima espressione del rinnovamento che coinvolse gli edifici cultuali aquileiesi in età altomedievale ma non si può però trascurare il fatto che esistono altre significative esperienze anche al di fuori del centro episcopale. Particolarmente significativa è quella della chiesa di Monastero (fig. 9) dove è possibile delineare una fase di rielaborazione dell'antica basilica paleocristiana che forse interessa ancora l'epoca longobarda o comunque il secolo ottavo. Pare infatti probabile un simile inquadramento per i capitelli relativi alla pilastrata che suddivise l'originario impianto in tre navate[187]. L'edificio in quel momento venne probabilmente dotato anche di un'abside orientale sporgente e mantenne il divario di quota pavimentale, circa 40 cm, tra il settore occidentale e quello orientale dell'aula. Si tratta di una situazione già osservata in riferimento al rifacimento del tappeto musivo di età paleocristiana e che per l'età altomedievale risulterebbe attestata dalle diversità nel livello di affioramento dei basamenti dei pilastri[188].

---

[185] TAVANO 1988, pp. 273–279; TAVANO 1997, pp. 102–104, 107–108. Il precoce inquadramento della cripta sembrerebbe suggerito anche dall'assimilazione alle produzioni carolingie del pavimento dell'abside aquileiese, la cui cronologia è comunque molto discussa con proposte di inquadramento anche all'XI secolo, ultimamente smentito da un accurato studio (GOUDOUNEIX 1997) che ripropone una datazione al principio del IX secolo. Se così fosse in quel momento la cripta a sala doveva già essere stata realizzata.

[186] DORIGO 1992, pp. 201–205.

[187] Un inquadramento all'VIII–IX secolo era stato suggerito dal Tavano (TAVANO 1986, pp. 244, 255).

[188] Come si può notare dall'analisi delle evidenze, la base del quinto pilastro (cfr. p.e. BERTACCHI 1965, c. 102, fig. 19) emerge per alcune decine di centimetri dal piano del mosaico originario, certo ben più di quanto non succeda per le altre basi verso ovest (cfr. p.e. BERTACCHI 1965, fig. 18). Anche il pilastro in mattoni addossati alla parete di fondo, presso l'abside, mostra uno sviluppo in elevato a partire dal secondo livello di mosaico – chiaramente tagliato dalla loro fondazione, come già sottolineato – mentre i pilastri presso la facciata appaiono in elevato a partire da un livello inferiore, cioè quello del primo mosaico (BERTACCHI 1965, c. 106). Tutto ciò, oltre a confermare la presenza del salto di quota nel settore orientale, sembrerebbe indicare che il pavimento della fase altomedievale se non riutilizzava il piano precedente doveva essere solo di poco più alto rispetto a questo.

Cividale

Quel poco che si conosce sul panorama architettonico cividalese di età altomedievale, sebbene non offra elementi molto chiari consente però di definire un quadro articolato e ricco, connotato da esiti alquanto rilevanti.

Se escludiamo la situazione del cosiddetto Tempietto Longobardo, la grande attività di rinnovamento che si sviluppa nell'VIII secolo ha lasciato traccia principalmente nella grande quantità di elementi di arredo scultoreo prodotti come ornamento degli edifici di culto[189].

L'attenta analisi che recentemente è stata effettuata su questi manufatti e che ha badato non solo ad una precisazione cronologica delle diverse produzioni ma anche ad una più puntuale attribuzione funzionale degli arredi, tentando di precisare la loro collocazione nella decorazione dei diversi spazi liturgici e architettonici, ha tuttavia consentito di aumentare le conoscenze sul panorama dei monumenti cristiani di Cividale e in alcuni casi di delineare anche ipotesi sullo sviluppo delle diverse costruzioni[190].

È così emerso che verso la metà dell'VIII secolo esistevano due fonti battesimali nella città. Quello presso il Duomo, entro il battistero di fondazione paleocristiana, monumentalizzato dal patriarca Callisto con il celebre tugurio ottagonale, non pare infatti l'unico esempio: il riconoscimento di altri archetti di un ciborio poligonale, più precisamente esagonale, induce a ritenere che vi fosse un altro nucleo battesimale nella città; forse da identificare nel complesso di S. Giovanni in Valle, presso la Gastaldaga, anch'esso di più antica origine e con importanti fasi di rinnovamento nell'VIII secolo.

La fondazione di questa chiesa deve infatti essere fatta risalire almeno alla fine del VI o all'inizio del VII secolo, come attesterebbero alcune ricche sepolture longobarde rinvenute nel presbiterio dell'edificio[191]. Queste potrebbero offrire un'ulteriore conferma della stretta relazione tra l'origine del luogo di culto e quella della gastaldaga longobarda la quale presumibilmente fin dagli inizi del VII secolo occupò un'area che sino ad allora era stata probabilmente marginale, forse non compresa nelle mura di età romana.

I pochi elementi archeologici disponibili permettono di ricostruire un edificio ad aula unica rettangolare con terminazione orientale rettilinea, orientata est-ovest ed ampia 20/21x9,10 m circa, secondo uno schema comune per l'età paleocristiana ed altomedievale in ambito friulano (fig. 21). L'unica particolarità è rappresentata da una struttura muraria, interpretata come banco presbiteriale, che pare aderire ai perimetrali, come è stato documentato lungo il muro meridionale dove risulta spingersi verso la navata per 2,5/2,75 m rispetto al muro di fondo. Un salto di quota pavimentale, più alta di 12 cm nel coro rispetto alla navata, fa presupporre l'esistenza di un gradino di accesso o di una recinzione, alla quale potrebbe forse appartenere la cornice di architrave con una teoria di agnelli crociferi, inquadrabile probabilmente ancora nel VII secolo. Singolare il fatto che questo costituisca il referente per un altro frammento di architrave rinvenuto ad Invillino e relativo ad un'altra chiesa di S. Giovanni con destinazione battesimale: in questo sito, infatti, la chiesa altomedievale ricostruita sui resti dell'impianto paleocristiano del Colle di Zuca (cfr. *infra*), forse proprio agli inizi del VII secolo, presenta un'aula rettangolare con un restringimento interno nella zona presbiteriale che la rende molto simile, per lo meno in pianta, all'edificio cividalese riproponendo un legame tra i due ambiti.

Gli elementi scultorei rinvenuti a Cividale e riconducibili con una buona probabilità alla loro collocazione originaria testimoniano, oltre all'abbellimento dei fonti battesimali, un'attività di rinnovamento dell'arredo liturgico avvenuto nel corso della prima metà e nei decenni centrali del secolo sia nel Duomo, dove Callisto si interessò probabilmente anche della sistemazione dell'altare, che nel S. Giovanni, con la risistemazione della recinzione presbiteriale, la quale forse divenne più articolata con un avanzamento centrale verso la navata. È così possibile individuare in questi due poli le manifestazioni più

[189] Un quadro generale delle chiese attestate a Cividale in età altomedievale si trova in VILLA 2000c.

[190] LUSUARDI SIENA, PIVA 2001, a cui si è fatto costante riferimento per l'inquadramento degli arredi liturgici e per la loro funzione.

[191] Sulle problematiche riguardanti l'origine, la funzione e le strutture materiali della chiesa si veda TORP 1977, pp. 201–225. Ultimamente un quadro anche in Cividale longobarda c.s.

precoci ed evidenti degli interventi di monumentalizzazione della tarda età longobarda, anche se riconducibili a differenti botteghe.

Per quanto riguarda il Duomo l'analisi della collocazione dell'altare di Ratchis e di quello del patriarca Sigualdo offre poi ulteriori spunti. La proposta di S. Lusuardi e P. Piva[192] di attribuire alla scarsella occidentale o ad una pedana presso il fonte ottagonale l'altare di Sigualdo e di collegare quello di Ratchis ad un precedente ciborio, commissionato dal padre Pemmone, probabilmente per un altro edificio, nel quale fu forse sepolto e che potrebbe essere divenuto il luogo per l'orgogliosa autocelebrazione della stirpe ducale in contrapposizione all'operato di Callisto e della corte regia, aggiunge forse nuove prospettive per la ricostruzione dell'attività di rinnovamento che interessò il complesso cultuale del Duomo nell' VIII secolo (fig. 20). Infatti, scartando l'ipotesi di identificare questo ulteriore edificio con la chiesa della gastaldaga, legata piuttosto all'ambito regio e non a quello ducale[193], sembra suggestiva la proposta di considerare la presenza dell'altare – il quale come si legge nell'iscrizione commemorativa ha arricchito *domum beati Iohannis* – nella chiesa di S. Giovanni che inglobò il battistero sviluppandosi verso ovest. All'edificio, che ebbe una destinazione funeraria, sembrerebbero appartenere, in base agli elementi emersi negli scavi ottocenteschi del Della Torre, sia un vano con terminazione rettilinea, verso sud, sia un'aula più settentrionale conclusa ad oriente da un'abside semicircolare, abbastanza profonda ma forse non sufficientemente ampia per accogliere l'altare di Ratchis e soprattutto il ciborio di Pemmone.

L'area della gastaldaga è invece caratterizzata dall'edificazione del cosiddetto Tempietto Longobardo, che rappresenta uno dei monumenti più affascinanti ed enigmatici del periodo (fig. 21). Da considerare un satellite del S. Giovanni in Valle e originariamente edificato forse come cappella palatina (con funzione di mausoleo o di memoria), il Tempietto è considerato nella veste tuttora riconoscibile una costruzione di età desideriana (circa verso il 760), anche se non mancano attribuzioni ad epoca carolingia, agli inizi del IX secolo[194].

L'architettura, che presenta uno schema ben conciliabile con tali inquadramenti, è connotata da aspetti certamente singolari. La sobrietà dell'edificio, definito da una pianta rettangolare come in molte chiese del periodo, è però articolata nella singolare composizione dei volumi, con un corpo centrale quadrato (lato di 6,28 m) dal quale scaturisce ad oriente un presbiterio rettangolare, più basso, segno di una concezione architettonica diversa dagli esiti più comuni, impostati ad una maggiore linearità e semplicità delle volumetrie. Il ritmo elegante e contenuto che le archeggiature esterne danno alla costruzione, recuperando come in molti monumenti altomedievali un retaggio paleocristiano[195], non lascia trasparire l'elaborata definizione dello spazio interno, caratterizzato dalla tripartizione dell'area presbiteriale in navatelle, con volte a botte sorrette da pilastri e colonne che si affacciano sul corpo centrale risultando impreziosite da una doppia archeggiatura bardellonata in laterizi[196]. Se il richiamo a modelli o schemi noti in età altomedievale appare evidente, soprattutto nei singoli aspetti, come nel caso della tripartizione del coro o nell'esito delle arcate, risulta certo nuovo il modo in cui questi elementi vengono composti nella singolare intenzione di integrare lo spazio centrale, presumibilmente già dotato di volta e fortemente connotato da una tendenza verticale, con il comune sviluppo longitudinale degli edifici di culto. Inoltre, la presenza dei nicchioni lungo i perimetrali, con le loro ampie arcate concepite per la monumentale decorazione a stucco, sembra una scelta tesa non solo a movimentare i vo-

---

[192] LUSUARDI SIENA, PIVA 2001.

[193] La datazione dell'altare di Ratchis è infatti inquadrata negli anni precedenti la sua ascesa al trono quando invece sostituì il padre alla guida del ducato friulano, cioè tra 737 e 744 (TAGLIAFERRI 1981, p. 206).

[194] Su questi aspetti e sull'inquadramento del tempietto nel clima culturale altomedievale si veda TORP 1977, pp. 226–241; TAVANO 1990, pp. 239–242 ed i recenti contributi in JÄGGI 2001 e in Cividale Longobarda c.s.

[195] TAVANO 1976, p. 440 ss.

[196] Il presbiterio nella veste di età desideriana presentava una recinzione con elementi marmorei, originariamente passante tra le colonne, che ultimamente è stata collegata al riutilizzo di elementi più antichi, di VI secolo, pertinenti ad un altro edificio, forse il vicino S. Giovanni (LUSUARDI SIENA, PIVA 2001). A questa sistemazione del settore orientale è da assegnare la pavimentazione in *opus sectile* e la decorazione in lastre marmoree delle pareti.

lumi ma quasi a suggerire il motivo degli spazi aperti su un corpo centrale, secondo una concezione simile a quella adottata per suggerire la presenza delle absidi nella chiesa di San Benedetto a Malles. In questo caso sarebbe chiaro il richiamo e la peculiare rimeditazione di più antichi modelli di strutture a pianta centrale e la conoscenza di esperienze maturate anche in area orientale, in ambito bizantino e omayyade. Ma è soprattutto la ricca decorazione di età desideriana che richiama una tale confluenza e sovrapposizione di influssi, sottolineando il valore innovativo e l'alto livello culturale, sia progettuale che esecutivo, sottointeso alla realizzazione del Tempietto[197].

La complessità di questo monumento è poi accentuata dalle discussioni sulle sue fasi edilizie, questione che è tuttora al centro dei problemi di interpretazione, poiché la tesi di un'origine unitaria del complesso nella sua veste di età desideriana sembrerebbe messa in dubbio da alcune incongruenze negli elementi costruttivi. In particolare, la presenza nel presbiterio di una decorazione parietale, con intonaco marmorizzato, sicuramente precedente il collocamento delle lastre parietali e del setto presbiteriale che paiono invece convivere con il pavimento in *opus sectile* – elementi questi relativi alla sistemazione di epoca desideriana – potrebbe essere indizio di una fase più antica[198], forse segnalata anche dall'ipotesi di un rifacimento delle pareti interne dell'aula, con la creazione dei nicchioni che risulterebbero quindi relativi ad un momento non originario[199].

Se il tempietto pare essere l'espressione più alta dei rinnovamenti effettuati durante la tarda età longobarda, interessanti elementi permettono di considerare come anche durante la prima età carolingia Cividale fosse il centro della cultura artistica ed architettonica del ducato, fornendo chiari elementi di raccordo con la situazione di Aquileia che forse proprio alla nuova sede patriarcale guardava, primariamente che altrove, in occasione dei lavori di risistemazione dell'antico complesso episcopale. Non pare poi un caso che proprio al patriarca Paolino potrebbero essere ricondotte, come ultimamente proposto[200], importanti attività di rinnovamento nel complesso del Duomo e nel S. Giovanni in Valle che paiono molto vicine a quelle operate nella cattedrale aquileiese e che permettono di sottolineare l'opera di questo patriarca nell'attuazione delle direttive e del gusto della corte nonché nell'adeguamento al rito e alle scelte operate in ambito romano. Si tratta in particolare della possibilità di attribuire proprio alla fine dell'VIII secolo o agli inizi del IX, forse in occasione del rinnovamento della cattedrale che ospitò il concilio del 796, dei lavori di risistemazione della recinzione presbiteriale forse connessi anche alla realizzazione di una cripta, secondo le

---

[197] Su questi aspetti TAVANO 1975; JÄGGI 2001; Cividale Longobarda c.s.

[198] TORP 1977, p. 37, fig. 15; p. 48; pp. 80–82. L'assenza di un piano pavimentale in fase con questo intonaco, come sottolineava il Torp sostenendo l'esistenza di un'unica fase costruttiva, rende però incerti nell'interpretazione. Non si può escludere che ciò sia comunque dovuto ad un'asportazione effettuata in occasione della nuova sistemazione. Una rimeditazione delle evidenze sinora emerse sotto questo punto di vista si trova in Cividale longobarda c.s.

[199] Circa il diverso assetto dei volumi e dell'aspetto interno dell'edificio si è soffermato il Degani (DEGANI 1981). Non potendo concordare con l'ipotesi espressa da questo studioso circa un ampliamento verso est della costruzione, poiché non ve n'è traccia certa nella muratura, soprattutto delle volte del presbiterio che sono indubbiamente il frutto di un'omogenea attività costruttiva, non si può invece scartare l'ipotesi di un diverso andamento dei muri del corpo centrale. Ciò sarebbe suggerito dalla constatazione che le doppie archeggiature sulla fronte del presbiterio risultano in parte celate, nel punto di attacco con i perimetrali, da una struttura muraria in appoggio che costituirebbe il presunto raddoppiamento dello spessore murario originario effettuato in occasione della realizzazione dei nicchioni. Sarebbe interessante verificare un simile addossamento anche alla base degli archi – dove non mi pare che questo rapporto sia così evidente – per esser certi di una tale dinamica evolutiva e per scartare invece l'ipotesi di una particolare tecnica costruttiva nell'ambito della stessa attività edilizia, forse derivante dalla necessità di mantenere proporzioni simili nell'apertura delle volte senza diminuire la loro ampiezza e giungere ad una riduzione dello spazio presbiteriale. Nel caso che le ipotesi del Degani fossero confermate, non si potrebbe evitare di notare come anche nel Tempietto, pur nell'ambito di un edificio connotato da una concezione architettonica particolare, vi fosse la stessa caratteristica dell'area presbiteriale lievemente meno ampia, all'interno, rispetto al resto della costruzione, come trasparirebbe anche dalle piante del S. Giovanni in Valle e della chiesa del Colle di Zuca ad Invillino. Interessante, ma non del tutto convincente, l'ipotesi formulata in JAGGI 2001, pp. 413–414, secondo cui sarebbe possibile che le archeggiature fossero state progettate per non essere viste mentre le maestranze che con tanta accuratezza le realizzarono non erano al corrente di una simile scelta.

[200] LUSUARDI SIENA, PIVA 2001, pp. 499–503.

nuove direttive liturgiche che in sintonia con Roma potrebbero essere state attuate nello stesso periodo anche ad Aquileia. Interessante notare come nella cripta cividalese abbiano infatti trovato posto sia le spoglie di Paolino che del suo successore Orso. Nel S. Giovanni in Valle invece, la ricostruzione della recinzione presbiteriale, con i plutei decorati dagli intrecci di gusto carolingio, pare molto vicina a quella proposta per la fase massenziana della basilica di Aquileia, rinnovando l'impressione di uno stretto rapporto di dipendenza fra le attività di monumentalizzazione delle due sedi patriarcali, con un certa plausibile preminenza di quella cividalese.

Concordia

La rinascita della sede vescovile concordiese nell'altomedioevo è segnalata dall'edificazione di un nuovo complesso cultuale (fig. 22) che si sviluppò al fianco della basilichetta derivata dalla *trichora,* unico elemento dell'impianto paleocristiano che non fu abbandonato e non venne ricoperto dai depositi alluvionali che obliterarono gran parte delle antiche strutture[201]. Del nuovo impianto è venuta alla luce parte della terminazione orientale triabsidata[202], mentre non vi sono evidenze relative allo sviluppo planimetrico della basilica verso occidente. La presenza di un moncone di muro, che si lega ortogonalmente al perimetrale nord e che potrebbe essere interpretato come la terminazione occidentale di una specie di transetto o di presbiterio aggettante, ha fatto pensare all'esistenza di una chiesa con pianta cruciforme, la quale mostrerebbe delle dimensioni interne abbastanza modeste[203]. Sembrerebbe però più probabile l'ipotesi, compatibile con i caratteri delle evidenze disponibili[204], di un corpo centrale dell'edificio di maggiori dimensioni, largo cioè come il settore orientale e forse suddiviso in tre navate, con uno sviluppo longitudinale interno ipotizzabile tra i 18 e i 22 m e un'ampiezza di 13 m. Sicuramente sarebbe stato più consono ad un complesso episcopale e risulterebbe comunque riferibile ad una tipologia architettonica e a dei parametri dimensionali che non sono privi di riscontri in età altomedievale[205]. La possibilità che in quel periodo esi-

[201] Sulle vicende di questo centro nell'altomedioevo e sulle evidenze archeologiche relative al complesso cultuale si veda VILLA 2001b.

[202] L'abside centrale è ampia circa 4 m e profonda 2.70 m, mentre quella settentrionale è ampia 3.30 m e profonda solo 1.70 m.

[203] Con un presbiterio aggettante ampio 13x3 m e con un'aula larga circa 5 m e caratterizzata da uno sviluppo longitudinale non precisabile ma che non dovrebbe superare i 10 m. Ne risulterebbe una basilichetta simile a quella attestata nella fase originaria del vicino monastero di Sesto al Reghena, attribuibile all'VIII secolo CANTINO WATAGHIN 1999, p. 34; MENIS 1999.

[204] Non si può infatti escludere che il perimetrale nord potesse in realtà continuare il suo sviluppo verso occidente oltre il presunto limite nord-ovest del transetto, il quale risulterebbe invece un elemento relativo alla suddivisione presbiteriale, forse la base per l'impostazione di un'arcata.

[205] Sulle chiese altomedievali a tre absidi si può far riferimento allo studio di H.R. Sennhauser (SENNHAUSER 1979) che riguarda gli esemplari di area alpina; interessanti annotazioni circa la fortuna del coro tripartito tra la tarda età longobarda e l'era carolingia, oltre che nell'area retica anche nei territori adriatici, nel nord Italia e a Roma, si trovano in TORP 1977, pp. 148–161. Per alcuni esempi carolingi di area croata si veda ora anche JURCOVIĆ 2001. La diffusione della tipologia in Italia settentrionale è poi attestata dai casi del San Salvatore II, di età desideriana (BROGIOLO 1991, pp. 108–110; BROGIOLO 2000, p. 497), del San Salvatore a Sirmione, della chiesa di San Michele nel monastero di Santa Maria Teodote a Pavia, del San Michele a Trino Vercellese (I Longobardi 1990, pp. 248–249, 266–267, 272), della fase di VIII–IX secolo del S. Giovanni di Montorfano a Mergozzo (NO) (PEJRANI BARICCO 1989, pp. 2254–2258), nonché nella basilica triabsidata presso il battistero di S. Giovanni alle Fonti a Milano, riconducibile presumibilmente all'epoca del vescovo Angilberto II, come attesterebbero recenti analisi di laboratorio sui laterizi utilizzati nella costruzione. Per quanto riguarda Concordia è pur vero, anche se appare meno probabile, che mantenendo lo stesso sviluppo longitudinale – suggerito, come vedremo, anche da altri elementi dell'organizzazione topografica – non si può escludere l'esistenza di un impianto tripartito compatibile con una terminazione orientale cruciforme. Ciò permetterebbe un riferimento alla situazione che emerge sul colle di Castelvecchio a Caldano, in Alto Adige (ringrazio per la segnalazione il prof. H. R. Sennhauser), relativa però ad un contesto più antico, di V–VII secolo (NOTHDURFTER 1992), e soprattutto alle architetture, in particolare di ambito abbaziale, della prima metà del IX secolo dell'Europa settentrionale come a Maursmünster, Kornelimünster, nella basilica di Eginardo a Steinbach, o nella chiesa di St. Justinus ad Höchst. Singolare il fatto che alcuni di questi edifici siano stati giustamente ricordati per l'inquadramento della fase altomedievale della basilica di Aquileia (DORIGO 1992, p. 196 ss., fig. 1), segno che simili scelte formali erano già ben presenti in Friuli e che furono già utilizzate per un complesso episcopale.

stesse a Concordia una chiesa tripartita sembrerebbe poi confermata anche dalla presenza di alcuni capitelli di VIII secolo, purtroppo di provenienza incerta, che mostrano dimensioni tali da indurre ad ipotizzare una importante funzione strutturale. Pare lecita la loro attribuzione al colonnato della nuova basilica vescovile, alla quale vanno probabilmente riferiti anche gli altri elementi scultorei inquadrabili tra VIII e IX secolo che contribuiscono a fornire un orizzonte cronologico per queste attività costruttive[206].

Un altro aspetto che induce a privilegiare la costruzione di una chiesa a tre navate, con il suddetto sviluppo longitudinale e forse anche con un'ulteriore prosecuzione occidentale in un nartece, deriva dalla maggior plausibilità che tale edificio avrebbe nel contesto topografico del nuovo complesso episcopale, così come pare delinearsi grazie agli ulteriori elementi portati alla luce durante recenti ricerche. Da queste emerge infatti come le attività edilizie relative alla ricostruzione della cattedrale concordiese nell'altomedioevo siano da inquadrare in un più ampio progetto di rinnovamento e ridefinizione dell'area episcopale, forse avvenuta in diverse fasi, che comprende anche gli spazi antistanti la basilica e la creazione di altre strutture liturgiche.

Lo testimonierebbe il ritrovamento della terminazione occidentale di una struttura poliabsidata, posta al di sopra degli strati alluvionali, che rispetta l'orientamento della nuova chiesa rispetto alla quale è collocato verso nord-ovest. Si tratterebbe, in particolare, dei resti in asportazione delle strutture murarie di un edificio con abside semicircolare ad occidente, che si apre su di un corpo centrale di forma rettangolare al quale fanno da coronamento altri due emicicli, posti rispettivamente a sud e a nord, dei quali rimane però solo l'attacco[207]. Tali evidenze potrebbero essere ricondotte sia ad una struttura tetraconca, secondo un modulo connotato da una forte centralità oppure, più probabilmente, ad un edificio trilobato, forse coronato anche da un atrio occidentale, cioè una forma architettonica che costituirebbe l'immediato e più stretto precedente del battistero romanico della stessa cattedrale concordiese.

Per quanto riguarda la funzione di questo edificio l'ipotesi che si tratti di un battistero pare la più plausibile, anche se non va esclusa la possibilità di un altro utilizzo, magari come mausoleo[208].

In mancanza di qualsiasi altro elemento cronologico o della possibilità di una valutazione degli aspetti formali connessi all'elevato dell'edificio, i riferimenti icnografici permettono di inserire questa struttura polilobata nell'ambito della cultura architettonica altomedievale, tra VIII e X secolo, collocandola tra quei tentativi di rimeditazione della tradizione paleocristiana coniugata agli influssi provenienti soprattutto dal mondo bizantino e più in generale orientale; situazione questa che non risulta affatto rara nel panorama della produzione artistica e architettonica altomedievale occidentale[209].

Gli altri centri ed il territorio

Poche sono le indicazioni sullo sviluppo e sui caratteri dei complessi cultuali durante l'altomedioevo negli altri siti urbani della regione che ebbero un ruolo rilevante nella formazione e diffusione dell'architettura paleocristiana.

Per quanto riguarda Trieste è stata ormai da tempo messa in discussione l'attribuzione ad epoca carolingia del sacello di San Giusto (fig.

---

[206] Per i frammenti scultorei e i capitelli si veda ZOVATTO 1960, pp. 131–136, figg. 45, 47–50, 48; COLETTI 1978, pp. 225–228, figg. 155–159.

[207] L'abside occidentale è ampia 2,7 m e profonda 2 m; la larghezza del corpo centrale, in senso nord-sud, è di circa 5 m; lo spessore dei muri è di 0.74 m.

[208] Si pensi per esempio al mausoleo tetraconco, per la verità un poco più tardo, cioè dell'XI secolo, fatto costruire a Veljusa, nei Balcani, dal vescovo greco Manuele (KRAUTHEIMER 1986, p. 418, fig. 101).

[209] Cfr. VILLA 2001b a cui si rimanda per un più puntuale confronto della struttura polilobata concordiese con il panorama architettonico di riferimento. In aggiunta al quadro lì proposto si può sottolineare come in Italia, per la precisione in Toscana, anche la chiesa di S. Stefano di Anghiari, attribuita all'VIII o al IX secolo, con la sua struttura centrale quadrangolare coronata da tre absidi e da un atrio a ponente, rappresenti un ulteriore esempio della diffusione di questa pianta in età altomedievale. Su questo esempio e sulla presenza di paralleli in Dalmazia (sacello di San Donato sull'isola di Veglia) e a Rimini si veda quanto detto in TORP 1977, pp. 191–192, fig. 83, con bibl. prec.

15). Considerazioni planimetriche ed anche formali farebbero ricondurre più plausibilmente questo edificio al momento di costruzione di una nuova basilica trinavata al di sopra della cattedrale paleocristiana, cioè all'XI secolo[210]. I caratteri bizantini della cupola del sacello di San Giusto, correttamente correlati al linguaggio del battistero concordiese del vescovo Rotgaudo, sono un ulteriore esempio della pluralità di influssi che circolavano in area friulana agli albori del secondo millennio e che la scoperta dell'edificio poliabsidato dinnanzi alla cattedrale altomedievale di Concordia sembrerebbe attestare anche per il periodo precedente.

Il centro di Zuglio, proprio nell'VIII secolo, perse gran parte della sua antica funzione a causa della soppressione della sede vescovile che fin dall'inizio del secolo era stata trasferita a Cividale. Probabilmente ciò provocò, oltre al tracollo del centro, il definitivo abbandono del complesso basilicale paleocristiano, presumibilmente vescovile, posto nell'area meridionale dell'antica città. In seguito a questi fatti, un importante rinnovamento interessò invece la chiesa di San Pietro posta sul monte che dominava la cittadina (fig. 19). Se permane il dubbio sull'origine dei resti strutturali rinvenuti negli scavi effettuati in occasione dei restauri del 1984, è invece chiaro che nell'altomedioevo vi fu un'importante opera di rinnovamento interno dell'edificio, testimoniata dai frammenti di arredo scultoreo recuperati. Alcuni di questi, databili nella seconda metà dell' VIII secolo, paiono attribuibili agli archetti di un tegurio esagonale, che deve aver ornato un fonte battesimale[211]. Sembra questo un ulteriore elemento per ammettere che con la decadenza della sede vescovile la chiesa di San Pietro abbia assunto o potenziato una funzione battesimale e il ruolo di pieve matrice, rimanendo un importante punto di riferimento per l'area carnica anche nei secoli successivi.

Proprio da un altro sito carnico, Invillino, emergono altre interessanti indicazioni sulla tendenza delle scelte architettoniche tra VII e VIII secolo, fornendo dei modelli che paiono recepiti o comunque proposti anche altrove. Pare significativo che questi esiti si collochino nello spirito di un riferimento al retaggio tradizionale il quale aveva riservato un posto di rilievo alla semplicità degli edifici ad aula unica rettangolare priva di abside e che proprio in quel centro aveva avuto un'importante manifestazione.

Quindi, non è forse un caso che una volta distrutto l'originario complesso, in seguito ad un incendio attribuito circa all'inizio del VII secolo, la continuità del luogo di culto sul colle di Zuca sia stata assicurata da un piccolo edificio (fig. 24), un santuario sorto al di sopra dell'antica *trichora,* della quale conservò infatti inalterata la posizione dell'altare, riproponendo in chiave meno monumentale la forma architettonica di un'aula irregolarmente rettangolare senz'abside con dimensioni che in lunghezza variano da 16,80 a 17,25 m e in larghezza da 7 a 7,50 m[212]. Interessante notare anche la semplicità con cui è stata evidenziata l'area presbiteriale, grazie alla presenza di un ispessimento della terminazione orientale dei perimetrali nord e sud, quasi un embrionale tentativo di proporre un'abside. Questa soluzione pare sviluppare o rifarsi alle scelte proposte nel S. Giovanni in Valle di Cividale e forse può essere più coerentemente avvicinata agli indirizzi attestati nell'architettura istriana che prevedono degli impianti con absidi interne ricavate da un potenziamento delle murature perimetrali del settore orientale.

La presenza di locali annessi, in particolar modo a sud e probabilmente anche ad oriente, pur derivando da specifiche esigenze funzionali sembrerebbe comunque un ulteriore punto di contatto con la situazione precedente.

---

[210] SANFRED 1982; TAVANO 1989, pp. 67–70.

[211] TAGLIAFERRI 1981, nn. 507–508. Il riconoscimento è dovuto ad una recente ricognizione sui pezzi, effettuata dallo scrivente e dalla dott.ssa Paola Piva, in occasione di una revisione dei materiali scultorei finalizzata ad una più accurata ricostruzione delle vicende della chiesa e del suo arredo liturgico.

[212] Questa chiesa mantenne una funzione cimiteriale e, dopo essere stata lievemente ridotta, soprattutto verso occidente (13.00/13,25x6,00/6,30 m), continuò ad essere utilizzata circa sino al IX secolo, quando fu distrutta da un altro incendio e non venne più ricostruita (BIERBRAUER 1988, p. 90 ss.).

Il fatto che le costruzioni altomedievali del colle di Zuca non siano state unicamente il prodotto di una scelta occasionale, influenzata da esigenze di semplicità o da un recupero e rimeditazione inconsapevole di più antichi canoni ma un significativo riferimento a valori culturali ancora riconosciuti, forse anche perché quelli più immediatamente a disposizione, troverebbe conferma nell'utilizzo di una simile pianta anche nella chiesa edificata, forse contemporaneamente o poco dopo, sul colle Santino (fig. 25). Il nuovo edificio, che risulta inserito nell'ambito dell'insediamento fortificato[213], doveva infatti già esistere alla fine del VII–inizio dell'VIII secolo se ad esso è da riferire la già citata architrave con teoria di agnelli crucigeri e con la nota epigrafe che ricorda il *presbiter Iannuarius* e i *famuli Christi Tevortolalio et Iohannes* in relazione ad una chiesa di S. Giovanni Battista[214]. I resti riconosciuti archeologicamente testimoniano, anche per questo caso, l'esistenza di un'aula unica rettangolare, non molto regolare ma con dimensioni molto simili a quelle del santuario sul colle di Zuca (17,10/18,10x7,60/8,40 m). L'aggiunta di un'abside rettangolare ad oriente pare invece possa essere attribuita ad un momento evolutivo del complesso, forse di età bassomedievale[215]. Alla fase originaria è invece assegnabile un portico occidentale, suddiviso in due metà in senso est-ovest, innanzi al quale si innesta un invaso rettangolare interpretato come fonte battesimale. Se ciò fosse confermato, si potrebbe pensare ad un'altra citazione di precedenti modelli – sebbene con una soluzione alquanto particolare, visto che il fonte non sarebbe in posizione centrale e soprattutto risulterebbe appoggiato al lato esterno del muro occidentale dell'atrio – con la riproposizione di quella disposizione assiale tra chiesa e battistero che pare derivare in ambito adriatico e alpino orientale dall'antica tradizione aquileiese.

La constatazione che le chiese altomedievali di Invillino potrebbero costituire gli esempi più antichi di una serie di chiese ad aula rettangolare, sembra suggerita dai casi – in verità non del tutto chiari circa l'originario sviluppo della pianta – di San Daniele del Friuli e San Martino di Clauzetto, a Vito D'Asio (Pn): si tratta di chiese che mostrano, oltre ad una cronologia più attardata, anche genesi e funzione diverse da quelle del sito carnico.

Per la chiesa di San Daniele (fig. 37), la cui fondazione in epoca carolingia potrebbe essere legata all'evergetismo di un personaggio che si fece seppellire all'interno dell'edificio, pare ormai superata l'ipotesi ricostruttiva che prevedeva una terminazione orientale biabsidata[216]. Non si esclude invece che una struttura rettilinea potesse chiudere ad est l'impianto, in prossimità di un muro di fortificazione che corre immediatamente alle spalle della chiesa: situazione, questa, che significativamente ricorda la soluzione già proposta per la chiesa paleocristiana della vicina Ragogna. Pertanto, risulterebbe possibile ammettere l'esistenza di una chiesa ad aula rettangolare ampia 9 m e lunga non più di 17, proporzioni non proprio simili ma vicine a quelle degli edifici di Invillino.

Più piccolo, 4x10 m, l'edificio di San Martino di Clauzetto (fig. 38), emerso dagli scavi compiuti dietro l'attuale luogo di culto[217]. Anche in questo caso l'aula rettangolare, definita da alcuni resti murari e brani di un pavimento in malta, pare sorgere in relazione a delle sepolture, tanto che si potrebbe pensare ad un impianto privato con funzione funeraria. L'esistenza di una sepa-

---

213 Su queste vicende VILLA 2001a.

214 Sull'epigrafe si veda MOR 1963/64. L'attestazione di un chierico che officiava nella chiesa nonché la dedicazione di questa sembrano chiari indizi dell'esistenza di un edificio con funzione battesimale che si svilupperà poi nella pieve medievale di Santa Maria Maddalena. Una conferma di tutto ciò potrebbe provenire anche dal riconoscimento di una presunta vasca battesimale rettangolare, di 1,56x0,86 m, posta a occidente della facciata del primitivo impianto (BIERBRAUER 1988, pp. 143–144). Su questi aspetti si veda anche quanto detto in VILLA 2000a, p. 430, nota 92. Non si può comunque escludere, anche se pare strano, che il frammento scultoreo sia originariamente da collocare nell'edificio sul colle di Zuca, riutilizzato solo in seguito nella chiesa del Colle Santino.

215 Troverebbe infatti significativi riscontri con la fase romanica della chiesa di San Pietro di Ragogna (LUSUARDI SIENA, VILLA 1997, pp. 188–189).

216 Su questi aspetti VILLA 2000b, pp. 158–159.

217 PIUZZI 1995.

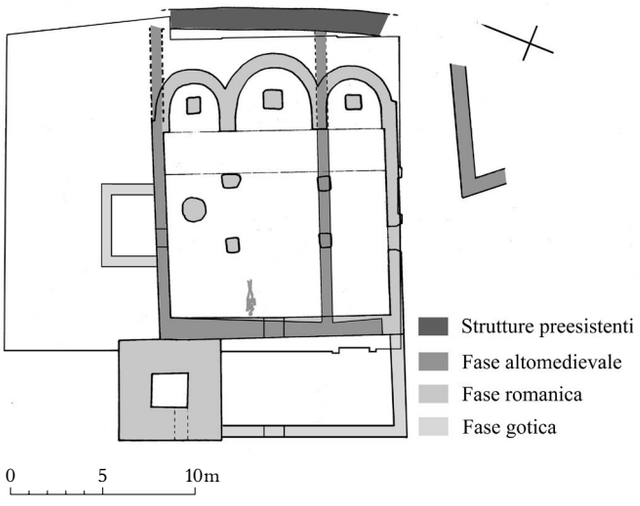


Fig. 37. San Daniele: chiesa di San Daniele in castello.

razione del settore orientale, occupato dal presbiterio e presumibilmente dall'altare, è attestata dal riconoscimento dell'impronta lasciata nel pavimento dall'asportazione di una probabile balaustra, forse lignea, che doveva essere appoggiata al perimetrale nord e definire un passaggio sull'asse centrale della chiesa.

Una completa ricostruzione, accompagnata da un profondo cambiamento dell'impostazione architettonica, ha invece subito la chiesa di San Pietro a Ragogna agli inizi del VII secolo (fig. 27) Questo fatto ci fornisce una chiara testimonianza di come anche in età longobarda vi fosse una certa varietà nell'evoluzione delle scelte architettoniche al di fuori di ogni stretta dipendenza da modelli precostituiti o da una presunta difficoltà nell'elaborazione di nuovi stimoli. Datata dalla tomba di un alto dignitario longobardo, inumato nel II o III decennio del VII secolo all'interno della chiesa, presso il perimetrale nord, questa ristrutturazione dell'edificio si configurò come un ampliamento rispetto alla versione paleocristiana, atteggiamento che si manifestò non di rado durante il periodo altomedievale, soprattutto in occasione di interventi promossi dall'evergetismo di qualche personaggio di alto livello, solitamente sepolto poi nell'edificio.

La chiesa di San Pietro in questa fase mantenne sempre un'aula unica, irregolarmente rettangolare o, meglio, con sviluppo trapezoidale visto che la facciata risultava meno ampia della terminazione orientale la quale venne dotata di una piccola abside, poco profonda e di forma sub-rettangolare, sicuramente sproporzionata rispetto al corpo della chiesa. Il battistero, conservato nella stessa posizione e forse con le stesse caratteristiche volumetriche del precedente, ricevette probabilmente fin da questo periodo una nuova vasca, sempre di forma rettangolare ma posta al centro del vano. Il raccordo tra chiesa e battistero doveva essere assicurato da un sistema di spazi intermedi presso il lato nord-orientale dell'edificio, dei quali non rimane però alcuna traccia. Non si sono conservati nemmeno elementi dell'alzato o della sistemazione

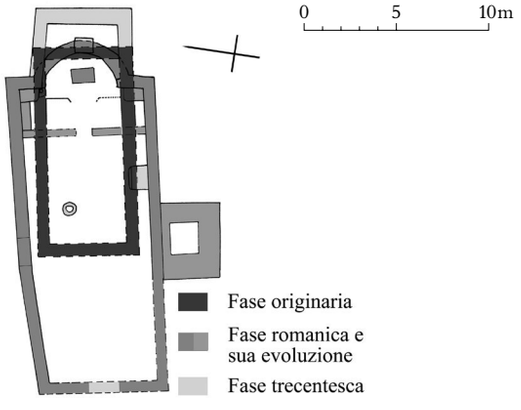


Fig. 38. Vito d'Asio: chiesa di San Martino.

interna di questo complesso cultuale che nell'VIII secolo venne abbellito con elementi scultorei pertinenti ad una recinzione presbiteriale.

Altrettante carenze nell'evidenza archeologica impediscono di ben comprendere l'evoluzione altomedievale della chiesa di San Lorenzo a Buia (fig. 28).

Dopo un incendio che provocò forse la distruzione dell'originario complesso – sulle cui problematiche si è già avuto modo di soffermarsi – il limitato spazio interno dell'edificio, pavimentato con una stesura di cocciopesto, sembrerebbe ulteriormente ridotto dall'inserimento di un nuovo limite occidentale posto 4 m circa più ad est del precedente. A questo muro risulta infatti aderire una nuova pavimentazione, sempre in cocciopesto, che pare in fase anche con un piccolo invaso ovoidale rivestito di pietra (asse 70x80 cm; prof. 40 cm), interpretato come vasca battesimale[218]. Un fonte battesimale circolare o lievemente ellittico, simile a quello di Buia e come quello posto in prossimità del perimetrale nord, all'interno della chiesa, è stato documentato nella chiesa di Fiera di Primiero, in Veneto, anche in questo caso nell'ambito di una fase di evoluzione del primitivo impianto di epoca paleocristiana datato al V–VI secolo[219].

Sempre ad una sistemazione di età altomedievale del luogo di culto è stata invece ricondotta la presenza di un'absidiola presso il lato sud-orientale dell'originaria chiesa. Si tratta presumibilmente della terminazione orientale di una struttura che venne ad occupare il settore cimiteriale a meridione dell'antica costruzione e del cui sviluppo poco si conosce. Potrebbe essere una semplice integrazione della chiesa principale oppure costituire parte di un nuovo ed indipendente edificio, il quale si affiancò al precedente dove si era ormai sviluppata una funzione battesimale collegata ad una evidente riduzione dello spazio interno a disposizione per il culto[220].

Un altro esempio relativo ad un insediamento su altura, Santo Stefano di Cesclans (fig. 39), forse anch'esso derivante dal potenziamento di un precedente luogo di culto[221], pro-

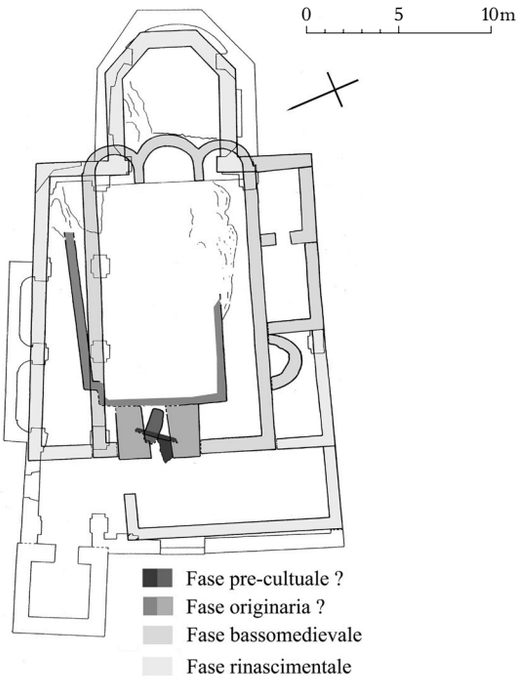


Fig. 39. Cesclans: chiesa di Santo Stefano.

[218] Il fonte pare inserito dopo la realizzazione del pavimento originario della chiesa e sembra in fase con una successiva ripavimentazione dell'edificio. Anche la limitata ampiezza dell'invaso sembrerebbe compatibile con una sua datazione più tarda. Difficile dire se poteva essere ancora utilizzato per un rito ad immersione: forse in questo senso poteva venire usato per il battesimo dei pueri.

[219] BOMBONATO, RAVAGNAN 1997, p. 204–205, 218–219. Un fonte circolare è poi presente anche nella versione altomedievale della chiesa di San Vigilo di Palse, come vedremo.

[220] Valutando che l'estensione della nuova struttura, conclusa ad oriente dall'absidiola, forse non ebbe un grande sviluppo verso ovest, dove era limitata dall'area funeraria, non va escluso che si possa collegare al braccio di un piccolo transetto aggiunto all'edificio al quale avrebbe così donato una forma cruciforme, tipologia che mostra importanti riscontri di età altomedievale anche in Friuli, come nel caso di Sesto al Reghena (cfr. *infra*).

[221] Cfr. VILLA 2000a, dove si propone la possibilità di una diversa lettura dei dati di scavo su cui è stata basata l'interpretazione che il primo luogo di culto sia nato in età altomedievale, impostandosi su una precedente area funeraria caratterizzata da un presunto mausoleo (PIUZZI 1998). Al di là dei dubbi che fa sorgere la ricostruzione proposta di questo mausoleo, non si può escludere che la fase funeraria sia fin dall'origine legata ad un edificio di culto.

pone per l'VIII–IX secolo un'interessante fase di rinnovamento, con caratteri architettonici non comuni che ci illuminano su alcune tendenze in atto in questo periodo. I limitati resti archeologici non consentono, purtroppo neanche in questo caso, la ricostruzione completa dell'edificio, che era sicuramente ad aula unica. Mancano tracce della terminazione orientale mentre è nel settore della facciata che si notano delle particolari soluzioni. Si tratta della presenza di una struttura quadrangolare, con fondazioni massicce, appoggiata in posizione mediana all'esterno del perimetrale ovest dell'edificio per definirne l'accesso. Molto vicino, anche se non del tutto simile, a quanto attestato a San Vigilio di Palse, forse in una fase più antica, l'elemento di Cesclans pare riconducibile ad una torre d'ingresso che proprio in età altomedievale, a partire dall'VIII secolo, inizia ad avere i primi riscontri anche in area italiana, sebbene risulti più caratteristica dell'architettura transalpina, dove si diffonde ampiamente l'uso del Westwerk, trovando significativi riscontri in area adriatica anche nelle chiese croate di età carolingia[222].

Sebbene la costruzione di Cesclans costituisca un elemento architettonicamente distintivo e sicuramente differente dalle semplici torri di facciata, attestate in altri casi ma senza la funzione di monumentalizzare l'ingresso degli edifici, non si può evitare di notare come è proprio in età altomedievale che pare prendere avvio la tendenza di dotare le chiese con tali elementi, utilizzati forse anche come opera fortificatoria, soprattutto in ambito castrense[223].

Nel quadro della proposta di modelli innovativi che si sono formati durante l'età altomedievale vanno considerati anche l'evoluzione altomedievale della basilica di San Vigilio di Palse e la fondazione della chiesa abbaziale di Santa Maria a Sesto al Reghena, entrambe collocate nella diocesi di Concordia.

Il caso di San Vigilio (fig. 35), che già per l'epoca paleocristiana aveva mostrato caratteri peculiari, continua a costituire anche nelle epoche successive un momento importante nella elaborazione di un linguaggio architettonico sicuramente innovativo per il Friuli, che evidenzia interessanti punti di contatto con esperienze adriatiche o di area alpina e transalpina.

Dopo una prima fase di rinnovamento, con la trasformazione dell'abside inscritta, privata del profilo esterno poligonale, fu sempre nel settore orientale della basilica che venne operato un radicale mutamento con la creazione di una terminazione triabsidata[224].

Sicuramente in questa scelta influì il confronto con le proposte maturate nell'VIII secolo presso la sede vescovile concordiese o nella più vicina abbazia di Sesto al Reghena, anche se si notano spunti sicuramente indipendenti. Innanzi tutto la forma delle absidi, con la loro pronunciata profondità e l'inserimento in una terminazione esterna rettilinea, che ripropone le medesime tendenze evidenziatesi nella basilica paleocristiana. Al di là di un attaccamento ai caratteri della tradizione e della volontà di riproporre dei volumi semplici e lineari, si può certo considerare il legame con le chiese a terminazione orientale rettilinea ed absidi inscritte che si diffondono proprio a partire dall'età altomedievale – forse meglio dire dall'epoca carolingia – in area istriana, croata e nell'arco alpino nonché in altre località italiane, anche se con

---

[222] Particolarmente vicino, per caratteri architettonici e forse per cronologia, l'esempio di San Michele Arcangelo a Sant'Arcangelo di Romagna dove la torre è proprio al centro della facciata e quindi costituisce una torre d'ingresso (I Longobardi 1990, pp. 272–273). Un'analisi di questo tipo di strutture, in relazione a Cesclans, si trova in PIUZZI 1998, pp. 65–66, dove però non si distingue tra gli esempi reali di torri d'ingresso e quelli relativi alle torri campanarie poste in facciata. Per la diffusione in area croata di questo tipo di chiese nel IX secolo si veda da ultimo JURKOVIĆ 2001, pp. 171–173.

[223] Torri di facciata, ma non d'ingresso, di età altomedievale si riscontrano in Friuli anche nella chiesa di San Daniele, nell'omonima cittadina, e nel San Gervasio e Protasio di Nimis.

[224] VONCINI 1994–95. Le dimensioni dell'aula, probabilmente sempre a navata unica, dovrebbero invece aver ricalcato quelle delle precedenti versioni dell'edificio che mantenne in tal modo una certa ampiezza.

esiti diversi, come nella Santa Maria d'Aurona a Milano o in Santa Maria in Cosmedin a Roma[225].

Il particolare rapporto con le tendenze presenti in area adriatica, notato anche per la fase paleocristiana, ha senza dubbio un certo valore per il caso di Palse ed è sottolineato dalla stretta similitudine con la chiesa di Santa Sofia di Dvograd, in Istria, databile all'VIII–IX secolo, che pur mostrando dimensioni più contenute rispetto al San Vigilio di Palse, condivide con questo oltre alla terminazione orientale, caratterizzata da profonde absidi, anche la presenza del battistero sul lato meridionale della chiesa[226]. Infatti, nella chiesa friulana un annesso rettangolare, posto verso sud-est, con al suo interno la base circolare di una probabile vasca, dal diametro complessivo di 1,80 m, collocata ad occidente, di fronte ad un altare, posto ad oriente, rappresenta l'avvenuto spostamento del battistero rispetto alla collocazione precedente.

Gli scavi condotti a meridione della chiesa abbaziale bassomedievale di Sesto al Reghena (fig. 40), sede di un monastero fondato in età longobarda, probabilmente verso la metà dell'VIII secolo, sotto il regno di Astolfo, hanno portato alla luce una basilichetta triabsidata, a navata unica, dalla pianta cruciforme[227] che rappresenta sinora un *unicum* nel panorama dell'architettura friulana ma che ha diversi riscontri sia in età paleocristiana che in età altomedievale[228].

Un ultimo esempio di edifici su cui si intende soffermare l'attenzione riguarda delle nuove fondazioni private realizzate in funzione funeraria secondo una dinamica comune per il periodo, come si è avuto occasione di accennare. Oltre ai casi già citati (San Marco di Basiliano, S. Lorenzo di Villuzza) si possono ricordare anche le chiese di San Silvestro a San Salvatore di Maiano e di San Pietro a Sclavons di Cordenons: entrambe presentano dimensioni limitate e un'articolazione architettonica abbastanza semplice e lineare, definita da un'abside curvilinea che si imposta su di un'aula unica rettangolare.

L'origine della chiesa di San Silvestro, cui appartiene un'abside a semicerchio oltrepassato, preceduta da un presbiterio rialzato da un gradino e delimitato da una recinzione, è in realtà ancora da chiarire[229]. La presenza di tombe di VII secolo immediatamente all'esterno dell'edificio è però un buon elemento per considerare la sua nascita in età altomedievale, mentre va ancora chiarito il rapporto con la ricca necropoli longobarda attestata nella medesima località[230].

---

[225] MARUŠIC 1972; TAVANO 1976, p. 443–448, JURKOVIĆ 2001. Un altro esempio potrebbe essere visto nella chiesa di Santa Maria a Muggia, la cui fase carolingia è attestata dagli elementi dell'arredo liturgico. Vi sono però numerose incertezze nella ricostruzione dell'aspetto della chiesa altomedievale, a causa dei numerosi interventi subiti in seguito dall'edificio. Se in base ai dati forniti dall'analisi delle murature, alterate però dai restauri, e dalle limitate indagini archeologiche compiute nell'abside centrale si può concordare con il fatto che la terminazione orientale della chiesa è frutto di una ricostruzione romanica dell'alzato (CARLET 1997), non si può però escludere che questa riproponga, con minimi cambiamenti, una precedente pianta con tre absidi inscritte il cui perimetrale est poteva essere solo lievemente arretrato rispetto alla riedificazione. I confronti istriani, proposti per l'architettura di Muggia, ma validi anche per il caso di Pieve di Palse, consentirebbero infatti una collocazione all'età altomedievale oltre che in epoca romanica. Concordando con la Carlet sull'esigenza di chiarire con dati più certi l'origine e la datazione delle chiese istriane, non sembra però che l'abbassamento della loro cronologia all'età romanica, supposto in alcuni casi dall'autrice, si possa attualmente basare su validi motivi. Una chiesa di età carolingia con tre absidi e terminazione orientale rettilinea, molto simile al caso di Muggia, si trova per esempio a Biskupjia, in Crozia (JURKOVIĆ 2001).

[226] MARUŠIĆ 1972, p. 277, 281, figg. 10–12.

[227] La navata era ampia 4,6x9,6 m mentre i bracci laterali circa 3x3 m. L'abside centrale larga 3,60 risultava profonda 2,5 m mentre quelle alterali, più piccole, erano ampie 1,8/2,1 e profonde 1,7/1,9 m.

[228] MENIS 1999 dove dopo aver analizzato l'evoluzione della tipologia si propende per una datazione dell'esempio di Sesto al Reghena fra VII e metà VIII secolo, privilegiando l'ipotesi che la chiesa sia sorta prima della fondazione del monastero, nella quale occasione sarebbe invece stata dotata di un quadriportico verso occidente. Dubbi su questa interpretazione in CANTINO WATAGHIN 1999, p. 37. Sulla possibilità che l'edificio cruciforme sia una cappella secondaria con funzione funeraria al fianco dell'originaria chiesa abbaziale, che si troverebbe al di sotto dell'attuale, si veda LAMBERT 1999, p. 86.

[229] CONCINA 1995.

[230] LOPREATO 1995.

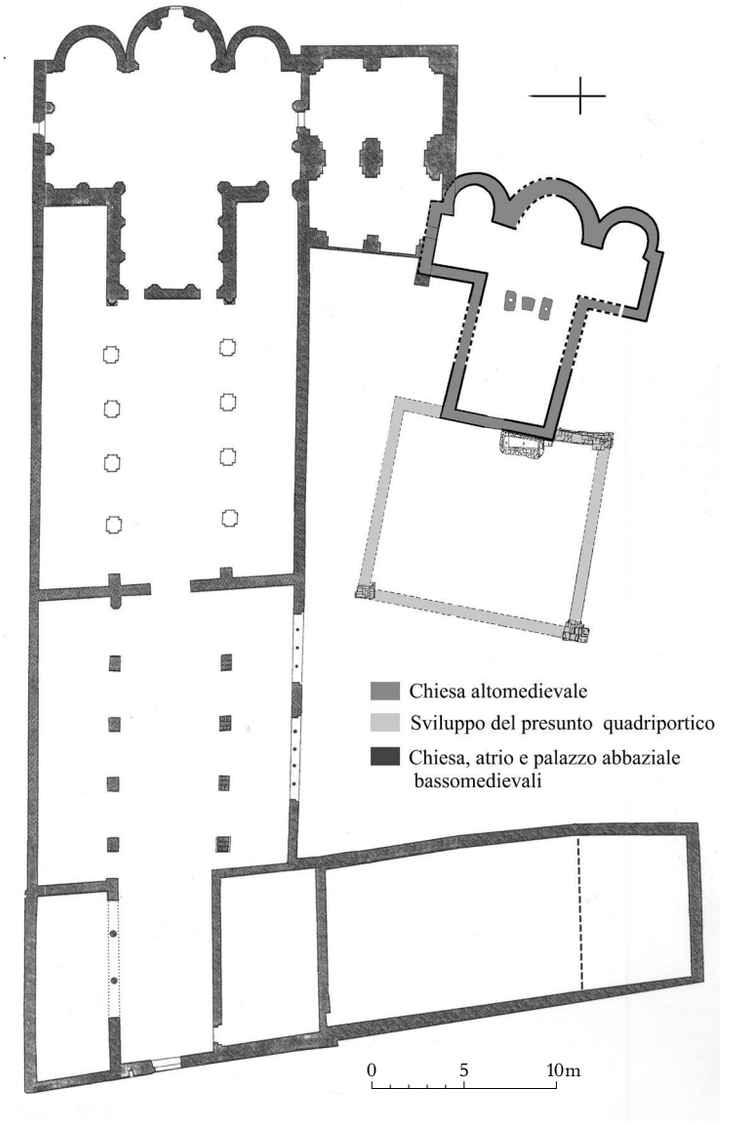


Fig. 40. Sesto al Reghena: complesso cultuale dell'abbazia.

Inoltre, se risultasse corretta l'attribuzione a questo edificio del pluteo di VIII secolo riutilizzato nella parrocchiale di Mel, pezzo che presenta una fattura tanto raffinata da essere collegato a coeve produzioni cividalesi[231], si avrebbero ulteriori indizi per confermare una fase altomedievale.

Sicuramente più singolare il caso di San Pietro di Sclavons (fig. 41), dove è apparso molto chiaramente come la nascita della chiesa sia da connettere alla presenza di un'originaria tomba privilegiata, con cassa in muratura orientata est-ovest e databile, in base agli elementi rinvenuti, tra V e VII secolo, ma più probabilmente

[231] TAGLIAFERRI 1981, n. 453, pp. 301–302.

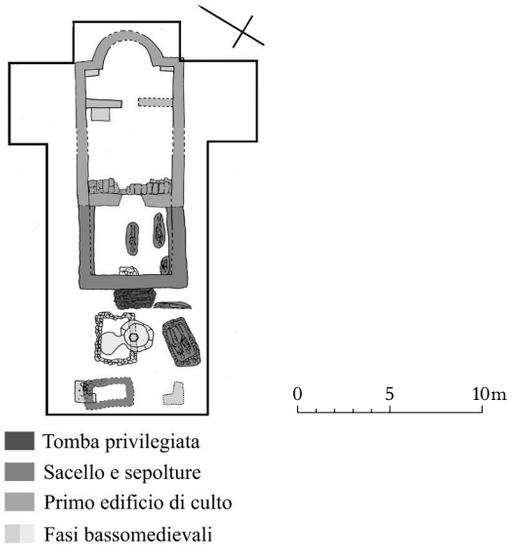


Fig. 41. Sclavons di Cordenons: chiesa di San Pietro.

inquadrabile non oltre il VI secolo. In questa tomba vennero deposti in più volte quattro individui, presumibilmente appartenenti ad un nucleo famigliare[232].

Successivamente, probabilmente durante l'età altomedievale, sulla tomba o, meglio, sul suo lato orientale venne poi eretto, con evidente funzione di monumentalizzazione del sepolcro, il perimetrale occidentale di un sacello di forma circa quadrata ma aperto verso oriente, dove non è stata infatti trovata alcuna traccia di una struttura muraria coeva[233].

La tomba, venne così a trovarsi in posizione centrale rispetto al mausoleo anche se si sviluppava all'esterno di questo, mostrando un'articolazione alquanto particolare[234].

La funzione funeraria di questo edificio appare chiara anche dalla presenza al suo interno di altre tre sepolture, due adulti e due adolescenti, questi ultimi sepolti in un'unica fossa, presumibilmente appartenenti anch'essi ad un gruppo parentale.

In seguito tale sacello venne trasformato nell'atrio di un edifico di culto che si sviluppò verso est con un'aula unica rettangolare conclusa da un'abside curvilinea, secondo una semplice e lineare tipologia architettonica che andrà sempre più affermandosi in età altomedievale e anche in seguito[235]. Il ritrovamento di un frammento scultorio altomedievale, che doveva ornare l'originario luogo di culto e che fu poi riutilizzato nel sottofondo del pavimento di una fase successiva, permette di ipotizzare la nascita della chiesa in un periodo compreso tra VIII e X secolo, dato che pare confermato dallo sviluppo del cimitero, lungo i suoi lati e nell'area antistante, con sepolture che appaiono riconducibili appunto all'altomedioevo.

Bibliografia

Ad Aquas Gradatas 1991: L. Bertacchi, G. Brumat Dellasorte, A. Depretis, M. Mirabella Roberti, C. Zaccaria, Ad Aquas Gradatas. Segni romani e paleocristiani a San Canzian d'Isonzo, Udine.

Bertacchi 1961–62: L. Bertacchi, Nuovi elementi e ipotesi circa la basilica del Fondo Tulio, in «Aquileia Nostra», XXXII–XXXIII, cc. 47–80.

Bertacchi 1965: L. Bertacchi, La basilica di Monastero di Aquileia, in «Aquileia Nostra», XXXVI, cc. 79–134.

Bertacchi 1969: L. Bertacchi, La Memoria di S. Ilario, in «Aquileia Nostra», XL, cc. 117–142.

Bertacchi 1971: L. Bertacchi, La basilica postattila di Aquileia. Relazione preliminare dei recenti scavi, in «Aquileia Nostra», XLII, cc. 15–54.

232 Sullo scavo, che è ancora in fase di studio da parte di un'équipe diretta dalla prof.ssa S. Lusuardi Siena, si vedano le anticipazioni offerte in LUSUARDI SIENA, CASADIO 2000.

233 Non si può escludere però l'esistenza su questo lato di una chiusura di tipo diverso.

234 Sebbene non si possa escludere che le strutture del sacello costituissero in realtà l'atrio funerario di un precedente edificio di culto il quale, come vedremo, è attestato in contiguità verso oriente ed appartiene sicuramente ad una diversa attività costruttiva, è stata preferita, in mancanza di elementi decisivi, l'ipotesi di una dinamica evolutiva che prevedesse prima la tomba, poi la costruzione del mausoleo ed infine il luogo di culto.

235 Della chiesa originaria si è conservato, presso la facciata, parte del pavimento realizzato con mattoni romani di recupero. Una simile pavimentazione compare anche nell'edifico di culto che si sviluppò al di sopra della basilica paleocristiana di San Giorgio di Nogaro (cfr. *supra*) e che potrebbe risultare ancora inquadrabile nell'altomedioevo, visto che si è impostato su una fase di frequentazione che conteneva materiali datati tra VI e VIII secolo, i quali forniscono il termine *post quem* per la ricostruzione della chiesa.

Bertacchi 1972: L. Bertacchi, La basilica post-teodoriana di Aquileia, in «Aquileia Nostra», XLIII, cc. 61–88.
Bertacchi 1973: L. Bertacchi, La torre campanaria di Aquileia, in «Aquileia Nostra», XLIV, cc. 1–36.
Bertacchi 1974: L. Bertacchi, Un decennio di scavi e scoperte di interesse paleocristiano ad Aquileia, in Atti del III Congresso Nazionale di Archeologia Cristiana (Antichità Altoadriatiche), VI, Trieste, pp. 83–91.
Bertacchi 1980: L. Bertacchi, Architettura e mosaico, in Da Aquileia a Venezia. Una mediazione tra l'Europa e l'Oriente dal II secolo a.C. al VI secolo d.C., Milano, pp. 99–338.
Bertelli 2001: G. Bertelli, La pieve di S. Vigilio di Palse (Porcìa-Pordenone). Dati preliminari sulle fasi cronologiche e sullo sviluppo icnografico in età paleocristiana e altomedievale, in Paolo Diacono e il Friuli altomedievale (secc. VI–IX), Atti del XIV Congresso Internazionale di Studi sull'Alto medioevo (Cividale, 24–29 settembre 1999), Spoleto, pp. 785–791.
Bierbrauer 1987: V. Bierbrauer, Invillino-Ibligo in Friaul I. Die römische Siedlung und das spätantik-frühmittelalterliche Castrum (Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, 33), München.
Bierbrauer 1988: V. Bierbrauer, Ibligo-Invillino in Friaul II. Die spätantiken-frühmittelalterlichen Kirchen (Münchner Beiträge zur Vor- und-Frühgeschichte, 34), München.
Bombonato, Ravagnan 1997: G. Bombonato, G. L. Ravagnan, Considerazioni sull'architettura ecclesiastica in una valle dolomitica tra V e XV secolo. S. Maria Assunta a Fiera di Primiero, «Quaderni di Archeologia del Veneto», XIII, pp. 201–214.
Bonacasa Carra 1989: R. M. Bonacasa Carra, Il complesso paleocristiano a nord del teatro di Sabratha: una revisione critica, in Actes du XIe Congrès International d'Archéologie Chrétienne, II, Roma, pp. 1909–1926.
Bratož 1996: R. Bratož, Doppelkirchen auf dem östlichen Einflußgebiet der aquileiensischen Kirche und die Frage des Einflusses Aquileias, in Les églises doubles et les familles d'églises (Antiquité Tardive, 4), pp. 133–141.
Brogiolo 1991: G. P. Brogiolo, Trasformazioni urbanistiche nella Brescia longobarda. Dalle capanne in legno al monastero regio di San Salvatore, in Italia longobarda, a cura di G. C. Menis, Limena (Pd) pp. 101–119.
Brogiolo 2000: G. P. Brogiolo, La chiesa di San Salvatore in Brescia: architettura, in Il futuro dei Longobardi. L'Italia e la costruzione dell'Europa di Carlo Magno, a cura di C. Bertelli e G. P. Brogiolo, Ginevra/Milano, pp. 496–498.
Brozzi 1979: M. Brozzi, La chiesa di San Giovanni Battista a Cividale, in «Memorie Storiche Forogiuliesi», LIX, 1979, pp. 81–110.
Brozzi 1989: M. Brozzi, La popolazione romana nel Friuli longobardo (VI–VII secolo), Udine.
Brusin 1934: G. Brusin, Gli scavi di Aquileia, Udine.
Brusin, Zovatto 1957: G. Brusin, P. L. Zovatto, Monumenti paleocristiani di Aquileia e di Grado, Udine.
Buora 1988: M. Buora, Le mura medievali di Aquileia, in Aquileia e le Venezie nell'alto medioevo (Antichità Altoadriatiche, XXXII), Trieste, pp. 335–361.
Cagnana 2001: A. Cagnana, Luoghi di culto e organizzazione del territorio in Friuli Venezia Giulia fra VII e VIII secolo, in Luoghi di culto e popolamento rurale tra VII e VIII secolo in Italia settentrionale, 8° Seminario sul Tardoantico e l'Altomedioevo in Italia settentrionale, Garda 14–15 aprile 2000, a cura di G. P. Brogiolo, pp. 93–122.
Caillet 1993: J. P. Caillet, L'évergétisme monumental chrétien en Italie et à ses marges, Collection de l'Ecole Francaise de Rome, 175, Roma.
Calligaro 1995: E. Calligaro, Le fibule a croce altomedievali nel Friuli-Venezia Giulia, in «Forum Iulii», XIX, pp. 101–112.
Calligaro 1997: E. Calligaro, La cristianizzazione del territorio e il medioevo in Carnia: la pieve di S. Maria di Gorto, «Quaderni Friulani di Archeologia», VII, pp. 137–150.
Cantino Wataghin 1989: G. Cantino Wataghin, Problemi e ipotesi sulla basilica della Benigna di Aquileia, in Quaeritur inventus colitur. Miscellanea in onore di Padre Umberto Maria Fasola (Studi di Antichità Cristiane, XL), Città del Vaticano, pp. 73–90.
Cantino Wataghin 1992: G. Cantino Wataghin, Fra tarda antichità e alto medioevo, in Storia di Venezia, I, Origini-età ducale, a cura di L. Cracco Ruggini, M. Pavan, G. Cracco, G. Ortalli, Roma, pp. 321–363.
Cantino Wataghin 1996: G. Cantino Wataghin, Le «basiliche doppie» paleocristiane nell'Italia settentrionale: la documentazione archeologica, in Les églises doubles et les familles d'églises (Antiquité Tardive, 4), pp. 115–123.
Cantino Wataghin 1999: G. Cantino Wataghin, Monasterium ... in loco qui vocatur Sexto. L'archeologia per la storia dell'abbazia di Santa Maria di Sesto, in L'abbazia di Santa Maria di Sesto fra archeologia e storia, a cura di G. C. Menis, A. Tilatti, Fiume Veneto (Pn), pp. 3–51.
Cantino Wataghin 2001: G. Cantino Wataghin, Istituzioni monastiche nel Friuli altomedievale: un'indagine archeologica, in Paolo Diacono ed il Friuli altomedievale (secc. VI–X), Atti del XIV Congresso Internazionale di Studi sull'Alto Medioevo (Cividale, 24–29 settembre 1999), Spoleto, pp. 281–319.
Cardani 1995: R. Cardani, Il Battistero di Riva San Vitale, Locarno.
Carlet 1997: A. R. Carlet, La chiesa di S. Maria a Muggia Vecchia. Una nuova proposta di datazione, in «Atti e Memorie della Società Istriana di Archeologia e Storia Patria», n.s., XLV, pp. 167–243.
Ciglenečki 1995: Slavko Ciglenečki, Zgodnjekršcanski stavbni kompleks – Frühchristlicher Gebäudekomplex, in Kučar. Železnodobno naselje in zgodnjekršcanski stavbni kompleks na kučarju pri Podzemlju (Eisenzeitliche Siedlung und frühchristlicher Gebäudekomplex auf dem Kučar bei Podzemelj), a cura di J. Dular, S. Ciglenečki, A. Dular, Ljubljana, pp. 78–190.
Cividale longobarda c.s.: Cividale longobarda. Materiali per una rilettura archeologica, a cura di S. Lusuardi Siena, Milano.
Cividini, Maggi 1997: T. Cividini, P. Maggi, Presenze Romane nel Territorio del Medio Friuli, 3. Basiliano, Tavagnacco (Ud).

Clonfero 1988: G. Clonfero, Le origini di Venzone alle luce dei nuovi rinvenimenti archeologici durante i lavori di riconstruzione del Duomo, in «Memorie Storiche Forogiuliesi», LXVIII, pp. 95–102.
Coletti 1978: L. Coletti, L'arte nel territorio di Concordia dal medioevo al rinascimento, in Iulia Concordia dall'età romana all'età moderna, Treviso, pp. 211–261.
Cuscito 1987: G. Cuscito, Per uno studio dei primi insediamenti plebanali sul territorio della diocesi di Trieste, «Atti e Memorie della Società Istriana di Archeologia e Storia Patria», n.s., XXXV, pp. 75–89.
Concina 1995: E. Concina, Gli scavi nella chiesa di S. Silvestro di S. Salvatore di Maiano (UD), in «Forum Iulii», XIX, pp. 43–53.
Croce Da Villa 1989: P. Croce Da Villa, Concordia dal VI al IX sec. d.C., in La chiesa concordiese 389–1989. I. Concordia e la sua cattedrale, a cura di C. G. Mor, P. Nonis, Fiume Veneto (Pn), pp. 233–241.
Croce Da Villa 2001: P. Croce Da Villa, Il quadriportico, in Concordia Sagittaria. Tremila anni di storia, a cura di P. Croce Da Villa, E. Di Filippo Balestrazzi, Rubano (Pd), pp. 264–267.
Cuscito 1974–75: G. Cuscito, Testimonianze archeologico monumentali sul più antico culto dei Santi nella «Venetia et Histria», in «Aquileia Nostra», XLV–XLVI, cc. 631–668.
Cuscito 1992: G. Cuscito, Testimonianze Paleocristiane ad Undecimum sull'Annia: una Pieve a San Giorgio di Nogaro?, in «... in ecclesia Divi Georgii». Lo studio, i risultati e i materiali dello scavo archeologico nella chiesa parrocchiale di S. Giorgio di Nogaro Udine, pp. 15–24.
Cuscito 1998: G. Cuscito, Impianti cultuali e cristianizzazione del territorio in Istria, «Rivista di Archeologia Cristiana», 1, LXXIV, pp. 165–195.
Cuscito 2000: G. Cuscito, Cristianizzazione e modifiche dell'ambiente urbano e rurale in Istria fra II e V secolo, in Aquileia romana e cristiana fra II e V secolo (Antichità Altoadriatiche, XLVII), Trieste, pp. 439–469.
Degani 1981: A. Degani, Il Tempietto Longobardo di Cividale ancora un apporto alla sua conoscenza, Udine.
Dorigo 1992: W. Dorigo, L'architettura della basilica patriarcale, in Storia e arte del patriarcato di Aquileia (Antichità Altoadriatiche, XXXVIII), Udine, pp. 191–213.
Duval 1996: N. Duval, Les églises doubles d'Afrique du Nord, in Les églises doubles et les familles d'églises (Antiquité Tardive, 4), pp. 179–188.
Fogolari 1978: G. Fogolari, Concordia paleocristiana, in Iulia Concordia dall'età romana all'età moderna, 1978 Treviso, pp. 183–207.
Gaberscek 1988: C. Gaberscek, Nuove testimonianze della scultura altomedioevale in Friuli, in Aquileia e le Venezie nell'alto medioevo (Antichità Altoadriatiche, XXXII), Udine, pp. 427–440.
Glaser 1996: F. Glaser, Eglises double ou famille d'églises. Les cinq églises du Hemmaberg (Mont Sainte-Hemma), in Les églises doubles et les familles d'églises (Antiquité Tardive, 4), pp. 142–148.
Glaser 1997: F. Glaser, Frühes Christentum im Alpenraum. Eine archäologische Entdeckungsreise, Regensburg.
Glaser 2000: F. Glaser, Il Norico, in Aquileia romana e cristiana fra II e V secolo (Antichità Altoadriatiche, XLVII), Trieste, pp. 471–488.
Goudouneix 1997: Y. F. Goudouneix, Aquileia: osservazioni sulla pavimentazione dell'abside della basilica, in Poppone. L'età d'oro del patriarcato di Aquileia, Roma, pp. 111–118.
Jäggi 1989: C. Jäggi 1989, S. Ilario in Aquileia: eine frühchristliche Memorie in ihrem städtebaulichen Kontext, in «Aquileia Nostra», LX, cc. 297–306.
Jäggi 2001: C. Jäggi, Il Tempietto di Cividale del Friuli nell'ambito dell'architettura longobarda, in Paolo Diacono ed il Friuli altomedievale (secc. VI–X), Atti del XIV Congresso Int. di Studi sull'Alto Medioevo (Cividale, 24–29 settembre 1999), Spoleto, pp. 407–428.
Jurković 2001: M. Jurković, Architettura dell'epoca carolingia, in Bizantini, Croati, Carolingi. Alba e tramonto di regni e imperi, Milano, pp. 151–173.
Krautheimer 1986: R. Krautheimer, Architettura paleocristiana e bizantina, Torino (ed. or. Harmondsworth, Middlesex, 1965).
I Longobardi 1990: I Longobardi, a cura di G. C. Menis (Catalogo della Mostra), Milano.
La cattedrale 1989: P. Testini, L. Pani Ermini, G. Cantino Wataghin, La cattedrale in Italia, in Actes du XI Congrès int. d'Archéologie Chrétienne, Città del Vaticano.
Lambert 1999: C. Lambert, L'arredo scultoreo altomedievale dell'abbazia di Sesto a Reghena, in L'abbazia di Santa Maria di Sesto fra archeologia e storia, a cura di G. C. Menis, A. Tilatti, Fiume Veneto (Pn), pp. 75–95.
Lanckoronski, Niemann, Swoboda 1906: K. von Lanckoronski, G. Niemann, H. Swoboda, Der Dom von Aquileia. Sein Bau und seine Geschichte, Gerlach-Wiedling.
Lavarone 1992: M. Lavarone, Lo scavo e la sua interpretazione, in «... in ecclesia Divi Georgii». Lo studio, i risultati e i materiali dello scavo archeologico nella chiesa parrocchiale di S. Giorgio di Nogaro Udine, pp. 45–54.
Lavarone, Conti, Vicenzin 1992: M. Lavarone, C. Conti, A. Vicenzin, Presenze paleocristiane a San Giorgio di Nogaro, in «Memorie Storiche Forogiuliesi», 72, pp. 91–100.
Lemarié 1989: J. Lemarié, Il sermone XXXVI di Cromazio d'Aquileia per la dedicazione della Basilica Apostolorum di Concordia, in La chiesa concordiese 389–1989, I, Concordia e la sua cattedrale, a cura di C.G. Mor, P. Nonis, Fiume Veneto (Pn), pp. 81–112.
Lopreato 1977: P. Lopreato, Lo scavo nella chiesa di San Lorenzo di Villuzza presso Ragogna, in «Aquileia Nostra», XLVIII, cc. 273–288.
Lopreato 1989: P. Lopreato, Il battistero cromaziano di Aquileia. Relazione preliminare degli scavi 1984–1988, in Chromatius Episcopus 388–1988 (Antichità Altoadriatiche, XXXIV), Udine, pp. 209–218.
Lopreato 1995: P. Lopreato, La necropoli longobarda di San Salvatore di Maiano. Revisione critica, in «Forum Iulii», XIX, pp. 17–41.
Lusuardi Siena 1997: S. Lusuardi Siena, Il complesso episcopale. Il gruppo cattedrale, in La città e la sua memoria. Milano e la tradizione di Sant'Ambrogio, Martellago (Ve), pp. 36–39.

Lusuardi Siena, Bruno, Villa 1997: S. Lusuardi Siena, B. Bruno, L. Villa, Il battistero di San Giovanni alle Fonti, in La città e la sua memoria. Milano e la tradizione di Sant'Ambrogio, Martellago (Ve), pp. 45–50.
Lusuardi Siena, Casadio 2000: S. Lusuardi Siena, P. Casadio, San Pietro di Sclavons, in Santa Maria di Cordenons, a cura di P. Goi, Fiume Veneto (Pn), pp. 321–357.
Lusuardi Siena, Piuzzi, Villa 1997: S. Lusuardi Siena, F. Piuzzi, L. Villa, L'indagine archeologica, in San Martino a Rive d'Arcano. Archeologia e storia di una pieve friulana, a cura di S. Lusuardi Siena, Pasian di Prato (Ud), 1997, pp. 39–68.
Lusuardi Siena, Piva 2001: S. Lusuardi Siena, P. Piva, Scultura decorativa e arredo liturgico a Cividale e in Friuli tra VIII e IX secolo, in Paolo Diacono ed il Friuli altomedievale (secc. VI–X), Atti del XIV Congresso Internazionale di Studi sull'Alto Medioevo (Cividale, 24–29 settembre 1999), Spoleto, pp. 493–595.
Lusuardi Siena, Villa 1998: S. Lusuardi Siena, L. Villa, Scavi nel Castrum Reunia, in Scavi medievali in Italia 1994–1995, a cura di S. Patitucci Uggeri, Roma, pp. 179–198.
Lusuardi Siena, Villa 2001: S. Lusuardi Siena, L. Villa, Il battistero della pieve di San Pietro in castello a Ragogna, in L'edificio battesimale in Italia: aspetti e problemi, Atti dell'VIII Congresso Nazionale di Archeologia Cristiana, Genova, Sarzana, Albenga, Finale Ligure, Ventimiglia, 21–26 settembre 1998, Bordighera, pp. 709–728.
Marchesan-Chinese 1980: G. Marchesan-Chinese, La basilica di Piazza della Vittoria a Grado, in Grado nella Storia e nell'arte, II (Antichità Altoadriatiche, XVII), Udine, pp. 309–323.
Marocco 1997: E. Marocco, Grado. Fondo Fumolo 1995–97, in «Aquileia Nostra», LXVIII, cc. 396–405.
Marocco 1998: E. Marocco, Il battistero gradese di Piazza della Corte, in «Bollettino del Gruppo Archeologico Aquileiese», 8, pp. 35–41.
Marocco 1999: E. Marocco, Grado. Guida storico artistica, Trieste.
Marocco 2000: E. Marocco, Ecclesiarumque copiis decorata sanctorumque corporibus fulta. Antichi luoghi di culto e venerazione di Santi nel territorio gradese, in Cammina, Cammina… Dalla via dell'ambra alla via della fede, a cura di S. Blason Scarel, pp. 228–242.
Marušić 1972: B. Marušić, Monumenti istriani dell'architettura sacrale altomedievale con le absidi inscritte, in «Arheološki Vestnik», XXIII, pp. 266–286.
Maselli Scotti, Mandruzzato, Tiussi 1999: F. Maselli Scotti, L. Mandruzzato, C. Tiussi, Chiesa dei Pagani. Saggi di scavo 1999, in «Aquileia Nostra», LXX, cc. 376–384.
Menis 1972: G. C. Menis, Plebs de Nimis. Ricerche sull'architettura romanica e altomedievale in Friuli, Udine.
Menis 1981: G. C. Menis, La basilica paleocristiana di Iulium Carnicum. Dati e problemi ad un secolo dalla sua scoperta, in Darte e la Cjargne, Atti del 58° Congresso della Società Filologica Friulana, Udine, pp. 71–83.
Menis 1982: G. C. Menis, Ricerche archeologiche nella pieve di Buja (Friuli). Relazione preliminare della campagna 1980–81, «Aquileia Nostra», LIII, cc. 17–100.
Menis 1986: G. C. Menis, Il complesso episcopale teodoriano di Aquileia e il suo battistero, in «Atti dell'Accademia di Scienze Lettere e Arti di Udine», 79, pp. 41–122.
Menis 1993: G. C. Menis, La chiesa di San Giorgio nel Castrum Nemas, Udine.
Menis 1995: G. C. Menis, Il battistero altomedievale della pieve di Buja, «Memorie Storiche Forogiuliesi», LXXV, pp. 10–21.
Menis 1995: G. C. Menis, La prima chiesa dell'abbazia benedettina di Sesto al Reghena, in L'Abbazia di Santa Maria di Sesto fra archeologia e storia, a cura di G. C. Menis, A. Tilatti, Fiume Veneto (Pn), pp. 53–73.
Menis 1996: G. C. Menis, La liturgia battesimale ad Aquileia nel complesso episcopale del IV secolo, in Les églises doubles et les familles d'églises (Antiquité Tardive, 4), pp. 61–74.
Mirabella Roberti 1947–48: M. Mirabella Roberti, Indagini nel Duomo di Pola, in «Rivista di Archeologia Cristiana», XXIII–XXIV, pp. 209–229.
Mirabella Roberti 1966: M. Mirabella Roberti, La più antica basilica di Grado, in Arte in Europa. Scritti di storia dell'arte in onore di E. Arslan, Milano, pp. 105–112.
Mirabella Roberti 1967: M. Mirabella Roberti, La basilica paleocristiana di San Canzian d'Isonzo, in «Aquileia Nostra», XXXVIII, cc. 61–86.
Mirabella Roberti 1969–70: M. Mirabella Roberti, Considerazioni sulla basilica suburbana di Trieste, in «Atti dei Civici Musei di Storia ed Arte di Trieste», 6, pp. 101–112.
Mirabella Roberti 1970: M. Mirabella Roberti, San Giusto, Trieste.
Mirabella Roberti 1975: M. Mirabella Roberti, Il battistero paleocristiano di Cividale, in Studi Cividalesi (Antichità Altoadriatiche, VII), Udine, pp. 41–51.
Mirabella Roberti 1976: M. Mirabella Roberti, La basilica paleocristiana di S. Giovanni del Timavo, in Studi Monfalconesi (Antichità Alto Adriatiche, X), Udine, pp. 63–75.
Mirabella Roberti 1977: M. Mirabella Roberti, Apporti orientali nell'architettura paleocristiana della metropoli di Aquileia, in Aquileia e l'Oriente mediterraneo (Antichità Altoadriatiche, XII), Udine, pp. 395–409.
Mirabella Roberti 1978: M. Mirabella Roberti, I battisteri dell'arco adriatico, in Aquileia e Ravenna (Antichità Altoadriatiche, XIII), Udine, pp. 489–503.
Mirabella Roberti 1987: M. Mirabella Roberti, La basilica paleocristiana di Concordia, in Ruffino di Concordia e il suo tempo (Antichità Altoadriatiche, XXXI), Udine, pp. 93–106.
Moro 1956: P. M. Moro, Iulium Carnicum (Zuglio), Roma.
Museo Archeologico 1997: Museo Archeologico Iulium Carnicum. La città romana e il suo territorio nel percorso espositivo, a cura di F. Oriolo, S. Vitri, Reana del Rojale (Ud).
Nothdurfter 1992: H. Nothdurfter, St. Peter in Altenburg, in Kirche in Kaltern. Geschichte, Kult und Kunst, pp. 87–90.
Olivieri Farioli 1969: R. Olivieri Farioli, Corpus della scultura paleocristiana bizantina ed altomedievale di Ravenna. III. La scultura architettonica, Roma.

Paschini 1939–1940: P. Paschini, La basilica cristiana di Forum Iulium Carnicum, in «Memorie Storiche Forogiuliesi», 35–36, pp. 1–9.
Pejrani Baricco 1989: L. Pejrani Baricco, Recenti scoperte di archeologia cristiana in Piemonte, in Actes du XIe Congrès International d'Archéologie Chrétienne, III, Roma, pp. 2253–2261.
Pismo Brez Pisave 1991: T. Knific, M. Sagadin (a cura di), Pismo Brez Pisave. Arheologija o prvih stletjih krscanstva na Slovenskem, Lubiana.
Piussi 1978: S. Piussi, Le basiliche cruciformi nell'area adriatica, in Aquileia e Ravenna (Antichità Altoadriatiche, XIII), Udine, pp. 437–488.
Piussi 2000: S. Piussi, Le vasche battesimali di Aquileia, in Aquileia romana e cristiana fra II e V secolo (Antichità Altoadriatiche, XLVII), Trieste, pp. 361–390.
Piuzzi 1995: F. Piuzzi, San Martino D'Asio. Un'antica pieve ritrovata, San Pedrino-Vignate (MI).
Piuzzi 1998: F. Piuzzi, Frammenti di luce. Storia, archeologia e misteri di una pieve medievale alpina. Santo Stefano a Cesclans Comune di Cavazzo Carnico (Ud), Treviso.
San Martino 1997: San Martino a Rive d'Arcano. Archeologia e storia di una pieve friulana, a cura di S. Lusuardi Siena, Pasian di Prato (Ud), 1997.
Piuzzi 2000: F. Piuzzi, Indagini archeologiche nei castelli lungo le strade del Friuli medievale, in Cammina, Cammina Dalla via dell'ambra alla via della fede, a cura di S. Blason Scarel, pp. 188–200.
Piva 1990: P. Piva, Un'ipotesi per la cattedrale «doppia» e il caso di Aquileia, in «Arte Documento», 4, pp. 58–67.
Piva 1996: P. Piva, Domus episcopalis e aula di udienza: dove si trova il secretarium teodoriano di Aquileia? Utilizzazione dell'Aula Nord per uffici di lode, in Les églises doubles et les familles d'églises (Antiquité Tardive, 4), pp. 74–77.
Russell 1989: J. Russell, Christianity at Anemurium (Cilicia). Recent discoveries, in Actes du XIe Congrès International d'Archéologie Chrétienne, II, Roma, pp. 1621–1637.
Sannazaro 1989: M. Sannazaro, Concordia, in S. Lusuardi Siena et al., Le tracce materiali del Cristianesimo dal tardo antico al Mille, in A. Castagnetti, G. M. Varanini (a cura di) Il Veneto nel Medioevo. Dalla «Venetia» alla Marca Veronese, pp. 258–270.
Sannazaro 2001: M. Sannazaro, Insediamenti rurali ed Ecclesiae baptismales in Friuli: il contributo della ricerca archeologica, in Paolo Diacono ed il Friuli altomedievale (secc. VI–X), Atti del XIV Congresso Internazionale di Studi sull'Alto Medioevo (Cividale, 24–29 settembre 1999), Spoleto 2001, pp. 253–280.
Sennhauser 1979: H.R. Sennhauser 1979, Spätantike und frühmittelalterliche Kirchen Churraetiens, in Von der Spätantike zum Frühen Mittelalter, «Vorträge und Forschungen», 5, pp. 193–218.
Sennhauser 2001: H.R. Sennhauser 2001, Chiese e conventi del primo millennio nella diocesi di Coira, in Paolo Diacono e il Friuli altomedievale (secc. VI–IX), Atti del XIV Congresso Internazionale di Studi sull'Alto Medioevo (Cividale, 24–29 settembre 1999), Spoleto, pp. 217–230.
Silvestrini 1992: G. Silvestrini, Appunti sulla basilica Apostolorum di Concordia, in «Arte e Documento», 6, pp. 53–55.
Swoboda, Wilberg 1906: H. Swoboda, W. Wilberg, Bericht über Ausgrabungen in Grado, in «Jahreshefte des Österr. Archäolog. Instituts», IX, pp. 1–22.
Tagliaferri 1981: A. Tagliaferri, Le diocesi di Aquileia e Grado, Corpus della Scultura Altomedievale, X, Spoleto.
Tavano 1972: S. Tavano, Aquileia Cristiana (Antichità Altoadriatiche, III), Udine.
Tavano 1974: S. Tavano, Mosaici di Grado, in Atti del III Congresso nazionale di Archeologia Cristiana (Antichità Altoadriatiche, VI), Trieste, pp. 167–199.
Tavano 1975: S. Tavano, Note sul «Tempietto» di Cividale, in Studi Cividalesi (Antichità Altoadriatiche, VII), Udine, pp. 59–88.
Tavano 1976: S. Tavano, Architettura altomedievale in Friuli e nelle regioni alpine, in Aquileia e l'arco alpino orientale (Antichità Altoadriatiche, IX), Udine, pp. 437–465.
Tavano 1977: S. Tavano, Ricerche e studi sul territorio di Monfalcone nell'antichità, «Studi Goriziani», XLVI, pp. 89–106.
Tavano 1986: S. Tavano, Aquileia e Grado. Storia – Arte – Cultura, Trieste.
Tavano 1988: S. Tavano, San Paolino e la sede patriarcale, in Aquileia e le Venezie nell'alto medioevo (Antichità Altoadriatiche, XXXII), Udine, pp. 255–279.
Tavano 1990: S. Tavano, Il Tempietto longobardo di Cividale, in I Longobardi 1990, pp. 239–242.
Tavano 1997: S. Tavano, La basilica di Poppone, in Poppone. L'età d'oro del patriarcato di Aquileia, Roma, pp. 96–110.
Tavano 1997: S. Tavano, Aquileia e il territorio prossimo, in Aquileia romana e cristiana fra II e V secolo (Antichità Altoadriatiche, XLVII), Trieste, pp. 335–359.
Torp 1977: H. Torp, L'architettura del Tempietto, in L'Orange e H. Torp, Il Tempietto Longobardo di Cividale (Acta ad Archaeologiam et Artium Historiam Pertinentia, VII 1–4), Roma. Vay 1995: I. Vay, Il Duomo di Venzone, guida breve, Udine.
Verga 1980: C. Verga, L'avvio del battistero ambrosiano, in «Critica d'arte», n.s., 45, pp. 41–50.
Vidulli Torlo 1990: M. Vidulli Torlo, La chiesa di San Marco di Basiliano in Friuli, «Memorie Storiche Forogiuliesi», LXX, pp. 189–201.
Villa 1995: L. Villa, Osoppo – storia, arte, archeologia, Fagagna, 1995.
Villa 1997: L. Villa, Il territorio della Pieve di S. Martino nel quadro della viabilità e dell'insediamento in età antica, in San Martino 1997, pp. 17–38.
Villa 2000a: L. Villa 2000, Aspetti e tendenze della prima diffusione del Cristianesimo nel territorio aquileiese alla luce dei dati archeologici, in Aquileia romana e cristiana fra II e V secolo (Antichità Altoadriatiche, XLVII), Trieste, pp. 391–437.
Villa 2000b: L. Villa, Itinerari devozionali e antichi luoghi di culto lungo le principali direttrici stradali del Friuli: il contributo dell'archeologia, in Cammina, Cammina… Dalla via dell'ambra alla via della fede, a cura di S. Blason Scarel, pp. 153–161.

Villa 2000c: L. Villa, Cividale, in Enciclopedia of Early Christian Art and Archeology, New York 2000.
Villa 2001a: L. Villa, I centri fortificati tardoantichi-altomedievali del Friuli alla luce dei nuovi dati archeologici, in Paolo Diacono ed il Friuli altomedievale (secc. VI–X), Atti del XIV Congresso Internazionale di Studi sull'Alto Medioevo (Cividale, 24–29 settembre 1999), Spoleto, pp. 825–862.
Villa 2001b: L. Villa, Le vicende di Concordia nell'altomedioevo alla luce delle evidenze emerse presso la cattedrale di Santo Stefano, in Concordia Sagittaria. Tremila anni di storia, a cura di P. Croce Da Villa, E. Di Filippo Balestrazzi, Rubano (Pd), pp. 301–311.
Voncini 1994–1995: P. Voncini, L'antica Pieve di San Vigilio in Palse di Porcia, Tesi di Laurea, Università degli Studi di Udine, relatore prof. G. Fiaccadori.
Zanco 1999: E. Zanco, Si può parlare di una tipologia aquileiese negli edifici battesimali paleocristiani?, in «Memorie Storiche Forogiuliesi», LXXIX, pp. 11–32.
Zovatto 1960: P.L. Zovatto, Iulia Concordia cristiana, in G. Brusin, P.L. Zovatto, Monumenti romani e cristiani di Iulia Concordia, Pordenone, p. 83 sgg.

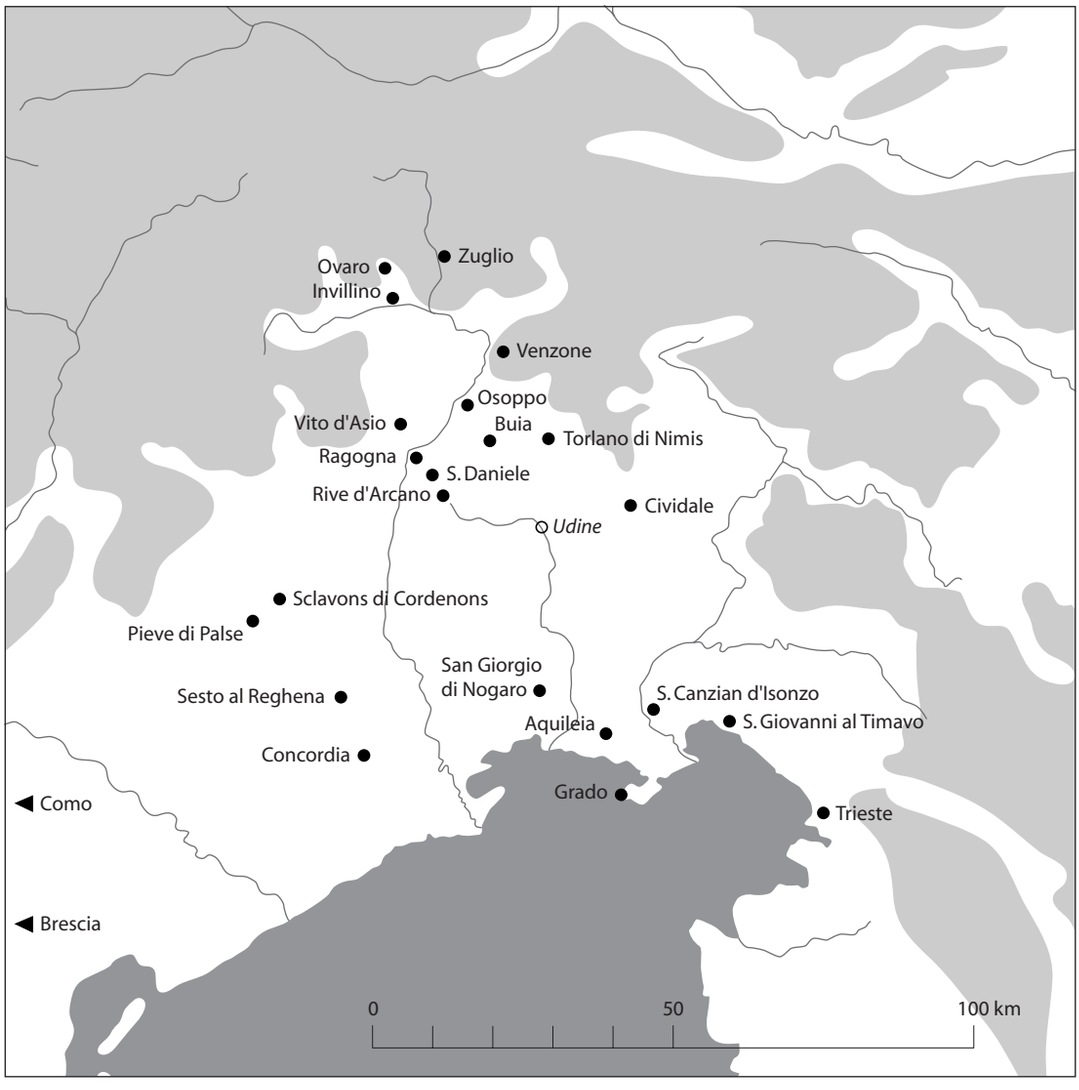


Fig. 42. Luoghi citati.

FRÜHCHRISTLICHE KIRCHENANLAGEN IN SLOWENIEN

Slavko Ciglenečki

Die Erforschung der frühchristlichen Architektur widerspiegelt die über hundertjährige Geschichte der slowenischen Archäologie. So entdeckte J. Szombathy schon im Jahre 1891 den presbyterialen Teil der größeren Kirche auf dem Kučar, die er in seinen Aufzeichnungen in die Romanik datierte (Dular 1995, 12–13). Bald danach (1897) folgte bei zufälligen Bauarbeiten in Celje die Entdeckung der Reste einer großen frühchristlichen Kirche mit Mosaiken (Riedl 1898). Schon damals hat man in der Höhensiedlung auf dem Ajdovski gradec bei Vranje einen Teil einer Kirchenanlage freigelegt, sie aber nicht als solche erkannt (Riedl, Cuntz 1909). Es folgt eine längere Phase bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges, in der wenige derartige Entdeckungen gemacht wurden. Erwähnenswert ist die Ausgrabung nicht ganz eindeutiger Reste einer Kirche im Jahre 1929 auf dem Gradišče in Velike Malence (Saria 1929, 16) und im Jahre 1941 die Freilegung des Gebäudekomplexes auf dem Rifnik, den W. Schmid damals noch nicht als frühchristliche Kirche identifizierte (Schmid 1943). Zur systematischen Erforschung frühchristlicher Kirchen kam es nach dem Zweiten Weltkrieg. So entdeckte man im Jahre 1947 unter einer mutmaßlichen slawischen Kultstätte auf dem Ptujer Schloß bescheidene Reste einer Kirche, die heute in Frage zu stellen ist (Klemenc 1950, 9–18, 56–57); reicher und besser bestimmbar waren dagegen die in den Jahren 1967 bis 1975 ergrabenen Spuren eines Baptisteriums und einer Portikus in Ljubljana (Plesničar-Gec 1983) und die Reste des Baptisteriums in Celje, die 1989 bis 1990 aufgedeckt wurden (Vogrin 1991). Gut erhaltene und typische Kirchengrundrisse haben wir in den 70er Jahren zu fassen begonnen: so wurden damals die Bauten auf dem Ajdovski gradec oberhalb von Vranje und auf dem Rifnik als frühchristliche Kirchen identifiziert (Petru, Ulbert 1975; Bolta 1981), in den darauffolgenden Jahren kamen die Kirchen in den spätantiken Höhenanlagen Ajdna (Leben, Valič 1978), Kranj (Valič 1975; Sagadin 1991), Kučar (Dular. J., Ciglenečki, S., Dular, A. 1995), Korinjski hrib (Ciglenečki 1985a, 257), Zidani gaber (Ciglenečki 1987a), Gradec oberhalb von Mihovo (Breščak 1990), Sv. Martin in der Nähe von Tabor nad Knežakom (Božič, Ciglenečki 1995, 264) und Tonovcov grad (Ciglenečki 1997) hinzu. Zu diesen Entdeckungen müssen noch andere – zwar noch unerforschte – aber im Grundriß nachvollziehbare Kirchen hinzugezählt werden (Limberk, Gradec bei Velika Strmica, Gradec bei Prapretno, Gračnica bei Ter) und die vierte Kirche auf dem Tonovcov grad (Ciglenečki 1995, 175, 177, 178; Ciglenečki 1997, 22). Die Erforschung der frühchristlichen Architektur hat damit einen Stand erreicht, der die Entwicklung im Gebiet des heutigen Slowenien erahnen lässt (Abb. 1). Das Bild stimmt mit der Architektur in den benachbarten Ländern überein und gestattet umfassendere Schlüsse (s. die Übersicht bei Glaser 1997).

Da schon einige Übersichten über frühchristliche Bauwerke greifbar sind, werden wir an dieser Stelle die besser bekannten Funde nur kurz anführen, erhellen dann ausführlicher die neueren und weisen zusätzlich auf jene Aspekte, die bislang nicht hinreichend hervorgehoben worden sind (Klemenc 1967; Petru, Ulbert 1975, 62–64; Bratož 1981; Bratož 1987; Ciglenečki 1987b, 135–139; Bratož 1989; Knific 1991, 11–28, Ciglenečki 1995, 171–179; Bratož 1996). Wir fassen die besser bekannten Kirchen in Gruppen zusammen. Zunächst muß man zwischen den großen und mit Mosaiken ausgestatteten Gebäuden vom Ende des 4. und aus der 1. Hälfte des 5. Jh. und den einfacheren Gebäuden aus der 2. Hälfte des 5. und dem 6. Jh. unterscheiden. Das bekannteste Beispiel der



Abb. 1. Vranje, Ballonaufnahme der Kirchen, der Nebengebäude und der Zisterne.
Aufnahme J. Hane, T. Janko, Ljubliana, Narodni muzej. Repro aus: Franz Glaser, Frühes Christentum im Alpenraum: Eine archäologische Entdeckungsreise, Regensburg 1997, S. 98.

ersten Gruppe ist die Kirche des römischen Celeia, ein ca. 35 m langer Bau, in dem zahlreiche farbige Mosaike erhalten sind; zusammen mit dem Grundriss datieren sie den Gesamtkomplex in den Beginn des 5. Jh. (Abb. 2; Riedl 1898; Kolšek 1984, 342; Caillet 1993, 369–370). Wie F. Glaser vermutet, ist die ungewöhnliche Gestaltung des Apsisumganges durch das Reliquiengrab bedingt; Glaser schließt aber auch die Existenz dreier Kirchenschiffe nicht aus (Glaser 1997, 67). Früher wurde als Teil einer Doppelkirche auch der Rest einer danebegelegenen Apsis interpretiert; V. Kolšek konnte aber nachweisen, daß es sich um Reste einer älteren Badeanlage handelt (Kolšek 1984, 342–345). Dennoch ist das Problem der Existenz von Doppelkirchen in Celje immer noch offen, denn 1991 wurde in einiger Distanz zum zuvor erforschten Kirchengebäude ein Baptisterium entdeckt, das zu diesem Komplex gehören könnte (Abb. 3; Vogrin 1991). Die oktogonale Form, charakteristisch für die Piscina, hat gute Entsprechungen in Emona (Plesničar-Gec 1983, 29–32), sie ist auch von anderen Orten bekannt (Ristow 1993, 303–304).

Anders ist die Situation in Ljubljana: mit Sicherheit nachgewiesen ist nur ein Baptisterium mit Portikus. Die westlich davon gelegenen Gebäude können nicht ohne weiteres als Kirchen bzw. als dazugehöriges Episkopium angesehen werden (Abb. 4; Plesničar-Gec 1983, 29–30; Glaser 1997, 84–85). Aller Wahrscheinlichkeit nach wird man die Kirche erst im Bereich westlich des Baptisteriums suchen müssen. L. Plesničar nimmt sogar zwei Kirchengebäude an, vorläufig allerdings ohne Beweis (Plesničar-Gec 1983, 30). Der Kirchenkomplex konnte zuverlässig in die Zeit zwischen 408 und 423 datiert werden. Seine Auflassung ist in die Zeit vor dem Eindringen der Hunnen im Jahre 452 zu setzen (Kos 1983, 103; Plesničar-Gec 1983, 49–50).

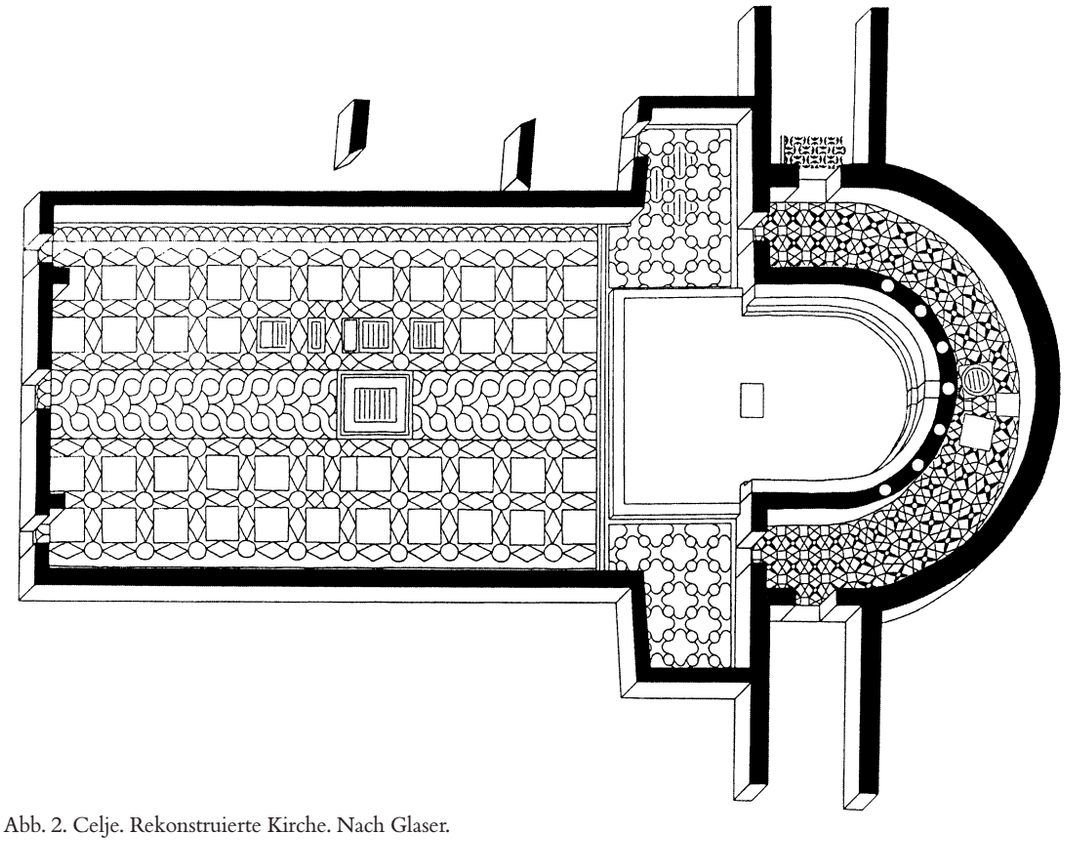


Abb. 2. Celje. Rekonstruierte Kirche. Nach Glaser.

Zahlreich sind die Erwähnungen von Kirchenresten im Bereich von Poetovio, doch kann man aus der bescheidenen Dokumentation älterer Ausgrabungen kein konkretes Bild von den ehemaligen Kirchen gewinnen. Zuverlässig erscheint diejenige auf dem Hügel Panorama, wo schon mehrmals Teile einer Kirchenausstattung gefunden wurden. Bei Kontrollgrabungen im Jahre 1983 wurden Reste eines Mosaiks, Teile einer Altarschranke sowie eine Altarplatte entdeckt, der Grundriß des Gebäudes ist dagegen nicht mehr zu rekonstruieren (Klemenc 1967, 122–123; Tušek 1984, 246; Knific 1991, 15–17). In Frage zu stellen ist das Gebäude im Dorf Hajdina, das W. Schmid als frühchristliche Kirche interpretierte (Schmid 1935, 142–146). Ihre Orientierung ist nicht kanonisch, die Dimensionen sind sehr ungewöhnlich, es fehlen die meisten Mauern, die das Gebäude bestimmen könnten, sowie Kleinfunde und Reste einer steinernen Ausstattung, die eine solche Bestimmung bestätigen würden.

Im Jahre 1947 hat man auf dem sogenannten Turnierplatz des Ptujer Schlosses Teile von Mauern und behauene Steine ausgegraben, die J. Klemenc zu einer dreischiffigen Kirche mit zwei Apsiden rekonstruierte und an das Ende des 4. und den Beginn des 5. Jh. datierte (Klemenc 1950, 9–18, 56–57). Da die Mauerreste rudimentär erhalten waren, sich der steinerne Teil der Inneneinrichtung in sekundärer Lage befand und an derselben Stelle in der Antike noch eine Festung bestanden hatte, ist eine Kirche an diesem Ort nicht schlüssig nachzuweisen (Ciglenečki 1993a, 506).

Offen ist die Deutung der Reste in Neviodunum. S. und P. Petru (S. Petru, P. Petru 1978, 14, 25, 35–36) vermuteten auf Grund des Mosaikbodens in der Nähe der Lagerhallen im zentralen Teil der Stadt ein Kirchengebäude, das schon zur Zeit Konstantins errichtet worden sein soll. Interpretation und Datierung sind jedoch in vielen Belangen bedenklich (cfr. Djurič 1976, 566).



Abb. 3. Celje. Baptisterium.

Vor kurzem wies D. Božič auf die Reste einer Donatoreninschrift im Mosaik aus Lesce hin, die man mit dem Vorhandensein einer Kirche in Zusammenhang bringen kann (Božič 1995). In den Archivaufzeichnungen fand er eine Zeichnung von Teilen eines Mosaiks aus Šmartno v Tuhinju, bei dem schon E. Cevc die Möglichkeit einer sakralen Interpretation erwogen hatte (Cevc 1960, 35). Sie sehen dem Mosaikfragment in Križevska vas ähnlich, bei dem wir dank dem in der Nähe gefundenen Sarkophag und nach der Lage abseits des Weges auf ein frühchristliches Objekt schließen dürften (Božič 1995; Djurič 1976, 595–596). Dieser Gruppe sind die Teile des Bauwerks mit Mosaik zuzuordnen, die bei den Rettungsgrabungen der Heiliggeistkirche in Črnomelj von Ph. Mason entdeckt wurden (Mason 1998, 288–289). Jedoch wird hier erst ein genauer Bericht zeigen, in welcher Beziehung das Mosaik zur nahegelegenen Apsis steht, die hinsichtlich Größe und Bauweise eher an Reste eines römischen Badehauses erinnert. Vielleicht handelt es sich wie an anderen Orten um den Umbau älterer Thermen in ein frühchristliches Oratorium. Alle aufgeführten Funde kann man ungefähr an das Ende des 4. Jh. und teilweise in die erste Hälfte des 5. Jh. datieren. Mit Ausnahme des Mosaiks in Črnomelj gibt es nirgendwo anders sichere Anzeichen, daß die oben aufgeführten Objekte mit Mosaiken auch bis in die zweite Hälfte des 5. oder sogar in das 6. Jh. fortdauern würden.

Die Gruppe der Kirchengebäude, die weniger nach ihrem Grundriss als nach Mosaikresten bestimmbar sind, unterscheidet sich deutlich von den Kirchenanlagen, die später in Höhenbefes-

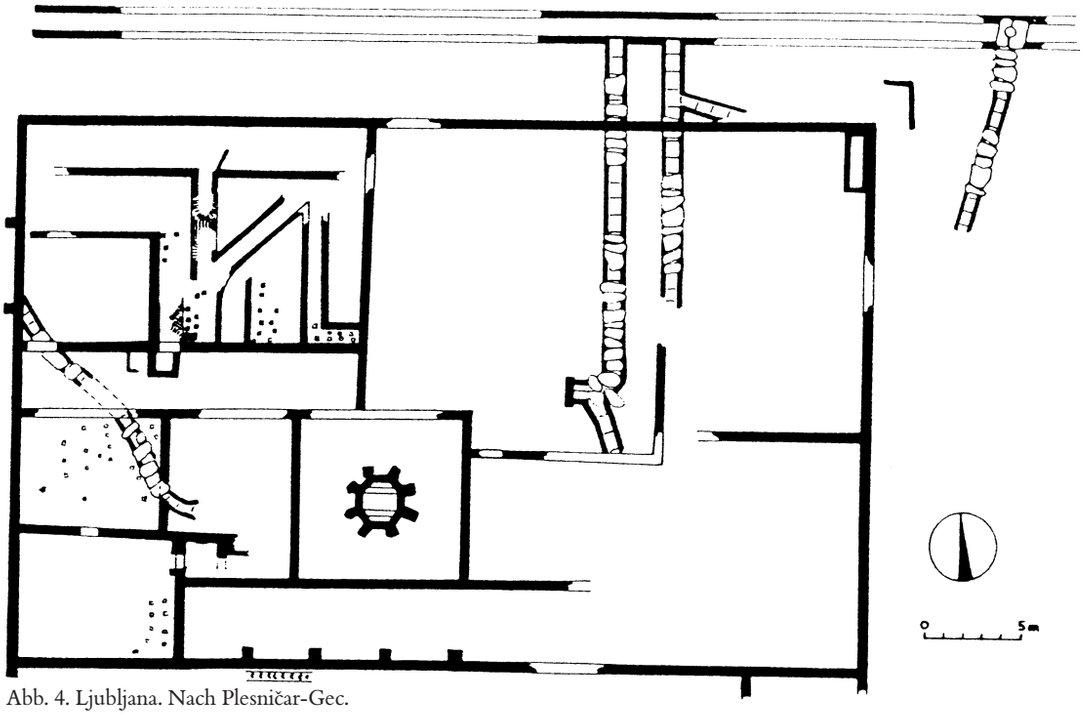


Abb. 4. Ljubljana. Nach Plesničar-Gec.

tigungen errichtet wurden. Auf ihr höheres Alter weist ihre Lage im Tiefland. Die einzige Ausnahme bildet die mutmaßliche Kirche in Črnomelj; sie befindet sich zwar in der Ebene, aber für die Befestigung der Siedlung wurde die natürlich geschützte Lage oberhalb des Zusammenflusses von Lahinja und Dobličica genutzt.

Die Gruppe jener Kirchen, die überwiegend aus der 2. Hälfte des 5. und dem gesamten 6. Jh. stammen und innerhalb von Höhenbefestigungen entdeckt wurden, ist genauer zu betrachten. Diese späteren Kirchen haben einfache Kirchenschiffe mit kleinen Nebenräumen; sie sind nur ausnahmsweise mit Wandmalereien geschmückt (Ajdna, Zidani gaber). Bislang haben wir keine Spuren von steinernen Innenausstattungen entdeckt, wie man sie in den älteren, vor allem in Städten stehenden Kirchen wie Poetovio finden kann. Auch wurde nirgends ein Mosaik entdeckt.

Man kann diese späteren Kirchen nach dem Charakter der Anlagen, in denen sie sich befinden, in Untergruppen einteilen. Einheitlich sehen Kirchen in Höhenbefestigungen aus, die in der Nähe bedeutender Verkehrsverbindungen und an strategisch wichtigen Orten liegen (Ciglenečki 1994, 245–247). Alle Kirchen dieser Gruppe kennzeichnet ein schlichtes, aus einem Raum bestehendes Gebäude mit einer Apsis, einem angebauten Nebenraum mit Baptisterium und einem Narthex.

Aus ihnen sticht die Festung Korinjski hrib oberhalb von Veliki Korinj hervor, wo nicht nur eine Kirche ausgegraben wurde, sondern auch alle wichtigeren Bestandteile der Festung, vor allem die Türme und ein Begehungshorizont (Abb. 5, 6; Ciglenečki 1985b). Da die Kirche als erste dieser Gruppe entdeckt und gänzlich freigelegt wurde, hat sie paradigmatischen Charakter. So war es möglich, einige Kilometer entfernt, auf dem Limberk oberhalb von Mala Račna, im Oberflächenrelief einen identischen Kirchengrundriß zu entdecken; der vorgeschichtliche Wall ersetzte vermutlich die Befestigung (Ciglenečki 1985b, 262). Der Kirchengrundriss ist zwar nur von Oberflächenfunden und im Umriss bekannt, zeigt aber im ganzen eine überraschende Ähnlichkeit mit dem Korinjski hrib, was ohne Zweifel durch die gleichzeitige Errichtung an der wohl nahen Einfallstraße nach Italien bedingt ist. Daß es sich um einen besonderen Typ spätantiker Festung handelt, beweist die unlängst entdeckte Befestigung Gradec bei Velika Strmica, die in Miniaturform den Grundriß der freigelegten Festung auf dem Korinjski hrib wiederholt. Ihre primäre Funktion war vermutlich die Kontrolle über den Flußübergang, bzw. die Kontrolle über eine bedeutende Straße (Božič, Ciglenečki 1995). Darauf deutet ihre Lage in einer schattigen Schlucht. Die Festung wurde noch nicht ausgegraben, doch bestätigen deutliche Spuren an der Oberfläche und die schon vor einem Jahrhundert entdeckten Funde unsere Datierung und Bestimmung. Soviel man der Oberfläche ablesen kann, lehnt sich die ganz schlichte, kleine Kirche mit einer Seitenwand an die Befestigungsmauer, bzw. liegt in deren unmittelbarer Nähe; vergleichbar sind einige Kastelle in Džerdap, neben den dalmatinischen Kastellen auf den Inseln (vgl. Popovič 1982–1983, Abb. 1; Vasič 1982–1983, Abb. 9).

Trotz anderem Grundrißkonzept der Festung, das durch das eigentümlich gestaltete Gelände oben auf dem Kamm bedingt ist, gehört auch die Kirche auf dem Zidani gaber oberhalb von Mihovo mit ihrem charakteristischen

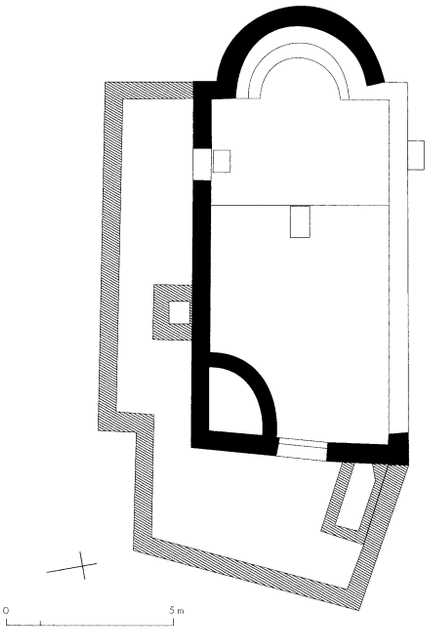


Abb. 5. Korinjski hrib oberhalb von Veliki Korinj. Nach Ciglenečki.



Abb. 6. Korinjski hrib oberhalb von Veliki Korinj.

Grundriss (Abb. 7) hierher (Ciglenečki 1987a; Ciglenečki 1990b; Ciglenečki 1994, 246, Abb. 12). Durch kleinere Sondagen, die wir im Jahre 1987 durchführten, konnten wir den Grundriß festlegen, der mit dem vom Korinjski hrib übereinstimmt, nur daß hier der Nebenraum auf der Südseite der Kirche liegt. So konnte man auch die alten Hinweise auf Gräber, die angeblich an dieser Stelle gefunden worden waren und die durch die erhaltenen Beigaben in die 2. Hälfte des 6. Jh. zu datieren sind, richtig verstehen (ANSl 1975, 223). Wie sich herausstellte, handelt es sich um Reste von Grabgruben; wir legten eine leere Grabgrube in der Südwestecke des Kirchennebenraums frei. Unterhalb der Festung, auf der Flur Gradec, scheint eine Friedhofskirche mit einfachem Grundriß, einer Apsis und einigen Gräbern gestanden zu haben (Abb. 8; Breščak 1990).

Ein besonderes Problem stellt die Interpretation der Kirche dar, die Saria im Kastell Gradišče bei Velike Malence entdeckt hat (Abb. 9; Saria 1929, 16). Die Vorberichte bieten nur ungenügende Anhaltspunkt für das Verständnis der nach Westen gerichteten, einfachen apsidialen Kirche; der Krug, ehemals dem 6. Jh. zugeschrieben, scheint angesichts neuerer Studien zur langobardischen Keramik in seiner Zeit-

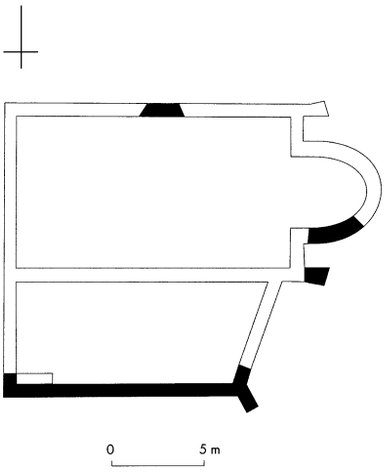
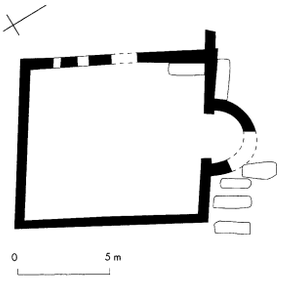


Abb. 7. Zidani gaber oberhalb von Mihovo. Nach Ciglenečki.

stellung fragwürdig (Werner 1962, 124; Simoni 1977–1978, 221, Anm. 85; Knific 1994, 217–224). Da die gesamte Dokumentation über die Grabungen verlorengegangen ist, können wir uns von der Phase des 6. Jh. (insofern das Kastell in dieser Zeit tatsächlich bevölkert war) kein rechtes Bild machen.

Ähnlich konzipierte und nach der Größe der Festung proportional dimensionierte Kirchen kennen wir von zahlreichen befestigten Siedlungen entlang der adriatischen Ostküste (Gunjača 1986; Tomičić 1996) und den Kastellen von Džerdap (Kondić 1984), also von Festungen, die zur Sicherung des Limes oder wichtiger Verkehrswege errichtet wurden.

Der folgenden Gruppe sind die Kirchen zuzuordnen, die innerhalb gut befestigter Höhensiedlungen stehen; die Beispiele aus Ajdna oberhalb von Potoki und Gradec bei Prapretno belegen ihr Aussehen am besten. Die bisherigen



Ab. 8. Gradec oberhalb von Mihovo. Nach Breščak.

Ausgrabungen und verstürztes Baumaterial im gesamten Siedlungsbereich lassen ihre Charakteristika deutlich erkennen. Sie sind von der zuvor aufgeführten Gruppe klar zu unterscheiden. Die Kirche auf der Ajdna hat einen einschiffigen Saal, an den zuerst ein Narthex und später auf der Nordseite ein schmalerer, einmal der Breite nach abgeteilter Raum angebaut wurden (Abb. 10; Valič 1985, 265–267 und Abb. 93; Sagadin 1987, 123–124). Wir erachten seinen mittleren Teil wie auf dem Korinjski hrib oder Rifnik als Baptisterium. Zweifelsohne handelt es sich um denselben Typ von Kirchengebäuden, der im Binnenland der römischen Provinz Dalmatien besonders häufig ist. In der Kirche auf der Ajdna wurden zehn Gräber gefunden, im Süden schlossen Wohngebäude an.

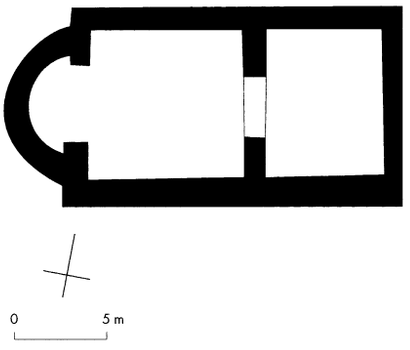


Abb. 9. Gradišče bei Velike Malence. Nach Saria.

Den Grundriss der Kirche auf dem Gradec bei Prapretno können wir nur erahnen, weil sie noch nicht ausgegraben ist. Kennzeichnend sind die Lage innerhalb der Siedlung, die Orientierung und der hervorragende Erhaltungszustand; dies hängt mit der hohen Stellung des Gebäudes in der Siedlung zusammen (Ciglenečki 1992, 37). In unmittelbarer Nähe der Kirche wurde ein Bleispinnwirtel mit eingeritztem Oransbild gefunden, was indirekt auf die Zweckbestimmung des Gebäudes hindeutet.

Nach der Siedlungsform können wir dieser Gruppe auch die Fundorte Ajdovski gradec oberhalb von Vranje und Tonovcov grad bei Kobarid zuordnen, wo im Inneren allerdings Doppelkirchen vorhanden sind, die wir im folgenden vorstellen werden.

Einen Sonderfall stellt der Fundplatz auf dem Rifnik mit zwei Kirchen dar, die ziemlich weit voneinander entfernt liegen. Die größere

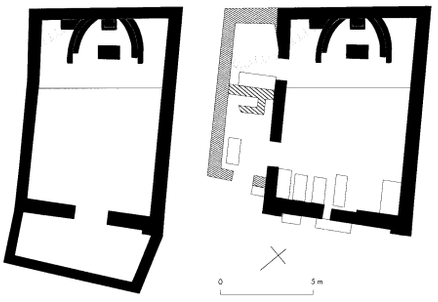


Abb. 10. Ajdna oberhalb von Potoki. Nach Sagadin.

Kirche wurde auf dem Berggipfel in der Nähe von Wohngebäuden errichtet (Abb. 11). Zunächst wurde der zentrale Kirchenraum gebaut, wahrscheinlich an der Stelle eines heidnischen Tempels, später wurden ein Nebenraum und ein Narthex angefügt (Bolta 1981, 8–9), ähnlich wie wir es schon auf dem Korinjski hrib festgestellt haben (Ciglenečki 1985b, 257). Außerdem wurde auf dem Rifnik noch eine kleinere Kirche gebaut, die allerdings 80 m von der ersten entfernt ist und mit ihr in keinerlei Verbindung steht (Abb. 12; Pirkmajer 1994, 48). Die abseitige Lage und die kleinen Dimensionen sprechen für die Möglichkeit arianischer Zugehörigkeit (Ciglenečki 1993b, 40).

Im Jahre 1972 wurde nördlich der Pfarrkirche in Kranj ein oktogonales Gebäude entdeckt, an dessen Ostseite eine halbrunde Apsis, an dessen Südseite dagegen ein Gang angebaut war (Valič 1975, 161; Valič 1991). In der Gebäudemitte befand sich eine mit Steinen verkleidete ovale Grube. Anhand von Analogien kann man den ersten Bau als frühchristliches Baptisterium deuten. Das bestätigen auch die Resultate späterer Ausgrabungen unter dem Pflaster der Pfarrkirche, wo man 1984 den Großteil eines dazugehörenden älteren Kirchengebäudes entdeckte (Abb. 13; Sagadin 1991). Nach der Breite war die Kirche wahrscheinlich eine dreischiffige Basilika, die an der Nordseite einen schmaleren Nebenraum hatte. Die zahlreichen späteren Gräber datieren den Bau in die Zeit vor dem 7. Jh. Zweifellos waren die Kirche und das Baptisterium das zentrale Kirchengebäude im großen und strategisch wichtigen Kastell Carnium.

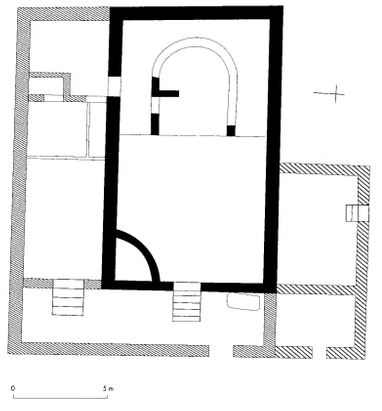


Abb. 11. Rifnik. Nach Bolta.

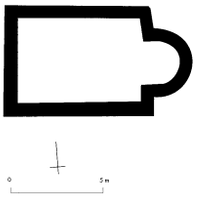


Abb. 12. Rifnik. Nach Pirkmajer.

Zu den frühchristlichen Kirchen ist auch das zentrale Gebäude in der spätantiken Siedlung Gračnica bei Ter in der Nähe von Radmirje zu zählen. In der ungewöhnlich gestalteten und durch die Natur hervorragend gesicherten Festung sind Spuren eines gemauerten Gebäudes zu erkennen. Offensichtlich gab es in der Vergangenheit viele Störungen (vgl. Bericht über die älteren Ausgrabungen in ANSl 1975, 269). Im Jahre 1896 wurden dort acht Skelette gefunden (Riedl 1896, 119). Aufgrund dieser Daten, der Grösse und der Orientierung der Wände nach Osten ist das Gebäude als frühchristliche Kirche zu bestimmen. Im Grundriß zeichnen sich der zentrale breitere Teil sowie ein oder zwei parallele schmalere Räume ab.

Bei den Rettungsgrabungen in den Jahren von 1975 bis 1979 wurde auf dem nördlichen Gipfel des Kučar oberhalb von Podzemelj ein befestigter frühchristlicher Gebäudekomplex freigelegt (Abb. 14, 15; Ciglenečki 1985a; Dular J., Ciglenečki S., Dular A. 1995). Innerhalb des Areals, das von einer Befestigungsmauer und Türmen umgeben war, wurden zwei Kirchen, ein Baptisterium, ein kleineres und ein großes Wohngebäude, zum Teil mit repräsentativem Charakter entdeckt. Die Entstehung der Anlage kann man in die ersten Jahrzehnte des 5. Jh. datieren, die Aufgabe dagegen an das Ende desselben Jahrhunderts. Der Kirchen-

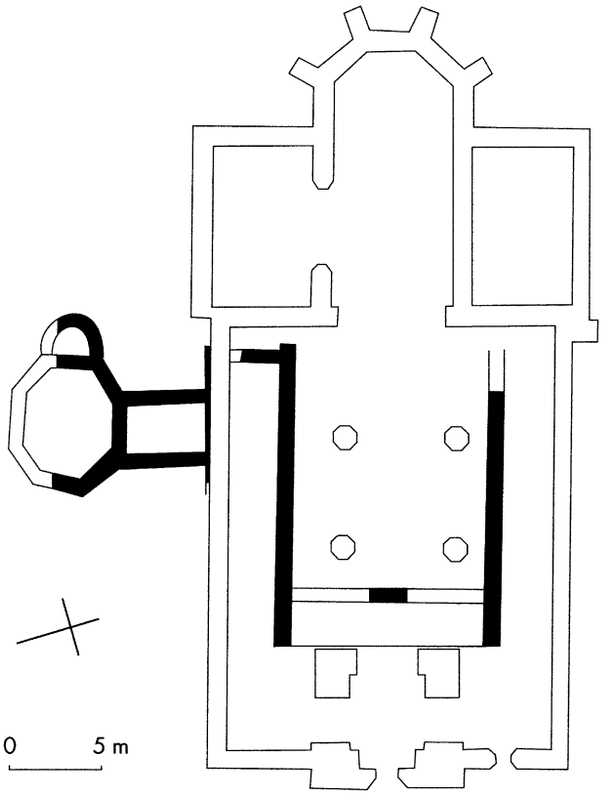


Abb. 13. Kranj. Nach Sagadin.

komplex mit dem großen dazugehörenden Wohngebäude ist innerhalb der ostalpinen Anlagen einmalig. Er ist als sakrales Zentrum einer kleineren Gebietseinheit zu verstehen, die abseits wichtigerer Straßen lag (Ciglenečki 1995, 179–190).

In Slowenien gibt es neben Kučar noch zwei befestigte Höhensiedlungen mit Doppelkirchen: es sind Ajdovski gradec oberhalb von Vranje und Tonovcov grad bei Kobarid. Da der Komplex von Vranje gut bekannt ist und in der Literatur oft dargestellt (Ulbert 1975; Ulbert 1979; Knific 1994) oder zitiert wird (Bierbrauer 1984, 52–54; Ciglenečki 1987b, 65–66; Bierbrauer 1987; Glaser 1991; Glaser 1997, 73–78), erübrigt sich eine Wiederholung (Abb. 16). Er stellt eine kleine, in sich geschlossene frühchristliche Anlage dar, der man – ähnlich wie auf dem Kučar – auch das in der Nähe gelegene, zu Repräsentationszwecken dienliche Wohngebäude zuordnen kann (Petru 1979; Ciglenečki 1995, 181–183). Im Unterschied zum Kučar wurde die frühchristliche Anlage auf dem Ajdovski gradec in einer dicht bebauten Siedlung errichtet und war bis an das Ende des 6. Jh. in Gebrauch.

In der Anlage Tonovcov grad bei Kobarid haben wir im Jahr 1996 auf dem Felsenplateau, das sich einige Meter über den Wohnbereich der spätantiken befestigten Siedlung erhebt, drei Kirchen mit Memoria entdeckt (Abb. 17, 18; Ciglenečki 1997, 17–23; Glaser 1997, 87; es sei auf den schematischen und zum Teil falschen Grundriß der Kirchen Abb. 35 hingewiesen). Nach genauer Beobachtung des Mauerverlaufes, von Mörtelestrichen und Anbauten ist folgende Entwicklung der Kirchenbauten zu rekonstruieren: Am Ende des 5. Jh. wurden zusammen mit der gesamten Siedlung zwei parallele Kirchen gebaut. Es handelt sich um rechteckige Gebäude mit Innenmaßen von 12,4x6 m und 11,6x3,7 m. Der Längenunterschied läßt sich durch die Anpassung an das schwierige felsige Gelände erklären. Im Innenbereich waren die beiden Presbyterien durch eine Mauer von den Kirchenräumen getrennt

und lagen erheblich höher als diese beiden, bedingt durch das nach Osten hin ansteigende Felsgelände. Wie die Presbyterien in der ersten Phase ausgestattet waren, ist nicht zu ersehen. Den Fussboden bildet ein Estrich von guter Qualität, der den Großteil der Fläche beider Kirchen bedeckte.

Betrachten wir zunächst die kleinere Nordkirche, die hervorragend erhalten ist. Im Innenraum ist vorne ein ungewöhnlich stark erhöhter presbyterialer Teil mit Klerusbank und Altar über dem kleinen und engen Raum für die Gläubigen zu erkennen. Aus dem Kirchenraum führen auf der linken Seite drei Stufen in das Presbyterium. Etwa in der Mitte ragt aus dem Presbyterium ein kleinerer Ambo hervor. Vom Altar ist nur die untere Steinreihe erhalten; danach muss er 0,85x0,80 m groß und vollständig gemauert gewesen sein. In seinem oberen Teil befand sich eine Öffnung für die Reliquien, ähnlich wie in der Kirche auf der Ajdna (Leben, Valič 1978, 539). Im Versturz beim Altar der Nordkirche wurde eine römische steinerne Urne in sekundärer Verwendung gefunden, die wahrscheinlich als Reliquienschrein gedient hatte; das Reliquiarium war zweifellos aus wertvollerem Material hergestellt; die letzten Bewohner mögen es deshalb mitgenommen haben. Ähnlich eingerichtet war auch die etwas grössere zentrale Kirche, die aber nicht so gut erhalten ist.

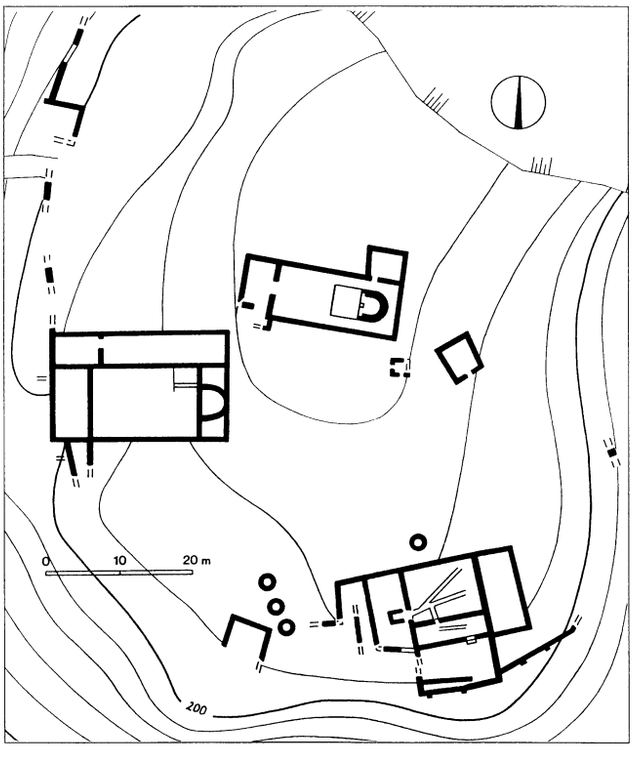


Abb. 14. Kučar oberhalb von Podzemelj. Nach Dular, J., Ciglenečki, S., Dular, A.

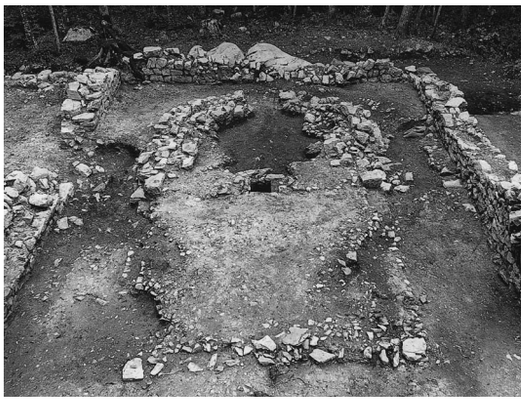


Abb. 15. Kučar. Presbyterium der oberen Kirche.

An der Südseite der beiden Kirchen wurde später ein kleinerer, quadratischer Raum angebaut. Seine Zweckbestimmung ist nicht ganz klar, wir entdeckten darin nur einen in den Felsen gehauenen Kenotaph. Nach seiner Lage auf dem besonderen Platz beim Presbyterium der Hauptkirche dürfen wir an das Grab des Kirchengründers, eines bedeutenden Priesters oder Donators denken. Den außergewöhnlichen Charakter des quadratischen Raumes betont auch der profilierte Türsturz, der neben der Tür gefunden wurde, die von der zentralen Kirche in den quadratischen Raum führte.

Später wurde an der Südseite dieses Raumes im äußersten Teil des Felsenkamms die dritte Kirche angebaut. Der Innenraum der Kirche ist viel abwechslungsreicher gestaltet als bei den beiden vorigen, denn das Gebäude wurde auf dem Kamm errichtet. In der letzten Phase bekamen alle Kirchen Narthices. In den Presbyterien der Kirchen stellte man Priesterbänke mit einer Kathedra auf, wahrscheinlich renovierte man die Altäre oder errichtete sie sogar ganz neu. Auch baute man damals bei zwei Kirchen Stufen ein, die vom Kirchenraum zum Presbyterium führten. Nach einer in einer Amphore neben dem Altar der zentralen Kirche gefundenen Münze des Justinian geschah dies in der Mitte des 6. Jh., als die Byzantiner die Ostgoten besiegten. Die Kirchenanlage erhielt damals ihr endgültiges Aussehen.

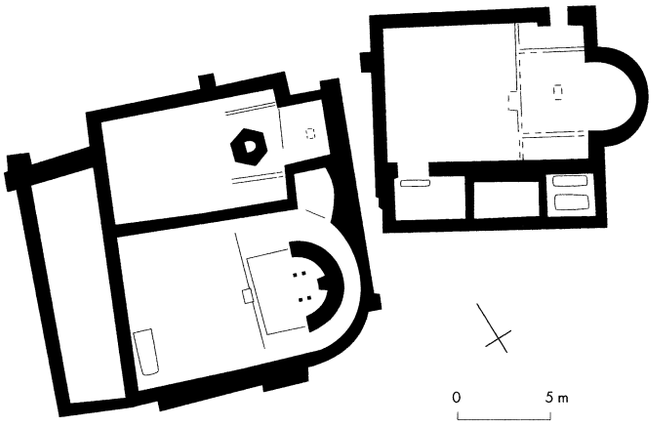


Abb. 16. Ajdovski gradec oberhalb von Vranje. Nach Ulbert.

Die Länge der Kirchen mit den Narthices betrug 17,4 bis 18 m, ihre Breite 21,8 m; sie nahmen den gesamten exponierten, von weit her zu erblickenden Teil auf dem Felsenplateau ein. Im Innenraum der zentralen Kirche ist vor dem Presbyterium ein großes Becken in den Felsen gehauen, das 2,6 m lang und 1 m breit ist. Nach der Lage und Form ist es als einfaches Taufbecken zu deuten, das so entstanden ist, daß man die schon zuvor bestehenden Spalten im anstehenden Felsen erweiterte. Dicht darüber befand sich im Presbyterium eine kleinere, in den Felsen gehauene Stufe, auf der der Priester bei der Taufe stand.

Bei und zum Teil auch in allen drei Kirchen entdeckten wir dreizehn Gräber. Sie widerspiegeln den spätantiken Bestattungsbrauch von Gläubigen ad sanctos.

Besondere Aufmerksamkeit verdient neben den drei erforschten Kirchen ein Gebäude in der Nähe, das sich in Umrissen im Relief der Oberfläche abzeichnet. Nach vergleichbarer Lage, Ausrichtung und Größe können wir eine vierte Kirche vermuten. Eine Antwort auf die Frage nach ihrer Funktion wird erst nach einer systematischen Erforschung möglich sein.

Gut erforschte Friedhofskirchen sind bislang nicht bekannt. Wahrscheinlich gehört zu diesem Typ die Kirche auf dem Gradec oberhalb von Mihovo, bei der einige Gräber entdeckt wurden. Auf diese Zweckbestimmung deutet auch die Nähe der großen spätantiken Anlage auf dem Zidani gaber mit der oben erwähnten Kirche (Breščak 1990).

Eine zweite Friedhofskirche kann bei Sv. Martin in der Nähe von Tabor nad Knežakom liegen (Abb. 19). Dort hat man schon vor Jah-

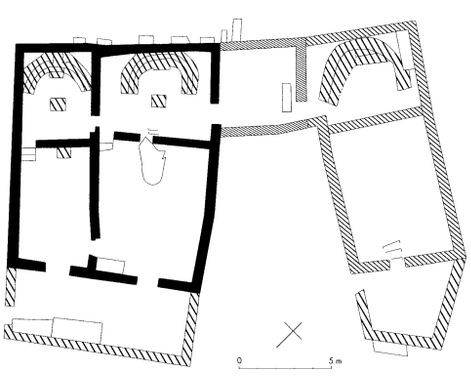


Abb. 17. Tonovcov grad bei Kobarid. Nach Ciglenečki.



Abb. 18. Tonovcov grad bei Kobarid.

ren im presbyterialen Teil der Filialkirche die Reste einer älteren halbrunden Apsis mit Klerusbank ausgegraben, die man damals als romanisch bezeichnete (Osmuk 1977, 321–325). Aufgrund der Lage, der einzelnen Elemente (Klerusbank, Lisene) und des Fundmaterials (Keramik und typische spätantike Glaslampen) muß die Apsis jedoch als Rest einer frühchristlichen Kirche angesehen werden; dazu gibt es gute Parallelen im dalmatinischen Raum (Božič, Ciglenečki 1995, 272). Spätantike Gräber wurden bislang nicht entdeckt. Die Lage in unmittelbarer Nähe zum spätantiken Kastell Šilentabor und die Tatsache, dass an derselben Stelle der mittelalterliche und neuzeitliche Friedhof liegt, lassen an den ursprünglichen Charakter als Friedhofskirche denken.

Im Überblick über die frühchristlichen Gebäude treten vor allem die kleinen Kirchen hervor, die mit ihrer bescheidenen Architektur vollständig den schwierigen Verhältnissen in den Höhenanlagen angepaßt waren. Im Zeitraum ihrer Existenz von der 2. Hälfte des 5. bis zum Ende des 6. Jh. lassen sich ihre Entwicklung und die Änderungen in der Liturgie verfolgen.

Offen bleibt die Frage nach der Zweckbestimmung der bisher entdeckten frühchristlichen Zentren mit zwei oder mehreren Kirchen auf dem Ajdovski gradec oberhalb von Vranje, auf dem Kučar und dem Tonovcov grad. Man vermutete, daß es sich entweder um Bischofssitze (Petru 1979, 731; Ciglenečki 1985a, 146–148), um eine Art Urpfarren (Ulbert 1975, 68) oder um Wallfahrtszentren (Glaser 1991, 82–83; Glaser 1997, 77, 81) handelt. In den zwei freigelegten, zu den Kirchen gehörenden Gebäudekomplexen (Kučar, Vranje) stellte sich heraus, daß es nicht Gebäude waren, die mit Pilgern in Beziehung gebracht werden können. Die drei Wohngebäude neben der Kirche auf dem höchsten Plateau des Ajdovski gradec oberhalb von Vranje bilden eine geschlossene Wohneinheit mit einem abgetrennten, repräsentativen Trakt, bei dem kein Raum so dimensioniert ist, daß wir ihn als Versammlungsraum für eine große Anzahl von Leuten ansprechen können. Im Gegenteil: die in den kleinen Räumen gefundenen Gegenstände sind funktional verschieden, aber von besonderer Qualität; sie deuten eher auf den Wohnsitz einer vornehmen Person als auf die Präsenz einer Menschenmenge (Ciglenečki 1995, 181–183).

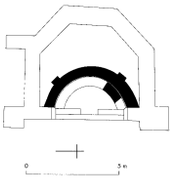


Abb. 19. Sv. Martin bei Tabor nad Knežakom. Nach Osmuk.

Den Charakter eines Wallfahrtsortes dürften wir nur dem Tonovcov grad zuschreiben, der an einem Verkehrsweg lag; neben den beiden Kirchen wurde zudem eine kleinere Memorialkapelle errichtet.

Die bislang erforschten Doppelkirchen in spätantiken Höhenbefestigungen des Ostalpengebietes lassen verschiedene mögliche Funktionen absehen. Bei einigen exponierten Anlagen ist sogar mit mehreren Aufgaben zu rechnen, so Kirchenverwaltung, Reliquienkult, Grabkult, Wallfahrt usw. Nach den aufgeführten Darstellungen können wir in Vranje, Tonovcov grad und auf dem Kučar die Anwesenheit einer in der kirchlichen Hierarchie hoch gestellten Person mit guten Gründen annehmen, vielleicht die eines Bischofs; Nachweise fehlen allerdings. In diesem Kirchenkomplex waren sicherlich mehrere Funktionen vereinigt: Wohnsitz eines oder mehrerer Kleriker höheren Ranges, Seelsorge für einen größeren Bereich, die Anwesenheit von Reliquien und die damit verbundene Friedhofsfunktion.

Der Großteil der frühchristlichen Gebäude in Höhensiedlungen wurde am Ende des 6. Jh. verlassen oder zerstört, gleichzeitig mit den umgebenden Siedlungen. Nur wenige dauerten vielleicht noch bis in das 7. Jh. weiter. Vermutlich trifft dies für die Kirchen in Kranj (Sagadin 1991, 43) und auf dem Tonovcov grad zu, wo ein einziges Grab mit Beigaben den Rahmen der typisch spätantiken materiellen Kultur sprengt (Ciglenečki 1997, 22). Auf eine eventuelle Kontinuität der Kultstätten deuten vielleicht die Kirchen von Sv. Martin in der Nähe von Tabor nad Knežakom, in Kranj und eventuell auch in Črnomelj. Die beiden ersteren befinden sich im westlichen Teil Sloweniens, der am Ende der Antike unter langobardischem

Einfluß stand, Črnomelj liegt hingegen südlich der wichtigsten Einfallstraßen. Im Vergleich zu den Kirchen in unmittelbarer Nachbarschaft (Österreich, Italien, Istrien) kann man folglich eine größere Diskontinuität der Kultstätten am Ende der Antike festellen.

Aus dem Slowenischen übersetzt von Marija Javor Briški

Literatur

Ansl 1975, Arheološka najdišča Slovenije. – Ljubljana.

Bierbrauer, V. 1984, Jugoslawien seit dem Beginn der Völkerwanderung bis zur slawischen Landnahme: die Synthese auf dem Hintergrund von Migrations- und Landnahmevorgängen. – In: Jugoslawien. Integrationsprobleme in Geschichte und Gegenwart. Beiträge des Südosteuropa-Arbeitskreises der Deutschen Forschungsgemeinschaft zum V. Internationalen Südosteuropa-Kongreß der Association Internationale d'Études du Sud-Est Européen, 49–97, Göttingen.

Bierbrauer, V. 1987, Invillino-Ibligo in Friaul 2, Die spätantiken und frühmittelalterlichen Kirchen. – Münch. Beitr. z. Vor- u. Frühgesch. 34.

Bolta, L. 1981, Rifnik pri Šentjurju. Poznoantična naselbina in grobišče. – Kat. in monogr. 19.

Božič, D. 1995, O zakladu poznorimskih novcev v Slatni pod Dobrčo in o zgodnjekrščanskih mozaikih v Lescah. – In: Radovljiški zbornik, Radovljica, 38–57.

Božič, D., Ciglenečki, S. 1995, Zenonov tremis in poznoantična utrdba Gradec pri Veliki Strmici. – Arh. vestnik 46, 247–277.

Bratož, R. 1981, Kratek oris zgodovine krščanstva na Slovenskem v pozni antiki. – Zgodovinski časopis 35, 205–221.

Bratož, R. 1987, Razvoj zgodnjekrščanskih raziskav v Sloveniji in Istri v letih 1976–1986 (Die Entwicklung frühchristlicher Forschungen in Slowenien und Istrien in den Jahren 1976–1986). – Zgodovinski časopis 41, 681–698.

Bratož, R. 1989, The development of the early Christian research in Slovenia and Istria between 1976 and 1986. – In: Actes du XIe congres international d'archéologie chrétienne 3, Coll. de l'Éc. franç. de Rome 123, 2345–2388.

Bratož, R. 1996, Doppelkirchen auf dem östlichen Einflußgebiet der aquileiensischen Kirche und die Frage des Einflusses Aquileias. – Antiquité tardive 4, 133–141.

Breščak, D. 1990, Gradec nad Mihovim, Novo mesto. – In: Arheološka najdišča Dolenjske, 105–106.

Caillet, J.-P. 1993, L'évergétisme monumental chrétien en Italie et à ses marges.

D'après l'épigraphie des pavements de mosaïque (IVe–VIIe s.). – Coll. de l'Éc. franç. de Rome 175.

Cevc, E. 1960, Poznoantični mozaik iz Tuhinjske doline. – In: Kamniški zbornik 6, 35–48.

Ciglenečki, S. 1985a, Zgodnjekrščansko središče na Kučarju pri Beli krajini. – Izd. Hrv. arh. dr. 10, 137–150.

Ciglenečki, S. 1985b, Potek alternativne ceste Siscija-Akvileja na prostoru zahodne Dolenjske in Notranjske v času 4. do 6. stoletja. Preliminarno poročilo o raziskovanjih Korinjskega hriba in rekognosciranjih zahodne Dolenjske. – Arh. vestnik 36, 255–284.

Ciglenečki, S. 1987a, Höhenbefestigungen aus der Zeit vom 3. bis 6. Jh. im Ostalpenraum. – Dela 1. razreda Sazu 31.

Ciglenečki, S. 1987b, Zidani gaber nad Mihovim. – Arh. pregled 28 (1989), 143.

Ciglenečki, S. 1990, Zidani gaber, Novo mesto. – In: Arheološka najdišča Dolenjske, 113–116.

Ciglenečki, S. 1992, Pólis Norikón, Poznoantične višinske utrdbe med Celjem in Brežicami. – Podsreda.

Ciglenečki, S. 1993a, Arheološki sledovi zatona antične Petovione. – In: Ptujski arheološki zbornik, 505–520, Ptuj.

Ciglenečki, S. 1993b, V znamenju dveh veroizpovedi. – Gea, letnik 3, št. 8, avgust, 38–40.

Ciglenečki, S. 1994, Höhenbefestigungen als Siedlungsgrundeinheit der Spätantike in Slowenien. – Arh. vestnik 45, 239–266.

Ciglenečki, S. 1995, Izvrednotenje. – In: Dular, J., S. Ciglenečki, in A. Dular 1995, Kučar. Železnodobno naselje in zgodnjekrščanski stavbni kompleks na Kučarju pri Podzemlju. – Opera instituti archaeologici Sloveniae 1, 134–190.

Ciglenečki, S. 1997, Tonovcov grad bei Kobarid. Archäologischer Fundort. Führer zu den Ausgrabungen, Ljubljana, Kobarid.

Djurič, B. 1976, Antični mozaiki na ozemlju SR Slovenije. – Arh. vestnik 27 (1977), 537–625.

Dular, J. 1995, Zgodovina raziskovanj. – In: Dular, J., S. Ciglenečki in A. Dular, Kučar. Železnodobno naselje in zgodnjekrščanski stavbni kompleks na Kučarju pri Podzemlju. – Opera instituti archeologici Sloveniae 1, 11–19.

Dular, J., Ciglenečki, S., Dular, A. 1995, Kučar.

Dular, J., Ciglenečki, S., Dular, A. 1995, Kučar. Železnodobno naselje in zgodnjekrščanski stavbni kompleks na Kučarju pri Podzemlju. – Opera instituti archaeologici Sloveniae 1.

Glaser, F. 1991, Das frühchristliche Pilgerheiligtum auf dem Hemmaberg. – Aus Forschung und Kunst 26.

Glaser, F. 1997, Frühes Christentum im Alpenraum: Eine archäologische Entdeckungsreise.

Gunjača, Z. 1986, Kasnoantička fortifikacijska arhitektura na istočnojadranskom priobalju i otocima. – Materijali 22, 124–136.

Klemenc, J. 1950, Ptujski grad v kasni antiki. – Dela 1. razr. Sazu 4.

Klemenc, J. 1967, Starokrščanska svetišča v Sloveniji. – Arh. vestnik 18, 111–135.

Knific, T. 1991, Arheologija o prvih stoletjih krščanstva na Slovenskem. – In: Knific T. in M. Sagadin, Pismo brez pisave. Arheologija o prvih stoletjih krščanstva na Slovenskem, razstavni katalog, 11–32, Ljubljana.

Knific, T. 1994, Vranje near Sevnica. A Late Roman Settlement in the Light of Certain Pottery Finds. – Arh. vestnik 45, 1994, 211–237.

Kolšek, V. 1984, Nekaj podatkov o zgodnjem krščanstvu v Celeji. – Arh. vestnik 35, 342–345.

Kondič, V. 1984, Les formes des fortifications protobyzantines dans la région des Portes de Fer. – In: Villes et peuplement dans l'Illyricum protobyzantin, Coll. de l'Éc. franç. de Rome 77, 131–161.
Kos, P. 1983, Antični novci. – In: L. Plesničar-Gec 1983, Starokrščanski center v Emoni., Kat. in monogr. 21.
Leben, F. in A. Valič 1978, Ajdna. – Arh. vestnik 29, 532–545.
Mason, Ph. 1998, Late Roman Črnomelj and Bela krajina. – Arh. vestnik 49, 285–313.
Osmuk, N. 1977, Šilentabor pri Zagorju v Brkinih. – Varstvo spomenikov 21, 321–325.
Petru, P. 1979, Stavba A (episkopij?) na Ajdovskem gradcu nad Vranjem pri Sevnici. – Arh. vestnik 30, 726–731.
Petru, P. in T. Ulbert 1975, Vranje pri Sevnici. Starokrščanske cerkve na Ajdovskem gradcu. – Kat. in monogr. 12.
Petru, S. in P. Petru 1978, Neviodunum (Drnovo pri Krškem). – Kat. in monogr. 15.
Pirkmajer, D. 1994, Rifnik. Arheološko najdišče. Vodnik. – Celje.
Plesničar-Gec, L. 1983, Starokrščanski center v Emoni. – Kat. in monogr. 21.
Popovič, V. 1982–1983, Donji Milanovac – Veliki Gradac (Taliata), rimsko i ranovizantijsko utvrđenje. – Starinar 33–34, 265–282.
Riedl, E. 1896, Mitt. Zent. Komm. 22, 119, št. 88.
Riedl, E. 1898, Reste einer alt-christlichen Basilica im Boden Celeja's. – Mitt. Zent. Komm. 24, 219–225.
Riedl, E. in O. Cuntz 1909, Uranje in Steiermark, römische Bauten und Grabmäler. – Jahrb. Altkde. 3, 1–34.
Ristow, S. 1993, Das Baptisterium im Osten des Kölner Domes. – Kölner Domblatt 58, 291–312.
Sagadin, M. 1987, Ajdna nad Potoki. Poznoantično naselje. – Arh. pregled 28, 123–124.
Sagadin, M. 1991, Najstarejša cerkvena stavba v Kranju. – In: Pod zvonom Sv. Kancijana. Kranj, 31–44.
Saria, B. 1929, Začasno poročilo o izkopavanjih na Gradišču pri Vel. Malenci. – Glasnik Muz. Društva za Slovenijv 10, 11–17.
Schmid, W. 1935, Poetovio. Raziskovanja Muzejskega društva v Ptuju jeseni 1935. – Časopis za rgodovino in narodopisje 30, 129–157.
Schmid, W. 1943, Das ostgotische Dorf von Reichenegg bei Cilli. – Marburger Zeitung 21. 8. 1943.
Simoni, K. 1977–1978, Dva priloga istraživanju germanskih nalaza seobe naroda u Jugoslaviji. – Vjesnik Arh. Muz. Zagreb 10–11, 209–233.
Tomičić, Ž. 1996, Auf der Spur der Reconquista Iustiniana: spätantike Befestigungsanlagen an der Nordküste Kroatiens. – Pril. Odj. arh. 10, 1993, 103–116.
Tušek, I. 1984, Ptuj. – Varstvo spomenikov 26, 238–251.
Ulbert, T. 1975, Der kirchliche Baukomplex auf dem Hügel von Vranje. – In: P. Petru in T. Ulbert, Vranje pri Sevnici. Starokrščanske cerkve na Ajdovskem gradcu, Kat. in monogr. 12, 21–77.
Ulbert, T. 1979, Vranje bei Sevnica. Siedlungsgeschichtliche Untersuchungen. – Arh. vestnik 30, 695–725.
Valič, A. 1975, Oris 20 – letnih raziskovanj grobišča v Kranju. – V: Kranjski zbornik, 157–167. Kranj.
Valič, A. 1985, Ajdna nad Potoki. – Varstvo spomenikov 27, 1985, 265–272.
Valič, A. 1991, Osmerokotna stavba pri farni cerkvi v Kranju. – V: T. Knific in M. Sagadin, Pismo brez pisave. Arheologija o prvih stoletjih krščanstva na Slovenskem, 33–35.
Vasič, M. 1982–1983, Čezava – Castrum Novae. – Starinar 33–34, 91–122.
Vogrin, A. 1991, Arheološko najdišče Kreuh. – In: Celeia antiqua, razstavni katalog, 17–20, Celje.
Werner, J. 1962, Die Langobarden in Pannonien. Beiträge zur Kenntnis der langobardischen Bodenfunde vor 568. Abh. der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, phil.–hist. Klasse, N. F. 55.

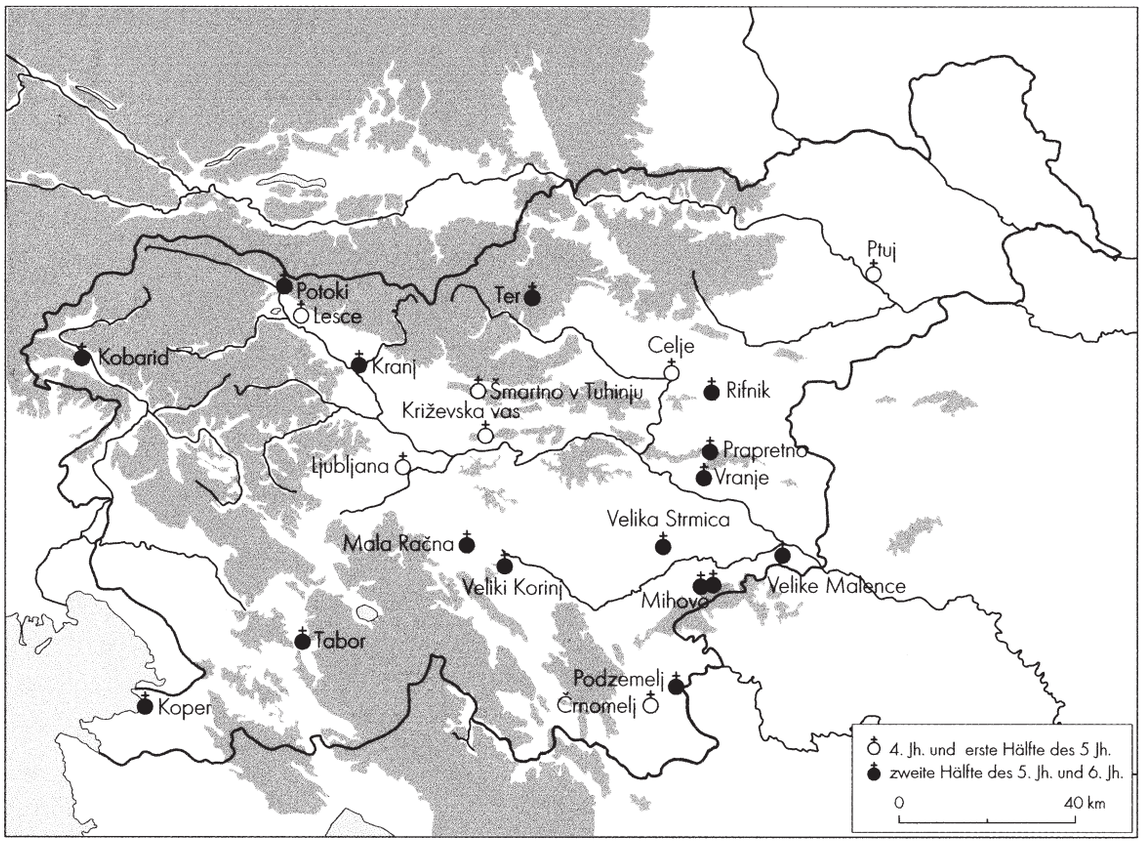


Abb. 20. Frühchristliche Architektur in Slowenien.

TEIL 3

BEITRÄGE ZU EINZELNEN BAUTEN

Über Katalog und Landschaftsdarstellungen hinaus bringt Teil 3 Veranschaulichungen und Vertiefung durch ausführlichere Darlegung von Neufunden und neue Interpretationsvorschläge. Die alphabetisch nach Autorennamen aneinandergereihten verschiedenartigen Beiträge zeigen Aspekte der vielseitigen aktuellen Kirchenarchäologie auf. (HRS)

Due chiese paleocristiane: Castelvecchio/Altenburg (C7) e Fiera di Primiero (Trentino)

Gino Bombonato und Giovanna Luisa Ravagnan †

Mit einem Beitrag von Hans Nothdurfter

Castelvecchio/Altenburg (C7)
San Pietro

Diocesi di Trento
Patrocinio: Pietro

Indagini archeologiche condotte dalla C.S.R. di Bolzano nel 1996 con la direzione scientifica di G.L. Ravagnan della Soprintendenza Archeologica per il Veneto di Padova.

Aula tripartita con annessi laterali e abside
La chiesa ha una lunghezza complessiva di 17,5 m, abside compresa. L'abside ha un diametro di 5,2 m. La larghezza media è di 13,25 m. La larghezza interna delle navate laterali destra e sinistra è rispettivamente di 2,7 e 2,2 m. L'ingresso originale si trovava sul lato meridionale presso l'angolo sud ovest ed era largo 1 m. Le murature, abside compresa hanno uno spessore che varia dai 0,6 ai 0,7 m.

I muri sono costituiti da pietrame locale e malta. Le pietre utilizzate sono prevalentemente in porfido poi in calcare e tufo. Le malte sono di sei tipi: quella originale (rossa con inclusi calcarei bianchi) è resistente e presenta una granulometria abbastanza fine; le due successive (rosa) sono malte leggermente più grossolane. Vi sono poi due malte chiare grossolane ed infine una malta di periodo gotico arancione molto tenace con smagrante grossolano.

I pavimenti della chiesa sono sei e rispecchiano sempre l'utilizzo delle stesse malte delle murature. Dal primo al quarto pavimento (a partire dal più antico) abbiamo sempre una massicciata di preparazione su cui si imposta lo strato pavimentale. Il quinto pavimento è composto da uno strato di malta che si appoggia direttamente a quello precedente, mentre l'ultimo, quello gotico poggia ancora su una consistente massicciata.

Durante le indagini archeologiche sono state scoperte tre tombe delle quali una sola conteneva oggetti di corredo che datiamo all'VIII sec. Si conoscono oggetti presunti di corredo tombale dalle aree circostanti la chiesa.

Confronti architettonici portano a datare il complesso originario al V–VI sec. Riadattamenti del sacrario possono essere inquadrabili con l'età carolingia.

Prima costruzione
Aula di forma quadrata tripartita con abside sul lato orientale, al cui interno si trovava un banco presbiteriale dotato di schienale. Le due navate laterali erano chiuse da un muro che delimitava gli annessi. Tra navate laterali ed annessi c'erano due ampie finestre. L'unico ingresso conosciuto si trovava presso l'angolo sud ovest della chiesa.

Datazione: V–VI sec.

Seconda costruzione
Nella seconda fase si assiste alla costruzione di un bema rialzato che verrà dotato in seguito di un pozzetto per reliquie sottostante un altare costituito da una mensa forse in legno sostenuta da quattro pilastrini. Davanti al bema si trovava un piccolo ambone.

Datazione: VII sec.

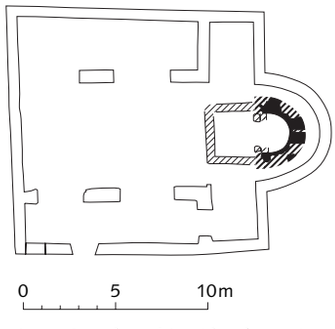


Fig. 1. Castelvecchio/Altenburg, San Pietro.

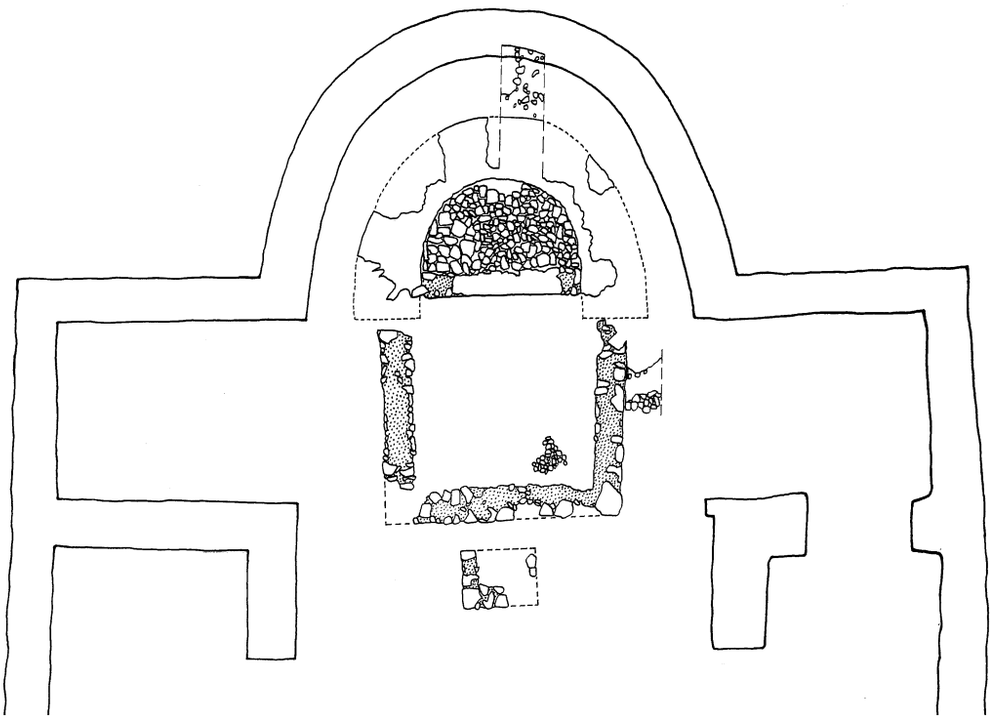


Fig. 2. Castelvecchio/Altenburg, San Pietro I. Scala 1:100.

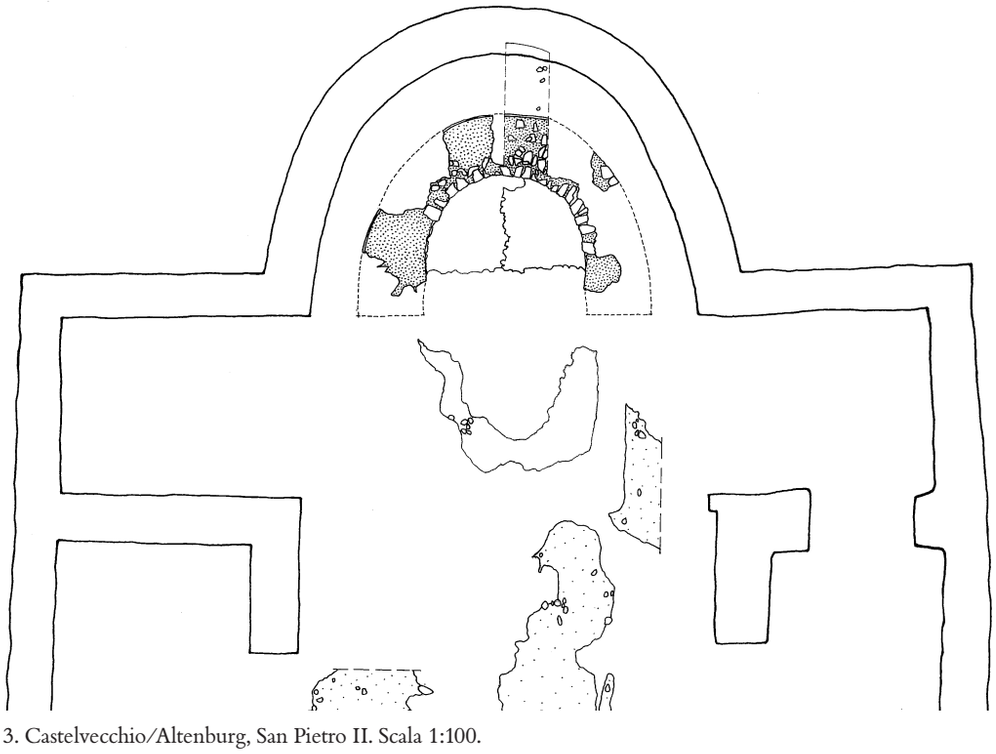


Fig. 3. Castelvecchio/Altenburg, San Pietro II. Scala 1:100.

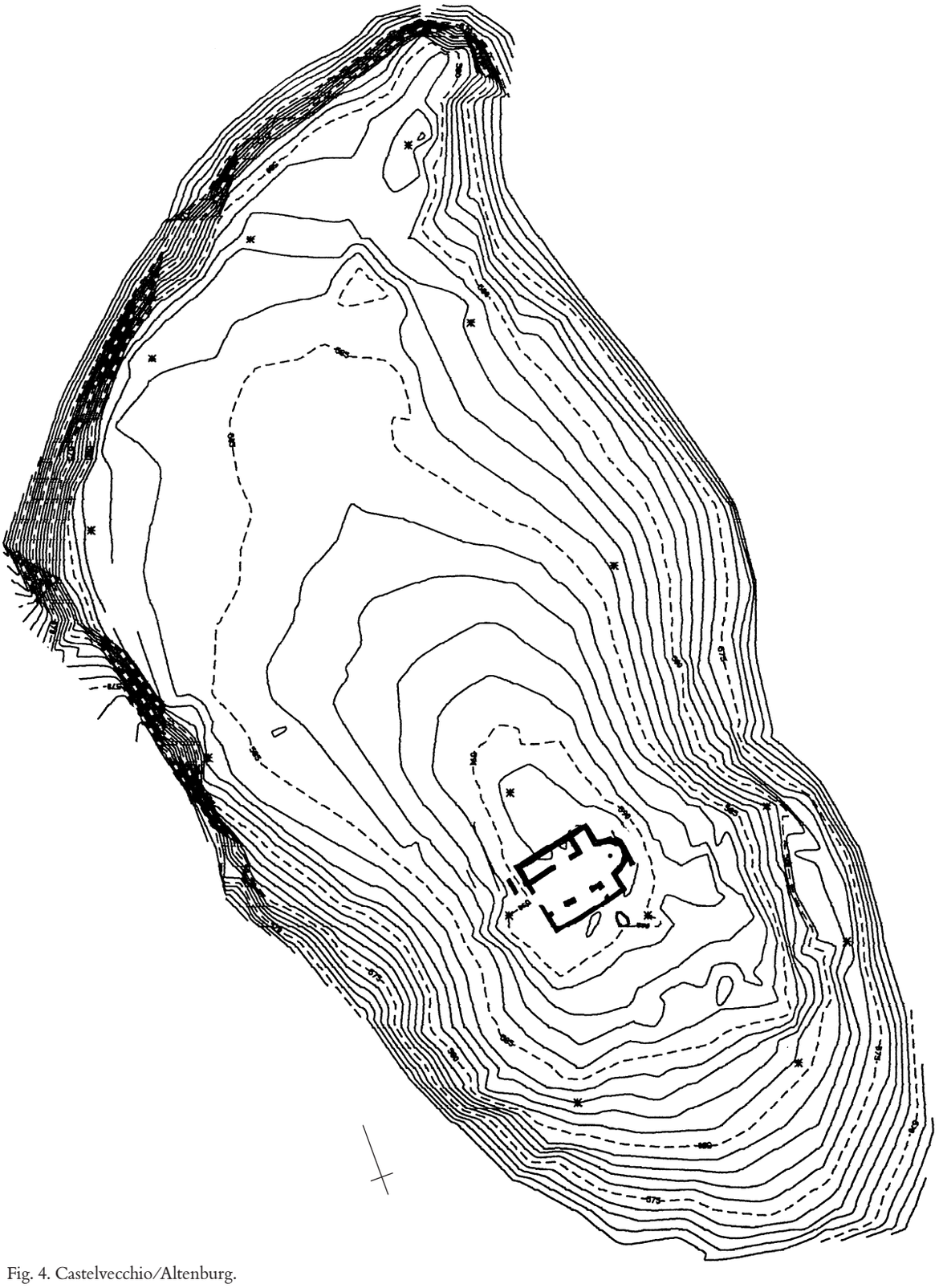


Fig. 4. Castelvecchio/Altenburg.

Terza costruzione
L'arredo liturgico costituito da banco presbiteriale, bema e pozzetto delle reliquie, viene eliminato e si imposta una pergula divisoria tra aula e abside. In un secondo momento viene probabilmente spostato l'ingresso, murando quello originario sul lato sud ed aprendone uno nuovo al centro della facciata.

Datazione: VIII–IX sec.

Bibliografia

Hans Nothdurfter, Kirche in Kaltern (1992) 38–47. – Karl Atz, Kunstgeschichte von Tirol und Vorarlberg (1909²) 41. – Heinrich Hammer, Die ältesten Kirchenbauten Tirols. Zeitschrift des Deutschen und Österreich. Alpenvereins 1935, 217–232.

Beitrag von Hans Nothdurfter

Lage: An der höchsten Stelle einer hoch an die rechte Etschtalseite vorgeschobenen Felskuppe, die nach drei Seiten senkrecht abstürzt und nur im Westen über eine Vorkuppe und eine etwa 13,00 m tiefe (44 Stufen) und 20,00 m breite Schlucht zugänglich ist.

Daten: 1313 eine Brücke über die Schlucht erwähnt, 1741 Ausbesserung einer steinernen Brücke und des Eisengeländers. Die Kirche ist Ziel von Bittgängen bis zur Aufhebung um 1785. Rascher Verfall. Zu Beginn des 20. Jh. noch beide Giebelmauern, Teile der Nordmauer und eine Mauer außen an der Apsis vorhanden, Fresken der Zeit um 1400 an Apsis und Westwand. Der Bau als dreischiffige Basilika sehr hohen Alters eingestuft. Der Kirchenbautyp des 5. Jh. von Heinrich Hammer 1935 erkannt. 1992 von Verf. die Mauer im Osten dem Erstbau zugerechnet. Grabung des Kircheninneren 1996 (ausgenommen Nordstreifen).

Saalkirche mit breiter Apsis, Querannexen und ringsum angestellten Nebenräumen

(Plan nach Gino Bombonato, die Mauer am Apsisscheitel und das Grab im Süden nach Hammer, Außenpfeiler im Westen nach Verfasser).

Interpretation des Befundes
Der Grundriss im wesentlichen im heutigen Bau erhalten. Die Längsmauern des Schiffes im Mittelalter geöffnet. Die Westmauer des Schiffes ist erschlossen; einen Hinweis auf ihre Lage gibt das Nord-Süd gerichtete Grab. Verbindung von Atrium und Längsannexen wahrscheinlich, die Tür im Süden eventuell ein Indiz. Rekonstruktion im Osten durch Einbindung der Nord-Südmauer in den Apsisscheitel möglich. Die Zugänge in die Pastophorien nicht nachgewiesen.

Priesterbank und Altarpodium, selbst wenn zweiphasig, gehören zu Bau I. Der Rahmenbau des Altarpodiums scheint nach E offen, im Inneren der Bank lediglich ein seitlicher Maueransatz vorhanden. Die Verbindung von Podium und Bank ist durch Aufmauerung für die Chorschranke von Bau II (Bau III nach Bombonato) gestört.

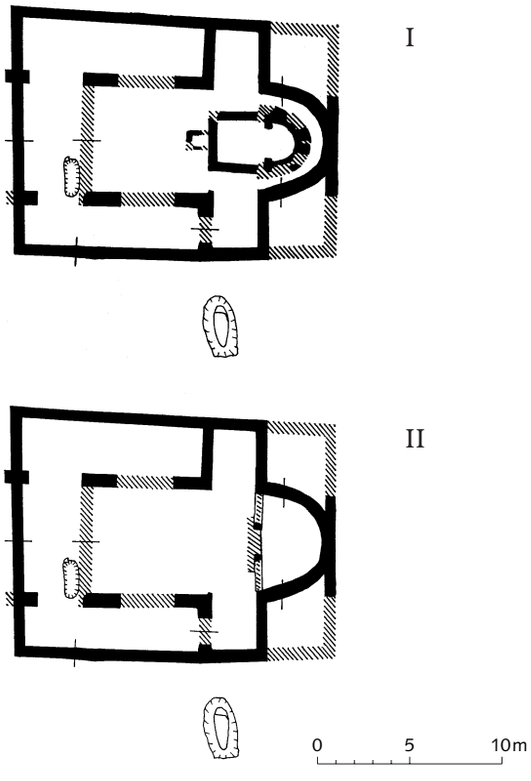


Abb. 5. Altenburg, St. Peter I und II. Rekonstruktionsvorschlag H. Nothdurfter.

Fiera di Primiero (Trentino)

Diocesi di Feltre
Patrocinio: Maria

Indagini archeologiche dal 1995 al 1998, condotte dalla C.S.R. di Bolzano sotto la direzione scientifica di G. L. Ravagnan della Soprintendenza Archeologica per il Veneto di Padova. Le indagini hanno riguardato l'intera superficie interna della chiesa (presbiterio e aula) ed il sagrato.

Grande aula a navata unica con abside semicircolare e nartece
L'impianto originale era lungo circa 31 m, compresa sia l'abside che il nartece. L'aula misurava 18,7 per 11,4 m. L'abside aveva un diametro pari alla larghezza dell'aula. Il nartece era profondo poco più di 4 m. La chiesa ha forma di croce latina con due annessi laterali che angolano con l'abside le cui misure sono di 3x4,3 m. Tranne che per i muri del banco presbiteriale e del bema, tutte le strutture perimetrali hanno uno spessore di 0,8 m.

Le murature presentano una tecnica costruttiva molto buona dove è stato fatto uso abbondante di malta; questa si presenta di colore giallo chiaro con smagrante grossolano. I muri del banco presbiteriale e del bema hanno uno spessore di 0,60 m e sono costituiti dalla stessa malta delle murature perimetrali.

Il pavimento originale era costituito da un fine acciottolato molto compatto. Questo era coperto da due livelli di incendio a loro volta nascosti da una prima ed in seguito una seconda pavimentazione in malta. Quest'ultima poggiante su una preparazione di pietrame. L'ultimo pavimento prima della fase gotica doveva essere ancora in legno.

Internamente alla chiesa si conoscono solo sepolture dal XIII sec. in poi. All'esterno vi sono sepolture che hanno restituito oggetti di corredo relativi a due fasi distinte: un primo lotto di materiali può essere collocato tra VI e VIII sec., mentre il secondo, tra X e XI sec.

Da confronti architettonici e reperti trovati in strato, possiamo datare la prima costruzione al V–VI sec.

Prima costruzione
Chiesa a pianta a croce latina con abside impostato sulla larghezza dell'aula, transetto e nartece. Sono conosciuti almeno due ambienti sul lato nord. Al centro della croce si trovava il bema, collegato al banco presbiteriale. L'altare non è stato individuato ma sappiamo che era sormontato da un ciborio. In un momento successivo, a seguito di un incendio, vengono apportate alcune piccole trasformazioni, tra cui la costruzione di un altare presso l'ala destra del transetto, un sedile in muratura nell'ala sinistra del transetto e la creazione di un fonte battesimale all'interno dell'aula presso la parete settentrionale.

Datazione: V–VI sec.

Seconda costruzione
Il sacrario viene completamente rinnovato: l'abside originale viene abbattuta e se ne costruisce una nuova in posizione più arretrata, affiancata a sua volta da due absidiole collegate verosimilmente ai due corpi del transetto. Tutti i passaggi laterali al bema vengono chiusi da recinti. Viene chiuso il fonte battesimale interno all'aula e spostato in un nuovo ambiente costruito tra l'aula ed il transetto sinistro. Per la prima volta si fa uso di un pavimento in malta con una blanda massicciata di preparazione. In un secondo momento viene costruito un ampio ambone sul lato occidentale del bema ed una scaletta in muratura per accedere al bema dal lato sud. A questa fase si attribuisce la posa di un pavimento in malta grigia resistente poggiante su una massicciata di preparazione costituita da pietre di fiume.

Datazione: VII–VIII sec?

Terza costruzione
In epoca romanica vengono eliminati il bema, il banco presbiteriale e l'ambone. Il fonte battesimale viene chiuso e spostato probabilmente in un altro edificio. L'abside viene abbattuta e ricostruita più vicina all'aula. All'esterno viene eretto un campanile.

Datazione: XII–XIII sec.

Bibliografia
Giovanna Luisa Ravagnan, Gino Bombonato, Considerazioni sull'architettura ecclesiastica in una villa dolomitica tra V e XV secolo: S. Maria Assunta a Fiera di Primiero. Quaderni di archeologia del Veneto, 1997, 201–214 e ivi bibliografia precedente.

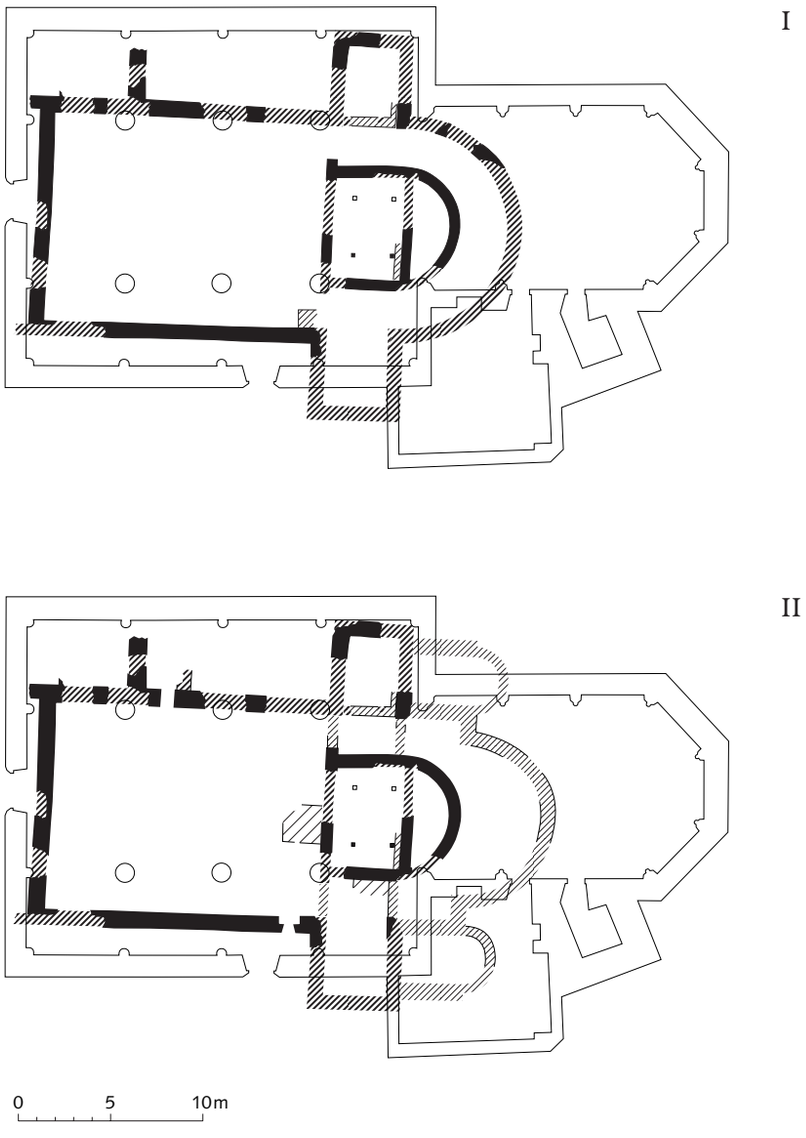


Fig. 5. Fiera di Primiero, Santa Maria Assunta I, II.

Dorf Tirol, Schlosshügel von Tirol (C25)

Gino Bombonato, Lorenzo Dal Rì, Catrin Marzoli

Bistum: Chur
Patrozinium: unbekannt

Die seit 1992 vom Amt für Bodendenkmäler unmittelbar südlich von Schloß Tirol durchgeführten und bis heute nicht abgeschlossenen Ausgrabungen haben folgende Bauabfolge erbracht:

1. In den anstehenden Boden eingetiefter Raum (Abb. 1)
Der 2,60 m in den anstehenden Boden eingetiefte Raum (1) unbestimmter Funktion wurde bisher nur auf engster Oberfläche (1,5x1 m) freigelegt. Südlich der talseitigen Mauer befindet sich ein weiterer Raum (2), dessen Fußbodenniveau jenem von Raum 1 entspricht; es konnte bisher nicht festgestellt werden ob Raum 2 an Raum 1 anschließt.

Maße: Raum 1: 7x11,3 m, Raum 2: 6x4,2 m. Mauerstärke: 100 cm.

Material und Bauweise: Raum 1: Kiesel und Bruchsteine, lagenhaft, mit reichlich, eher grobkörnigem Mörtel gebunden, z.T. erhaltener Wandverputz; Raum 2: Mauerwerk nurmehr im Fundamentbereich vorhanden, Bruchsteine und vereinzelte Kiesel, mit eher grobkörnigem Mörtel gebunden. Fußböden: aus gestampfter Erde.

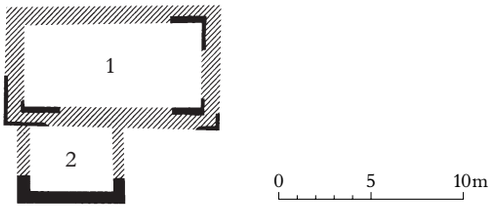


Abb. 1. Schloss Tirol, abgegangene Kirche, Bau I: in den Boden eingetiefter Raum.

Datierung: es liegen bisher keine sicheren Datierungshinweise vor; es ist aber nicht auszuschließen, daß es sich um einen römerzeitlichen Bau handeln könnte.

2. Rechteckige Saalkirche (Abb. 2)
Die Außenmauern der Kirche liegen direkt, wenn auch etwas zurück versetzt, auf jenen des in den anstehenden Boden eingetieften Baus, der vermutlich in diesem Zusammenhang mit Erde aufgefüllt wurde, auf.

Maße: 7x11,3 m, Mauerstärke: 60–70 cm.

Material und Bauweise: Bruchsteine und vereinzelte Kiesel mit eher grobkörnigem Mörtel gebunden; Fußböden: bei späteren Umbauten gänzlich ausgeräumt.

Datierung: Es liegen bisher keine sicheren Datierungshinweise vor.

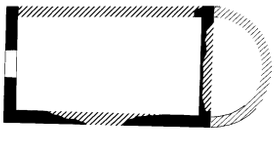


Abb. 2. Schloss Tirol, abgegangene Kirche, rechteckige Saalkirche und Apsiskirche

3. Apsiskirche (Abb. 2)
An die Nord- und die Südmauer der rechteckigen Saalkirche wird im Osten eine Apsis angeschlossen. Im Fußboden zeichnet sich die Abbruchkante der Chorschranke ab. Mit Ausnahme der West- und Südmauern wurde die Kirche bei der Errichtung des Nachfolgebaus (dreiapsidige Saalkirche) vollständig abgetragen.

Maße: Aula: 7x11,3 m, Apsis: Breite 7m, Tiefe unbekannt. Mauerstärke: 60–70 cm.

Material und Bauweise: Bruchsteine und vereinzelte Kiesel mit eher grobkörnigem Mörtel gebunden; Fußboden: Ziegelsplittestrich auf Steinbett aus schuppig gestellten Kieseln, nurmehr im Bereich der Apsis erhalten, in der Aula gänzlich entfernt.

Reliquiengrab: die Apsiskirche ist mit einem zum Zeitpunkt der Freilegung noch intakten, 1,20 m in den Fußboden im Altarbereich eingetieften Reliquiengrab ausgestattet, das noch zu «Lebzeiten» der Kirche sorgfältig versiegelt wurde. In die Reliquienkammer führen zwei unregelmäßig ausgeführte Stufen, an die Ostwand der verputzten Grabkammer schließt eine gewölbte Nische an, die durch eine horizontale Steinplatte gegliedert ist (Abb. 5). Auf dieser befand sich der Reliquiensarkophag aus Marmor, in dem eine die Reliquien enthaltende Silberpyxis verwahrt wurde.

Gräber: im Inneren der Kirche wurden drei Gräber nachgewiesen; das in zentraler Lage, in der Nähe des Altars gelegene und intakte Grab ist mit einer Inschriftenplatte versehen.

Im Außenbereich der Kirche konnten weitere, stratigraphisch nicht immer einwandfrei diesem Bau zuweisbare Bestattungen freigelegt werden.

Datierung: einen weitläufigen Datierungshinweis liefert die Inschrift der Grabplatte, die dem 8. Jh. zugewiesen wird, sowie die in einem Grab enthaltenen Schleifenohrringe aus dem späten 7. bis 8. Jh.

4. Dreiapsidenkirche (Abb. 3 u. 4)

Die dreiapsidige Saalkirche ist außen gerade ummantelt. Die zentrale Apsis und der zentrale Altar heben sich in ihrer Größe leicht von den seitlichen ab. Die Chorschranke wurde zu einem nicht näher eingrenzbaren Zeitpunkt zur Erweiterung des Presbyteriums nach Westen hin verlegt. Der Aula ist im Westen ein Narthex vorgelagert.

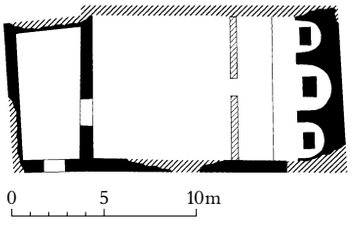


Abb. 3. Schloss Tirol, abgegangene Kirche, Dreiapsidenkirche.

An der Kirche wurden, vor allem nach Einbruch der talseitigen Südmauer, zahlreiche Ausbesserungsarbeiten vorgenommen.

Maße: Aula: 14x9 m, zentrale Apsis: Breite 2,5 m, Tiefe 1,80 m, seitliche Apsiden: Breite 1,70 m, Tiefe 1,8 m; Narthex: 8,40x4,10 m. Mauerstärke: 60–70 cm.

Material und Bauweise: Bruchsteine und vereinzelte Kiesel mit eher grobkörnigem Mörtel gebunden; Innen- und Außenwände verputzt. Fußböden: Mörtelestrich auf Steinbett aus schuppig gestellten Kieseln, im Bereich der Aula einmal vollkommen erneuert; Verputz mehrschichtig.

Ausstattung: gemauerte, im Aufgehenden nur teilweise erhaltene Blockaltäre, der zentrale Altar ist etwas größer als die seitlichen (zentraler Altar: 1x0,7 m, seitliche Altäre: 0,80x0,60 m). Kleines, mit Flechtbandmuster dekoriertes Marmorfragment. Freskofragmente im Mauerschutt seitlich der Eingangstür.

Gräber: mit einfachen Steinsetzungen umrandete Bestattungen sowohl im Narthex als auch im westlichen, südlichen und östlichen Außenbereich der Kirche.

Datierung: sichere Datierungshinweise fehlen; es scheint aber nicht abwegig anzunehmen, dass die Aufgabe der Kirche in Zusammenhang mit der Errichtung der Burg Tirol (Ende 11. Jh.) erfolgte. Ein in die bereits teilweise abgetragene Narthex-Mauer eingetieftes Grab enthält einen chronologisch nicht aussagekräftigen Bronzering mit Schlaufenverschluss; die C-14 Datierung eines Langknochens ergab das kalibrierte Alter 1015–1224.

Literatur

L. Dal Rì, Testimonianze di edifici sacri di epoca carolingia e ottoniana nell'alta Valle dell'Adige. Gli scavi di Castel Tirolo, in: Hortus artium medievalium 3, 1997, S. 81–100. – L. Dal Rì, C. Marzoli, G. Bombonato, Archäologische Ausgrabungen auf dem Burghügel von Schloß Tirol, Arunda 51, 1999, S. 89–95. – C. Marzoli, Die Kirchengrabung von Schloss Tirol. Archäologie der Römerzeit in Südtirol. Beiträge und Forschungen, Forschungen zur Denkmalpflege in Südtirol 1, Bozen 2002, S. 1052–1069.

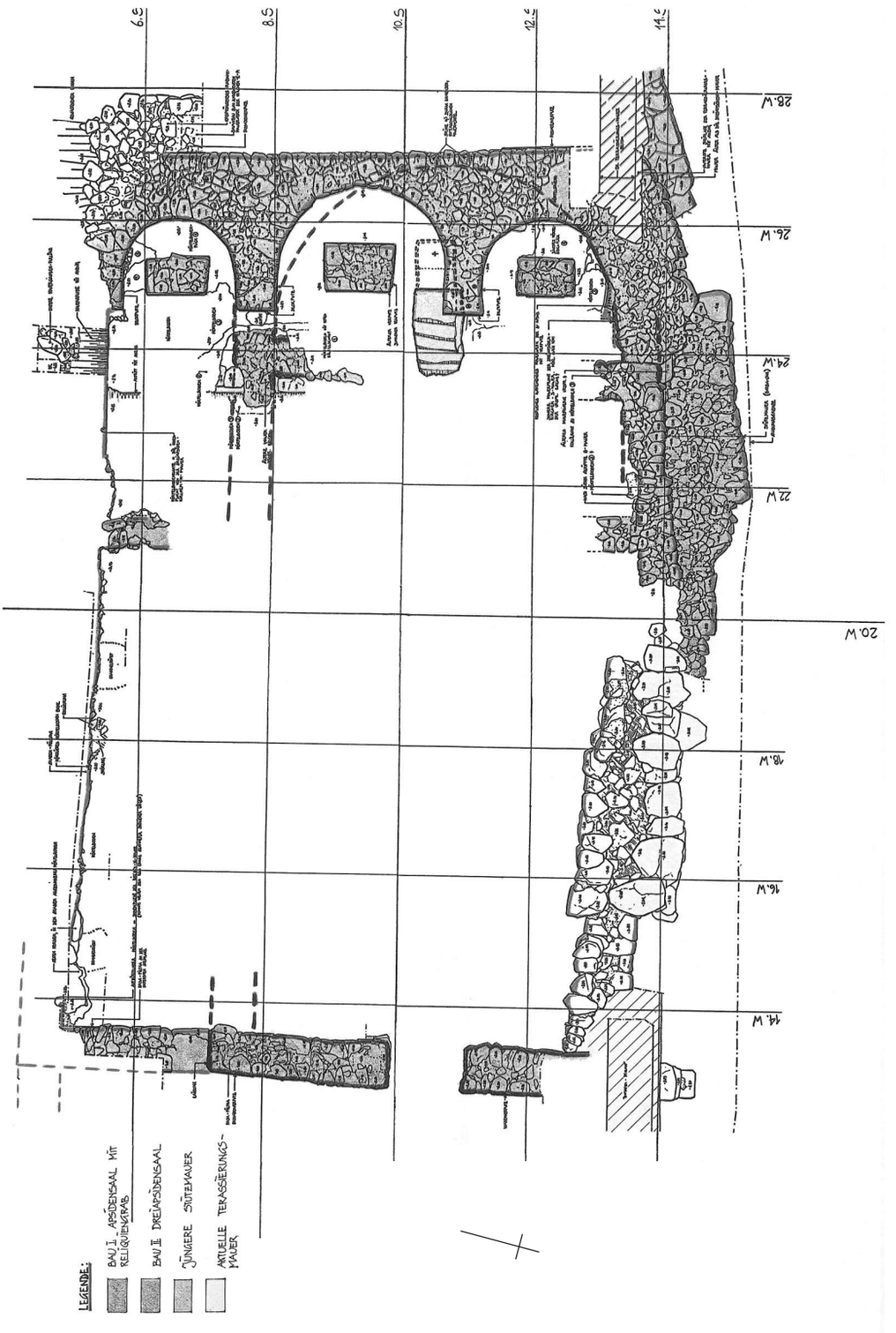


Abb. 4. Schloss Tirol, abgegangene Kirche, steingerechter Plan der Dreiapsidenkirche.

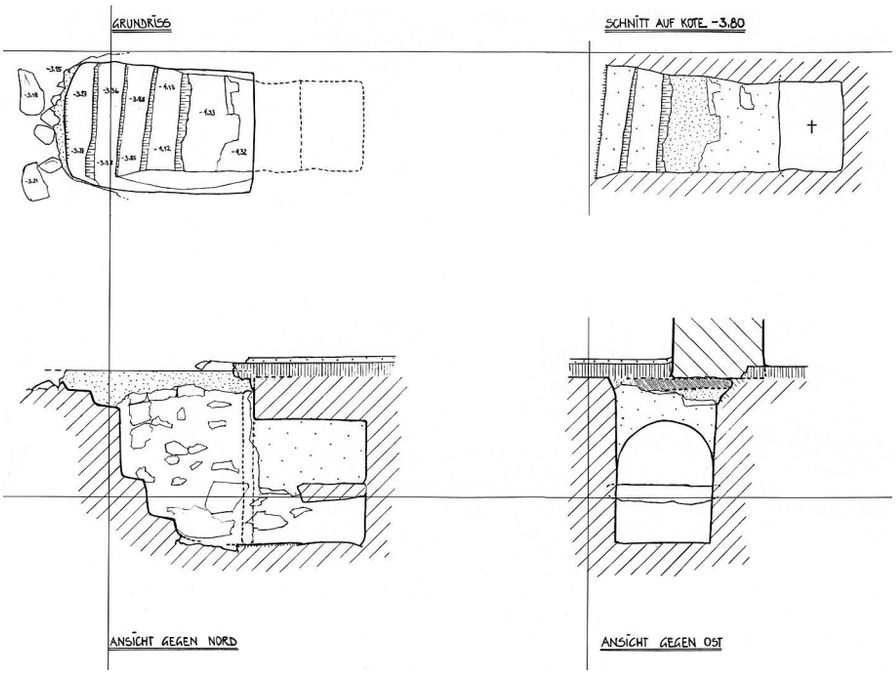


Abb. 5. Schloss Tirol, Reliquienkammer in der abgegangenen Apsiskirche.

Neu entdeckt: Zu laufenden Grabungen in Graubünden. Hohenraetien/Sils im Domleschg (A46) und Tumegl/Tomils (A112)

Urs Clavadetscher und Beatrice I. Keller

Hohenraetien/Sils im Domleschg (A46)

Bistum Chur
Kirche (?) mit Baptisterium
Patrozinium: Johannes Baptista (?)

Wohl frühmittelalterliche Burganlage auf Bergsporn, historisch dürftig überliefert. Erstmals 1410 erwähnt unter dem Namen *«hoch Ryalt»* (Clavadetscher/Meyer S. 146), die Kirche 1505: *«die Alt pfarrkirch auf Hoch Realt»* (Kdm GR III S. 152). Ausgrabungen seit 2001, noch im Gange; Manuel Janosa, Sebastian Gairhos, Urs Clavadetscher.

An älteren (Kirchen-?)Bau angebautes Baptisterium. Saal mit ausgemauerter Apsidiole und achteckigem Taufbecken wenig östlich der Mitte des Raumes (Westanbau jünger). Mörtelboden grösstenteils erhalten, ebenso Fragmente des Wandverputzes, teilweise bemalt. Piscina mit einer Stufe im Westen, innen und aussen Ziegelschrotverputz.

Masse: 7,0x3,5 m.

Material und Bauweise: Bruchsteine, unregelmässige Lagen.

Datierung: 5./6. Jh.

Literatur
Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden, Band III, bearb. von E. Poeschel, Basel 1940, S. 152–154. – O. P. Clavadetscher/W. Meyer, Das Burgenbuch von Graubünden, Zürich/Schwäbisch Hall 1984, S. 142–146. – M. P. Schindler, Auf dem Ochsenberg in Wartau stand kein Kirchenkastell. In: Werdenberger Jahrbuch 7, 1994, S. 88–107, spez. S. 101. – I. Saulle Hippenmeyer, Nachbarschaft, Pfarrei und Gemeinde in Graubünden 1400–1600. Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte, hg. v. Staatsarchiv Graubünden, Bd. 7, 1 (Chur 1997), passim. – M. Janosa/S. Gairhos, Ein spätantikes Baptisterium auf Hohenraetien, Sils i.D. GR. Vorbericht zu den Grabungen 1999–2001, in: Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 2002, S. 267–273. – M. Durst (Hrsg.), Studien zur Geschichte des Bistums Chur (451–2001). Mit Beiträgen von M. Bundi u.a. (Schriftenreihe der Theologischen Hochschule Chur 1), Freiburg, Schweiz 2002. – S. Gairhos, M. Janosa, Ein spätantikes Baptisterium in der Burganlage Hohenrätien, Sils i. D., in: Jahresbericht des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Denkmalpflege Graubünden 2001 (2002) S. 27–34.

Tumegl/Tomils (A112)

Bistum Chur
ehem. Eigenkirche (?), später Pfarrkirche, abgegangen
Patrozinium: Mauritius (Kdm GR III, S. 155)

Erstmals erwähnt in einem Lehensbrief, 1338, *ius patronatus ecclesie Tumils* (Clavadetscher/Meyer S. 149 Anm. 9, Kirchensatz zum verliehenen Meierhof). 1423 Weihe von zwei Altären und Rekonziliation des Friedhofs. 1464 Neuweihe, 1486 Weihe der neuen Marienkirche als Pfarrkirche. 1567 letzte Nennung (STAGR PfA Nr. 17), dann Wüstung, mit Flurname überliefert. Seit 1994 Ausgrabungen, weitere vorgesehen; A. Defuns, H. Seifert, B. Caduff, U. Clavadetscher.

Bau I

Frühmittelalterliche Saalkirche mit drei Raumkompartimenten im Osten. Keine Altarreste, jedoch Brettnegative im Verputz an den Ostwänden der Seitenräume (ev. Pastophorien?), im mittleren Raumteil zwei durchgehende Stufen. An- und Nebenbauten über teilweise älteren Fundamenten, jene im Westen, von der Kirchenachse abweichend.

Masse: Länge 15,80 m, Breite 9,60 m, Mauerdicke ca. 0,80–0,90 m.

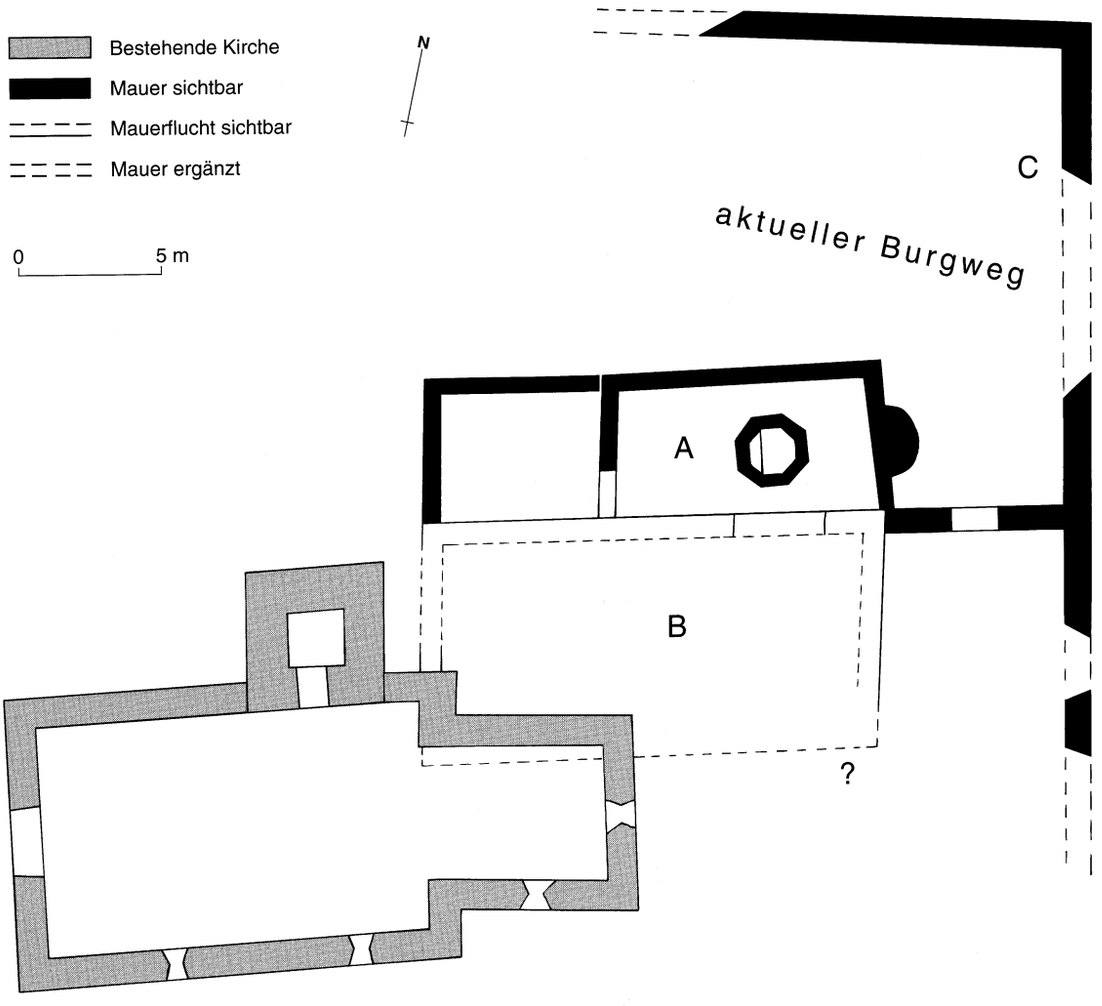


Abb. 1. Hohenraetien/Sils im Domleschg. (ADG).

Material und Bauweise: Das verputzte aufgehende Mauerwerk ist stellenweise mehr als 2 m hoch erhalten.

Datierung: ca. 6. Jh.

Bau II

Dreiapsidensaal mit weit über die Ostflucht in den Hang hineinreichendem Anbau an den bestehenden Südannex. Die drei Apsiden entsprechen in den Proportionen dem Ostabschluss des Vorgängerbaus. In der nördlichen Apsis Rest eines freistehenden (karolingischen?) Altarstipes. Die Langmauern des Schiffs und die Westmauer fast vollständig in hochmittelalterlicher Zeit ersetzt (11. Jh.?, wohl gleichzeitig Bau der Friedhofmauer), beidseits verputzt.

Masse: Länge 13,70 m, Breite 9,60 m, Mauerdicke 0,70–0,90 m.

Material und Bauweise: Das Aufgehende im Apsidenbereich bis 2 m hoch erhalten, verputzt.

Datierung: 9. Jh.

Literatur

Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden Band III, bearbeitet von E. Poeschel, Basel 1940, S. 155 f. – O. P. Clavadetscher/W. Meyer, Das Burgenbuch von Graubünden, Zürich/Schwäbisch Hall 1984, S. 149. – Jahrbuch der Schweiz. Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 83, 2000, S. 273 f. – Jahresberichte des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Denkmalpflege 2000, Chur 2001, S. 118 f.



Abb. 2. Hohenraetien/Sils im Domleschg. Blick auf die Grabungsfläche, Übersicht. (ADG 4710–13).



Abb. 3. Hohenraetien/Sils im Domleschg. Taufbecken. (ADG 4702–34).

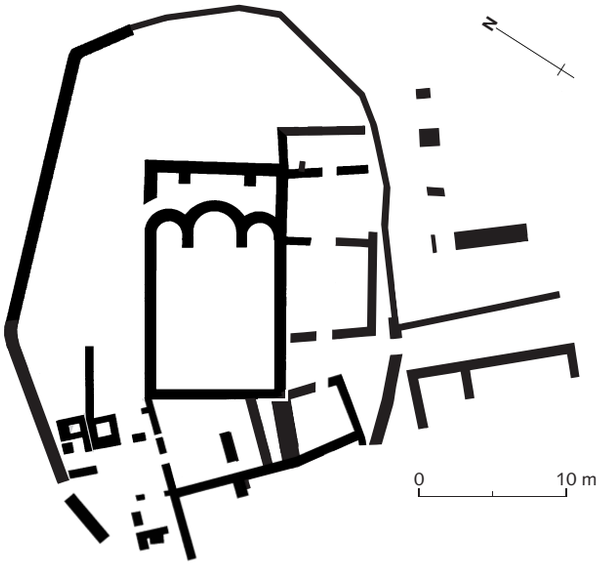


Abb. 4. Tumegl/Tomils. Sogn Murezi: Schematischer Grundriss 1:500. (ADG).

Ein überraschender Grabungsbefund in der Filialkirche zum hl. Augustinus in St. Margarethen im Lungau (Land Salzburg)

Eva Maria Feldinger

Sanierungsarbeiten in der Filialkirche zum hl. Augustinus in St. Margarethen im Lg.[1] boten in den Jahren 2000 und 2001 die Möglichkeit zu archäologischen Untersuchungen inner- und außerhalb des Kirchenbaus. Dabei konnten unter der heute bestehenden romanischen Kirche des 12./13. Jh. – mit einer Erweiterung aus 1765–68 – die Fundamente zweier großer, im Grundriss ähnlicher Kirchenbauten festgestellt werden.

Bei **Bau I** handelt sich um einen Saalbau mit einer inneren Lichte von 5,20x8,60 m. Den Ostabschluss bildet eine halbkreisförmige Apsis (innere Lichte 1,70x3,40 m), deren Innen- und Außenwände nicht parallel verlaufen. Außenseitig weist Bau I keinen Einzug auf, während die Apsis innenseitig gegenüber dem Kirchenschiff eingezogen ist. Zwischen den Ansätzen der Apsis verläuft eine Spannmauer.

Zugleich mit dem Langhaus wurde ein Turm von 5,70x5,70 m Außenmaß errichtet, der ausmittig – nach N verschoben – an der Westseite des Kirchenschiffes sitzt. Die N-Mauer des Langhauses und des Turmes liegen in einer Flucht; unmittelbar vor der gemeinsamen Wand finden sich im Abstand von jeweils 2,20 m mindestens vier Pfostenlöcher, die darauf hinweisen, dass an die Nordseite des Gotteshauses ein Holzbau angefügt war; die Flucht der Westwand dieses Anbaus stimmt mit jener des Turmes überein.

Von Bau I sind nur die Fundamente erhalten, die auffallend massiv und sorgfältig ausgeführt sind und wehrhaften Charakter besitzen. Das Fundament des Turmes etwa ist heute noch bis zu einer Höhe von 1,60 m, das der südseitigen Langhausmauer bis zu 1,10 m hoch erhalten. Das Fußbodenniveau des Kirchenraumes kann aufgrund späterer Baumaßnahmen nicht festgestellt werden.

Nach den Überlegungen zur Geschichte des Lungaus von Heinz Dopsch (vgl. folgenden Beitrag) gehört Bau I dem 9. Jh. (nach 828) an.

Vor der Errichtung von **Bau II** wurden fast alle Mauern des Vorgängerbaus bis auf eine durchlaufende Lage des Fundaments abgetragen. In derselben soliden Mauertechnik – mit über lange Strecken durchlaufenden Lagerfugen und dazwischen liegenden dicken Mörtelschichten – wurde Bau II ausgeführt (innere Lichte 6,30x13,55 m). Die N-Mauer des neuen Kirchenschiffs wurde auf dem Fundament des ersten Baus hochgezogen, während die S-Mauer von Bau II gegenüber Bau I annähernd um Mauerstärke nach außen versetzt ist. Gegen E wurde Bau II gegenüber Bau I um ca. 2,35 m verlängert und eine Apsis mit außen- und innenseitigem Einzug als Ostabschluss angefügt.

Auch der Turm wurde vergrößert, indem die Süd- und die Westmauer – wieder annähernd um Mauerstärke – nach außen versetzt wurden. Bei diesen Erweiterungen ist auffällig, dass sich jeweils die Außenfluchten der Mauern des Vorgängerbaus und die Innenfluchten des neuen Baus überschneiden; dies zeigt, dass die älteren Mauern bei Baubeginn von Bau II bereits bis auf eine durchlaufende Höhe abgetragen waren. Die N-Mauer des Turmes wurde über dem Fundament des Vorgängerbaus errichtet, wobei nicht auszuschließen ist, dass Teile vom unteren Bereich des Aufgehenden wiederverwendet wurden (Außenmaß 6,80x6,80 m).

---

[1] F. Martin, Die Denkmale des politischen Bezirkes Tamsweg, Österreichische Kunsttopographie 22, 1929, 52 ff.

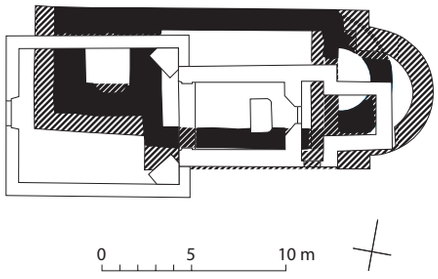


Abb. 1. St. Margarethen im Lungau, Filialkirche zum hl. Augustinus.

Bau II dürfte aufgrund des ähnlichen Grundrisses und derselben Mauerungsweise zeitlich nicht allzu weit von Bau I entfernt anzusetzen und in das späte 9./frühe 10. Jh. zu datieren sein.

Vermutlich erst einem Umbau gehört ein seicht fundamentiertes und nur in einer bis zwei Steinlagen erhaltenes Fundament an, das als Abschrankung zwischen Chor und Kirchenraum zu interpretieren ist. Vor dem südseitigen Abschnitt dieses Fundaments konnten die Reste eines Steinplattenbodens festgestellt werden, der das Niveau des Kirchenschiffs (zumindest nach dem Umbau) angibt.

Direkt westseitig an diese Abschrankung schloss ein langrechteckiges Blockfundament (1,10x2,50 m) an, das als Sockel eines Hochgrabes aus dem 11./12. Jh. gedeutet werden kann.[2] Vor dem westlichen Abschnitt der nördlichen Langhausmauer fand sich ein 1,10x1,30 m großes Fundament eines Altartisches. Abschrankung, Hochgrab- und Altarfundament weisen dieselbe Mauerungstechnik und Fundamenttiefe auf und dürften zeitgleich anzusetzen sein.

Im 12./13. Jh. wurde Bau II abgetragen und ein wesentlich kleineres, heute noch bestehendes Gotteshaus **(Bau III)** errichtet, das ein Kirchenschiff mit einer lichten Weite von 3,60x4,75 m und einen annähernd quadratischen Chor (2,10x2,80 m) aufweist. Zwischen Chor und Schiff ist ein schmaler Zwischenraum mit einer lichten Breite von 1,20 m eingeschoben, über dem ein kleiner Turm sitzt. Wieder ist die Ausführung der Mauern als sehr sorgfältig und aufwändig anzusprechen.

Vermutlich mit der Nutzung des Gotteshauses als Wallfahrtskirche in Zusammenhang steht die Errichtung einer offenen Vorhalle, von der sich zwei große, flache Pfostengruben in der Flucht der Langhausmauern erhalten haben.

In der Barockzeit schließlich wurde die Westmauer des romanischen Kirchenschiffes abgebrochen und ein Raum angefügt, wodurch das romanische Kirchenschiff zum Chor und der romanische Altarraum zur Sakristei wurden.

[2] Freundliche Mitteilung HR. Sennhauser.

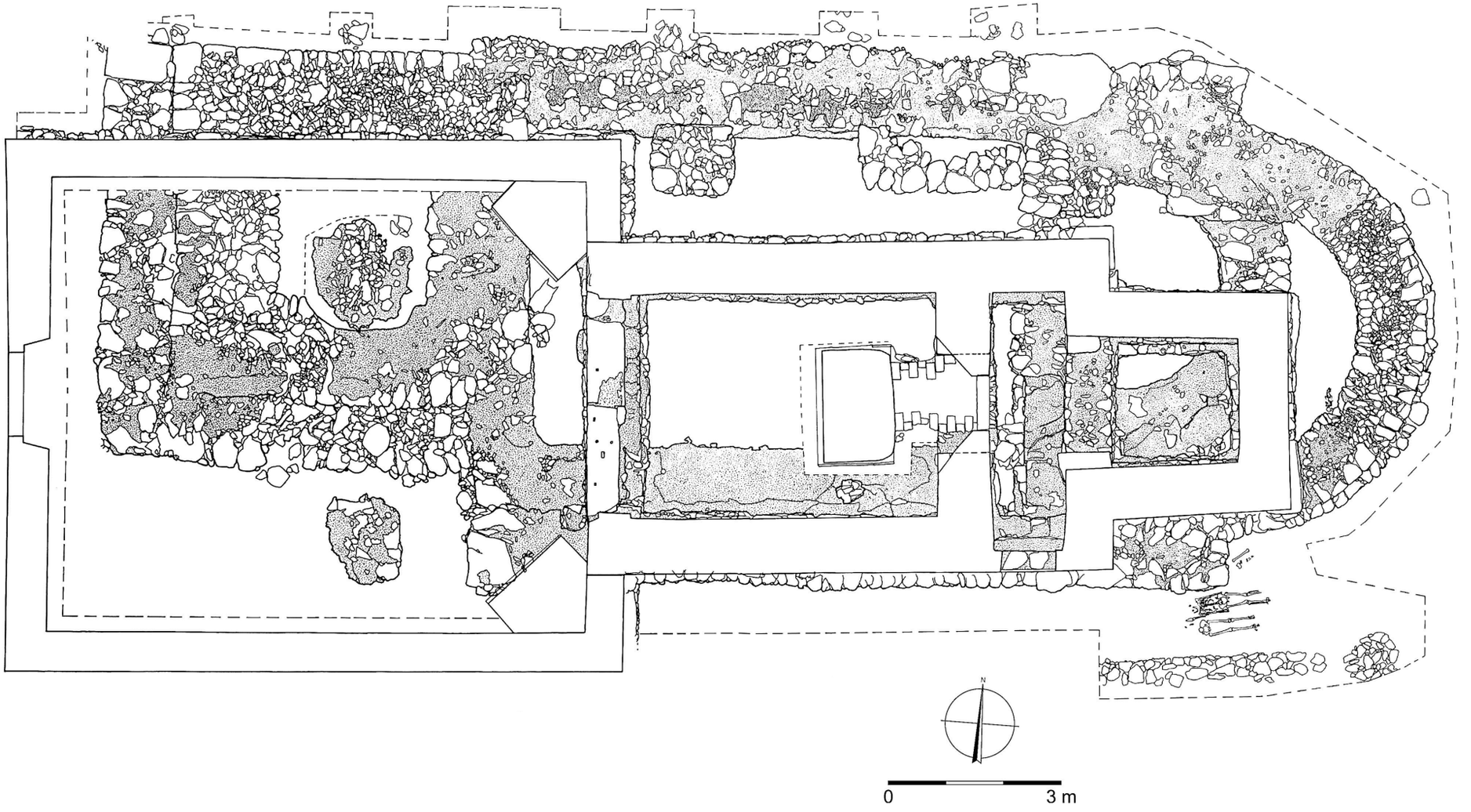


Abb. 2. St. Margarethen im Lungau, Filialkirche zum hl. Augustinus, steingerechte Situation 1:100. Aufnahme E. M. Feldinger, Umzeichnung F. Moosleitner/F. Krebs.

Zur historischen Einordnung und Interpretation der frühmittelalterlichen Kirche von St. Margarethen im Lungau

Heinz Dopsch

Der Lungau, der einzige Landesteil Salzburgs im Süden des Alpenhauptkamms, gehörte im Frühmittelalter zu Karantanien und war bis zur Mitte des 13. Jh. ein Teil des Landes und Herzogtums Kärnten.[1] So wie Karantanien wurde auch der Lungau im 6./7. Jh. von Slawen besiedelt, woran noch heute der Großteil der Ortsnamen erinnert.[2] Über die Missionierung der karantanischen Slawen, die unter Bischof Virgil von Salzburg um 752 einsetzte, liegen in der «Bekehrungsgeschichte der Bayern und Karantanen» *(Conversio Bagoariorum et Carantanorum)* relativ genaue Nachrichten vor.[3] Obwohl die Salzburger Missionare auf ihrem Weg nach Karantanien so wie der Großteil des frühmittelalterlichen Verkehrs die alte Römerstraße über den Radstädter Tauern und die Lausnitzhöhe (östlich des Katschbergs) benützten,[4] wird der Lungau weder in der Bekehrungsgeschichte noch in frühmittelalterlichen Urkunden erwähnt. Auch alte bayerische Ortsnamen mit den charakteristischen Endsilben -ing und -ham sucht man im Lungau vergeblich.[5] An frühe Auseinandersetzungen zwischen Bayern und Slawen in diesem Gebiet könnte die Sage von der Schlacht auf der «Blutigen Alm» im Bundschuhtal erinnern; sie besagt, dass der Bayernherzog Herzog Diet (Theodo?) im Kampf gegen die Slawen fiel und gemeinsam mit seiner Frau Gleisnot in St. Michael im Lungau beigesetzt wurde.[6]

Über Kirchen im Lungau erfährt man aus den erzbischöflichen Traditionsbüchern erst im frühen 10. Jh. Der in Karantanien reich begüterte Chorbischof Gotabert übergab 923 seinen Eigenbesitz in Mölten und Terlan in Südtirol an Erzbischof Odalbert von Salzburg und empfing dafür die «Kirche im Lungau» *(aecclesia ad Lungoue)* mit Haus und Hof, den übrigen Gebäuden, den Hörigen beiderlei Geschlechts, den Zehnten und allem Zubehör als Eigenbesitz auf Lebenszeit.[7] Diese Kirche wird mit Mariapfarr, der Mutterpfarre des Lungaus, gleichgesetzt. Tatsächlich lässt eine Reihe von weiteren Urkunden die Entwicklung des Namens von der Pfarrkirche Lungau *(plebesana ecclesia Longowe)*

---

1 Ernst Klebel, Der Lungau. Historisch-politische Untersuchung (Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Ergänzungsband 1), Salzburg 1960; Heinz Dopsch, Der Lungau. Salzburger Land im Süden der Tauern. In: Reisen im Lungau, hg. von Alfred Stefan Weiß und Christine Maria Gigler (Salzburg Archiv Bd. 25), Salzburg 1998, S. 9–52.

2 Franz Hörburger, Salzburger Ortsnamenbuch, bearbeitet von Ingo Reiffenstein und Leopold Ziller (Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Ergänzungsband 9), Salzburg 1982, S. 176–194.

3 Fritz Lošek, Die Conversio Bagoariorum et Carantanorum und der Brief des Erzbischofs Theotmar von Salzburg (MGH Studien und Texte 15), Hannover 1997. – Zum Ablauf der Mission vgl. Herwig Wolfram, Salzburg – Bayern – Österreich. Die Conversio Bagoariorum et Carantanorum und die Quellen ihrer Zeit (Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Ergänzungsband 31), Wien/München 1995.

4 Norbert Heger, Salzburg in römischer Zeit (Jahresschrift des Salzburger Museums C.A. 19, 1973), Salzburg 1974; Robert Fleischer und Veronika Moucka-Weitzel, Die römische Straßenstation Immurium-Moosham im Salzburger Lungau (Archäologie in Salzburg 4), Salzburg 1998.

5 Moosham ist kein von einem Personennamen abgeleiteter patronymischer Ortsname, sondern später entstanden. Vgl. dazu Hörburger, Ortsnamen (wie Anm. 2) S. 84 f.

6 Ignaz von Kürsinger, Lungau, Salzburg 1853 (Nachdruck 1982), S. 658; Fritz Moosleitner, Die Merowingerzeit. In: Geschichte Salzburgs – Stadt und Land, Bd. I/1, hg. von Heinz Dopsch, Salzburg ^{3}1999, S. 115.

7 Salzburger Urkundenbuch Bd. I, hg. von Willibald Hauthaler, Salzburg 1910, S. 66 f. Nr. 1.

zu Mariapfarr deutlich verfolgen.[8] Erzbischof Eberhard II. von Salzburg wies um 1231 etliche Kirchen im Lungau sowie im steirischen Ennstal und Paltental dem Archidiakonat Salzburg zu. In der darüber ausgestellten Urkunde erscheint erstmals der Name Mariapfarr *(ecclesia parrochialis sancte Marie in Pfârre)* und ebenso die Kapelle der hl. Margarethe, die dem Ort St. Margarethen seinen heutigen Namen gab.[9] Der Lungau bildete insofern einen Sonderfall, als dort nicht der Erzbischof der größte Grundherr war, wie im gesamten übrigen Land Salzburg, sondern das Domkapitel. Diesem war um 1151 die Mutterpfarre Mariapfarr übertragen worden und es übernahm auch den weiteren Ausbau der Pfarrorganisation.[10]

Angesichts der geringen Ergiebigkeit der schriftlichen Quellen bedeutete die Aufdeckung einer frühmittelalterlichen Kirche unter der eher bescheidenen romanischen Augustinus-Kirche in St. Margarethen eine echte Überraschung. Zu berücksichtigen ist allerdings, dass auch in Kärnten, wo die Slawenmission so früh einsetzte, erst vor wenigen Jahren die Aufdeckung des ersten Missionsklosters aus karolingischer Zeit in Molzbichl bei Spittal an der Drau gelang.[11] Bei der frühmittelalterlichen Kirche von St. Margarethen im Lungau, die mehr als ein Jahrhundert später errichtet wurde, spielte offenbar die Lage eine besondere Rolle. Entlang der Römerstraße von Virunum (nördl. von Klagenfurt) nach Iuvavum (Salzburg), die nahe der Kirche vorbeiführte und im Frühmittelalter noch benutzt wurde, standen große Grabdenkmäler. Spolien von diesen Monumenten wurden als wichtiges Baumaterial benützt; speziell als Ecksteine wurden römische Marmorquader eingemauert.

Auch nach der slawischen Besiedlung lag der Verwaltungsmittelpunkt in der Nähe: zum Ortsgebiet von Mauterndorf gehören der Ort Fanning und der Fanningberg, deren Name von *Ban,* einer awarischen Würdebezeichnung, bzw. von *Baian,* dem Namen eines awarischen Kagans, abgeleitet ist. Der awarische Befehlshaber, der bis zum Awarensieg des Bayernherzogs Odilo 743 den Lungau verwaltete, dürfte dort seinen Sitz gehabt haben.[12]

Leider ist uns das ursprüngliche Kirchenpatrozinium nicht überliefert. Der hl. Augustin wird erst 1523 als Patron genannt.[13] Die Tatsache, dass vor 1231 beim Ausbau des Pfarrnetzes in nur 200 Metern Entfernung eine neue Kirche zu Ehren der hl. Margarethe errichtet wurde,[14] ist wohl nur so zu erklären, dass die Vorgängerkirche von St. Augustin damals noch als adelige Eigenkirche in «Privatbesitz» war. Bei der Frage nach ihrem Erbauer gibt der ursprüngliche Ortsname einen wichtigen Hinweis: Bevor das Kirchenpatrozinium St. Margarethen für den Ort üblich wurde, hieß er offenbar Baierdorf. Darauf weisen die beiden Ortsnamen Ober- und Unterbaierdorf in der unmittelbaren Nachbarschaft hin.[15] Das legt die Errichtung der frühmittelalterlichen Kirche durch einen frühen bayerischen Grundherrn und nicht durch einen slawischen Adeligen nahe. Das slawische Fürstentum Karantanien stand zwar seit dem Sieg Herzog Tassilos III. 772 unter bayerischer Oberhoheit, behielt aber

---

8 Salzburger Urkundenbuch Bd. II, hg. von Willibald Hauthaler und Franz Martin, Salzburg 1916, S. 421 f. Nr. 302, S. 543 f. Nr. 394, S. 583 Nr. 423, S. 597 Nr. 436 a, S. 718 f. Nr. 529; Bd. III, Salzburg 1918, S. 214 f. Nr. 701, S. 331 Nr. 802, S. 357 f. Nr. 825. Vgl. Karl Friedrich Hermann, Salzburg. Erläuterungen zum Historischen Atlas der Österreichischen Alpenländer, Bd. II/9, Salzburg 1957, S. 128 f.

9 Salzburger Urkundenbuch Bd. III (wie Anm. 8) S. 397 f. Nr. 858.

10 Die Urkunde Erzbischof Eberhards I. von 1153 (Salzburger Urkundenbuch Bd. II, S. 421 f. Nr. 302) ist zwar eine Fälschung, dürfte aber auf einen echten Vorakt, der in Friesach 1151 erstellt wurde, zurückgehen. Zum Besitz des Domkapitels im Lungau und dessen Verwaltung vgl. Klebel, Lungau (wie Anm. 1) S. 55–67.

11 Franz Glaser, Das Münster in Molzbichl, das älteste Kloster Kärntens. In: Carinthia I, 179 (1989) S. 99–124; Kurt Karpf, Das Kloster Molzbichl – Ein Missionszentrum des 8. Jahrhunderts in Kärnten, ebd. S. 125–140.

12 Hörburger, Ortsnamenbuch (wie Anm. 2) S. 182; Dopsch, Lungau (wie Anm. 1) S. 14.

13 Karl Friedrich Hermann, Die Seelsorgestationen der Erzdiözese Salzburg (Austria Sacra 1/II/6), Wien 1961, S. 74; ders., Erläuterungen II/9 (wie Anm. 8) S. 136.

14 Vgl. Anm. 9.

15 Klebel, Lungau (wie Anm. 1) S. 181.

noch bis 828 eine gewisse Selbständigkeit unter seinen slawischen Fürsten. Erst beim Sturz des Herzogs Balderich von Friaul 828 teilte Kaiser Ludwig der Fromme dessen Herzogtum, zu dem auch Karantanien gehörte, in vier Grafschaften auf. Karantanien wurde damals einem bayerischen Grafen unterstellt und in das bayerische Ostland unter der Leitung des Ostlandpräfekten integriert.[16]

Damit kam auch der Lungau unmittelbar unter bayerische Herrschaft. Das könnte der Anlass gewesen sein, einen Bau zu errichten, der gleichzeitig der Christianisierung und der Verwaltung des Lungaus dienen sollte. Die außerordentlich starken Mauern von Turm und Kirchenschiff deuten an, dass dieses Gotteshaus auch als Wehrbau bestimmt war. Vielleicht sollte es zunächst ein fester Stützpunkt der Bayern inmitten der slawischen Umgebung sein. Später bot es wohl der Bevölkerung Schutz gegen die Raubzüge der Ungarn, die am Ende des 9. Jh. einsetzten und nach der Vernichtung des bairischen Heeres unter Markgraf Luitpold bei Preßburg 907 einen Höhepunkt erreichten.[17] Damit könnte auch die Erweiterung des Kirchenbaus im Zusammenhang stehen, die ungeachtet der besonders starken Mauern nicht nur das Kirchenschiff, sondern auch den Turm betraf.

Es muss ein mächtiges Geschlecht gewesen sein, das sowohl den Kirchenbau als auch die Erweiterung durchführen ließ. Seit 1003 werden Grafen genannt, die im Auftrag des Königs den Lungau verwalteten.[18] Später nahmen die fränkischen Grafen von Sulzbach dieses Amt wahr.[19] Da wir nicht wissen, wo die Grafen des Lungaus ihren Sitz hatten, kommen auch die Vorfahren anderer früher Adelsgeschlechter wie der Edlen von Machland und der Edlen von Lungau, später Grafen von Dornberg,[20] als Bauherren der Kirche in Betracht. Nach der Erweiterung um die Jahrtausendwende muss die Kirche bis ins 13. Jh. im Besitz der Stifterfamilie oder ihrer Erben geblieben sein. Ihnen ist auch der noch bestehende, bescheidenere Bau der romanischen Wallfahrtskirche um 1200 zuzuschreiben, die seit dem Ende des Mittelalters dem hl. Augustin geweiht war.

Da diese adelige Eigenkirche für den Ausbau der Pfarrorganisation im Lungau nicht zur Verfügung stand, ließ das Salzburger Domkapitel um oder vor 1200 in geringer Entfernung eine Kirche zu Ehren der hl. Margaretha errichten, die 1231 erstmals genannt wird. Nach der Erhebung der Margarethenkirche zur selbständigen Pfarre 1421 entstand der spätgotische Kirchenbau, der im Kern noch heute besteht.[21] Der Pfarrkirche St. Margarethen wurde auch die kleine Wallfahrtskirche St. Augustin als Filiale unterstellt, deren doppelte Bedeutung als frühmittelalterliche Kirche und Wehrbau bereits in Vergessenheit geraten war.

---

16 Herwig Wolfram, Der Zeitpunkt der Einführung der Grafschaftsverfassung in Karantanien. In: Siedlung, Macht und Wirtschaft. Festschrift Fritz Posch zum 70. Geburtstag (Veröffentlichungen des Steiermärkischen Landesarchivs 12), Graz 1981, S. 313–317; ders., Salzburg – Bayern – Österreich (wie Anm. 2) S. 306–310.

17 Heinz Dopsch, Die Zeit der Karolinger und Ottonen. In: Geschichte Salzburgs I/1 (wie Anm. 6) S. 190–207; Hansgerd Göckenjan, Die Landnahme der Ungarn aus der Sicht der zeitgenössischen ostfränkisch-deutschen Quellen. In: Ural-Altaische Jahrbücher N.F. 13 (1994) S. 35–44; György Györffy, Landnahme, Ansiedlung und Streifzüge der Ungarn (Acta Historica Academiae Scientiarum Hungaricae 31), Budapest 1985.

18 MGH DH II 59 = Salzburger Urkundenbuch Bd. II (wie Anm. 8) S. 120 f. Nr. 66.

19 Klebel, Lungau (wie Anm. 1) S. 12–31.

20 Zu ihnen vgl. Klebel, Lungau (wie Anm. 1) S. 149 ff.

21 Hermann, Erläuterungen (wie Anm. 8) S. 136; ders., Seelsorgestationen (wie Anm. 13) S. 73; Dehio-Handbuch Salzburg, bearb. von Bernd Euler u. a., Wien 1986, S. 365 f.

Beispiele frühchristlicher Kirchen an der Donau und an der Drau

Mautern/Favianis (Niederösterreich), sogenanntes Severinskloster. – Lorch/Enns (Oberösterreich), Legionslager Lauriacum. – Lorch/Enns (Oberösterreich), Zivilstadt Lauriacum. – Aguntum (bei Stribach, Osttirol), zugeschüttete Kirchenruine. – Lavant, nördliche frühchristliche Kirche. – Lavant, frühchristliche Kirche unter St. Ulrich. – Lavant, St. Peter und Paul.

Franz Glaser

Abkürzungen
Glaser 1991: F. Glaser, Das frühchristliche Pilgerheiligtum auf dem Hemmaberg (Klagenfurt).
Glaser 1: F. Glaser, Der frühchristliche Kirchenbau in der nordöstlichen Region (Kärnten/Osttirol), Teil 2 dieser Publikation
Glaser 2: F. Glaser, Frühchristliche Kirchen an Bischofssitzen, in Pilgerheiligtümern und in befestigten Höhensiedlungen, Teil 4 dieser Publikation
ÖJh: Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Institutes.
Scherrer 1992: P. Scherrer, Grabbau – Wohnbau – Turmberg – Praetorium (Wien).
Ubl 1982: H. Ubl, in: Severin zwischen Römerzeit und Völkerwanderung. Katalog (Linz).
Ubl 1994: H. Ubl, Christianisierung von Noricum Ripense, in: E. Boshof, H. Wolff (Hg.), Das Christentum im bairischen Raum. (Köln, Weimar, Wien).

Mautern / Favianis (Niederösterreich), sogenanntes Severinskloster

Lage: Im modernen Kasernengelände

Zur Geschichte
Im Jahre 1957 wurden zwei Gebäude entdeckt, die als Kirche und Kloster des Heiligen Severin interpretiert wurden, ohne daß sich konkrete Hinweise entdecken ließen.

Zwei Gebäude, die 1957 in Favianis/Mautern an der Donau ergraben wurden, galten lange Zeit als Kloster und Kirche Severins. Nach dieser Auffassung wäre das nördliche Gebäude (21x13m) durch einen Heizkanal im westlichen Drittel in einen Kirchensaal und in einen Gemeinschaftsraum der Mönche unterteilt gewesen (Abb. 1: VIII). Bereits der Kirchensaal weist im Vergleich ungewöhnliche Merkmale auf: Die Kirche wäre demnach nach Westen bzw. nach Südwesten ausgerichtet gewesen, während im 5. Jh. auch im Ostalpenraum ausschließlich die Ostung gebräuchlich war. Eine einzige Ausnahme kann auch nicht mit Spekulationen erklärt werden (Ertel, 103). Zwei einlagige Fundamentreste in der Südwestecke des Saales besitzen eine Stärke von ca. 50 cm, die im Plan bei H. Vetters zu einem Halbrund mit Strichlierung verbunden und als Klerusbank gedeutet wurden. Im Jahre 1980 publizierte H. Stiglitz eine Fotographie, auf der das Halbrund durch Kiesbeschüttung und Stöcke über einen Schnitt hinweg ergänzt wird (Stiglitz, 1980). Auf der Fotographie sind die letzte erhaltene Steinlage und der bereits tiefer abgegrabene Lehm zu erkennen. Auf diesem tieferen Niveau befindet sich die weiße Kieslage, welche die beiden Mauerreste zu einem Halbrund verbindet. Als Pendant zu dieser Aufnahme publizierte Ch. Ertl im Jahre 1996 eine Fotographie von F. Kainz, welche keine derartigen Verschönerungen zeigt (Ertel, 100 Abb. 21). Auch wenn die Witwe von F. Kainz nach vierzig Jahren überzeugt ist, daß der halbrunde Mauerzug ursprünglich vollständig erhalten gewesen wäre (Ertel, 98), so wird deshalb das Gebäude nicht als Kirche interpretiert werden, denn die freistehenden Klerusbänke im Ostalpenraum besitzen eine Stärke von ca. 90–100 cm im Gegensatz zu den beiden 50 cm starken Fundamentresten im Saal von Mautern.

Die Grubenfüllung aus Steinen östlich der angeblichen Klerusbank wurde von der Ausgräberin als Verankerung für eine einsäulige Mensa in Analogie zur südlichen Seitenkapelle der Kirche *extra muros* in Teurnia gedeutet. In Teurnia sieht der Befund allerdings völlig anders aus (Glaser 1); hier war der Mensafuß im Steinplattenboden über dem Reliquienschrein verankert. Ein solches Reliquienbehältnis fehlt in Mautern. Auch als Rest einer zerstörten Reliquienkammer kann die Steinfüllung wegen

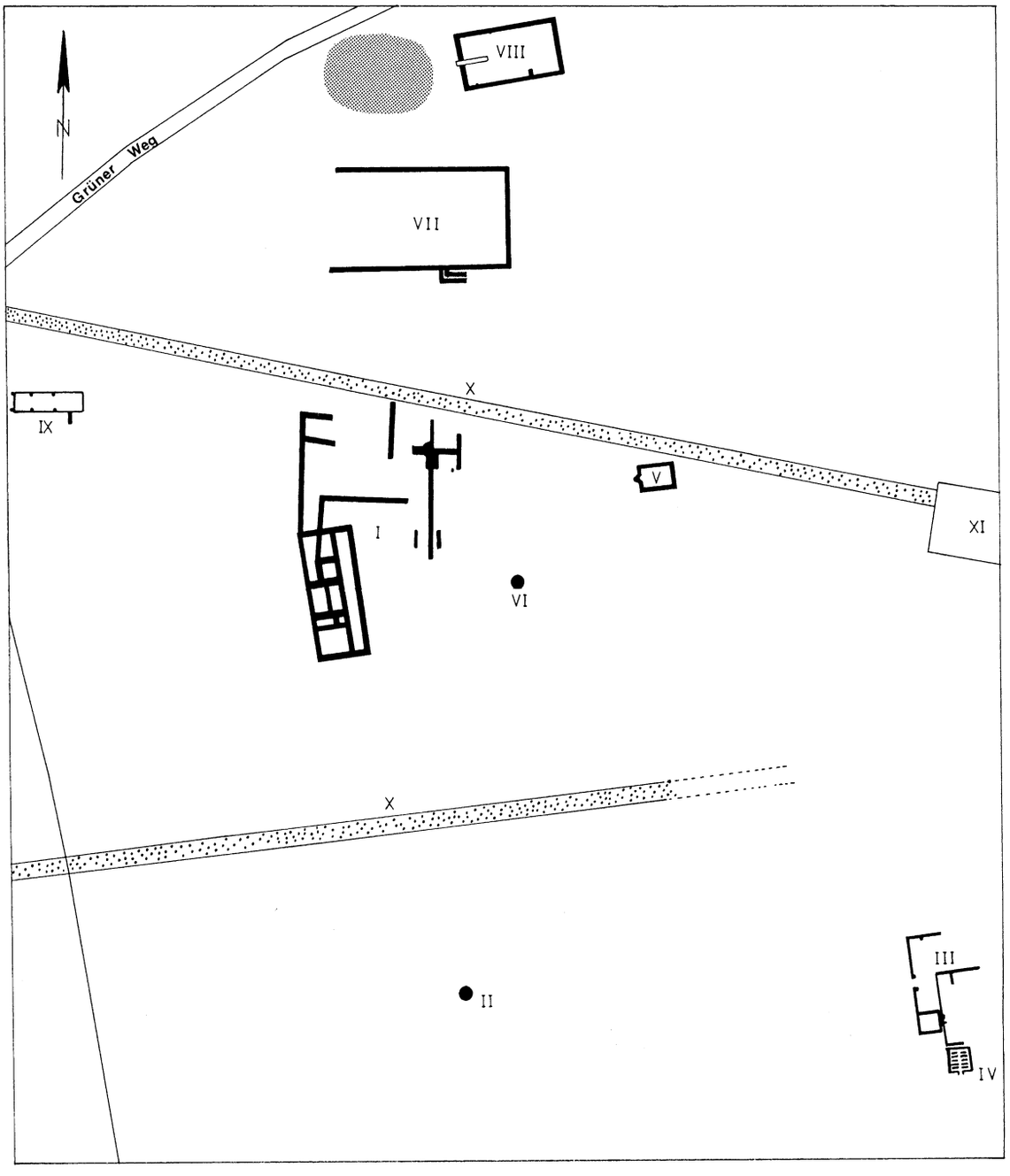


Abb. 1. Mautern / Favianis, Übersicht über die antiken Bauten im modernen Kasernengelände: I: Wohnbau mit Nischenkeller, II: Töpferofen, III: Wohnbau, IV: Darre, V: Heiligtum, VI: Töpferofen, VII: fälschlich «Kloster», VIII: fälschlich «Kirche». Rasterfläche = nicht dokumentiertes Grabungsareal (nach M. Pollak).

ihrer Form nicht betrachtet werden, auch wenn hier Ch. Ertel noch einen Kompromiß sucht (Ertel, 103).

M. Pollak hat gezeigt, daß im Kleinfundmaterial aus dem sogenannten «Klosterareal» keine Objekte des 5. Jh. vorkommen und letztlich nur die mittlere römische Kaiserzeit faßbar ist (Pollak, 155 f.). Ch. Ertel führt dagegen an, daß «in dem ausgeraubten und planmäßig geräumten Kirchenraum, den die Gemeinde mit dem Leichnam des heiligen Severin verließ», nicht viel an Funden zu erwarten ist (Ertel, 103). Die Aussage M. Pollaks bezieht sich auf das gesamte Areal und nicht nur auf den sogenannten Kirchenraum. Wo die Gebeine Severins sechs Jahre nach dessen Tod exhumiert wurden, wissen wir nicht. So interessant es wäre, das Kloster und die Kirche Severins zu kennen, so bringt uns dieser Befund nicht einmal eine konkrete Spur, die sich mit anderen Kirchen wirklich vergleichen ließe.

Literatur

Ch. Ertel, Ausgrabungen im «Severinskloster» in Mautern-Favianis 1957–1959. Fundberichte aus Österreich 35, 1996 (erschienen 1997) 93 ff. (mit Literatur). – F. Glaser, in: H. R. Sennhauser (Hg.) Wohn- und Wirtschaftsbauten frühmittelalterlicher Klöster (1996) 47 f. – H. Stiglitz, Pro Austria Romana 9, 1959, 31 ff. (Wiederabdruck bei Ertel). – H. Vetters, Gymnasium 76, 1969, 493, Taf. 13,2. – H. Stiglitz, in: 1000 Jahre Stadtpfarre Mautern. Festschrift zur Ausstellung der Stadtgemeinde und Stadtpfarre Mautern 1980, 11 ff. Abb. auf S. 13. – M. Pollak, in: E. Boshof, H. Wolff (Hg.), Das Christentum im bairischen Raum (1994) 155 f. – Glaser 1991, 54, Anm. 57.

Lorch / Enns (Oberösterreich), Legionslager Lauriacum

Lage: Kirche im Legionslager von Lauriacum, in der Südostecke des Valetudinariums.
Bistum: Lauriacum
Patrozinium: Maria (neuzeitlich)

Zur Geschichte
Die frühchristliche Kirche legte E. Swoboda 1936 unter der «Kirche unserer Lieben Frau Maria auf dem Anger» frei, die unter Josef II. im späten 18. Jh. säkularisiert und schließlich 1792 abgebrochen wurde. Zur Geschichte vgl. auch unten: Zivilstadt Lauriacum.

Der Kirchenbau
Etwa rechteckiger Saal von 18,2x7,3 m, der in das Valetudinarium des Legionslagers eingebaut wurde (Abb. 2). Es gibt keinen Hinweis, daß das Valetudinarium vor dem Einbau des Sakralraumes geschleift worden wäre (Abb. 3). Das erhöhte Presbyterium war abgeschrankt und besaß eine freistehende, halbrunde Klerusbank. Die Grube in der Achse westlich der Bank stammt von einem Reliquienloculus oder der Basisplatte einer Mensa. Nordseitig werden eine Sakristei und ein weiterer Nebenraum rekonstruiert (Abb. 4). Eine frühmittelalterliche Bauperiode war offenbar nicht festzustellen, da der Saalkirche ein romanisches und ein gotisches Gotteshaus folgen.

Gräber: Frühmittelalterliche nicht stratifizierte Funde werden mit Gräbern (Abb. 4, Nr. 1–6) in und neben der Kirche in Verbindung gebracht (Ubl 1994). Demnach hatte die Kirche in der beschriebenen Form über das Frühmittelalter hinaus bestanden.

Datierung: Die Datierung ins ausgehende 4. Jh. kann nur auf einem Analogieschluß beruhen. Wie die Beispiele in Genf, Martigny oder Poreč zeigen, benützten diese frühen christlichen Kultbauten Teile eines älteren Gebäudes, während im südlichen Noricum im 5. und 6. Jh. ohne Rücksicht auf die Baufluchten älterer Räume die Kirchen errichtet wurden.

Deutung: Verständlich wird die Bedeutung dieser Kirche, wenn sie in Verbindung mit der Kirche in der Zivilstadt Lauriacum betrachtet wird (vgl. unten). Für die Überlegung von H. Ubl, daß es sich um die Bischofskirche handelt, spräche neben den schützenden Lagermauern auch der Einbau in das Valetudinarium, das in dieser Periode als Hospitium (Xenodocheion) für die karitativen Aufgaben des Bischofs zu nützen gewesen wäre (Abb. 3). Gleichzeitig hätte das Valetudinarium einen repräsentativen Hof in Verbindung mit einem Salutatorium und einem Episcopium geboten.

Literatur

E. Swoboda, Lauriacum, Grabungen in Enns im Jahre 1936, ÖJh 30 (1937) Beiblatt 253 ff. – Ders., Der römische Vorgängerbau der Kirche Maria Anger, mit einem Nachwort

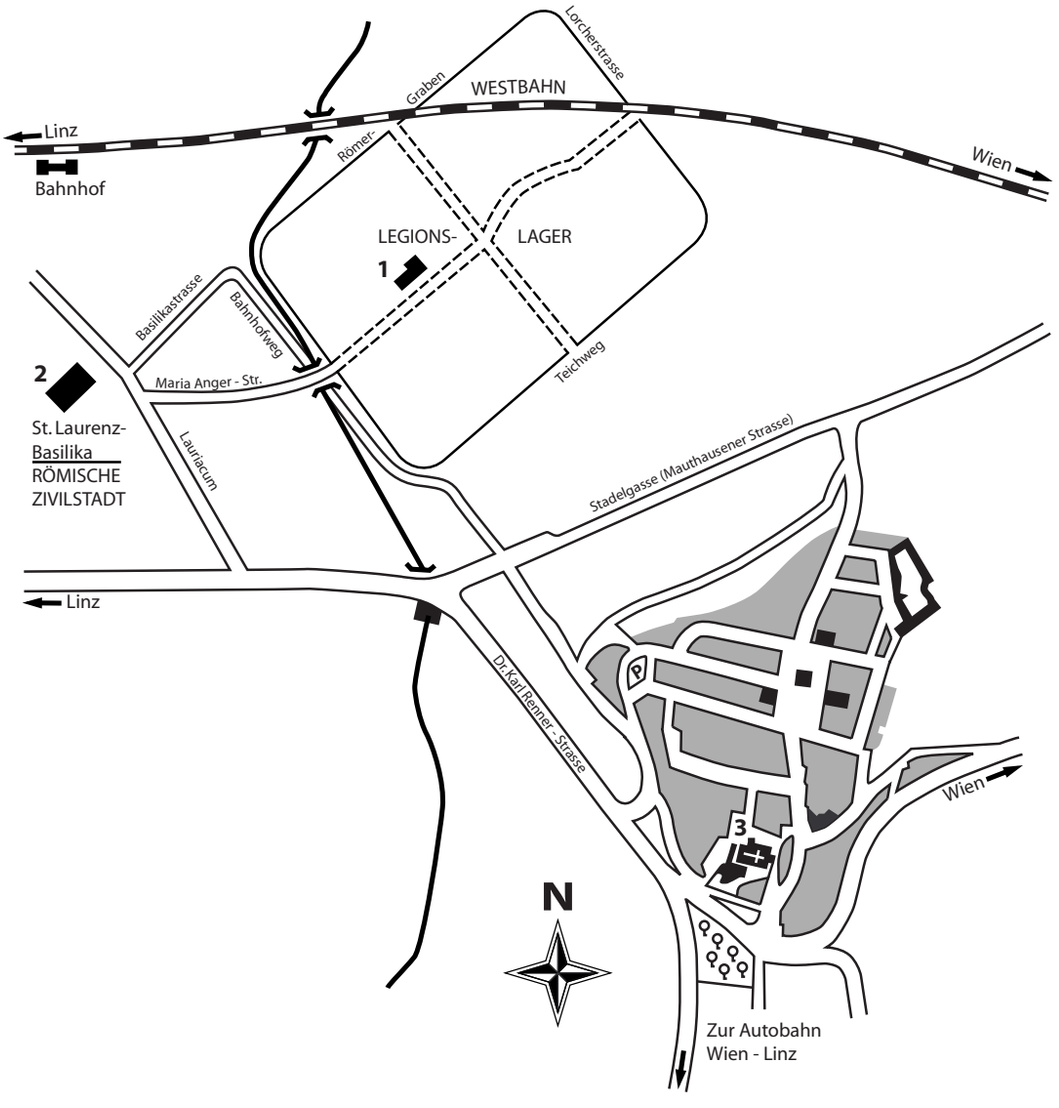


Abb. 2. Lorch / Enns, Lageplan der frühchristlichen Kirchen im Legionslager (1) und in der Zivilstadt (2) Lauriacum sowie die mittelalterliche Kirche (3) in der Stadt Enns.

von H. Ubl wieder abgedruckt in: R. Zinnhobler (Hg.), Lorch in der Geschichte (Linz 1981) 72 ff. – Ubl 1982, 300 (Datierung: 2. Hälfte bis Ende 4. Jh.). – Ubl 1994, 134 f. 146.

Lorch / Enns (Oberösterreich), Zivilstadt Lauriacum

Lage: Kirche unter St. Laurentius, einer Pfarrkirche von Enns.
Bistum: Lauriacum

Zur Geschichte
In Lauriacum erlitt Florianus im Kanzleivorstand in Ruhe *(ex principe officii praesidis)* des Präses Aquilinus von Noricum Ripense im Jahre 304 den Märtyrertod. Lauriacum wird siebenmal in der Vita Severini genannt und der Bischof Constantius (30,2) als *pontifex loci* bezeugt.

Die Restaurierung der Stadtpfarrkirche St. Laurentius durch die Bürger von Enns ist für die Zeit zwischen 1285 und 1313 bezeugt. Die Kirche besaß bis 1553 Pfarrrechte, gilt seit 1968 wieder als zweite Stadtpfarrkirche von Enns und seit 1970 als Päpstliche Basilika. L. Eckhart führte zwischen 1960 und 1966 Ausgrabungen unter St. Laurentius durch.

Der Kirchenbau
Seit der Veröffentlichung der Ausgrabungsergebnisse sind viele Forscher von manchen Interpretationen L. Eckharts abgerückt. Die erste Bauperiode stellt ein Gebäude mit Innenhof im Nordosten der römischen Zivilstadt (und keinen Umgangstempel) dar (Abb. 2). Der Peristylhof (ca. 10x10 m) und angrenzende Räume an der Ost- und Westseite wurden ergraben, wie es sich aus der Längserstreckung der gotischen Kirche ergab. Über die Nord-Süd-Ausdehnung des großen Baukomplexes sind wir nicht unterrichtet. Die archäologischen Untersuchungen in der Umgebung der Kirche anläßlich von Bau- oder Abbrucharbeiten blieben oft aufgrund fehlender Meldungen unzulänglich oder unterblieben gänzlich (Schwanzer 1994). Der Hofbereich und angrenzende Räume werden laut L. Eckhart im 4. Jh. von einem Apsissaal überbaut, an der Ostseite werden Räumlichkeiten weiterbenutzt (Abb. 5). Im Apsissaal (23,3x13,8 m) führten die Kanäle der Bodenheizung entlang der Mauern, bogen im rechten Winkel in die Apsis ein und kreuzten sich in den Diagonalen. An der Sehne der Apsis ordnete L. Eckhart ein 15 cm hoch erhaltenes, etwa quadratisches Fundament (72x75 cm) dieser Bauperiode zu, ohne dafür einen Nachweis zu erbringen. Auch die Fundamente des romanischen Kirchturms gehören bei L. Eckhart bereits zum Apsissaal, den er als Basilika I sieht. Für diese Phase gibt es nichts, was den Apsissaal als Kirche erkennen läßt (Scherrer 1992). Mauern, die über die Südflucht des Apsissaales hinauslaufen, deuten an, daß nicht nur an der West- und Ostseite, sondern auch an der Südseite Räumlichkeiten zum Apsissaal gehörten.

In einer weiteren angeblichen Bauperiode des Apsissaales wurde die Heizung teilweise zerstört, das quadratische Fundament an der Apsissehne erweitert und unmittelbar östlich davon ein kleiner Schacht von 95 cm Breite und mindestens 100 cm Länge im Lichten eingebaut (Abb. 5). Eckhart deutet den kleinen Schacht als

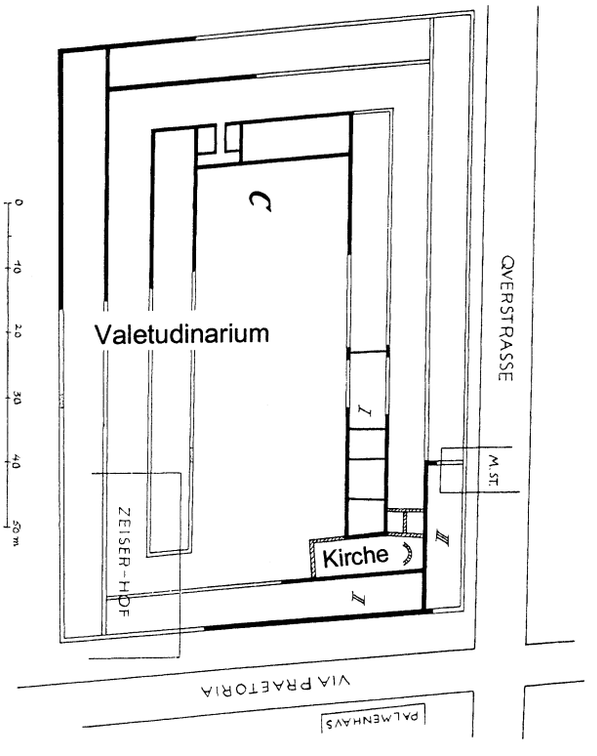


Abb. 3. Lorch / Enns, Kirche im Legionslager Lauriacum, Periodenplan (nach E. Swoboda).

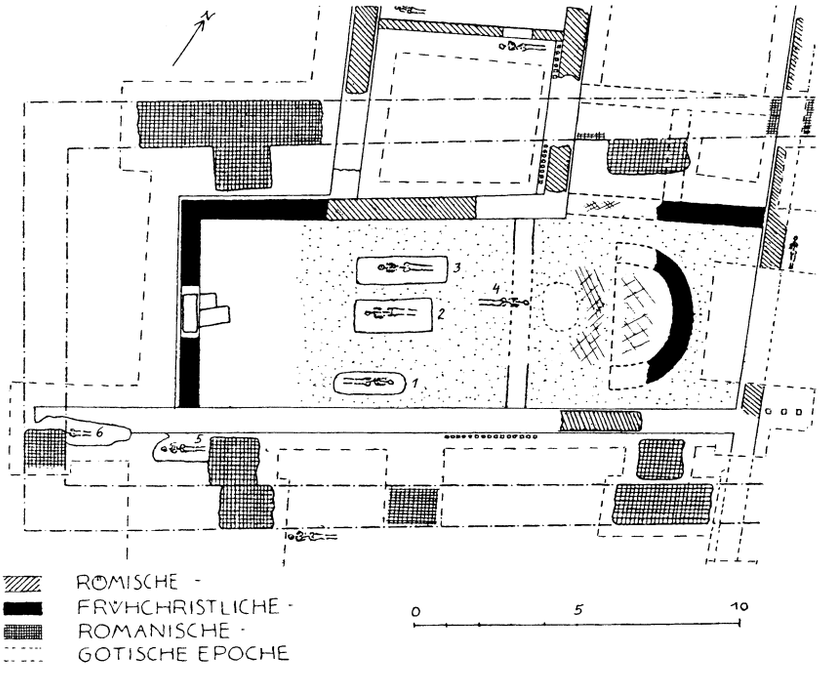


Abb. 4. Lorch / Enns, Kirche im Legionslager Lauriacum, Grundriß (nach E. Swoboda).

Reliquienkammer zwischen zwei Heizkanälen und das westlich fast anschließende Fundament als Blockaltar. Dadurch kommt er zur Deutung des Apsissaales als Basilika II der zweiten Hälfte des 5. Jh. Wenn es sich bei dem genannten Schacht um eine Reliquienkammer im Zentrum der Apsis handelt, dann ist aufgrund von spätantiken Vergleichsbeispielen im alpinen Raum das Presbyterium mit Klerusbank und Altar westlich der Apsissehne zu erwarten (Glaser 1992, 49 ff.). Unklar bleibt L. Eckharts Periodisierung: Nicht verständlich ist, warum für die Basilika II die unter dem Boden liegenden Heizkanäle teilweise zerstört werden sollten. Außerdem fehlen für eine Reliquienkammer, die den Boden überragt, die Vergleichsbeispiele (Glaser, Arh. vestnik 1997, 231 ff.).

Der Apsissaal wird in einer dritten Periode umgestaltet und innerhalb der 10,6 m weiten Apsis wird ein weiteres Halbrund eingezogen, das in der Profilzeichnung (Nr. 2–11) bei Eckhart eine Stärke von 90 cm im Gegensatz zur 70 cm starken aufgehenden Apsismauer aufweist. L. Eckhart betrachtet diese «radikale Umgestaltung» als «Umgangsapsis» der Frühmittelalterkirche I. Im Grundrißplan wird das innere Halbrund fälschlich mit der gleichen Mauerstärke wie die Apsis wiedergegeben. Zutreffend ist allerdings die detaillierte Profilzeichnung (Nr. 2–11). Demnach läßt der Befund eine andere Deutung zu: Das innere Halbrund mit 90 cm Breite ist eine Klerusbank und ist daher nicht so tief wie die Apsismauer fundamentiert (Profilzeichnung 2–11). Die Steinlage vor der Bank wird die Bürste eines Estrichs sein, der die abgebrochene Apsismauer des Vorgängerbaues überdeckte. Das Fundament (F 3) zwischen den Enden der Klerusbank läßt sich ebenfalls in binnennorischen Kirchen mit Mäuerchen vergleichen, die eine Begrenzung des Bodens innerhalb des Halbrunds darstellen. Das genannte Fundament (F 3) liegt unmittelbar auf dem Westrand der Reliquienkammer auf. In Analogie zu den binnennorischen Beispielen würde man den Altar über der Reliquienkammer erwarten und nicht westlich davon (Glaser, Arh. vestnik 1997). Doch befinden sich in Binnennorikum die Reliquienkammern und die darüberliegenden Altäre meist unmittelbar westlich der Sehne der Klerusbank. Der Vorteil der Zuordnung der Reliquienkammer zu dieser

Bauperiode wäre die Tatsache, daß die Kammer n i c h t den Boden im Halbrund der Klerusbank überragt hätte, wie dies auch in den vergleichbaren Kirchen der Fall ist. Die Verstärkungen der Fundamente an den Enden der Klerusbank könnten auf die Standorte von Säulen hinweisen, an welche die Fundamente der Abschrankung des Presbyteriums anschloßen. Dann gibt es auch westseitig einen Narthex, an den im Norden wie bei der Kirche auf der Piazza della Corte in Grado noch ein Raum anschließt. Dieser Narthex besteht nämlich bei L. Eckhart in Basilika I und II, fehlt in der Frühmittelalterkirche I und ist dann wieder als ein Teil der Frühmittelalterkirche II vorhanden.

Treffen die Überlegungen zu, dann ergibt sich folgende Periodisierung: 1. Ein anspruchsvolles Wohngebäude mit Peristylhof. 2. Der Peristylhof und angrenzende Räume werden von einem bodengeheizten Apsissaal überbaut. Der Saal ist Teil des Gebäudes. 3. Erst nachdem der Apsissaal nicht mehr genutzt wurde, erfährt er eine Umgestaltung zur Kirche (Abb. 5), welcher ein Teil der Heizkanäle zum Opfer fällt. 4. Bei einer derartigen Periodisierung hätte es, ebenso wie bei der Kirchenabfolge im Legionslager keinen Neubau im Frühmittelalter gegeben, sondern die spätantike Kirche hätte fortbestanden.

Zur Deutung: P. Scherrer denkt vorsichtig beim Apsissaal an den Ort der Rechtsprechung des Statthalters von Noricum, an dem der Hl. Florian verurteilt wurde, weshalb später an diesem Platz die Kirche entstand. Er zieht weiter in Betracht, daß die abziehende Verwaltung den

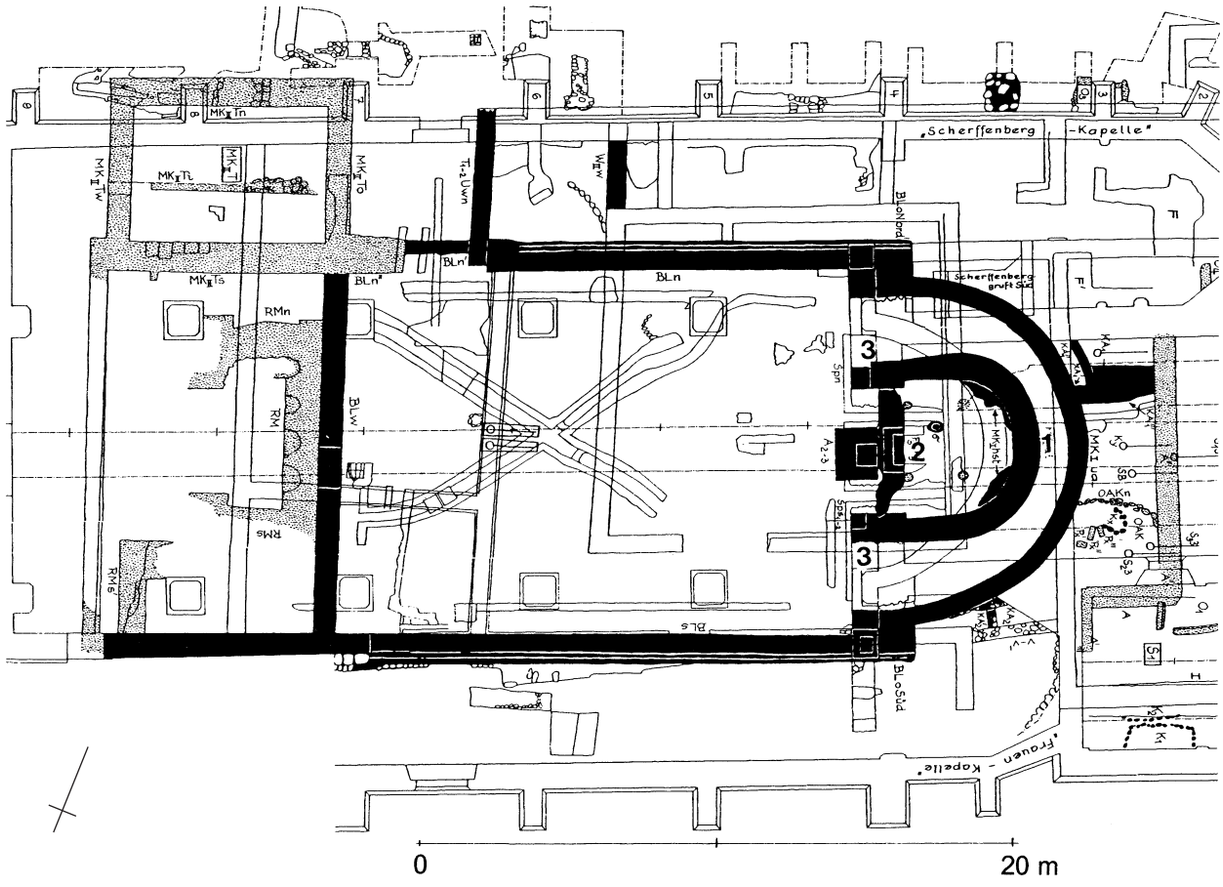


Abb. 5. Lorch / Enns, Kirche in der Zivilstadt Lauriacum, Grundriß (nach L. Eckhart). 1: Klerusbank, 2: Reliquienkammer unter dem einstigen Altar, 3: Säulenfundamente am Ende der Klerusbank.

Bau vielleicht einer Klostergemeinschaft zur Verfügung gestellt hätte (Scherrer 1992, 26). Diese Überlegungen berühren die Frage der Statthalterresidenzen, die kontrovers diskutiert wird (Ubl 1994, 141 mit Anm. 54). L. Eckhart denkt wie Ch. Schwanzar (1994, 181) an die Bischofskirche von Lauriacum, während H. Ubl diese im Sakralbau im Legionslager vermutet (Ubl 1994, 146). Die in der Vita Severini genannte *basilica* wäre eine Klosterkirche außerhalb der Stadtmauern, d.h. außerhalb des ehemaligen Legionslagers gewesen (Ubl 1994, 147 mit Anm. 94). Die Zivilsiedlung besaß nämlich keine schützenden Mauern. L. Eckhart wie P. Scherrer nahmen an, daß die schmucklose Steinkiste aus dem gotischen Hochaltar die Reliquien des Hl. Florian und weiterer Märtyrer (31 Individuen) nach Ausscheidung der Tierknochen enthielt. Die weiteren vierzig Märtyrer, die in manchen Überlieferungen neben Florian genannt werden, sind dadurch zu erklären, weil in einem Überlieferungsstrang Florian unter afrikanischen Märtyrern am 3. Mai eingereiht war. Es bleibt fraglich, ob Florian überhaupt aus der Enns geborgen werden konnte. Daher bleibt ein Patrozinium des Hl. Florian für die frühchristliche Kirche fraglich. Gerade beim Bestehen der spätantiken Kirche bis ins Mittelalter ist nicht von vornherein ein Patroziniumswechsel zu erwarten.

Die Periodisierung und die Deutung L. Eckharts beruhen auf dem damaligen Forschungsstand, demzufolge unter einer Kirche ein älterer römischer Tempel liegen mußte, der von einer ersten frühchristlichen Kirche abgelöst wurde. Daher mußte in der Auffassung L. Eckharts der Apsissaal die Basilika I und II darstellen. Da in den Grundrißplänen keine Nivellements angegeben werden, können wir uns bei der Beurteilung der Höhen nur auf die Profile stützen. Die Ausgrabungsdokumentation muß neu bearbeitet werden. Aber schon jetzt steht fest, daß eigentlich nur unsere 3. Periode tatsächlich Elemente aufweist, die den Bau als Kirche verständlich machen (Abb. 5).

Literatur

W. Katzinger, Im Brennpunkt abendländischer Geschichte, in: W. Katzinger / J. Ebner / E. M. Ruprechtsberger, Geschichte von Enns (Enns 1996) 65 ff. – L. Eckhart, Die Stadtpfarrkirche und Friedhofskirche St. Laurentius von Enns-Lorch-Lauriacum in Oberösterreich Teil 1–3 (1981). – Ubl 1982, 300 f. – H. Vetters, Die Laurentiuskirche von Lorch. Gedanken zur Grabungspublikation Lothar Eckharts, Anz. Akad. Wien Phil.-hist. Kl. 121 (1984) 39 ff. – Scherrer 1992, 14 ff. – Ubl 1994, 134 f. – Ch. Schwanzar, Die Kleinfunde der Basilika St. Laurenz, Enns-Lorch, Oberösterreich, in: E. Boshof, H. Wolff (Hg.), Das Christentum im bairischen Raum (Köln/Weimar/Wien 1994) 171 ff.

Aguntum (Stribach, Osttirol), frühchristliche Kirche

Lage: Stribach (Gem. Dölsach), frühchristliche Kirche nördlich des Ausgrabungsgeländes von Aguntum, Kirchenruine zugeschüttet seit 1912.
Bistum: Aguntum
Patrozinium: unbekannt

Zur Geschichte
Sicherlich Bischofssitz, Kirche des 5./6. Jh. östlich der Sperrmauer, die vom Berghang zur Drau verläuft. Im Jahr 610 siegen die Slawen über die Baiern bei Aguntum (Paulus Diac., hist. Lang. 4, 39). Erste Grabungen 1858. Ausgrabung 1912 wurde plötzlich abgebrochen.

Der Kirchenbau
Rechteckige Saalkirche (29,30x9,40 m) benutzt teilweise die Mauern eines älteren Bauwerkes (Abb. 6). Eine halbrunde Klerusbank ist nachgewiesen, deren Aufbau überprüft werden muß. Eine in Kirchenmitte verlaufende ältere Mauer nahm R. Egger als Fundament für die Chorschranken an und ergänzte einen Durchgang nach dem Plan von 1858. Die Fragmente der Schrankenplatten mit Kreuz und Christusmonogramm sind verschollen. Die tatsächlichen Presbyteriumfundamente und die Reliquienkammer wurden damals hier, ebenso wie in Teurnia (Friedhofskirche), nicht freigelegt. Da immer wieder in den Kirchen unterschiedliche Säulchen auftreten, vermutete R. Egger auf dem Hemmaberg, in Teurnia (Friedhofskirche) und hier Kredenztischchen, die sich jedoch widerlegen ließen (Glaser 1991, 17, 93 f. Gruber, 152). Die Säulchen mit abgerundeter Schaftoberfläche und runden Dübeln sind in ihrer Bearbeitung mit den Säulen der südlichen Halle an der Bischofskirche zu vergleichen, die entsprechend der bombierten Oberseite

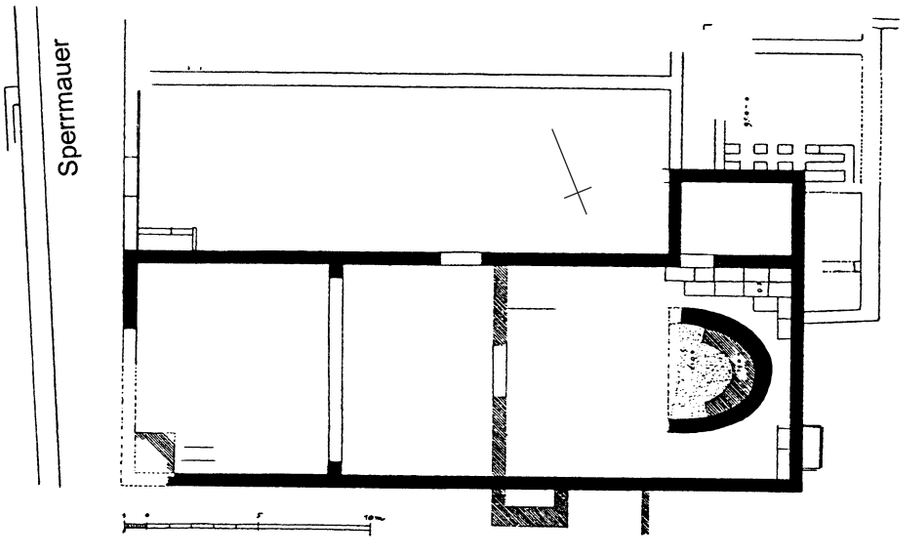


Abb. 6. Aguntum (Stribach), Kirche (nach R. Egger).

konkave Kapitellplatten besaßen. Demnach könnten die beschriebenen Säulchen auf der Lehne der Klerusbank wie in der Kirche *extra muros* in Teurnia einen Architrav getragen haben (Gruber, 30 ff.). Die Säulen, die laut R. Egger von den Fenstern der Nordwand stammen sollen, sind vermutlich wie bei der Kirche *extra muros* in Teurnia einer außen angesetzten Halle zuzuordnen, wofür im Plan ein angedeuteter Mauerfortsatz an der Sakristeiecke spricht. Auch in Teurnia hatte R. Egger die großen Säulen den Fenstern zugeordnet, weil erst mit der Entdeckung der Bischofskirche in Teurnia die äußeren Hallen bei Kirchen im Ostalpenraum nachgewiesen wurden (Glaser 1).

Die Bedeutung der Kirche liegt darin, daß sie zu jenen wenigen im Ostalpenraum gehört, die in einer Siedlung bzw. in einer Stadt im Tale liegen und ältere Mauern mitbenützen. Ein derartiges Gotteshaus ist vermutlich bislang nur noch aus Virunum in Luftaufnahmen bekannt (Glaser 1997, 120 f.), während die Kirchen von Celeia (Celje) oder Emona (Ljubljana) sich in befestigten Städten befinden.

Durch die zeitgleichen Funde aus der Ostgotenzeit (493–536) am Fuße des Hemmaberges bei der Straßenstation Juenna und auf dem Hemmaberg selbst (Glaser 1) wird deutlich, daß uns allein die Betrachtung der wohlbekannten befestigten Höhensiedlungen ein einseitiges Bild der Spätantike im Ostalpenraum gibt. Unter diesem Gesichtspunkt müssen auch die spätantiken Bestattungen im Ruinengelände bis zum Forums- und Thermengebiet betrachtet werden (Tschurtschenthaler, 4). Die Gräber an der Süd-, Ost- und Nordseite der Kirche waren beigabenlos, wie dies bei dem privilegierten Personenkreis zu erwarten ist (Glaser 1).

Aufgrund der Mitbenützung von älteren Gebäudeteilen und der Bestattungstätigkeit bis an das Ende des 6. Jh. darf wohl mit einem kontinuierlichen Bestand der Kirche ab etwa 400 gerechnet werden. Möglicherweise war (wie vergleichsweise in Genf) der Vorgängerbau schon von der Christengemeinde genutzt. Hinweise können nur durch neuerliche Grabungen gewonnen werden. Bei dem Sakralbau mit ca. 100 röm. Fuß Länge wird es sich ursprünglich um die Bischofskirche der Stadt Aguntum handeln (Glaser 2).

Literatur

G. Gruber, Die Marmorausstattung frühchristlicher Kirchen im Ostalpenraum (Diss. Wien 1997) 151 ff. – F. Glaser, Frühes Christentum im Alpenraum (1997) 141b f. – M. Tschurtschenthaler, Osttiroler Heimatblätter 62/5 (1994) ohne Seite (= 4). – W. Alzinger, Aguntum und Lavant, 4. erw. Aufl. 1985, 27 f. Abb. 11 (Plan von I. Ploner), 126 ff. (Literaturangaben). – R. Egger, Frühchristliche Kirchenbauten im südlichen Norikum (1916) 61 ff.

Aguntum (Stribach, Osttirol), spätantikes Mausoleum

Lage: Ungefähr 200 m südöstlich der oben beschriebenen Kirche befand sich unter der heutigen Bundesstraße 100 (jetzt durch einen Bildstock am Straßenrand gekennzeichnet) ein kleines Mausoleum.

Zur Geschichte
E. Swoboda entdeckte das Mausoleum im Jahr 1934 anlässlich des Straßenausbaues. Die Grundmauern wurden unmittelbar östlich der Brücke über den Debantbach aufgebaut, 1995 im Zuge des Neubaues der Brücke abgetragen und schließlich am Ostrand des Besucherparkplatzes vor dem Grabungsgelände wieder aufgebaut.

Das kleine *Mausoleum* (ca. 9x6,60 m) besaß außen an den Längswänden zwei Grabnischen, ein Steinplattengrab im Inneren und war mit Wandmalerei ausgestattet (Abb. 7). Der Grabbau war wie die frühchristliche Kirche über älteren abgetragenen Wohnbauten errichtet worden. Der Grundriss wurde mit zwei gegenüberliegenden Apsiden rekonstruiert, wobei am südlichen Apsisansatz noch Spuren einer Quermauer erkennbar waren. Doch war bei der Ausgrabung diese südliche Apsis unvollständig erhalten und nur mit Erdmörtel gebunden, während für das übrige Mauerwerk Kalkmörtel verwendet worden war.

Da das Mausoleum innen Wandmalereiausstattung besaß, darf eine Tür vorausgesetzt werden, die sicherlich nicht in einer Apsis mit engem Radius untergebracht war, sondern in der geraden Mauer der Südfront (Abb. 7).

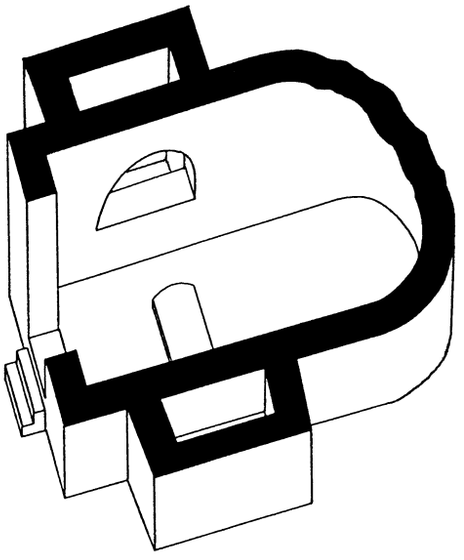


Abb. 7. Aguntum (Stribach), Mausoleum, Teilrekonstruktion (K. Glaser).

Literatur
E. Swoboda, ÖJh 29 (1935) Beiblatt 81 ff.

Lavant (Osttirol), nördliche frühchristliche Kirche

Lage: Nördliche Kirche der spätantiken Siedlung von Lavant
Bistum: Aguntum
Patrozinium: unbekannt

Zur Geschichte
Ausgegraben von F. Miltner zwischen 1951 und 1953. Da Lavant als Nachfolgesiedlung von Aguntum betrachtet wurde und bis 1993 nur die nördliche Kirche bekannt war, bekam sie auch die Bezeichnung «Bischofskirche». Im Jahr 1993 wurde die südliche frühchristliche Kirche innerhalb der Siedlung entdeckt (vgl. Beitrag M. Tschurtschenthaler). Als Erklärungsmodell können die Überlegungen zu arianischen Kirchen während der Ostgotenherrschaft dienen, die in Osttirol zugrunde gingen, während die andere unter St. Ulrich für die katholische Kulttradition maßgeblich wurde (Glaser 2). Aufgrund der geäußerten Betrachtungen ist die nördliche frühchristliche Kirche am Ende der Ostgotenherrschaft zugrunde gegangen. Offene Fragen zu dieser Kirche in Lavant werden sicherlich im Rahmen eines derzeit geplanten Projekts der Universität Innsbruck geklärt werden.

Kirchenbau, erste Periode
Wir gehen aufgrund der publizierten Schnitte und Grundrisse von zwei Bauperioden aus. Zur ersten Bauperiode ist ein rechteckiger Saal mit deutlich gestelzter Apsis und angrenzenden Räumen an der Ostseite zu rechnen (Glaser,

Schlern 1996, 86 f.). Dazu gehören ein Narthex und ein Baptisterium an der Westseite (Abb. 9). Grundlage für diese Überlegung ist die Tatsache, daß gestelzte Apsis, Klerusbank, Westtüre, Piscina und Nische des Baptisteriums auf einer Längsachse liegen, die etwas hangwärts nach Süden innerhalb des rechteckigen Grundrisses verschoben ist. Der Schnitt zeigt außerdem, daß die Westmauer und die Ostmauer mit dem Apsisbereich gleich tief fundamentiert sind (Abb. 8, Schnitt); die Fundamente des Baptisteriums sind aufgrund der geologischen Verhältnisse weniger tief ausgeführt. In den Rekonstruktionen wird für die erste Periode bereits eine Solea mit Ambo erschlossen, die nicht in der Mittelachse des älteren Presbyteriums verläuft. Außerdem vermutet F. Miltner, daß dieses Presbyterium zwei Bauphasen hat. Eine Reliquienkammer im Presbyterium, somit der Standort des Altares, ist nicht bekannt. Es kann nach derzeitigem Kenntnisstand vermutet werden, daß Reliquien in der Apsis untergebracht waren (Glaser 1991, 50). Dies könnte erklären, warum die Apsis in der zweiten Bauperiode abgebrochen und durch einen größeren Memorialbau ersetzt werden konnte, der durch eine weite Öffnung mit dem Kirchensaal in Verbindung stand.

Kirchenbau, zweite Periode

Der Kirchensaal erhielt in der zweiten Bauperiode ein vergrößertes Presbyterium und eine erweiterte Klerusbank, d.h. eine größere Zahl an Klerikern mußte nun Platz finden (vgl. Glaser 1991, 98). Die Begrenzung des Presbyteriums bestand aus Marmorquadern, auf denen offenbar ursprünglich eine Holzabschrankung stand. Die zwei Altarbasisplatten mit Vertiefungen für die vier Mensasäulchen liegen westseitig auf einem Mäuerchen, das F. Miltner zur vorangegangenen Bauperiode rechnet. Ob sich unter den Marmorplatten eine kleine Reliquienkammer befinden könnte, sollte noch überprüft werden, wenngleich F. Miltner schreibt, daß er überall im Presbyterium bis zum gewachsenen Boden gegraben hat. In der Schnittzeichnung (Miltner 1953, 40 f. Abb. 22) scheint zwischen Altarbasisplatte und älterer Klerusbank nur eine Tiefe von 35–40 cm erreicht worden zu sein.

Die Ostseite des Kirchensaales besaß eine weite Öffnung von ca. 6 m gegen den östlich anschließenden Memorialbau, der ein ca. 40 cm tieferes Bodenniveau besaß (Abb. 9). Die Breite des Kirchenschiffes wurde hier in der Querachse des Klerusbankscheitels durch Zungenmauern und Marmorsäulen auf die genannte Spannweite von 6 m verengt. Unmittelbar östlich des Klerusbankscheitels verlief eine 40 cm hohe Marmorschwelle, welche etwa der Weite der genannten Öffnung des Saales entsprach. Südseitig bildete die Zungenmauer mit einem Pendant die Nische für das Grab einer privilegierten Person, eines etwa siebzigjährigen Mannes. Genau gegenüber an der Nordwand vermutet F. Miltner ein weiteres derartiges Grab aufgrund vorgefundener Skelettreste. In diesem stark zerstörten Bereich setzt W. Alzinger eine Eingangstür in den Memorialbau. Dieser besaß ebenfalls eine freistehende Klerusbank und ein abgeschranktes Presbyterium, in dessen Zentrum sich die zweiteilige Reliquienkammer (Glaser 1997, 238 f.) unter der einstigen Mensa befand. In dieser Bauperiode entstanden außen an der Nordseite zwei weitere Räume und eine Treppenanlage.

Es liegen einige Architekturteile der Marmorausstattung vor, die bei genauerer Betrachtung uneinheitlich erscheinen. Die verschiedenen Säulchenformen können sich durch die Umbaumaßnahmen erklären. Aufgrund fehlender Vergleichsbeispiele im Alpenraum wurden die Kapitelle im Baptisterium erst in das Frühmittelalter (und nicht in die Spätantike vor 600) datiert. G. Gruber hat gezeigt, daß sich für den Aufbau der Kapitelle bereits seit der Mitte des 5. Jh. im Osten Parallelen finden lassen. Die als Basen sekundär verwendeten Blattkranzkapitelle haben bereits Vorbilder im 3. und 4. Jh. und dürfen nicht in das 7. oder 8. Jh. datiert werden (Gruber 144). Daher wird der von F. Miltner angenommenen Notkirche im Narthex, für die es keinen Befund gibt, gänzlich der Boden entzogen. Eine pyramidenstumpfförmige Basis mit Kreissegmenteinschnitten und Schaftansatz wurde im Oberflächenschutt der nördlichen Narthexhälfte gefunden, so daß an eine Verwendung im Mauerwerk gedacht oder sogar die Zugehörigkeit bezweifelt wurde (Gruber 148).

Literatur
M. Pizzini, M. Tschurtschenthaler, E. Walde, Der Lavanter Kirchbichl. Ein heiliger Berg in Tirol (2000) 16 ff. 62 f. (mit Literatur). – G. Gruber, Die Marmorausstattung frühchristlicher Kirchen im Ostalpenraum (Diss. Wien 1997) 122 ff. (im Druck). – F. Glaser, Reliquiengräber. Arh. vestnik 48 (1997) 238 f. – Ders., Kirchenbau und Gotenherrschaft. Der Schlern 70 (1996) 86 f. – Glaser 1991, 49 ff. – B. Hebert, Pro Austria Romana 31 (1981) 32. – W. Alzinger, Das Municipium Claudium Aguntum, in: Aufstieg und Niedergang der römischen Welt (1977) 406 ff. – F. Miltner, ÖJh 38 (1950) Beiblatt 37 ff. – Ders., ÖJh 40 (1953) 15 ff. – Ders., ÖJh 41 (1954) Beiblatt 43 ff.

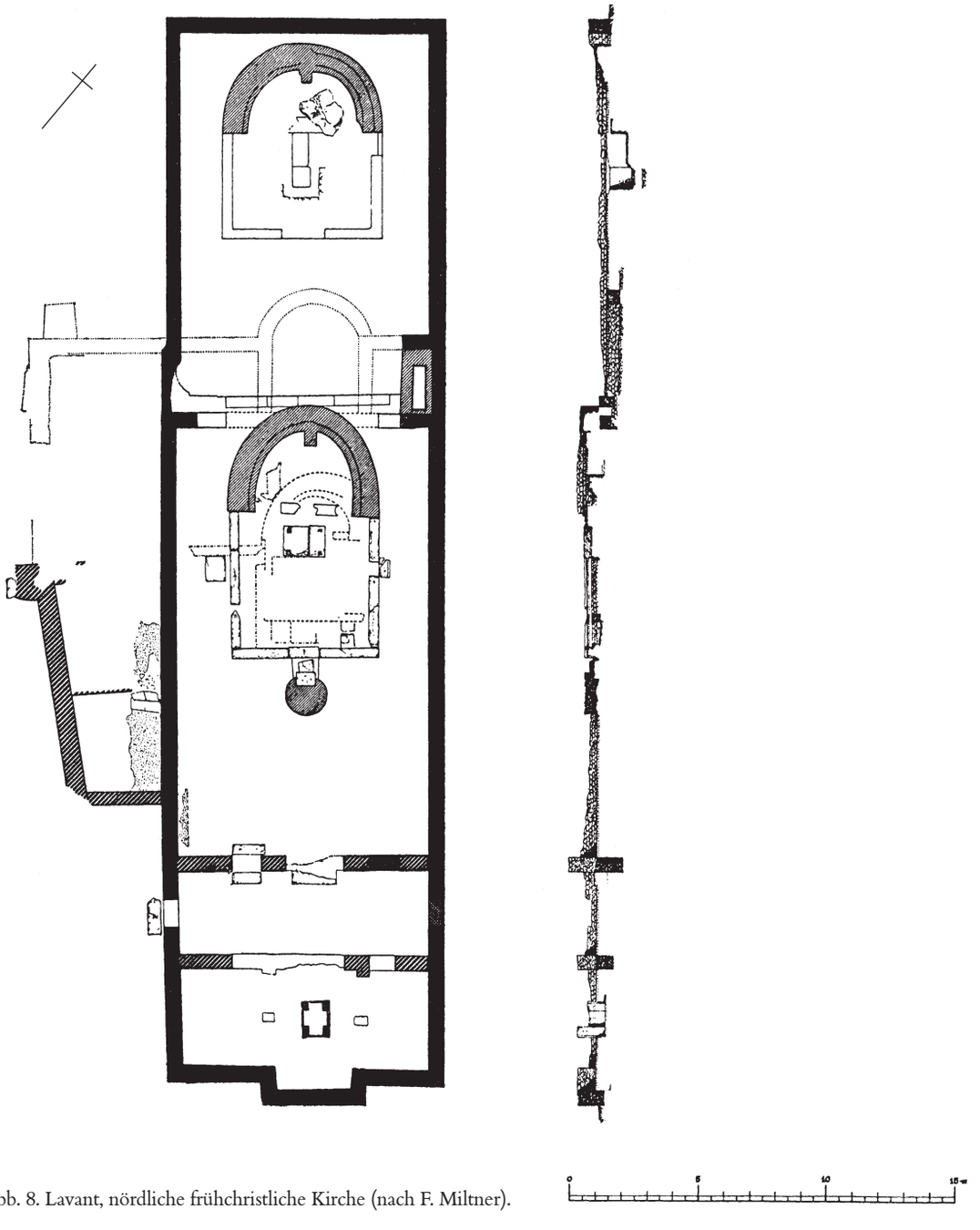


Abb. 8. Lavant, nördliche frühchristliche Kirche (nach F. Miltner).

Lavant (Osttirol),
frühchristliche Kirche unter St. Ulrich

vgl. Glaser 1 und Teil 3, Beiträge zu einzelnen Bauten, M. Tschurtschenthaler.

Lavant (Osttirol),
mittelalterliche Kirche St. Peter und Paul

Lage: Im Bereich der mittelalterlichen Burg von Lavant
Bistum: Aquileia, Tirol
Patrozinium: St. Peter und Paul

Gotischer Bau 1485 geweiht, darunter bei Ausgrabungen (Miltner 1953, 15 ff.) die Fundamente einer Rundapsis (einer Kapelle?) festgestellt, die wiederum Turmfundamente überbauen. Von der Deutung dieser verschiedenen Fundamente als Umgangstempel und als Rest einer spätantiken Klerusbank hat die Forschung Abstand genommen. P. Scherrer und M. Tschurtschenthaler verwenden allerdings die Pläne F. Miltners aus dem Jahr 1950, welche nicht die Rundapsis zeigen. Eine Turmburg des 9. Jh. läßt sich nicht erweisen. Der Turm schützte vielleicht den Zugang zur mittelalterlichen Burg (Ubl 1994).

Literatur

M. Pizzini, M. Tschurtschenthaler, E. Walde, Der Kirchbichl von Lavant. Ein heiliger Berg in Tirol (2000) 47 f. – Scherrer 1992, 27 ff. – H. Ubl, Beiträge zur Mittelalterarchäologie 10 (1994) 162. – Dehio, Tirol (Wien 1980) 474 f. – F. Miltner, ÖJh 38 (1950) Bbl. 37 ff. – Ders., ÖJh 40 (1953) 15 ff.

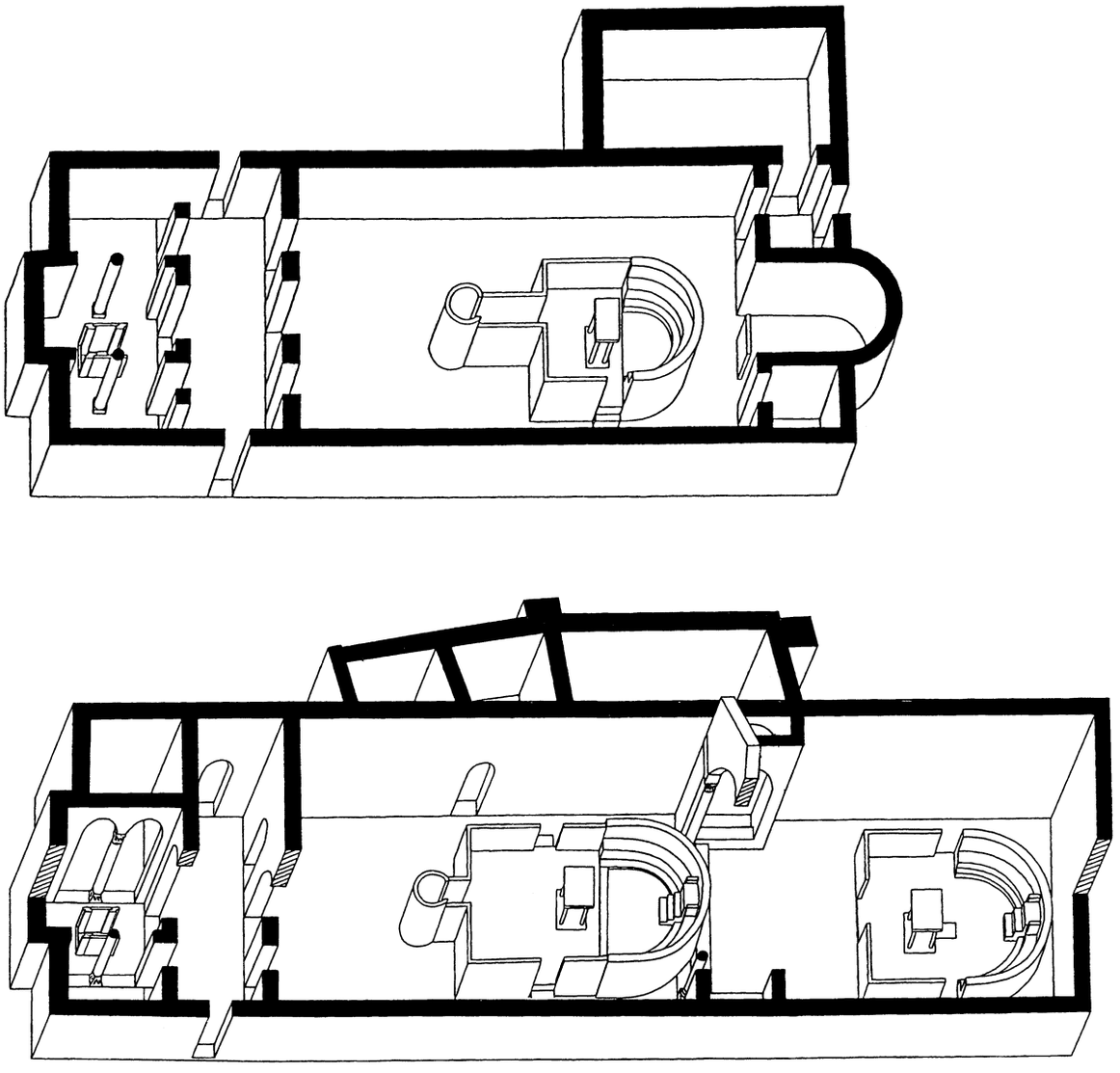


Abb. 9. Lavant, nördliche frühchristliche Kirche, erste und zweite Bauperiode (F. Glaser und S. Ladstätter).

Mels, St. Peter und Paul (A59)

Irmgard Grüninger

Pfarrkirche
Bistum: St. Gallen, bis 1847 Chur
Patrozinium: Petrus und Paulus (Paulus 1639 erstmals erwähnt)

Mels und seine Kirchen werden 765 im Testament des Churer Bischofs Tello erstmals erwähnt. Daraus geht hervor, dass die Victoriden (Zacconen) auch Ländereien in Mels besassen, die von der Schenkung an das Kloster Disentis ausgenommen wurden. Im Churrätischen Reichsgutsurbar werden vier Melser Kirchen unter den Besitzungen der um 731 gegründeten Abtei Pfäfers genannt. Nach Urkunde von 1376 wurde St. Peter dem Kloster Pfäfers inkorporiert. 1607 Neuweihe. 1727–32 Barockbau des Rapperswiler Meisters Hans Georg Schueler. Bis 1838 blieb die Kirche Eigentum des Klosters Pfäfers. 1922/23 neubarocke Umgestaltung von Adolf Gaudy, Rorschach. 1978/79 Restaurierung und Ausgrabung.

Bau I
Querrechteckige Saalkirche (oder dreischiffig unterteilt?) mit Rechteckchor (Abb. 1)

Innerhalb eines teilweise durch Fundamentreste bezeugten Raumes liegen 32 Bestattungen mit Toten verschiedenen Alters und Geschlechts. Die ältesten Bestattungen, drei Kinder und eine alte Frau, zeigen die übliche W-E-Orientierung. Nächst jüngere Gruppe von 25 Gräbern (inklusive einer leeren gemauerten Steinkiste für ein Kind) in unüblicher S-N-Lage. Die Toten sind mit dem Kopf im Süden und Blickrichtung ins Tal beigesetzt. Die jüngste Gruppe, zwei Männer, eine Frau und eine Bestattung unbekannten Geschlechts, ist wiederum W-E-orientiert. Sie befindet sich etwa in der Mitte der Kirchenachse zwischen den S-N-orientierten Gräbern. Auch räumlich zeichnet sich eine Dreiteilung ab, die sich aber nicht mit der zeitlichen Gruppierung deckt. An den vordersten Abschnitt im Osten mit den Gräbern von drei Frauen, zwei nicht näher bestimmbaren (durch den Heizungseinbau gestört) Erwachsenen, drei Kindern und dem nicht belegten Kindergrab stösst, wahrscheinlich durch eine Schranke getrennt, eine Gruppe von vorwiegend Erwachsenen. Hier befinden sich die Gräber mit bemerkenswerten Beigaben: eine Frau mit Halskette aus Glas- und Bernsteinperlen und Kopfschmuck, bestehend aus sechs silbernen Dreipassösen und zwei Nadeln. Eine gemauerte Schranke trennt diesen Bereich vom westlich anschliessenden dritten, ca. 75 m^2 grossen Abschnitt. Hier liegen auch die jüngsten Gräber. Im ganzen gesehen sind sie in diesem Bereich schlecht erhalten. Nur ein Kindergrab auf der Nordseite zeichnet sich durch Beigaben aus, nämlich eine stark abgeschliffene römische Münze und zwei grünliche Glasscherben von einem Gefässhenkel, die sich in einem Lederbeutelchen befanden. Bei den übrigen Bestattungen, mehrheitlich Männern, fanden sich keine Beigaben mehr. Anhand dieser Gräberanordnung lässt sich eine etwa 15 m lange Kirche (Aussenmass) rekonstruieren. Im vorderen Teil des Schiffes Schrankenfundament aus Bollensteinen. Die grosse Spannweite zwischen den Längsmauern von nahezu 10 m im Innern macht eine Unterteilung des Schiffes mit Stützen glaubhaft. Obwohl der Anthropologe B. Kaufmann die in der Kirche beigesetzte Bevölkerungsgruppe als uneinheitlich bezeichnet, stellt er fest, dass es sich um einheimische, d.h. alpine Menschen handelt und nicht um die aus dem Norden zugewanderten Germanen resp. Alamannen. Zu einem ähnlichen Resultat kommt M. Martin, der die Grabbeigaben als typisch für die romanische Bevölkerung aus dem Gebiet nördlich und südlich der Alpen hält.

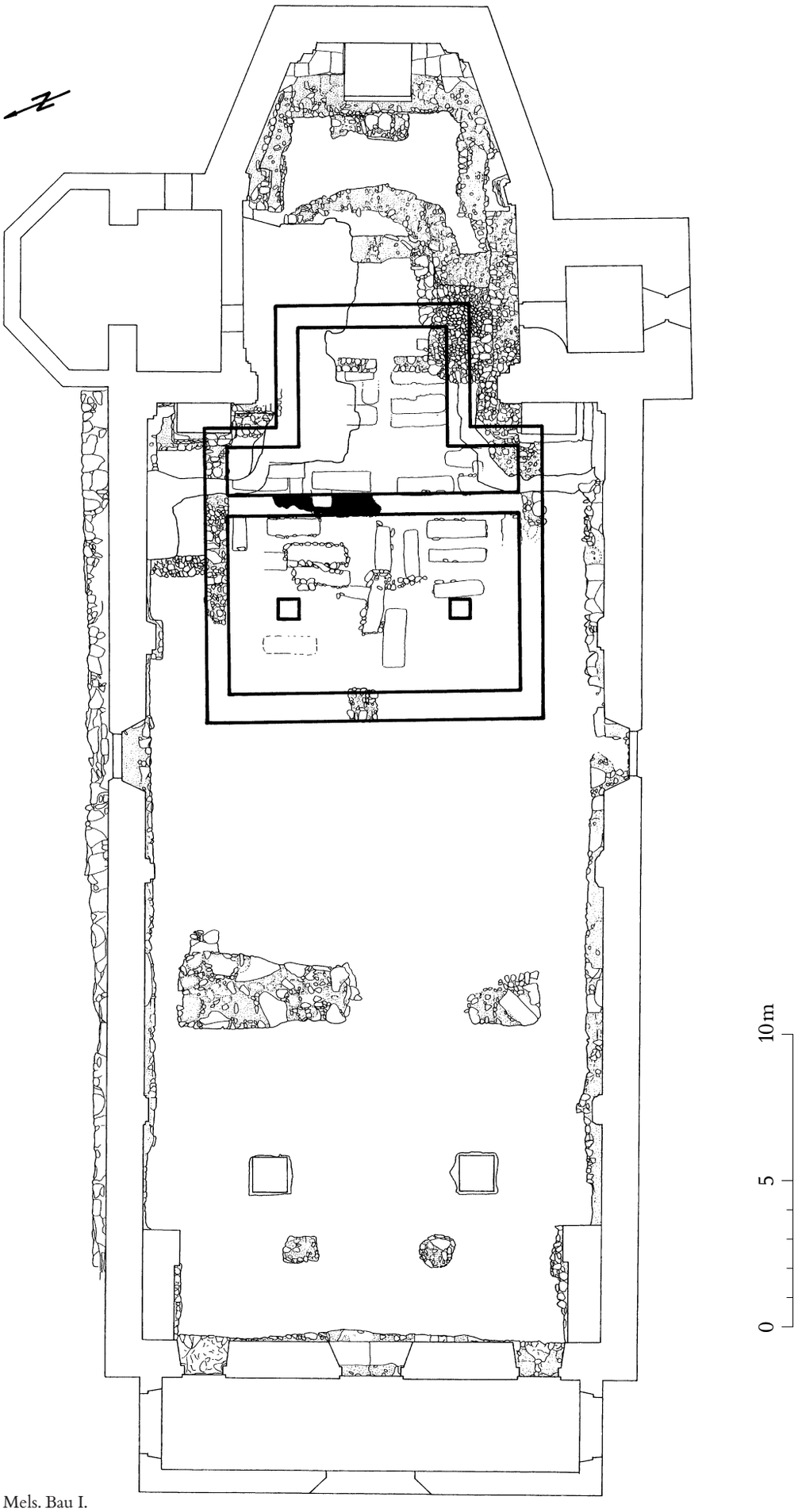


Abb. 1. Mels. Bau I.

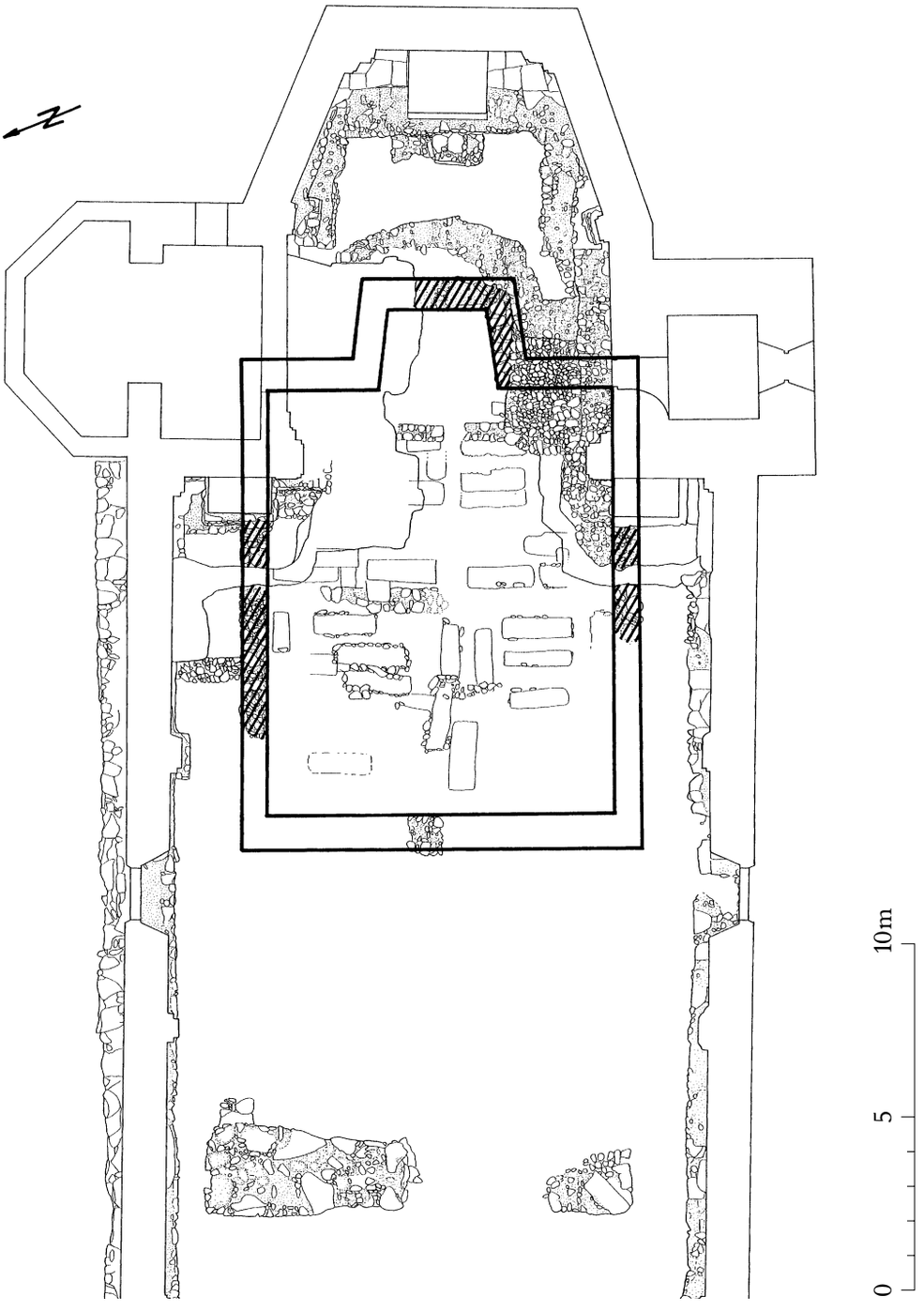


Abb. 2. Mels. Bau II.

Maße: gedrungenes Schiff, 10 m lang, 11,4 m breit, querrechteckiges Chor von rund 4x4,5 m Innenmaße.

Datierung: Die Grabbeigaben als datierendes Element weisen diesen ersten Bau wohl noch in die erste Hälfte des 6. Jh.

Bau II
Verlängerung mit trapezförmigem Choranbau
(Abb. 2)

Die zweite Kirche ist nun auch durch Fundamentreste belegt. Es betrifft dies die Mauern im Vorchorbereich (bei den Seitenaltären), im Chor um die Ostabschlussmauer und auf der Turmseite um die Reste einer leicht schrägen Chorsüdmauer. Inneneinteilung lässt sich nicht ausmachen, da keine entsprechenden Befunde vorhanden waren. Das Fehlen von Bestattungen ist vielleicht damit zu erklären, dass diese Kirche nun unter dem Patronat des Klosters Pfäfers stand und in der Folge nicht mehr als Begräbnisstätte einer einheimischen Sippe diente.

Material und Bauweise: Mauern um 75 cm dick, aus gleichförmigen Lesesteinen von durchschnittlich 20x12x10 cm. Füllsteine zwischen den Mauerhäuptern praktisch gleich gross. Mörtel sehr hart und stark gemagert, mit Komponenten um 2 mm. Kaum ungelöschter Kalk nachweisbar.

Maße: Schiff wie Bau I. Übernimmt man die Lage der Westwand ebenfalls vom Vorgängerbau, so ergibt sich, inklusive Chor, eine Aussenlänge von 16,4 m und eine Schiffbreite von 11,4 m.

Datierung: 7./8. Jh.

Bau III
Saalkirche mit eingezogener halbrunder Apsis und Turm (?)
(Abb. 3)

Grundriss dem in Churrätien vielfach vertretenen Typ entsprechend. Eindeutig dieser Kirche zuzuschreiben sind ein 110 cm breiter Fundamentrest der Westwand und eine ebenso breite Apsismauer. Schiffnordmauer nach Westen verfolgbar bis auf die Höhe eines Trockenmauerrestes, der das Schiff ohne Rücksicht auf die darunterliegenden Gräber in N-S-Richtung unterteilt. Auf der Chor-Südseite wuchtiger, kompakter Mauerklotz von 4 m Seitenlänge, aus Bollensteinen und Negativen von Lesesteinen auf der Oberfläche, von HR. Sennhauser als Basis eines kleinen Turmes gedeutet. An der Nordwestecke des Turmes Schrankenansatz. Einige parallel zur Innenseite der Apsis liegende Steine weisen auf eine Priesterbank hin.

Maße: Aussenlänge 18 m, Apsisradius 3,5 m.

Material und Bauweise: Fundamentreste von zweihäuptigen Mauern aus grossen Lesesteinen von rund 40 cm Länge. Apsis mit Aufgehendem in Opus spicatum Technik. Mörtel fein gemagert, grau, mit auffallend vielen fein verteilten Komponenten von ungelöschtem Kalk.

Datierung: wohl noch in das 1. Jahrtausend.

Bis ins Hochmittelalter blieben die Schiffslängsmauern an der Stelle der Vorgängerkirchen. Erst mit dem gotischen Neubau im späten 15. Jh. wird die Melser Pfarrkirche auf die heutige Breite erweitert.

Literatur

Irmgard Grüninger, Bruno Kaufmann, Ausgrabung in der Pfarrkirche St. Peter und Paul in Mels SG, unter Mitarbeit von Willi Schoch und Siegfried Scheidegger, in: Archäologie der Schweiz 4, Basel 1988, S. 155–166. – Irmgard Grüninger, Die Pfarrkirche von Mels auf einem bronzezeitlichen Siedlungsplatz: Ausgrabung in der Pfarrkirche St. Peter und Paul, Mels, in: Terra plana 1, Mels 1979, S. 19–21. – Irmgard Grüninger, Die Pfarrkirchen Walenstadt und Mels im Früh- und Hochmittelalter: Erkenntnisse auf Grund der Grabungen von 1973 und 1978, in: Geschichte und Kultur Churrätiens, Disentis 1986, S. 129–146. – Max Martin, Grabfunde des 6. Jahrhunderts aus der Kirche St. Peter und Paul in Mels SG, in: Archäologie der Schweiz 4, Basel 1988, S. 167–181. – Gudrun Schneider-Schnekenburger, Churrätien im Frühmittelalter auf Grund der archäologischen Funde (Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte 26), München 1980, S. 85/196f. – Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen, Nachtragsband bearbeitet von Werner Jacobsen, Leo Schaefer, Hans Rudolf Sennhauser unter Mitwirkung von Matthias Exner, Jozef Mertens, Henk Stoepker (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München 3/2), München 1991.

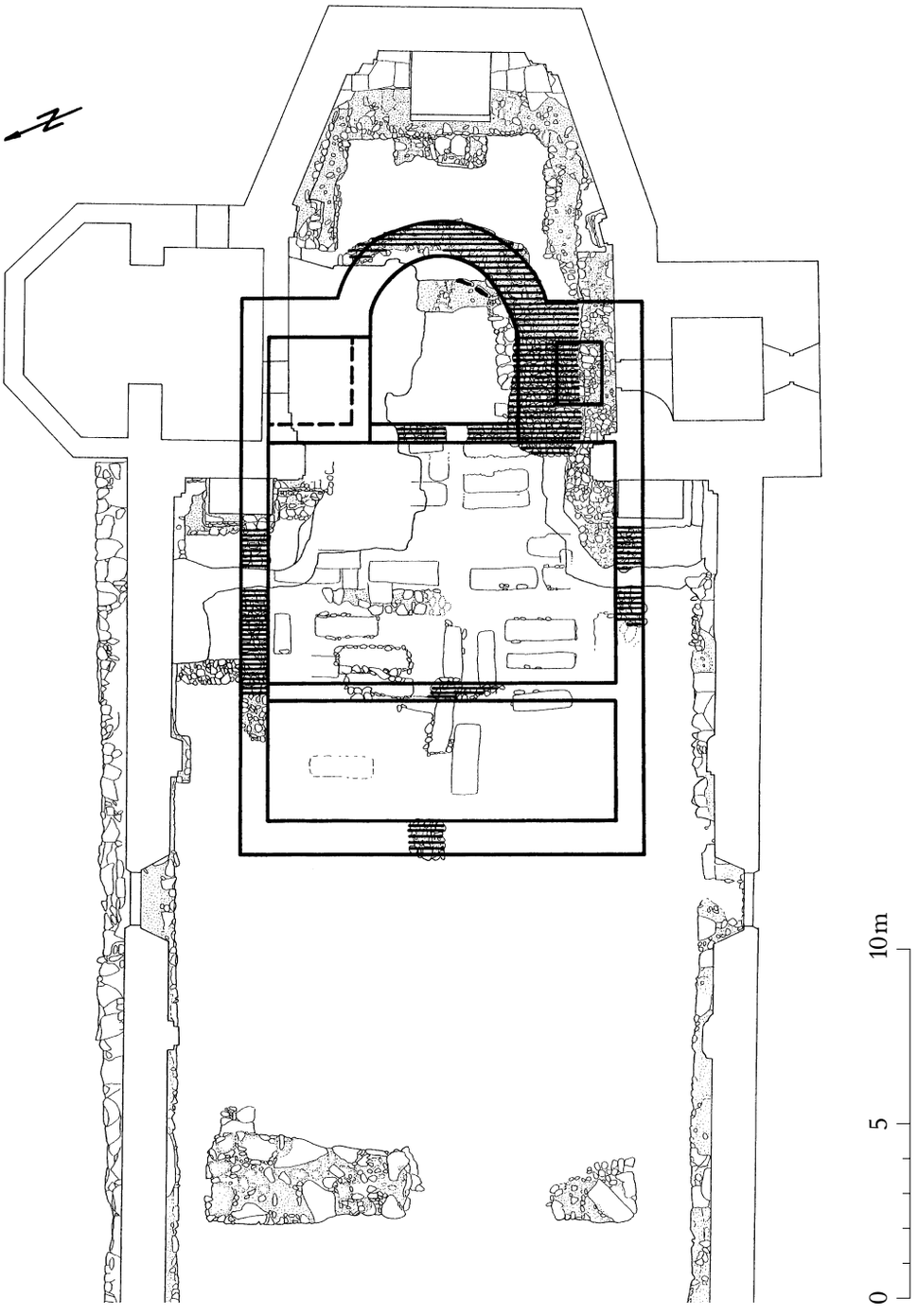


Abb. 3. Mels. Bau III.

Die Filialkirche hl. Ulrich und der Ulrichhof in Thaur (B35)

Die mittelalterlichen Bauphasen bis 1300

Walter Hauser

Thaur, zwischen Innsbruck und Hall an einem Schüttkegel nördlich des Inn gelegen, gehört zu den ältesten Siedlungsgebieten im Nordtiroler Inntal. Das Dorf besitzt vier Kirchen, die spätantiken bis hochmittelalterlichen Ursprungs sind. Die Kirche zum hl. Ulrich[1] liegt am südlichen Rand des Haufendorfes an einer Weggabelung, die die alte, von Rum nach Absam führende Landstraße mit dem Ortskern verbindet und zwar inmitten eines im Laufe der Jahrhunderte in seinem Ausmaß kleiner gewordenen Baumgartens. Die Kirche, ein Saalbau mit Rundapsis und Westturm, bildet mit dem direkt im Westen angebauten Maierhof, dem Ulrichhof, einen Baukomplex (Abb. 1). Im Norden des heute noch ummauerten Angers finden sich weitere Gebäude, ein Wohnhaus und ein Wirtschaftsgebäude aus dem 20. Jh. Sie ersetzen ältere Wirtschaftsbauten im selben Bereich.

Die Kirche war nur gelegentlich Gegenstand kunsthistorischer Betrachtungen, wobei in erster Linie die späteren Ausstattungsphasen Interesse fanden. Die zeitliche Einordnung des Erstbaues in die Romanik erfolgte nur stilistisch und sehr allgemein, die besondere bauliche Situation blieb gänzlich unerkannt. Grundherrschaftlich gehörten Kirche und Hof zu den Augsburger Besitzungen im Nordtiroler Inntal. Als früheste Nennung gilt jene im ältesten Augsburger Hochstiftsurbar von 1316, wonach die Kirche Ausstattungsgut des Hochstiftes Augsburg und nicht etwa des vor 1007/13

---

[1] In den Jahren 1985 bis 1999 erfolgte eine Restaurierung der Kirche und teilweise auch des Hofes, die durch die Unterstützung der Messerschmitt-Stiftung ermöglicht wurde. Seit 1990 gibt es entsprechend dem Restaurierungsfortgang begleitende bauhistorische Untersuchungen am aufgehenden Baugefüge. Die vorläufigen Ergebnisse der mittelalterlichen Bauphasen sollen hier in kurzer Form vorgestellt werden. Eine umfassende Bearbeitung, die weitere, auch archäologische Untersuchungen einschließt, ist in Vorbereitung. Die Aufarbeitung erfolgt in Zusammenarbeit mit Martin Bitschnau, Irmtraud Heitmeier, Kurt Nicolussi und Harald Stadler, denen Verf. für die aktive Mitarbeit im besonderen dankt.
In der örtlichen Überlieferung findet sich als Patrozinium neben Ulrich auch Afra. Bei Tinkhauser/Rapp wird für die Kirche lediglich ein Ulrichspatrozinium angeführt und der Hof als Afrahof bezeichnet. Die lokale Bezeichnung dürfte daher entweder auf eine Abkürzungform zurückgehen, die ursprünglich die Kirche und den Hof meint, oder einen Hinweis auf ein älteres, nur mündlich überliefertes Patrozinium geben. Vgl. hierzu: G. Tinkhauser/L. Rapp, Topographisch-historisch-statistische Beschreibung der Diöcese Brixen, Bd. 2 (Brixen 1879) 459.
In den Urbaren und Verfachbüchern zum Hof scheint im Unterschied dazu ausschließlich die Bezeichnung Ulrichhof auf. So etwa im Urbar der Pfarrkirche im Jahr 1469: «des Wachen Haus und Hofstatt, auf der ‹sand Ulrichirchen auf stet›» (Urbar Pfarrkirche, 1469; Nr. 7); oder: «zum Mairhof zu Thaur, der bei der St. Ulrichskapelle liegt» (Urbar Thaur 1555, fol. 36); weitere Erwähnungen: Christof Ignatz Gienger wird das Erbbaurecht und Zinslehen des Ulrichmairhofes in Thaur… verliehen (1666). Lukas Faistenberger erwirbt am 13.9.1745 den Ulrichsmairhof (Urk. 160, Faistenberger-Archiv) Engelbert Norz übernimmt von seinem Vater Ignatz den Ulrichshof samt… (Vfb. BG Hall 1861; fol 699). Vgl. hierzu: Kurt Grubhofer, Die Geschichte der Häuser und Höfe in Thaur, Bd. II, Dorfbuch Thaur (Thaur 2002) 48–50.
Die Bezeichnung des Hofes ist folglich als Ulrichhof ab dem Spätmittelalter belegt. Eine ältere Namensgebung des Hofes, die sich auf die Hl. Afra bezieht ist nicht nachweisbar. Eine spätere Namenszuschreibung in Anlehnung an die bekannten Afrahöfe (möglicherweise im 19. Jh.) wäre denkbar. Inwieweit die örtliche Überlieferung von Ulrich und Afra, die auch beide, wie die Darstellungen in der Kirche zeigen, an diesem Ort verehrt werden, eine spätere Tradition wiedergibt, oder ein älteres, nur mündlich überliefertes Patrozinium andeutet, lässt sich derzeit nicht näher interpretieren.



Abb. 1. Filialkirche hl. Ulrich und Ulrichhof, Ansicht von Südosten; Saalkirche mit Rundapsis und Westturm, daran anschließend der Ulrichhof. (Foto: Bundesdenkmalamt Wien, Zustand 1999 nach der Restaurierung).

gegründeten Reichsstiftes St. Ulrich und Afra war.[2] Als eigenwirtschaftlich betriebener Saalhof ohne abhängige Zuhöfe nimmt der Ulrichhof innerhalb der augsburgischen Besitzmasse eine Sonderstellung ein. Noch im Urbar von 1316 ist die spezielle rechtliche Situation deutlich erkennbar, wiewohl spätestens zu Anfang des 13. Jh. Augsburger Güter und Rechte in Thaur, vermutlich im Zusammenhang mit der dortigen Salzgewinnung, als Lehen an die Grafen von Tirol übergehen. Als terminus ante quem gilt das Jahr 1232, als die Thaurer Saline erstmals als gräflich tirolisches Lehen urkundlich genannt wird.[3]

Der mittelalterliche Baubestand der Anlage läßt drei Hauptbauphasen erkennen (Abb. 2):

Bauphase 1

Der älteste Teil des Gebäudekomplexes liegt im Osten der Kirche und umfaßt den apsidial ausgebildeten Chorbereich und etwa zwei Drittel des heutigen Kirchenschiffes. Der rechteckige Saalraum mißt in seiner ursprünglichen Ausdehnung ca. 9x6,50 m in der lichten Weite, die Wandstärke beträgt lediglich 0,63 m. Sie steigert sich im Bereich der geosteten, relativ weit eingezogenen Apsis um wenige Zentimeter auf 0,70 m. Gemessen vom romanischen Estrich bis zur spätromanischen Balkendecke erreicht der zur Gänze dem Erstbau zuweisbare Kirchenraum eine Höhe von 6,20 m. Der Estrich selbst wie auch das mit 0,70 m auffallend hohe und mittels einer mittigen Steintreppe erschlossene Altarpodium, das 1,80 m in das Schiff reicht, gehören bereits der zweiten Hauptbauphase an, so daß keine Rückschlüsse auf die Bodenniveaus und die Altarsituation der ersten Kirche gezogen werden können.

Die Nord- und Südwand des Langhauses gliedert sich durch je zwei originale, doppelt getrichterte Rundbogenfenster, die alle Reste der ursprünglichen, aus Holz gefertigten Fensterstöcke aufweisen. Die mittig ausgelegte und ebenso mit hölzernem Fensterstock ausgestattete Apsisöffnung entspricht formal den Langhausfenstern, weist raumseitig aber einen sekundär gestelzten Laibungsbogen auf. Die Erschließung der ersten Kirche muß an der Westseite gelegen haben, zumal im Mauergefüge der Nord- und Südwand keine Spuren einer bodengleichen Öffnung nachgewiesen werden konnten. Das aus unbearbeiteten Bruch- und Rollsteinen unter reichlicher Mörtelverwendung hochgezogene kleinteilige Mauerwerk zeigt in den Sichtflächen keinerlei bewußte Lagenbildung (Abb. 3); der dadurch bedingten Regellosigkeit entspricht die bauchige Wandung im Aufgehenden vom Fundamentbereich bis zur Traufe. Häufig in das Mauergefüge eingebrachte Tuffsteine fanden als Werkstein vor allem an den Laibungskanten der Fenster und an den Außenecken Verwendung. Der weißliche Mauermörtel ist sehr kalkreich, mit hohem Feinkornanteil und nur grob abgestrichen. An der Innenwandung des Schiffes läßt sich weitgehend ein Erstverputz von etwa 2 cm Dicke aus feinen, gräulichen Flußsanden mit einem hohen Anteil an feinen Kalkhydrat-

[2] In der Fröschl Chronik wird die Ulrichkirche als Filialkirche der Pfarre Absam im Jahr 1298 bereits etwas früher erwähnt. Allerdings ist die genannte Urkunde 1 bezüglich ihrer Quelle nicht näher beschrieben; Fröschl Chronik S. 106, Privatbesitz, Thaur, um 1930.
Eine weitere frühe Nennung, welche die Zugehörigkeit der Filialkirche zu Absam für das Jahr 1331 bestätigt, findet sich im Pfarrarchiv Hall, Urkunde 9a, 1333 X 16; in: Heinz Moser, Die Urkunden der Pfarre Hall in Tirol 1281–1780; Tiroler Landesarchiv, Tiroler Geschichtsquellen Nr. 39, Innsbruck 1998.

[3] Siehe hierzu den Beitrag von Irmtraud Heitmeier in diesem Band.

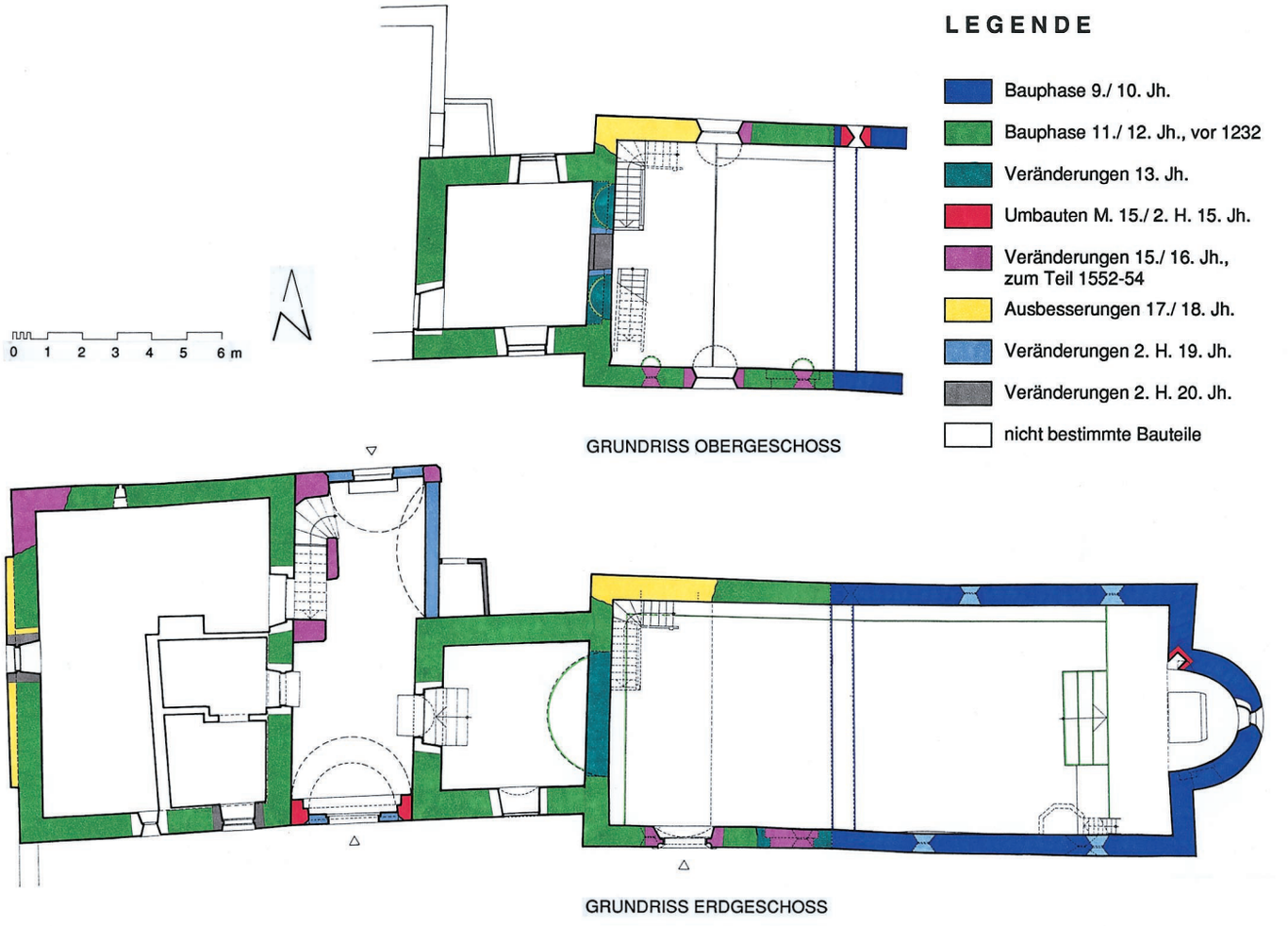


Abb. 2. Baualterplan des Erdgeschosses und des 1. Obergeschosses. (W. Hauser, gez. B. Lanz, 1999).



Abb. 3. Nordwand der Kirche, Innenseite mit dem Mauerwerk der Bauphase 1: Das Mauergefüge zeigt keine Regelmäßigkeit, die verwendeten Bach- und Bruchsteine sind nicht bearbeitet. (Foto: Bundesdenkmalamt Wien, 1993).

stücken nachweisen, dessen Oberfläche wellig dem regellosen Mauerwerk folgt. Auf dieser Verputzschichte finden sich in zweiter Lage, neben einem bescheidenen, partiell erhaltenen Deckenfries, in beiden Fensterlaibungen der Südwand einfache Freskierungen.[4]

Das Baugefüge der Apsis unterscheidet sich zusätzlich zur divergierenden Wandstärke auch durch die Fundierungstiefe vom Langhaus. Darüber hinaus sind Unregelmäßigkeiten in der Anbindung an die jeweils leicht spitzwinklige zurückgezogene Triumphwand mit geringfügigen Fluchtabweichungen und Anstellrissen zu bemerken. Dennoch sind Apsis und Langhaus als bauliche und zeitliche Einheit zu interpretieren, zumal die Ausformung des Fensterstockes in der Apsis, insbesondere aber die dendrochronologische Charakteristik des Holzmaterials[5] den Fenstern des Kirchenschiffes entsprechen.

Für die erste Bauphase haben sich im Baubestand keine dendrochronologisch absolut datierbaren Hölzer erhalten. Allerdings fand sich im Mauermörtel der Südwand, stratigraphisch abgesichert, ein Randsplitter eines Bauholzes, dessen ^{14}C Bestimmung cal AD 780–976 (Vera-0643, 1160 +/- 25) zeitigte. Die ^{14}C Bestimmung der Fensterstöcke erbrachte ein Ergebnis von cal. AD 665–776 (GrN-24507, 1290 +/- 20). Bei dendrochronologischer Einordnung der entnommenen Radiocarbon-Probe innerhalb der Jahrringreihe des Fensterstockes ergibt sich für die Einbringung der Fensterhölzer ein ungefährer terminus post quem nach cal AD 705–815.[6]

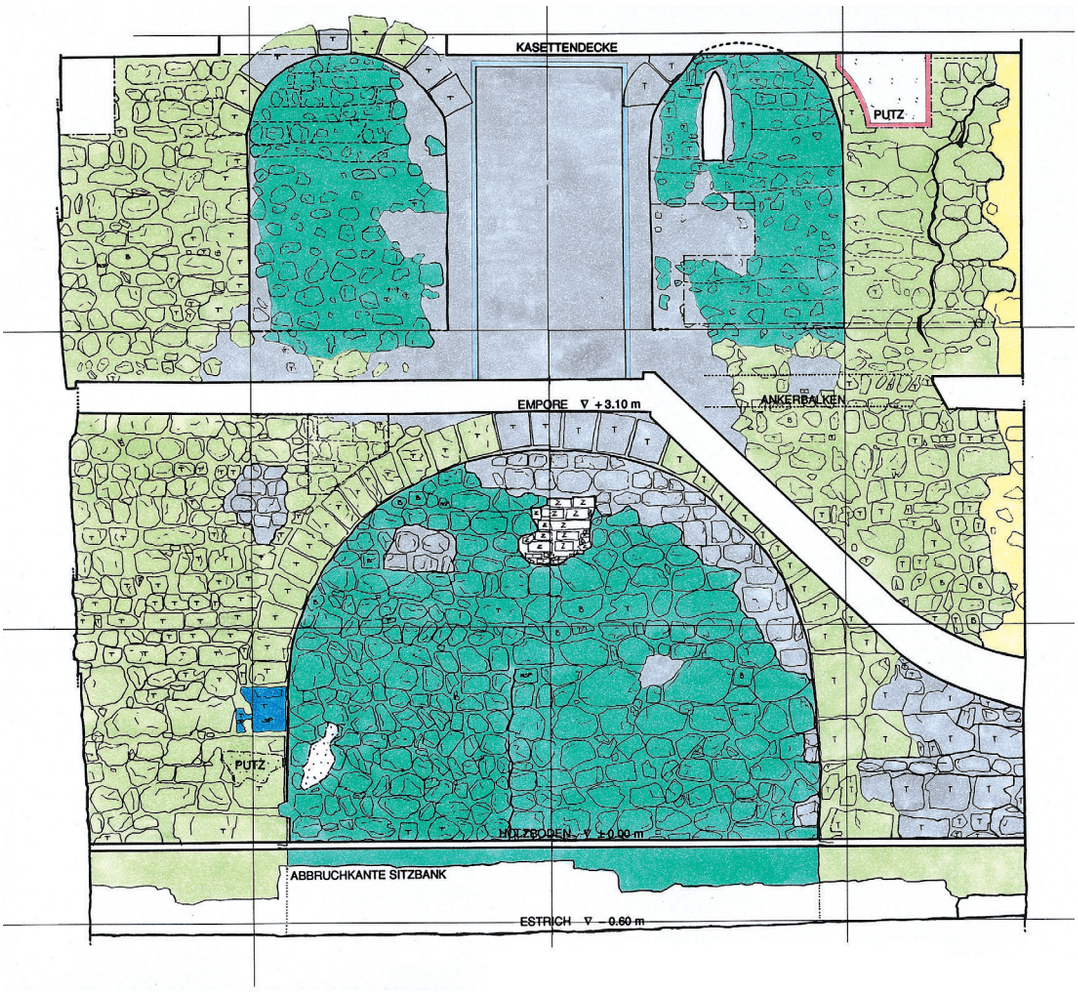
Bauphase 2

Die zweite Bauphase verändert die Architektur der einfachen Saalkirche grundlegend. Die Westwand der Kirche wird abgebrochen und der Saalraum auf etwa 16 m verlängert, wobei die geringen Wandstärken der Langhauswände auch für die Nord- und Südwand des angestellten Teiles verbindlich bleiben. Das Schiff erhält durch die Verlängerung zwei zusätzliche Fensterachsen mit jeweils doppelt getrichterten

[4] Die Fresken sind erst im Zuge der Restaurierung aufgedeckt worden. Es handelt sich um einfache Tierdarstellungen in Schlingenreihen, um Masken und Ranken, die auf weiß geschlämmten Kalkgrund gemalt sind. Eine gesicherte Datierung der zumindest als romanisch anzusprechenden Malereien steht noch aus. Zu den Fresken vorläufig M. Kapferer, St. Ulrich und Afra in Thaur, Malerei und Architektur im Zusammenspiel, Eine Untersuchung der Neufunde. Phil. Diplomarbeit (Innsbruck 1995) 99–102.

[5] Freundliche Mitteilung von Kurt Nicolussi; siehe auch Anmerkung 6.

[6] K. Nicolussi, Bericht zur Materialdatierung; Bundesdenkmalamt, Landeskonservatorat für Tirol, GZ. 4063/322.



LEGENDE

- Bauphase 11./ 12. Jh. mit Errichtung der Empore
- Vermauerung der Bogenöffnungen 13. Jh.
- Reste gotischer Putzoberflächen M. 15. Jh.
- Barocke Erneuerung der nördlichen Mauerecke 17./ 18. Jh.
- Ausbruch einer Türe 2. H. 19. Jh.
- Ergänzungen im Zuge der Restaurierung 1995
- Mauerspolie aus Bauphase 1, 9./ 10. Jh.
- nicht bestimmte Bauteile

Abb. 4. Steingerechte Aufnahme der Westwand der Kirche mit Kartierung der einzelnen Bauphasen. (W. Hauser, gez. B. Lanz, 1999).



Abb. 5. Ulrichhof, Nordseite, Mauerwerk der Bauphase 2 im Bereich der Westecke: Das kleinteilige Mauergefüge zeigt eine strenge Lagigkeit mit zonalem Lagenversatz. Das Gesteinsmaterial ist ansichtsflächig zu Kleinquadern behauen. Der Lichtschlitz besteht aus Kalktuffquadern. Rechts im Bild sichtbar die Erneuerung der Ecke im 16. Jahrhundert unter Wiederverwendung von Abbruchmaterial und Ziegeln. (Foto: P. Knapp, Innsbruck, 1999).

Rundbogenfenstern, die sich von jenen des Erstbaues in Form, Größe und Höhenlage unterscheiden und keine Freskenausstattung aufweisen. An der westlichen Schmalfront entsteht – eingebunden in die Kirchenrückwand – in leicht ausgedrehter Form ein turmartiger Westbau über quadratischem Grundriß. Die lichte Weite mißt ca. 4x4 m, die Mauerstärke nunmehr 0,88 m. Der Bau öffnet sich erdgeschossig zum Langhaus in einem weiten, tuffsteingerahmten Rundbogen, das als Emporengeschoß anzusprechende Obergeschoß dagegen in zwei annähernd bodengleichen, etwa türbreiten Rundbögen (Abb. 4). Das dritte und vierte Geschoß des Westbaues erreicht bei 11,75 m die nachweisbare Bauhöhe, die auf diese Weise zur Grundrißdisposition in einem Verhältnis von 2:1 steht und deutlich auf einen Turmbau hinweist.

Etwa dreieinhalb Meter westlich des Turmes und mit dessen Südfront fluchtbündig kommt ein ursprünglich freistehendes Haus, der sogenannte Ulrichhof, zu liegen. Der rechteckig ausgezogene Grundriß mißt bei einer Mauerstärke von 0,68 m etwa 8,40x6,70 m in der lichten Weite. Der Bau war nachweislich wenigstens zweigeschossig. Auch wenn ein definitiver archäologischer oder naturwissenschaftlicher Beweis noch aussteht, so läßt allein die auffällige Flucht- und Winkelkongruenz des Ulrichhofes zum Westbau der Kirche auf Zeitgleichheit der beiden Bauteile schließen. Hierfür spricht auch das weitgehend gleichartige Mauerwerk (Abb. 5). Die Sichtstruktur zeigt strenglagiges, kleinteiliges Schichtmauerwerk von merklich zu Kleinquadern bearbeiteten Bruch- und Rollsteinen mit teilweise grob behauener Oberfläche (Lagenhöhe 12–14 cm). Charakteristisch sind vereinzelt hochkant auf Stoß eingelassene Steine, partieller Lagenversatz und zonale Abgleichungen. Sowohl ein im Erdgeschoß der Nordwand eingelassener, ungewöhnlich niederer Trichterschlitz als auch die Ortsteinketten verwenden Tuffquader in exaktem Steinschnitt, auf die die Mauersteine mehrheitlich zweilagig auflaufen. Die Wandfolie deckt ursprünglich ein nicht steinsichtiges Fugennetz. Die Charakteristika des hochmittelalterlichen Mauerwerks verweisen die zweite Bauphase in Verbindung

mit der Grundrißproportion und den Mauerstärken spätestens in die erste Hälfte des 12. Jh., wahrscheinlicher aber in das 11. Jh.[7]

Zeitlich parallel zum Westbau bzw. dem Ulrichhof erhält das Kirchenschiff einen neuen Gußestrich, der durchgehend und nahezu ungestört erhalten geblieben ist. Entlang der nördlichen Schiffwand wird zusätzlich eine Sitzbank aufgemauert, die mit dem zeitgleichen Altarraumpodium bzw. der dreistufigen Zugangstreppe eine konstruktive Einheit bildet. Die Sitzbank ist wie das aufgehende Mauerwerk strenglagig gesetzt und mit einem deckenden Fugennetz versehen.

Bauphase 3

Noch im Hochmittelalter wird das möglicherweise als Westchor dienende Erdgeschoß des Westbaues aufgegeben und die kirchenseitige Bogenöffnung vermauert. Die in zwei Etappen ausgeführte Schließung erfolgt mit einer eher für das 13. Jh. charakteristischen Mauerstruktur und mit Fugenstrich. Vielleicht gleichzeitig wird in der südlichen Langhausfront ein Zugang ausgebrochen, der die ältere Erschließung an der selben Stelle wiederholt, oder einen solchen über dem Westbau ersetzt. Wohl etwas später ist die Vermauerung der beiden Emporenöffnungen anzusetzen: Ein in die nördliche Öffnung gesetzter lanzettförmiger Sehschlitz wird wohl kaum vor 1260 zu datieren sein. Die Ursachen für die Baumaßnahmen im 13. Jh., die sich auch anhand dendrochronologischer Daten für die Erneuerung des Apsisdachstuhles und der Balkendecke im Kirchenschiff belegen lassen, sind in einem grundlegenden Funktionswandel zu sehen, der möglicherweise mit Besitzveränderungen – Übergang der Salinen an die Grafen von Tirol? – seine Erklärung finden könnte.

Die späteren Bauphasen sollen nur kurz erwähnt werden. Am Kirchenbau sind mehrere größere Veränderungen nachvollziehbar. Hervorzuheben ist eine Gotisierungsphase in der Mitte des 15. Jh. mit einer partiellen Änderung der Fensteröffnungen, einer Ausmalung der Apsis und einer Bemalung der Balkendecke.

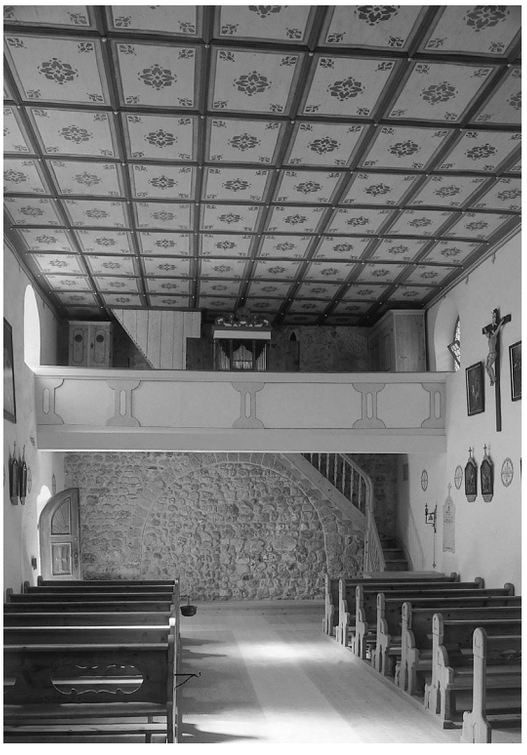


Abb. 6. Westansicht des Kirchenraumes mit der Umgestaltung der Kirche um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Zu erkennen sind: Die Renaissancedecke, die im Barock neuerlich veränderte Empore und im Bildhintergrund die nach der Restaurierung sichtbar belassene Wand des romanischen Westbaues. (Foto: Bundesdenkmalamt Wien, Zustand 1999).

Überdies wird die Baulücke zwischen dem Westbau und dem Ulrichhof zu einem Gesamtkomplex zusammengeschlossen. Eine Umbauphase in der Mitte des 16. Jh. erneuert den Kirchendachstuhl, hebt den Kirchenboden um etwa 60 cm an, verändert die Zugangssituation, die Fenster und Empore und nimmt schließlich die gänzliche Umgestaltung des Kircheninnenraumes vor (Abb. 6). Letzte Veränderungen im Barock betreffen die Dachformen sowohl des Turmes wie auch des Ulrichhofes. Etwa auch zu dieser Zeit gerät das Anwesen einschließlich der Kirche in bürgerlichen und letztlich bäuerlichen Besitz, wo es bis heute verbleibt.

---

[7] Eine genauere Datierung der Bauphase ist von der zeitlichen Einordnung der Fresken in den Fensterlaibungen bzw. von einer noch ausstehenden archäologischen und naturwissenschaftlichen Absicherung des Baubefundes abhängig.

Zusammenfassung
Die erste Kirche ist aufgrund bauanalytischer Kriterien, insbesondere aufgrund der Mauerstruktur und Mauerstärke in die Zeit vor 1000 zu stellen. Die ^{14}C Bestimmung von original im Mauerwerk der ersten Phase sitzenden Holzteilen erbrachte eine Datierung zwischen dem ausgehenden 8. und der Mitte des 10. Jh. Der Zeitpunkt der Errichtung liegt mithin in jedem Falle vor der Kanonisation Bischof Ulrichs von Augsburg im Jahre 993, so daß von einem Patroziniumswechsel auszugehen ist. Durchaus denkbar erscheint die Ablösung eines älteren Patroziniums durch jenes des hl. Ulrich anläßlich der nicht beurkundeten – Besitzübertragung von Thaur an das Hochstift Augsburg.[8]

Die zweite Bauphase, nunmehr mit Emporenturm und angeschlossenem Profanbau, ist im Zusammenhang mit dem offenkundigen Patroziniumswechsel Ausdruck einer grundlegend funktionellen Wandlung. Die Bauten zeichnen sich durch bereits hochmittelalterliche Bau- und Mauerungstraditionen aus, wie sie primär dem 11., spätestens der 1. Hälfte des 12. Jh. eigen sind. Die Baumaßnahmen mit dem Besitzübergang an das Hochstift Augsburg wohl noch im 11. Jh. zu erklären und mit dem offenkundlichen Patroziniumswechsel zu koppeln, erscheint naheliegend. Die rechtliche Funktion freilich bleibt weitgehend im Dunkeln. Vor dem Hintergrund der inneralpinen augsburgischen Besitzstrukturen ist der Baukomplex architektonisch wie besitzrechtlich ohne Vergleich.[9] Der repräsentative Charakter, die Dominanz der Westempore und des hochgelegenen Altarpodiums lassen zum einen an die Einrichtung einer Kanonikergemeinschaft denken. Durchaus möglich erscheint aber auch ein Herrenhof des Hochstiftes Augsburg mit «Sonderfunktion», dessen Rechtsgrundlage in der schließlich im 13. Jh. faßbaren Thaurer Salzgewinnung begründet läge. Ihr Übergang an die Grafen von Tirol vor 1232 bedeutete einen neuerlichen Funktionswandel des Baukomplexes, der in den nachweisbaren Umbauten des 13. Jh. und der damit verbundenen baulichen Reduzierung seinen Niederschlag findet.

---

[8] Der Zeitpunkt dieses Besitzüberganges ist nicht überliefert, wäre aber im Zusammenhang mit den politischen Maßnahmen Kaiser Konrads II (1024–1039), der 1027 auch die Grafschaft im Inn- und Eisacktal an den Bischof von Brixen übertrug, gut vorstellbar. Freundliche Mitteilung von Irmtraud Heitmeier.

[9] Architektonische Vergleichsbeispiele sind auch anderenorts nur spärlich dokumentiert. Eine vergleichbare Bauaufgabe findet sich in der Glöcklehof-Kapelle St. Ulrich in Bad Krozingen im Breisgau: Dort steht eine romanische Saalkirche mit Westempore ohne Turm, jedoch mit einer direkten Anbindung der Empore an die angeschlossenen Profangebäude, wobei der Baukomplex zu den Besitzungen der Beuroner Augustinerchorherren gehört und grob zwischen 950 und 1050 datiert wird. Vgl.: E. Vollmer/E. Grether, Die Glöcklehof-Kapelle St. Ulrich in Bad Krozingen, Bauarchäologische und restauratorische Untersuchung. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 27, 1998, 220–231. Eine weitere Anlage findet sich mit der Kirche St. Peter in Poříčí an der Sázava in Böhmen. Es handelt sich um eine kleine, ländliche Saalkirche mit Ostapsis, Südtüre sowie einem Westturm mit einer bogengeöffneten, von außen erschlossenen Empore. Die Kirche gehört ebenfalls zu einer Kurie. Der Bau wird um 1100 datiert. Vgl.: V. Mencl, Panské tribuny v nasí romáské architekturě. In: Umeñi 13, 1965, 29 f. Freundliche Mitteilung von Zdeněk Vácha, Brünn.

Die Grabungen von Klaus Schwarz unter dem Niedermünster in Regensburg

Michaela Konrad, Arno Rettner, Eleonore Wintergerst

Seit den ausführlichen Vorberichten von Klaus Schwarz, der als Leiter der Bayerischen Bodendenkmalpflege einen Heizungseinbau im Regensburger Niedermünster 1963 zum Anlaß für eine sechs Jahre dauernde Forschungsgrabung nahm, ist die Bedeutung dieses Platzes für die Frage nach der Kontinuität von der römischen Zeit ins frühe Mittelalter am raetischen Donaulimes allgemein bekannt[1]. Arbeo von Freising beschreibt in der Vita des Hl. Emmeram Regensburg am Ende des 8. Jh. wie folgt: «Die Stadt (…) Radaspona war uneinnehmbar, aus Quadersteinen erbaut, wurde hoch überragt von mächtigen Türmen und war überreich an Brunnen»[2]. Bekanntlich handelt es sich bei den Mauern um die etwa 540x 450 m große Umwehrung des Lagers der 3. Italischen Legion, deren Nordtor, die *porta praetoria,* eindrücklichstes Beispiel der mächtigen Quaderarchitektur ist. Wenn Arbeo zuvor denselben Ort *metropolis* des bayerischen Stammesherzogtums nennt, so ist mit diesen beiden Passagen grob der Fragenkreis umrissen, der sich bei der Auswertung der Grabungen unter dem Niedermünster ergibt[3]:

1. Was wurde von der Lagerarchitektur nach Abzug der römischen Truppen in die frühmittelalterliche Bebauung tradiert?

2. Wie ist das funktionale Verhältnis der spätantiken Strukturen zu denen der Völkerwanderungszeit?

3. In welchem Bezug stehen die agilolfingerzeitlichen Befunde zum Herzogshof?

Das Areal des Niedermünsters liegt in der Nordostecke des Legionslagers (Abb. 1). Dieses wurde nach den Markomannenkriegen, als das Auxiliarkastell in Kumpfmühl zerstört worden war, unmittelbar südlich der Donau errichtet und blieb bis ins späte 4. Jh. Standort der Legion. Die älteste Innenbebauung des Lagers bestand

---

1 Die vorläufigen Ergebnisse sind zusammengefaßt bei K. Schwarz, Regensburg während des ersten Jahrtausends im Spiegel der Ausgrabungen im Niedermünster. Jahresber. Bayer. Bodendenkmalpfl. 13/14, 1972/73 (1977) 20–98. Die 1985 durch Schwarz' Tod unterbrochene wissenschaftliche Auswertung wird seit 1996 als Gemeinschaftsprojekt des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, des Instituts für Vor- und Frühgeschichte und Provinzialrömische Archäologie der Universität München und der Kommission zur vergleichenden Archäologie römischer Alpen- und Donauländer der Bayerischen Akademie der Wissenschaften fortgesetzt. Finanziell wird das Projekt von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der Akademiekommission und dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege getragen. Die Gesamtpublikation ist in den Münchner Beiträgen zur Vor- und Frühgeschichte geplant. Der Bearbeitung liegt die Grabungsdokumentation zugrunde, die von Schwarz selbst nicht mehr komplett durchgearbeitet werden konnte.

2 Vita vel passio Haimhrammi episcopi, cap. 4A (ed. Bischoff S. 12 ff.).

3 Zusammenfassend C. Brühl, Palatium und Civitas. Studien zur Profantopographie spätantiker Civitates vom 3. bis zum 13. Jahrhundert II: Belgica I, beide Germanien und Raetia II (Köln, Wien 1990) 219 ff.; A. W. Gauer, Castra Regina und Rom. Zu Ursprung und Erneuerung der europäischen Stadt. Bonner Jahrb. 181, 1981, 1 ff.; A. Boos/S. Codreanu-Windauer/E. Wintergerst, Regensburg zwischen Antike und Mittelalter. In: M. Angerer/H. Wanderwitz (Hrsg.), Regensburg im Mittelalter (Regensburg 1995) 31 ff.; H. Th. Fischer/S. Rieckhoff-Pauli, Von den Römern zu den Bajuwaren. Stadtarchäologie in Regensburg (München 1982).

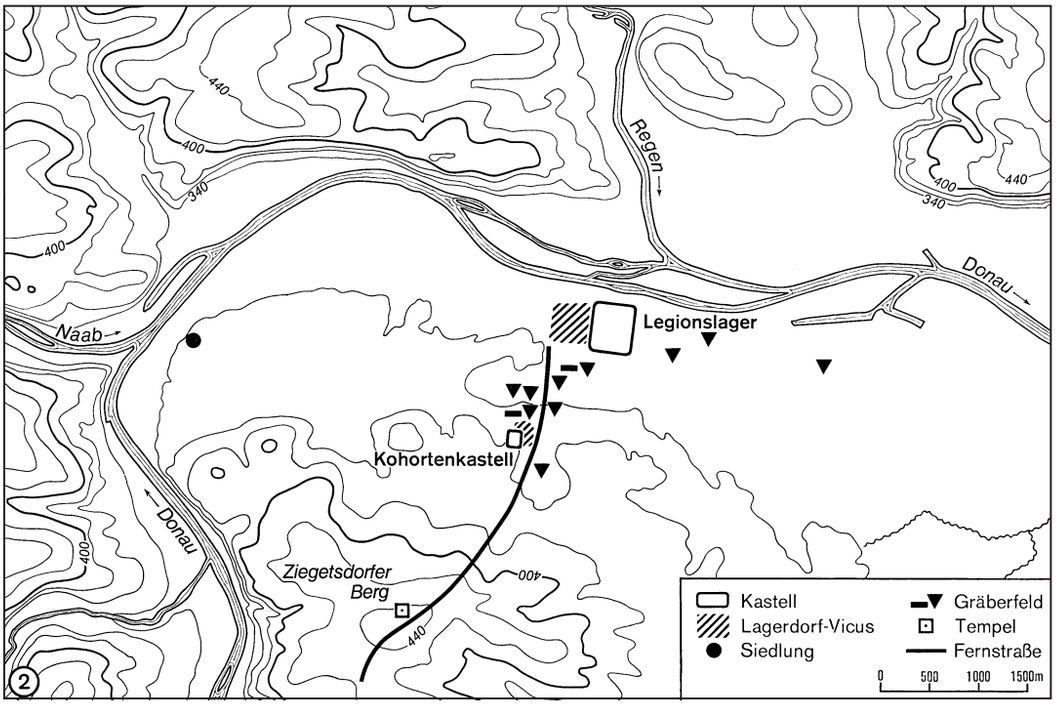


Abb. 1. Regensburg. Topographie (nach Schwarz wie Anm. 1).

aus Holz-Erde-Baracken, vermutlich schon mit erweiterten Kopfbauten[4]. Sie fielen im ersten Drittel des 3. Jh. einer großflächigen Brandzerstörung zum Opfer[5]. Gegenüber dem älteren Lagergrundriß in west-östlicher Richtung versetzt errichtete man über dem planierten Schutt neue Baracken in Fachwerktechnik auf Steinsockeln. Rechts und links einer Doppelbaracke wurden ferner zwei 5,30 m breite Lagergassen erfaßt (Abb. 2). Auch diese Strukturen wurden durch einen Brand in den 70er Jahren des 3. Jh. teilzerstört. Beim Wiederaufbau erneuerte man offenbar nur das Fachwerk; wo der Brandschutt zu hoch anstand, stockte man den Sockel auf. Gegenüber den Vorberichten ist die Beibehaltung dieser klassischen Lagerbebauung bis in das späte 4. Jh. festzustellen[6]. Im Niedermünsterareal stellt erst die jüngere spätantike Phase einen massiven Eingriff in den Barackengrundriß dar[7]. Sie läßt sich von der älteren klar durch trocken in Lehm gesetzte Mäuerchen unterscheiden, die in die bestehenden Bauten meist in west-östlicher Richtung eingezogen wurden und diese in rechteckige bis quadratische

[4] K. Dietz/Th. Fischer, Die Römer in Regensburg (Regensburg 1996) 43 ff. bes. 74 ff.; 194 ff.; K. Dietz u. a., Regensburg zur Römerzeit (Regensburg 1979) 177 ff.; 373 ff.; W. Czysz u. a., Die Römer in Bayern (Stuttgart 1995) 503 ff. – Zu den ältesten Baracken bes. Fischer/Rieckhoff-Pauli (Anm. 3) 44 ff. – Zu Regensburg-Kumpfmühl A. Faber, Das römische Auxiliarkastell und der Vicus von Regensburg-Kumpfmühl. Münchner Beitr. Vor- und Frühgesch. 49 (1994); vgl. nun auch S. Codreanu-Windauer, Arch. Jahr Bayern 1997, 116 ff.

[5] Schwarz (Anm. 1) 37 ff.

[6] Ebd. 45 f.; die Zweiteilung der spätantiken Phase war bislang nicht bekannt, weshalb auch die von Dietz/Fischer (Anm. 4) 200 aufgrund der Vorberichte angenommene Gleichzeitigkeit der Kopfbauten mit den Fußbodenheizungen und deren Interpretation als Offiziersunterkünfte eines reduzierten Binnenkastells so nicht übernommen werden kann. Für die Existenz eines Binnenkastells in der Nordostecke des Legionslagers spricht freilich die Beibehaltung der Baracken bis ins späte 4. Jh.

[7] Dietz/Fischer (Anm. 4) 199 nehmen an, daß schon seit der Zeit um 300 nur noch ein reduzierter Restverband der Legion in Regensburg stationiert war und daher Teile des Legionslagers (z. B. im Südosten) zivil genutzt worden sein könnten.

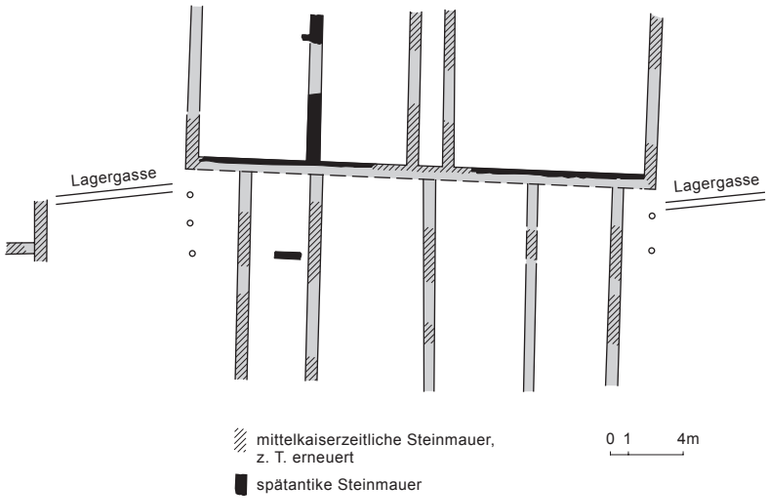


Abb. 2. Regensburg-Niedermünster. Spätantike Baracken.

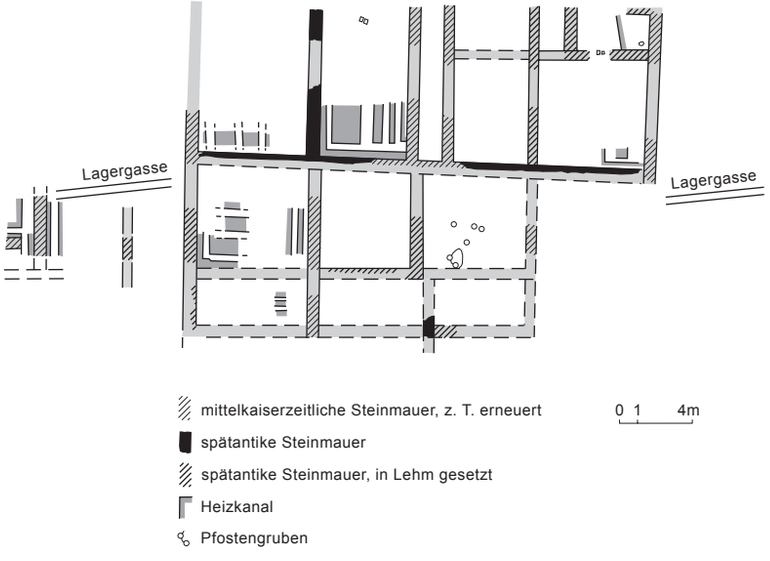


Abb. 3. Regensburg-Niedermünster. Jüngere spätantike Einbauten.

Räume von etwa 6 m Seitenlänge unterteilen (Abb. 3). Die zur westlichen der beiden Gassen hin liegende Portikus wurde geschlossen, zudem wurde der ehemals 5,3 m breite Weg von Westen her ebenfalls bebaut und bestand somit allenfalls noch als knapp 3 m schmale Passage zwischen zwei Gebäudefronten. Bemerkenswert ist die Ausstattung eines Großteils dieser Räume mit Warmluftheizungen. Es ist freilich zweifelhaft, ob in einem solchen Bau noch reguläre militärische Einheiten stationiert waren, oder ob sich in der Auflösung der Lagerstrukturen bereits die in der *Notitia dignitatum* (Not. Dig. occ. XXXV 17) überlieferte letzte Verlegung der 3. Italischen Legion widerspiegelt[8]. Dieses jüngste Gebäude, dessen Funktion wir nicht kennen, das aber Ähnlichkeiten mit zeitgleichen Umbauten der Baracken im Legionslager von Carnuntum besitzt[9], scheint bis zur zweiten Hälfte des 5. Jh. bestanden zu haben. Nach dessen wohl sukzessiver Aufgabe legte sich darüber teilweise der Schutt der verfallenen Gebäude selbst, teilweise wuchs innerhalb dieser Mauern eine Humusschicht an, die keine Benutzung als Wohngebäude zuließ. An einzelnen Stellen dienten Mauerfluchten jedoch noch bis in die Zeit um 700 als Orientierung für die nachfolgende Bebauung, auch die östliche Lagergasse wurde weiterhin als Verkehrsweg genutzt (s.u.).

Insgesamt darf man also für das späte 5. Jh. von Siedeltätigkeit in halb verfallenen Ruinen ausgehen. K. Schwarz sah dagegen einen «systematischen Abbruch der Gebäude» bald nach 500, einen Abtransport des Baumaterials und «eine Bereinigung des Geländes», so daß hier rund 150 Jahre lang nur Weide- oder Ackerland gewesen sei[10]. Tatsächlich wurden alle spätrömischen Gehhorizonte und Fußböden samt den Binnenmauern bereits während des 5. Jh. aufgegeben, darüber liegt keramikreicher Schutt[11]. Allerdings ist die Baumasse eben an Ort und Stelle zerfallen: gegen 500 waren dadurch Niveauunterschiede von über einem halben Meter entstanden, die bis zum Bau der ersten Kirche bestehen blieben. Auf der Gasse im Osten bewegte man sich bis ins 8. Jh. praktisch weiterhin auf spätrömischem Gehniveau (Abb. 4 Nr. 1). Von vollständiger Planierung kann also keine Rede sein, man hatte in der älteren Merowingerzeit kein gleichmäßig ebenes Terrain hergerichtet.

So blieb teilweise der Verlauf der spätantiken Fassaden entlang der Lagergassen noch bis ins 7. Jh. sichtbar. Auf einer Sockelkrone beobachteten die Ausgräber eine «dunkle Verfärbung im schwarzen Erdreich», die als Holzbau angesprochen wurde und schon in das Frühmittelalter datieren könnte (Abb. 4 Nr. 3)[12]. Dicht darüber hat man wenig später den ältesten Kirchenfußboden aufgetragen, einen 30 cm starken, solide rollierten Estrich mit ziegelmehlgeröteter Oberfläche. Ein paar Mauern dieser Kirche aus der Zeit bald nach 700 ruhten abschnittsweise direkt auf spätrömischen Stümpfen, wodurch deren Verlauf bewahrt blieb (Abb. 4 Nr. 4–5).

Zwischen der Späten Kaiserzeit und dem Bau der ersten Kirche wurde aber nicht nur die bestehende Bausubstanz weitergenutzt: es kam auch Neues hinzu, das durchwegs in schwarzhumose Erde mit viel Steinschutt eingetieft war, etwa eine Holzbohlenwand, deren Verlauf noch 13 m lang zu verfolgen ist (Abb. 4

---

8 Vgl. ebd. 194 ff. bes. 199 ff.; ob die beschriebenen Baustrukturen geeignet sind, sie als Lager einer ebd. 202 erwähnten pseudocomitatensischen Einheit zu interpretieren, oder ob in diesem Kontext die ebd. 200 diskutierten Mauern am Kornmarkt neu zu beleuchten sind, ist beim momentanen Stand der Bearbeitung noch nicht klar.

9 M. Kandler, Archäologische Beobachtungen zur Baugeschichte des Legionslagers Carnuntum am Ausgang der Antike. In: H. Wolfram/F. Daim (Hrsg.), Die Völker an der mittleren und unteren Donau im fünften und sechsten Jahrhundert. Ber. Symposium Komm. Frühmittelalterforsch., 24.–27. 10. 1978 Stift Zwettl NÖ. Veröff. Komm. Frühmittelalterforsch. 4, Österr. Akad. Wiss., Phil.-Hist. Kl. Denkschr. 145 (Wien 1980) 83–92 bes. 87 ff.

10 Schwarz (Anm. 1) 55 f. Ferner K. Brunnacker/W. Boenigk, Ein frühmittelalterlicher Boden unter dem Niedermünster zu Regensburg. Geol. Bl. Nordost-Bayern 23, 1973, 180–186.

11 Leitfossilien sind die bekannten Schüsseln vom Typus Friedenhain-Přešťovice, zu den jüngsten gut datierbaren Formen gehören einglättverzierte Schüsseln des Typs Altenerding-Aubing aus der Chlodwigzeit, ca. 480/510 (dazu U. Gross, Bayer. Vorgeschbl. 57, 1992, 311–320 hier 320).

12 Grabungstagebuch 1965, 9; 15 (W. Charlier).

Nr. 6)[13]. Sie bestand aus massiven Hölzern von maximal 30x15 cm Stärke, die in einen 90 cm tiefen und ebenso breiten Graben auf Lücke gesetzt und zum Teil später auch erneuert wurden. Klaus Schwarz datierte diesen Befund kurz vor den ersten Kirchenbau ins spätere 7. Jh., setzte aber die Oberkante des Grabens zu hoch an. Tatsächlich stammen die jüngsten Funde in der Füllerde aus der Zeit um 500[14]. Somit bleibt fraglich, ob die Palisade «zu einer frühen Phase des Herzogshofes» gehörte, zumal der bairische Dukat der Agilolfinger erst seit der Mitte des 6. Jh. bezeugt ist[15].

Jünger muß hingegen eine Feuerstelle sein (Abb. 4 Nr. 7), die über dunkelhumoser Erde eingerichtet wurde, nachdem die spätantike Fußbodenheizung im 5. Jh. unbrauchbar geworden war. Dieser Befund liegt nur wenige Zentimeter unter dem ältesten Kirchenestrich. Wir haben es hier wohl mit einem Siedlungsrest aus dem 7. Jh. zu tun, allerdings ohne den zugehörigen Laufhorizont. Spuren von Gehniveaus dieser Zeit sind aber an anderen Stellen nachgewiesen, außerdem zwei oder drei weitere Feuerstellen (Abb. 4 Nr. 8–10) und auch vereinzelte Pfosten in schwarzer Erde (Abb. 4 Nr. 11–12); eine schlüssige Rekonstruktion erlauben diese spärlichen Überreste nicht.

Wenn man dem Ausgräber folgt, begann nach einer Siedlungszäsur von fast 200 Jahren eine neue, sakrale Nutzung des Geländes mit einem Saalbau, der als sogenannte «Erhard-Kirche» in die Literatur einging (Abb. 4 Nr. 13–19). Klaus Schwarz vermutete darin eine frühe, vorbonifatianische Bischofskirche am Herzogshof ohne Bezug zur spätrömischen Bebauung[16]. Tatsächlich liegen aber die Baureste genau zwischen den beiden Lagergassen und richten sich ganz offensichtlich nach dem spätrömischen Mauerverlauf. Merkwürdigerweise greift jedoch die nachfolgende Kirche (Abb. 5) – vom Ausgräber «Niedermünster 1» genannt – stärker auf ältere Substanz der römischen Kaiserzeit zurück als der mit Bischof Erhard verbundene Bau, der genauer zu betrachten ist:

Seine Überreste sind spärlich, vom Aufgehenden hat sich nichts erhalten. Damit bleibt offen, ob dieses Bauwerk «aus Bruchsteinen aufgeführt» war, und es scheint tatsächlich so, als hätten die Unterbauten eher eine Holzkonstruktion getragen[17]. Es liegen vor: ein paar sorgfältig trocken verlegte Fundamente, aus denen der Chor rekonstruiert wurde (Abb. 4 Nr. 13–16), zwei weitere unsorgfältige Fundamentstümpfe der Westmauer (Abb. 4 Nr. 17–18), dazu ein 14 m langer Graben, der als Ausbruchgraben der Südmauer angesprochen wurde (Abb. 4 Nr. 19). Dieses Fundament wäre mit 90 cm Breite allerdings um 30 cm schmäler gewesen als das anschließende der Westmauer. Zudem fehlt ein Fußboden, von dem Schwarz annahm, er sei beim Bau der nachfolgenden Kirche «vollständig beseitigt» worden[18]. Dies ist aber nicht nur deshalb unwahrscheinlich, weil es sich um

---

[13] Nach Ansicht des Ausgräbers sollte diese Palisade den einzigen profanen Baubefund aus der Merowingerzeit darstellen: Schwarz (Anm. 1) 58. Ein ganz ähnlicher Befund jetzt bei G. P. Brogiolo, Brescia altomedievale. Urbanistica ed edilizia dal IV al IX secolo. Documenti di arch. 2 (Mantova 1993) 93 ff. mit fig. 68 (Bretterwand, um 600: Grundstücksgrenze und Straßenbefestigung).

[14] Schüsseln des Typs Altenerding-Aubing (vgl. Anm. 11). Insgesamt liegen aus dem Palisadengraben etwa 250 Scherben vor, überwiegend von groben handgeformten Töpfen. Mindestens 24 Bruchstücke lassen sich zwar der bis zum 7./8. Jh. produzierten rauhwandigen Drehscheibenware zuordnen, stammen aber den wenigen Randprofilen zufolge noch aus der späten Kaiserzeit.

[15] Schwarz (Anm. 1) 58. – Zur frühen Geschichte der Agilolfinger K. Reindel in: M. Spindler (Hrsg.), Handbuch der Bayerischen Geschichte 1² (München 1981) 135–141; J. Jarnut, Agilolfingerstudien. Untersuchungen zur Geschichte einer adligen Familie im 6. und 7. Jahrhundert. Monogr. Gesch. Mittelalter 32 (Stuttgart 1986) 44–56; W. Störmer in: H. Dannheimer/H. Dopsch (Hrsg.), Die Bajuwaren. Von Severin bis Tassilo 488–788. Ausstellungskat. (München, Salzburg 1988) 141–152 hier 141 f.

[16] K. Schwarz, Die Ausgrabungen im Niedermünster zu Regensburg. Führer Arch. Denkmäler Bayern 1 (Kallmünz 1971) 28.

[17] Schwarz (Anm. 1) 58 f. Zu den Holzbefunden s.u.

[18] Ebd. 59.

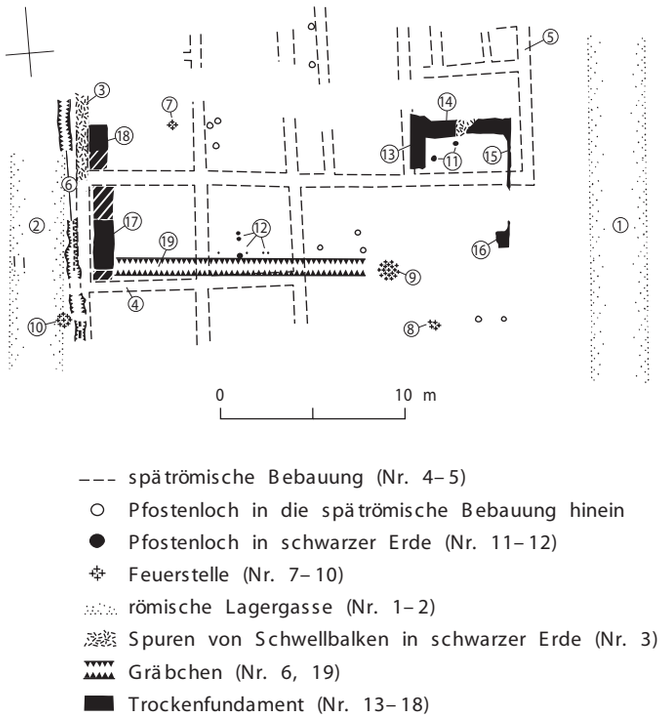


Abb. 4. Regensburg-Niedermünster. Plan der Befunde des 5.–7. Jh. (Umsetzung: Heinz-Jürgen Köhler, Römisch-Germanische Kommission, Frankfurt a.M.).

eine 180 qm große Fläche handelt, sondern auch, weil man überall sonst im Niedermünster bis ins Mittelalter konsequent Estrich über Estrich gelegt hat, ohne die älteren Fußböden zu entfernen. Außerdem fällt auf, wie uneinheitlich die Fundamentreste der sogenannten «Erhard-Kirche» insgesamt sind: Zwischen den verschiedenen Abbruchniveaus besteht eine Höhendifferenz von fast 1 m, manche Fundamente sind nur 80 cm breit (Abb. 4 Nr. 14.16), andere dagegen 120 cm (Abb. 4 Nr. 17–18). Stellenweise bestehen sie aus nur einer Steinlage (Abb. 4 Nr. 13.18) oder aus «mehr Erde als Steine»[19]. Schließlich zog über manche Mauern ungestört humose Erde hinweg (Abb. 4 Nr. 14.16), während das Fundament im Westen (Abb. 4 Nr. 17) genau in diese Schicht erst hineingesetzt ist. Es wird deutlich, daß sich all diese Stein-Erde-Fundamente auf verschiedene Zeitabschnitte verteilen, nämlich auf das fortgeschrittene 5. und das (6.?/)7. Jh., und somit nicht zu einem Kirchengrundriß zu ergänzen sind.

Am Profil quer zur «nördlichen Chormauer» (Abb. 4 Nr. 14) beobachtete der Grabungstechniker über der obersten Steinlage «gröberes dunkles holzkohleartiges Material», also wiederum wohl die Spur eines Holzaufbaus[20]; südlich daneben zeichnet sich ein Pfostenloch ab (Abb. 4 Nr. 11). Insgesamt fassen wir im «Chorbereich» der sogenannten «Erhard-Kirche» eine ähnliche Bausubstanz wie weiter westlich bei den ebenso hoch erhaltenen spätrömischen Mauern: Fundamente von Holz- oder Fachwerkbauten, nun aber nicht mehr in Lehm, sondern in Erde verlegt. Diese späten Einbauten samt Pfosten entstanden über einem römischen Trakt, der durch einen Brand zugrundegegangen war.

[19] Grabungstagebuch 1965, 26 f. (W. Charlier).
[20] Handschriftliche Notiz vom 21.12.1965 zu Profil 22 (W. Titze).

Es gab demnach eine dünne Siedlungskontinuität unter dem Niedermünster, die hauptsächlich auf dem partiellen Fortbestand der Wege beruhte und auf der vereinzelten Nutzung älterer Mauerzüge[21]. In solchen Ruinen, über einer etwa 20 cm mächtigen Planierschicht, wurde gegen 720 die älteste Kirche errichtet (Abb. 5)[22]. Der Chorabschluß respektierte noch die östliche Lagergasse (Abb. 4 Nr. 1), während die längst aufgegebene Gasse im Westen weiter überbaut wurde (Abb. 4 Nr. 2). Römisches Mauerwerk hat man an verschiedenen Stellen in das Fundament einbezogen, man orientierte sich also an der römischen Bebauung, mauerte das Aufgehende aber prinzipiell neu auf. Es entstand eine Saalkirche mit Rechteckchor, deren Saal im Lichten exakt 20x10 m mißt; auffallend breit geriet ihr Chor, wohl wegen der Gräber, die darin vorgesehen waren. Zum Kernbestand gehörte offenbar nur die schlecht erhaltene Vorhalle im Westen, wohingegen sämtliche Mauern im Süden, Osten und im Innern der Kirche (Abb. 5 Nr. 6.16–22) erst später hinzugefügt worden sind[23]. Schwierig zu beurteilen ist vor allem das Verhältnis zwischen der Kirche und den Baustrukturen im Norden, unter dem heutigen Kreuzgang, denn durch die Verstärkung der Außenmauer (Abb. 5 Nr. 1) wurden hier bis zum 12. Jh. alle Schicht- und Maueranschlüsse zerstört. Doch könnten diese Trakte sogar etwas älter als die Kirche sein, speziell der Raum im Nordosten (Abb. 5 Nr. 2–4): sein dünner, schlecht fundierter Estrich liegt einen halben Meter tiefer als der qualitätvolle Bodenbelag in der Kirche, außerdem fehlt hier der so charakteristisch planierte Untergrund.

Daß die erste Kirche sehr lange, nämlich fast 250 Jahre gestanden haben wird, unterstreichen auch Befunde an der Südmauer des Saals (Abb. 5 Nr. 5)[24]: Spuren zweier Brände, mehrere Putzschichten und ein zweimal verlegter Eingang. Zuletzt befand sich dieser ganz im Westen, hinter einer Schrankenmauer (Abb. 5 Nr. 6), die erst einige Zeit später, vielleicht bei der Umwandlung des Komplexes in ein Damenstift, eingezogen wurde[25]. Damit stellt sich die entscheidende Frage nach der Funktion des ursprünglichen Baus. Im Norden überlagerte die Schranke einen älteren Sarkophag, der direkt neben ein Tuffsteinplattengrab aus der Zeit bald nach 700 plaziert worden war (Abb. 5 Nr. 7–8)[26]. Zu Recht wird der Hl. Erhard an dieser Stelle verehrt, da anläßlich seiner Kanonisation im 11. Jh. der ursprünglich ebenerdig in den ältesten Estrich eingelassene Deckel des Plattengrabes angehoben worden ist. Der Sarkophag daneben, worin – nach einer offenkundigen Fiktion des 12. Jh. – der Ire Albert von Cashel ruhen soll, barg am ehesten einen weiteren Bischof aus vorbonifatianischer Zeit, vielleicht Wikterp oder Rathar, deren Viten allerdings unbekannt sind[27].

---

[21] Insbesondere das 6. Jh. ist kaum zu fassen, weder in Form gut datierter Kleinfunde noch durch einschlägige Feinkeramik, was aber wenig zu besagen hat. Vgl. dazu H. Ament, Siedlung und Gräberfeld des frühen Mittelalters von Mertloch, Künzerhof (Kreis Mayen-Koblenz). Wiss. Beibd. Anz. Germ. Natmus. 9 (Nürnberg 1993) 104 f. – Eine ähnliche «Ruinenkontinuität» ließ sich im Falle des Legionslagers von York belegen, vgl. D. Phillips/B. Heywood, Excavations at York Minster 1. From Roman fortress to Norman cathedral 1. The site (London 1995) 187 ff.; fig. 93.

[22] Datierungsgrundlagen bilden der Übergang von rauhwandiger Drehscheibenware zu Goldglimmerkeramik (mangels aussagekräftiger Grabfunde oder gut datierter Siedlungskomplexe schätzungsweise am Ende der Merowingerzeit, «um 700»), die historische Einordnung Erhards (sicher vor 739, als Bischof Gaubald durch Bonifatius eingesetzt wurde) sowie der Grabbau des Erhardgrabes, einer gemörtelten Tuffplattenkammer (vgl. Anm. 26). Klaus Schwarz datierte den Bau noch zwischen Mitte und Ende des 8. Jh. und hat ihn als «Niedermünster 1» bezeichnet, weil er in ihm von Anfang an ein Stift sah.

[23] Die Vorhalle ist kürzer als in den Vorberichten angegeben und weist auch keinen Treppenaufgang auf: Vgl. Schwarz (Anm. 1) 74 f.

[24] Ergebnisse einer Bauaufnahme durch E. Wintergerst, Ebersberg, die im Rahmen der Gesamtpublikation die nachkarolingische Phase behandelt; ihr sei für Information und Diskussion herzlich gedankt.

[25] Schwarz (Anm. 1) 68 (hier noch: «sogleich beim Errichten» der Kirche).

[26] R. Christlein, Fundber. Baden-Württemberg 1, 1974, 573–596 bes. 582–586: typisch für Marktoberdorf Schicht 4 (ca. 670/80–720).

[27] Zu den beiden Gräbern Schwarz (Anm. 1) 59–62 mit Abb. 51–52. Die Vita Albarti aus der zweiten Hälfte des 12. Jh. entbehrt jeglichen historischen Gehalts: G. Koschwitz, Der heilige Bischof Erhard von Regensburg. Legende – Kult – Ikonographie. Stud. u. Mitt. Gesch. OSB 86, 1975, 481–644 hier 532–534. – Zu Wikterp und Rathar: Reindel (Anm. 15) 198.

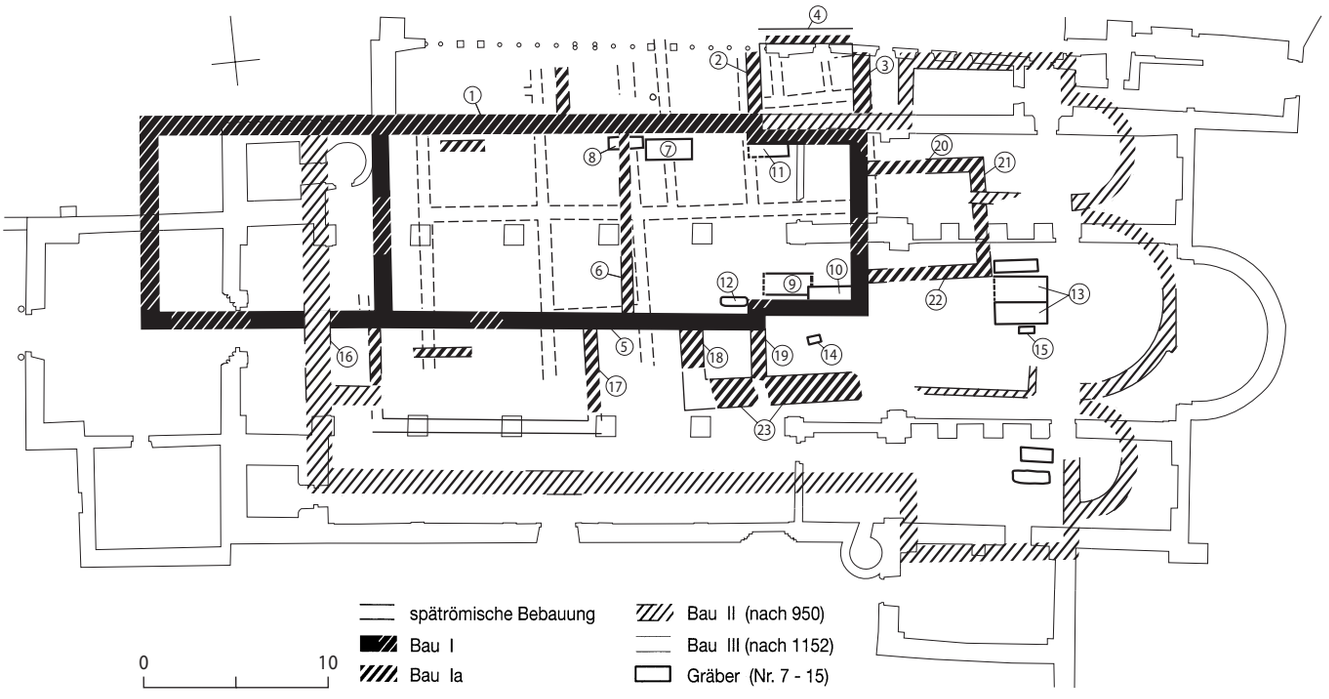


Abb. 5. Regensburg-Niedermünster. Plan der Befunde des 8.–10. Jh. – Bezifferung der Bauphasen vgl. Nachtrag (Umsetzung: Heinz-Jürgen Köhler, Römisch-Germanische Kommission, Frankfurt a.M.). Bau I um 720. Bau Ia 8./9. Jh.

Entgegen den Vorberichten war diese Bischofsgrablege im Schiff keineswegs isoliert, vielmehr fanden sich im Chorbereich drei oder vier weitere Gräber (Abb. 5 Nr. 9–12). Auf die beiden Grüfte entlang der Südwand des Chors nimmt noch eine Herzogsgrablege des 10. Jh. axialen Bezug (Abb. 5 Nr. 13), worin Heinrich I. von Bayern († 955), ein Bruder Ottos des Großen, neben seiner Frau Judith († nach 985) ruhte. An dieser Achse richtete sich der gesamte ottonische Neubau aus[28]. Das älteste der Gräber im vorottonischen Rechteckchor (Grab 36: Abb. 5 Nr. 9) muß etwa zur gleichen Zeit angelegt worden sein wie das Erhard-Grab, da die Kammer nicht nur in gleicher Technik, aus massiven Steinplatten errichtet, sondern ebenso tief wie dieses in den spätrömischen Schutt eingegraben und später zerstört wurde. Aufgrund der privilegierten Lage im Chor, die nicht einmal dem fränkischen Missionsbischof Erhard zustand, und aufgrund des darauf bezogenen Heinrichsgrabes darf man hier an eine Sepultur der agilolfingischen Herzöge denken. Unter dem Füllschutt des 12. Jh. fanden sich Knochen eines maturen Mannes, und man fragt sich mit gutem Grund, ob diese Überreste vielleicht mit The-

[28] Das älteste Chorgrab hatte der Ausgräber zwar dem richtigen Bau zugeordnet, aber fälschlich als Grablege der Sel. Kunigunde von Uttenhofen interpretiert, die nach Koschwitz (Anm. 27) 511 f. erst um oder nach 1000 gestorben sein kann (Vita Erhardi II, 2: bezeugt unter Bischof Wolfgang, 972–994): Schwarz (Anm. 1) 70; 85 mit Abb. 38,15. Ein jüngeres, teilweise darübergesetztes Chorgrab (Gruft 15: hier Abb. 5 Nr. 10) verband K. Schwarz mit der ottonischen Basilika (ebd. Abb. 47,11), obwohl es stratigraphisch eindeutig zum Vorgängerbau gehört, somit spätestens in die erste Hälfte des 10. Jh. datiert. – Zur ottonischen Kirche siehe Schwarz (Anm. 1) 81 ff. Es stimmt demnach nicht, daß nur die «nördliche Bauflucht» (Abb. 5 Nr. 1) für die Ausdehnung und Größe sämtlicher Nachfolgebauten bestimmend gewesen sei, wie Schwarz (Anm. 1) 67 meinte, sondern die Gestalt dieser Bauten wurde offenbar auch durch andere Gegebenheiten bedingt.

odo zu identifizieren sind, der Bayern von etwa 680 bis um 718 regiert hat[29]. Als Vergleich lassen sich die Chorgräber in den Saalkirchen des 8. Jh. von Echternach und von der Reichenau heranziehen[30].

Damit verbunden ist freilich die Frage, wo die agilolfingische Pfalz gelegen hat. Bislang vermutete man sie im Bereich des Kornmarkts, südlich des Niedermünsters, an der Stelle der karolingischen Pfalz aus dem 9. Jh.[31]. Wegen der Chorgrablege und der nördlich anschließenden Bauten, aber auch wegen des Friedhofs im Süden und Osten der ersten Kirche stellt sich nun die Frage, ob bis zur Absetzung der Agilolfinger 788 die Pfalz der Herzöge nicht vielleicht in der Nordostecke des ehemaligen Lagers zu lokalisieren ist, was nach C. Brühl eine ausgesprochen typische Lage für einen frühmittelalterlichen Herrschersitz wäre[32]. Ludwig der Deutsche hat im mittleren 9. Jh. eine neue Pfalz in Auftrag gegeben; damals installierte man allem Anschein nach das «niedere» Damenstift bei der vormaligen Pfalzkirche[33]. Eine der ersten Vorsteherinnen dürfte in Gruft 15 beigesetzt worden sein (Abb. 5 Nr. 10), die bereits einen jüngeren Estrich im Chor voraussetzt[34]. Aus diesem leeren Mauergrab stammen wohl die Überreste einer Frau, die man beim Bau der romanischen Basilika in ein Ossuar daneben umgebettet hat (Abb. 5 Nr. 14), in derselben mittelaxialen Position vor einem Altar wie die Gebeine der Herzogin Judith (Abb. 5 Nr. 15).

Ob die angefügten Annexe im Süden (Abb. 5 Nr. 16–19.23) und der Choranbau im Osten (Abb. 5 Nr. 20–22) allesamt mit dem Damenstift zusammenhängen oder zumindest teilweise schon vor 788 entstanden waren, ist nicht klar. Sicher ist nur, daß einzelne Mauern bereits Gräber stören und daß der Friedhof zwar überwiegend Frauen, jedoch auch Männer und vor allem viele Kinder umfaßt, die mit einer Ausnahme alle beigabenlos bestattet sind[35]. Wenn unsere Überlegungen zutreffen, haben sich zumindest die Herrscher auffallend früh innerhalb der Mauern von Regensburg beisetzen lassen und damit eine Grabsitte angenommen, die unter den Merowingern noch weitgehend unbe-

[29] Theodo war im Jahre 715 zum Papst nach Rom gereist – «als erster seines Stammes mit dem Wunsch zu beten», wie es im Liber Pontificalis heißt –, vor allem aber, um eine Kirchenorganisation aufzubauen, die Bayern damals noch gefehlt hat: Reindel (Anm. 15) 156–158; 226 f.; J. Jahn, Ducatus Baiuvariorum. Das bairische Herzogtum der Agilolfinger. Monogr. Gesch. Mittelalter 35 (Stuttgart 1991) 25–75.

[30] In Echternach handelt es sich um das Grab des Abt-Bischofs Willibrord († 739), vgl. J. Krier in: Die Franken – Wegbereiter Europas. Ausstellungskat. Mannheim 1996 (Mainz 1996) 466–478 bes. 476 ff. Abb. 364. Auf der Reichenau wurde 799 Graf Gerold bestattet, Präfekt von Bayern, den Karl der Große anstelle der Agilolfinger eingesetzt hatte. Die Position dieses Grabes stimmt exakt mit der von Grab 36 im Niedermünster überein, hierzu ausführlich A. Zettler, Die frühen Klosterbauten der Reichenau. Ausgrabungen – Schriftquellen – St. Galler Klosterplan. Arch. u. Gesch. 3 (Sigmaringen 1988) bes. 80–82 mit Abb. 12. – Vgl. auch den Befund in der Stiftskirche Enger, wo Sachsenführer Widukind um 810/20 mitten im Rechteckchor von Bau I bestattet worden sein könnte: U. Lobbedey, Die Ausgrabungen in der Stiftskirche zu Enger 1. Denkmalpfl. u. Forsch. Westfalen 1 (Bonn 1979) 15 f. Abb. 6; 27–33 (Grab 463).

[31] Zuletzt P. Schmid, König – Herzog – Bischof. Regensburg und seine Pfalzen. In: L. Fenske (Hrsg.), Deutsche Königspfalzen 4. Pfalzen – Reichsgut – Königshöfe. Veröff. Max-Planck-Institut Gesch. 11/4 (Göttingen 1996) 53–83 bes. 53 ff.; 66 ff.

[32] C. Brühl, Königspfalz und Bischofsstadt. Rhein. Vierteljahrsbl. 23, 1958, 161–274 hier 173 Anm. 53 (Auxerre); 174 Anm. 58 (Chalon-s.-S.); 183 Anm. 110 (Orléans); 194 Anm. 176 (Poitiers). Dazu M. Weidemann, Kulturgeschichte der Merowingerzeit nach den Werken Gregors von Tours 2. RGZM Monogr. 3, 2 (Mainz 1982) 78 Anm. 344.

[33] Älteste Nennungen 866 (indirekt erschlossen) und 889/91: Schwarz (Anm. 1) 78. Dazu Brühl (Anm. 3) 235 Anm. 165. – Trotz guter Quellenlage wird Niedermünster bis 788 nicht erwähnt. Siehe W. Störmer/H. Dannheimer, Die agilolfingerzeitlichen Klöster. In: Dannheimer/Dopsch (Anm. 15) 305 ff. und 453 ff. (Liste).

[34] Vgl. in ähnlich bevorzugter, isolierter Lage im Kircheninnern das Grab der Sel. Irmingard († 866), der vermutlich ersten Äbtissin des Klosters Frauenwörth: H. Dannheimer, Torhalle auf Frauenchiemsee. Große Kunstführer 83 (³München, Zürich 1983) 11 Abb. 1.

[35] Zum Friedhof Schwarz (Anm. 1) 70–74 Abb. 40. – Ob die ersten Außenbegräbnisse bereits um 720 anzusetzen sind oder erst um 830, läßt sich selbst bei Berücksichtigung des Grabbaus, der Sohltiefen sowie der Funde aus der Füllerde schwer sagen. Eine erste Übersicht bei F. Parsche, Untersuchungen an anthropologischem Fundmaterial aus bayerischen Kirchen und Domen. Ungedr. Diplomarbeit (Univ. München 1980) 27 ff. Tab. 5 (82 Individuen, davon 32 weibliche, 16 männliche und 34 unbestimmte; insgesamt 25 Kinder und Jugendliche).

kannt war[36]. Vielleicht griffen die Agilolfinger auf langobardische Vorbilder in Pavia zurück, wo Gundeperga – eine Königin bairischer Abstammung – um die Mitte des 7. Jh. erstmals eine Grabkirche *intra muros* errichten ließ und bald schon in Grimoald († 671) einen Nachahmer fand[37].

Frühmittelalterliche Vorgängerbebauung und Bau I

Arno Rettner

Bistum Regensburg
Patrozinium: Maria (?)

Regensburg erstmals für das spätere 7. Jh. als *«metropolis»* des Stammesherzogtums Baiern bezeugt durch Arbeo von Freising (um 770). Ein *monasterium inferior* spätestens ab 866 vorauszusetzen [Brühl 1990, 235]. Grabungen in der Kirche und im Kreuzgang 1963–1968 durch Klaus Schwarz [ders. 1977], im nördlich anschließenden Kreuzgarten durch Udo Osterhaus 1988/89 [Wintergerst 1991; 1993].

Frühmittelalterliche Vorgängerbebauung
(vormals «Bau I»)

In aufgelassenen spätrömischen Lagerbauten zwischen zwei Gassen. Lehmgemauerte Fassadensockel bis um 700 zumindest sichtbar geblieben, vielleicht als Fundamente für Holz-/Fachwerkbauten weitergenutzt. Im Kreuzgarten Verwendung von Lehmziegeln nachgewiesen [Wintergerst 1993, 63].

Pfostengraben einer Holzpalisade entlang der westlichen Gasse, Länge noch 13,1 m, Tiefe ca. 0,9 m (um oder bald nach 500, wohl vor Gründung des Herzogssitzes; vom Ausgräber in das 7. Jh. datiert [Schwarz 1977, 58]).

Verschiedene Fundamente, Bruchsteine in Erde verlegt. Bis zu fünf Lagen hoch erhalten, Breite 0,8–1,3 m, Niveauunterschiede bis zu 1 m. Vom Ausgräber als älteste Saalkirche («Erhardkirche») gedeutet [Schwarz 1977, 58 ff.], aufgrund des Schichtkontextes aber nicht zu einem Bau gehörig. Wohl von Anbauten hinter den Fassadenmauern. Andere «zeitverwandte Mauerreste» [Jacobsen 1991, 339] im S und W sind zu streichen (Gassenpflaster, Grabenschutt).

Weitere Siedlungsspuren: einzelne Pfosten, Durchmesser 0,2–0,3 m, und verziegelte Feuerstellen.

Keine Estriche, nur schwach faßbare Laufhorizonte (Sand-/Lehm-/Holzböden?).

Datierung: spätes 5. Jh. – um 700 (Kleinfunde, Stratigraphie).

Bau I (vormals «Bau II»)
Saalkirche mit Rechteckchor und Vorhalle

Maße: Mauerstärken 75–90 cm. Innenmaß des Schiffes 19,7x10,1 m; Innenmaß des Chors 5,5x8,5 m; Innenmaß der Vorhalle 11,8x10,1 m, entgegen den Vorberichten verkürzt, ohne Treppenaufgang [Schwarz 1977, 74].

Material und Bauweise: 60 cm hohes Trockenfundament aus plattigen Bruchsteinen in *opus spicatum,* stellenweise über spätrömischen Mauerzügen. Aufgehendes Mauerwerk zweischalig, weitgehend lagenhaft, aus zum Teil sekundär verwendeten Bruchsteinen, noch 50–60 cm hoch erhalten, innen 2–3 cm stark verputzt. Südmauer stark nach außen geneigt. An den Schiffs- und Chorecken im E römische Spolienquader, das Gewände des ursprünglichen Eingangs im SE des Schiffs aus römischen Spolien mit Figurenreliefs.

Fußboden: Mörtelestrich mit ziegelmehlgeröteter Oberfläche und solider Rollierung aus schuppig verlegten Bruchsteinen; Stärke ca. 20–30 cm, sehr uneben.

---

[36] Vgl. F. Stein, Die Gräber unter dem Kölner Dom im Vergleich zu anderen Grablegen der Merowingerfamilie. In: A. Wolff (Hrsg.), Die Domgrabung Köln. Altertum – Frühmittelalter – Mittelalter. Kolloquium 1984. Stud. Kölner Dom 2 (Köln 1996) 99–124 hier 109 (Ausnahmen Köln und Metz, auch Paris?); 122 f. (Diskussionsbeitrag K. Weidemann).

[37] Zu Pavia: K. H. Krüger, Königsgrabkirchen der Franken, Angelsachsen und Langobarden bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts. Münstersche Mittelalter-Schr. 4 (München 1971) 375 ff. (S. Giovanni Domnarum); 382 ff. (S. Ambrogio minore); 430.

Ausstattung: Im Chor Reste von Wandmalerei (Rot-/Brauntöne) und Stuckplastik.

Gräber: Fünf oder sechs Innengräber (zwei [Tuff-]Steinplattengräber, davon eines im Chor, und ein Sarkophag aus der späten Merowingerzeit; zwei oberirdisch sichtbare Mauergräber im Chor, Phase I a). Dazu etwa 100 Erd- und Sarggräber eines großen Außenfriedhofs mit Bestattungen von Männern, Frauen und Kindern im S und E der Kirche (z.T. Phase I a).

Datierung: um 720 (historisch Bischof Erhard vor 739, Kleinfunde, Stratigraphie). Ursprüngliche Funktion fraglich, vielleicht Pfalzkapelle?

Baubefunde im Bereich
des späteren Kreuzgangs

Nördlich des Schiffs ein Nord-Süd-gerichteter Raum, Länge mind. 28,5 m, Breite 9,6 m. Bruchsteinmauersockel mit Fachwerkaufbau über trocken verlegtem Fundament, 80 cm breit. Estrich mit rosaroter Ziegelmehloberfläche und kleinsteiniger Rollierung, 10–15 cm stark. Brandzerstört, später abgemauert. Als «Konventsgebäude» gedeutet [Wintergerst 1993, 63 f.], ursprünglich wohl eher ein Trakt der agilolfingischen Pfalz an der Lagermauer [vgl. Jacobsen 1991, 339].

«Nördlicher Chorannex»: Innenmaß ca. 5,1x4 m, mit dünnem, auffallend tief eingebrachtem Estrich (60 cm tiefer als in der Kirche). Älter als die Saalkirche?

Bau I a (vormals «Bau II a»)

Schranke, Chorannex im Osten,
Seitenannexe im Süden

Verputz in Saal und Chor mehrfach erneuert, mit Brandspuren (vom Stadtbrand 891?). Tür in der S-Mauer zweimal nach W zu verlegt, zuletzt mit Außenkorridor. Estrich in Saal und Chor um 20–40 cm erhöht, in den Chorecken Pfeilersockel (Pyramidenstümpfe) darin eingefügt.

Schranke: 45–55 cm breit, noch 40 cm im Aufgehenden, beidseitig verputzt; fundamentlos auf Estrich über das sogenannte «Albertgrab» (vgl. Bau I) gesetzt.

Chorannex: 5,6–6,1x5,0–5,2 m, Mauerstärke 60–70 cm, mit Eckspolien; weder Zugang noch Laufniveau erfaßt. Grabanbau der Agilolfinger (vor 788) oder des Stiftes (um/nach Mitte des 9. Jh.)?

Südannexe: Länge 11,1 m bzw. 8,3 m, Breite ca. 3–5,5 m, Mauerstärken 65–80 cm; offenbar Grabanbauten ohne feste Böden. Älter ist ein gewinkeltes Fundament aus massiven Quadern, Breite 1,25 m, südlich des Übergangs vom Schiff zum Chor, aus der Belegungszeit des Friedhofs (auf die Chorgrablege bezogen: monumentaler Zugang?).

Gräber: Zwei gemauerte Chorgräber (vgl. Bau I); zahlreiche Außengräber, zuletzt überwiegend Kinder.

Datierung: 8./9.Jh., sicher vor 955. Um- und Anbauten wohl eine Folge der Umwandlung des ursprünglichen Baus in ein Damenstift (während des frühen/mittleren 9. Jh.?).

Literatur (Nachträge zu Jacobsen 1991)
K. Schwarz, Regensburg während des ersten Jahrtausends im Spiegel der Ausgrabungen im Niedermünster. Jahresber. Bayer. Bodendenkmalpfl. 13/14, 1972/73 (1977) 20–98. – A. Schmid, Regensburg zur Agilolfingerzeit. In: H. Dannheimer/H. Dopsch (Hrsg.), Die Bajuwaren. Von Severin bis Tassilo 488–788. Ausstellungskat. Rosenheim u. Mattsee (München, Salzburg 1988) 136–140. – W. Sage, Kirchenbau. 1. Zu Typen und Bauweise. In: Ebd. 293–299; 439 f. – C. Brühl, Palatium und Civitas. Studien zur Profantopographie spätantiker Civitates vom 3. bis zum 13. Jahrhundert, II: Belgica I, beide Germanien und Raetia II (Köln, Wien 1990) 219–255. – W. Jacobsen in: Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen, Nachtragsband. Veröff. Zentralinst. Kunstgesch. München III/2 (München 1991) 339 f. – E. Wintergerst, Die archäologischen Funde der Ausgrabung Niedermünster Kreuzgarten in Regensburg. Ungedr. Magisterarbeit, Univ. Bamberg 1991. – E. Wintergerst, Das Niedermünster in Regensburg. Die Entwicklung zum Damenstift im frühen und hohen Mittelalter. Denkmalpfl. in Regensburg 4, 1993, 62–68. – A. Boos/S. Codreanu-Windauer/E. Wintergerst, Regensburg zwischen Antike und Mittelalter. In: M. Angerer/H. Wanderwitz (Hrsg.), Regensburg im Mittelalter. Beiträge zur Stadtgeschichte vom frühen Mittelalter bis zum Beginn der Neuzeit (Regensburg 1995) 31–44. – P. Schmid, König – Herzog – Bischof. Regensburg und seine Pfalzen. In: L. Fenske (Hrsg.), Deutsche Königspfalzen 4. Pfalzen – Reichsgut – Königshöfe. Veröff. Max-Planck-Institut Gesch. 11/4 (Göttingen 1996) 53–83. – S. Codreanu-Windauer/M. Hoernes/A. Rettner/K. Schnieringer/E. Wintergerst, Die städtebauliche Entwicklung Regensburgs von der Spätantike bis ins Hochmittelalter. In: P. Schmid (Hrsg.), Geschichte der Stadt Regensburg 2 (Regensburg 2000) 1013–1053.

Nachtrag Sommer 2002

Nach Abgabe des Manuskripts fand am 21./22.03.2002 eine Ortsbesichtigung mit Prof. Dr. Matthias Untermann (Heidelberg) im archäologischen Untergeschoß des Niedermünsters statt. Aus der intensiven Diskussion der Befunde ergaben sich einige neue – teils auch nur revidierte – Sichtweisen, die im folgenden kurz resümiert seien. Die wichtigste Kritik an der vorgestellten Bauabfolge betrifft die sog. «frühmittelalterliche Vorgängerbebauung» (Abb. 4 Nr. 6–19), wovon die diffizilen Befunde Abb. 4 Nr. 13–19 eher doch im Sinne des Ausgräbers Klaus Schwarz wieder als ältester Kirchenbau interpretiert werden sollten. Nach Ansicht von M. Untermann spricht stratigraphisch wie funktional nichts gegen die Zusammengehörigkeit aller Fundamentreste zu einem Bauwerk, das einen größeren Saal mit östlich anschließendem Raumteil besäße, also sakral zu deuten wäre. Der so bezeichnete Chor (Abb. 4 Nr. 13–16) sei nicht von schwarzer Erde überdeckt worden, wie es die Dokumentation suggeriert, sondern habe eindeutig bis zum Bau der Nachfolgekirche (Abb. 5, «Bau I») bestanden. Wie bei dieser jüngeren gut fassbaren Saalkirche mit Rechteckchor rührten die zum Teil eklatanten Niveauunterschiede des älteren Bauwerks davon her, dass manche Fundamente auf römischen Mauerstümpfen säßen, andere aber frei in der Erde verlegt seien.

Unbeschadet dieser Interpretation sollte der Erstbau nicht länger als «Erhard-Kirche» bezeichnet werden: Typologisch und stratigraphisch gehört das Grab dieses Heiligen sicher mit dem Chorgrab des Nachfolgebaus zusammen, beide dürften – auch aus historischen Gründen – ins erste Drittel des 8. Jh. zu datieren sein (Abb. 5 Nr. 7.9). Demgegenüber wird man den von Schwarz erkannten Vorgängerbau, eine schlichte Steinkirche ohne Gräber, noch ins spätere 7. Jh. stellen müssen, worauf auch einplanierte Kleinfunde hindeuten.

Von den Anbauten der ersten Stiftskirche (hier «Bau I a», nunmehr wieder «II a») stellt der Chorannex Abb. 5 Nr. 20–22 vermutlich eine Außenkrypta dar – was durch eine Nachgrabung noch zu überprüfen wäre –, das massive Fundament Abb. 5 Nr. 23 könnte hingegen von einem karolingischen Campanile herrühren, wie er für die Alte Kapelle in Regensburg bezeugt ist.

Bau III

Eleonore Wintergerst

Um 950 Beginn eines Kirchenneubaus durch Herzog Heinrich, der 955 im Vorchor der Kirche beigesetzt wurde; wohl zeitgleich Neubau der Stiftsanlage nördlich der Kirche, in das Herzogin Judith 973/74 eintrat und als dessen Gründerin sie verehrt wird. Judith wurde 985 neben ihrem Mann beigesetzt, während ihre Schwiegertochter Gisela 1006 vor dem südlichen Nebenchor bestattet wurde. 1052 feierliche Erhebung des Hl. Erhard durch Papst Leo IX. Das Stift übernahm unter der Äbtissin Uta Ende des 10. Jh. die Benediktsregel und erlangte 1002 die Reichsunmittelbarkeit. 1152 sind Kirche und Stift von einer Brandkatastrophe betroffen; in diese Zeit fällt der romanische Kirchenneubau.

Bau III
Dreischiffige Basilika mit Querhaus und Dreiapsidenschluss

Masse: Mauerstärken der Aussenwände im Fundamentbereich 1,5–2,0 m, Fundamente der Mittelschiffarkaden weitestgehend für Spannfundamente Bau IV ausgebrochen, aufgehendes Mauerwerk 0,8–1,1 m. Innenmass Gesamtlänge 44,5 m, Breite Langhaus 18,4 m.

Material und Bauweise: Fundamente in knapp bemessener Baugrube mit Mörtel gegossen, häufig unter Verwendung von römischen Quaderspolien; aufgehendes Mauerwerk zweischalig geschichtete Bruchsteinmauern aus überwiegend plattig zugerichteten Kalksandsteinen, Glattputz nur an den Apsiden und Schrankenmauern des Vorchores erhalten. Fussboden: etwa 10 cm starker Mörtelestrich mit kleinsteiniger Rollierung auf einem Planierhorizont über den Mauerstümpfen von Bau II; dieser über den Innengräbern mehrfach geflickt und angehoben. – Ausstattung: Reste polychromer Wandmalerei.

Gräber: in der Mittelachse vor der wenige Stufen höher gelegenen Hauptapsis Grablege Herzog Heinrichs in einem Steinplattensarkophag, daneben Grab Judiths und Steinplattensarg eines weiteren Toten; zwei weitere wenig sorgfältig gemauerte und verputzte Grabkammern mit Steinplattenabdeckung (darunter ein römischer Inschriftenstein) vor der südlichen Apsis, eine davon Grab der Gisela. Deponierung der Knochen aus der gemauerten Gruft in der Südostecke des Chores von Bau II in einem Steinossuar, das in den Estrich von Bau III integriert wurde. Weitere Erdgräber südlich und westlich der Kirche sowie im südlichen Kreuzgangflügel, dort wohl Stiftsdamenfriedhof. Keine Hinweise auf eine Brandzerstörung von Bau III; Brandkatastrophe von 1152 betraf möglicherweise bereits den romanischen Kirchenbau IV.

Datierung: nach 950, Kirchenbau Herzog Heinrichs.

Befunde im Kreuzgangbereich nördlich der Kirche

Nach Brandzerstörung und provisorischer Abmauerung des langgestreckten Baus mit dem rosaroten Estrich vollständiger Umbau des Areals zu Stiftsanlage mit vierflügeligem Kreuzgang, dessen Arkaden auf einer 0,6 m breiten, durchgehenden Bruchsteinmauer aufsassen; Laufgangbreite 3,2 m. Im nördlichen Kreuzgangflügel Treppenschacht integriert, der die halbgeschossig tiefer liegenden Konventsräume zwischen Kreuzgang und Legionslagermauer erschloss. Rechnet man die sogenannte Erhardikrypta dem Stift zugehörig, so nahm die Anlage spätestens jetzt die ganze Nordostecke des Legionslagers ein. Mauern der Stiftsanlage deutlich von Brand 1152 betroffen, jedoch weitgehend unverändert in romanische Stiftsarchitektur übernommen.

Das Benediktinerinnenstift Sonnenburg bei St. Lorenzen (Pustertal, Südtirol)

Zur frühen Baugeschichte der Stiftskirche auf Grund der Befunde von Hans Nothdurfter

Martin Mittermair und Martin Bitschnau

Die Fresken in der Krypta der dreischiffigen Basilika von Sonnenburg sind durch Feuchtigkeit bedroht. Dies veranlaßte die Südtiroler Denkmalbehörde 1998 entlang der westlichen Außenseite der Krypta einen Drainagegraben anzulegen[1].

Eine zweite, eng begrenzte Sondage in der nordöstlichen Innenecke des südlichen Seitenschiffes war auf archäologische Erkenntnisse ausgerichtet. Darin fanden sich Hinweise auf einen der hochromanischen Stiftskirche zeitlich vorangehenden Vorgängerbau. Zur genaueren Untersuchung der aufgedeckten Mauerstrukturen wurde die Sondage im Sommer 1999 im Auftrage des Besitzers[2] von ungelernten Kräften über die gesamte Breite des Seitenschiffes ausgedehnt und weiter abgetieft. Die freigelegten Befunde wurden anschließend durch H. Nothdurfter (Landesdenkmalamt Bozen) dokumentiert[3]. Die Breite der Sondierung ergab sich zwangsläufig aus der Lage der 1723[4] im südlichen Seitenschiff eingetieften Nonnengruft, deren östliche Rückfront in einem Abstand von nur 35–50 cm parallel zum Choreinzug verläuft. Die Fundamente der hochromanischen Apsiszungen sitzen auf der bereits 1998 beobachteten, Nord-Süd streichenden Mauer eines Vorgängerbaues. Die Abbruchkrone dieser Mauer liegt bei –0,53 m unter dem älteren Apsisboden. Sie ist durch überstehende Verputzreste scharf konturiert. An der Westseite der Mauer haftet ein zweischichtiger, sorgfältig aufgetragener und wellig überstrichener Deckverputz von 1–2 cm Stärke. Er bördelt auf Kote –1,58 m auf einem Mörtelestrich auf. Der Verputz spart ab dem Bodenniveau eine rechteckige Fläche von 70 cm Höhe und 110 cm Breite aus. Die unverputzte Fläche gibt sich als Negativ eines mensaartigen Mauerblockes zu erkennen, dessen Abbruch auch die Spuren im Bodenbereich widerspiegeln: Die Südseite der ehemaligen Standfläche begrenzt eine aus dem Mörtelestrich hochgezogene Anputzkante, die Nordwandung ist als Negativ mit anhaftenden Verputzresten im hochromanischen Fundament der Apsiszunge ablesbar. Die ursprüngliche Westausdehnung ist durch die Ostwand der barocken Nonnengruft verstellt, die zwei in originärer Lage verbliebene Fundamentsteine des Blockes überbaut. Den Resten zufolge war der Mauerblock allseitig verputzt. Da die barocke Gruftmauer Fragmente des Mauerblockes mit Verputzresten als Baumaterial verwendet, wird dessen Zerstörung im Zuge der Eintiefung der Gruft um 1723 genau datierbar.

Die Stärke der nicht durchwegs lotrecht aufgehenden Mauer beträgt 55 cm. Ihre im Verputzfenster sichtbare Mauerstruktur zeigt eine regellose Lagerung unterschiedlich großer Bruchsteine ohne Abgleichungen, der Mauermörtel ist ansichtsseitig verstrichen bzw. geglättet. Die Mauer winkelt an ihrem südlichen Ende gegen Westen ab und bricht – infolge der Quereintiefung der barocken Gruft – nach 50 cm ab. Der Eckpunkt des Rauminneren liegt dabei 35 cm vor der Mauerflucht der aufgehöhten

---

[1] Baubegleitende archäologische Beobachtung durch St. Demetz und H. Nothdurfter, Landesdenkmalamt Bozen. – Befunddiskussion vor Ort Oktober 1998 mit W. Hauser u. Verff., weiterhin August 1999 mit H. Nothdurfter und Verff.

[2] Karl Knötig.

[3] H. Nothdurfter ist für die uneigennützige Überlassung des Befundprotokolles wie auch für den intensiven Gedankenaustausch zu spezifischen Fachfragen zu danken.

[4] Rudolf Humberdrotz, Die Chronik des Klosters Sonnenburg (Pustertal), Schlern-Schriften 226/1: 1597–1766, Innsbruck 1963, 196.

Südwand des hochromanischen Kirchenschiffes. Der Eckverband von Bau I wurde in Phase II erneuert, ablesbar an Verputz- und Mauerversatzbrüchen: Die horizontale Abbruchkrone der 105 cm hoch erhaltenen Ostwand senkt sich gegen Süden in den letzten 95 cm ihres Verlaufes bis auf 10 cm Höhe im Eckbereich ab. Die Ecke gehört somit nur mit ihren untersten Partien dem Bau I an. Die in Phase II erneuerte Eckpartie erfolgte mit lagenhaft versetzten Roll- und Bruchsteinen, die zudem unverputzt blieben. Dieses Erneuerungsmauerwerk bindet mit 2–3 cm raumseitiger Versetzung an die Ostmauer von Bau I an, sein Mauermörtel überlappt teils deren Verputzkanten. Die Neuaufmauerung der Ecke entspricht höhenmäßig dem Niveau der Abbruchkrone der Ostmauer von Bau I; beide Mauern wurden demnach gleichzeitig abgebrochen; infolgedessen gehört auch die erneuernde Eckaufmauerung zu einem der hochromanischen Stiftskirche vorangehenden Bau.

Im Zeitraum zwischen den Sondierungen 1998/99 ließ der Eigentümer durch die Nordmauer der Nonnengruft einen schmalen Durchbruch schlagen, um das sich im eingangs erwähnten Entfeuchtungsgraben sammelnde Regenwasser vom Mittelschiff der Kirche in die Gruft und von dort weiter durch einen Ausbruch in der südlichen Schiffswand ableiten zu können. Der Querschnitt der durchschlagenen Mauer zeigt, daß diese aus zwei, durch eine ausgeprägte Putzschicht getrennte Schalen von jeweils 55 cm Mauerstärke besteht. Die nördliche Mauerschale bildet ein drei Steinlagen hohes, 5–6 cm vorspringendes Fundament aus und sitzt auf dem abgeschrämmten Felsen auf. Der an seiner Südseite haftende Verputz reicht bis an die Fundamentunterkante, die dem Niveau des entlang der Ostmauer vergossenen Mörtelestrichs entspricht. Die südliche Mauerschale ist auf diesen Verputz aufgedoppelt, ihre Unterkante liegt 50 cm tiefer und gibt sich über das charakteristische Füllselmauerwerk als Nordwand der barocken Nonnengruft zu erkennen. Die nördliche Mauerschale gehört aufgrund der Mauerstärke, des Verputzes und dessen niveaugleicher Anbindung an den Estrich und auch aufgrund der mit der Ostwand gleichen Mauerungstechnik zu Bau I. Die lichte Breite von Bau I ist demzufolge mit 3,47 m rekonstruierbar. Der an seiner Ostwand angelehnte Mauerblock liegt nicht in der Raumachse, sondern in 92 cm Abstand zur nördlichen und 145 cm zur südlichen Raumecke. Die Westausdehnung des geringfügig nach Nordosten ausgedrehten Rechteckbaues ist nicht untersucht, dürfte lagemäßig aber mit der Westmauer der Nonnengruft zusammenfallen oder durch diese verblendet sein.

Den Zusammenhängen zufolge ist implizit auch für die Südwand von Bau I eine Mauerstärke von 55 cm anzunehmen. Die 83 cm starke Südmauer von Bau II wurde 48 cm stark südseitig an die alte aufgedoppelt bzw. überbaut diese in ihrer südlichen Hälfte. Die Aufdoppelung entzieht sich im heutigen Mauerbestand der unmittelbaren Einsicht, läßt sich aber durch Höhenprojektion der im Innenraum gewonnenen Kriterien an die Fassade der südlichen Schiffwand verifizieren: Von neuzeitlichen Störungs- bzw. Restaurierungszonen durchsetzt, zeichnen sich dort zwei unterschiedliche Mauerstrukturen ab, deren Trennung am Eckverbandwechsel des Apsiseinzuges in etwa 3 m Höhe liegt und gegen Westen in einer unregelmäßigen Abbruchkante bis auf Bodenhöhe abfällt (Abb. 2 u. 3). Das Höhenniveau dieses Gefügewechsels im Eckbereich deckt sich mit jenem der Abbruchkrone von Bau I bzw. dessen Eckerneuerung. Allein aus diesem Gesichtspunkt gibt sich die untere Wandzone als die Außenhaut der Eckerneuerung in Phase II, zugleich als die dem Bau I vorgeblendete Aufdoppelung zu erkennen. Als solche übernimmt sie die Fluchtrichtung von Bau I und dreht erst in ihrem weiteren Verlauf nach Westen mittels einer kaum merkbaren stumpfen Brechung in die Ausrichtung der hochromanischen Kirche ein. Das auf die Vorblendung aufgesetzte hochromanische Mauerwerk der Stiftskirche überspielt die Winkeleindrehung in gerader Flucht. Das Mauerwerk von Bau II greift bruchlos über die Südostecke des Kirchenschiffes auf den Apsiseinzug über und mantelt auch die Ostmauer von Bau I ein. Dieser Befund wird durch die Anstellsituation der südlichen Seitenapsis bestätigt: Die Aufdoppelung hinterschneidet mit ihrem Fugenstrichmörtel bis eine Steinlage unter das Höhenniveau des angesprochenen Mauerstrukturwechsels die Apsismauer. Die untere Zone der Konchenmauer ist also mit durchge-

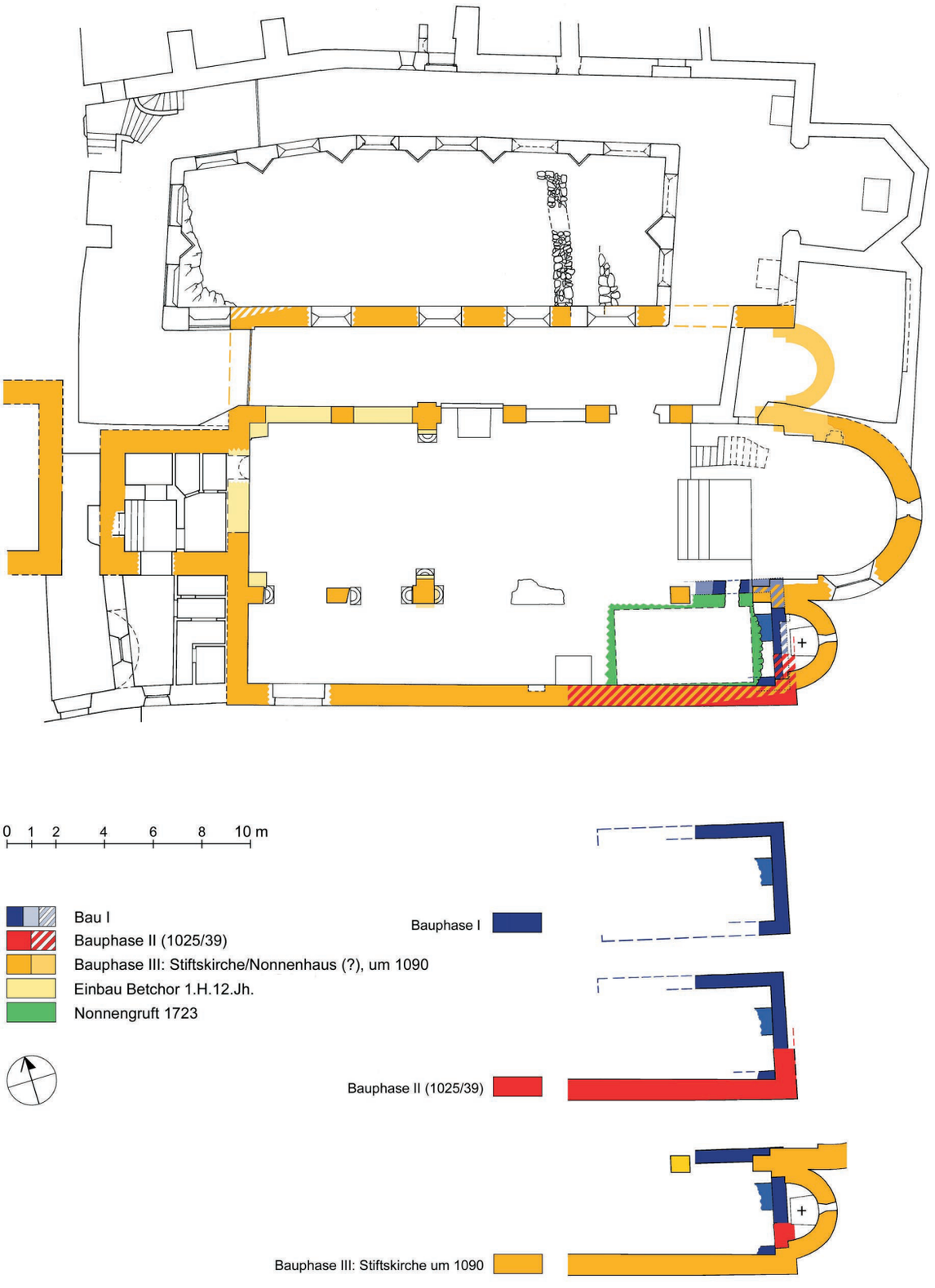


Abb. 1. St. Lorenzen, Stift-Sonnenburg. Bauphasenplan der Stiftskirche, unten: Bauphasen I–III im südlichen Seitenschiff, 1:250. Nach M. Mittermair, M. Bitschnau und H. Nothdurfter, Okt. 1999. Aufnahme M. Mittermair/H. Steiner, Okt. 1993.



Abb. 2. St. Lorenzen, Stift-Sonnenburg. Stiftskirche, Aussenseite der Südwand mit Bauphasen, 1:100. Nach M. Mittermair, M. Bitschnau und H. Nothdurfter. Gezeichnet M. Mittermair, Dez. 2000.

hender Stoßfuge an Bau II angestellt. Erst oberhalb dieser Kote bindet das Apsismauerwerk in das auf die Aufdoppelung gesetzte Mauerwerk der hochromanischen Stiftskirche störungsfrei ein, die somit einer dritten Bauphase angehört.

Die Stiftskirche mit dem Marienpatrozinium präsentiert den Typus der dreischiffigen, querhauslosen Basilika mit Vierstützenkrypta unter dem erhöhten Mittelchor (Abb. 1). Sie sitzt an ihrer Südostecke unmittelbar auf dem Kernbau (Phase I) wie auch auf dessen Ummantelung (Phase II) auf und benützt demzufolge beide Bauteile als gemeinsamen Fundamentunterbau. Dabei wird die Winkelabweichung der Vorgängerbauten im Neubau III übernommen. Somit findet der schiefwinkelige Verlauf der Apsiseinzüge gegenüber der hochromanischen Kirchenachse seine Erklärung. Sowohl die den Bauphasen I–II gemeinsame horizontale Abbruchkrone als auch der stratigraphische Befund, wonach der Innenraum des Vorgängerbaues erst bei der Errichtung der hochromanischen Kirche mit mörtelgebundenem Substruktionsmaterial eingeschüttet wurde, machen die relativchronologische Biographie der Bauten deutlich: Der als Kern erkannte Rechteckraum (I) blieb auch nach der im Zuge eines Erweiterungsbaues (II) notwendig gewordenen Aufdoppelung der Außenwände bzw. Neuaufmauerung der Südostecke in seiner Funktion erhalten und wurde erst im Vorfeld des hochromanischen Kirchenbaues (III) aufgegeben. Die Verzahnung der einzelnen Phasen und ihre gegenseitigen baulichen Abhängigkeiten schließen einen zeitlichen Kontinuitätsbruch entschieden aus.

Eine absolute Datierung ist nur für die hochromanische Stiftskirche III möglich: Das Mauerwerk der Stiftskirche charakterisiert ein von bewußter Formatwahl der Steine geprägtes, präzis horizontallagiges Schichtmauerwerk mit variierenden, stets aber niederen bis dünnplattigen Lagenhöhen unter Einschluß von sporadisch hochkant eingelassenen Steinen und Ansätzen von zonalem Strukturwechsel durch gereiht gesetzte Rohquaderplatten. Eckverbände aus Orthostaten (stehende Platten) und Reste eines in den Verschlußmörtel eingedrückten Fugennetzes ergänzen das spezifische Bild einer der 2. Hälfte des 11. Jh. bis gegen 1140 verpflichteten Mauerstruktur. Der sekundäre Einbau der Westempore, die ein ebenso

kleinteiliges Mauerwerk der 1. H. des 12. Jh. verwendet, drückt den *terminus ante* der vorgegebenen Zeitspanne deutlich nach unten; umgekehrt wird man den nur in Ansätzen ausgebildeten zonalen Strukturwechsel der Südwand nicht mit jenen voll entwickelten, großquaderartigen Orthostatenreihungen gleichsetzen dürfen, wie sie das frühere 12. Jh. ausformt. Die strukturtypischen Einschränkungen verbieten es, die Kirche – wie in der einschlägigen Literatur[5] – mit der Gründungsphase Sonnenburgs 1025/39 in Verbindung zu bringen. Bezugspunkt für das Mauerbild, das seine lokalen Analogien etwa in jenem der Vigiliuskapelle von Morter (C13, um 1080) oder in der Gründungsanlage der Burg Tirol (4. V. 11. Jh.) findet, scheint vielmehr jene, im 16. Jh. stark überarbeitete Nachricht zu sein, die zum Jahre 1090 eine Neuweihe des *monasterium Sunnenburgense* durch Bischof Altwin von Brixen unter Assistenz Bischof Adalberos von Trient überliefert. Obwohl mit gelehrtem Kommentar durchsetzt, läßt die Notiz dennoch ein zeitgenössisches Textgerüst erkennen[6]. Unabhängig davon läßt sich das Weihejahr von 1090 sowohl dendrochronologisch als auch paläographisch stützen: Die Probe eines aus dem Untergeschoß westlich der Kirche geborgenen Balkens in Zweitverwendung, der zwar Splint, aber keine Waldkante besitzt, belegt indirekt eine Bautätigkeit zwischen 1085 und 1089[7]. Für die dreizeilige Inschrift der ersten und zum hochromanischen Kirchenbau gehörigen Verputzschicht an der Westwand der Krypta *(EPIPHANIVS / NONN[…] /S(anctus) NI[…]S)* erscheint laut paläographischem Befund «eine Datierung, die zwar durch das geringe Niveau der Inschrift erschwert wird, in das späte 11. Jahrhundert als nicht unmöglich»[8].

Das Mauerwerk der Vorgängerphase II steht jenem der Stiftskirche nahe, zeigt aber noch keine Durchstrukturierung im hochmittelalterlichen Sinne. Die Tendenz zur Lagigkeit ist voll entwickelt, aber nicht stringent durchgezogen. Kennzeichnend ist die stellenweise auskeilende und in ihrer Horizontalität gebrochene («schwimmende») Steinschichtung mit durch Füllsteinen ausgeglichenem Lagenhalbversatz oder partiell dünnplattigen Abgleichungen, die im Sinne einer Überbrückung für ein ebenmäßiges Auflager sorgen. Im Gegensatz zum Mauerwerk der Phase III laufen die Einzellagen ohne Betonung in den Eckverband aus. Die Zeitzäsur für diese spezifische Art der Mauerung läßt sich etwa an der Jahrtausendwende festmachen und ist u. a. im Norperttrakt des Klosters Müstair dendrochronologisch mehrfach zu 1035 abgesichert[9]. Phase II wird man daher unschwer mit den Adaptierungen im Zuge der Stiftsgründung, die nach dem Gründungsbericht in die Zeit Bischof Hartwigs von Brixen (1022–1039) fiel, in Verbindung zu bringen haben.

Bau I ist wegen seines regellosen Mauergefüges und der geringen Mauerstärke dem Frühmittelalter, jedenfalls der Zeit vor 1000 zuzuweisen. Der fahlgraue Mauermörtel mit Kohleeinschlüssen erinnert den Ausgräber H. Nothdurfter an jenen der Hl. Kreuzkirche/

---

5 Reimo Lunz, Die Ausgrabungen auf der Sonnenburg bei St. Lorenzen. In: Der Schlern 48, 1974, 647; Karl Knötig, Die Sonnenburg im Pustertal, Bozen 1985, 6; idem, Die Revitalisierung einer Burg am Beispiel Sonnenburg. In: ARX, Burgen und Schlösser in Bayern, Österreich und Südtirol, 7/1, 1985, 3; Edmund Theil, Kloster Sonnenburg bei St. Lorenzen, Kl. Laurin-Kunstführer 30, Bozen 1980², 27; Irene Klammer, Die Kryptafresken im ehemaligen Nonnenstift Sonnenburg bei St. Lorenzen, Dipl. Innsbruck 1990, 27; Michael Wolf, Die Kirchenbauten des Benediktinerinnenstiftes Sonnenburg/Pustertal im Mittelalter. Eine bauanalytische Materialsammlung, Diplomarbeit Leipzig 1999, 68 – mit Einschränkung auf einzelne Mauerbereiche des Langhauses (besonders in den südöstlichen Teilen).

6 *1090. Hoc anno, decimoseptimo calendarum septembris, in natali beati Vrsatii (!) confessoris* […] *dominus Altvinus* […] *ecclesiæ Brixinensis episcopus de novo dedicavit et consecravit monasterium* […] *Sunnenburgense* […] *in honorem* […] *victoriosissimæ crucis* […] *genetricis perpetuæ virginis Mariæ ac omnium sanctorum ad instantiam et preces* […] *dominæ Hildegardis eius coenobii* […] *abbatisæ* […] *in præsentia* […] *domini Adalberonis antistitis Tridentinæ ecclesiæ* […]; kritisch zur Überlieferung in den Collectanea des Chr. W. Putsch 1566 (Universitätsbibl. Innsbruck, Cod. 825, pag. 324) künftig Tiroler Urkundenbuch II/1.

7 Bergung 1991; Dendro-Gutachten (Dendroprobe SOBU-4) K. Nicolussi, Univ. Innsbruck, Inst. f. Hochgebirgsforschung, 1992.

8 Gutachten Univ. Prof. Dr. Walter Koch, München, 1996.

9 Hans Rudolf Sennhauser / Jürg Goll, Müstair, Ausgrabungen und Bauuntersuchung im Kloster St. Johann. In: Jahresbericht des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Denkmalpflege Graubünden 1999, 13.

Säben (C8.3, Phase I, um 800), der Klosterkirche von Disentis (A30, Ende 8. Jh.), von St. Prokulus/Naturns (C20, Chorwand, Mitte 7. Jh.) und St. Andreas in Garn über Klausen (C4, sekundär vermauerte Mörtelstücke in Phase II, frühmittelalterlich). Einer möglichen Frühdatierung entspricht das Mauermaß von 55 cm, das in der Tradition römisch/spätantiker bis frühmittelalterlicher Baugewohnheiten steht und offenbar mit karolingerzeitlichen Bauten ausläuft[10]. Mauerstärke, regelloser Steinverband sowie eine gerade Stirnwand mit einem aus der Achse gerückten Wandaltar hat der Sonnenburger Bau mit der unter Verwendung römischer Baureste errichteten Kirche Alt-St. Martin in Lana (C9) gemein, deren Benützung nach Ausweis stratifizierter Keramik vom Typ Bozen/Walther-Platz noch im 10. Jh. belegbar ist. Zweifellos handelt es sich beim Sonnenburger Bau I um einen Sakralraum, allerdings ist der dortige Mauerblock nicht als Altar zu interpretieren. Vielmehr macht die «Mensahöhe» von nur 70 cm einen podestartigen Unterbau für ein Reliquienbehältnis etwa in Schreinform wahrscheinlich, was auch die asymmetrische Ausrichtung zu erklären hilft[11]. Einer dahingehenden Deutung, die ihrerseits eine hochmittelalterliche Datierung impliziert, steht der frühe Zeitansatz des Mauerrechteckes nur scheinbar entgegen. Gerade der verstrichene und ansichtsflächig geglättete Mauermörtel läßt durchaus auch an eine ursprünglich freiliegende Wandfolie denken, die erst später verputzt wurde. Demzufolge könnte es sich bei Bau I auch um einen Kleinbau etwa aus dem 10. Jh. handeln.

Bau I verdankt seinen außergewöhnlich guten Erhaltungszustand der örtlichen Lage auf der untersten Stufe des hier nach Süden abfallenden Felsens. Der Umstand, daß das Hauptgehniveau der Kultbauten stets auf das Niveau der obersten Felsstufe bemessen werden mußte, führte bei offensichtlich angestrebter Platzkontinuität zwangsläufig zur Wiederbenützung der tiefliegenden Altbauteile. Die Bauwiederholungen halten sich derart an den Kernbau (I), daß auch dessen eigenwillige Winkelabweichungen sowohl für die erste Stiftskirche (II) als auch für deren hochromanischen Nachfolgebau (III) maßgeblich wurden. Sie schlagen sich bis zuletzt in dem aus der Achse gedrehten Choreinzug, andererseits in der stumpf knickenden Südflucht nieder. Auch dieser Aspekt unterstreicht den bauarchäologischen Befund einer bruchlosen Kultkontinuität, die nicht zuletzt der Gründungsbericht des Stiftes 1022/39 bestätigt: Volkhold, Sohn Graf Otwins (im Pustertal) errichtet *in quodam suo castro Suanapurc vocato* aus Ehrerbietung gegenüber der Gottesmutter Maria, *cuius templum in eodem castro constructum est,* zu seinem und seiner Familie Seelenheil ein *cenobium sanctimonalium*[12]. Unter besonderer Betonung der Patroziniumsbeibehaltung umschreibt der Bericht prägnant die Ablöse der vorstiftischen Sakralbauphase (I) vor 1039 durch den Neubau der ersten Stiftskirche (II), die ihr Marienpatrozinium schließlich 1090 an die zweite Stiftskirche (III) weitergab.

Mit dem im Gründungsbericht genannten *castrum,* in das Volkhold sein Nonnenstift verlegt, ist eine Burg im hochmittelalterlichen Rechtssinne nicht zu vereinbaren. Das Zeugnis liegt zeitlich am oberen Ende der Entwicklungslinie frühmittelalterlicher Großburgen, die sich parallel zur und in Auseinandersetzung mit den sich formierenden Rechts- und Gesellschaftsstrukturen seit der Spätantike herausbilden und erst im 11. Jh. durch «kleinräumig» strukturierte Burgen mit Sitzqualität abgelöst werden. Gleichwohl handelt es sich offensichtlich um den Zentralort der späteren Grafschaft Pustertal, der sich nach der Stiftsgründung nach dem nahen St. Lorenzen bzw. auf die benachbarte St. Michaelsburg als dem im Mittelalter faßbaren Kern der Grafschaft Pustertal verlagerte. Die Zentrumsfunktion des seit vorgeschichtlicher Zeit intensiv genützten Hügels ist durch das an seinem Fuße liegende präurbane

---

10 Pfarrkirchen in Truden (C26) und Völs (C28), Alt-St. Martin in Lana (C9); s. Beitrag H. Nothdurfter in diesem Band.

11 Befunddiskussion mit H. R. Sennhauser.

12 A. v. Jaksch (Hg.), Monumenta historica ducatus Carinthiae. Geschichtliche Denkmäler des Herzogtumes Kärnten, Bd. 3: Die Kärntner Geschichtsquellen 811–1202, Klagenfurt 1904, 103 f., n. 246; zur Problematik der Überlieferung und den offenkundigen Interpolationen s. Franz Huter (Bearb.), Tiroler Urkundenbuch I/1, Innsbruck 1937, 33 f., n.54.



Abb. 3. St. Lorenzen, Stift-Sonnenburg. Südwand und südliche Seitenapsis der Stiftskirche, Ansicht gegen Nordwesten. Aufnahme M. Mittermair, Juli 2001.

Umfeld der römischen Station Sebatum prädisponiert. Für den Hügel selbst erschließt sich aus der Marienkirche, darüberhinaus aus der Gotthardkapelle an der Westspitze und der zentralen Vigiliuskapelle, die baulich in das ausgehende 11. bzw. 11./12. Jh. zurückreichen, eine außergewöhnlich reiche Kulttradition, die – in Analogie zu Säben (C8), Castelfeder (C18), Perdonig oder Martinsbühel (B41) – auf die Anlage eines spätrömisch / frühmittelalterlichen Castrums verweist. Zeitlich entsprechende Keramikfunde konnten erstmals 1998 getätigt werden[13], so daß die mögliche Frühdatierung der Phase I auf Sonnenburg nicht ausschließlich von siedlungs- und strukturgeschichtlichen Beziehungszusammenhängen abhängig ist.

Zusammenfassend: Für den Sonnenburger Burghügel kann eine lange Siedlungskontinuität nachgewiesen werden. Der am südöstlichen Rande des Hügels liegende *Rechteckbau I* darf als Sakralraum angesprochen werden, an dessen Ostwand ein aus der Raumachse abgerückter, allseitig verputzter Mensablock als Unterbau für einen Reliquienbehälter angebaut war. Er läßt sich anhand bautechnischer Überlegungen in die Zeit vor der Jahrtausendwende, vielleicht sogar in vorkarolingische Zeit datieren. Die erste *Stiftskirche II* aus der Gründungszeit des Stiftes um 1025/39 verwendet Bau I weiter, ummantelt bzw. überbaut dessen teils abgebrochene Ost- und Südmauer. Für ihn bleibt die eigenwillige Winkelabweichung von Bau I maßgeblich. Der Neubau der Kirche als dreischiffige, querhauslose *Pfeilerbasilika III* mit Vierstützenkrypta unter dem erhöhten Mittelchor überbaut den eingeschütteten Vorgängerbau I–II, integriert dessen Mauern in der Südostecke des südlichen Seitenschiffes, die sich in dem aus der Achse der Kirche gedrehten Choreinzug niederschlagen. Historische, dendrochronologische, paläographische und mauertechnische Aspekte weisen auf einen Errichtungszeitraum um 1090.

[13] Durch H. Nothdurfter 1998, unpubliziert.

Trient – Basilika San Vigilio (D 16.2)

Archäologische und bauhistorische Untersuchungen 1964–77 und 1991–94

Gerhard Seebach

Der Beitrag ist ein Auszug aus der Publikation über die archäologischen Grabungen*, durchgeführt 1964–77 unter der Leitung von Iginio Rogger. Die Veröffentlichung erfolgt mit seiner ausdrücklichen Genehmigung.

1. Grabung und Befundsituation

Der nach den Grabungen von 1964–77 überdeckte Raum mit den freigelegten Bauresten der Vorgängerbauten der «basilica attuale» erstreckt sich unterhalb des heutigen Domes im Bereich des Mittelschiffes, des Querhauses und des Mittelchores. Es handelt sich im wesentlichen um die horizontale Erstreckung des Innenraumes der Basilika im Bauzustand des 12. Jh., wobei die westliche Begrenzung der zugehörigen Vorhalle, innerhalb eines älteren und wesentlich größeren Atriums situiert, nicht erschlossen ist.[1]

Die Nachrichten über Bauarbeiten unter den Bischöfen Hiltigar in der 1. Hälfte des 9., Ulrich II im 2. Viertel des 11. und Altmann im 2. Viertel des 12. Jh. bildeten bis zum Abschluß der Grabungen im Jahre 1977 für die Grabungsbefunde den gesicherten Rahmen; über eine allgemeine Feststellung von Bauabfolgen hinaus war im Detail jedoch kaum eine genügend eindeutige und differenzierte Zuordnung von präzis voneinander zu trennenden Bauabschnitten möglich. Eine nach Bauphasen differenzierende Zusammenfassung gliederte deshalb die Chronologie der Vorgängerbauten nach nur drei Perioden, beginnend mit der Architektur einer frühchristlichen Kirche des 6. Jh.

Die 1991–94 erfolgte planmäßige Dokumentation der 1964–77 freigelegten Bauteile aller Vorgängerbauten der «basilica attuale» bedingte punktuell archäologische Sondagen zur vertikalstratigraphischen Überprüfung kritischer Stellen. Vor allem galt es, einen relativ-chronologischen Bezug zwischen dem aufgehenden Mauerwerk und den diversen, nur mehr in Fragmenten erhalten gebliebenen Fußböden bzw. Bauhorizonten herzustellen. In Teilbereichen bestand noch die Möglichkeit, aus einer Vielzahl von Einzelsondagen punktuell baugenetische Zusammenhänge abzuleiten und eine gesicherte Gesamtstratigraphie für die relativ-chronologische Abfolge aller Befunde zu erstellen.

2. Bauphasen und Planwechsel. Ein Abriß der Baugeschichte

Anstelle einer gesamtheitlichen (und damit unübersichtlichen) Beschreibung mit allen in den Untersuchungen gewonnenen Detailinformationen soll ein Abriß der Bauchronologie mit dem Schwerpunkt auf den Ausführungsprozessen dargelegt werden.

---

* L'antica basilica di San Vigilio in Trento. Storia Archeologia Reperti, 2 vol., a cura di I. Rogger, E. Cavada, Trento 2001

[1] Zu den älteren Grabungsdokumentationen siehe: Rogger 1967–1975.

a. Antike und spätantike Bauphasen
(Abb. 1)

1. Ältere Vorgängerbauten der *vigilianischen* Basilika:

a. Ein im 2. Jh. bestehender profaner Gebäudekomplex ist im Bereich des Atriums zu lokalisieren. Seine östliche Außenmauer bildet die untere Mauerzone der Langhaus-Westwand der vigilianischen Basilika. An die Mauer schließen raumseitig Reste eines Ziegelplattenbodens an, auf dem Fragmente polychromer Wandmalereien im Versturz liegen. Abänderungen im unmittelbaren Bereich des später aus der Wand gebrochenen südlichen Westportales deuten auf einen umfassenden Umbau, verbunden mit einer Niveauanhebung im ehemaligen Innenraum (noch vor der Errichtung der vigilianischen Basilika).

b. Auf den antiken Bau im Umfeld des frühmittelalterlichen Bema verweisen lediglich zwei sich in situ befindliche Steinplatten von Fußböden. Ob die nördliche Längsmauer der Basilika I ältere, zu diesem Plattenboden gehörende Mauerteile enthält, bleibt noch zu untersuchen.

2. Jüngere Vorgängerbauten der *vigilianischen* Basilika:

a. Den Bereich des Sacello sud unterzieht eine spätantike Verbauung mit Werkstätten und Läden, deren Bestand münzdatiert zumindest für das 3. Jh. gesichert ist. Keramisches Fundmaterial setzt ihre Anfänge möglicherweise noch in das späte 1. Jh. Innerhalb einer Sondage östlich der Südapsis aus dem 13. Jh. wurde ein parallel zur spätantiken Mauer im Sacello sud verlaufender Mauerzug, gleichfalls ca. 46–50 cm dick, freigelegt. Seine Zugehörigkeit zur spätantiken Verbauung ist jedoch nicht gesichert. Ob einzelne Bauteile als Annexräume zur Basilika I weiterhin Bestand hatten, bleibt noch zu untersuchen.

b. Ein in die N-Wand des Sacello nord einbezogener, gegen W zu weiterverlaufender spätantiker Mauerzug verweist auf eine ähnliche Verbauungsstruktur wie im Bereich des Sacello sud. Nach dem Grabungsbefund nördlich des Castelletto (im anschließenden Heizungskeller des Palazzo Pretorio)[2] orientierte sich die antike Verbauung am Verlauf der von der *Porta Veronensis* ausgehenden Fernstraße.

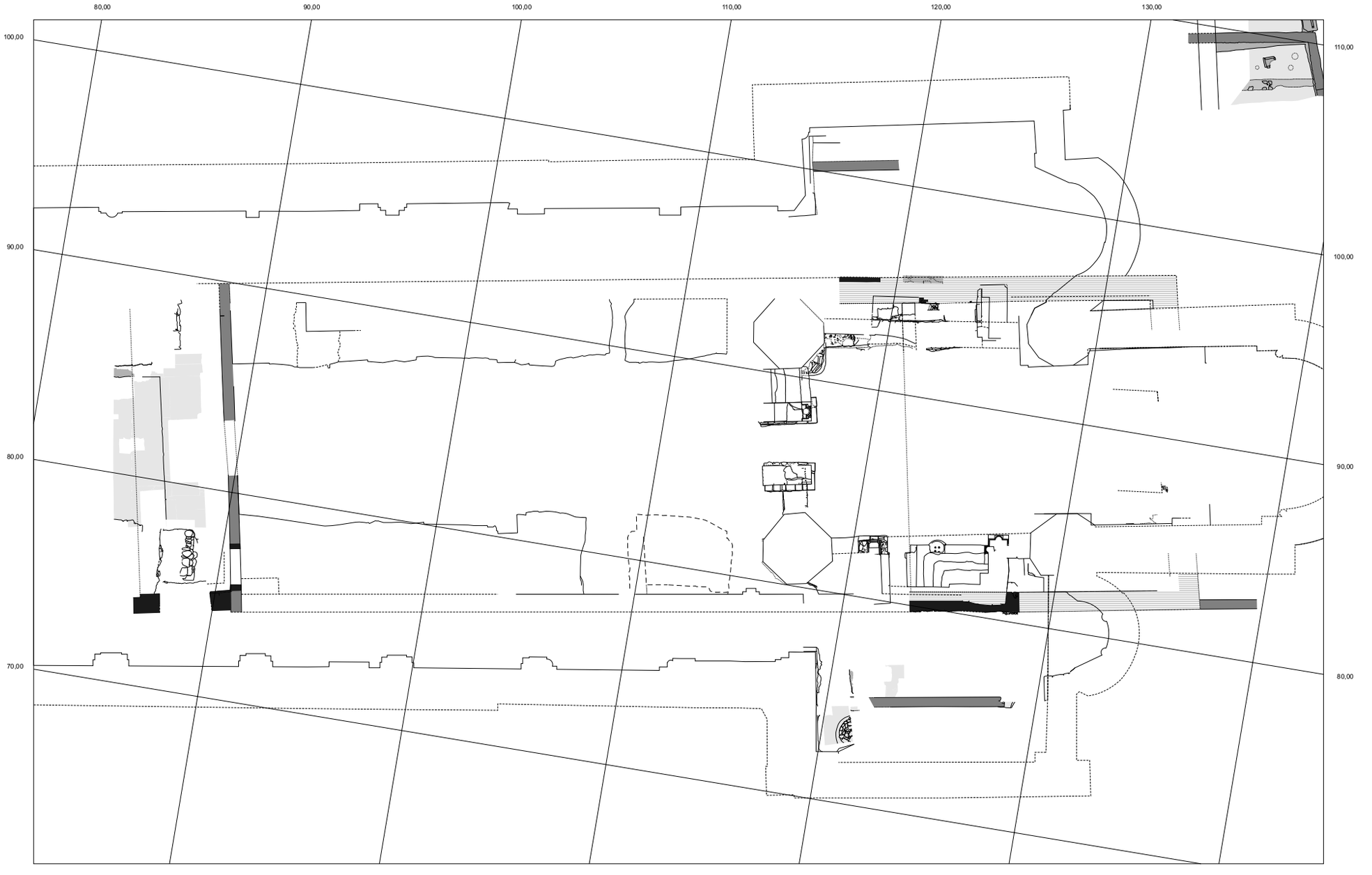
c. Umbau des Gebäudekomplexes im Bereich des Atriums (vgl. Bauphase 1a).

3. Die *vigilianische* Basilika:
Die monumentale Saalkirche mit Raummaßen von 14,30x (rekonstruiert) ca. 43,70 m entstand unter Einbezug von Bauteilen der profanen Vorgängerbauten. Ihr Ostabschluß ist ebenso unbekannt wie die Außengliederung der Längswände (möglich wäre eine flache Lisenengliederung). Gesichert ist hingegen der Bestand des mittleren Westportales (Abb. 7); eine zeitgleiche Anlage der seitlichen Westportale ist aufgrund der Niveaubezüge wahrscheinlich. Der Boden im Inneren bestand aus Steinplatten und Mörtelestrichen. In ihrer Funktion als Memorialkirche war das Bauwerk auf die Grablegen der drei trentinischen Märtyrer und des Bauherrn, Bischof Vigilio, ausgerichtet. Einen Hinweis zu deren Lokalisierung gibt die Situierung des Kryptenaltars im 11. Jh., obwohl die südlich des Altars erschlossenen Mauerzüge nicht unmittelbar mit den Grablegen als solche in Verbindung gebracht werden können. Vor der W-Wand entstand als Neuanlage innerhalb eines profanen Vorgängerbaues (vgl. Bauphase 1a) annähernd in Breite der Basilika ein Narthex, diesem vorgelagert ein von Mauern umfaßter Atriumshof.

4. Neubau des Atriums:
Schon aufgrund der Niveaubezüge ist der aufwendig mit großformatigen Steinplatten (antikes Spolienmaterial) ausgelegte Atriumsbereich einer jüngeren Bauphase zuzuordnen. Er ersetzte einen älteren Ziegelplattenboden im Bereich des Ostganges (Fragmente über dem Fundamentvorsprung der südlichen Umfassungsmauer des Atriums). Demnach brach man den Narthex der vigilianischen Basilika ab und errichtete einen repräsentativen, von Gängen umfaßten Binnenhof.

---

[2] Zum archäologischen Befund im Bereich des Palazzo Pretorio siehe Cavada 1993, pp. 89–104.



TRIENT – DOM S. VIGILIO

Schematische Darstellung der Bauphasen auf Grundlage der Grabungsbefunde
Maßstab 1 : 250

Abb. 1 : Spätantike Bauteile

Grabungsleitung 1964–77: I. Rogger
Sondagen 1991–94: G. Seebach
Auswertung (Stand): G. Seebach (Juni 2000)

- Bestand (Vorgängerbauten der Basilika I)
- Neubauteile (Basilika I, gegen 400)
- Rekonstruierte Neubauteile (gesichert)
- Stufen, Fundamente etc.
- Fußböden

Erläuterungen

Von der gesichert um die Mitte des 1. Jh. bestehenden *Porta Veronensis* aus verlief die Straße Richtung S annähernd in der Längsachse des mittelalterlichen Palazzo Pretorio. Mit der ab Ende des 1./Anfang des 2. Jh. einsetzenden Expansion der Stadt erfolgte auch die Verbauung entlang der Straße mit Werkstätten und Läden, nördlich des Castelletto, im Bereich des Palazzo Pretorio, nachweislich eine Bronzewerkstätte mit angeschlossenem Verkauf. Ein atriumsseitig gelegener antiker Innenraum war ursprünglich aufwendig mit einem Ziegelplattenboden und Wandmalereien ausgestattet, was seine Funktion als Werkstätte oder Verkaufsladen, verglichen mit den archäologisch erschlossenen spätantiken Bauten im Nahbereich der von der *Porta Veronensis* ausgehenden Straße ausschließt. Eine umfassende Umgestaltung des Gebäudes, verbunden mit einer beträchtlichen Anhebung des Bodenniveaus und einem Neuverputz der Innenwände ist noch vor der Errichtung der frühchristlichen Basilika anzusetzen.

Analog den frühchristlichen Memorialkirchen, oftmals mit Reliquien ausgestatteten Coemeterialkirchen, wie sie ab der 2. Hälfte des 4. Jh. in Oberitalien entstanden, liegt auch die vigilianische Kirche als eine *basilica martyrum* im Gegensatz zur eigentlichen Bischofskirche (S. Maria maggiore) außerhalb der Stadtmauern *(extra-urbana)*.[3] Nach den bisherigen Befunden bildete die vigilianische Kirche in ihrer Grundrißdisposition einen längsrechteckigen, leicht verzogenen Saalbau mit einer Raumbreite von 14,30 m und einer rekonstruktiv erschlossenen Raumlänge von ca. 43,70 m. Sein Ostabschluß, gerade oder apsidial, läßt sich baulich infolge der Anlage der Krypta im 11. Jh. ebensowenig eindeutig nachweisen wie eine etwaige Abgrenzung des Ostteiles im Rauminneren (eine solche läßt sich erst bei der Basilika II im 6. Jh. feststellen). Die Wandflächen des Saalraumes waren offensichtlich glatt verputzt, eine sehr flache Lisenengliederung blieb nur (als Fragment) im Ostgang des Atriums erhalten, Struktur bzw. Gliederung der Fassadenflächen (zeitgemäß wäre eine flache Lisenengliederung) sind unbekannt.

Das Adaptieren von Mauerzügen älterer Gebäude, deren Orientierung und Lage planmäßig mit den Intentionen des Neubaues korrelierten, bedeutete für die gesamte Grundrißkonzeption der vigilianischen Basilika ein Abweichen von strenger Orthogonalität: einerseits durch die Adaptierung der östlichen Außenwand des im Atriumsbereich situierten antiken Profanbaues als Langhaus-Westwand, andererseits durch die bestehende Verbauung entlang der von der *Porta Veronensis* ausgehenden Straße im E. Dagegen bewahrten die fast gänzlich neu errichteten Längsmauern des zentralen Saalbaues mit nur geringfügigen Abweichungen eine Parallelität mit den spätantiken, in den beiden frühmittelalterlichen Sacelli noch sichtbaren Mauerzügen, die von Werkstatt- und Ladenbauten stammen, ein Indiz für die Situierung der Basilika in einem dicht verbauten Areal. Dies deutet andererseits auch auf die Möglichkeit des Weiterbestandes von Bauteilen aus dem Bereich der spätantiken Werkstätten unmittelbar nördlich wie südlich der Basilika, beispielsweise in Form von Annexräumen des zentralen Saalbaues, doch läßt sich dies aus den bisherigen Befunden nicht gesichert ableiten.[4]

Vor der Mittelapsis der Krypta des 12. Jh. wurden im Zuge einer archäologischen Sondage Fundamentreste und Ausrißgräben von Mauerzügen festgestellt, an denen sich der Plattenboden der Krypta des 11. Jh. orientierte. Bei Spiegelung der ergrabenen Mauerverläufe um die Längsachse der Basilika beträgt die lichte Breite der so rekonstruierten raumförmigen Substruktion ca. 4,80 m, wobei die E-Mauer mit der (rekonstruierten) des Langhaussaales der Basilika I fluchtet. Unbekannt ist die Form des Ost-

---

[3] Ciurletti 1978; Ciurletti 2000, pp. 309–311; Rogger 2000, pp. 498–511.

[4] Da die erhalten gebliebenen Oberkanten der beiden parallel zu den Längsmauern der Basilika in den Sacelli verlaufenden spätantiken Mauerzüge, mit Mauerdicken zwischen 46 und 52 cm, höher liegen als das ursprüngliche Fußbodenniveau der Basilika, muß von ihnen weiterhin aufgehendes Mauerwerk bestanden haben.

abschlusses, sowohl der Substruktion als auch der Krypta des 11. Jh. (apsidial oder gerade). Ob Substruktion und Plattenboden der Krypta als phasengleich anzusehen sind, ist aus dem archäologischen Befund jedoch nicht eindeutig abzuleiten.[5] Zumindest berücksichtigt die Substruktion die auffällige Lage der Bodenplatten vor dem zentralen Altar in der Mittelapsis des 12. Jh. und reflektiert somit eine ältere Situation, die auf eine hervorragende Grablege verweist.

Im westlich dem Langhaus in annähernd gleicher Breite vorgelagerten Atrium verläuft die Mittelachse des um eine Stufe abgesenkten Atriumshofes in Verlängerung der Längsachse der Basilika. Die Breite des Hofes entspricht mit 7,22 m ziemlich genau der halben Breite des Saalraumes. Hingegen zeigen die Flügel des Atriums unterschiedliche Breiten (der Ostflügel 2,98 m, der Südflügel 3,22 m). Von Stützenstellungen für die Gangverdachungen sind keine baulichen Spuren vorhanden. Ursprünglich bestand in der Südostecke des Atriums ein Ziegelplattenboden. Da der erhaltene Steinplattenboden im Ostgang höher liegt, muß für die ursprüngliche vigilianische Basilika das Atrium eine andere bauliche Gestalt besessen haben. Die Mauerdicke der südlichen Umfassungsmauer des Atriums beträgt am Ansatz an der Langhaus-Westwand 92 cm, an einem Rücksprung um 15 cm im Abstand von 4,31 m zum Langhaus verringert sie sich auf 77 cm. Die Situierung der Porta sud des Atriums mit einer lichten Breite von 2,40 m erfolgt so, daß die Ansichtsfläche des westlichen Torpfeilers mit 92 cm (bis zum Mauerrücksprung) gleich breit erscheint wie die Leibungsfläche. Die Fragmente der Porta lassen keine Verschlußeinrichtungen erkennen. Da die südliche Umfassungsmauer einschließlich der Porta sud und der Ziegelplattenboden einer Bauphase angehören, sind sie als Bauteile des ursprünglichen, zur vigilianischen Basilika gehörenden Atriums anzusehen. Der Mauerrücksprung jedoch weist, wenn als ein Indiz für die Raumtiefe eines dem Langhaus vorgelagerten Bauteiles angesprochen, am ehesten auf die einfache Form eines querliegenden Narthex mit einem ummauerten Vorhof. Da zur frühchristlichen Basilika II bereits ein Umbau des Atriums mit der Steinplattenpflasterung festzustellen ist (Einbau des Stufenpodestes vor dem mittleren Westportal), gehört dieses einer zwischenzeitlichen Bauphase an. Der Grund für diese Umgestaltung des ursprünglichen Atriums dürfte im Wunsch nach einer repräsentativeren Erscheinungsform zu suchen sein. Es ist nicht auszuschließen, daß die Fragmente der lisenenartigen Wandgliederung aus Stuckmörtel an der Langhaus-Westwand im Ostgang von der Neugestaltung des Atriums stammen.

Die vigilianische Basilika zählt offensichtlich zu einer Gruppe von vergleichbaren monumentalen frühchristlichen Saalkirchen wie die gegen Ende des 4. Jh. errichtete «Basilika» von Monastero bei Aquileia – hier erfolgte die Unterteilung des saalförmigen Langhauses von 16,85x48,25 m nach der Zerstörung von 452 erst im Frühmittelalter,[6] S. Stefano in Verona mit Raummaßen von ca. 12,50x40 m und bedingt – unter Vernachlässigung der Querarme – S. Nazaro in Mailand mit Raummaßen von ca. 14,40x54 m.[7] Eine Saalkirche mit einem ca. 14x38 m großen, gerade geschlossenen Innenraum und vorgelagertem Atrium wurde auch im heutigen Dom von Bozen (C1) ergraben; er ist nach Nicolò Rasmo gegen Ende des 4./Anfang des 5. Jh. zu datieren.[8] Von dieser Gruppe der monumentalen Saalkirchen setzt sich in ihren Raumdimensionen deutlich die Vielzahl von bedeutend kleineren frühen Saalkirchen im alpinen und adriatischen Raum ab (ohne Berücksichtigung von eventuell vorhandenen seitlichen Annexräumen), der auch die Saalräume der Bischofskirchen u.a. in Celje / Cilli, Zuglio, Teurnia, Aguntum (Dölsach), La-

---

[5] Für eine etwaige Interpretation als Fundamente einer frühchristlichen Memorie fehlen aufgrund der bisher bekannten Niveauabfolgen bzw. der stratigraphisch erschlossenen Böden jegliche Anhaltspunkte. Hingegen bliebe die Zuordnung als eine Art Substruktion für ein Podest in einem Vorgängerbau der Kirche des 11. Jh. noch zu überprüfen.

[6] Tavano 1991, pp. 251–256.

[7] Kubach 1974, p. 22; Canova Dal Zio 1987, pp. 168–171; Mirabella Roberti 1990, pp. 433–439.

[8] Canova Dal Zio 1987, p. 221 f.; Dal Ri/Marzoli/Rizzi 1999.

vant (Kirchbichl), Säben (C8.1), Genf (St-Pierre) und Grado (Basilika auf der Piazza della Vittoria, Phase I) angehören.[9]

b. Von der spätantiken zur frühmittelalterlichen Basilika (Abb. 2)

5. Mit dem Funktionswandel von einer Memorial- zu einer Coemeterialkirche, der spätestens in der 2. Hälfte des 5. Jh. einsetzte, erfolgte eine grundlegende bauliche Umgestaltung der vigilianischen Basilika. Die Fußböden wurden abgetragen und im gesamten Rauminneren ein Gräberfeld, bestehend aus einem dichten Netz von gemauerten Grabschächten *(Formae)*, angelegt. Die Abdeckungen dieser Grabschächte, großformatige Steinplatten, bildeten für einen längeren Zeitraum die Begehfläche. Eine Werksteinstufe als Sockel für eine Abschrankung grenzte den nur geringfügig erhöht liegenden Ostteil gegenüber dem Laienraum ab. Die Form des Mittelteiles der Abschrankung ist ungewiß, eine in der Mittelachse vor der Stufe liegende Steinplatte könnte aufgrund ihrer Hochlage das Fragment einer Solea sein. Mit dem gesamtheitlichen Anheben des Fußbodenniveaus im Kircheninneren war zwangsläufig der Anbau eines Stufenpodestes vor dem mittleren Westportal erforderlich. Zu den Seitenportalen fehlt der analoge Befund, bauliche Indizien an der S-Wand des Atriums lassen jedoch auf ein Beibehalten der älteren Vorlegestufen schließen.

6. Im Zuge einer neuerlichen Umgestaltung des Atriums entstand anstelle des Ostganges, der durch den Einbau des Stufenpodestes vor dem mittleren Westportal seine Funktion als Durchgang schon eingebüßt hatte, eine monumentale Portikus in der gesamten Breite des Atriums. Sie bildete, mit ihrer äußeren Pfeilerstellung auf ältere Rücksprünge der seitlichen Umfassungsmauern des Atriums bezogen (Mauerrücksprung westlich des Südportales in der südlichen Umfassungsmauer), nun die gegen W zu vorgesetzte Westfassade der Kirche.

7. Vom nachweislich seit dem 5. Jh. im Umfeld der Basilika angelegten Gräberfeld wurden im Bereich des Sacello sud Bestattungen angeschnitten. Entlang der südlichen Außenwand der Basilika waren *Formae* angesetzt.

Erläuterungen

Die Anlage von Gräber im vormals dicht verbauten unmittelbaren Umfeld der vigilianischen Basilika, beginnend im 5. Jahrhundert,[10] bedingte ihren grundlegenden Wandel von einer Memorial- zu einer Coemeterialkirche. Dies artikulierte sich auch im Baulichen, vor allem das Rauminnere wie das westlich vorgelagerte Atrium betreffend. Nach dem Vorbild der stadtrömischen Coemeterialkirchen des 2. Viertel des 4. Jh. erfuhr der gesamte Kirchenboden sukzessive eine zellenartigen Einteilung durch gemauerte Grabschächte *(Formae)*, deren Abdeckungen mit großformatigen Steinplatten zugleich die neue Begehfläche nun auf erhöhtem Niveau bildeten.[11] Gegen bisherige Annahmen, der Mörtelestrich über den Steinplatten sei als Abdichtung der Gräber zeitgleich

---

9 Zum «Typus» der «aquileiensischen Saalkirchen» siehe Duval 1982, pp. 399–412.

10 Siehe Cavada 1998.

11 Mit der Anlage der *Formae* wurde auf ein System zurückgegriffen, das in größerem Umfang im Laufe des 3. Jh. üblich wurde, im 4. Jh. weit verbreitet war, sich dann noch über mehrere Jahrhunderte hielt. Zu den ältesten bekannten *Formae* zählen die der Grabbauten in der Nekropole der Isola Sacra bei Ostia im 3. Jh. (Calza 1940, p. 67. – Zu den *Formae* in der Basilika der Nekropole von Pianabella, Ostia siehe Fasola, Fiocchi Nicolai1989, p.1175 und 1177, Fig. 9). Im alpinen Bereich erscheinen *Formae* nach ca. 360 in der Theodulskirche von St. Maurice (Blondel 1948, p. 18 f.; Sennhauser 1966), im ehemaligen (bischöflichen) Mausoleum innerhalb der späteren Coemeterialkirche von St. Stephan in Chur vor oder gegen die Mitte des 5. Jh. (Claussen 1978, pp. 97–106; Sennhauser 1989, p. 1526 f.), im Achsenkreuz der kreuzförmigen Coemeterialkirche von S. Lorenzo, Aosta unterhalb der Solea (Reynaud/Colardelle/Jannet-Vallat/Perinetti/Privati 1989, p. 1510, Fig. 21; Bonnet/Perinetti 1981, p. 21 f.; Glaser 1997, p. 196 f.). Die Gräber innerhalb der in das späte 4. Jh. datierten Begräbniskirche von Sion (Sitten) entsprechen nur teilweise dem Typus der gemauerten *Formae* (Sennhauser 1989, p. 1524 f.; Glaser 1997, p. 191 f.). – Mit den rasterförmigen Einbauten von *Formae* folgen die Coemeterialkirchen ganz allgemein dem Vorbild der konstantinischen und nachfolgenden monumentalen

mit den Steinplattenabdeckungen anzusehen, sprechen einerseits die Unversehrtheit der freiliegenden Estrichflächen, andererseits die deutlich erkennbaren Abnützungsspuren an den sich in situ befindlichen Abdeckplatten unterhalb der Bemastufe.[12]

Das rasterförmig angelegte, orthogonal ausgerichtete Gräberfeld erstreckt sich zwar einheitlich über den gesamten Innenraum der Basilika, für seine bauliche Ausführung zeichnet sich aufgrund von unterschiedlichen Grabschachtgrößen sowie von Verschiebungen in der Längsrichtung ein Vorgehen in Abschnitten ab. Alle Grabschachtwände, -sohlen und Stege sind glatt verputzt, der schlämmartig aufgetragene, bis zu ca. 5 mm dicke Feinputzmörtel enthält einen hohen Anteil Ziegelmehl bzw. -splitt. Wegen des geringen Niveauunterschiedes zwischen den Fußböden der Basilika I und II von nur ca. 14 cm muß für die Anlage des Gräbersystems die Fußbodenkonstruktion der Basilika I zumindest größtenteils abgetragen worden sein. Dies war schon deshalb erforderlich, um einerseits die vorhandene Binnenstruktur wie das Kommunikationssystem (Portale) keiner grundlegenden Änderung zu unterwerfen, andererseits eine sukzessive Durchführung des Bauvorhabens zu ermöglichen. Anstelle der älteren atriumsseitigen Vorlegestufen des mittleren Westportales kam ein breites, in den Ostgang des Atriums ragendes Stufenpodest, bei den seitlichen Westportalen blieben die Vorlegestufen offensichtlich weiterhin bestehen.

Zeitgleich mit der Anlage der *Formae* erfolgt durch Lisenen und Chorschranken die Abgrenzung des nun um eine Stufe erhöht liegenden östlichen Raumteiles der Basilika. Die Schwellenstufe bildet zugleich den Unterzug für zwischen Pfeiler gesetzte Plutei, auf seitliche Durchlässe in den Chorschranken verweisen die Schleifspuren von Gittertüren. Die Abschrankung setzt an einer ca. 1,25 m breiten und ca. 25 cm weit vorspringenden, glatt verputzten Lisene an der N-Wand an, im Abstand von 32,45 m zur Langhaus-Westwand neu errichtet.

Die im Sacello sud erschlossenen *Formae* lagen ursprünglich außerhalb der Basilika, im Verlauf parallel zur deren ehemaligen südlichen Außenwand, unmittelbar an diese anschließend. Seine Fortsetzung fand dieses Gräbersystem auf der Piazza d'Arogno. Durch den Bau des Sacello sud wurde es durchschnitten und die westlich situierten *Formae* kamen im Innenraum des Sacello zu liegen.[13] Das ursprünglich geplante tieferliegende Bodenniveau hätte den Abbruch der (nun innenliegenden) *Formae* bedeutet.

c. Frühmittelalterliche Bauphasen

8. Durch eine Umstrukturierung erhielt der gesamte Innenraum einen aus Mörtelestrich bestehenden Fußboden, der die Grabplatten zur Gänze überdeckte. Anstelle einer möglicherweise querlaufenden Abschrankung des Ostteiles entstand das podestförmige, weiter ge-

---

Friedhofsbasiliken, wo sukzessiv kollektive Grablegen, eng verbunden mit dem Märtyrerkult, wenigstens teilweise die Hypogäen und Einzelbestattungen ersetzen. Neben den bisher bekannten 5 stadtrömischen Basiliken, S. Sebastiano an der Via Appia, SS. Marcellino e Pietro an der Via Labicana, bei S. Lorenzo an der Via Tiburtina, S. Agnese an der Via Nomentana und der anonymen Basilika an der Via Predestina (Krautheimer 1996, pp. 35–42), vertritt auch die Papst Marcus zugeschriebene, in mehreren Grabungskampagnen erschlossene Basilika im Bereich der Katakomben S. Callisto (nahe der Via Ardeatina) den Typus der 3-schiffigen Umgangsbasilika (Mazzoleni 2000, p. 142 f.); mit im Mittelschiff orthogonal (quer und längs zur Hauptachse), im Deambulatorium parallel zur Exedrenkontur ausgerichteten gemauerten *Formae*.

[12] Zum Mörtelestrich über den Abdeckungen der *Formae* in Chur, St. Stephan siehe Claussen 1978, pp. 98, 188 (Anm. 157, 158). – Da kaum eine Belegung der *Formae* innerhalb einer kurzen Zeitspanne anzunehmen ist, müßte der Mörtelestrich bei einer postulierten Zeitgleichheit mit den Steinplattenabdeckungen Spuren durch Nachbestattungen, von mehrmaligem Aufbrechen und Wiederherstellen aufweisen. Davon ist an den freiliegenden Estrichflächen nichts festzustellen.

[13] Siehe dazu Cavada 1998, p. 129 f. – Außenliegende, unmittelbar an die Außenmauer angesetzte *Formae* finden sich schon bedeutend früher, so z.B. in Rom bei der Basilika im Bereich der Katakomben S. Callisto, wo eine Reihe gemauerter *Formae* das südliche Seitenschiff begleitet.



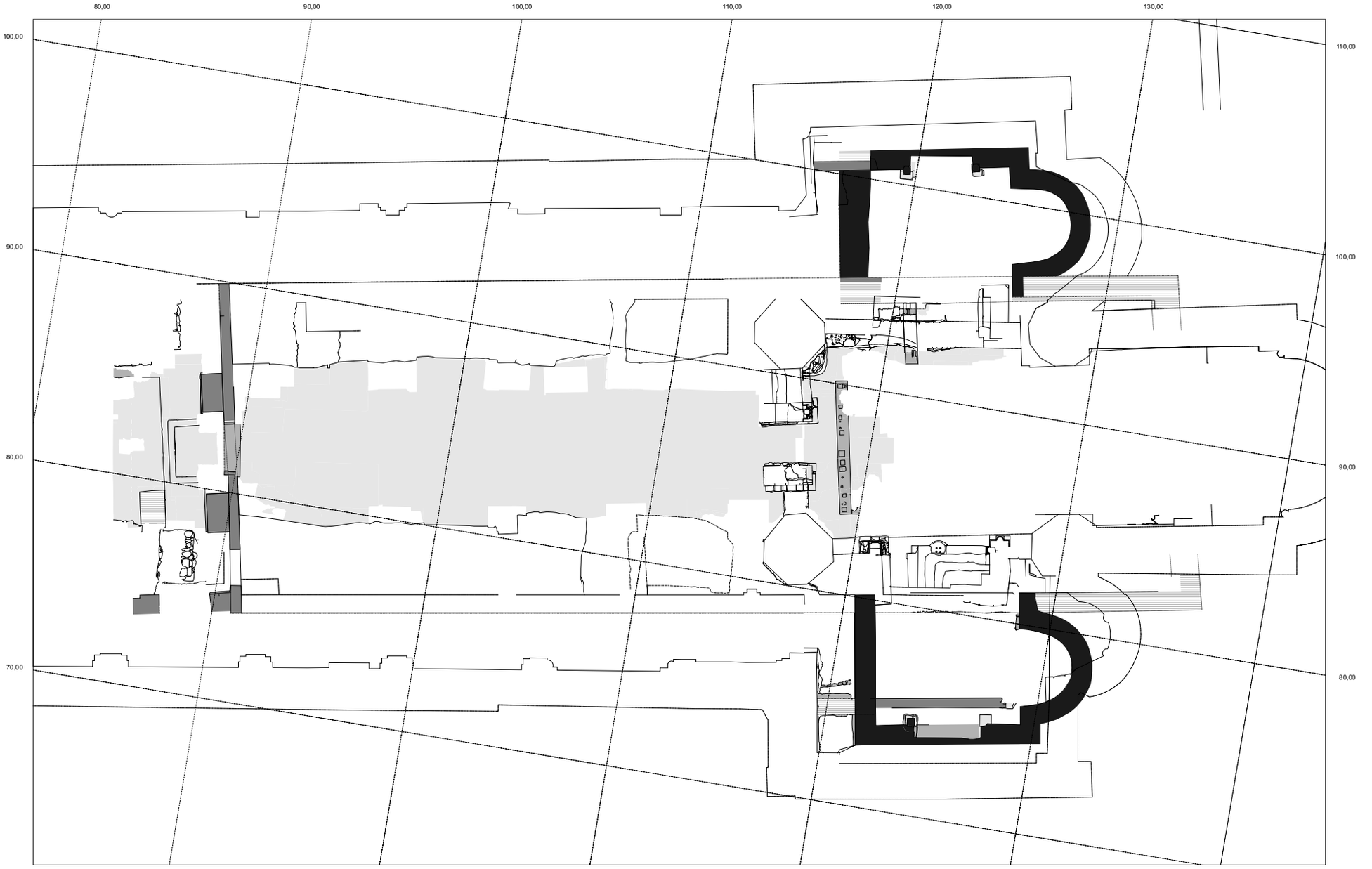
TRIENT – DOM S. VIGILIO

Schematische Darstellung der Bauphasen auf Grundlage der Grabungsbefunde
Maßstab 1 : 250

Abb. 2 : Basilika II (6. Jh.)

Grabungsleitung 1964–77: I. Rogger
Sondagen 1991–94: G. Seebach
Auswertung (Stand): G. Seebach (Juni 2000)

- Bestand (einbezogene ältere Bauteile)
- Neubauteile
- Rekonstruierte Neubauteile (gesichert)
- Stufen, Fundamente etc.
- Fußböden



TRIENT – DOM S. VIGILIO

Schematische Darstellung der Bauphasen auf Grundlage der Grabungsbefunde
Maßstab 1 : 250

Abb. 3 : Umbauten 7. bis 8. Jh.

Grabungsleitung 1964–77: I. Rogger
Sondagen 1991–94: G. Seebach
Auswertung (Stand): G. Seebach (Juni 2000)

Bestand (einbezogene ältere Bauteile)
Neubauteile
Rekonstruierte Neubauteile (gesichert)
Stufen, Fundamente etc.
Fußböden

gen W zu gerückte Bema, gleichfalls mit einem Estrichboden versehen. Noch vor der Errichtung des Sacello sud entstand ein an die südliche Längswand der Basilika gestellter Annexbau mit einer Raumbreite von ca. 4,15 m.[14] Seine orthogonal am Langhaus angesetzte E-Wand ist in die W-Wand des in einer nachfolgenden Bauphase errichteten Sacello sud einbezogen, von seiner südlichen Außenwand verblieb die den im Sacello sud noch sichtbaren spätantiken Mauerzug überlagernde Fundamentierung (der Abbruch der S-Wand erfolgte gleichzeitig mit der Erbauung des Sacello sud). Die ursprüngliche Funktion dieses Bauteiles ist unbekannt, die westseitige Anstellfuge der Langhaus-S-Mauer deutet auf eine räumliche Verbindung mit dem Langhaus.

9. Ein jüngerer Mörtelestrich, unmittelbar über dem älteren aufgebracht, beschränkte sich ausschließlich auf die Podestfläche des Bema.

10. Erbauung der Sacelli und Neugestaltung des Bema:

a. Der Mosaikboden im Bereich des Bema: Die Verlegung von Mosaikböden blieb nicht nur auf die das Bema umgebenden Bodenflächen beschränkt. Ein über den älteren Estrichen aufgetragener neuer Mörtelestrich und Spuren eines charakteristischen Verlegemörtel für Tesserae belegen auch für die Podestfläche eine ehemalige Mosaizierung.

b. Errichtung der beiden seitlich am Langhaus angebauten Sacelli. Das Sacello sud ersetzt in der Form eines apsidialen Kapellenraumes einen schmäleren westlich situierten, gerade geschlossenen Annexbau (vgl. Bauphase 8). Für das Sacello nord, ebenfalls apsidial geschlossen, ist ein Vorläufer nicht bekannt. Seine N-Wand überlagert einen spätantiken Mauerzug, die Fundamentierung der W-Wand ist hingegen uneinheitlich, zum Teil infolge hochmittelalterlicher Umbauten gegenüber dem ursprünglichen Bodenniveau hochliegend. *Arcosolia* verweisen auf die Funktion von Grabkapellen, mit dem Langhaus durch Öffnungen verbunden.

c. Fragmente eines Mosaiks im Arcosolium des Sacello sud sind als dislozierte bzw. deponierte Bruchstücke anzusehen. Allerdings zeigen die Tesserae eine abweichende Mörteleinbettung gegenüber den Mosaiken im Bemabereich.

11. Frühmittelalterliche Umbauten (Abb. 4):

a. Abmauerung der seitlichen Portale in der Langhaus-Westwand.

b. Einziehen eines rotmarmornen Steinplattenbodens im gesamten Innenraum (nur für die beiden Sacelli nicht nachweisbar). Auf dem Bema wurde für den Plattenversatz die Mosaizierung entfernt.

c. Umbau des Bema und Erneuerung der stirnseitigen Abschrankung, die nun zwischen Seitenmauern oder gemauerten Pfeilern eingespannt erscheint.

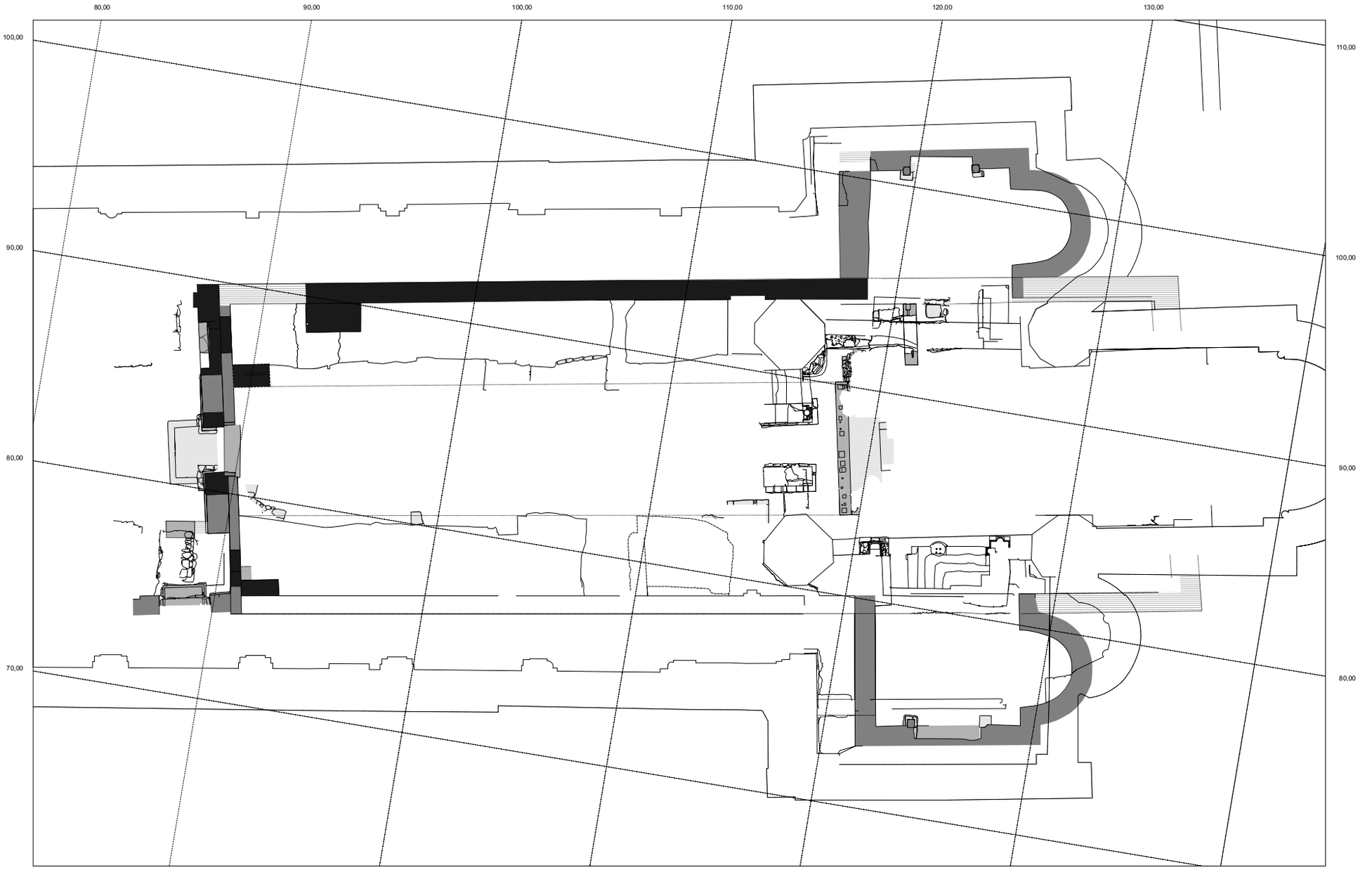
d. Anhebung des Fußbodenniveaus im Atriumsbereich, Umgestaltung des Südportales mit gleichfalls angehobenem Schwellniveau. Neuerliche Umstrukturierung des ehemaligen Atrium-Ostganges zu einer Vorhalle. Auf die Möglichkeit von Freistützen deutet ein (nicht mehr vorhandener) orthogonal an der Langhaus-Westwand angesetzter Mauerzug.

e. Errichtung von längsrechteckigen Wandpfeilern an der Innenseite der Langhaus-Westwand. Diese Baumaßnahme des 9. Jh. dürfte in Zusammenhang mit einer erstmaligen Unterteilung des bislang vermutlich saalförmigen Langhauses in 3 Schiffe sowie mit der Errichtung einer Westempore (über der Vorhalle situiert) stehen. Bauliche Indizien hierfür stellen eben der Wandpfeiler an der W-Wand im Langhaus sowie die nachträgliche, auf dem Mosaikboden fundamentierte (nur nordseitig nachweisbare) Einfassung des Bema dar.

Erläuterungen

Die frühmittelalterlichen Baumaßnahmen zentrieren sich auf eine innere Umgestaltung der Ostteile der Kirche, verbunden mit einem rein additiven Anbau von Querarmen. Durch diese

[14] Ob Teile der spätantiken Verbauung in Form von Annexbauten zur Basilika I weiterhin Bestand hatten, bleibt noch zu untersuchen.



TRIENT – DOM S. VIGILIO

Schematische Darstellung der Bauphasen auf Grundlage der Grabungsbefunde
Maßstab 1 : 250

Abb. 4 : Umbauten 9. Jh.

Grabungsleitung 1964–77: I. Rogger
Sondagen 1991–94: G. Seebach
Auswertung (Stand): G. Seebach (Juni 2000)

- Bestand (einbezogene ältere Bauteile)
- Neubauteile
- Rekonstruierte Neubauteile (gesichert)
- Stufen, Fundamente etc.
- Fußböden

Anfügungen, die wie gesonderte Kapellen mit eigenen Apsiden über die Flucht der Langhausmauern vorragen, verändert sich auch der Charakter der Kirche. Es entsteht eine Vorstufe hin zu einem Transept, die Gesamtform wird kreuzförmig. In ihren Dimensionen differieren die beiden Sacelli nur unwesentlich voneinander. Im Sacello sud betragen die Raummaße 7,0x5,75 m, im Sacello Nord – bedingt durch den verzogenen Grundriß – 6,72 m im N bzw. 6,98 m im S x5,35 m im W bzw. 5,18 m im E. Die Dicken der Außenmauern beider Sacelli deuten auf eher hohe, schachtförmige Räume. Denn im Vergleich zu den durchschnittlich 90–92 cm dicken Längsmauern des Langhauses mißt die W-Wand des Sacello sud 100 cm, die S-Wand 92 cm, die W-Wand des Sacello nord im Fundamentbereich 140 cm, im Aufgehenden 98 cm.

Gegenüber den tradierten Formen von frühchristlichen Sakralbauten über kreuzförmigen Grundrissen erfahren hier die separaten Teilräume eine bewußte Aufwertung, bzw. Auszeichnung, in der Verwendung der Bauglieder sowie der unterschiedlichen Ausstattungen oder Ordnungen (Gliederungen) dem Prinzip der Variabilität folgend. In den äußeren Längsmauern der Sacelli angeordnete und auf die Querachse der Kirche bezogene breite gerahmte Nischen, aus dem Befundkonnex als *Arcosolia* zu bezeichnen, deuten auf eine primäre Funktion als aufwendig ausgestattete Begräbniskapellen, in der Tradition außen angefügter spätantiker Mausoleen stehend. Tendentiell beginnt diese Entwicklung in den Zentren der frühchristlichen Architektur schon früh. Mit eine Grundlage dafür bildet die additive Zuordnung von Annexbauten zu monumentalen Kirchen, wie vor allem Mausoleen verschiedener Größe und Gestalt; in der konstantinischen Zeit bei den Begräbnis- und Memorialkirchen in Rom (S. Sebastiano, Ss. Marcellino e Pietro mit dem Mausoleum der Helena, S. Costanza), in Mailand (S. Lorenzo) ab dem 3. Viertel des 4. Jh.[15] Im alpinen und adriatischen Raum sind im Zeitraum vom 6. bis zum frühen 9. Jh. vielfach querarmförmige apsidiale Annexbauten nachweisbar, ob sekundär zu bestehenden Sakralbauten entstanden oder als Anräume zu Neubauten konzipiert. Die Flügelarme der Bischofskirche von Säben, der sog. Kirche im Weinberg (C8.1), erhalten in der 3. Bauphase (Phase 2b, im 6. oder 7. Jh.) sogar Apsiden angefügt.[16] Ebenfalls sekundär, vermutlich im 7. Jh., entstehen die apsidialen Annexbauten für Begräbnisse an den Flügelarmen aus der 2. Bauphase der abgegangenen Saalkirche Sous-le-Scex von Sion/Sitten.[17]

d. Die Bautätigkeit im 11. Jahrhundert (Abb. 5)

12. Umbauten des frühen 11. Jh.:

a. Umbau des Langhauses zu einer flachgedeckten 3-schiffigen Pfeilerbasilika, verbunden mit einer Anhebung des gesamten Fußbodenniveaus (einschließlich dem der Sacelli). Die Möglichkeit von Emporen über den Seitenschiffen ist wegen der bekannten Bauhöhe des nördlichen Seitenchores nicht auszuschließen.

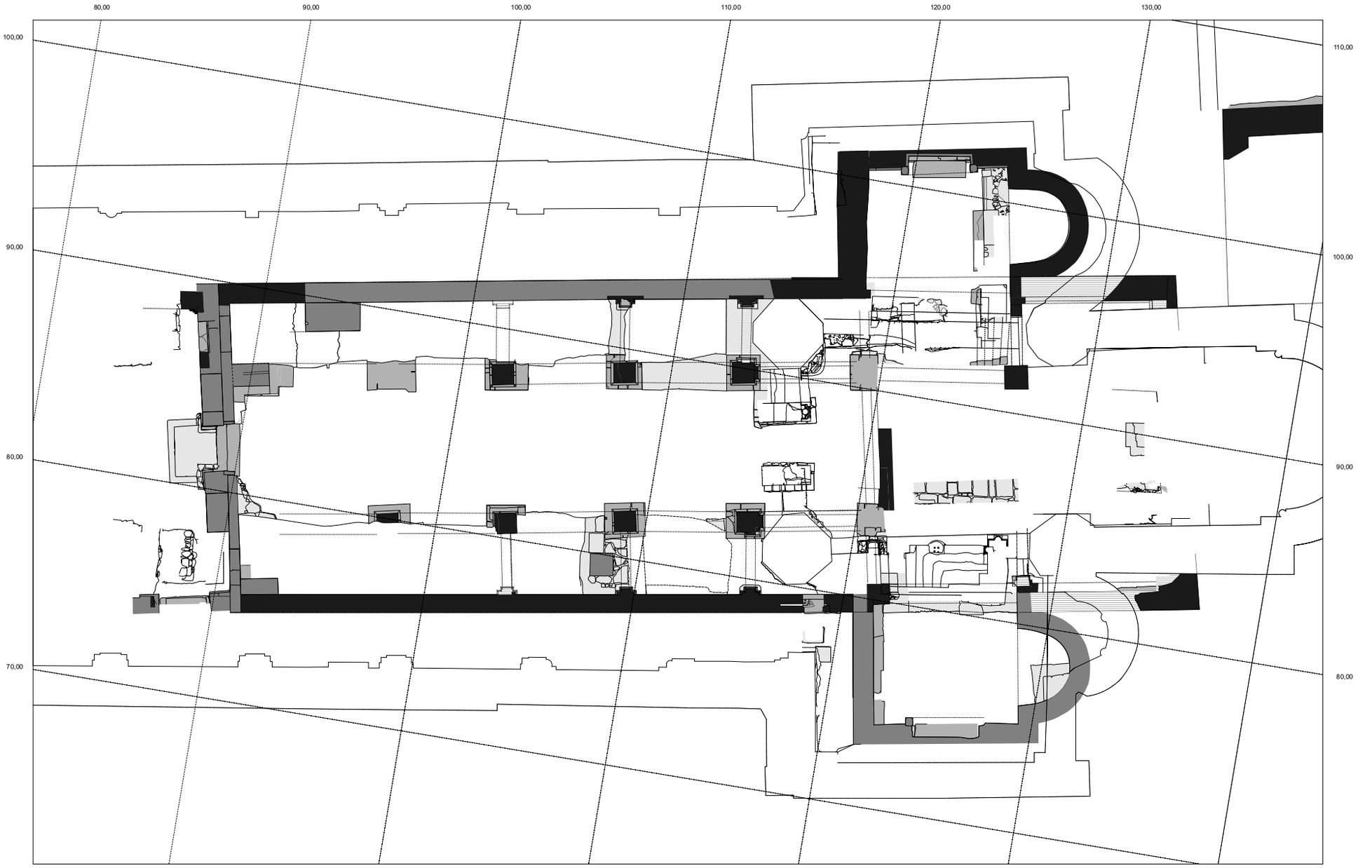
b. Neuerlicher Umbau der Vorhalle. Neubau der N-Wand mit gestuften Vorlagen, die auf eine – zumindest geplante – Einwölbung schließen lassen. Die Anhebung des Fußbodenniveaus bedingte den Versatz von neuen, höherliegenden Portalschwellen.

c. Vollständige räumliche Einbindung der beiden Sacelli als Querhausarme; mit gestuften, von kreuzförmigen Querschnitten abgeleiteten Vorlagen für die Scheidbögen.

d. Errichtung der Krypta im Bereich von Vierung und Chor. Breite Kryptenstiegen waren seitlich der Vierung angeordnet, schmale Stiegen zum hochliegenden Mittelchor frontal vor einer zwischen den beiden westlichen Vierungspfeilern verlaufenden Stirnwand. Form und Größe des Mittelteiles der Krypta entsprachen annähernd der des 12. Jh., ausgenommen im Ostteil, wo aufgrund der Grabungsbefunde

---

15 Krautheimer 1996, pp. 35–42; Vazzoler 1992.
16 Glaser 1997, pp. 152–154.
17 Sennhauser 1991, p. 388 f.



TRIENT – DOM S. VIGILIO

Schematische Darstellung der Bauphasen auf Grundlage der Grabungsbefunde
Maßstab 1 : 250

Abb. 5 : Umbauten 11. Jh.

Grabungsleitung 1964–77: I. Rogger
Sondagen 1991–94: G. Seebach
Auswertung (Stand): G. Seebach (Juni 2000)

- Bestand (einbezogene ältere Bauteile)
- Neubauteile
- Rekonstruierte Neubauteile (gesichert)
- Stufen, Fundamente etc.
- Fußböden

mit einer auf die Mitte beschränkten kleineren apsidialen Lösung oder einem geraden Schluß zu rechnen ist.

e. Erneuerung der Apsis und der W-Wand des Sacello nord im Aufgehenden.

13. Plan- und Ausführungsänderungen im 11. Jh.:

a. Im Ansetzen von Vorlagen an den Arkadenpfeilern des Mittelschiffs artikuliert sich durch Einziehen von Gurt- und Scheidbögen erstmals eine Vorstufe zur Teileinwölbung des Kirchenraumes.

b. Wechsel von geschrägten zu attischen Sockel- und Basenprofilen. Die nunmehr an den Längswänden der Seitenschiffe angeordneten Pilaster erhalten schon steile attische Basen (bei den zeitlich jüngeren reduzieren sich die Basenhöhen).

c. Reguläre Ausbildung von Freipfeilern mit kreuzförmigen statt quadratischen Querschnitten (westliche Vierungspfeiler).

Erläuterungen

Nach der Eintragung im Dittico Udalriciano initiierte Bischof Ulrich II. im 2. Viertel des 11. Jh. die entscheidende Umgestaltung zu einem Kirchenbau mit kreuzförmigem Grundriß. Durch Einziehen von weitgespannten Pfeilerarkaden ohne Zwischenstützen, ein in Norditalien eher selten verwendetes Instrumentarium, entstand ein 3-schiffiges, 5 Joche tiefes ungewölbtes basilikales Langhaus. Die endgültig vollzogene Öffnung der seitlichen Annexräume erwies sie in ihrem nunmehrigen architektonischen Bezug zur Vierung (Vorlagen an den Schnittkanten Querhaus/Langhaus) als reguläre Querarme eines durchgehenden Querhauses. Die Ostteile wurden gänzlich erneuert, bedingt durch die Anlage einer hallenförmigen Krypta. Zu einem endgültigen Abschluß gelangte der Umbau jedoch erst nach einem langwierigen Bauprozeß mit der Weihe im Jahre 1145 unter Bischof Altmann, der die Kirche «renovieren» und die Krypta aus dem 11. Jh. umgestalten ließ.

Die Neustrukturierung des Rauminneren ab dem 2. Viertel des 11. Jh. beruht generell auf dem Konstruktionsprinzip des sogenannten Quadraturschemas, der Gliederung des Raumes in gleich große Zonen (Joche). In der Umsetzung des Idealplanes mit quadratischen Mittelschiffsjochen bedingen die Vorgaben älterer Raumgrenzen sowie der Integration älterer Bauteile jedoch zwangsläufig Unregelmäßigkeiten und ein Abweichen von idealen Maßverhältnissen. Tatsächlich variieren die Jochtiefen, nicht zuletzt aber auch durch das Fehlen von Zwischenpfeilern bzw. eines Stützenwechsels, woraus sehr weit spannende Mittelschiffsarkaden und folglich längsoblonge Joche für die Seitenschiffe, zumindest durch Gurtbögen voneinander getrennt, resultieren. Die im Querschnitt annähernd quadratischen Freipfeiler der Mittelschiffsarkaden des Langhauses, mit Seitenlängen von ca. 1,00–1,07 m, enthalten antikes Spolienmaterial aus verschiedenen Materialkategorien. Den Arkadenpfeilern entsprechen schmäler dimensionierte Pilaster mit Rücklagen an den Längswänden der Seitenschiffe. Die strenge, vollkommen ungegliederte Pfeilerbildung für die Mittelschiffsarkaden und der Verzicht auf abgestufte Arkadenbögen entsprechen tendentiell einer Architekturströmung in Oberitalien gegen Anfang des 11. Jh. Die bedeutendste Neuerung im Zuge der Umgestaltung des Langhauses liegt in der Abänderung der Pfeilerquerschnitte während der Bauausführung. Das Ansetzen von Vorlagen bedeutet einen Entwicklungsschritt in Richtung Kreuzpfeiler, der Tendenz folgend, die bis dahin durchgehenden Wand- und Deckenflächen des Langhauses durch Bögen und Vorlagen in Raumabschnitte (Joche) zu gliedern, ohne die Geschlossenheit der Raumwirkung dabei in Frage zu stellen. Erstmals bei den östlichen Langhauspfeilern treten Vorlagen nicht nur zum Seitenschiff, sondern auch an den östlichen Leibungsseiten auf, an den durch Scheidbögen verbundenen westlichen Vierungspfeilern dann folgend an allen Seiten. Daraus resultiert zwangsläufig eine Abtreppung der Scheidbögen (durch Stufung bzw. Ausbildung von Unterzügen), in den Seitenschiffen das Einziehen von Gurtbögen als eine Vorstufe zur Einwölbung. Das Fehlen von Vorlagen zum Mittelschiff hingegen deutet auf ungegliederte Wände, die Jochfolge wird im Gegensatz zu den Seitenschiffen nicht akzentuiert. Der Schwibbogen als jochbildendes bzw. -betonendes Motiv tritt im oberitalienisch-lombardi-

schen Raum erstmals gesichert in Lomello, S. Maria Maggiore in Erscheinung.

Obwohl von der Choranlage selbst nur die baulichen Reste im Bereich der Krypta erhalten geblieben sind, spiegelt sich in diesen das gesamte System von Querhaus und Chor in seiner endgültigen Ausformung bis zum Jahre 1145 sehr genau wieder. Mit der gestaffelten Gruppierung von 5 Apsiden, von denen die 3 mittleren – des Mittelchores und der mit diesem kommunizierenden Nebenchöre – über das Querhaus hinaus nach E vorgeschoben sind, entspricht die gesamte Grundrißdisposition von Querhaus und Choranlage dem sogenannten benediktinischen Chorschema, für dessen genetische Ableitung vorrangig auf die 981 geweihte Klosterkirche Cluny II verwiesen wird.

Als Pfeilerbasilika aus dem frühen 11. Jh. ist S. Pietro in Acqui zu nennen. In Mailand, S. Ambrogio wird zwischen 1018–1050 das ursprüngliche, aus Säulenreihen gebildete, durch ein Pfeilersystem mit Stützenwechsel ersetzt, was den Einbau von Kreuzgratgewölben in den Seitenschiffen nach sich zieht. Das Mittelschiff bleibt vorerst offen (Dachstuhl), von einer Errichtung eines Querhauses wird jedoch Abstand genommen.[18] Ähnlich weitgespannte Mittelschiffsarkaden ohne Zwischenpfeiler bei längsoblongen Jochen in den Seitenschiffen zeigen sich beim Bau III von Romainmôtier, vor 1030.[19] Formal verwandt im Grundriß sind auch die Pfeilerarkaden des hallenförmigen Langhauses von Mailand, S. Simpliciano; sie datieren jedoch erst aus dem 2. Viertel des 12. Jh. (die Rippenwölbung gehört der 1. Hälfte des 13. Jh. an).

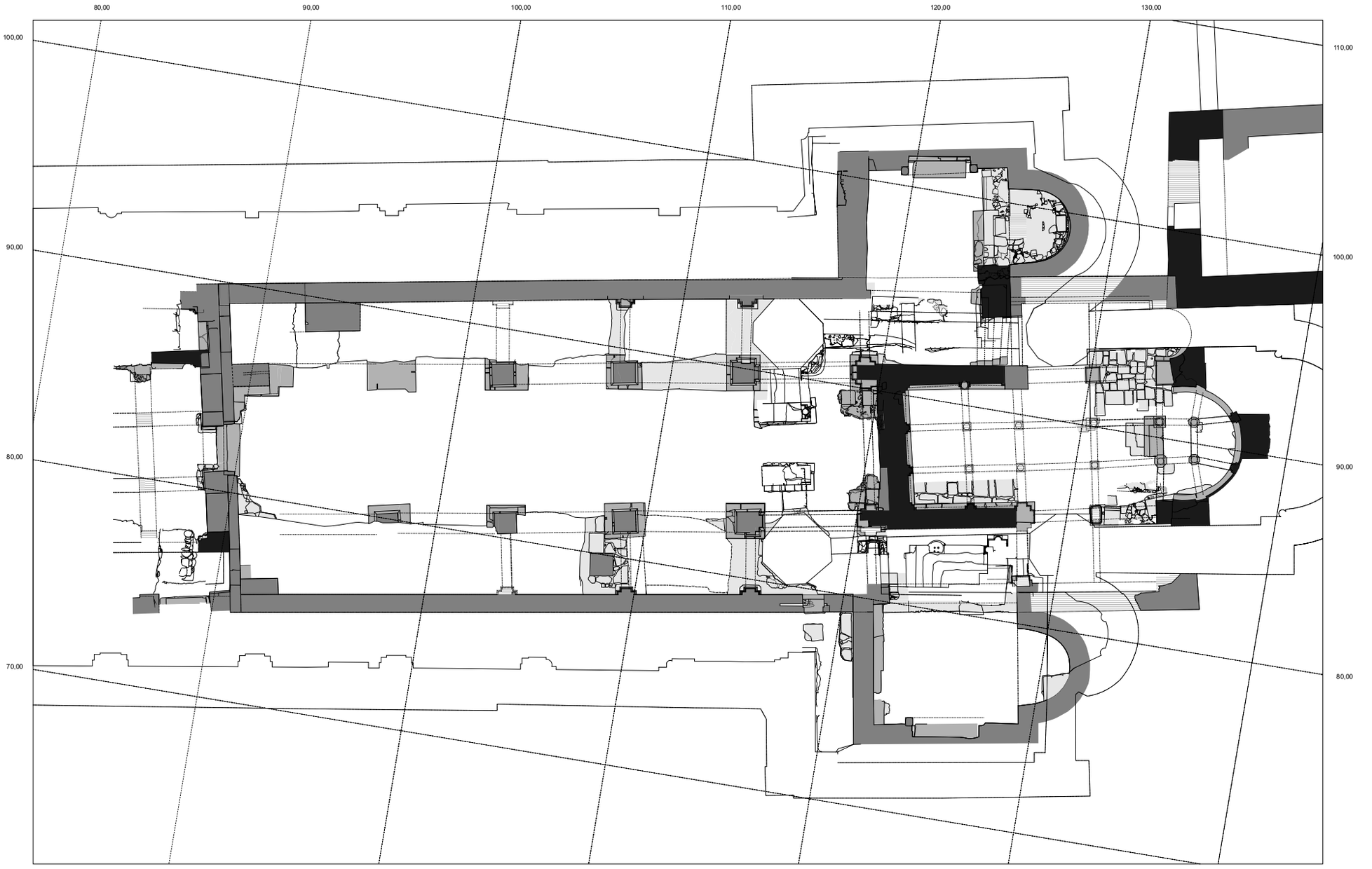
Wie in Galliano sind auch in der vergleichbaren 3-schiffigen Hallenkrypta von Agliate, S. Pietro, gegen Anfang des 11. Jh. datiert, die einzelnen Joche durch Gurtbögen voneinander separiert und die Wände mit Vorlagen versehen. Die annähernd zeitgeich umgebaute Krypta der Patriarchenkirche von Aquileia weist 3 Freistützenpaare im Apsidenrund auf (dementsprechend auch eine größere Zahl an Wandvorlagen), zwischen den beiden westlichen wird – in ähnlicher Form wie nachfolgend in Trient – die Altarsituation rekonstruiert.[20]

e. Umbauten im 12. Jahrhundert (Abb. 6)

14. Die Bautätigkeit in der 1. Hälfte des 12. Jh.:
a. Umbau der Krypta des 11. Jh. im Zuge des 3-apsidialen Chorneubaues.[21] Ein massiv gemauerter Unterbau für eine breite Chorstiege, zentral in der Mittelachse mit 2 seitlich angeordneten Anläufen, ersetzt die beiden schmalen Chorstiegen des 11. Jh. Die älteren Kryptenstiegen verbleiben, über der nördlichen entsteht ein Verbindungsgang zwischen Hochchor und Sacello nord.
b. Anhebung der Fußböden in den Sacelli.
c. Einbau einer schmäleren 3-schiffigen Vorhalle im Bereich der älteren aus dem 11. Jh., vermutlich im Zusammenhang mit einer Neuerrichtung bzw. Umgestaltung der Westempore (des Westbaues). Nord- und S-Wand setzen, Formen aus dem 11. Jh. tradierend, mit einer 2–fachen Treppung an der Langhaus-Westwand an. Die Kanten der Treppungen gehören zu Blendbögen an den Seitenwänden bzw. als Abläufe zu Graten einer Vorhallenwölbung (Kreuzgratgewölbe).

---

[18] Chierici 1978, p. 36.
[19] Sennhauser 1966, pp. 286–288.
[20] Dorigo 1992, pp. 191–213.
[21] Die ältesten Beispiele verwandter Chorlösungen zeigen in Italien der Neubau des Domes von Acqui und S. Reparata in Florenz, in Verona – in ihren Entstehungszeiten umstritten – S. Fermo und S. Lorenzo (Brucher 1987, pp. 3641; Romanini 1964, pp. 606–622). – Zum Einfluß Clunys auf den Kirchenbau in der Lombardei siehe Piva 1998.



TRIENT – DOM S. VIGILIO

Schematische Darstellung der Bauphasen auf Grundlage der Grabungsbefunde
Maßstab 1 : 250

Abb. 6 : Umbauten 12. Jh.

Grabungsleitung 1964–77: I. Rogger
Sondagen 1991–94: G. Seebach
Auswertung (Stand): G. Seebach (Juni 2000)

- Bestand (einbezogene ältere Bauteile)
- Neubauteile
- Rekonstruierte Neubauteile (gesichert)
- Stufen, Fundamente etc.
- Fußböden

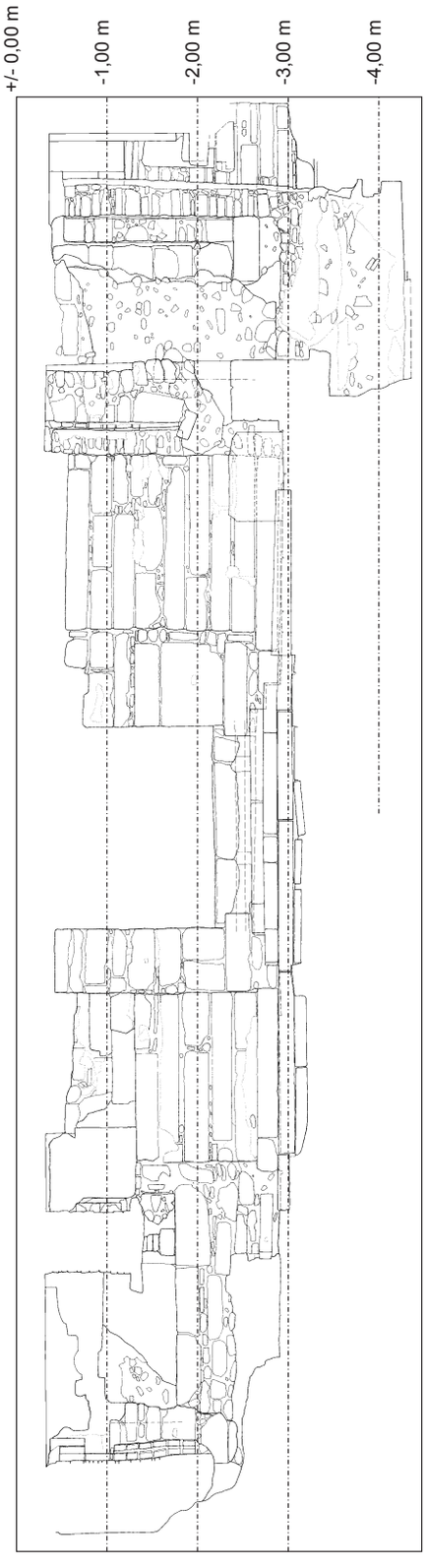


Abb. 7. Trient, Dom S. Vigilio, Westfassade (G. Seebach).

Literatur

Bonnet Ch./Perinetti R. 1981, La chiesa di S. Lorenzo in Aosta, scavi archeologici, Roma.
Brucher G. 1987, Die sakrale Baukunst Italiens im 11. und 12. Jahrhundert, Köln.
Calza G. 1940, La necropoli del Porto di Roma nell'Isola Sacra, Roma.
Canova Dal Zio R. 1987, Le chiese delle Tre Venezie anteriori al Mille, (2.ed.), Padova.
Cavada E. 1993, La città di Trento tra l'età romana e il medioevo: campione stratigrafico nell'area di Piazza Duomo, in: ArcheoAlp. Archeologia delle Alpi, 1, Trento, pp. 75–110.
Cavada E. 1998, Cimiteri e sepolture isolate nella città di Trento (secoli V–VIII), in: Brogiolo G. P./Cantino Wataghin G. (Hrsg.), Sepolture tra IV e VIII secolo, Documenti di Archeologia, 13, Mantova, pp. 123–141.
Chierici S. 1978, Romanische Lombardei, Würzburg.
Ciurletti G. 1978, La zona archeologica di S. Maria Maggiore – Trento, in: Restauri ed acquisizioni 1973–1978, Trento, pp. 305–310.
Ciurletti G. 2000, Trento romana. Archeologia e urbanistica, in: E. Buchi (Hrsg.), L'età romana, Storia del Trentino, II, Bologna, pp. 287–346.
Claussen H. 1978, Einordnung und Deutung (Die Grabkammer), in: Sulser W./Claussen H., Sankt Stephan in Chur. Frühchristliche Grabkammer und Friedhofskirche, Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich, I, Zürich, pp. 95–171.
Dal Rì L./Marzoli C./Rizzi G. 1999 (Hrsg.), Kirchen Südtirols vor dem Jahr 1000 / Chiese dell'Alto Adige anteriori al 1000, Amt für Bodendenkmäler, Bozen.
Dorigo W. 1992, L'architettura della basilica patriarcale di Aquileia, in: Storia e arte del Patriarcato di Aquileia, Antichità Alto Adriatiche, XXXVIII, Udine, pp. 191–213.
Duval N. 1982, Quelques remarques sur les «églises-halles», in: Aquileia nel IV secolo, Antichità Alto Adriatiche, XXII, Udine, pp. 399–412.
Fasola U. M./Fiocchi Nicolai V. 1989, Le necropoli durante la formazione della città cristiana, in: Actes du XIe congrès international d'archéologie chrétienne (Lyon, Vienne, Grenoble, Genève et Aoste, 21–28 Septembre 1986), II, Studi di antichità cristiana, XLI, Roma, pp. 1153–1205.
Glaser F. 1997, Frühes Christentum im Alpenraum: Eine archäologische Entdeckungsreise, Regensburg/Graz/Wien/Köln.
Krautheimer R. 1996, Rom: Schicksale einer Stadt, 312–1308, (2. ed.), München.
Kubach H. E. 1974, Architektur der Romanik, Stuttgart/Mailand.
Mazzoleni D. 2000, Roma paleocristiana. Le ricerche più recenti delineano il volto che la città assunse nei primi secoli dell'era volgare, in: Roma, «La Guide di Archeo», 3, Milano, pp. 128–145.
Mirabella Roberti M. 1990, Architetture paleocristiane a Milano, in: Milano capitale dell'impero romano 286–402 d.c. (Ausstellungskatalog), Milano, pp. 433–439.
Piva P. 1998, Architettura monastica nell'Italia del Nord: Le chiese cluniacensi, Milano.
Reynaud J. F./Colardelle R./Jannet-Vallat M./Perinetti R./Privati B. 1989, Edifices funéraires et nécropoles dans les Alpes et la vallée du Rhône, in: Actes du XIe congrès international d'archéologie chrétienne (Lyon, Vienne, Grenoble, Genève et Aoste, 21–28 Septembre 1986), II, Studi di antichità cristiana, XLI, Roma, pp. 1475–1514.
Rogger I. 1967–1975, Scavi e ricerche sotto la cattedrale di Trento, «Studi Trentini di scienze storiche», XLVI/1967, pp. 199–212; XLVII/1968, pp. 3–26; LII/1973, pp. 375–392; LIII/1974, pp. 387–409; LIV/1975, pp. 3–40.
Rogger I. 2000, Inizi cristiani nella regione tridentina, in: E. Buchi (Hrsg.), L'età romana, Storia del Trentino, II, Bologna, pp. 475–524.
Romanini A. M. 1964, L'Arte romanica, in: Verona e il suo territorio, II, Verona, pp. 583–777.
Sennhauser HR. 1966, St-Maurice (Kanton Wallis), Klosterkirche, in: Vorromanische Kirchenbauten: Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen, Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München, III/1, München, pp. 297–299.
Sennhauser HR. 1966, Romainmôtier (Kanton Waadt), in: Vorromanische Kirchenbauten: Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen, Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München, III/1, München, pp. 286–288.
Sennhauser HR. 1989, Edifices funéraires et mausolées en Suisse, in: Actes du XIe congrès international d'archéologie chrétienne (Lyon, Vienne, Grenoble, Genève et Aoste, 21–28 Septembre 1986), II, Studi di antichità cristiana, XLI, Roma, pp. 1515–1534.
Sennhauser HR. 1991, Sitten (Kanton Wallis), in: Vorromanische Kirchenbauten: Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen (Nachtragsband), Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München, III/2, München, pp. 388–389.
Tavano S. 1991, Aquileia e Grado. Storia, arte, cultura, (2. ed.), Trieste.
Vazzoler G. M. 1992, La Basilica maior di S. Lorenzo in Milano. Guida storica, artistica ed archeologica, Milano.

Neue Überlegungen und Resultate zu Churer Kirchen: Kathedrale (A22) und St. Luzi (A24)

Hans Rudolf Sennhauser

Chur, Kathedrale (A22) (Abb. 1)

Bistum Chur
Bischöfliche Kathedralkirche
Patrozinium: Maria

Im Schiff der Churer Kathedrale wurde 1921 ein aus der Mitte des 19. Jh. stammender, stark abgenützter Steinplattenboden in den Gängen ersetzt. Von den Bankfeldern entfernte man nur die Kinderbänke zeitweilig. Die heute bekannten Daten über ältere Kathedralbauten gehen auf damalige Beobachtungen des Architekten Walther Sulser und des Kustos, Dompfarrers und späteren Bischofs (1941–1962) Christian Caminada zurück. Erwin Poeschel hat 1930 Notizen und Mitteilungen W. Sulsers zu einem Bericht verarbeitet.[1]

Neue Beobachtungen wurden 1967 möglich, als die Kathedrale im Zuge der Einrichtung für die Liturgie nach dem Zweiten Vatikanum eine neue Bestuhlung à niveau mit den Gängen bekam. Der von Sulser 1921 festgestellte erste Mörtelboden der heutigen Kathedrale, der zum Teil mit jüngeren Sandsteinplatten durchsetzt und von Gräbern des 14. bis 18. Jh. durchbrochen war, wurde abgehoben. Unmittelbar darunter kam ein älterer Mörtelboden mit ziegelmehlgeröteter Oberfläche zum Vorschein, der auf der Höhe des westlichen Pfeilerpaares gegen Westen und unmittelbar östlich des nordwestlichen Freipfeilers gegen Norden begrenzt war.[2]

Sowohl 1921 wie 1967 ging es einzig um Beobachtungen, die durch Bauarbeiten ermöglicht wurden; eine umfassende archäologische Untersuchung wird sich aufdrängen, wenn anlässlich der seit langem diskutierten Restaurierung der Kathedrale der Fussboden erneut tangiert wird.

Bau I (Abb. 2)

Bis 1966 galt Apsis I als Rest «einer dreischiffigen Basilika mit breitem Querschiff und annähernd halbrunder Apsis» im «hellenistisch-konstantinischen Schema».[3] Im Katalog der Vorromanischen Kirchenbauten[4] habe ich damals die Frage gestellt, ob es sich nicht eher um eine Saalkirche mit breiten querschiffartigen Ausbauten handle in der Art von S. Stefano in Verona, der Kirche im Weinberg von Säben (C8.1) oder der *Basilica Virginum* (S. Simpliciano) in Mailand. Dies vertritt 1976 auch Christoph Simonett.[5] Ich halte den Ansatz auch heute noch für wahrscheinlicher, hauptsächlich auch, nachdem die Forschungen der letzten Jahr-

---

1 Erwin Poeschel, Zur Baugeschichte der Kathedrale und der Kirche S. Lucius in Chur, in: Anz. Schweizer. Altkde. 32, 1930, S. 99–113, 165–186, 219–234.

2 Siehe unten: Bau III.

3 Erwin Poeschel, Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden I (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 8), Basel 1937, S. 15. – Ders., Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden VII (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 20), Basel 1948, S. 39 f.

4 Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen, bearb. v. Friedrich Oswald, Leo Schaefer, Hans Rudolf Sennhauser (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München III/1), München 1966–1971, S. 51.

5 Christoph Simonett, Geschichte der Stadt Chur, in: 104. Jahrb. Hist.-Ant. Ges. Graubünden 1974 (1976), S. 1–199 (SA als Historia Raetica 4, Chur 1976), S. 49.

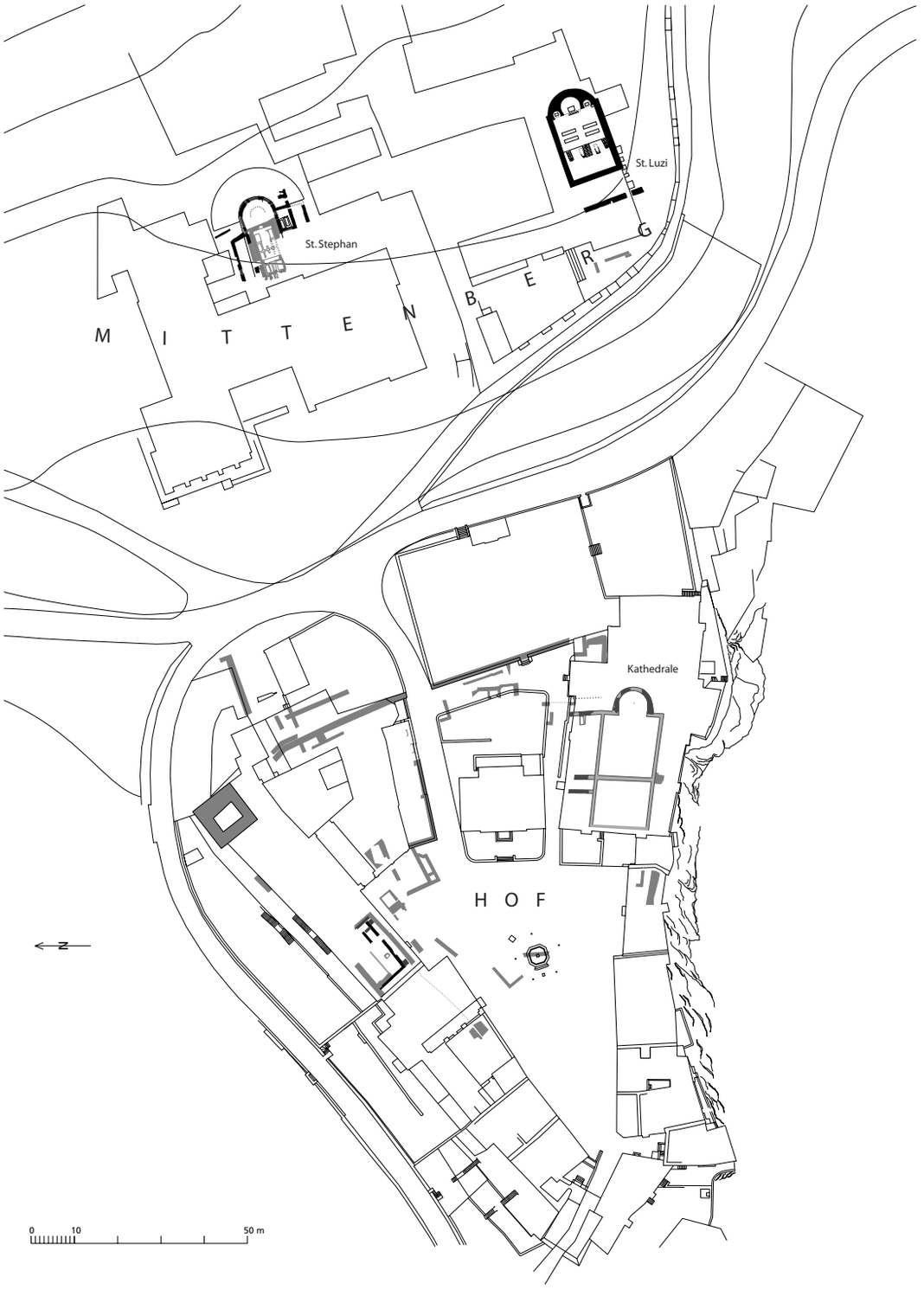


Abb. 1. Chur, Hof und Mittenberg. Übersichtsplan mit karolingischer Kathedrale, karolingisch St. Luzi, frühchristlichem St. Stephan und am Hofplateau nachgewiesenen Mauerresten.

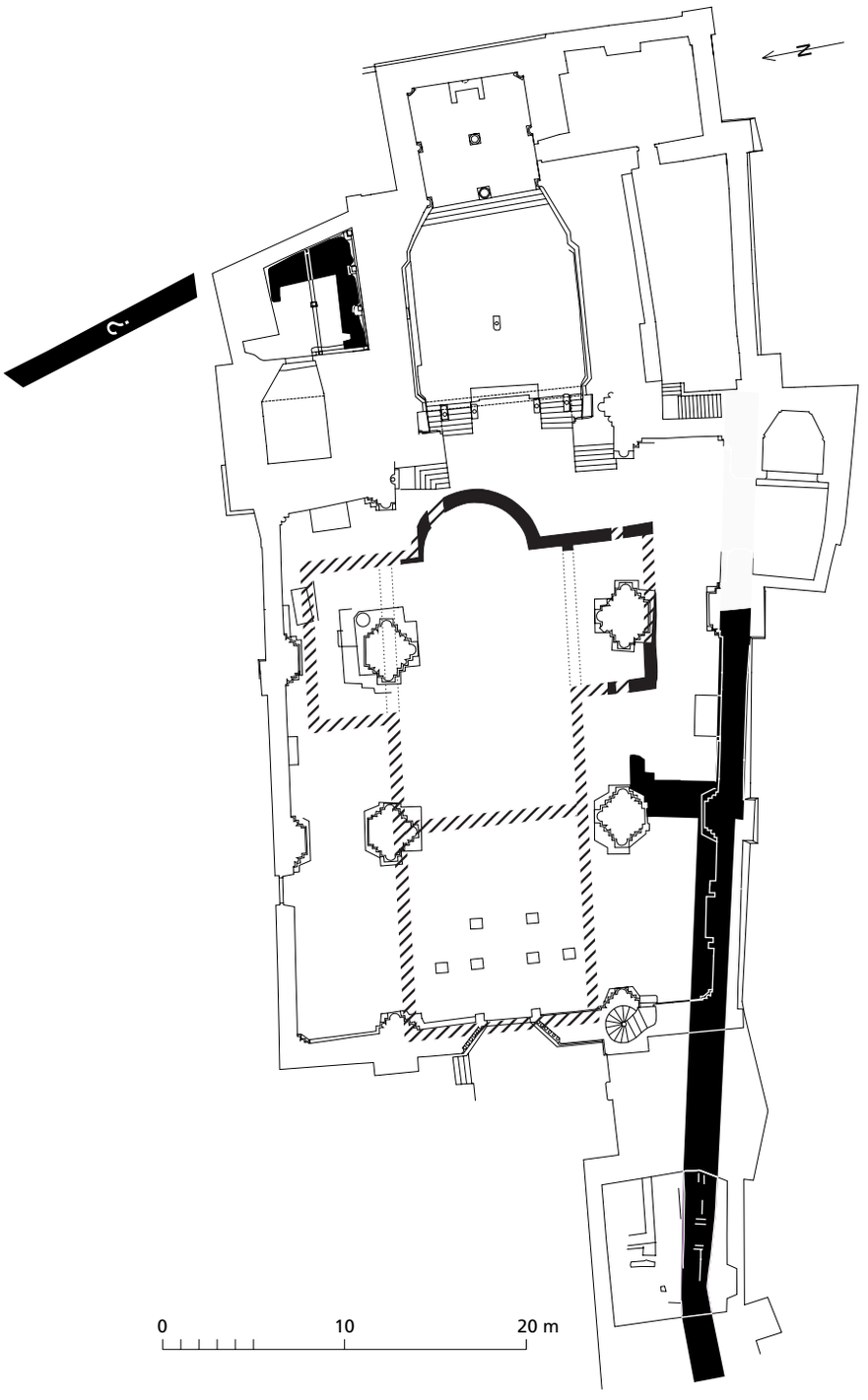


Abb. 2. Chur, Hof, Umfassungsmauer und Kathedrale, Bau I, 5. Jh.

zehnte gezeigt haben, dass das dreischiffige basilikale Schema nicht jene ausschliessliche Gültigkeit besass, die man ihm lange zugeschrieben hat.

Die Apsis mit einer Mauerstärke von 72 cm und mit einem Radius von 2,95 m war mit hammerrecht behauenem Bruchsteinmauerwerk aufgeführt. «Aus grossen, gut behauenen Steinen mit vier Sichtflächen lagerhaft und handwerksgerecht gefügt»,[6] aussen und innen verputzt (rauher Verputz ohne Farbspuren). Ca. 15 cm über dem 13 cm vortretenden inneren Vorfundament lag ein Mörtelboden aus Sand, feinerem Kies und Ziegelschrot (mit «in Mörtel gelegten Ziegelbröcklein»:[7] Oberflächenschicht mit Ziegelkleinschlag?) mit ziemlich gleichmässig abgeglätteter Oberfläche. Die Sohle des 72 cm hohen Fundamentes gründete im Moränenkies. Vom Südflügel eines Querhauses oder eher von einem südlichen Querannex sind die Ost-, die Süd- und die Westbegrenzung definiert. Die Südmauer hatte eine Stärke von 64 cm, und sie war bis 60 cm hoch erhalten. An einer Stelle lag sie unmittelbar auf dem Nagelfluhfelsen (der 1921 nur hier nachgewiesen werden konnte). Die Südwestecke war «ausgefüllt mit einer ca. 50 cm starken Schicht einer sehr harten Masse, bestehend aus in Kalk vergossenen Ziegelstücken verschiedenster Grösse», darunter fanden sich *tegulae* römischer Machart.[8] Möglicherweise ein Werkplatz, an dem der Mörtel gemischt und mit Ziegelbröcklein versetzt wurde. Römische Ziegel lagen mindestens noch in grösserer Menge herum, als der erste Kathedralenbau entstand.

Unser Rekonstruktionsvorschlag spiegelt die Südschulter über die Apsisachse nach Norden. Eine Vorlage vor der Innenwand der Querannex-Ostmauer (Sulser: «Mauervorsprung […] nicht im Verband mit der dortigen Mauer, ohne Fundament, […] fiel bei der Freilegung zusammen»)[9] nehmen wir als Anhaltspunkt für die Rekonstruktion der Langhausbreite. Die Nordmauer des Langhauses kommt dann spiegelbildlich übertragen auf die bei zwei späteren Bauten und noch im heutigen Dom durch die Lage der nördlichen Pfeiler beibehaltene Linie zu liegen. Auffällig ist, dass die «Westmauer der heutigen Kirche parallel mit den Ostmauern der ersten Kirche» verläuft.[10] Auch wenn bei frühen Kirchenbauten die Westmauer sehr oft nicht im rechten Winkel zur Längsachse steht, ist man versucht, besonders auch weil ein Suchschnitt 1921 keine ältere Westmauer innerhalb der heutigen erbrachte, darin einen Hinweis auf die Lage der spätantiken und der karolingischen Westmauer zu sehen. Walther Sulser stellte 1921 fest: «ein durch das ganze Mittelschiff gezogener Graben förderte keine Mauerreste zutage, dagegen einen Bodenbelag … zur Kathedrale gehörend, mit Steinbett in Mörtel gelegt».[11] Nachdem sich im Vergleich mit Mailand, Verona, Säben vertretbare Dimensionen ergeben, rekonstruieren wir hypothetisch die Westausdehnung des ersten Domes bis zur heutigen Kathedralenfront.

Proportionsverhältnisse: Die lichte Gesamtlänge ist ungefähr gleich dreimal lichte Langhausbreite, die lichte Tiefe der Annexräume ca. 20 cm grösser als der Apsisdurchmesser. Die Gesamtbreite des Domes in der Annexzone (von Mauermitte zu Mauermitte gemessen) entspricht der doppelten lichten Langhausbreite.

Die Datierung des ersten Dombaues wird man nach wie vor mit der Erstnennung eines Churer Bischofs im Jahre 451 in Verbindung bringen: Wohl 1. Hälfte des 5. Jh.

Bau II (Abb. 3)

Tiefe, leicht hufeisenförmige, 82 cm starke Apsis mit einem Radius von 3,45 m. Das Schiff bisher archäologisch nicht erfasst. Zu Bau II

---

6 Poeschel (Zit. Anm. 1) S. 108.
7 Walther Sulser, Handschriftliche Notizen 1921, S. 6.
8 Walther Sulser, Notizen über die Ausgrabungen in der Kathedrale Chur, begonnen am 7. Sept. 1921. Vgl. Plan No 442, Maschinenschriftlicher Bericht, S. 4.
9 Sulser, Notizen (Zit. Anm. 8) S. 4.
10 Vorromanische Kirchenbauten I (Zit. Anm. 4) S. 51.
11 Sulser, Notizen (Zit. Anm. 8) S. 2.

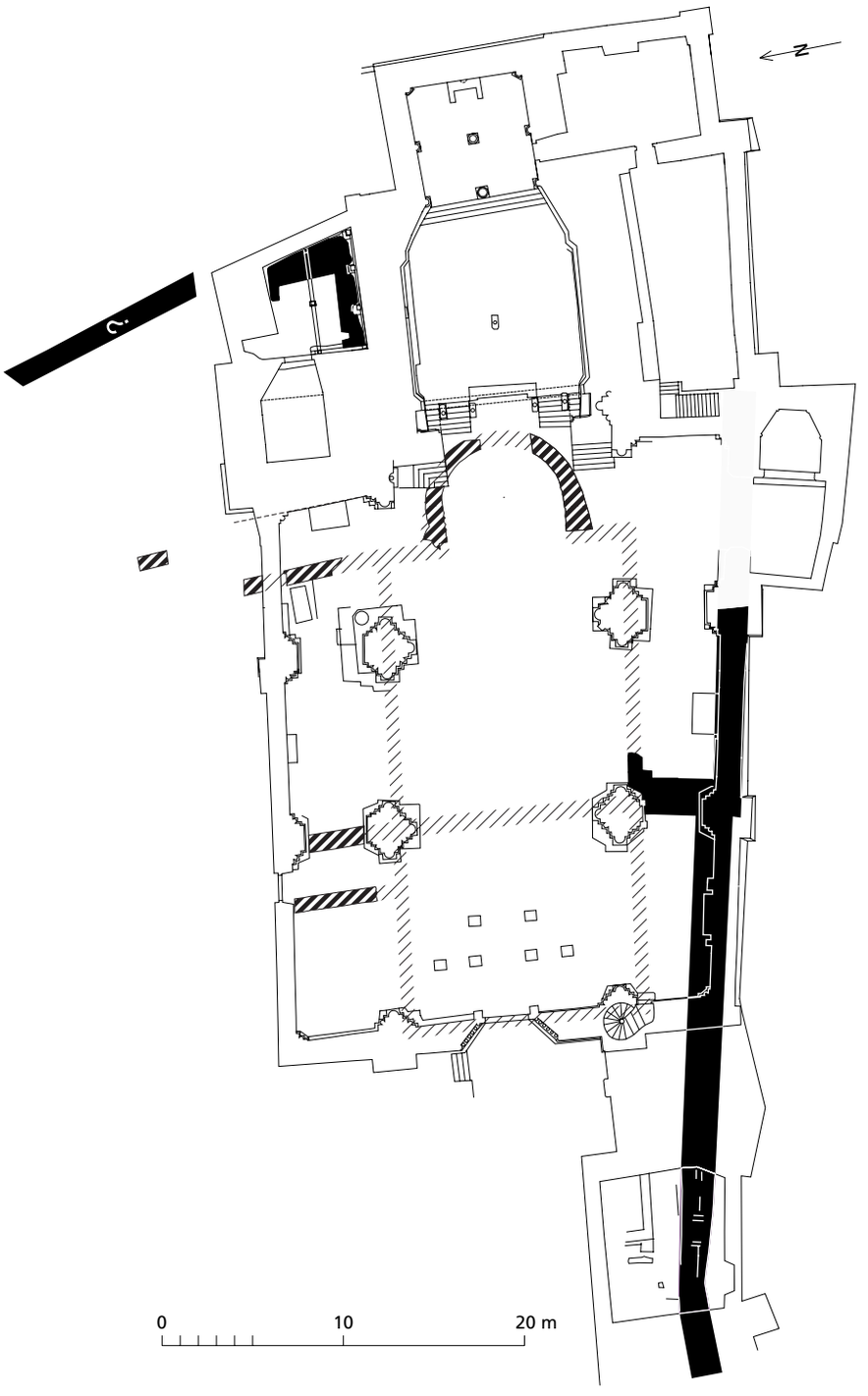


Abb. 3. Chur, Hof, Umfassungsmauer und Kathedrale, Bau II, karolingisch.

gehören aber wohl drei parallele Mauern im nördlichen Seitenschiff, gegenüber der anzunehmenden Ausrichtung der Kirche leicht gegen Westen abgedreht. Das Mauerwerk war… «sehr roh, fundamentartig», es enthielt «grosse Ziegelbrocken».[12] Die östlichste der drei parallelen Mauern war 85 cm stark, mit Bruchsteinen «nicht sehr sorgfältig erstellt, mehr im Charakter von Fundamentmauerwerk»,[13] «kaum behauene Findlinge, mit viel Mörtel» verlegt.[14] Das Fussbodenniveau ist nicht bekannt, zugehörige Bodenreste haben sich nicht erhalten. Von der Ausstattung ist eine Anzahl skulptierter Marmorfragmente der Schrankenanlagen übrig geblieben. Nach Poeschel gehören auch die Stuckbrocken mit Farbresten (rot, blau, gelb, gold und schwarz) dazu, die im südlichen Seitenschiff der Kathedrale gefunden wurden, und von denen sich zwei Fragmente überlebensgrosser Hände im rätischen Museum befinden.[15]

Poeschel sieht als Rekonstruktionsmöglichkeiten: «Dreikonchenanlage nach rätischem Typus oder dreischiffige Kirche ohne Seitenapsiden (eventuell mit nur ganz flachen, in die Ostmauer eingetieften Nischen?)»; eine Saalkirche mit nur einer Apsis ist «nicht zu vermuten».[16] Er vermutet, dass die karolingische Kirche II «schon die Breitenausdehnung der heutigen hatte» und nimmt auch die Westmauer an der heutigen Stelle an.

Arbeitshypothese: Uns scheinen die Dimensionen der Apsis gegen eine Dreiapsidenanlage zu sprechen. Lage und Dimensionen des Nachfolgebaues (siehe unten) legen es nahe, hypothetisch eine Saalkirche zu rekonstruieren, die zudem mit ihren 12 m Breite (wie Müstair A71) an der oberen Grenze der stützenlos überdeckten Anlagen steht. Die drei Mauerstücke im nördlichen Seitenschiff (mit denen auch die Westflucht des Turmes parallel verläuft) dürften eher auf Nebenräume (zwei Nord-Süd gerichtete Korridore, eine Art Kreuzgang?) hinweisen. Beim westlichen heutigen Pfeilerpaar ist im Nachfolgebau (siehe unten) eine Zäsur (Schranke?) im Boden auszumachen: existierte sie schon im karolingischen Bau? Mit Poeschel halten wir es für möglich, dass die karolingische Kathedrale bis zur heutigen Fassade reichte.

Vom Vorgängerbau des 5. Jh. wäre die Lage der West-, Nord- und der Ostmauer des Langhauses übernommen worden, während die Südmauer hinausgesetzt wurde.

Für die Datierung des Baues in die Zeit des Bischofs Tello (3. Viertel 8. Jh.) werden in der Regel die «karolingische» hufeisenförmige Apsis und die Schrankenfragmente als Zeugen herangezogen.

Bau III (Abb. 4)

Aus der Grabung Walther Sulsers und den Feststellungen anlässlich der Erneuerung der Bänke im Kirchenschiff 1967 ergeben sich Beobachtungen, die einen weiteren Vorgängerbau der heutigen Kathedrale belegen. Walther Sulser hat in der Flucht der südlichen Langhauspfeiler eine 72 bis 80 cm starke west-ostverlaufende Mauer festgestellt, die sich über die Ostschulter der Kirchen I und II hinaus fortsetzt. Sie ist aber auch unmittelbar westlich des westlichen der beiden Freipfeiler wieder zum Vorschein gekommen. 1967 wurde ein oberer Mörtelboden entfernt, der stellenweise noch die Ziegelmehl-gerötete Oberfläche aufwies und in den Grabplatten aus dem 14. bis 18. Jh. bündig eingelassen waren. Der Boden gehörte zum heutigen Dom, dessen Pfeilerbasen bis auf das Niveau des Mörtelbodens hinunter gelb bemalt waren, wie schon Walther Sulser festgestellt hatte. Unmittelbar unter diesem Mörtelboden trat ein weiterer zutage, der durch lange Benützung sehr stark abgetreten war (Abb. 5). Im Mörtel fanden sich bis 4 cm grosse Kiesel, die zu einem grossen Teil bloss lagen und blankgewetzt waren. An einigen

[12] Wie Anm. 11.
[13] Sulser, Notizen (Zit. Anm. 8) S. 3.
[14] Poeschel (Zit. Anm. 1) S. 108.
[15] Poeschel, Kdm GR VII (Zit. Anm. 3) S. 40–48.
[16] Poeschel, Kdm GR VII (Zit. Anm. 3) S. 40.

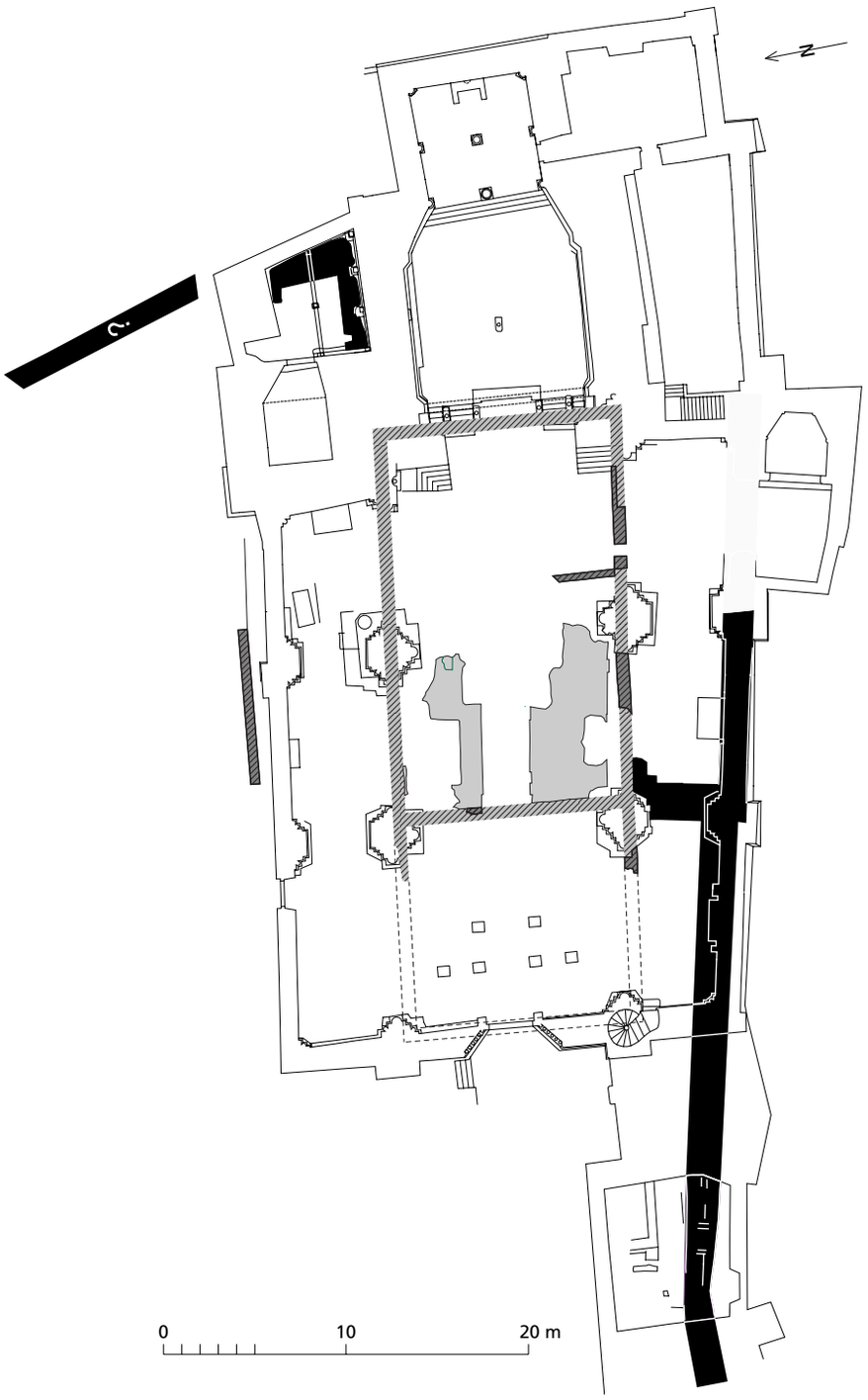


Abb. 4. Chur, Hof, Umfassungsmauer und Kathedrale, Bau III, um 1000?

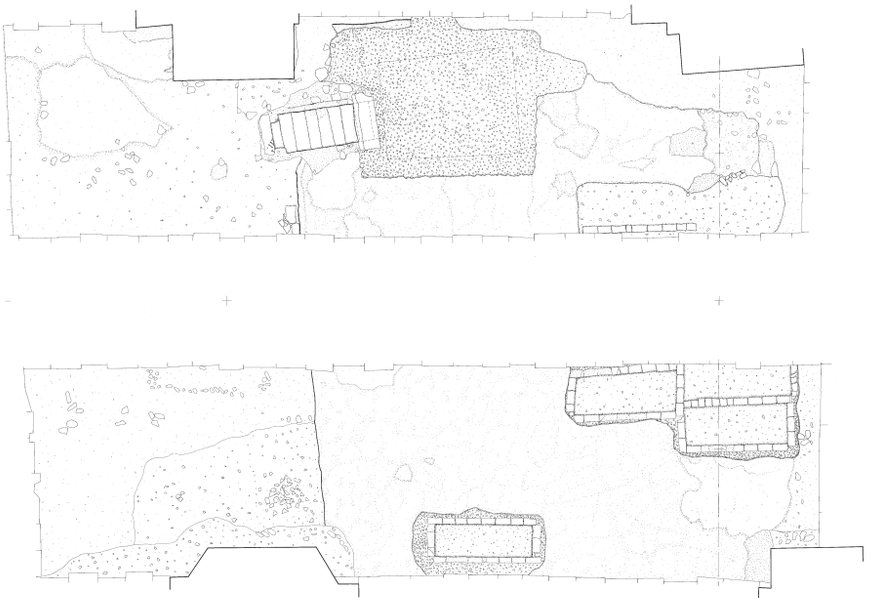


Abb. 5. Chur, Kathedrale, Teilgrabung 1967 unter den Bankfeldern. Im Mörtelboden zu Bau III zeichnet sich die innere Flucht einer Quermauer oder Schranke ab. Nördlich der Gruft schmaler Bodenrest mit Anzug gegen eine Mauer oder eine Wandbank. 1:150.

Stellen war aber die ursprüngliche, mit Ziegelkleinschlag gerötete Oberfläche noch intakt. Dieser Mörtelboden war im Mittelschiff und bis zur Ostkante des westlichen Freipfeilerpaares vorhanden. An seinem Westende zog seine Oberfläche gegen eine Mauer, vielleicht eine Schranke, deutlich (um 2 cm) an; von der Mauer selber waren nur noch ein paar Steine nachzuweisen. Westlich dieser Grenze lag auf einer Schicht aus Erde und Bauschutt niveaugleich mit dem Mörtelboden im Osten eine bis 1 cm starke feine, weiche, glattgestrichene, hellgraue Mörtelschicht, die an einen der heutigen Pfeiler anschliesst und wohl vom Bau der heutigen Kathedrale herrührt. Der untere, zu Bau III gehörige Mörtelboden zieht zwischen den beiden nördlichen Freipfeilern auf der Linie, auf der wir die Innenkante der Nordmauer II annehmen, auf eine Länge von 1,6 m (nur soweit ist er dort nachgewiesen) deutlich um ca. 2 cm hoch; er muss hier gegen eine Wandbank oder gegen eine Mauer gegrenzt haben. Ungefähr mit der Westkante des westlichen Pfeilerpaares stimmt ein Riss im jüngeren, beseitigten Boden überein, der vielleicht mit einer Grenze im älteren Bau zusammenhängt. Bei ihm konnten Reste eines Steinbettes in einem schmalen Band bis ungefähr auf diese Linie festgestellt werden.

Unser hypothetischer Rekonstruktionsplan sieht eine Saalkirche vor, deren Nordbegrenzung auf der Linie derer des Vorgängerbaues liegt, während die Südmauer unmittelbar innerhalb der Vorgängermauer neu errichtet wurde. Wie wir es bei Bau II sehen, ist ein geräumiger Raumteil im Westen des Schiffes abgetrennt; er dürfte einen anderen (weniger soliden?) Boden, (einen Holzboden?) besessen haben. Der Ostabschluss ist hypothetisch. Mit dem rechteckigen Altarhaus soll lediglich eine Möglichkeit angedeutet werden. Hypothetisch ist auch die Abtrennung des Vorchores; die schmale Quermauer (Schranke, Stufe?) ist dem Bau III nicht mit Sicherheit zuzuweisen.

Von diesem nur rudimentär fassbaren Bau III aus lässt sich die Planung der heutigen Kathedrale nachvollziehen: er ist um die Seitenschiffe und um das Chor erweitert worden.

Chur, St. Luzi (A24) (Abb. 1)

Memorial- und Grabkirche, geistliche Gemeinschaft, Stift? seit dem Frühmittelalter?, um 1140 Prämonstratenser, nach der Aufhebung des Klosters 1806 kurzzeitig Redemptoristenkloster, seit 1807 Priesterseminar.

Patrozinium: Luzius (gesichert ab 1140. Früher Andreas.)

Walther Sulser hat anlässlich der umfassenden Wiederherstellungsarbeiten 1943–45 und 1951–52 das Innere der Kirche archäologisch untersucht.[17]

Bau I: Andreasmemorie mit Grabanbauten (Abb. 6)

St. Luzi hat die bessere Lage als St. Stephan: es liegt auf der trockenen Hangterrasse im Südteil des ehemaligen Friedhofes am Mittenberg. Der Platz war offenbar bereits überbaut, als um die Mitte des 5. Jh. oder etwas später die vermutliche Bischofsgruft unter St. Stephan entstand. Hier, beim späteren St. Luzi, könnten auch die seit dem ausgehenden 4. Jh. anzunehmenden ersten Bischöfe von Chur ihre Grabstätte gehabt haben. Zwei scheinbar an die karolingische Luziuskirche angebaute (Grab-) Kammern deuten auf eine vorkarolingische Kirche hin, von denen mindestens die nördliche nach den Feststellungen Walther Sulsers sicher älter ist als die karolingische Kirche, während die östliche, tonnengewölbte, jedenfalls nicht im Mauerverband mit der Kirche aufgeführt und nach W. Sulser und H. Claussen wohl ebenfalls älter ist. Die Vorgängerkirche von St. Luzi dürfte unter dem Patronat des heiligen Andreas gestanden haben; noch 1295 ist die Kirche zunächst Andreas, dann erst dem Titelheiligen Luzius und seiner Schwester Emerita, geweiht.[18]

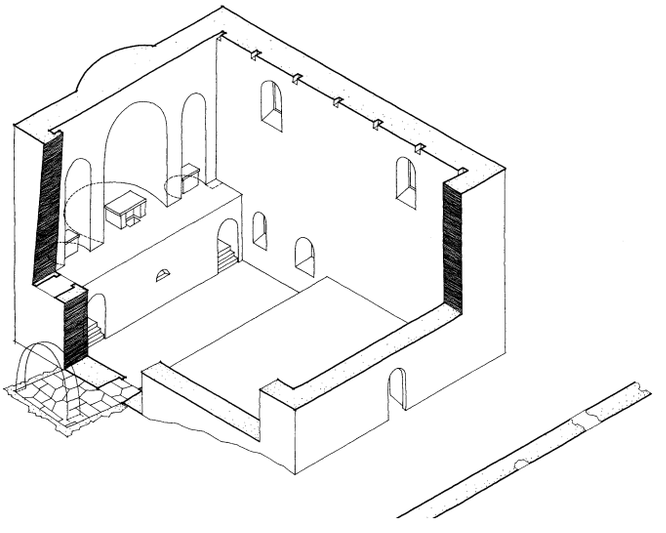


Abb. 6. Chur, St. Luzi. Rekonstruktionszeichnung I. Szabo nach W. Sulser.

[17] Walther Sulser, Die St. Luzius Kirche in Chur, in: Frühmittelalterliche Kunst in den Alpenländern. Akten zum III. Internationalen Kongress für Frühmittelalterforschung, 9.–14. September 1951, Olten/Lausanne 1954, S. 151–166. – Joh. Georg Mayer, Geschichte des Bistums Chur, Bd. 1, Stans 1907, S. 17 f. – Oskar Farner, Die Kirchenpatrozinien des Kantons Graubünden auf ihre Bedeutung für die Erforschung der ältesten Missions-Geschichte der Schweiz untersucht, in: 54. Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden 1924 (1925) S. 27–29. – Hans Lieb, Lexicon topographicum der römischen und frühmittelalterlichen Schweiz, Bd. 1 (Antiquitas, Reihe 1, Bd. 15), Bonn 1967, S. 62, 68–75.

[18] Bündner Urkundenbuch Bd. III, bearb. v. Otto P. Clavadetscher u. Lothar Deplazes, Chur 1997, S. 332, Nr. 1595: *In honorem et in memoriam sanctorum Andreae apostoli, Lucii regis et confessoris et Emeritae sororis eius virginis et martiris …* – «Gut möglich, dass Andreas der ursprüngliche Patron war.» (Iso Müller, Zur churrätischen Kirchengeschichte im Frühmittelalter, in: 99. Jahresber. Hist.-Ant. Ges. Graubünden 1969 [1971], S. 1–107, hier S. 15).

Wie das Stephanspatrozinium der Kirche über dem Grabbau in der nördlichen Friedhofshälfte, kann der Andreastitel sehr alt sein. Hilde Claussen hat aufgezeigt, dass Andreasmemorien vom ambrosianischen Mailand aus schon vor 400 in Oberitalien gebaut wurden (Brescia, Aquileia, Iulia Concordia). In Mailand, Verona und Iulia Concordia sind – wie in Chur – nachträglich auch Stephanusmemorien dazu gekommen.[19]

Die Achsen beider Grabkammern von St. Luzi weichen von derjenigen der Luziuskirche ab; sie sind genauer geostet. Die nördliche Grabkammer auf dem Grundriss eines unregelmässigen Vierecks misst WE 3,5 m und ca. 3 m NS. Ihre Südmauer ist durch die karolingische Kirchen–Nordmauer ersetzt, die Umfassungsmauern sind einhäuptig gegen Erde gemauert, «der Nordmauer ist ohne Verband ein 58 cm starker Schildbogen vorgemauert mit einer Pfeilhöhe von 198 cm.» Bruchrohe Steinplatten bildeten den Bodenbelag, die Wände waren verputzt, die Westwand mit Fugenstrich.[20] In karolingischer Zeit war die Kammer von der Luziuskirche (vom Kryptagang) aus durch eine Rundbogentüre zugänglich. Die ursprüngliche «lichte Höhe (der Kammer) bis zu einer noch nachweisbaren Holzbalkendecke» betrug 2,3 m, «lässt also ein nicht mehr vorhandenes einstiges Obergeschoss vermuten».[21] Der nachträglich vorgestellte Schildbogen deutet auf ein Gewölbe hin, das vielleicht mit der Veränderung der Kammer bei einer Erneuerung der Kirche eingezogen wurde. Die östliche Kammer (Emeritakammer) weist ein Tonnengewölbe auf und öffnet sich mit einem breiten, tiefsitzenden Rundbogenfenster und dem Rundbogendurchgang gegen den Ringkorridor der Krypta. Mit der karolingischen Apsis steht sie nicht im Verband. Ob sie tatsächlich älter ist als karolingisch St. Luzi, muss durch eine Bauuntersuchung geklärt werden. Eine zu (beiden?) Kammern gehörige Kirche, deren Achse wohl ebenfalls von derjenigen der karolingischen Luziuskirche abwich, wird man mit H. Claussen zwischen den beiden Kammern annehmen, auch wenn bisher keine archäologischen Anhaltspunkte für ihre Form und Grösse bekannt geworden sind.

Datierung: Vor 400, in der Reihe der im ausgehenden 4. Jh. entstandenen Apostelmemorien nach Mailänder Vorbild zu sehen.

Bau II: Grabkirche Bischof Valentians und der Zacconen/Viktoriden (Abb. 7)

Die Kirche

Aus dem karolingischen Grundriss (Bau III) lässt sich – wiederum hypothetisch – Vorgängerbau II erschliessen.

Die unübliche und nicht leicht erklärbare Apsislösung der karolingischen Kirche hat immer wieder Erstaunen erregt.[22] Üblich sind drei ungefähr gleich grosse oder doch einander in den Dimensionen stark angenäherte Apsiden, die entweder nach aussen selbständig in Erscheinung treten oder gesamthaft gerade hintermauert sind. St. Luzi aber hat, bedingt durch den einengenden Umriss des flachen Halbkreisbogens, winzige Nebenapsiden mit relativ grossen Altären.

Zweimal begegnet die im Halbrund massive Ummantelung innerer Apsiden: bei St. Luzi und in Mesocco (A62). In beiden Fällen (Abb. 9) erhebt sich der Verdacht, dass diese Lösung durch einen Vorgängerbau bedingt ist, dessen Apsis sich ohne Einzug aus den Langhausmauern entwickelte, wie es bei der Marienkirche des 5./6. Jh. in Sagogn (A86) der Fall ist (Abb. 8). In verschiedenen Fällen haben tatsächlich zwei oder drei innere Apsiden bei jüngeren Bauten die eine grosse Apsis der Vorgängerkirche aus dem 5./6. Jh. abgelöst (Mendrisio, Baptisterium auf der Isola Comacina, vielleicht auch beim benachbarten Ss. Faustino e Giovita, bei der Dreiapsidenbasilika bei Schloss Tirol C25 usw.).

---

19 Hilde Claussen, in: Walther Sulser, Hilde Claussen, Sankt Stephan in Chur. Frühchristliche Grabkammer und Friedhofskirche (Veröff. des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich 1), Zürich 1978, S. 154 ff.

20 Sulser (Zit. Anm. 19) S. 19 und S. 180, Anm. 35.

21 Wie Anm. 20.

22 z.B. Sulser, Luziuskirche (Zit. Anm. 17) S. 160.

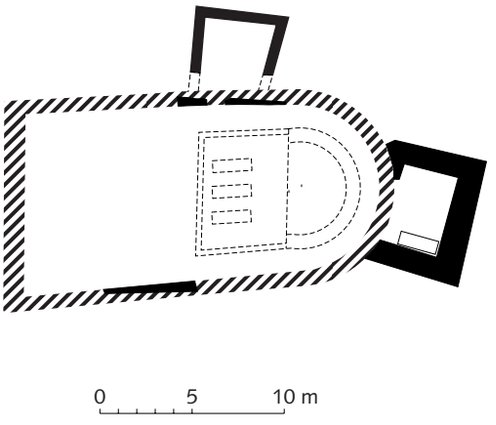


Abb. 7. Chur, St. Luzi, Bau I mit einbezogenen älteren Grabkammern, 6. Jh. Hypothetische Rekonstruktion.

Erstaunlich: der Grundriss von Sagogn lässt sich mit St. Luzi fast zur Deckung bringen.

Als unmittelbaren Vorgängerbau (II) von karolingisch St. Luzi (III) vermuten wir einen Bau in dieser Reihe: eine Saalkirche mit nichteingezogener Apsis. Ihr Ostabschluss wirkt im ungewöhnlichen halbrunden Mantelmassiv von karolingisch St. Luzi (III) nach. Es scheint uns in Anbetracht der Dimensionen des Baues III gegeben, ihn nicht als ursprüngliche Andreas-Memorialkirche (I) zu sehen, sondern als Bau II aus dem 6. Jh.

Grabkirche Bischof Valentians

In der Krypta der Luziuskirche hatte Aegidius Tschudi 1536 in *marmore albo parieti infixo* die Grabinschrift des Bischofs Valentian († 548) gefunden und kopiert.[23] Es ist derselbe Bischof Valentian, von dem eine späte, aber nicht eo ipso unzuverlässige Quelle berichtet: *Ex cellula et oratorio, quae erant ad aulam episcopalem in honorem S. Lucii exstructa, circa annum domini quingentesimum et quadragesimum amplum eduxit coenobium* – Zelle und Oratorium, die in der Nähe der bischöflichen Residenz zu Ehren des heiligen Luzius errichtet waren, erweiterte er zu einem ansehnlichen Kloster.[24] Die neuere Forschung[25] neigt dazu, die späte Nachricht gering zu schätzen; das *amplum coenobium* hat aber die Forschung doch stets beschäftigt.[26] Ich halte es für möglich, dass der karolingischen eine durch Bischof Valentian um 540 erbaute Kirche voranging, die dann auch zur Grabkirche des Erbauers wurde. Das Grab des als heilig verehrten Valentian mag beim karolingischen Neubau oder (wahrscheinlicher) erst beim Aushub für die romanische Vorkrypta aufgehoben worden sein. Die Gebeine wurden schliesslich in Reliquienschreinen deponiert, die marmorne Grabtafel stellte man an die Wand der (Vor-?)krypta, und so sah sie Tschudi 1536.[27]

Familiengrablege der Viktoriden/Zacconen

Hypothetisch rekonstruieren wir als Vorgängerin von karolingisch St. Luzi eine Saalkirche mit Apsis ohne Einzug, die, vielleicht im Zusammenhang mit der Erbauung von Klostergebäuden, bereits die Orientierung des heutigen Baues bekam, aber die (beiden?) älteren (Grab-?)kammern einbezog. In dieser Kirche ist Bischof Valentian bestattet worden. Ihm hat sein *nepos* (und Nachfolger?) Paulinus mit der Inschrift des Grabmonumentes ein Denkmal gesetzt. In dieser Kirche wurde auch der *clarissimus proavus* der Victoriden bzw. Zacconenfamilie beigesetzt, dem Praeses Victor in der 1. Hälfte des 8. Jh. einen Gedenkstein gewidmet hat.[28] Ein weiterer Victoriden-Stein aus St. Luzi, der ebenfalls seit dem 16. Jh. bekannt ist, wurde

[23] Johann Georg Mayer, Geschichte des Bistums Chur 1, Stans 1907, S. 54 f. – Corpus Inscriptionum Medii Aevi Helvetiae. Die frühchristlichen und mittelalterlichen Inschriften der Schweiz V, hrsg. v. Carl Pfaff (Scrinium Friburgense, Sonderband 5), Freiburg 1997, Nr. 6, S. 33–37. – Poeschel, KdmGR VII (Zit. Anm. 3) S. 270.

[24] Proprium Curiense *(Proprium sanctorum antiquissimi episcopatus Curiensis)* von 1646, Poeschel (Zit. Anm. 1) S. 221. – Vgl. auch Josef Siegwart, Die Chorherren- und Chorfrauengemeinschaften in der deutschsprachigen Schweiz vom 6. Jahrhundert bis 1160 (Studia Friburgensia, N.F. 30), Freiburg, Schweiz 1962, S. 32–39, 212 Anm. 1.

[25] Müller (Zit. Anm. 18) S. 17 ff. – Poeschel, Kdm. GR VII (Zit. Anm. 3) S. 257.

[26] Simonett, Geschichte (Zit. Anm. 5) S. 81 f. und S. 89 f. – Sulser, Luziuskirche (Zit. Anm. 17) S. 151.

[27] Unnötig ist die von Iso Müller (Zit. Anm. 18) S. 18 vertretene und in CIMAH V, 1997 (Zit. Anm. 23) S. 33 referierte Annahme, der Stein stamme aus St. Stephan.

[28] Bündner Urkundenbuch Bd. I, bearb. v. E. Meyer-Marthaler u. F. Perret, Chur 1955, S. 8, Nr. 11; vgl. Otto P. Clavadetscher, Zur Verfassungsgeschichte des merowingischen Rätien, in: Frühmittelalterl. Stud. 8, 1974, S. 63.

1972 wiedergefunden. Seine Rückseite ist im 17. Jh. neu bearbeitet worden: als Grabplatte des Wegerich von Bernau († 1606) fand sie eine zweite Verwendung.[29]

Zacco, der Urvater der Victoriden/Zacconen, ist vielleicht «als fränkischer oder doch vom fränkischen Königtum eingesetzter militärischer Funktionär in Rätien anzusehen».[30] Er war ein Zeitgenosse des Bischofs Valentian, der sich nach unserer Hypothese in der von ihm eingerichteten Andreaskirche bestatten liess. Dass der Bischof die Kirche im Einvernehmen mit der neuen praedominanten Familie der Zacconen und vielleicht mit ihrer Hilfe einrichtete (wenn er nicht sogar selber dieser Familie angehörte[31]), liegt auf der Hand, nachdem auch der *clarissimus proavus* dieser Familie in St. Andreas begraben wurde. Die Andreaskirche des 6. Jh. erscheint geradezu als Familiengrablege der Zacconen/Victoriden.[32] Karolingisch St. Luzi war die Kirche einer geistlichen Gemeinschaft.[33] Dass diese Klerikergemeinschaft bzw. dieses Kloster aber schon vorher bestand und vielleicht wie die späte Tradition will, von Valentian eingerichtet wurde, kann man sich um so eher vorstellen, als St. Andreas/St. Luzi offenbar seit Valentians Zeiten die Grabkirche der führenden Familie im Lande war. – Der Neubau in karolingischer Zeit fällt wohl noch in die letzte Epoche der Zacconenfamilie.

Gräber des Bischofs, der Viktoriden

Wie zum Beispiel S. Lorenzo in Aosta zeigt, wo vorbereitete *formae* unter Bema und Solea vorhanden sind,[34] ist das Bema im weitesten Sinne ein bevorzugter Begräbnisplatz. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Valentian unter dem Bema seiner Kirche beigesetzt wurde. Es kann in der karolingischen Kirche seinen Platz beibehalten haben und lag dann genau an der Stelle, wo man es bei der Winkelgangkrypta vermuten müsste. Die beiden Viktoridengräber, von denen die (späteren) Grabplatten seit dem 16. Jh. bekannt sind, können das Grab Valentians flankiert haben.[35] Der Präses Victor, Vater des Bischofs Tello, hätte dann die beiden Grabplatten wohl anlässlich der Umbettung der beiden Verwandten nach der Fertigstellung der karolingischen Luziuskirche gestiftet. Der Stein für den *proavus* war «roter Trientiner Marmor»,[36] der andere stammt *de Venostes,* ist aus weissem Vinschgauer (Laaser) Marmor gearbeitet. Ähnlich wie bei den mit Ziegelmehl gemörtelten und rot gefärbten Gräbern bedeutet die rote Farbe eine Auszeichnung (imperialer Purpur): sie gilt dem Ahnherrn der Familie.

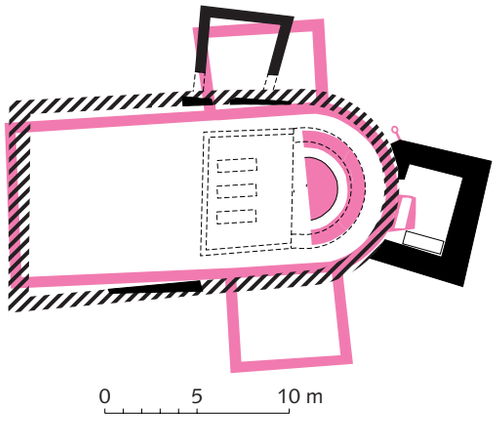


Abb. 8. Chur, St. Luzi, wie Abb. 7, mit unterlegtem Grundriss (rot) von A86 Sagogn, Mariae Himmelfahrt.

[29] Alfred Wyss, Zum Fund eines Grabsteines aus dem 8. Jahrhundert in Chur. – Iso Müller, Zum neu aufgefundenen Victoridenstein, beide in: Bündner Monatsbl. 1972, Nr. 11/12, S. 300 ff. und S. 307 ff.

[30] Clavadetscher, Verfassungsgeschichte (Zit. Anm. 28) S. 67.

[31] Mayer, Geschichte (Zit. Anm. 23) S. 53. – Otto P. Clavadetscher, Churrätien im Übergang von der Spätantike zum Mittelalter nach den Schriftquellen, in: Rätien im Mittelalter, 1994, S. 15. – Simonett, Geschichte (Zit. Anm. 5) S. 90.

[32] Vgl. Poeschel (Zit. Anm. 1) S. 230 und Sulser, Luziuskirche (Zit. Anm. 17) S. 160. – Simonett, Geschichte (Zit. Anm. 5) S. 89 f.

[33] Siehe unten.

[34] La chiesa di S. Lorenzo in Aosta, scavi archeologici (Quaderni della Soprintendenza per i Beni Culturali della Valle d'Aosta, n.s. 1), Roma 1981.

[35] Simonett, Geschichte (Zit. Anm. 5) S. 89 f. sieht in der vorkarolingischen nördlichen Kammer die Familiengruft der Viktoriden. – Zum Grab Valentians: Jan Straub, Die Heiligengräber der Schweiz. Ihre Gestalt und ihr Brauchtum. Ein Beitrag zur Geschichte der schweizerischen Heiligenverehrung, Bern 1987.

[36] So Simonett, Geschichte (Zit. Anm. 5) S. 88.

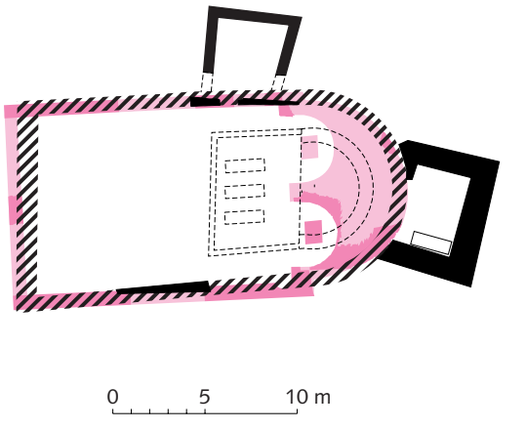


Abb. 9. Chur, St. Luzi, wie Abb. 7, mit unterlegtem Grundriss (rot) von A62 Mesocco, Peter und Paul.

Bau III: Saalkirche mit halbrund ummauertem Dreiapsidenschluss über einer Ringkrypta

Die Kirche (Abb. 10)
Beim karolingischen Bau zeichneten sich auf dem Chorpodium die Umrisse von drei hufeisenförmigen, gestelzten Apsiden ab. Unter dem ca. 1,5x1 m messenden, aus Haustein aufgeführten Stipes des Hauptaltares führte ein später zugemauerter Schacht senkrecht hinunter in die *confessio*. Der Hauptaltar stand 2,26 m vor dem Apsisscheitel. Dass der Priester hinter dem Altar und mit Blick auf die Gemeinde zelebrierte, wird nicht nur deswegen, sondern auch aus dem Umstand deutlich, dass knapp vor dem Altar beim Apsiseingang in einer 20 cm tiefen Rinne offenbar die Basis einer Schrankenanlage anzunehmen ist. Die Seitenaltäre, nicht aus Haustein, sondern mit Bruchsteinen aufgebaut und mit wesentlich geringeren Massen (85x45 und 94x45 cm), lagen weniger als 1 m vor dem Apsidiolenscheitel; sie konnten nicht umschritten werden, vielleicht sind sie eher als Reliquienaltäre oder als Kredenztische zu sehen. Westlich vor der Schranke bleibt ein ca. 1 m schmaler Durchgang – und dann folgte nach W. Sulser ohne Geländer der 3,54 m tiefe Graben der «Vorkrypta». Westlich der «Vorkrypta» sind vor der Nord- und der Süd-Aussenwand Treppenansätze zum Vorschein gekommen, die entweder zum karolingischen oder zum romanischen Bestand (oder zu beiden?) gehören, Treppen, über die man auf das Niveau der «Vorkrypta» hinuntersteigen konnte. Die karolingische Südmauer der Kirche ist über das Bodenniveau in den Apsiden hinauf erhalten. In der Zone der «Vorkrypta» reichte es bis 30 cm über den romanischen Kryptenboden hinunter, weiter westlich lagen Fundament und Fussbodenniveau ca. 1,5 m höher. In der Südmauer der «Vorkrypta» konnte Sulser zwei karolingische Fenster nachweisen.[37]

Die Erhaltungshöhe der Südmauer und die hochsitzenden Fenster, welche die Rekonstruktion eines Gewölbes mit Oberkante auf der Höhe des Fussbodens in den Apsiden unmöglich machen, liessen Walther Sulser die «Vorkrypta» als offenes, nicht überdecktes Raumkompartiment rekonstruieren. Wichtige Fragen konnten indessen nicht beantwortet werden: die Fragen z.B., «wo lag der Zugang zur ‹Vorkrypta› und damit zur Ringkrypta?» Eine solche «Vorkrypta» in ganzer Kirchenbreite ist im 8. Jh. ohne Parallelen. Es lässt sich auch nicht erkennen, wie der Zelebrant in den Altarraum hinauf gelangte, und die Schranke erwartet man nicht knapp vor dem Altar, sondern eher als Geländer vor dem zweimal mannshohen Abgrund, der «Vorkrypta».

Grabkirche des heiligen Luzius
(und des Bischofs Valentian)
Zu Ehren des Bekenners Luzius, vielleicht eines Zeitgenossen Valentians (er dürfte im 5./6. Jh. gelebt haben), dessen Kult in karolingischer Zeit fassbar wird, ist wohl Bau III entstanden.

Die Rekonstruktion einer «offenen Vorkrypta» vermag nicht zu befriedigen. Aber auch eine überdeckte Vorkrypta in ganzer Kirchenbreite ist nicht wahrscheinlich. Zudem haben sich an der Südwand keinerlei Spuren eines Gewölbes feststellen lassen, im Gegenteil: die beiden Fenster verbieten die Rekonstruktion eines Gewölbes. Sie weisen aber eben doch auf einen (überdeckten) Raum. Wie kann der ausgesehen haben?

[37] Vgl. Sulser (Zit. Anm. 17).

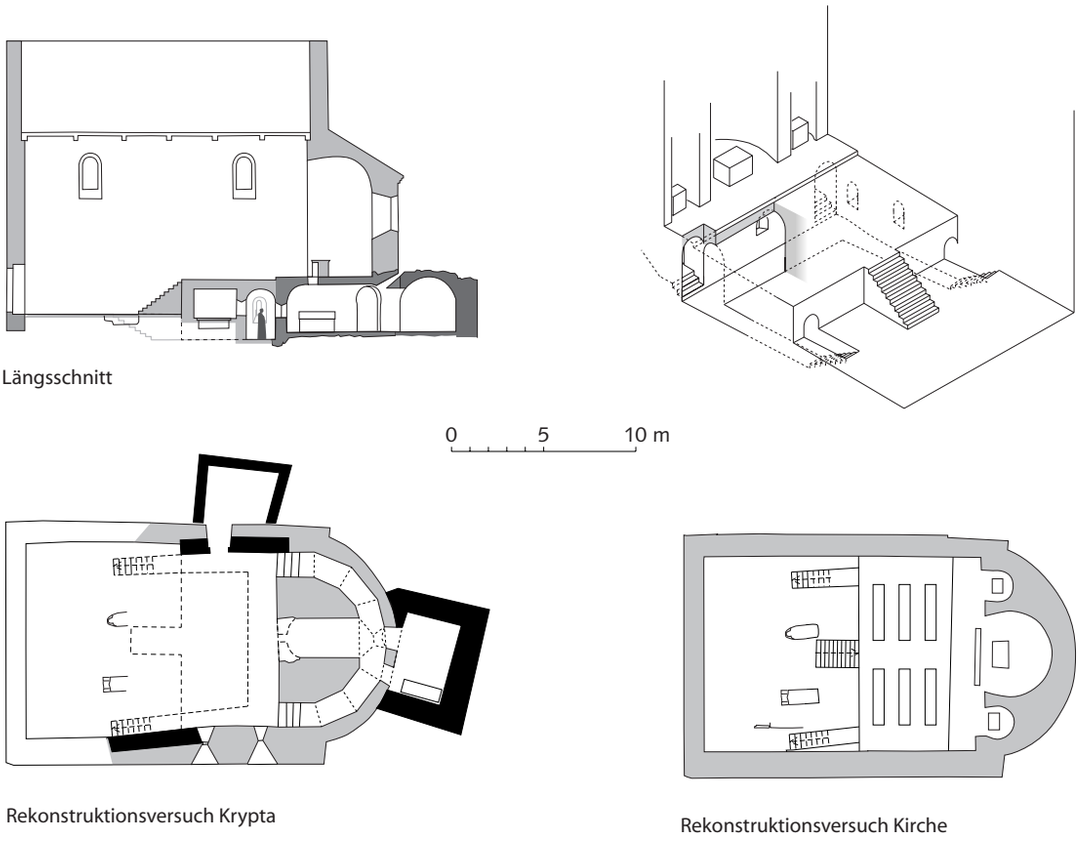


Abb. 10. Chur, St. Luzi. Neue Rekonstruktionsversuche.

Im Zusammenhang mit dem Treppenansatz westlich der «Vorkrypta» und im Vergleich mit den anderen Krypten der Epoche in der näheren Umgebung – St. Gallen (A92), Konstanz, Disentis (A31) usw. – erscheint die Annahme verlängerter Zugangsstollen zur Ringkrypta als wahrscheinlichste Lösung. Der Gang wäre aber nicht gewölbt gewesen, sondern flachgedeckt wie der älteste Teil der karolingischen Krypta von San Salvatore in Brescia oder mit Steinplatten abgedeckt wie der Ringgang der Krypta von S. Apollinare in Classe in Ravenna (7. Jh.?) und andere Beispiele.[38]

Wie kommt es dann aber dazu, dass von diesem postulierten Stollen aus drei Stufen hinauf in den Ringgang unter der Apsis vermitteln mussten? Zunächst ist daran zu denken, dass die Kirche am Hang liegt. Es ist aber auch so, dass in dieser Kirche zwei Heilige verehrt wurden: der Gründerbischof Valentian und, vermutlich seit dem 8. Jh. der heilige Luzius.[39] Wenn Valentian unter dem Bema seiner Kirche (II) beigesetzt wurde, so lag sein Grab in der späteren karolingischen Kirche (III) ungefähr in der Mitte des Raumes, der für die «Vorkrypta» in Anspruch genommen wird. Der hypothetisch rekonstruierte abgewinkelte Kryptengang führte dann

[38] Dass ein horizontales Auflager für die Deckplatten nach deren Beseitigung durch die lagenhafte Aufmauerung im 12. Jh. so sauber in die neue Mauerfront verarbeitet wurde, dass die Naht bei der Untersuchung von 1951 übersehen wurde, halte ich nach Erfahrungen mit dem Mauerwerk der Zeit für möglich.

[39] Iso Müller, in: Lexikon für Theologie und Kirche 6, 1961, Sp. 1177.

zwischen dem Grabe des verehrten Bischofs und demjenigen des heiligen Luzius durch, und von einem einzigen Punkt in der Mitte des Ganges aus konnte der Beter im Westen (durch eine *fenestella*) das Valentiansgrab, im Osten das Luziusgrab sehen. Also eine Art Doppelkrypta: eine Ringkrypta im Osten kombiniert mit einer vorgelagerten Winkelgangkrypta (Vorkrypta). Anlage II wird respektvoll einbezogen in den karolingischen Bau III: ein Hinweis darauf, dass er noch in die Zeit der Victoriden (Zacconen) zu datieren ist.

Fassen wir zusammen:
Westkrypta. Ein gegenüber dem Schiff um ca. 1,65 m, gegenüber der Krypta um 0,70 m vertiefter gedeckter Raum zwischen Schiff und Krypta, muss wegen der Fenster wenigstens entlang der Langhaus-Südmauer bestanden haben. Es kann sich um einen Kryptastollen handeln. Die zwei Fenster mit Doppelschrägen in der Südmauer verbieten anderseits die Annahme einer (Tonnen- oder Kreuzgrat-)Wölbung. Eine Flachdecke, wohl Steinplatten (Ravenna, S. Apollinare in Classe), lässt sich aber nicht ausschliessen. Hypothetisch rekonstruieren wir eine Winkelgang-(West-)Krypta um das Grab des verehrten Gründerbischofs Valentian vor der Ringkrypta mit dem Luziusgrab. Wenn die Tradition recht hat, die eine im Osten an den Scheitel des Kryptaeinganges grenzende Kammer als «Emeritakammer»[40] bezeichnet, so wären auch vom Ringgang aus zwei Heiligengräber zu sehen gewesen: Das des Luzius und das der (allerdings erst in der Liturgie des 11./12. Jh. fassbaren) Emerita.

Karolingisch St. Luzi: nicht einfach Wallfahrtskirche, sondern Kirche einer geistlichen Gemeinschaft (Kloster, Kanonikergemeinschaft)
Unser Rekonstruktionsvorschlag für karolingisch St. Luzi rechnet mit einem geräumigen erhöhten Chorraum vor den Apsiden. Das Schiff hingegen bietet vor der Chortreppe nur wenig Platz für Laien. Bei einer reinen Grab- und Wallfahrtskirche wäre diese Raumanordnung kaum verständlich. Die erhöhte Bühne vor den Altären kann man sich nur als Chorraum – als Mönchs- oder Kanonikerchor – erklären. Ein Konvent als Hüter der Heiligengräber, Mönche oder Chorherren, die für das Seelenheil der hier beigesetzten Stifter und Gönner beten – das wird man mindestens für Bau III anzunehmen haben. Ist dem aber so, so müssen alle früher zugunsten eines frühmittelalterlichen Klosters St. Luzi ins Feld geführten Argumente wieder neu und weniger a priori negativ beurteilt werden.[41] Die *fratres reverendissimi,* die nach der um 800 entstandenen Vita des heiligen Luzius sein Jahresfest feierlich begehen, mögen tatsächlich die Mönche des St. Luziusklosters oder Chorherren gewesen sein. Wenn in St. Luzi eine bedeutende Schreibschule anzunehmen ist, so ist dies jedenfalls leichter vorstellbar, wenn dort ein Kloster bestand, und auch die Schule, «in merovingisch-karolingisch-ottonischer Zeit» (A. Bruckner) «die erste Bildungsanstalt für junge Kleriker»,[42] die man in St. Luzi vermutet, setzt eine geistliche Gemeinschaft als Trägerin voraus.[43] Schliesslich die «formal und inhaltlich verdächtige» Bulle von 998, die vom *beati Valentiani prope castra Martiola monasterium,* dem Kloster des heiligen Valentian nahe dem Schloss

---

[40] = Grabkammer der Schwester des heiligen Luzius, der heiligen Emerita, deren Kult in liturgischen Quellen seit dem 11./12. Jh. bezeugt ist, aber älter sein kann. – Zu Lucius vor allem: Iso Müller, Die karolingische Luciusvita, in: 85. Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft Graubünden 1955, S. 1–51; ders., Zur karolingischen Hagiographie, Kritik der Luciusvita, in: Schweizer Beiträge zur Allgemeinen Geschichte 14, 1956, S. 5–28; Virgil Berther, Der hl. Lucius, in: Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte 32, 1938, S. 30–38, 103–124; Albert Gasser, Die Lucius-Vita. Das älteste grössere Zeugnis christlichen Glaubens in Rätien, Disentis 1984.

[41] Vgl. auch Robert Durrer in: J. Zemp, R. Durrer, Das Kloster St. Johann zu Münster in Graubünden. Kunstdenkmäler der Schweiz. Mitteilungen der Schweizerischen Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler, N.F. V–VII, Genf 1906–1910, S. 103 f. – Die möglichen Folgen dieser Auffassung für Müstair werden an anderer Stelle behandelt werden.

[42] Poeschel, Kdm. GR VII (Zit. Anm. 3) S. 257.

[43] Vgl. auch Scriptoria Medii Aevi Helvetica. Denkmäler schweizerischer Schreibkunst des Mittelalters I: Schreibschulen der Diözese Chur, hrsg. u. bearb. v. Albert Bruckner, Genf 1935, S. 36.

Marsöl, spricht.[44] Robert Durrer nimmt an, dass sie in der Sache ernst zu nehmen ist: «Gerade die selbständigen, mit keinen andern Quellen übereinstimmenden Angaben dieser Urkunde scheinen mir für eine Originalvorlage zu sprechen; ein Fälscher des XVII. Jahrh. hätte sich doch wahrscheinlich an anderweitig bekannte Grundlagen gehalten.»

Datierung von Bau III: Nach Typus und Mauerung 1. Hälfte 8. Jh. Ins frühe 8. Jh. verweisen auch die Überlegungen von H. Lieb. Sicherer Terminus ante: Die Klagen des Churer Bischofs über Raub der Luziusreliquien um 820.[45]

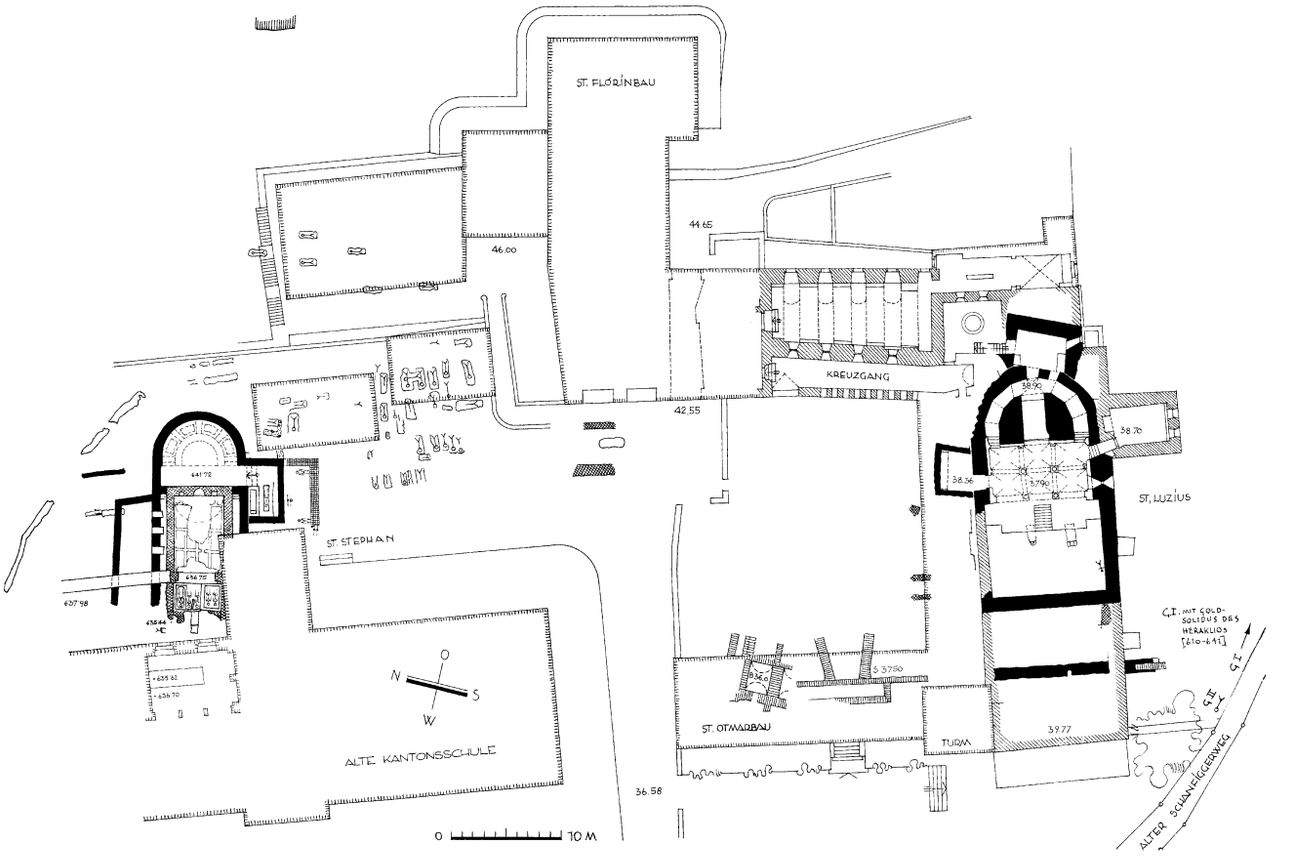


Abb. 11. Chur, Areal, St. Luzi mit St. Stephan. Übersichtsplan. Im Zentrum und unter dem St. Otmarbau ältere, zum Teil wohl frühmittelalterliche Mauerreste. Plan W. Sulser, Stand 1971.

---

[44] Robert Durrer, Ein Fund von rätischen Privaturkunden aus karolingischer Zeit. Ein Beitrag zur ältern Bündnergeschichte und zur Entstehungsfrage der Lex Romana Curiensis, in: Festgabe für Gerold Meyer von Knonau, Zürich 1913, S. 13–67, hier S. 39, Anm. 2. – Bündner Urkundenbuch I (Zit. Anm. 28) S. 127, Nr. 154: Fälschung P. Karl Widmers 1656. – Text auszugsweise bei Th. von Mohr. Codex diplomaticus ad Historiam Raeticam I, 1848, Nr. 73, S. 104 f.

[45] Otto P. Clavadetscher, Die Einführung der Grafschaftsverfassung in Rätien und die Klageschriften Bischof Viktors III. von Chur, in: Rätien im Mittelalter. Verfassung, Verkehr, Recht, Notariat. Ausgewählte Aufsätze. Festgabe zum 75. Geburtstag, hrsg. von Ursus Brunhold und Lothar Deplazes, Disentis/Sigmaringen 1994, S. 44–109, bes. S. 48 ff.

Chur, Kirche (?) im Welschdörfli (A23)

Hans Rudolf Sennhauser

Zu den Patrozinien Maria und Petrus
Maria und Petrus gehören zu den ältesten Kirchenpatronen.

Die Sedeskirchen der Bistümer, denen unser Gebiet unterstand, waren entweder der Gottesmutter oder dem heiligen Petrus geweiht. Die weitaus meisten der angrenzenden Sprengel hatten ebenfalls Maria als Patronin (Strassburg, Aosta, Novara, Mailand, Como, Brixen und Augsburg). Dem heiligen Petrus war die Kathedrale von Moutier-en-Tarentaise gewidmet. Auffällig sind die Patronate von Besançon (Stephanus) und Lyon (Johannes); sie sind aber im gallischen Gebiet keineswegs vereinzelt.[1] Eine Ausnahme bildet dagegen Trient, wo der bedeutende dritte Bischof des Sprengels, Vigilius († um 405), Kathedralpatron wurde.

Petrus
Viele frühe Kirchen in der Schweiz sind dem heiligen Petrus geweiht.

Die Bischofskirche von Genf war eine Peterskirche, und dasselbe vermutet Louis Blondel für Sitten.[2] Die älteste Kirche von Zürich ist die Peterskirche,[3] die älteste innerhalb der Stadtmauern von Luzern die Peterskapelle.[4] Eine Peterskirche war die erste im Kastell errichtete Kirche von Schaan (A95), und die alten kirchlichen Zentren Bellinzona, Bürglen, Münster im Goms, Sarnen, Stans, Zofingen usw. haben/hatten Peterskirchen.

Maria
Häufiger als Peterspatrozinien sind bei uns wie im nördlichen und im östlichen Gallien[5] frühe Weihungen an die Gottesmutter Maria. In Payerne stiftete Bischof Marius 587 eine Kirche zu Ehren Mariae. Dass die Kastellkirche von Zurzach eine Marienkirche war, sagt zwar erst das um 1000 entstandene Mirakelbuch, und es projiziert vielleicht bestehende Verhältnisse in eine frühere Zeit zurück, aber genau so gut kann die Marien-Pfarrkirche im Flecken die Nachfolgerin einer älteren Marienkirche auf Burg/Kirchlibuck gewesen sein. Die Kathedrale in Lausanne war wohl von Anfang an Maria geweiht. Der Gottesmutter waren auch die Bischofskirchen von Basel, Chur (A22) und Konstanz, die Valeria in Sitten und die Kathedrale au Glarier in der Sittener Talstadt gewidmet. Geht das Patrozinium der heutigen Pfarrkirche von Martigny auf das der frühen Bischofskirche zurück, auf deren Ruinen sie steht, so war das auch bei der ersten Bischofskirche im Wallis der Fall.[6]

Maria-Petrus
Bei Kathedralen oder in grösseren Siedlungen mit mehreren Gotteshäusern sind in der Regel neben der Marien-Hauptkirche aber auch alte, noch ins frühe Mittelalter zurückreichende Petruskirchen bezeugt. Anderseits stehen in der

---

1 Vgl. Eugen Ewig, Die Kathedralpatrozinien im römischen und im fränkischen Gallien, in: Spätantikes und fränkisches Gallien (Beihefte der Francia 3/2), München 1979, S. 260–317.
2 Louis Blondel, Les origines de Sion et son développement urbain au cours des siècles, in: Vallesia 8, 1953, S. 27 ff.
3 Hedwig Wicker, St. Peter in Zürich (Wirtschaft Gesellschaft Staat, Zürcher Studien zur allgemeinen Geschichte 12), Zürich 1955.
4 Adolf Reinle, Die Kunstdenkmäler des Kantons Luzern 2: Die Stadt Luzern: I. Teil (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 30), Basel 1953, S. 208.
5 Ewig, Kathedralpatrozinien (Zit. Anm. 1) S. 267 f. – Ders., Der Petrus- und Apostelkult im spätrömischen und merowingischen Gallien, ebenda, S. 318–354.
6 So Heinrich Büttner, Iso Müller, Frühes Christentum im schweizerischen Alpenraum, Einsiedeln/Zürich/Köln 1976, S. 79.

Nähe von Peterskathedralen meistens auch prominente Marienkirchen. Genf, wahrscheinlich auch Sitten, hatten eine Petruskathedrale, daneben aber auch eine bedeutende Marienkirche. Dasselbe hat Eugen Ewig mehrfach, u.a. für Köln, Trier, Nantes festgestellt; es gilt aber auch für Salzburg und Regensburg.

Mit Ausnahme von Martigny, das nur bis ins 6. Jh. hinein Bischofssitz war, wissen wir es auch bei uns von jeder Bischofsstadt: Die Peterskirche nahm, wo sie nicht Sedeskirche war, in der Reihe der Kirchen doch einen hohen Rang ein: In den Bischofsstädten Basel, Lausanne, Konstanz gab es neben den Marienkathedralen prominente Peterskirchen. Mailand hatte ausser dem Mariendom seit den frühesten Zeiten eine hochbedeutende Basilica Apostolorum, (deren *princeps* Petrus ist), Como eine Peter und Paul geweihte Kirche – die Reihe liesse sich fortsetzen.[7]

Die Peterskirche von Lausanne ist nach dem Cartulaire durch den Bischof Boso im Jahre 906 (erstmals?) geweiht worden. Ein «fränkischer Marterey-Friedhof des 6.–9. Jahrhunderts lag» nach I. Müller daneben.[8] Ins 9./10. Jh. zurück haben die Ausgrabungen François Maurers 1959–1962 in der Peterskirche von Basel geführt. Die im Chor der Kirche ergrabenen Reste eines ältesten bisher bekannten Kirchenbaues an der Stelle lassen sich hypothetisch zu einer Saalkirche mit Querannexen und mit eingezogenem quadratischen Altarhaus ergänzen.[9] Die Peterskirchen von Lausanne und Basel sind im Hochmittelalter Gemeindekirchen, dasselbe gilt von der möglichen ersten Sedeskirche von Sitten. In Konstanz dagegen nahm die Peterskirche eine besondere Stellung ein: Es war die doppelgeschossige Pfalzkapelle des Bischofs; sie war also auch topographisch ganz eng mit dem Mariendom verbunden.[10] Nur in Martigny kennen wir keine Peterskirche;[11] die Entwicklung der Ortschaft Martigny ist aber insofern atypisch und für unsere Fragestellung wenig repräsentativ, als sich die Ortschaft nach der Verlegung des Bischofssitzes offensichtlich während langer Zeit kaum weiterentwickelte.

Die Kombination von Marien- und Peterskirchen, von Petrusverehrung und Marienkult – und damit ein bekräftigtes Bekenntnis zur Kirche Christi auf Erden: Maria-Ecclesia und Petrus, der Fels, auf den Christus seine Kirche baut – war eine weitverbreitete Regel. Und in Chur soll es keine Peterskirche gegeben haben? War Chur tatsächlich d i e Ausnahme?

Seit der Ausgrabung auf dem Markthallenplatz im Welschdörfli in Chur im Jahre 1965 muss man das nicht mehr annehmen.

Schon 1902 waren hier im damals zum Gut «Custorei» gehörigen Areal, unter der Aufsicht des Konservators am Rätischen Museum, Fritz Jecklin, römische Mauern aufgedeckt worden (Abb. 1–3). Flächige Nachuntersuchungen in den Jahren 1964–1972 brachten Erweiterungen, Bestätigungen, Korrekturen, neue Erkenntnisse und neue Fragen.[12] Wie weitgehend

---

7 Ewig, Kathedralpatrozinien (Zit. Anm. 1) S. 277 ff.

8 Büttner/Müller (Zit. Anm. 6) S. 50. – Marcel Grandjean, Les monuments d'art et d'histoire du canton de Vaud I: La ville de Lausanne (Les monuments d'art et d'histoire de la Suisse 51), Basel 1965, S. 260–262.

9 François Maurer, Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel Stadt V: Die Kirchen, Klöster und Kapellen. Dritter Teil: St. Peter bis Ulrichskirche (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 52), Basel 1966, S. 15 ff., 28 ff.

10 Helmut Maurer, Konstanz im Mittelalter (Geschichte der Stadt Konstanz 1), Konstanz 1989, S. 63–65.

11 Philippe Farquet, Martigny, Chroniques, Sites et Histoire, Martigny 1953, S. 224 ff.

12 Vgl. dazu Anne Hochuli-Gysel, Chur in römischer Zeit aufgrund der archäologischen Zeugnisse, in: 116. Jahrb. Hist.-Ant. Ges. Graubünden 1986 (1987) S. 109–146 und Anne Hochuli-Gysel, Anita Siegfried-Weiss, Eeva Ruoff, Verena Schaltenbrand Obrecht, Chur in römischer Zeit, Bd. 2: A. Ausgrabungen Areal Markthallenplatz, B. Historischer Überblick (Antiqua 19), Basel 1991. – Das Gebäude 6 ist zur Hauptsache in den Jahren 1964/65 untersucht worden. 1972 konnte noch der Ostabschluss unter dem benachbarten Grundstück ergraben werden. Ein Streifen zwischen den beiden Grabungsflächen blieb ohne Untersuchung. Das Tagebuch der Ausgrabung 1964/65 hält fest: «Mit den anschliessenden Schichten [Schichtanschlüssen] lässt sich im ganzen Bereich dieser Mauern nicht viel anfangen. Denn es gibt hier nur eine Oberschicht [Schicht über den prähistorischen Straten] mit römischen Funden, in die die Fundamente reichen. Darüber ist gestört und darunter beginnt bereits schon die prähistorische Zeit durch ihre Steinsetzungen sich anzuzeigen.» Gähwiler TB 1964/65, S. 13.

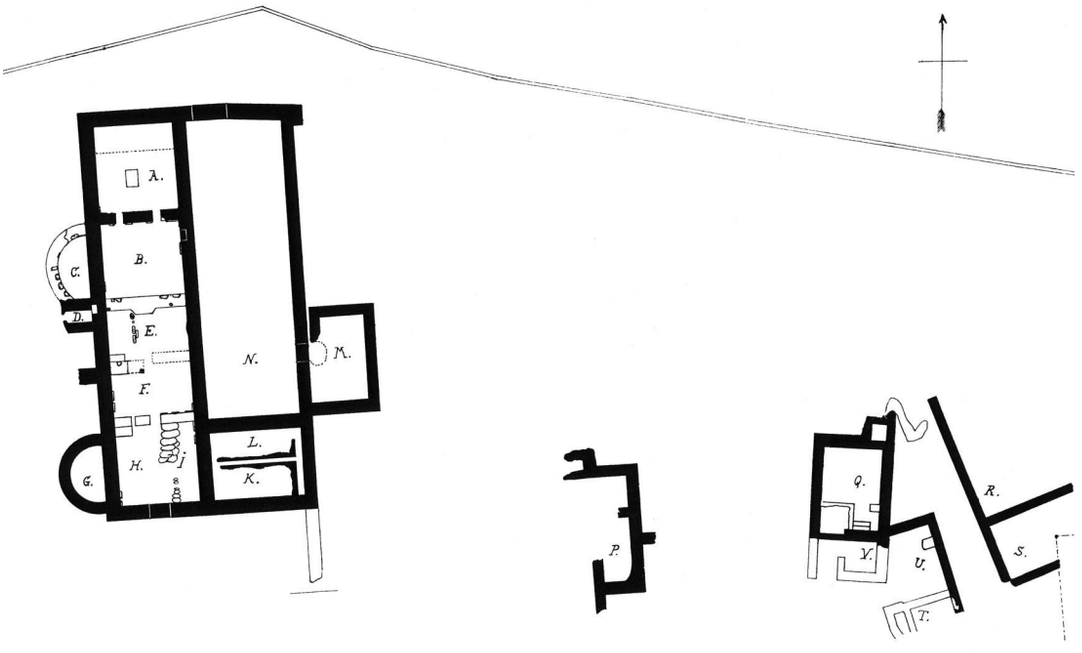


Abb. 1. Chur, Welschdörfli. 1902 freigelegte Mauern nach Jecklin, ohne Massangabe.

das hier zur Diskussion stehende Gebäude 6 schon 1902 aufgedeckt war, ist nicht mehr festzustellen; im Plan von 1902[13] erscheint es nicht als Ganzes.[14] Vom Komplex Q–V im Plan von 1902 sagt Jecklin: «Östlich von diesem Bau,[15] ungefähr 40 m entfernt, fand sich wieder Mauerwerk. Die Nachforschung ergab einen eigentümlichen Winkel, dessen Bedeutung jetzt noch nicht aufgeklärt ist. Westlich anschliessend ein 1,20 m Durchmesser haltendes Rechteck, dessen Untersuchung eine Cisterne oder einen Wasserablauf erkennen liess.

Südwestlich anschliessend einen Raum, den wir dazumal als Turm bezeichneten, der ziemlich tief sein muss und an seiner Südwand einen Eingang zeigt, der eine Treppe vermuten lässt, die in einen Vorraum mit Eingang mündet.[16]

Bei der Scheidewand zwischen diesen zwei Räumen zweigt unter spitzem Winkel ein zweites Gebäude ab, das an seinem südlichen Ende eine Apsis zu haben scheint.[17] Der grosse dort stehende Birnbaum hinderte die weitere Untersuchung. Die Apsis zeigt einen starken Betonbelag. Noch weiter westlich folgt ein zweiter Mauerzug mit einer rechtwinkligen Abzweigung. Der Innenraum hat wieder einen kräftigen Betonbelag mit Stufe von 30 cm.»

Vom Mauerkomplex P sagt Jecklin: «18 m östlich vom ersten Bau zeigten sich wieder

---

[13] Rätisches Museum, Chur (RM) Planarchiv, 28/1.

[14] Beatrice I. Keller (Archäologischer Dienst Graubünden, mündlich) macht auf eine Übereinstimmung aufmerksam, die sich in den Plänen 1902 und 1964/65 abzeichnet, wenn man beim Vergleich die Distanzangaben 18 und 40 m (1902: Anz. Schweizer. Altkde. N.F. 5, 1903, S. 145 f.) zugrunde legt. Dann können die an der Stelle von Gebäude 6 eingetragenen Mauern mit der Westmauer des Raumes E und den nach Westen abgehenden Maueransätzen auf dem Plan von 1902 wieder gefunden werden.

[15] Gemeint ist Gebäude 7, vgl. Anne Hochuli-Gysel, Anita Siegfried-Weiss, Eeva Ruoff, Verena Schaltenbrand Obrecht, Chur in römischer Zeit, Bd. 2: A. Ausgrabungen Areal Markthallenplatz, B. Historischer Überblick, (Antiqua 19) Basel 1991, S. 13, Abb. 1.

[16] Gebäude 5.

[17] Gebäude 5. Apsisansatz bei T?



Abb. 2. Chur, Ausgrabungen im römischen Siedlungsgebiet westlich der Plessur. 1 Areal Dosch, 2 Areal Ackermann, 3 Areal Zingg, 4 Areal Pedolin-Derendinger, 5 Areal Pedolin-Garten, 6–10 Areal Markthallenplatz, 11 Areal Willi, 12 Areal Dosch, 13 ungefähre Lage des 1922 gefundenen Hypokaustes, 14 Areal Kasernenstrasse. Nach Churer Stadtgeschichte, S. 151. Gegenstand des vorliegenden Kapitels ist der Gebäudekomplex 6.

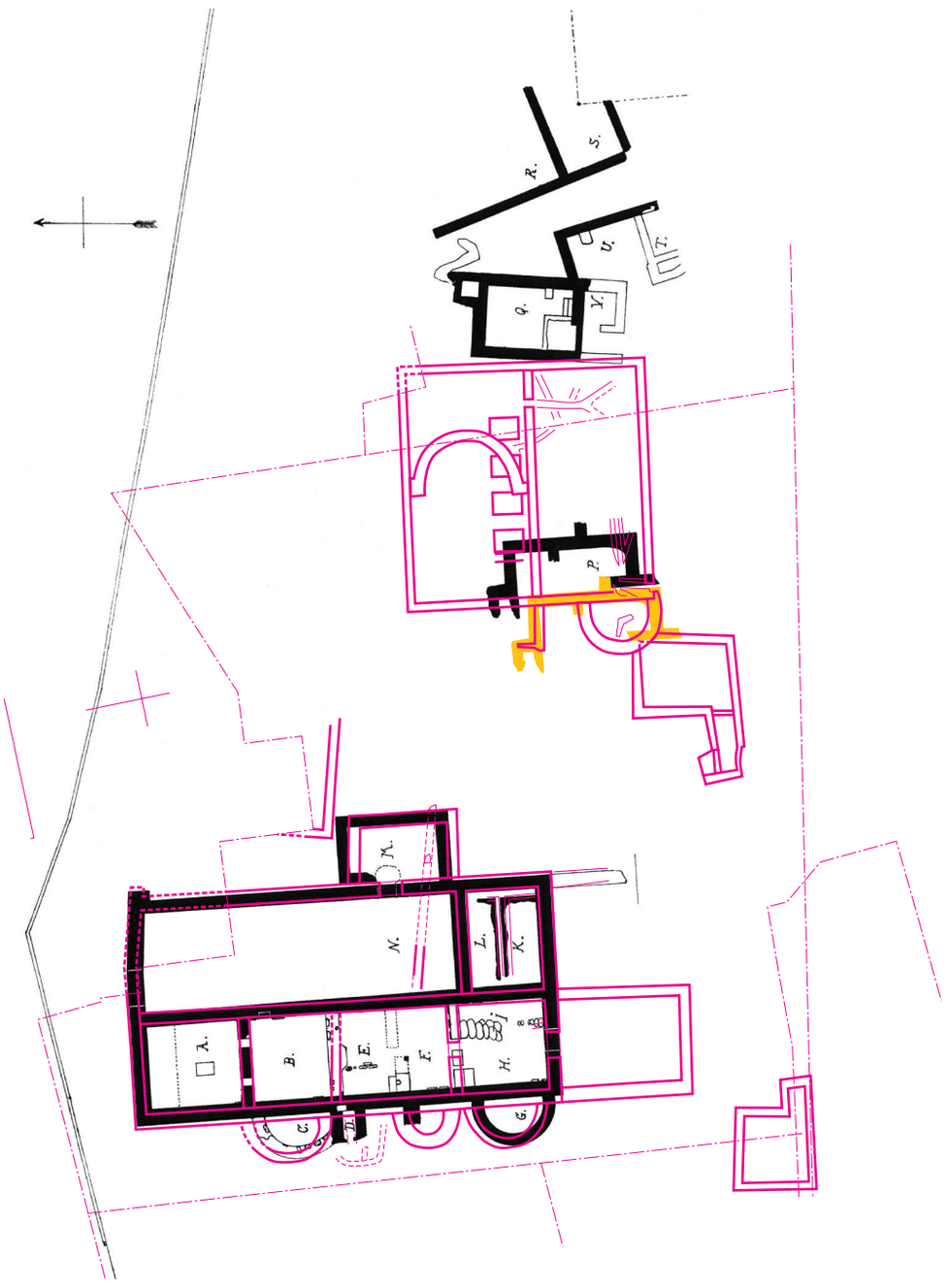


Abb. 3. Chur, Welschdörfli. Versuch, den Plan Jecklin von 1902 (1903) in den aktuellen Gesamtplan einzupassen. 1:500.
Schwarz: Jecklin. Rot: Aktuelle Situation. Gelb: Versuch einer Lokalisierung des Gebäudeteils P (Jecklin) im aktuellen Plan. Liegt ein Messfehler Jecklins vor?

Mauern, über deren Bedeutung noch nichts Bestimmtes gesagt werden kann.»[18]

Ob das Gebäude 6 in seiner letzten Phase eine Kirche gewesen sein kann, habe ich mit dem Grabungsleiter Adolf Gähwiler und dem damals Verantwortlichen, Hans Erb, 1965 sur place diskutiert. 1968 habe ich die Frage in einem Vortrag positiv beantwortet.[19] I. Müller, der 1959 geschrieben hatte: «Nun würden wir erwarten, dass in der bischöflichen Hauptstadt zu Chur ebenfalls eine Petruskirche zu finden wäre,»[20] schloss sich 1969 der Deutung an; er sah in diesem Gebäude «das erste Gotteshaus im Churer Gebiet»,[21] und Christoph Simonett nahm es 1974 als Kirche in seine Churer Stadtgeschichte auf. Unterschiedlich beurteilt wurden Rang und Funktion der Kirche. Während Simonett dafür plädierte, dass das Gotteshaus im Welschdörfli die älteste Churer Bischofskirche sei, sprach Iso Müller von einer Gemeindekirche, die weiter zurückreicht als die älteste Kathedrale. Mich veranlassten die «auffallend zahlreichen Skelettfunde im Gebiet der römerzeitlichen Siedlung links der Plessur»,[22] von denen auch Christian Zindel in einem Vortrag gesprochen hatte, im Welschdörfli an eine Friedhofkirche zu denken.

Es ist das Verdienst des gegenwärtigen Kantonsarchäologen Urs Clavadetscher, die Diskussion um die Deutung der Spätphase des Gebäudes 6 kritisch wieder aufgenommen zu haben.

Clavadetscher befasst sich im Kapitel «Übergang ins Frühmittelalter» der «Churer Stadtgeschichte von den Anfängen bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts»,[23] ausführlich mit den archäologischen Resten des Gebäudes 6 und mit den bisher geäusserten Ansichten. Er gelangt in Bezug auf die Deutung als Kirche zu einem ablehnenden Urteil[24] und führt 6 Gründe an, die unten im einzelnen geprüft werden sollen.[25]

«Dinge zu bezweifeln, die gantz ohne weitere Untersuchung jezt geglaubt werden, das ist die Hauptsache überall» (Georg Christoph Lichtenberg).[26] So etwa lautet der Ausgangspunkt von Urs Clavadetscher – so etwa auch wieder der meine.

Zwar soll im folgenden der letzte Zustand des grossen Quadratbaues (M 1, M 2, M 3, M 25, M 26) betrachtet werden, aber wir kommen nicht darum herum, die älteren Elemente und Zustände in die Überlegungen einzubeziehen.

---

[18] Gebäude 6. – Fritz Jecklin, Römische Ausgrabungen in der Custorei in Chur, Vortrag 1902, in: Anz. Schweizer. Altkde. N.F. 5, 1903, S. 137–149, S. 145 f. (ebenso in: 33. Jahresber. Hist.-Ant. Ges. Graubünden 1903 (1904), S. 129–145).

[19] Bündner Tagblatt, 21. März 1968.

[20] Iso Müller, Die Patrozinien des Fürstentums Liechtenstein, in: Jahrb. Hist. Ver. Liechtenstein 59, 1959, S. 301–327, hier S. 303 (SA S. 1).

[21] Iso Müller, Zur churrätischen Kirchengeschichte im Frühmittelalter, in: 99. Jahresber. Hist.-Ant. Ges. Graubünden 1969 [1971], S. 1–107, S. 34 ff.

[22] Eeva Ruoff, in: CRZ 2 (Zit. Anm. 15) S. 468, vgl. auch die Karte bei Christoph Simonett, Geschichte der Stadt Chur, in: 104. Jahrb. Hist.-Ant. Ges. Graubünden 1974 (1976), S. 1–199 (SA als Historia Raetica 4, Chur 1976), Fig. 3 nach S. 24.

[23] Urs Clavadetscher, Übergang ins Frühmittelalter, in: Churer Stadtgeschichte 1. Von den Anfängen bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, Chur 1993, S. 186–218, hier 187–191.

[24] Die Ablehnung der These einer frühen Kirche im Welschdörfli durch U. Clavadetscher wird aufgenommen von Reinhold Kaiser, Churrätien im frühen Mittelalter, Basel 1998, S. 78 und Anm. 225, sowie ders., Das Frühmittelalter, in: Handbuch der Bündner Geschichte 1, Frühzeit bis Mittelalter, Chur 2000, S. 115. – Michael Durst, Geschichte der Kirche im Bistum Chur 1: Von den Anfängen bis zum Vertrag von Verdun (843), Strassburg 2001, S. 24; ders. (Hrsg.), Studien zur Geschichte des Bistums Chur (451–2001). Mit Beiträgen von M. Bundi u.a. (Schriftenreihe der Theologischen Hochschule Chur 1), Freiburg, Schweiz 2002, S. 45 f. – Vgl. auch SPM 5, S. 374.

[25] Sebastian Gairhos hat kürzlich zusätzliche Überlegungen beigebracht. Sebastian Gairhos, Die städtische Siedlung von Curia/Chur in spätrömischer Zeit. Unpublizierte Hausarbeit zur Erlangung des Magister Artium an der Ludwig-Maximilians-Universität München, 1998, S. 32–37; ders., Archäologische Untersuchungen zur spätrömischen Zeit in Curia/Chur GR. Mit einem Beitrag von M. Peters, in: Jahrb. SGUF 83, 2000, S. 95–147, S. 110. – Irrig ist die Angabe Gairhos 2000, S. 139, Anm. 66, wonach sich «gegen die Interpretation als Kirche auch schon [Anita] Siegfried-Weiss et al. 1986, 13–15» gewendet hätten: Vgl. CRZ 2 (Zit. Anm. 15) S. 11.

[26] Georg Christoph Lichtenberg, Gedankenbücher, hrsg. von Franz H. Mautner (lambert schneider taschenbücher), [3]Heidelberg 1984, S. 100.

Die geltende Ansicht über Bestand und relative Chronologie des Gebäudes 6 (Abb. 4)

1. Vier tief in Grube fundierte, in einer Reihe angeordnete Fundament-Sockel mit 2x1,5 m Oberfläche, im Abstand von 1,10 bis 1,15 m, «vielleicht freistehend, nicht in einem Raum», sind nach dem Ausgräber[27] und den bisherigen Bearbeitern die ältesten Elemente des «Gebäudes 6» aus römischer Zeit auf dem Markthallenplatz im Welschdörfli von Chur. Eine Apsis (M 27, Raum D) mit Radius von 2,70 m[28] an der Südwestecke des in zwei Räume geteilten, ungefähr quadratischen Hauptgrundrisses könnte nach dem Ausgräber gleichzeitig entstanden sein; sie ist nach ihm älter als der Quadratgrundriss. (M 1, M 2, M 3, M 25).[29]

2. Das Gebäude mit dem zweiteiligen quadratischen Grundriss (M 1, M 3, M 25) ist erst in einer zweiten (oder jüngeren) Bauetappe entstanden – der Ausgräber bemerkt: wenn die Mittelmauer (M 2) nicht älter und zur ersten Etappe mit den Sockeln und der Apsis D zu rechnen ist.[30]

3. Der südliche Raum E wurde unterteilt und bekam im westlichen Teil eine Kanalheizung mit aus tegulae gefügten Kanälen.[31]

4. Das Praefurnium einer jüngeren Kanalheizung in den beiden südlichen Räumen lag im Norden der Mittelmauer 2, im Ostteil des Raumes F hinter einer weit gespannten Bogenmauer (Apsis M 26)[32] mit drei (Heizkanal-) Durchlässen.[33]

5. Wesentlich jünger ist das Gebäude B/C, für das Teile der Südwest-Apsis D niedergelegt wurden.

Stellungnahme[34] **zu Problemen der älteren Bauphasen**

A. Die Sockelbank

Sebastian Gairhos fasst zusammen: «Die erste Bauphase besteht aus vier Steinsockeln, die mit der Ehreninschrift für Lucius Caesar in Verbindung gebracht werden»[35] und gibt damit die Ansicht seit Simonett (1974) wieder, der auf den Sockeln einen Ehrenbogen rekonstruiert. Simonett gelangte zu dieser Hypothese offenbar unter dem Eindruck der Inschriftfragmente, die auf dem Markthallenareal und in der unmittelbaren Umgebung der Steinsockel gefunden wurden. Ernst Meyer hat sie als Teil einer Inschrift «für Lucius Caesar, Sohn des Augustus (und) Ersten der Jugend» erkannt.[36] Während der Ausgräber im Tagebuch stets von Altarsockeln spricht, fragen sich die Bearbeiterinnen,[37] ob es sich um Statuensockel handle, wobei sie aber auf die auffällig grossen Dimensionen hinweisen.[38] Die These eines Ehrenbogens bezeichnen sie unter anderem wegen der engen Durchlässe als «sehr hypothetisch».

Dazu: 1. Die vier Steinsockel sind nach dem Tagebuch des Ausgräbers tief fundiert und mit Bruchsteinen in Grube gemauert;[39] die Zwi-

---

27 Gähwiler TB 1964/65 (Zit. Anm. 12) S. 13 und S. 15.
28 Gähwiler TB 1964/65, S. 12.
29 Gähwiler TB 1964/65, S. 12.
30 Gähwiler TB 1964/65, Zusammenfassung, S. 15.
31 CRZ 2 (Zit. Anm. 15) S. 19. – Clavadetscher (Zit. Anm. 23) S. 190.
32 CRZ 2 (Zit. Anm. 15) S. 20.
33 Clavadetscher (Zit. Anm. 23) S. 190. Er spricht hier von drei Heizsystemen: Heizsystem II und III.
34 Die auf den folgenden Seiten vorgelegten Überlegungen verdanken viel der Diskussion mit Katrin Roth-Rubi. Sie hat mich auch auf die Interpretationsmöglichkeit «schola» aufmerksam gemacht.
35 Gairhos 1998 (Zit. Anm. 25) S. 33.
36 Ernst Meyer, Neue Inschriften aus Chur (Schriftenreihe des Rätischen Museums), Chur 1966, S. 8 ff. – Eeva Ruoff. Eine Ehreninschrift, in: CRZ 2 (Zit. Anm. 15) S. 219 f.
37 CRZ 2 (Zit. Anm. 15) S. 24 f.
38 Eeva Ruoff (CRZ 2 [Zit. Anm. 15] S. 220, Anm. 394) hält dagegen, dass es sich bei den Sockeln um Fundamente handelt, die Durchgänge im Aufgehenden also auch breiter gewesen sein könnten.
39 Adolf Gähwiler, Tagebuch 1972, handschriftliches Manuskript (HS), Maschinenschrift-Original (MS) und Maschinenschrift-Kopie (MK) im Archäologischen Dienst Graubünden, Haldenstein: Gähwiler TB Pedolin 3.–8.8.1972. – Gähwiler TB 1964/65 (Zit. Anm. 12) S. 13 f.

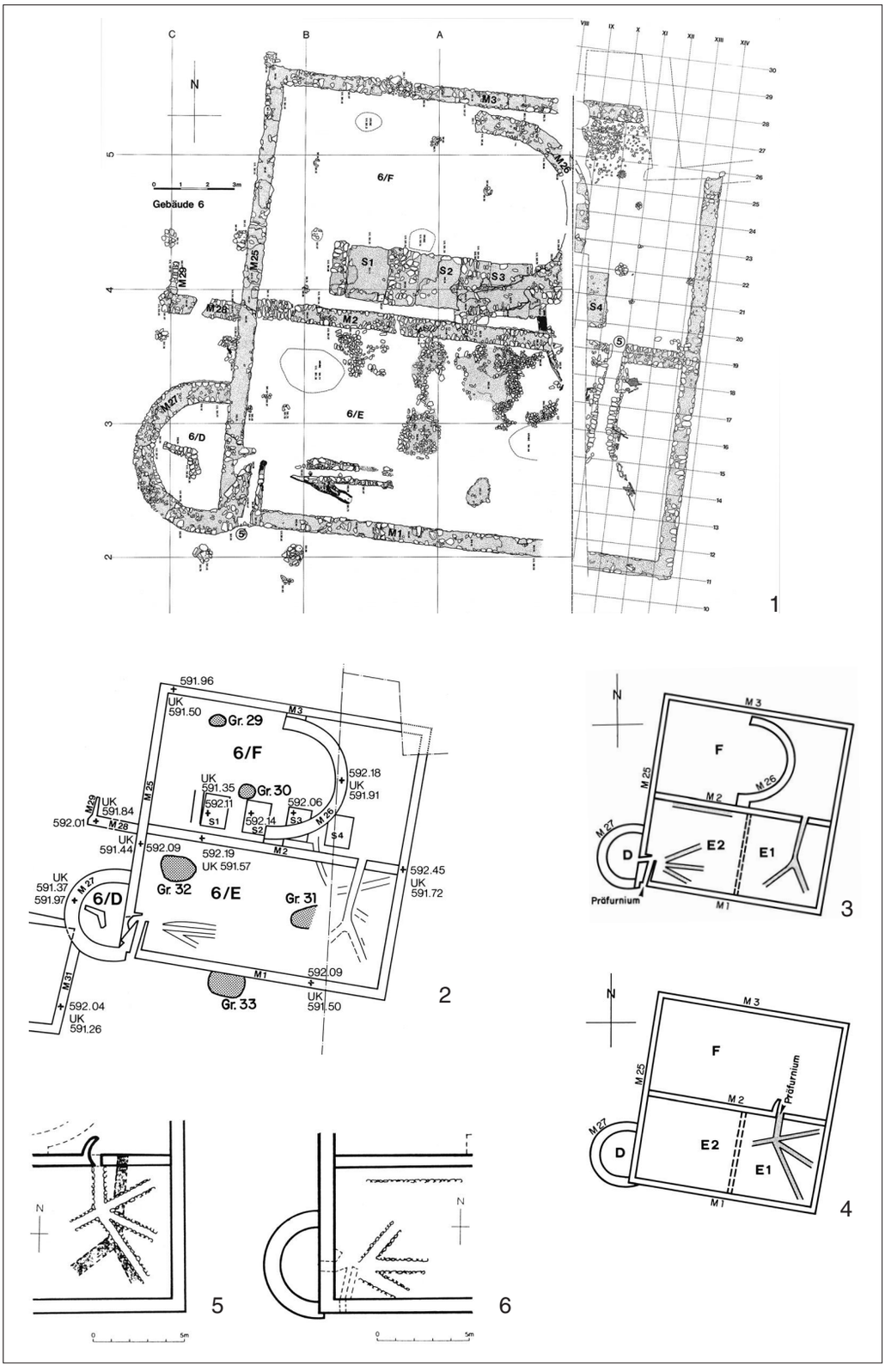


Abb. 4. Chur, Welschdörfli, Gebäude 6. – 1 Steingerechter Plan. – 2 Bezeichnung der Gebäudeteile, Numerierung der Mauern, Niveauzahlen. Nach CRZ 2, S. 19. – 3 «Rekonstruktion der beiden gemauerten Heizsysteme in den Räumen E 1 und E 2 (linker Raumteil)» nach CRZ 2, Abb. 18, S. 27. – 4 «Rekonstruktion des ersten Heizsystems aus Ziegeln in Raum E 1» nach CRZ 2, Abb. 12, S. 24. – 5, 6 Heizsysteme nach W. Drack, Jb. SGUF 71, 1988, S. 137.

schenräume sind «später» ausgemauert worden. Nachdem die «spätere» Ausmauerung aus massiven, nur ca. 30 cm weniger[40] tief als die Sockel fundierten Füllstücken besteht, scheint mir die Erklärung mit einem allfälligen «Einebnen des Niveaus im Raum F durch Auffüllen der Zwischenräume der Sockel»[41] wenig wahrscheinlich. Weshalb hätte man nach Beseitigung der Statuen oder Altäre das Niveau im Raum F nur gerade zwischen den Sockeln[42] – hier aber derartig massiv – einebnen müssen? Die Ausmauerungen dienten wohl der statischen Sicherung der vier schweren Einzelfundamente und verbanden diese von Anfang an zu einer festen Sockelbank.[43] Die beiden äusseren Sockel (1–4) waren durch zusätzliche Begleitfundamente[44] gesichert, von denen wohl dasjenige im Osten[45] dem Praefurnium der jüngeren Kanalheizung Platz machen musste.

Ich halte Sockel und Ausmauerung für Elemente einer einzigen Konstruktion.

Die «spätere Ausmauerung» scheint mir eine Frage des Arbeitsvorganges zu sein: Zuerst hat man die vier Sockel in die aus dem anstehenden Boden ausgehobenen Fundamentgruben gemauert (und sich damit eine Schalung erspart). Im zweiten Arbeitsgang wurden die Zwischenräume ausgehoben und die Gruben zur Versteifung mit der «Ausmauerung» gefüllt.

2. Zu beachten ist, dass Fragmente der erwähnten Inschrift in der Ausmauerung zwischen zwei Sockeln gefunden wurden.[46] Rechnen Sockel und Zwischenmauerungen, wie ich meine, aber von Anfang an miteinander, so heisst das, dass Inschriftplatte und Sockel nicht in einen direkten Zusammenhang gebracht werden können. Die Zerstörung der Inschrifttafel ergibt vielmehr einen terminus post quem für die Errichtung der Sockelbank.

3. Es ist anzunehmen, dass ein Monument für Mitglieder des iulisch-claudischen Kaiserhauses nicht vor dem 2. Jh. zerschlagen wurde – man wird als Zeitpunkt für die Zerstörung das späte 2. oder schon das 3. Jh. vermuten.[47]

4. Sockelbank und Mittelmauer (M 2) bzw. Raum F im Quadratbau sind offensichtlich aufeinander bezogen: Die Sockelbank ist in Bezug auf die Breite des Gebäudes eingemittet und hält in der ganzen Ausdehnung gleichmässigen Abstand von der Mittelmauer M 2. Dass beide miteinander bestanden, möchte man annehmen.[48]

Nach meiner Auffassung bilden die Sockel mit der gleichzeitigen «Ausmauerung» zusammen eine Sockelbank, die im späten 2. oder im 3. Jh. eingerichtet wurde: Sockelbank und Quadratbau (M 1, M 2, M 3, M 25) haben miteinander bestanden.

Bis jetzt neigt die Forschung dazu, in den Sockeln das ältere Element zu sehen, das vielleicht ursprünglich frei oder in einem Holzbau stand. Sie nimmt also, offenbar unter dem Eindruck der Inschriftfragmente, ein frühes Monument an, das nachträglich mit dem zweigeteilten Quadratbau umgeben wurde. Nachdem das Monument aber nicht so früh (zu einer

---

[40] Gähwiler TB 1964/65, S. 13.

[41] CRZ 2 (Zit. Anm. 15) S. 28. – Eeva Ruoff, Anne Hochuli-Gysel, Anita Siegfried, Chur in römischer Zeit, in: Churer Stadtgeschichte, Bd. 1: Von den Anfängen bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, Chur 1993, S. 144–179, S. 152: «die Zwischenräume zwischen den Sockeln wurden eingeebnet.»

[42] Von Gähwiler TB 1964/65 (Zit. Anm. 12) S. 15 werden die «Ausmauerungen» «als Bodenteil» aufgefasst.

[43] «Lange Bank» TB Pedolin, MS, S. 14, Einleitung.

[44] CRZ 2 (Zit. Anm. 15) S. 23: «Unklar ist die Funktion eines Mauerrestes direkt westlich des Sockels 1 (Abb. 5; 8). Es scheint sich um ein Mauerstück zu handeln, das Raum F in nord-südlicher Richtung unterteilte, jedoch nirgends dokumentiert wurde.» Es ist das im steingerechten Plan eingetragene Begleitfundament.

[45] Nicht nachgewiesen, aber schon von Gähwiler TB 1964/65 (Zit. Anm. 12) S. 15 angenommen.

[46] Gähwiler TB 1964/65 (Zit. Anm. 12) S. 13: «In unmittelbarer Nähe vor dem mittleren [Sockel] (Nordseite) fanden sich in einer Mulde im kiesigen Grund die Bruchstücke der Weihinschrift des Lucius Caesar. Weitere Fragmente desselben Steines lagen weit herum verstreut und auch in den Mauerstücken, mit denen man später die Zwischenräume zwischen den Altarsockeln ausfüllte.»

[47] Die hypothetische Annahme eines Holzgebäudes um ein allfälliges Pfeiler-Statuen-Monument herum ist dann nicht mehr zu begründen; sie ist aus der Frühdatierung des Monuments (Holzbauzeit) zu verstehen.

[48] «Immerhin ist es auffallend, dass die vier Sockel symmetrisch im Gebäude 6 stehen» halten auch die Bearbeiterinnen fest (CRZ 2 [Zit. Anm. 15] S. 24). Eeva Ruoff geht davon aus, dass die Sockel im Gebäude 6 standen (ib. S. 220).

Zeit, da nur Holzbauten nachgewiesen sind) entstanden sein kann, spricht, soweit ich sehe, nichts gegen die Annahme, dass das Monument in das Gebäude 6 hineingebaut wurde.[49]

Immerhin: Solange wir keine konkreten Anhaltspunkte für die Deutung der Fundamentbank mit den vier mächtigen Sockeln haben,[50] ist die Frage letztlich nicht zu entscheiden. Das kann aber nicht heissen, dass man sich nicht doch die Gegebenheiten solange kritisch neu vornehmen soll, bis eine plausible Arbeitshypothese absehbar wird.

B. Heizanlagen

Im Ostteil des Gebäudes 6 sind zwei Heizsysteme nachgewiesen: die älteren Kanäle waren laut Tagebuch (1964/65) des Ausgräbers Adolf Gähwiler[51] aus *tegulae* gebaut: zwei stehende Platten mit nach aussen gekehrten Leisten bilden die Wände und eine dritte ist als Deckel darauf gemörtelt. Der Kanalboden bestand aus dem anstehenden Erdmaterial. Der jüngere Kanal hingegen wies Trockenmäuerchen als Wände auf;[52] wie der Kanal abgedeckt war, ist nicht bekannt, aber auch hier war der Kanalboden nicht künstlich befestigt.[53]

Der Versuch, sich anhand der publizierten Plänchen und Texte zu den Heizungsresten im Gebäude 6 zu orientieren (Abb. 4), macht die Unsicherheit deutlich, die klare Aussagen verhindert hat. Sie ist in der Tatsache begründet, dass schon bei der Ausgrabung nicht alle Elemente eindeutig erkannt und definiert werden konnten. Dafür sind zum Teil die Parzellierung der Ausgrabung und der Umstand verantwortlich zu machen, dass ein Streifen zwischen den beiden Grabungsflächen nicht untersucht werden konnte.

Im schematischen Plänchen Abb. 8,4 (älteres Heizsystem im Raum E 1)[54] ist der Durchbruch durch Mauer M 2 falsch (zu weit östlich) eingetragen, was die Überlegungen zum Verhältnis von Heizkanal, Apsis M 26 und Sockelbank behindert, in den Plänchen Abb. 8,3[55] und 6 tritt ein Kanal-Ast in E 2 entlang der Mittelmauer M 2 auf, der im steingerechten Plan[56] nicht eingezeichnet ist und offenbar auf der Fehlinterpretation von Grabungsfotos beruht,[57] im Plänchen Abb. 8,5[58] sind erstes und zweites Heizsystem verwechselt, das westliche wiederum falsch situiert, usw.[59]

Unklarheiten und Verwechslungen im Text erschweren das Verständnis der relativen Chronologie zusätzlich: Die Bearbeiterinnen halten fest: «Anderseits musste sich das Praefurnium der ersten Heizanlage nördlich von Mr. 2, also in Raum F befunden haben, und zwar östlich des Sockels Nr. 4».[60] Der Satz muss sich auf das

---

49 Gleichzeitige Entstehung von Gebäude und Monument scheint mir nicht wahrscheinlich, siehe unten. – Stünde nicht die Vorstellung von einem frühen Statuen-«Monument» oder einem Ehrenbogen oder von Sockeln für Altäre (Walter Drack, Rudolf Fellmann, Die Römer in der Schweiz, Stuttgart/Jona 1988, S. 381. – Jürg Rageth, Römische Siedlungsreste von Chur – Areal Markthallenplatz und Pedolin-Garten in: Archäologie in Graubünden, o.J. [1992], S. 126) im Hintergrund (vgl. Eeva Ruoff, in: CRZ 2, S. 220), so käme wohl niemand auf die Idee, anzunehmen, dass die Sockelbank erst nachträglich mit dem Gebäude 6 umbaut wurde.

50 Solange es sich zum Beispiel theoretisch auch um die Basis für eine technische Einrichtung handeln kann.

51 Gähwiler TB 1964/65 (Zit. Anm. 12) S. 24.

52 Gairhos 1998 (Zit. Anm. 25) S. 33: «gemauert», d.h. gemörtelt?

53 Gähwiler TB Pedolin (Zit. Anm. 39) MS, zu Raum II, S. 17.

54 CRZ 2 (Zit. Anm. 15) S. 24, Abb. 12.

55 CRZ 2 (Zit. Anm. 15) S. 27, Abb. 18.

56 Aufnahmeplan RM 28/103.

57 CRZ 2 (Zit. Anm. 15) S. 26, Abb. 17. Die Aufnahme von Süden zeigt links M 25, daneben den vom Praefurnium aus entlang M 25 nach Norden verlaufenden Kanal. Beatrice I. Keller verweist auf folgende Fotos als Beleg: A 27 S. 75, Nr. 574, 577 und S. 23, Nr. 812, 813, 817 und S. 24, Nr. 816. – CRZ 2 (Zit. Anm. 15) S. 23, vgl. dort Abb. 17, S. 26. – Verwechselt sind in CRZ 2, S. 27 auch die Bildlegenden von Abb. 19 und Abb. 21.

58 Walter Drack, Die römischen Kanalheizungen der Schweiz, in: Jahrb. SGUF 71, 1988, S. 123–159, Abb. 21, S. 137: die beiden Heizsysteme sind verwechselt.

59 CRZ 2 (Zit. Anm. 15) Abb. 3, S. 15 (Abb. 6, S. 19) gibt die Durchbrüche der beiden Heizkanäle durch M 2 richtig wieder. Bei Abb. 12, S. 24 dagegen liegt der Durchbruch zu weit im Osten; das «Praefurnium» könnte danach im Osten der Apsis gelegen haben. – Drack (Zit. Anm. 58) Abb. 21, S. 137: die beiden Heizsysteme sind verwechselt.

60 CRZ 2 (Zit. Anm. 15) S. 26.

zweite (nicht auf das erste) Heizsystem beziehen, dessen Kanal die Mauer M 2 östlich des Sockels S 4 durchbricht, während dies beim ersten System zwischen S 3 und S 4 der Fall ist.[61] Einige Seiten vorher liest man bei der Beschreibung des älteren, mit Leistenziegeln gebauten Kanalheizungssystems: «…die Kanäle der Heizung liefen offenbar gegen einen Hauptarm, der etwa von der Mitte eines östlichen Raumes E 1 gegen Mr. 2 lief»: das ist beim zweiten System der Fall. Wo der Hauptarm beim ersten Heizsystem lag, ist aus dem Grabungsplan nicht ersichtlich.[62] Weiter: «Auf dieser Höhe[63] ist die Mr. 2 durchbrochen und es fanden sich dort 1972[64] Reste eines 30 cm breiten, in Leistenziegeln gebauten halbrunden Mäuerchens. Im Innern des Halbrundes fand sich brandiges Material. Der Abschnitt liegt leider genau unter der Erdbank zwischen den Grabungen 1965 und 1972, und es muss deshalb manches unklar bleiben.»[65] Das «halbrunde Mäuerchen» wird von den Bearbeiterinnen 1991 als «eine Art Abgrenzung des Praefurniums gegen Westen» bezeichnet.[66] Es wird nicht klar, ob der Bedienungsplatz vor dem Schürloch durch ein Schirmwändchen gegen Westen abgegrenzt war oder ob das Schürloch selber abgegrenzt war, wie es der entsprechende Passus in der Churer Stadtgeschichte[67] annehmen lässt: «Praefurnium (Einheizloch), das sich in diesem Fall nördlich der Mauer 2 fand.» Es ist diesmal wohl an eine Art «Schürlochstutzen» vor der Mauer M 2 gedacht, denn nach dieser Aussage ist Praefurnium = Schürloch, das sich nicht in der Mauer selber, sondern nördlich davon befindet.[68] U. Clavadetscher interpretiert das «Mäuerchen» wie Gähwiler,[69] als Fortsetzung des Ziegelkanals im Raum E 1, der, soweit sich erkennen lässt, genau in der Flucht liegt und die gleiche Breite aufweist. So ist, wie ein Plan vom 17.3.1966[70] besagt, die Situation auch bei der Grabung und der dokumentarischen Aufarbeitung gedeutet worden. Die Frage ist insofern nicht unwesentlich, als sie das Verhältnis der älteren Heizung zu den Sockeln und zur Apsis M 26 berührt.

Exkurs zu den Heizkanal-Systemen

1. Rekonstruiert man den älteren Heizkanal in E 1 anhand der in den Plänen verzeichneten Reste, so wird man das Praefurnium unmittelbar nördlich der Mittelmauer M 2 erwarten, wie es die Bearbeiterinnen tun.[71] Vom Mauerdurchbruch in M 2 aus verläuft der Kanal schräg nach Südosten und verzweigt sich dann gegen die Raumecken von E 1 und in die Seitenmitte. Die Einfeuerungsstelle wäre zwischen den Sockeln 3 und 4 zu erwarten. Dort ist sie aber zur Zeit der Sockel nicht denkbar (ein Praefurnium zwischen Statuensockeln?) bzw. gar nicht möglich, denn die «Ausmauerung», die dann fehlen müsste, ist zwischen diesen beiden Sockeln vom Ausgräber[72] noch zu einem guten Teil angetroffen worden. Lag das Praefurnium also dort, wo man es am ehesten erwartete, nämlich nördlich der Mauer 2, so muss es vor der Einrichtung der

---

61 Das «Mäuerchen» wird noch 1972 als Teil des Kanalsystems angesehen: Gähwiler TB Pedolin (Zit. Anm. 39) MS, S. 44: «Zwischen Sakralraum I [= 6/F] und Raum II [= 6/E] bestand eine Verbindung desselben Kanalsystems, auch aus Ziegeln gebildet, aber dazu noch mit anliegenden Steinen verstärkt. Dieses Verbindungsstück war oben mit Ziegeln zugedeckt. Das Verbindungsstück lag beim südlichen Schenkel (aussen) des Mauerbogens («Apsis»). Von ihm aus lief eine Abzweigung schräg in SO-Richtung unter die Gartenmauer Pedolin.»

62 Rätisches Museum, Chur, Plan 28/103.

63 Nach dem Kontext = Mitte des östlichen Raumes E 1. Dann bezieht sich der Text auf System 2, d. V.

64 Es muss heissen 1965, d. V.

65 CRZ 2 (Zit. Anm. 15) S. 19.

66 Wie Anm. 108.

67 Churer Stadtgeschichte (Zit. Anm. 41) S. 152.

68 Mit dem Ausdruck «Praefurnium» kann sowohl das Heizloch, Schürloch, als auch der Bedienungsraum bezeichnet werden. Vgl. Aug. Hug, in: RE 44, Stuttgart 1954, Sp. 1348–1350.

69 Gähwiler TB Pedolin (Zit. Anm. 39) MS, S. 44.

70 Umgezeichneter Plan RM 28/175.

71 CRZ 2 (Zit. Anm. 15) S. 19 und Abb. 6, nicht 12 (falsche Rekonstruktion).

72 Gähwiler TB 1964/65 (Zit. Anm. 12) S. 14.

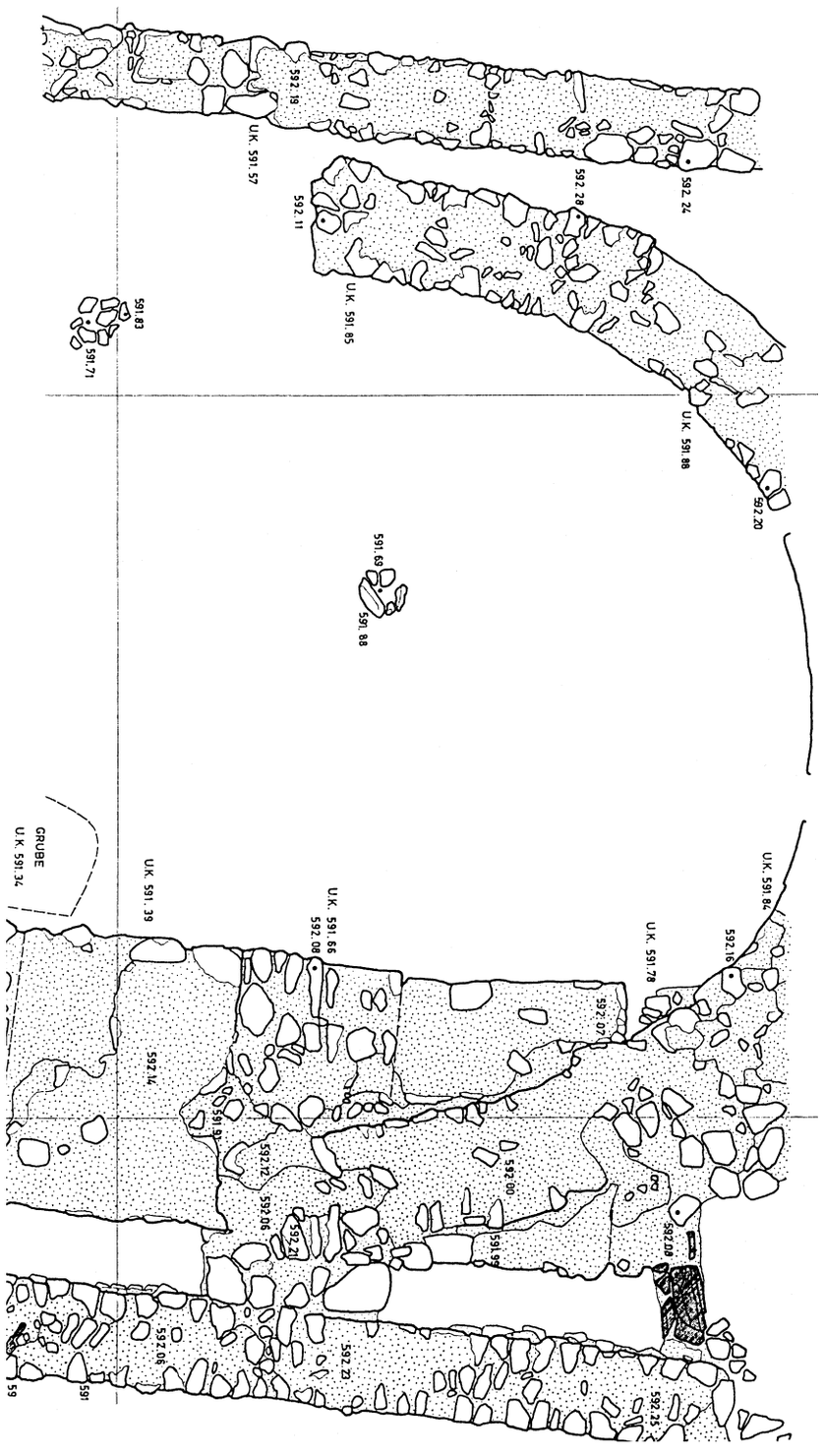


Abb. 5. Grabung 1965, Ostteil. Umzeichnung ADG, Markthallenplatz 1965, G 3, Juni/August, Biellmann.



Abb. 6. Apsis M 26 von Osten. Durchlass im Scheitel. Foto RM.

Sockelbank bestanden haben. Damit ist das Verhältnis umgekehrt: Die Sockel sind jünger als das ältere Heizungssystem, das mit dem Quadratbau rechnet. Sie sind nicht älter als der Quadratbau, sondern sie setzen ihn voraus.

2. Wenn Gähwiler,[73] die Verfasserinnen des zweiten Bandes «Chur in römischer Zeit»[74] und Clavadetscher das «Mäuerchen» als Fortsetzung des Ziegelkanals sehen, und den Kanal in Zusammenhang bringen mit dem südlichen der drei von ihnen[75] angenommenen Kanaldurchlässe in der Apsis M 26, so muss entweder das Praefurnium weiter nördlich: also innerhalb der Apsis angenommen[76] oder die Heizrichtung von Süden nach Norden postuliert und ein Praefurnium entweder im Raum E 1 oder vor der Südmauer M 1 des Gebäudes im nicht untersuchten Streifen gesucht werden. Beides leuchet mir nicht ein.

Schwierig zu beurteilen ist die Frage der Heizkanal-Durchlässe in der Apsis M 26. Sie waren offenbar so unauffällig, dass sie weder im Tagebuch, noch im zusammenfassenden Bericht des Ausgräbers erwähnt werden. Immerhin ist dem Zeichner bei der Ausgrabung 1964/65 an drei Stellen der Apsisinnenseite «etwas» aufgefallen (Abb. 5).[77] Die mittlere Stelle, als Lücke im Apsiskontur festgehalten, hat S. Nauli 1972, als die Apsisrundung von aussen freigelegt wurde, als Öffnung für den Heizkanal interpretiert, – dies mit einigem Zögern, da er weder Brandrötung noch Russ-Schwarz an den Wänden des Durchlasses feststellen konnte (Abb. 6).[78] Ist die Heizungsanlage nicht fertiggestellt oder nicht in Betrieb genommen worden – oder handelt es sich gar nicht um eine Heizkanalöffnung? Westlich der Apsis sind im Raum F jedenfalls keinerlei Heizungsreste vorgefunden worden.

Nach Lage der Dinge muss man sich fragen, ob dieser Durchlass nicht anders zu erklären sei. Beatrice I. Keller macht auf eine mögliche Parallele aufmerksam: beim römischen Gutshof in Neftenbach war ein Bleirohr als Abflusskanal in einen analogen Durchlass der Apsismauer eines Badegebäudes eingemauert.[79] Könnte das auch bei der Apsis M 26 der Fall gewesen sein? Kaum; es spricht zu vieles dagegen: Sollte das Wasser nicht einfach im Gebäude versickern (warum denn sonst die Ableitung?), so musste es irgendwo durch die Gebäude-Aussenmauer abgeleitet werden. Von dieser konnte einzig die Nordostecke nicht untersucht werden, weil sie unter einem Nachbargebäude liegt. Überall sonst ist die Mauer so hoch erhalten, dass sich ein Durchlass hätte feststellen lassen: es gab ihn offenbar nicht. Falls man auf Simonetts Hypothese eines Bades zurückkommen möchte, müsste man zudem erklären, wo das Wasser gewärmt wurde. Es ist ausserdem schon dem Ausgräber aufgefallen,[80] dass die Apsis weniger tief fundiert ist als die übrigen Mauern, und sie ist mit ihren 70–80 cm Mauerstärke (im Fundament!) bei einem inneren Radius von 3 m nicht sehr massiv angelegt, vergleicht man sie etwa mit der ursprünglichen Apsis 18 des Gebäudes 7, die

[73] Gähwiler TB Pedolin (Zit. Anm. 39) MS, S. 44.
[74] CRZ 2 (Zit. Anm. 15) S. 19.
[75] Aufgrund des Aufnahmeplanes RM 28/103. – Wörtlich bei Clavadetscher (Zit. Anm. 23) S. 191.
[76] Ein Praefurnium nördlich der Gebäude–Nordmauer M 3 ist nicht anzunehmen: Weder ist irgend ein archäologischer Hinweis gegeben, noch ist ein derart langer Kanal (von M 3 bis in den Raum E 1) überhaupt wahrscheinlich.
[77] Vgl. Aufnahmeplan RM 28/103.
[78] Gähwiler TB Pedolin (Zit. Anm. 39) HS, S. 53, 11.8.1972.
[79] Jürg Rychener, Der römische Gutshof in Neftenbach, Zürich und Egg 1999, S. 183, Abb. 244–246.
[80] Gähwiler TB 1964/65 (Zit. Anm. 12) S. 14.

bei einem Radius von 2 m eine Fundamentstärke von 1,10 m aufweist. Und schliesslich weisen keinerlei archäologische Beobachtungen auf ein Badegebäude hin.[81] Als Öffnung für einen Wasserablauf lässt sich der Durchlass meines Erachtens nicht erklären. Vorläufig möchte ich eher annehmen, dass beabsichtigt war, eine Heizung einzubauen, was aber schliesslich aufgegeben wurde.

Ist es denn überhaupt ein Durchlass? Dem Ausgräber, der 1964/65 nur die Innenseite der Apsis sah[82] und beschrieb, fiel jedenfalls keine Öffnung auf.[83] Dass der Durchlass sich auf der Innenseite ebenfalls zeigte, ist aber durch Fotos belegt.[84] Bei der auffälligen Stelle im Norden (1964/65) kann es sich um eine Täuschung handeln; jedenfalls wurde 1972 im äusseren Apsismantel keine Öffnung beobachtet.

Es könnte sich lohnen, den seinerzeit nicht untersuchten Streifen zwischen den Grabungsflächen von 1964/65 und 1972 im Hinblick auf die Klärung solcher Fragen nachträglich freizulegen.

Dass das jüngere Kanalsystem schon zur Benützungszeit des Gebäudes aufgegeben wurde, hält der Grabungsleiter im Tagebuch der Grabung 1972[85] für sicher. Die Kanalheizung – die ältere oder die jüngere? – ist nach einer Maiorina des Magnentius, die sich in der Auffüllung fand, nicht vor 352 verfüllt worden.[86]

3. Beim jüngeren Heizkanal-System im Ostteil des Gebäudes 6 dürfte das Praefurnium tatsächlich an der bisher angenommenen Stelle im Raumabschnitt hinter der Apsis, neben dem Sockel 4 gelegen haben. Der Kanal durchbrach die Mittelmauer M 2, führte dann gerade weiter und verzweigte sich schliesslich y-förmig.

Wie der Gebäudeteil östlich der Apsis aussah, wissen wir nicht; man kann ihn mit geschlossenen oder mit stark durchbrochenen Wänden rekonstruieren. In beiden Fällen kann von hier aus geheizt worden sein. Auf einem Irrtum beruht jedenfalls die Meinung, dass «der Einbau eines Praefuriums in einen geschlossenen Raum undenkbar ist».[87] In der kaiserlichen Villa von Konz – um nur ein Beispiel zu zitieren – lagen Heizraum und Praefurnium sogar unter Boden und erhielten Licht und Luft durch ein grosses Fenster.[88]

4. Im Plänchen Abb. 8,3 sind die Heizkanalreste im Raum E 2 zusammengestellt. Der entlang M 2 verlaufende Kanal hat nie existiert (siehe oben). Offenbar geht es auch im Raum E 2 um zwei Heizsysteme, die nicht miteinander kombiniert werden können. Der Verlauf der drei auseinanderstrebenden Kanäle[89] setzt ein Praefurnium am ehesten vor der Westmauer des Gebäudes voraus, etwa beim Buchstaben D (Abb. 8, Plänchen 2, 3, 4).[90] Damit verträgt sich aber der Kanal nicht, der vom Praefurnium vor der Südmauer des Gebäudes aus der Westmauer entlang nach Norden verläuft; er über-

[81] Vgl. auch CRZ 2 (Zit. Anm. 15) S. 25.

[82] Gähwiler TB 1964/65 (Zit. Anm. 12) S. 14.

[83] Wenn der Durchlass auf der Innenseite der Apsis erst bei der Grabung der prähistorischen Schichten (Leiter Chr. Zindel) freigelegt wurde, so ist jedenfalls der vorherige Grabungsleiter Gähwiler, der nach Grabungsende einen Bericht verfasste, davon nicht informiert worden.

[84] Zum Beispiel Fotoordner 27 A (RM) S. 21, Nr. 949 sowie Ordner Zindel (Archäologischer Dienst Graubünden) S. 16, Nr. 1172 und S. 18, Nr. 1108.

[85] Zusammenfassende Beschreibung des Raumes II, Gähwiler TB Pedolin (Zit. Anm. 39) MS S. 18.

[86] Gairhos 1998 (Zit. Anm. 25) S. 35. Er weist darauf hin, dass es unsicher ist, ob die Münze im älteren oder im jüngeren System gefunden wurde.

[87] Gairhos 1998 (Zit. Anm. 25) S. 34.

[88] Adolf Neyses, Die spätrömische Kaiservilla zu Konz, Trier 1987, Pläne 5 und 6 und Text S. 32 f.

[89] Das Rekonstruktionsplänchen CRZ 2 (Zit. Anm. 15) S. 27, Abb. 18 nimmt drei Kanaläste an. Der nördliche ist nicht nachgewiesen, nach Lage der Steine und Fundamentkontur aber nicht unwahrscheinlich. Gähwiler spricht im Tagebuch (TB 1964/65, S. 24) von «fächerartig» aufgeteilten Kanälen, in der Rekapitulation (TB Pedolin, MS, S. 44) aber nur von zwei Kanälen.

[90] Beschrieben im Tagebuch Gähwiler 1964/65, S. 12. – Beatrice I. Keller, die diesem Verdacht nachgegangen ist, findet in der zeichnerischen und fotographischen Dokumentation weder einen Hinweis auf einen Heizkanal, der M 25 durchläuft, noch auf ein Praefurnium oder einen Bedienungsplatz vor der Mauer. Im Tagebuch Gähwiler 1964/65, S. 24 fand sie einen Hinweis: «Vorhanden ist noch einer [ein Kanal], der über die Mauer XXV [25] in die Apsis in Raum D führt.» Aber ist dort vielleicht ein Stück von M 25 beim Anbau der Apsis M 27 (die vermutlich jünger ist als M 25) erneuert worden?

schneidet den Haupt-Ast der älteren Heizung. Von den drei Kanälen, die sich gegen Osten auffächern, überdeckt die im Ansatz erhaltene Wand des südlichen Astes offenbar einen älteren, aus Ziegelsteinen gefügten Kanal.[91]

5. Das ältere System in E 1 und das in E 2 können gleichzeitig bestanden haben. Kanalheizungen dieser Art mussten so oft – aber wohl nicht immer alle gleichzeitig – erneuert werden, dass es nicht verwunderlich wäre, wenn Systeme mit verschiedener Bauart nebeneinander in Funktion waren. Möglich ist aber auch, dass in einem ersten Zustand nur der Raum E 1, in einem zweiten (schon mit der Sockelbank?) nur der Raum E 2 geheizt war.

Arbeitshypothese zur relativen Chronologie (Abb. 7)

Die relative Chronologie ist im Tagebuch 1964/65 weniger aus Fugen und Nähten als aus dem Vergleich der Mauerbilder erschlossen. Sie scheint mir nicht zwingend und erweckt mindestens in Teilen wenig Vertrauen. Dass die vier Sockel ursprünglich frei standen oder in einem Holzgebäude, wird bisher referiert, aber nirgends überzeugend begründet; die Annahme eines Holzgebäudes hängt zudem offenbar mit der Datierung der Inschrift zusammen, deren Zugehörigkeit zu den Sockeln vorausgesetzt wird.

Dass die Apsis (M 27) im Westen und die Mittelmauer (M 2) älter sind als der Quadratbau (M 1, M 3, M 25) ist weder nach dem steingerechten Grundriss noch nach den Fotos wahrscheinlich; Apsis und Mittelmauer scheinen im Gegenteil eher sauber und ohne nachträglich ausgeflickten Ausbruch gegen die älteren Mauern des Quadratbaues gemauert.[92]

Wer sich mit der Dokumentation länger beschäftigt, gewinnt jedenfalls den Eindruck, dass Pläne und Fotos verlässlicher sind als das Tagebuch, das oft weniger Beobachtungen beschreibt als Mutmassungen mitteilt.

Ich sehe vorläufig die relative Chronologie wie folgt:

I. Ältestes archäologisch fassbares Element ist der Quadratbau mit Mittelmauer (M 2).

II. Für den älteren Heizkanal in E 1 ist M 2 durchgebrochen worden. Die Kanalwände setzen an M 2 an. Die Heizung gehört nicht zum ältesten Bestand des Quadratbaues.

III. Noch später ist die Sockelbank eingebaut worden; sie zerstört das Praefurnium der ersten Heizanlage im Raum E 1.

IV. Der südliche Ast der Apsis M 26 ist in das Sockelmassiv eingespitzt. Die Apsis war wenig tief fundiert.

Dass die Apsis mit einer Fussboden-Kanalheizung versehen war, die vom Raum hinter der Apsis aus gespiesen wurde, lässt sich mit dem einzigen – unsicheren – Hinweis, den der «Durchlass» im Apsisfundament bietet, nicht belegen. In der Etappe der Apsis war Raum E 1 hingegen geheizt, wie vielleicht auch E 2.

V. Die Apsis D gehört nicht zum ältesten, sondern zum jüngsten Bestand; sie liegt vielleicht an der Stelle eines älteren Praefurniums und rechnet frühestens mit dem zweiten Kanalsystem im Raum E 2. Sie greift über die Südwestecke des Gebäudes 6 hinaus, scheint das Praefurnium in der Südmauer vorauszusetzen und war vielleicht (Abb. 8, Plänchen 3) mit dem jüngeren Kanalsystem verbunden (wenn sie nicht sogar noch jünger ist).

Zur Funktion des Gebäudes 6 während der älteren Phasen

Christoph Simonett hat sich konkret zur Funktion des Gebäudes in seinem zweiten Zustand, das heisst bei Simonett: nach dem Einbau der Heizung, geäussert. Er vermutete, dass der Bau jetzt als Thermengebäude für Frauen diente.[93] Die Deutung ist indessen auf Ablehnung gestossen.[94] Die Bearbeiterinnen der Römerzeit in der Churer Stadtgeschichte

---

[91] Vgl. Plan CRZ 2, S. 18, Abb. 5 und Foto S. 26, Abb. 16.

[92] Der Plan der römischen Befunde vom 17.3.1966 (RM 28/175) legt sogar die Annahme nahe, dass die Apsis M 27 erst mit dem Einbau der Kanalheizung im westlichen Teil des Südraumes E (E 2) angefügt wurde (oder noch später), denn sie greift über die SW-Ecke des Quadratbaues hinaus und nimmt offenbar Bezug auf die Kanalwandung.

[93] Simonett, Geschichte (Zit. Anm. 22) S. 25 ff.

[94] Churer Stadtgeschichte (Zit. Anm. 41) S. 152. – Dagegen spricht wohl auch die wenig tief fundierte Apsis M 26.

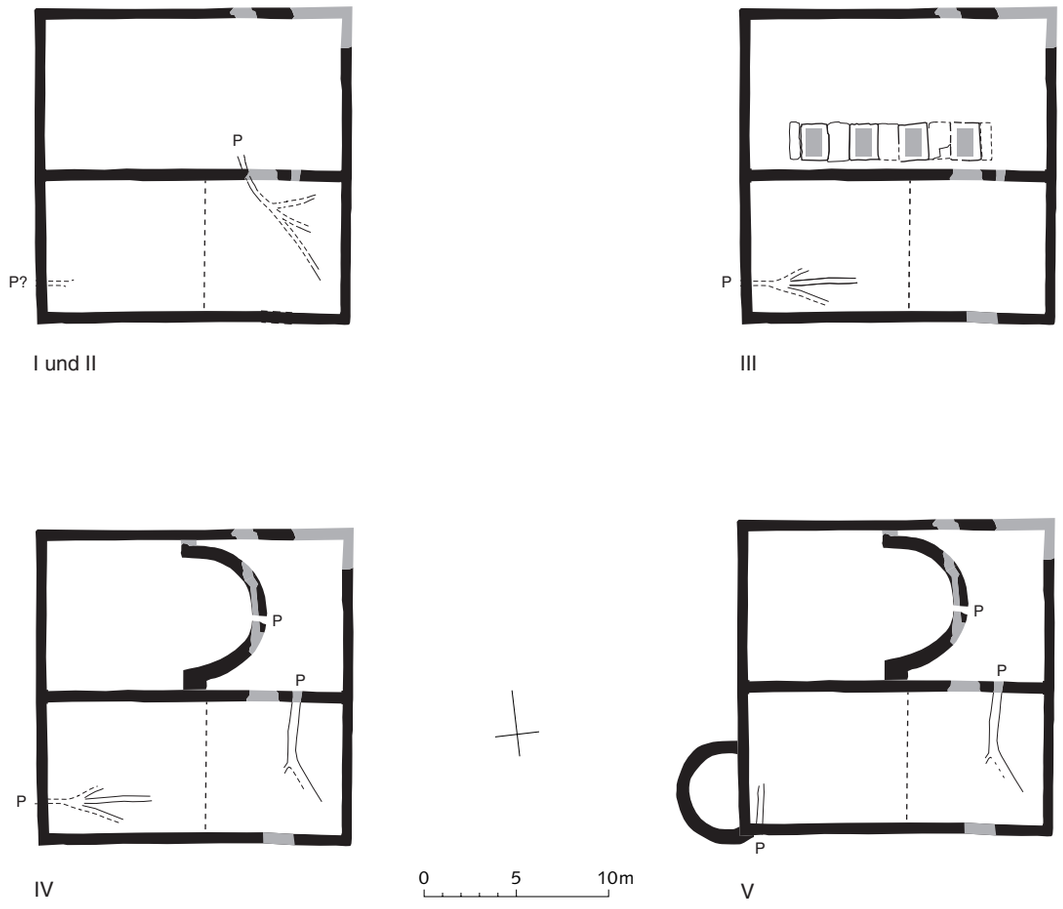


Abb. 7. Hypothese zu den Bauphasen: I Quadratbau mit Mittelmauer. II Ältere Heizkanäle, III Einbau der Sockelbank, IV Einbau der Apsis M 26, jüngerer Heizkanal in Raum E 1, V Anbau der Apsis D, neue Heizung in Raum E 2.

nehmen an, dass das Gebäude «kultischen Charakter hatte».[95] Ich folge einem Vorschlag von Katrin Roth-Rubi, wenn ich es hier als Schola, Vereinshaus, deute. «In der Kaiser-Zeit heissen Scholae Räume verschiedener Form, mit (Plin. nat. 35, 114, 36, 22) und ohne Schmuck von Gemälden und Statuen, in denen sich der Senat oder andere Gruppen (Vereine) versammeln oder die als Büro dienen» sagt Walter Hatto Gross im Kleinen Pauly.[96] Es handelt sich dabei um religiöse und um professionelle Vereine.[97] Harald von Petrikovits hat sich in seiner Arbeit über die Spezialgebäude römischer Legionslager[98] aus-

[95] Ib. S. 176.

[96] Der Kleine Pauly, Bd. 5, München 1979, Sp. 23/24 s.v. Schola.

[97] Beate Bollmann, Römische Vereinshäuser, Untersuchungen zu den Scholae der römischen Berufs-, Kult- und Augustalen-Kollegien in Italien, Mainz 1996, S. 16, 19. – Zur Frage von Vereinshäusern in Chur: Stefanie Martin-Kilcher hatte das Haus des Mercurius im Welschdörfli als «Versammlungslokal einer Kaufleutevereinigung» interpretiert, (Der römische Alltag, in: Terra Grischuna 4, 1985, S. 39), was Eeva Ruoff (CRZ 2 [Zit. Anm. 15] S. 465 f.) für weniger wahrscheinlich hält: «eine solche Vereinigung würde meines Erachtens städtischere Verhältnisse voraussetzen, als sie sich in Chur vorfinden.»

[98] Harald von Petrikovits, Die Spezialgebäude römischer Legionslager, in: Legio VII Gemina, León 1970, S. 227–252, hier: S. 239–241 (Wiederabdruck in: Harald von Petrikovits, Beiträge zur römischen Geschichte und Archäologie 1931 bis 1974 [Beih. d. Bonner Jahrb. 36], Bonn 1976, S. 519–546).

führlich zu diesen Gebäuden geäussert, und Beate Bollmann gibt in ihrer Dissertation einen Katalog der Vereinshäuser der «römischen Berufs-, Kult- und Augustalen-Kollegien in Italien», interpretiert sie und stellt sie im Zusammenhang dar. «Die Bezeichnung ziviler Vereinshäuser als Scholae wurde auch auf die Klub- oder Freizeiträume militärischer Vereinigungen gleicher Dienstgrade oder Laufbahnen angewendet» (Petrikovits). Sie dienten für Versammlungen, Kulthandlungen, Bankette.[99] Es sind Gebäude verschiedener Form, die aber oft auch eine Apsis aufweisen, welche die halbrunde Bank aufnahm – oder an sie erinnerte –, als deren Bezeichnung der Ausdruck Schola zuerst fassbar wird. Aus einer Inschrift wissen wir, dass die Optiones in Lambaesis «ihre Schola mit Statuen und Bildnissen des kaiserlichen Hauses errichtet haben.»[100] Eine andere Gruppierung der 3. Legion hatte in ihrer Schola in der Zivilstadt von Lambaesis goldene Götterbilder aufgestellt.[101] In Italien war die Zahl der Ehrenstatuen in den Scholae grösser als die der Götterstatuen.[102]

Kollegien erscheinen auch mehrfach in den Inschriften aus dem dakischen Goldbergwerksgebiet. Nach Hans-Christoph Noeske,[103] der sich damit befasst hat, wird man demnach «auch mit den Gebäuden rechnen müssen, in denen die Mitglieder der Kollegien normalerweise zusammenzukommen pflegten, den scholae. Sie hatten im allgemeinen keine spezielle Form. Charakteristisch für ihre innere Ausstattung waren jedoch Bänke und Sitze, die sich an den Wänden entlangzogen. Selbstverständlich gehörte alles, was zum Kult des von dem Kollegium besonders verehrten Gottes vonnöten war, ebenfalls zur Einrichtung.» Die «Bänke und Sitze» konnten wohl auch aus Holz gearbeitet sein, müssen sich also nicht unbedingt im archäologischen Bestande nachweisen lassen. Statuen und Götterbilder können anderseits einen soliden Fundamentsockel oder eine Fundamentbank voraussetzen. In den Grabbauten mit Rechteck-Grundriss konnten die in Italien in der Regel lebensgrossen Statuen auch den Längswänden entlang aufgestellt werden.[104]

In Schwarzenacker bei Homburg ist ein unterkellertes, 5,97x14,35 m messendes Gebäude entdeckt worden, das als Versammlungshaus gedeutet wird.[105] Darin fanden sich mehrere qualitätvolle Bronzestatuen (Genius populi Romani, Merkurgruppe mit Wild-Eber, Victoria, Apoll, Neptun).

In Lausanne (Lousonna-Vidy) ist die Schola, das Versammlungshaus – das «Zunfthaus» hätte man im Mittelalter gesagt – der Genferssee-Schiffer *(nautae lacu Lemanno),* durch eine Inschrift bezeugt[106] und archäologisch nachgewiesen: ein im Grundriss rechteckiger, quer unterteilter Anbau an die Basilika.[107] Als Schola der Walker *(collegium fullonum)* wird das Haus der Eumachia in Pompeij von Walter O. Moeller gedeutet.[108] Die Grundrisse der hier genannten Scholae könnten kaum unterschiedlicher sein; einen verbindlichen einheitlichen Typ gibt es nicht. Der Grundrissvergleich lässt aber auch das Gefälle zwischen den Grossstädten Italiens und der Provinz deutlich erkennen.

---

99 Bollmann (Zit. Anm. 97) S. 49.

100 Petrikovits (Zit. Anm. 98) S. 239.

101 Die Scholae an der Via Sacra von Lambaesis haben meistens einen Quadrat-Grundriss und eine kleine Apsis. Vgl. P. Romanelli, in: Enciclopedia dell'Arte Antica 4, S. 462, Abb. 540.

102 Bollmann (Zit. Anm. 97) S. 145.

103 Hans-Christoph Noeske, Studien zur Verwaltung und Bevölkerung der dakischen Goldbergwerke in römischer Zeit, in: Bonner Jahrb. 177, 1977, S. 285–416, hier: S. 295.

104 Bollmann (Zit. Anm. 97) S. 140, 151.

105 Alfons Kolling, Grabungen im römischen Vicus Schwarzenacker, in: Ausgrabungen in Deutschland, Teil 1: Vorgeschichte, Römerzeit (Römisch-Germanisches Zentralmuseum zu Mainz, Monographien 1/1), Mainz 1975, S. 434–445. – Ders., Die Römerstadt in Homburg-Schwarzenacker, Homburg-Saar 1993, S. 45 f., Taf. 37, 38 (Plan).

106 Gerold Walser, Römische Inschriften in der Schweiz, 1. Teil, Westschweiz, Bern 1979, Nr. 54, S. 116.

107 Gilbert Kaenel, Lousonna, La promenade archéologique de Vidy (Guides archéologiques de la Suisse 9), 1977, S. 32, fig. 46, S. 33.

108 Walter O. Moeller, The building of Eumachia, in: Am. Journal Arch. 76, 1972, S. 323–327.

Tertullian setzt in seinem Apologetikum (Verteidigung des Christentums 38, 39)[109] den Christenbund, Genossenschaft und Zusammenkünfte der Christen, mit denen heidnischer Faktionen und Vereine gleich. Beate Bollmann ist der Meinung, «dass er sich vor allem auf die religiösen und professionellen Vereine bezieht».[110] Heidnische Vereinshäuser, Scholae, konnten denn auch beim Religionswechsel des betreffenden Personenverbandes zu christlichen Kirchen bzw. mit solchen verbunden werden, wie das Haus der Fährschiffer von der Anlegestelle des Lucullus in Ostia[111] zeigt. Hier hat man später eine Aula in den Hof eingebaut, die nach dem Fund eines Gut-Hirt-Reliefs dem christlichen Kult gedient haben könnte.

Als Arbeitshypothese zum älteren Stadium des Gebäudes 6 steht zur Diskussion: Die Sockelreihe dürfte – nicht vor dem ausgehenden 2. Jh. – im schon bestehenden zweiteiligen Quadratbau angelegt worden sein. Eine Deutung des Gebäudes als Schola, Vereins- und Versammlungshaus, in dem auch Ehren- und Götter-Statuen aufgestellt waren (Sockel), ist zu erwägen.

Die jüngeren Bauphasen: Eine spätantike Kirche?

Im letzten Zustand dürfte das grosse Quadratgebäude als Kirche gedient haben, das ist die Hypothese, die ich, hauptsächlich gestützt auf den Grundrissvergleich mit St. Martin in Zillis (A120), seit 1968 vertrete (Abb. 8). Mehr als die Umfassungsmauern und die Binnenapsis, alle Mauern nur unter Fussbodenniveau erhalten, dazu Reste einer Kanalheizung im südlichen Gebäudeteil, ist vom Gebäude nicht bekannt – das ist zugegebenermassen wenig. Es kommt hinzu, dass vorläufig für den Raum F noch eine Fussboden-Kanalheizung im Gespräch ist, während die Forschung doch gegenwärtig eher dazu neigt, die Annahme von Heizungsanlagen in spätantik-frühmittelalterlichen Kirchen a priori abzulehnen. Aber die Frage ist zu wichtig, (die Konsequenzen für die Churer Frühgeschichte könnten sich zum Beispiel im Zusammenhang mit einer späteren Ausgrabung in der Kathedrale als gravierend erweisen), als dass man sich nicht trotz spärlichem und sprödem Befund noch einmal mit den Gründen für und wider die Deutung als Kirche auseinandersetzen müsste. Urs Clavadetscher hat die Gegen-Überlegungen zusammengestellt; ich gehe im folgenden auf seine 6 Argumente[112] ein:

Argument 1: Die «Bogenmauer» (Apsis M 26) ist keine Priesterbank. Ob es sich um eine Priesterbank oder um eine (Binnen-)Apsis handelt, ist im analogen Falle von Zillis (A120) kontrovers beurteilt worden: während Erwin Poeschel[113] die Bogenmauer als flachgedeckte Apsis rekonstruierte, hat sich Christoph Simonett stets und noch 1974[114] für die Interpretation als Priesterbank ausgesprochen. Klaus Gamber glaubt, Zillis «spätestens Ende des 4. Jahrhunderts» datieren zu müssen. In der Apsis oder der «Steinbank mit gemauerter Rückenlehne» stand nach ihm der hölzerne Eucharistie-Agapentisch.[115] Ich sehe heute keinen triftigen Grund mehr, für

---

109 Zum Beispiel: Ausgewählte Schriften des Septimius Tertullianus übersetzt und mit Einleitungen versehen von Heinrich Keller, 1 (Bibliothek der Kirchenväter, hrsg. v. Fr. X. Reithmayr), Kempten 1871, S. 108–114.

110 Bollmann (Zit. Anm. 97) S. 16 und Anm. 29.

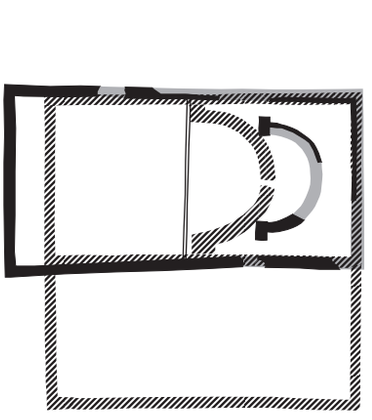
111 Bollmann, A 27, Ostia/Ostia antica, S. 275–278.

112 Churer Stadtgeschichte (Zit. Anm. 41) S. 187–191. – Als «nicht gesichert» hatte der Archäologische Dienst die von Simonett, Staubli und anderen übernommene Interpretation der Welschdörfli-Ruine am 2.1.1973 gegenüber Hilde Claussen bezeichnet, vgl. Walther Sulser, Hilde Claussen, Sankt Stephan in Chur. Frühchristliche Grabkammer und Friedhofskirche (Veröff. des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich 1), Zürich 1978, S. 179, Anm. 1. Dagegen ist nichts einzuwenden: Beweisen lässt sich die Hypothese nicht.

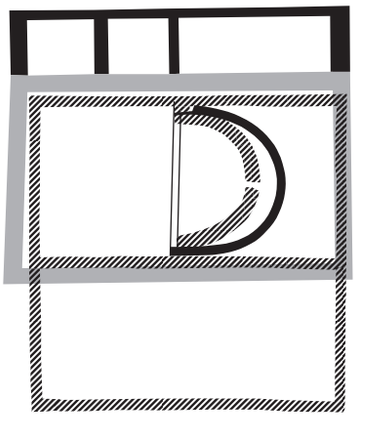
113 Erwin Poeschel, Die Baugeschichte von St. Martin in Zillis, in: Zeitschr. Schweizer. Arch. u. Kunstgesch. 1, 1939, S. 21–31.

114 Simonett, Geschichte (Zit. Anm. 22) S. 46, Anm. 65.

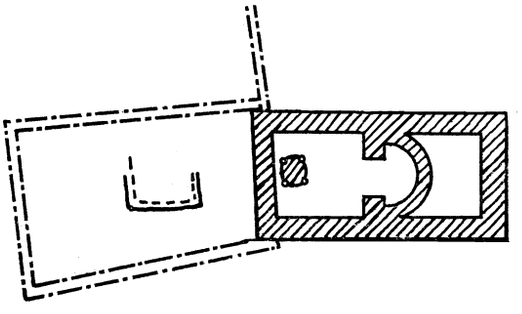
115 Klaus Gamber, Domus Ecclesiae. Die ältesten Kirchenbauten Aquileias sowie im Alpen- und Donaugebiet bis zum Beginn des 5. Jh. liturgiegeschichtlich untersucht (Studia patristica et liturgica 2), Regensburg 1968, S. 43 ff., 81 f., 86 ff.



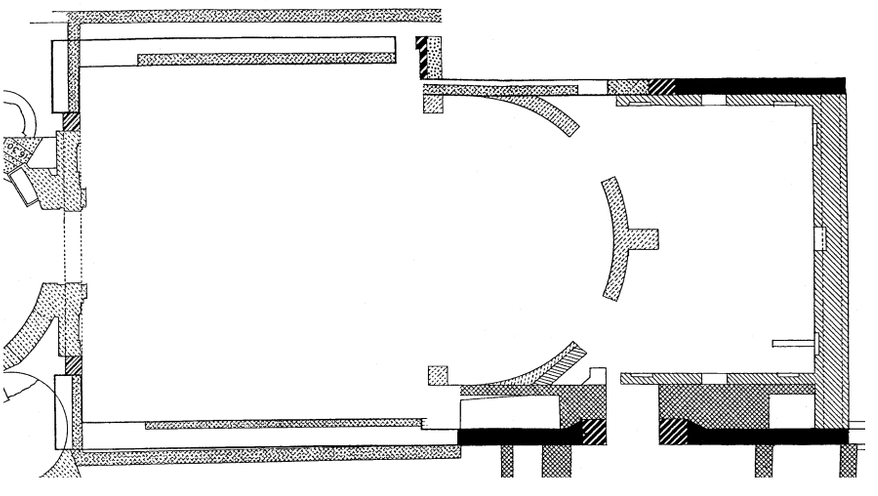
Chur, Welschdörfli / Mistail Südkirche I



Chur, Welschdörfli / Zillis I



Augsburg, St. Johann, röm. Mauern und Kirche I



Rom, Cosmas und Damian, Kirche I und ältere Mauern

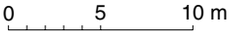


Abb. 8. Chur, Welschdörfli und vergleichbare Anlagen im selben Massstab. Augsburg nach VK I, S. 30. Rom, Ss. Cosmas und Damian nach P. B. Whitehead.

die Interpretation als Priesterbank zu plädieren und halte wie Poeschel die Bogenmauer ebenfalls für den Rest einer Binnenapsis.[116]

Argument 2: Kanalheizung und Kirche: Es ist oben dargelegt worden, dass die Heizung für den (Kirchen-)Raum F nicht bewiesen ist. Anderseits verunmöglicht das Vorhandensein einer Heizung die Interpretation des Gebäudes als Kirche nicht zum Vornherein, was Argument 2 aber offenbar als gesicherte Tatsache voraussetzt. – Selbst wenn man sämtliche bei österreichischen Kirchenbauten angenommenen Kanalheizungen aus dem Frühmittelalter anzweifelt[117] und wenn man mit Peter Scherrer[118] in der ersten – geheizten – Basilika unter der Laurentiuskirche von Lauriacum einen nachträglich christianisierten profanen Bau sieht, kann man die gesicherten Befunde von W. Sydow[119] in Innsbruck-Wilten (B10) nicht übersehen. Wesentlich scheinen mir aber vor allem die Ergebnisse von Disentis zu sein: hier ist im Altarraum der Martinskirche (A31) aus dem 8. Jh. und im Zwischenbau (St. Peter? A32) zwischen der Marien- und der Martinskirche eine Kanalheizung nachgewiesen worden. Jede Deutung als Profanbau oder als Rest eines spätrömischen Gebäudes ist hier auszuschliessen. Mindestens im Falle von St. Martin ist unzweifelhaft der Altarraum einer Klosterkirche aus vorkarolingischer Zeit mit einer Unterflur-Kanalheizung versehen.[120] Für frühmittelalterliche Konventbauten ist die Unterflur-Kanalheizung in den Wärmeräumen des Klosters Reichenau-Mittelzell im Ostflügel (anfangs 9. Jh.) und später im Westflügel archäologisch gut belegt.[121] In frühmittelalterlichen Kirchen dagegen ist sie bisher einzig in Disentis nachgewiesen. Dass die Vorbilder der Kanalheizungen dieser Art mittelkaiserzeitliche und spätrömische Anlagen sind, wie sie seit dem 2. Jh. auftreten und im Voralpenland neben Hypokaustanlagen verbreitet waren, ist anzunehmen. Wie die Vermittlung geschah, bleibt vorläufig offen. Es scheint mir indes, dass der gesicherte Nachweis einer geheizten Kirche (bzw. ihres Altarraumes) im 8. Jh. der Frage nach den Heizungen in spätantiken Kirchen wieder mehr Berechtigung verschafft.[122]

Das 3. Argument von U. Clavadetscher bezieht sich auf die Ausdehnung des Kirchenschiffes: ein «Mauerstück», das sich zwar westlich des ersten Sockels, aber analog neben dem vierten Sockel im Osten nicht (mehr) findet, wird als Stück eines Mauerzuges auf dem Ausgrabungsplan von 1902 gesehen und als mögliche Westbegrenzung des Kirchenschiffes gedeutet.[123] Dagegen spricht, dass das Fundament sich offenbar nicht

---

116 Erwin Poeschel benützt aber diesen Ausdruck noch nicht; er spricht von einer «grossen, leicht parabolischen und etwas gestelzten Exedra […] einer eingebauten, jedoch flach gedeckten Apsis», Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden V (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 14), Basel 1943, S. 224.

117 Reiner Sörries, Zum Problem heizbarer Räume in spätantiken Kirchenkomplexen des Alpen-Donau-Raumes, in: Römisches Österreich 17/18, 1989/1990, S. 213–235. – Die bisherigen Veröffentlichungen einer merowingischen Kirche mit (Hypokaust-) Fussbodenheizung unter dem Dom von Frankfurt erlauben kein Urteil (Andrea Hampel, Der Kaiserdom zu Frankfurt am Main. Ausgrabungen 1991–93 (Beiträge zum Denkmalschutz in Frankfurt am Main 8), Nussloch 1994, S. 176–181, dazu Uwe Lobbedey, Besprechung in: Hess. Jahrb. Landesgesch. 45, 1995, S. 380–383). – Egon Wamers, Vom römischen Militärstützpunkt zur karolingischen Pfalz. Neue Aspeke zur Kontinuität auf dem Domhügel in Frankfurt am Main, in: Zwischen Römersiedlung und mittelalterlicher Stadt. Archäologische Aspekte zur Kontinuitätsfrage (Beitr. Mittelalterarch. Österreich 17), [Wien] 2001, S. 67–88.

118 Peter Scherrer, Grabbau, Wohnbau, Turmburg, Praetorium. Angeblich römerzeitliche Sakralbauten und behauptete heidnisch-christliche Kultkontinuitäten in Noricum (Österreichisches Archäologisches Institut, Berichte und Materialien, Heft 4), Wien 1992.

119 Vgl. B10.

120 Vorromanische Kirchenbauten, Nachtragsband, bearb. v. Werner Jacobsen, Leo Schaefer und Hans Rudolf Sennhauser (Veröffentlichung des Zentralinstituts für Kunstgeschichte III/2), München 1991, S. 93.

121 Zur Heizung in frühmittelalterlichen Klöstern allgemein vgl. Alfons Zettler, Die frühen Klosterbauten der Reichenau, Sigmaringen 1988, bes. 196–249.

122 Wie eindeutig vorläufig die Ablehnung ist, zeigt die «in (ihrer) Zielrichtung vorsichtiger formulierte» schriftliche Fassung eines Vortrages von Reiner Sörries von 1985, Sörries (Zit. Anm. 117).

123 Als Rest einer N–S verlaufenden Mauer wird das Mauerstück auch in CRZ 2 (Zit. Anm. 15) S. 23 interpretiert.

von den «Ausmauerungen» unterschied,[124] wie diese die Nord- und Südbegrenzung der Sockel beachtet, nach dem steingerechten Plan am ehesten in Grube gemauert ist (also keine Fortsetzung besass) und vor allem: dass die auf dem Plan von 1902 eingetragenen Mauerzüge die Südwestecke des Quadratbaues wiedergeben.[125]

Argument 4: Die Gleichartigkeit der Umfassungsmauern und der Apsismauer M 26 spricht für einen spätrömischen Profanbau. Das Argument[126] ist wohl von einer Frühdatierung der Mauern (in eine Zeit, in der eine Kirche noch nicht anzunehmen ist, zum Beispiel: 3. Jh.)[127] her zu verstehen. Dazu ist zu sagen, dass diese Mauern nicht absolut datiert sind und dass man vorläufig in Chur Mauern des 3. und des 4. Jh. nicht sicher voneinander unterscheiden kann.

Argument 5: Recht hat Clavadetscher, wenn er die Deutung als Friedhofkirche ablehnt.[128] Damit ist aber nicht gleichzeitig auch die Deutung als Kirche in Frage gestellt.

Argument 6: «Es gibt keinen einzigen Fund, der auf eine Kirche hinweisen würde». Die Feststellung ist richtig, aber damit bildet Chur-Welschdörfli keine Ausnahme; verschiedene andere Gebäude im Kanton Graubünden haben sich lediglich durch ihre Grundrissform als Kirche zu erkennen gegeben, zum Beispiel die Kirche St. Kolumban in Sagogn (A87) und die Südkirche von Mistail (A65).[129]

Ein weiteres Argument: U. Clavadetscher fügt bei:[130] «Weiter spricht gegen die Annahme, dass es sich beim besprochenen Gebäude um St. Peter handelt, dass dieses mit grösster Wahrscheinlichkeit um 800 gar nicht mehr bestand, setzt doch das kleine Gebäude mit Raum B mindestens den Abgang der Apsis M 27 voraus, wahrscheinlicher aber den des ganzen Baukomplexes 6 D bis F».

Dazu kann man folgende Überlegungen anstellen:

1. Die Fibel aus dem Brandschutt,[131] nach welcher der Untergang des Gebäudes angesetzt wird, ist nicht um 800, sondern irgendwann ins 9. Jh. zu datieren. Sie gibt lediglich einen terminus post quem.

2. Wenn die Apsis M 27 abgeht, so muss nicht der ganze Baukomplex 6 D bis F mitbetroffen sein; direkte archäologische Hinweise auf den

---

[124] Jedenfalls ist keine entsprechende Notiz in den Tagebüchern zu finden. Gähwiler TB Pedolin (Zit. Anm. 39) MS, S. 14 schreibt: an den westlichsten Sockel sei «noch ein Stück Richtung Westen angebaut, so dass die drei Sockel nun eine lange Bank bildeten», sah das Mauerstück also eindeutig nicht als Rest einer N-S verlaufenden Mauer, sondern als zur Bank gehörend.

[125] Vgl. Anm. 57.

[126] Wortlaut des Argumentes: «Vom Mauerwerk her ist laut Gähwiler kaum ein Unterschied zwischen den Umfassungsmauern (M 2, 3 und 25) und der Apsismauer M 26 auszumachen, während die Mauern der Räume 6 B und 6 C deutlich schlechter gemauert waren. Auch das spricht eher dafür, dass es sich um einen spätrömischen Profanbau handelte.» (Churer Stadtgeschichte (Zit. Anm. 41) S. 190).

[127] Zur Datierung vgl. CRZ 2 (Zit. Anm. 15) S. 26 und Churer Stadtgeschichte (Zit. Anm. 41) S. 150 ff.

[128] Gairhos 2000 (Zit. Anm. 25) S. 239, Anm. 103. G. ist es aufgefallen, dass ich die Deutung als Friedhofkirche 1989 aufgegeben habe (Actes du XIe Congrès International d'Archéologie Chrétienne, Rom 1989, S. 1523–1525).

[129] Gairhos 1998 (Zit. Anm. 25) S. 34 f: «Zu erwarten wäre zumindest ein Altarfundament, ein Reliquiengrab und Bestattungen im Innenraum oder in unmittelbarer Nähe zum Gebäude». Dazu: Altar: Weder in Zillis, noch auf Bregl da Haida noch in Zurzach fanden sich Spuren von Altären; es sind vielleicht Tische aus Holz anzunehmen. Reliquiengräber im Boden (unter dem Altar) haben sich in Graubünden bisher nicht nachweisen lassen. Bestattungen sind weder im Innenraum noch um die Kirche herum Bedingung für die Interpretation als Kirche.

[130] Churer Stadtgeschichte (Zit. Anm. 41) S. 191.

[131] Fundlage: Siehe CRZ 2 (Zit. Anm. 15) S. 27, Abb. 22. – Die Grubenschmelz-Heiligenfibel, nach der die Zerstörung des Gebäudes mit Raum B datiert wird, lässt sich nicht genauer datieren als ins 9. Jh. Sie ist wohl ein versprengtes Stück, das südlichste der bis 1990 am Mittelrhein und weiter nördlich verbreiteten, in Süddeutschland und der Schweiz vereinzelten Stücke. Vgl. Günther Haseloff, Email im frühen Mittelalter. Frühchristliche Kunst von der Spätantike bis zu den Karolingern (Marburger Studien zur Vor- und Frühgeschichte, Sonderbd. 1), Marburg 1990, S. 95–99 und 144, wo sich gleiche und verwandte Stücke zum Beispiel aus Mainz und Trier finden. Vgl. auch: Egon Wamers, Karolingisches Email nördlich der Alpen. Ein archäologischer Überblick, in: Zeitschr. Dt. Ver. Kunstwiss. 52/53, 1998/99, S. 93–108, bes. S. 100 ff.

Zeitpunkt des Abganges von Bau 6 sind mir nicht bekannt.[132]

3. Es sind auf dem Plan von 1902 drei Mauerkomplexe festgehalten: der westliche,[133] einer im Osten und ein mittlerer. Das westliche (A–N) und das östliche (Q–V) Gebäude hat man bei den Ausgrabungen in den 60er und 70er Jahren wieder aufgefunden (Bau 7 und 5), vom mittleren Komplex (P) aber offenbar nur ein Mauerstück. Es ist entweder bei der Ausgrabung 1902 beseitigt worden oder man hat den Mauerkomplex P ungenau eingemessen und im Plan falsch eingetragen. Nachdem sich sämtliche im Plan von 1902 festgehaltenen Mauern des westlichen und des östlichen Gebäudes bei den jüngeren Ausgrabungen wieder fanden, möchte man eher das zweite annehmen, indem zum Beispiel, worauf Beatrice I. Keller (ADG) aufmerksam gemacht hat, der mittlere Komplex P einen Teil des Gebäudes 6 (verzeichnet) wiedergibt: den Westabschluss des Raumes 6 E, die Ansätze der Apsis 6 D und ein Stück der östlichen Abschlussmauer des Gebäudes 6 B.

Das zur Klärung der Sachlage. Es bedeutet: Im Mauerkomplex P muss man nicht den Rest eines Gebäudes sehen, das nach der Zerstörung des Quadratbaues (6 EF) an seiner Stelle errichtet wurde,[134] sondern 6 EF kann (ohne die Aussenapsis D, M 27) mit dem unterkellerten, wohl frühmittelalterlichen,[135] karolingischen (?)[136] Gebäude und mit dem nach der Auffassung des Ausgräbers in nachrömischer Zeit weiter existierenden Bau 5[137] zusammen im Frühmittelalter weiterbestanden und die beiden Nachbargebäude (5 und 7) sogar überlebt haben. Als was, wenn nicht als Kirche?

Zusammenfassend:

Die Kritik hat insofern recht, als es sich bei der Bogenmauer M 26 wohl nicht um eine Priesterbank handelt, sondern um eine Binnenapsis. Auch ist die Interpretation als Friedhofkirche aufzugeben. Das beweist aber nicht, dass das Gebäude 6 in seiner Spätphase keine Kirche war, genau so wenig wie es die übrigen vorgebrachten Argumente vermögen. Eindeutig zugunsten der Interpretation als Kirche sprechen aber die Grundrissvergleiche. Bei Zillis (A120) ist der erste gefasste Bau als Kirche unbestritten; auch hier könnte nach Poeschel ein profaner Saal adaptiert worden sein.[138] Der Grundriss weicht in der Grösse wenig von dem der Kirche im Welschdörfli ab. Zillis und Chur-Welschdörfli – beide Bauten ohne spezifisch «kirchliche» Kleinfunde – sind so weitgehend identisch, dass es nicht gerechtfertigt ist, den einen als Kirche zu akzeptieren, den andern aber als solche abzulehnen. Vergleichbar ist auch St. Johann in Augsburg, das vom Ausgräber ins 5. Jh., von andern ins 6.–9. Jh. datiert wird.[139] Mühltal, Gemeinde Epolding, wird kontrovers beurteilt.[140]

In Bezug auf Typ (Apsissaal) und Dimensionen vergleichbar ist, selbst wenn die Apsisform nicht ganz identisch ist, auch die erste Kirche von Martigny, ebenfalls ein spätantiker Bau, und schliesslich kann man die Südkirche von Mistail (A65) zum Vergleich heranziehen. Sie stammt zwar erst aus dem 8. Jh. und unterscheidet sich auch in den Proportionen von Chur-Welschdörfli, ist aber letztlich demselben Typ zuzurechnen.

Zwar spricht in Zillis die Kontinuität der Entwicklung zusätzlich dafür, in Chur ist aber zu beachten, was Iso Müller im Zusammenhang

---

132 Vgl. dazu CRZ 2 (Zit. Anm. 15) S. 464; Jecklin (Zit. Anm. 18) S. 145 ff.; Gairhos 1998 (Zit. Anm. 25) S. 98–104; Gairhos 2000 (Zit. Anm. 25) S. 112 f.

133 CRZ 2, S. 13, Abb. 1.

134 Und dessen im Areal des Quadratbaues 6 EF gelegene Reste 1902 beseitigt wurden.

135 CRZ 2 (Zit. Anm. 15) S. 24.

136 CRZ 2, S. 28.

137 Gähwiler TB Pedolin (Zit. Anm. 39) MS, S. 16 (Bau V).

138 Poeschel (Zit. Anm. 113). – Eine Nachgrabung wäre wünschenswert: «Eine gründliche, systematische Durchforschung der verhältnismässig kleinen Innenfläche» der Kirche war 1938 nicht möglich, vgl. Christoph Simonett, Ist Zillis die Römerstation Lapidaria? in: Bündner Monatsbl. 1938, S. 325.

139 Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen, bearb. v. Friedrich Oswald, Leo Schaefer, Hans Rudolf Sennhauser (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München III/1), München 1966–1971, S. 30 f.; Vorromanische Kirchenbauten II (Zit. Anm. 120) S. 36.

140 Vorromanische Kirchenbauten (Zit. Anm. 139) S. 227; Vorromanische Kirchenbauten II (Zit. Anm. 120) S. 290 f.

mit der Welschdörfli-Kirche zur Frage einer Peterskirche bemerkt: «Alter und Dichte des Petrus-Patroziniums in Rätien, die Herkunft von Rom, der Mutter der westlichen Kirche, und von Mailand, der Mutter des Churer Bistums, und die sich daraus ergebende Wichtigkeit für die sogenannte Successio Apostolica, all das legt es doch nahe, in der rätischen Kapitale eine ecclesia S. Petri zu suchen.»[141] Hinzu kommt, wovon in der Einleitung die Rede war, dass in allen übrigen Bischofsstädten des Landes Peterskirchen aus dem Frühmittelalter nachgewiesen sind, die Kombination Maria und Petrus geradezu eine Regel bildet. Die Urkunde von 769–813, in der Victorinus der Kirche St. Hilarien Güter schenkt,[142] nennt zwar nur Besitz, nicht die Kirche selber, «aber es ist zum vornherein kaum glaubhaft, dass eine entfernte Kirche hier im alten Kulturland und dicht besiedelten Gebiete Besitzungen haben soll […]. Eine Peterskirche in Chur in frühester Zeit ist umso wahrscheinlicher, weil man dann eher versteht, warum in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts eine Andreaskirche gebaut wurde […].[143] Möglicherweise blieb das Andenken an die Petruskirche […] länger lebendig, denn die Krypta der Churer Marienkathedrale wurde laut einer Notiz des Churer Jahrzeitbuches aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in erster Linie dem heiligen Petrus geweiht.[144] […] Sind wir nun auf dem richtigen Wege, dann haben wir in dieser Petruskirche das erste Gotteshaus im Churer Gebiet vor uns. Es lag bei einem zivilen Zentrum, denn das Christentum ging ja auch von der römischen Verwaltung aus in die übrigen Siedlungen.»[145]

Eine Peterskirche (im Welschdörfli) wird in der Urkunde nicht genannt. Immerhin hat schon Robert Durrer an die Existenz einer bisher unbekannten Peterskirche in Chur gedacht.[146] Die Nennung «in sancti Petri» kraft der patroziniengeschichtlichen Überlegungen und der archäologischen Reste des Gebäudes 6 auf dem Markthallenareal auf eine Churer Kirche zu beziehen und diese im Gebiete zu suchen, das von den Schenkungen umschrieben wird,[147] ist mindestens so plausibel, wie der Versuch, die Angaben mit einer zwar nachgewiesenen aber entfernteren Peterskirche zu verbinden.[148]

Wenn vom Gebiet gesprochen wird, das nach der Besitzerin, der Peterskirche, benannt wird, wenn nicht von der Kirche selber die Rede ist, so heisst das auch, dass wir aus der Victorinus-Urkunde nichts über Weiterbestand oder Abgang der Peterskirche erfahren können. Der Name kann sich länger gehalten haben als die Kirche,[149] wenn diese tatsächlich, wie Urs Clavadetscher annimmt «um 800 gar nicht mehr bestand», was sich aber aus dem archäologischen Bestand und Befund nicht ableiten lässt.[150]

---

141 Müller (Zit. Anm. 21) S. 32.

142 Robert Durrer, Ein Fund von rätischen Privaturkunden aus karolingischer Zeit. Ein Beitrag zur ältern Bündnergeschichte und zur Entstehungsfrage der Lex Romana Curiensis, in: Festgabe für Gerold Meyer von Knonau, Zürich 1913, S. 13–67, S. 21 (Text), S. 39 f. – Bündner Urkundenbuch Bd. I, S. 29 f., Nr. 27.

143 Müller (Zit. Anm. 21) S. 33. Andreas, der «Erstberufene» war ein Bruder Petri, der diesen zu Jesu geführt hat.

144 Necrologium Curiense, hrsg. Wolfgang von Juvalt, Cur 1867, S. 91 (Anm. d. Verf.).

145 Müller 1969, S. 33–34.

146 Durrer (Zit. Anm. 142) S. 62.

147 Oder doch dort in der Nähe. Nach Andrea Schorta, Das Landschaftsbild von Chur im 14. Jh. Beilage zu: Sache, Ort und Wort, Festschrift Jakob Jud, Gent/Zürich/Erlenbach 1942, 1–115, S. 99, 18, ist die St. Peter–Flur westlicher, bei Alasina, zu lokalisieren.

148 «Aber schon die Schenkung an die Hilariuskirche, die nördlich [recte: östlich] des Welschdörfli liegt, deutet auf eine Kirche in Chur hin, noch mehr der Kontext, der zuerst eine Wiese in Lasine als unterhalb St. Peter gelegen beschreibt, dann auch einen Acker in Tonbeclo nennt, der an das Gut Scolchengus und an St. Peter grenzt. Alle diese Örtlichkeiten liegen südlich [recte: westlich] von St. Salvator im Welschdörfli, im Dreieck Tumba maior-Tumbell-Alasina, mithin zwischen St. Salvator und Plankis, etwa im Gebiete vom Schützengarten und Kinderheim.» Müller (Zit. Anm. 21) S. 33. – Eine 1278 genannte Kapelle bei der Flur «palazol» wird von Muoth mit der Margarethenkapelle gleichgesetzt (Jecklin [Zit. Anm. 18] S. 141 f. Vgl. auch: Schorta [Zit. Anm. 147] S. 98), was Eeva Ruoff für «nicht sicher erwiesen» hält (CRZ 2 [Zit. Anm. 15] S. 468, Anm. 555).

149 Ein Beispiel bietet Tomils GR (A112), wo in der Flur «Sogn Murezi» (Mauritius) neulich eine im 16. Jh. abgegangene frühmittelalterliche Kirche archäologisch wiederentdeckt wurde.

150 Der Abgang des Gebäudes mit Raum B besagt nichts für die Existenz des grossen Quadratbaues; die beiden können nebeneinander bestanden haben; lediglich die Apsis M 27 wurde durch das Gebäude mit Raum B zerstört.

Christianisierung eines heidnischen Monumentes?

Dass das Gebäude als Frauentherme diente, wie Simonett 1974 vermutete, lässt sich nicht mehr vertreten.[151] Die drei Verfasserinnen des Kapitels über die Römerzeit in der Churer Stadtgeschichte halten es aber für «sicher, [...] dass das Gebäude 6 die Kontinuität eines öffentlichen (kultischen?) Bezirks und Gebäudes von frührömischer Zeit bis ins 4. Jahrhundert [...] dokumentiert.» Der Eindruck mag mitbestimmt sein von den Inschrift-Fragmenten, die in diesem Areal gefunden wurden, wenn auch der Fundort der Stücke nicht mit dem ursprünglichen Standort identisch sein muss, wie schon früher betont wurde.[152] Immerhin ist in der Nähe des Gebäudes 6 (bei M 5, der Nordmauer des vermutlich frühmittelalterlichen Anbaues) aber auch ein Weihealtar mit Resten einer Inschrift gefunden worden[153] und die vier Sockel hat man bisher stets im Zusammenhang mit einem «Monument» gesehen, etwa «als Träger für ein dreibogiges Monument».[154] Die Aussage der Bearbeiterinnen lässt sich aber auch aufrecht erhalten, wenn man mit der hier vorgebrachten Hypothese im Gebäude 6 eine Schola sieht.

Zu beachten ist, dass zwischen Sockeln und Apsis M 26 kein Rest einer Auffüllschicht vorhanden war, sondern dass die Apsis in Sockel und Zwischenmauerung sauber eingespitzt, hineingemauert ist, was darauf hindeutet, dass es zwischen der Beseitigung des «Monumentes» und der Errichtung der Apsis keine Zwischenphase gab, dass vielmehr die Apsis unmittelbar nach der Niederlegung des Monumentes errichtet wurde: die Apsis löste das «Monument» ab. Das könnte bedeuten, dass hier ein heidnisches Versammlungsgebäude «christianisiert» wurde, dass aus einer heidnischen Vereins-, Gedenk- und Kultstätte ein christliches Gotteshaus wurde.[155]

Zum Schluss

Beweise lassen sich nicht beibringen. Die Indizien, vor allem Grundrissvergleich und Peterspatrozinium, scheinen mir aber so stark, die Gegenargumente weniger überzeugend, dass ich vorläufig keinen zwingenden Grund sehe, von der hypothetischen Deutung der Spätphase des Gebäudes 6 auf dem Markthallenplatz im Welschdörfli als einer frühen Kirche abzurücken. Ich halte es für möglich, dass hier im späten 4. Jh. oder um 400 ein heidnisches (kultisches?) Gebäude «christianisiert» wurde, das dann als Kirche während Jahrhunderten weiterbestand. Die Frage, «deren Beantwortung für die Frühgeschichte Churs essentiell wäre»[156] lässt sich – mindestens vorläufig – nicht endgültig beantworten; von Nachgrabungen, die der Archäologische Dienst Graubünden im Prinzip vorsieht,[157] darf man neue Anhaltspunkte erwarten.

---

151 Churer Stadtgeschichte (Zit. Anm. 41) S. 152. – Nicht unbedingt gegen ein Thermengebäude spricht die Sockelbank: Weihealtäre und Statuen wurden in Thermenanlagen häufig aufgestellt. Hans Joachim Schalles (Hans Joachim Schalles, Anita Rieche, Gundolf Precht, Die römischen Bäder [Colonia Ulpia Traiana. Coriovallum], Köln 1989, S. 48) hält fest, dass eine «sicherlich unvollständige» Liste der seit dem frühen 19. Jh. in Thermen gefundenen Plastiken beinahe 600 Nummern umfasst.

152 CRZ 2 (Zit. Anm. 15) S. 24.

153 CRZ 2, S. 221 f., S. 463.

154 Churer Stadtgeschichte (Zit. Anm. 41) S. 152.

155 Vgl. Art. Christianisierung der Monumente von Friedrich Wilhelm Deichmann und P. de Labriolle in: RAC 2, 1954, Sp. 1228 bis 1241. Als Zeitpunkt für eine solche Adaptierung kämen das späte 4. Jh. oder die Zeit um 400 in Frage.

156 Gairhos 1998 (Zit. Anm. 25).

157 Freundliche mündliche Auskunft des Kantonsarchäologen.

Kantonsarchäologe Urs Clavadetscher hat mir zuvorkommend jede notwendige Hilfe gewährt; er hat auch seine Mitarbeiterin Beatrice I. Keller für Auskunftserteilung, Überprüfungen und erneutes Studium anhand der Dokumentation freigestellt. Beatrice I. Keller und Katrin Roth-Rubi haben das Manuskript kritisch gelesen.
Ihnen allen danke ich herzlich.

Bauphasen und Aufrissrekonstruktion der Martinskapelle in Cazis (A19)

Hans Rudolf Sennhauser

1968 wurde die kleine, am niedrigen Terrassenrand südöstlich des Dorfes Cazis stehende Saalkirche St. Martin fast 50 Jahre nach der letzten Renovation (1919) restauriert.[1] Kapellenmauern und Böschungsmauer mussten unterfangen werden. Der Verputz war stellenweise zu erneuern, und schliesslich wurde auch die Gelegenheit benützt, den Zementboden zu ersetzen, was ursprünglich nicht geplant war. Nachdem Johann Rudolf Rahn 1882 in seiner Statistik kaum auf die Martinskirche eingegangen war,[2] hat Erwin Poeschel 1935 in der Neuen Zürcher Zeitung,[3] 1937 im Übersichtsband I und 1940 im dritten Bündner Kunstdenkmälerband[4] den Bau ins richtige Licht gerückt und ihn als wahrscheinlich vorkarolingisch eingestuft.[5] Dass das Gebäude im Laufe der Zeit Veränderungen erfahren hatte – Aufhöhung, Erneuerung der Südwand glatt und ohne Lisenengliederung – war leicht zu erkennen, aber die Fragen nach der Baugeschichte, nach der Organisation des Raumes und nach allfälligen Vorgängerbauten bedingten eine Untersuchung der Wände, des Bodens und der Fundamente.

Phase I

Die Bauuntersuchung ergab, dass Westwand (Türbogen in Periode II erneuert), Nordwand (bis auf das östliche Ende) und ein Teil der Süd-

---

1 Architekt Otto Oeschger, Chur. Die Gesamtleitung von Bauuntersuchung und Grabung hatte HR. Sennhauser, der zusammen mit Walther Sulser Bundesexperte war. Die Untersuchung wurde durchgeführt von Werner Stöckli, Zürich. Zeichnerinnen waren Claudia Huder, Bergün und Christine Freuler, Basel (bis 21. März).
Vorarbeiten: Unterfangung der Kirchen NE-Ecke und Sicherung der Stützmauer 12. bis 18. September 1967.
Untersuchungszeit: 4. März–25. April mit Nachträgen 29. April, 16. Mai, 14. Juni, 28. Juni, 16. September, 21. Oktober und 15. November.
Farbreste und künstlerisch nicht ausgesprochen bedeutende Reste späterer Ausstattung mit Malereien sind von Oskar Emmenegger z.T. freigelegt und studiert, z.T., konserviert worden. Quadermalerei (Doppelkontur, Spiegel mit Ranken besetzt) und figürliche Reste waren an der Ostwand unter der Aedikula zu identifizieren (mehrere Malschichten). Tuffe, die nach dem Radius der Rundung von der Aedikula herrühren könnten, trugen Malereireste. Sie waren im Blockaltar vermauert. Heute liegen sie im Rätischen Museum Chur und tragen die Nummern 0719–0728.
Blinde, gemalte Fenster an der Nord- und Ostwand gehören mit einer auf gleicher Höhe angebrachten Kanzel an der Grenze Altarraum/Schiff und einer Empore im Westen zur barocken Fassung des Raumes. Derselben Zeit dürften auch die schlecht erhaltenen Reste eines Christophorus und einer Darstellung des heiligen Martin zu Pferd, der dem Bettler seinen Mantel gibt, angehört haben, die in den beiden äusseren Blendenfeldern an der Eingangsfassade zum Vorschein kamen. Über dem Putz mit aufgemalten Scheinfenstern wurden zwei Kalkschichten entfernt. Auch die Heiligenfiguren an der Westwand aussen waren 1968 übermalt.

2 Sie soll romanisch sein, sagt er nach Arnold Nüscheler, Die Gotteshäuser der Schweiz. Historisch-antiquarische Forschungen. Erstes Heft: Bisthum Chur, Zürich 1864, S. 94.

3 Neue Zürcher Zeitung, 23. April 1935, Nr. 703.

4 Erwin Poeschel, Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden III (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 11), Basel 1940, S. 180–182.

5 Erwin Poeschel, Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden I (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 8), Basel 1937, S. 16: frühes 7. Jahrhundert. – Ders., in: Frühmittelalterliche Kunst in den Alpenländern. Art du haut moyen âge dans la region alpine. Arte dell'alto medio evo nella regione alpina. Akten des III. Internationalen Kongresses für Frühmittelalter-Forschung, 9.–14. September 1951, hg. v. L. Birchler, E. Pelichet, A. Schmid, Olten/Lausanne 1954, S. 122: 7. Jh.

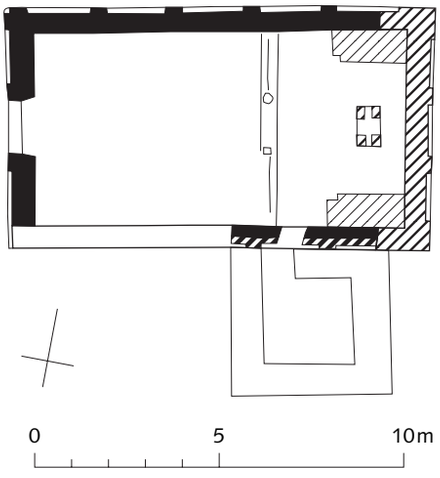


Abb. 1. Cazis St. Martin, Grundriss. Bauphasen I, II und Fundamente der nachträglich eingebauten Aedikula.

wand zum ältesten Gebäude an der Stelle gehören (Abb. 1). Im Rest der Südwand I hatten sich noch genügend Elemente (das westliche Gewände) eines zugehörigen Fensters erhalten, dass sich eine Form rekonstruieren liess, die wir von Mistail (A65) und Müstair (A71) her kennen: ein abgetrepptes, senkrecht oder nur leicht geschrägt zur Mauerfläche stehendes Gewände. Das äussere Gewände war aus Tuffstein gehauen, verputzt und rot bemalt. Von den in Grube gemauerten Fundamenten an bis gegen 6 m über Boden war das Mauerwerk einheitlich (I). Die Ostmauer ist an der alten Stelle nachträglich erneuert worden (II).[6] (Abb. 2, 3)

Mit Halbkreisbogen schliessen die Blendarkaden, mit denen die Wände aussen gegliedert sind. Sie wachsen aus einem niedrigen Sockel. Unter dem Bogensatz sind die Lisenen kämpferartig leicht «herausgeschweift, und über diesen Kapitellembryonen steigen noch schmale Bänder bis zur Trauflinie hinauf».[7] An der Giebelfront enden die Lisenenaufsätze mit Kapitellen, die alle bereits in jüngerem Mauerwerk sitzen.

Mauerwerk I: Im Fundament sind vorwiegend Flusskiesel verwendet worden. Im Sockel und im Füllmauerwerk treten gelegentlich Tuffe und Schiefer auf. Kleiner-formatige Steine gleichen sich gelegentlich höheren Lagen an, indem sie sich im *opus spicatum*-System gegenläufig schräg verkeilen. In den Lisenen wechseln Pakete von Kieseln und Lesesteinen ab mit Tuffen, die ins Mauerwerk der Wand eingebunden sind. Der Mörtel ist grau und fein, enthält fast nur Kalk und Sand, kaum Kieselchen. Mit der Kellenkante gezogener horizontaler Fugenstrich war da und dort zu beobachten, am deutlichsten im «Tympanonfeld» über dem Eingang, wo in der glatt gestrichenen Fläche des dick aufgetragenen Mörtels noch die Steinköpfe zu sehen waren (Abb. 4). Die Blendbögen sind aus zwei Reihen von Tuff-Keilsteinen gefügt. Beim mittleren Bogen über dem Eingang folgte eine dritte Lage tangential gelegter, länglicher Steine.

Masse: Die Breite der Lisenen variiert zwischen 42 und 50 cm, die Stärke beträgt zwischen 12 und 15 cm. Die Lisenenaufsätze sind 26–30 cm breit und 5–7 cm stark.



Abb. 2. Cazis St. Martin, Westfassade während der Bauuntersuchung 1968.

[6] Mauerstärke: rund 70 cm. Lichte Masse rund 10x5,25 m Im einzelnen: Südmauer innen 9,95, aussen 11,25 m Nordmauer innen 10,10, aussen 11,75 m Ostmauer innen 5,35, aussen 6,60 m Westmauer innen 5,20, aussen 6,60 m

[7] Poeschel (Zit. Anm. 3).



Abb. 3. Cazis, St. Martin, Nordfassade während der Bauuntersuchung 1968.



Abb. 4. Cazis, St. Martin, Westfassade, Ausschnitt. Der mittlere Bogen ist aus zwei Reihen von Tuff-Keilsteinen und einer dritten Lage tangential gelegter, länglicher Steine gefügt. Die Fugen an Pilaster und Bogen werden von weissen, 3–4 cm breiten, erhaben gearbeiteten, an den Seiten scharf beschnittenen Stegbändern überdeckt. Im «Tympanonfeld» horizontale Fugenstriche und sichtbare Steinköpfe.

Fassung: Lisenen und Kämpfer waren mit einer dunkelgrau-bräunlichen dünnen Schlämme farblich vereinheitlicht, welche die Mauerstruktur noch erkennen liess. Die Fugen waren mit einer dicken weissen Kalkschicht nachgezogen, bzw. regularisierend frei aufgetragen. Sie wirkten plastisch wie die weissen, 3–4 cm breiten, erhaben gearbeiteten, an den Seiten scharf beschnittenen Bänder, die den «herausgeschweiften» Abschluss der breiten Lisenen zu Kämpfern (Schilfblattkämpfer an der Nordwand) und Kapitellen (Westwand, Kapitell mit Swastika) gestalteten (Abb. 5, 6). Dass diese sorgfältig angelegte und farblich (weisse Stege auf graubrauner Fläche) wohlbedachte Fassung mindestens eine Zeitlang das Aussehen des Gebäudes bestimmt hat, wird man annehmen dürfen. Später, spätestens in der Bauphase II (Ostwand) wurde der Bau verputzt.

Zur Rekonstruktion: Erwin Poeschel vermutete, über den Kapitellen der Lisenenaufsätze seien bei der Dacherhöhung die Bogen einer zweiten oberen Arkadenreihe vernichtet worden. Wir nehmen eher ein Gebälk als Hauptgesims an (Abb. 7). Ob die Kirche über dem Hauptgesims einen Giebel besass oder ob ihr Satteldach im Westen und im Osten abgewalmt war, wissen wir nicht; wir halten einen Giebel für wahrscheinlicher. Erst im Mauerwerk III ist ein Anhaltspunkt für die Rekonstruktion der Dachkonstruktion gegeben[8]: es könnte damals (und vielleicht von Anfang an) ein Dachstuhl mit einer Art Hängesäule bestanden haben wie in St. Vigilius am Virgl, Bozen (C3).

[8] Durchgehende horizontale Balkenlöcher im NW, SW, SE, NE.



Abb. 5. Cazis, St. Martin, Kämpferkapitell mit Resten von Zungenblättern («Schilfblattkämpfer»). Stuck.

Weder in der Nordwand noch in der Eingangswand besass der Bau in diesem Zustand Fenster. Sie sind im Osten und Süden anzunehmen, wo aber die Aussenwände nicht mehr ursprünglich sind.

Über Einrichtung und Ausstattung des Baues I ist nichts bekannt; der zugehörige Fussboden ist restlos beseitigt worden, und ein Altar liess sich nicht nachweisen.



Abb. 6. Cazis, St. Martin, Kämpferkapitell an der Westfassade mit aufgesetzten, weiss bemalten Stegen. Swastika im Dreieckfeld. Ecken der Deckplatte durch minimal angedeutete breite Blätter mit Mittelrippen gestützt?

Phase II

Wände und Fassaden: Die Ostwand wurde erneuert (Abb. 8, 9). Das Mauerwerk dieser Periode greift beidseits über die Ecken in die Langwände hinein. Es ist etwa 30 cm tiefer (in Grube) fundiert als die Längswände, enthält reichlich Kiesel, viele zum Teil bis 1 m lange Schieferplatten, nur vereinzelt Tuffe, ist sehr sorgfältig lagenhaft geschichtet, und der Mörtel ist in den Fugen glatt gestrichen.

Die Rundbogen der Blendenfelder werden hier nur von einer Keilsteinreihe gebildet. Die Blendengliederung ist jetzt vereinfacht: Sockelhöhe (ca. 30 cm) und Bogenrhythmus werden vom ersten System übernommen, aber es sind jetzt schlichte Rundbogenblenden ohne Kapitelle an den Lisenen, und auch die Lisenenaufsätze fehlen. Geringe Reste von (ursprünglichem?) Verputz waren festzustellen. Es fiel auf, dass sich der mit der Kellenkante gezogene horizontale Fugenschnitt beim Mauerwerk II nach oben öffnete, dass also eine Art Haft-Stege für den Verputz entstanden, im Gegensatz zur wahrscheinlich nicht von Anfang an verputzten, aber wohl geschlämmten Westwand (Phase I), wo der Mörtel mit den Fugen-«Strichen» unterschnitten war, um das Regenwasser abzuleiten.

Fenster: Ein Rundbogenfenster mit nach aussen und innen geschrägter Leibung, Falz und Fensteranschlag in der Mauermitte und mit leicht geschrägter Bank sitzt in der Mittelachse der Ostwand so tief (1,60 m über dem Fussboden), dass man einen direkten Zusammenhang mit der Aedikula (siehe unten) über dem Altar vermuten würde, wenn diese nicht erst in einer zweiten Etappe der Phase II eingebaut worden wäre.[9] Südlich, etwas unterhalb der Fensterbank eine Nische, 28 cm hoch, 22 cm breit, 31 cm tief, die sich hinter der Verblendschicht des Mauerwerks ca. 60 cm nach Norden erweiterte.

Böden 1 und 2: Der älteste erhaltene Mörtelboden überdeckte das Vorfundament der Ostmauer (II). Er besass ein grobes Steinbett und ging allseitig niveaugleich an die Aussenmauern, keine markierte Grenze zwischen Altarraum und Schiff.

[9] Das Ostfenster ist sekundär um 30 cm nach unten verlängert worden. Der Mörtelabdruck liess einen 5 cm starken Holzrahmen (Bohle) absehen.

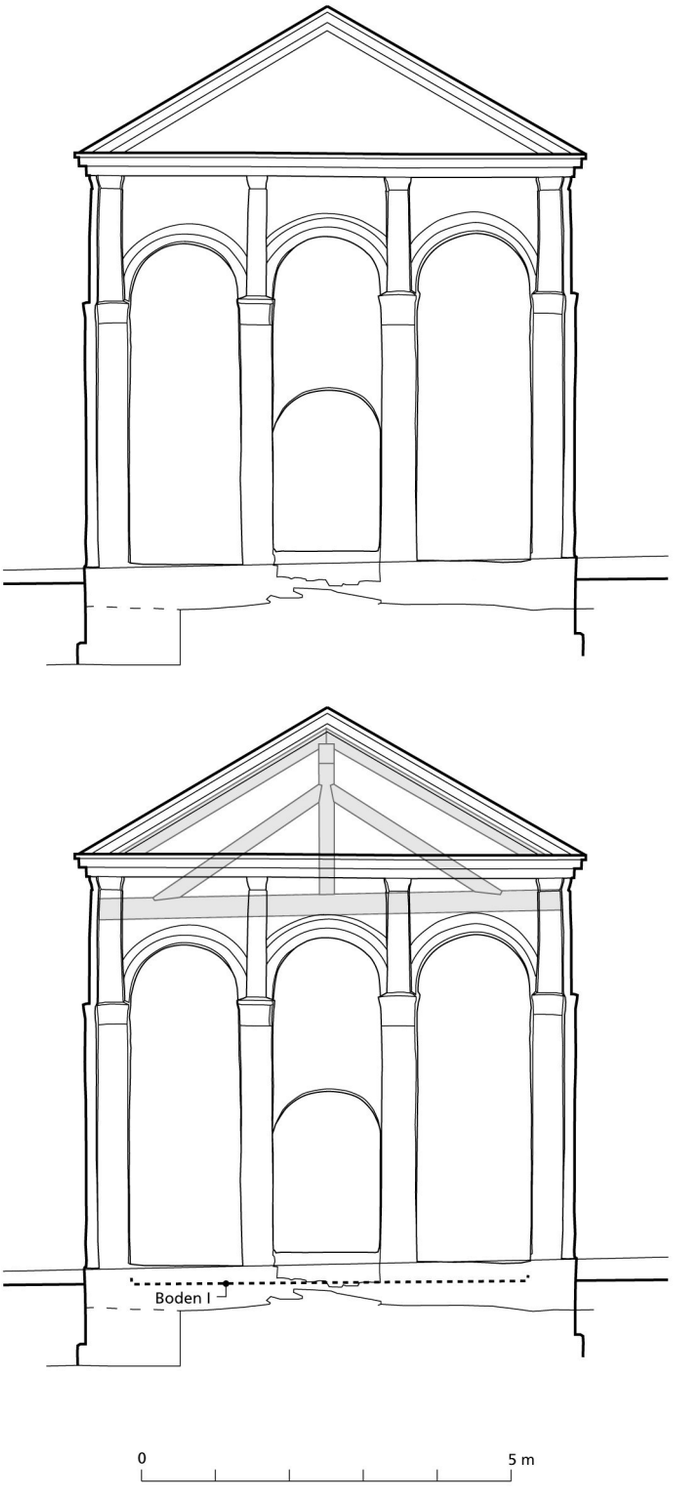


Abb. 7. Cazis, St. Martin, Westfassade, Rekonstruktionsversuch. Unten mit hineinprojiziertem Dachstuhl. Der Blendbogen links (N-Seite) ist bei der West-, wie bei der Ostfassade niedriger als die beiden andern.

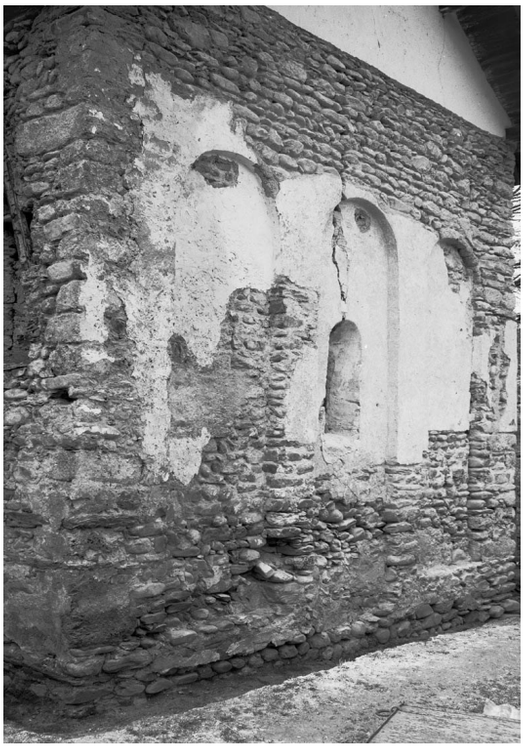


Abb. 8. Cazis, St. Martin, Ostfassade während der Bauuntersuchung 1968.

Darauf lag ein jüngerer Boden (Boden 2) mit mürber, rot verbrannter Oberfläche (Abb. 10). Die Grenze zwischen Altarraum und Schiff war darin durch eine stehende, 5 cm starke Bohle markiert, die vielleicht zu einer Schranke gehörte. Sie trennte den östlichen von den zwei westlichen Raumdritteln.

Aedikula (Abb. 11, 12): In den östlichen Ecken des Raumes hatte sich vor den Seitenwänden die unterste Lage von längsrechteckigen Einbauten mit einmal abgetreppter Westfront erhalten. Ein in grossem Bogen halbrund um das Ostfenster herum verlaufender Grat auf dem Verputzmörtel der Ostwand, dessen nicht mehr vorhandene Fortsetzung auf der inneren Kante der Fundamentmassive (Einbauten) in den beiden Ostecken zuseiten des Altares geendet hätte, dürfte von einer Aedikula herrühren, die Altar und Fenster in der Ostwand überwölbte. Über ihren oberen Abschluss liess sich nichts feststellen; wir konnten uns damals und können uns heute noch vorstellen, dass er eher giebelförmig als horizontal war.[10] (Abb. 13, 14)

Der Altar erhob sich auf einer gemauerten, etwa 5 cm über den Boden emporstehenden Standplatte (115x70 cm, ca. 60 cm vor der Ostwand) auf vier gemauerten verputzen Pfeilerchen, die ungleiche Seitenlängen von 22 cm bis 40 cm aufwiesen. Ein im Abstand von ca. 20 cm parallel zum Altarsockel verlaufender Mörtelgrat im Boden hinter dem Altar rührt von einem stehenden altarbreiten Element her, vielleicht von einem *retabulum superfrontale,* das wenigstens eine zeitlang hinter dem Altar stand (der Mörtel, der die kreuzförmige Fläche zwischen den Altarpfeilerchen bedeckt, ging darüber).

Boden 3: Als nächstes wurde im Altarraum ein neuer, grauer Boden (Boden 3) gegossen. Der Boden setzt den Anbau des Turmes voraus, über dessen Türschwelle er sich zieht. Er wurde gegen das Schiff durch eine Bohle oder einen Balken begrenzt und lag ca. 5 cm höher als das Niveau im Schiff.

In gotischer Zeit erfolgte ein tiefgreifender Umbau: Aedikula und Vierstützenaltar wurden abgetragen, an die Ostwand wurde ein mächtiger Blockaltar von 185x126 cm angebaut, um und vor den sich ein hölzernes *Suppedaneum* von 2,50 Tiefe und 2,56 Breite legte. Der 3,75 tiefe Altarraum war um eine Stufe (15–20 cm) über das Schiff erhöht und durch eine Schranke mit 1,30 breitem Mitteldurchlass abgeschlossen. Der Schwellbalken war seitlich in den Längswänden verankert, Pfosten begleiteten den Mitteldurchlass. Der neue Mörtelboden war in 60 cm tiefen Bahnen quer zum Schritt gegossen. Er diente bis zur Erneuerung durch einen Zementboden anlässlich der Renovation von 1903.

Die einmalige Fassadengestaltung des Baues in der ältesten Form wird in der zweiten Phase aufgegeben zugunsten einer ziemlich allgemein verbreiteten: Weisse Putzfassade mit Einerblenden. Die ältere Fassung (Bau I) mit ihrer graubraunen steinfarbenen? Schlämmung und

[10] Unter dem Gewicht des Einbaues hat sich der ältere Kirchenboden (I) vor beiden Aussenwänden im Chor stark gesenkt.

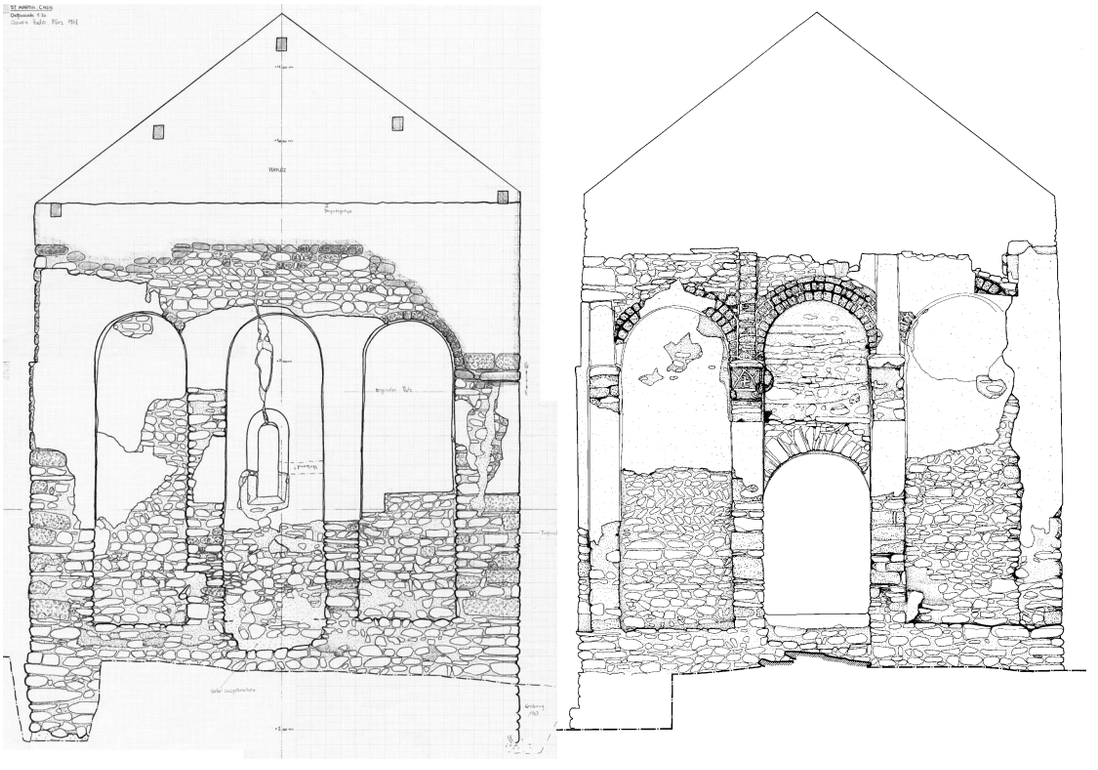


Abb. 9. Cazis, St. Martin, links Ost-, rechts Westfassade, zeichnerische Aufnahme 1968. 1:100.



Abb. 10. Cazis, St. Martin, freigelegter Mörtelboden 2 im Chor. Zu beiden Seiten des Altars zeichnen sich längsrechteckige Einbauten (einer Aedikula) mit einmal abgetreppter Westfront ab. Am aufbördelnden vorderen Rande des Mörtelbodens vier Negative von Schrankenpfosten.

den aufgesetzten weissen Stegen ist im Zusammenhang mit den steinsichtigen Mauern und den nachgezogenen Fugen zu betrachten. Interessant ist hier, dass die Lisenen der Westfassade, als der Türbogen erneuert wurde (in Phase II), bereits verputzt waren.[11]

Phase II bringt die jüngere Fensterform und den Vierstützenaltar mit den Pfeilerchen, der weniger den älteren Säulenaltären (Ravenna, S. Apollinare in Classe) als zum Beispiel dem Vierpfeileraltar von Valpolicella nahesteht und dem Altar, der in Riva del Garda/Varone, S. Maria del Pernone (D 12) nachgewiesen ist. Die Aedikula, bzw. die eingebaute Altarnische erinnert an die tonnengewölbten Chörlein (St. Jakob in Flums A38) und an die im Rechteckgrundriss gerade hintermauerten Apsiden. Weiter bemerkenswert ist die Trennung Altarhaus-Schiff, über die wir bei einfachen Rechteckgrundrissen im Normalfall kaum etwas wissen.

Gesims, Gebälk und Zwergpilasterreihe wie wir sie rekonstruieren, stehen in einer bis in die römische Kaiserzeit zurückreichenden Tradition (Abb. 15–20).

[11] Der Verputz lief ca. 2 cm hinter den erneuerten Bogen hinein.

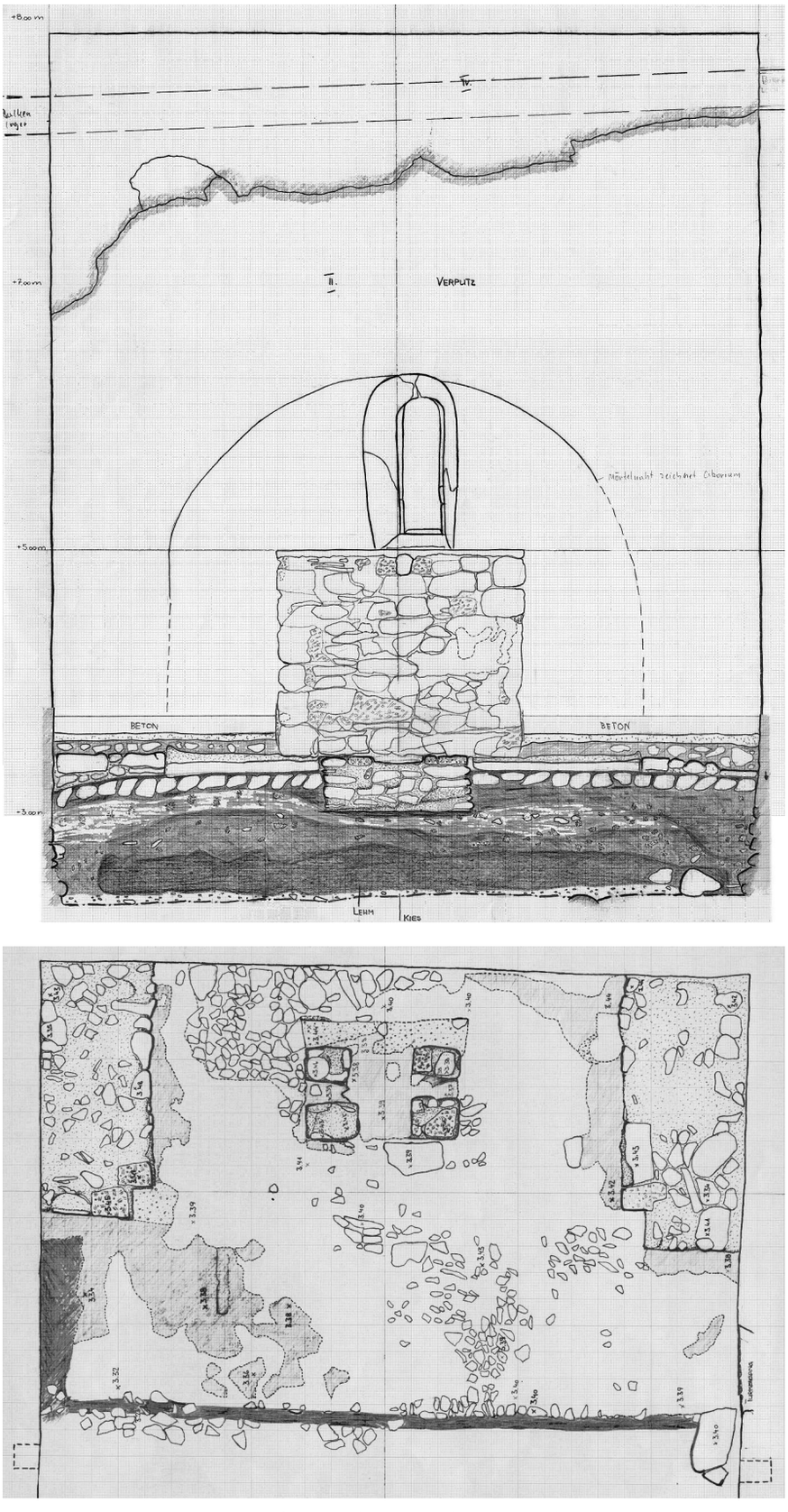


Abb. 11/12. Cazis, St. Martin, zeichnerische Aufnahmen der Ostwand mit Schnitt durch die Bodenschichten und Aufnahme des Mörtelbodens 2 im Chor. Unter dem bisherigen Altarstipes vier gemauerte und verputzte Pfeilerchen des Vorgängeraltars. An der Ostwand zeichnet sich das Gewölbe der Aedikula ab.

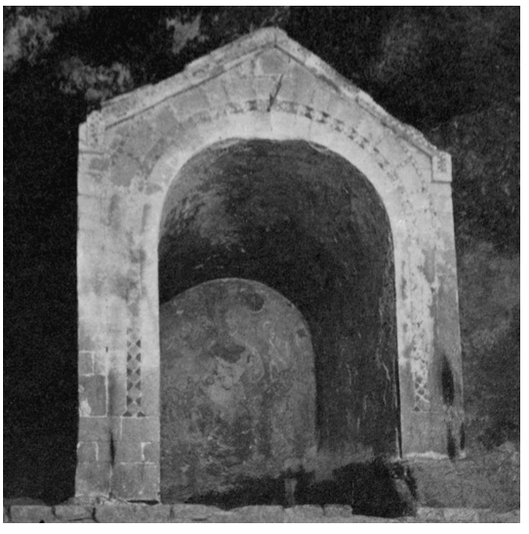


Abb. 13. Monticchio, Abbadia di S. Michele, grotta. Aedikula in Grottenkirche. 10. Jh.? Nach Arnaldo Venditti, Architettura Bizantina nell'Italia meridionale, o.O. 1967, Abb. 241.

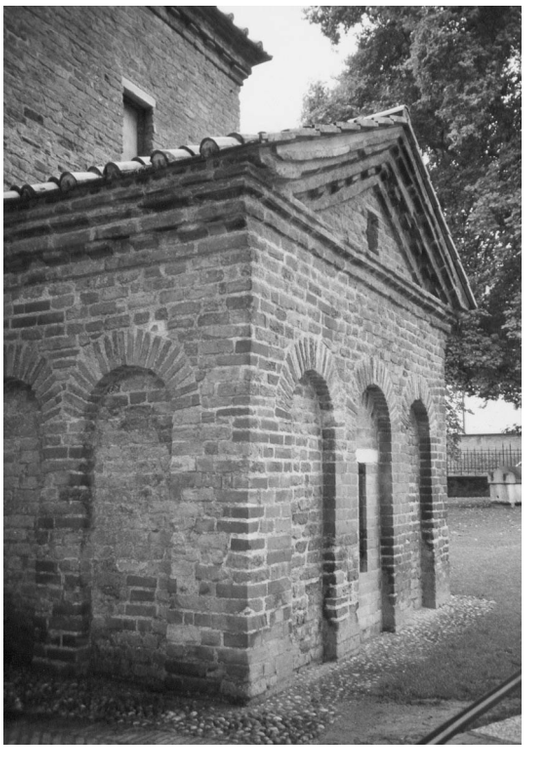


Abb. 15. Ravenna, Mausoleum der Galla Placidia, Giebel- und Dachgesimse. Foto A. Hidber.

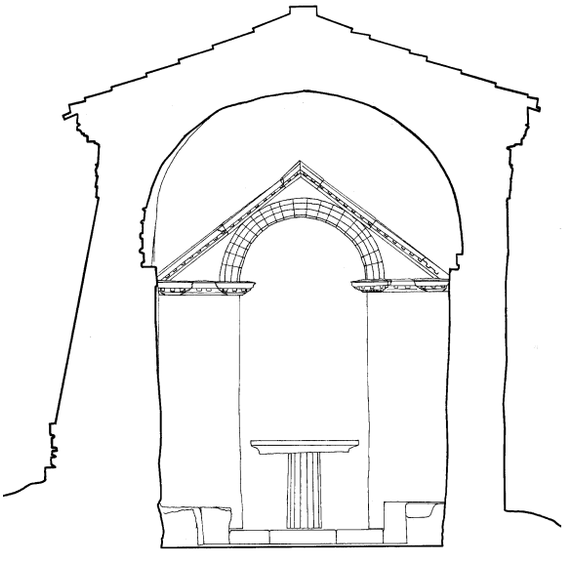


Abb. 14. Tempietto del Clitunno bei Spoleto. Querschnitt mit Apsisaedikula nach Judson J. Emerick, The Tempietto del Clitunno near Spoleto, Abbildungsband, Pennsylvania University Press 1998, Plate XII, vereinfacht.



Abb. 16. Poitiers, Baptisterium Saint-Jean, Südfassade. Zwergpilaster setzen auf Kämpferhöhe der Fensterbogen an. Foto HR. Sennhauser.

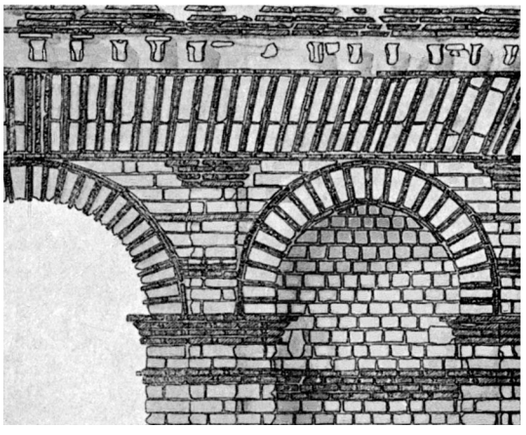


Abb. 17. Abgearbeitete Zwergpilaster auf den Kämpfern der Nischenbögen? Bordeaux, Amphitheater, severisch. Fassade, Ausschnitt. Nach Luigi Crema, L'architettura romana (Enciclopedia classica III/12), Torino 1959, Abb. 662, S. 509.

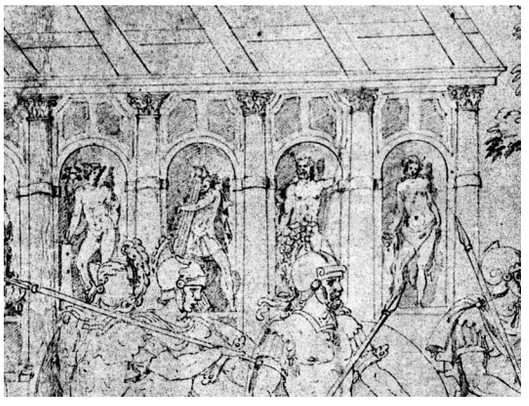


Abb. 19. Mit vorgestellten Säulen und Statuennischen gegliederte Fassade. Die Säulen tragen das Hauptgesims. Schaftringe und seitliche Flansche teilen die Säulenlänge auf Kämpferhöhe der Nischenbogen in einem Verhältnis, das dem der Pilaster von Cazis zu den aufgesetzten Zwergpilastern etwa entspricht. Die stark plastische Gliederung ist einer leichtschattenden flachen gewichen. Säule Theodosii I., Zeichnung eines Italieners (16. Jh.), Ausschnitt. Nach Ranuccio Bianchi Bandinelli, Rom. Das Ende der Antike (Universum der Kunst), München 1971, Abb. 334, S. 353.

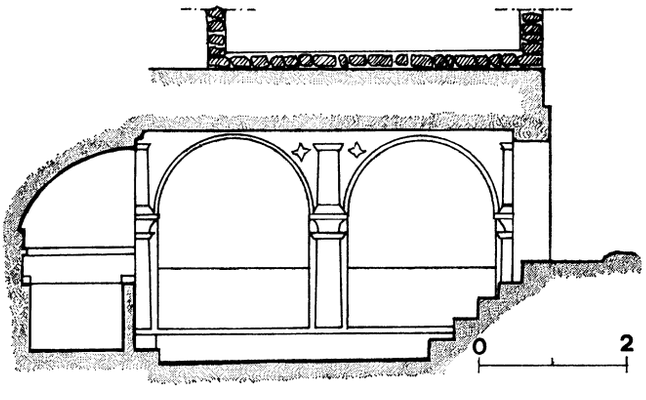


Abb. 18. Zwergpilaster auf den Kämpfern der Wandbogen. Cirene, Libyen. Grabgebäude N 241, vor Mitte 3. Jh. Gliederung der Innenwände. Nach Sandro Stucchi, Architettura Cirenaica, Roma 1975, Abb. 329, S. 317.



Abb. 20. Lorsch, Torhalle, 774 vollendet. Die vorgelegten Halbsäulen übergreifen die Arkaden (wie Abb. 19). Sie sind auf der Höhe der Arkadenkämpfer eingebunden, ohne dass hier ein Schaftring vortritt. Die Zone über den Arkaden bereitet optisch das Gebälk vor (wie Abb. 17). Foto HR. Sennhauser.

Vom Saal mit breiter Apsis zur Saalkirche mit Zwei- und Dreiapsidenschluss: Ein Beispiel (Mesocco A62)

Hans Rudolf Sennhauser

Mesocco/St. Peter (A62) steht exemplarisch für eine Entwicklung, die – wie Mendrisio/San Martino (A60) und Chur/St. Luzi (A24) – den Übergang vom altchristlichen einapsidialen Altarhaus zum Zwei- und Dreiapsidenschluss zeigt.

Im Visitationsbericht Carlo Borromeos[1] von 1583 wird die Kirche mit folgenden Worten charakterisiert: *Ecclesia SS. Petri et Pauli: Ecclesia est consecrata. Capellae duo similes adsunt in capite ecclesiae, fornicatae, ad formam emicycli. S.mum (Sanctissimum) sacram. (sacramentum) asservatur in fenestrella in pilastrata inter utramque capellam in tabernaculo gestatorio parum decente. Pixis nulla. Reliquiae quorum nomina ignorantur, adsunt in eadem fenestrella male asservatae.*

Der Zweiapsidensaal

Die Ausgrabung durch Walther Sulser im Jahre 1959 brachte die südliche Apsis zum Vorschein: «Sie ist zirkelrecht gemauert mit einem Radius von 1,75 m und mit einer Tiefe von 2,35 m auffallend stark, nämlich 60 cm, überhöht. Sie steht auf Felsgrund und ist teilweise aus diesem ausgespitzt. Ihr erster Boden lag auf –48 cm unter dem heutigen, ein späterer, zweiter auf –12 cm. Vom Stipes, der 110 cm lang und 80 cm breit war, sind über seinem Fundamentbankett noch 25 cm aufgehendes Mauerwerk erhalten.»[2] Von der nördlichen Apsis, die beim Bau des späteren Chores restlos abgebrochen worden war – der Fels reicht dort «bis hart unter das Niveau des jetzigen Chorfussbodens» – konnte W. Sulser «im aufgehenden Mauerwerk den nördlichen Ansatz des Apsisbogens samt dessen Kämpfer freilegen. Anschliessend gelang auch die Freilegung des Bogenansatzes der Südapsis. Beide Apsiden hatten eine Kämpferhöhe von etwa 2,30 m und eine Scheitelhöhe von etwa 4,10 m.» Bei symmetrischer Rekonstruktion der Nordapsis, «bleibt zwischen beiden ein Mauerpfeiler von etwa 1,30 m», der die Fenestrella leicht aufnehmen konnte. Fugen in den Aussenwänden verrieten die Westerstreckung des Langhauses; Sulsers Stichgrabung erbrachte den Beleg. Die Masse des Schiffes: bei einer Länge von 14,30 m und einer Breite von 9,75 m war das Langhaus etwa 5,50 m hoch.

S. Pietro (e Paolo) in Mesocco gehört damit zu den, wenigstens, was die kubischen Masse anbelangt, recht sicher rekonstruierbaren Kirchenbauten aus dem ausgehenden Frühmittelalter; die Kirche dürfte im 10./11. Jh. entstanden sein.

Das Altarhaus von 1626

Eine knappe Aussage, einige Fotos im Nachlass des Architekten (Denkmalpflege Graubünden) und Plan Nr. 10292 von W. Sulser vom 29.7.1959 geben zusammen gesehen mit einem ebenso knappen Satz bei Erwin Poeschel Anhaltspunkte für eine Differenzierung der Baugeschichte des heutigen Chores. W. Sulser schreibt: «Unklar ist die Zugehörigkeit des nachträglich zwischen den Stipes und den südlichen Apsisbogen [der südlichen Zwillingsapsis] eingebauten Mauerblockes.»[3] Dieser Block ist, wie Fotos belegen, sekundär gegen die Apsis gemauert worden. Seine Nordbegrenzung scheint sich gegen

---

1 P. d'Alessandri, Atti di S. Carlo, Locarno 1909, S. 241. – Vgl. auch W. Sulser, Die Zweiapsidenkirchen von Mesocco und Soazza, in: Zeitschr. Schweizer. Arch. u. Kunstgesch. 21, 1961, S. 152–163, hier S. 152.

2 Sulser (Zit. Anm. 1) S. 153.

3 Wie Anm. 2.

Osten auf der Felsoberfläche in mehr oder weniger gerader Linie noch gegen 1 m weit fortgesetzt zu haben. Vor der Nordmauer des heutigen Chores bildete eine auf ungefähr 2 m absehbare, durch zwei Mauerstücke belegte Front ein Gegenstück zur Nordkante des «Mauerblocks» in der südlichen Apsis. Der Satz bei Poeschel lautet: «Die Erhöhung des Chores, die schon bei der Visitation von 1639 angeordnet worden war, liess anscheinend bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts auf sich warten (Stuck um 1720–1730).»[4] Das heutige Chor, das mit seinen dicken Mauern nach dem Grundrissplan ungefüge an das ältere Langhaus angebaut ist und mit dem die älteren seitlichen Kapellen (1611 ff. erbaut) nicht harmonieren, dürfte in der Zeit erbaut worden sein, aus der seine Ausstuckierung stammt. Das Vorgängerchor aber wurde 1626 gebaut; es war enger, von ihm stammen die von W. Sulser bei der Ausgrabung beobachteten Reste paralleler Seitenmauern eines älteren Rechteckchores. Im Visitationsprotokoll von 1626 heisst es: *ubi cum novi aedificandi chori initium sit factum […].*[5]

Eine Kirche aus dem ersten Jahrtausend

W. Sulser berichtet: «Im Osten der beiden Chorapsiden kam der äussere Umriss eines rundbogigen Fundamentes zum Vorschein, das nach innen im anstehenden Felsen verläuft, dessen Zweckbestimmung nicht erkennbar ist. Zu einer Umfassungsmauer der Doppelapsiden holt es nach Osten zu weit aus. Dass vor dem Bau des Zweiapsidenchors eine grosse Rundapsis projektiert, aber nicht vollendet wurde, ist nicht ausgeschlossen; doch kann es sich auch nur um eine Stützmauer gegen den dort steil abfallenden Kirchhügel gehandelt haben, womit allerdings die klare Rundform nicht zu erklären ist.»[6]

Des Rätsels Lösung ist seit der Entdeckung von St. Stephan in Chur (A27), der Marienkirche von Sagens (A86) und den Überlegungen, die man sich seither zu St. Luzi in Chur (A24) machen darf, nicht mehr unabsehbar: Es dürfte sich um den Rest einer jener breitgespannten Apsiden handeln, die sich vor allem im 5. und 6. Jh. ohne Einzug direkt aus den Langhausmauern entwickelten.

Dass St. Peter in Cremeo, dem Hauptdorf der Gemeinde Mesocco, so weit zurückreicht, wird man annehmen dürfen, auch wenn die eigentliche Hauptkirche der alten Grosspfarrei nicht St. Peter, sondern S. Maria del Castello war.[7] Die Entwicklung der Kirchentypen entspräche damit dem südlicher gelegenen S. Martino in Mendrisio (A60),[8] wo ebenfalls einem Saal mit breiter Apsis (aus dem 6./7. Jh.) eine Saalkirche mit Zwillingsapsiden folgt, die allerdings etwas älter sein könnte als jene von Mesocco. Sie dürfte im 8./9. Jh. gebaut worden sein.

Dass dieser These – hätte ich sie damals schon gefunden – auch mein Graubündner Mentor Walther Sulser zugestimmt hätte – dessen bin ich sicher. Deswegen sei ihm dieses Kapitelchen gewidmet.

Die Saalkirche mit der breiten, ohne Einzug aus den Langhausmauern abgehenden Apsis gehört zu den ältesten Typen in der Region. Dies haben die Untersuchungen von W. Sulser/H. Claussen an St. Stephan in Chur (A27) und jene des Archäologischen Dienstes in der Kirche Mariae Himmelfahrt in Sagogn (A86) anschaulich bestätigt. Für zentrale Gemeindekirchen im

---

4 E. Poeschel, Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden VI. (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 17), Basel 1945, S. 348.

5 Poeschel (Zit. Anm. 4) S. 348, Anm. 4.

6 Sulser (Zit. Anm. 1) S. 153.

7 Poeschel (Zit. Anm. 4) S. 336.

8 G. Borella, Ricerche archeologiche a S. Martino di Mendrisio dall'Agosto 1959 alla fine del 1961, in: Comum, Miscellanea di scritti in onore del'arch. F. Frigerio pubblicata a cura della Società Archeologica Comense, Como o.J., S. 93 ff. – W. Sulser, Die Entwicklung der Kleinkirchen in Currätien und im Tessin, in: Stucchi e mosaici alto medioevali, Atti dell ottavo congresso di studi sull'arte dell'alto medioevo, I, Milano 1962, S. 331 ff. – V. Gilardoni, Il Romanico (Arte e monumenti della Lombardia prealpina 3), Bellinzona 1967, S. 415 ff. – V. Gilardoni, G. Borella, Restaurierung der Kirche in San Martino bei Mendrisio TI, in: Werk, Schweizer Monatsschrift für Architektur, Kunst, Künstlerisches Gewerbe 3, 1968, S. 161 ff.

5. Jh., im 6. Jh. für eine Memorialkirche (St. Stephan) und, wenn unsere Annahme für St. Luzi in Chur richtig ist, auch als Klosterkirche, hat man den grossförmigen ungegliederten – den grosszügigen – Bautyp verwendet. Einige dieser Bauten sind später auf bezeichnende Art umgebaut worden: in Sagogn ist der frühchristliche Typ mit Priesterbank, vorgelagertem Bema und mit seitlichen Annexen zur Saalkirche mit seitlichen Kapellenannexen geworden. In Mendrisio und Mesocco lösten Zwillingsapsiden die weitgespannte ursprüngliche Apsis ab, und im karolingischen Bau von St. Luzi in Chur wird «dem gegebenen Halbkreisgrundriss das Dreiapsidensystem abgerungen.»[9] Zwar wird man nicht mit E. Poeschel annehmen, dass «die Dreiapsidenanlage in den von der Krypta festgelegten Halbkreis eingepasst werden musste»[10] – Krypten haben sich von jeher dem Chor, bzw. der Apsis eingefügt und nicht umgekehrt – aber die erfinderische Art und Weise des Architekten, (mit der er wohl dem Auftrag genügte, den bestehenden Bau pietätvoll in seine Neugestaltung einzubeziehen), die alte Apsis mit der neuen, von zwei Apsidiolen begleiteten grossen Hufeisenapsis und mit der Ringkrypta zu verbinden, vermag zu überzeugen.

Die in verschiedenen Dimensionen und für viele Funktionen verwendete Saalkirche mit Apsis ohne Einzug gehört nicht nur zu den frühesten Typen, sondern sie lebt auch während des ganzen Frühmittelalters bis ins Hochmittelalter als Gemeindekirche und Kapelle weiter: Stierva (A105) und Ragaz/St. Nikolaus, um nur je ein Beispiel zu nennen.

Bildnachweise

Abb. 1: Mesocco nach Sulser. – Abb. 2: Mendrisio nach Borella; Mesocco nach Sulser; Isola Comacina, Taufkirche nach Mirabella Roberti; Isola Comacina, SS. Faustino e Giovita nach Belloni und Monneret de Villard; Tirol nach Dal Rì.

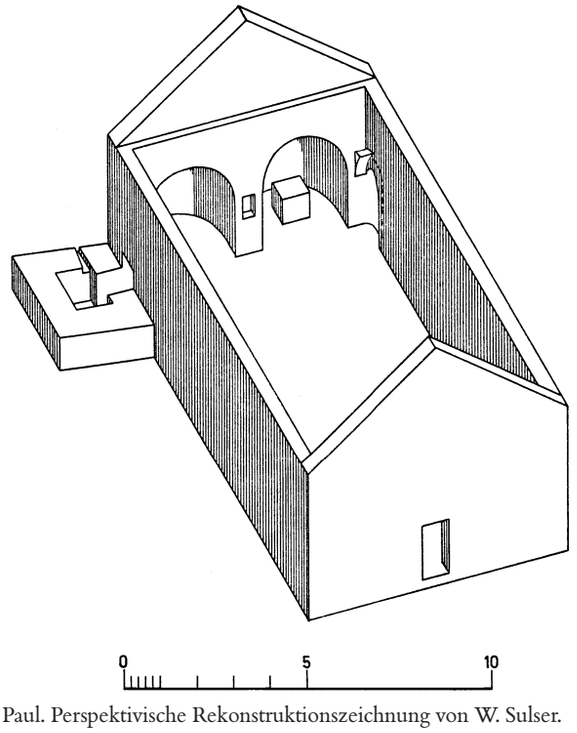
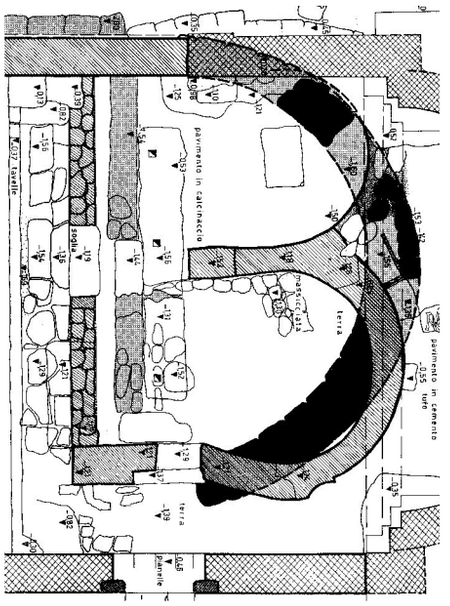


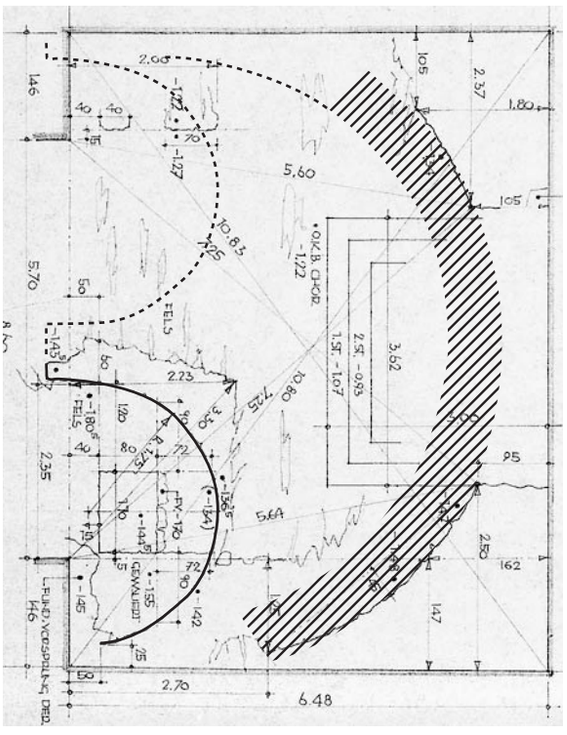
Abb. 1. Mesocco, Peter und Paul. Perspektivische Rekonstruktionszeichnung von W. Sulser.

[9] E. Poeschel, in: Frühmittelalterliche Kunst in den Alpenländern. Art du haut moyen âge dans la region alpine. Arte dell'alto medio evo nella regione alpina. Akten des III. Internationalen Kongresses für Frühmittelalter-Forschung, 9.–14. September 1951, hg. v. L. Birchler, E. Pelichet, A. Schmid, Olten / Lausanne 1954, S. 129.

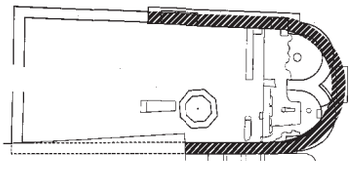
[10] Ib., S. 127.



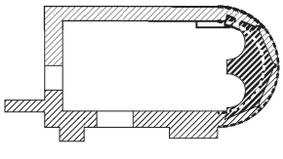
Mendrisio, S. Martino (A60) 1:100



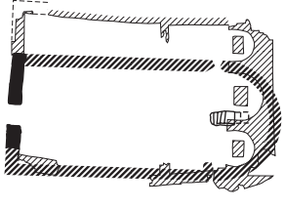
Mesocco, St. Peter und Paul (A62) 1:100



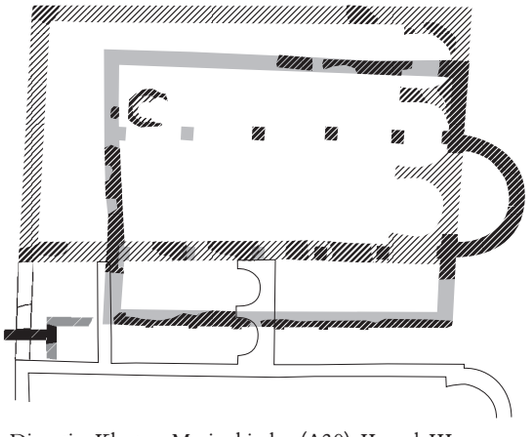
Isola Comacina, Taufkirche



Isola Comacina, SS. Giovita e Faustino



Tirol, abgegangene Kirche (C25)



Disentis, Kloster, Marienkirche (A30) II und III

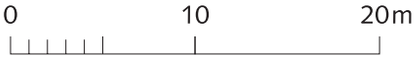


Abb. 2. Die einfache Apsis bei Vorgängerbauten von Zwei- und Dreiapsidenkirchen.

Riva San Vitale, Baptisterium und Kirche (A82): Das Baptisterium ist im frühen Mittelalter einmal erneuert worden

Hans Rudolf Sennhauser

1. Das Baptisterium

Das Baptisterium von Riva San Vitale ist im vergangenen Jahrhundert bis in die fünfziger Jahre hinein untersucht, beschrieben und restauriert worden. Die Untersuchungen[1] haben viel Neues zutage gebracht – das ursprüngliche Taufbecken, den Mosaikboden, die Wandmalereireste, um das Wichtigste zu nennen. Das freigestellte restaurierte Baptisterium präsentiert sich von aussen und im Inneren als ein wiedergewonnenes Kleinod spätantik-frühmittelalterlicher Architektur. Dass jetzt aber auch sämtliche Fragen gelöst seien, lässt sich nicht behaupten. Susanne Steinmann-Brodtbeck[2] hatte mit ihrer 1941 in der Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte gedruckten Dissertation die in den fünfziger Jahren durchgeführte Restaurierung gründlich vorbereitet (Abb. 1). Leider ist man dann, als das Mauerwerk mit allen Narben und Verletzungen vor der Restaurierung freilag, den von S. Steinmann definierten Fragestellungen nicht ebenso gründlich nachgegangen. Zwar wurde bei der Restaurierung das Äussere vollständig vom Verputz befreit,[3] das Mauerwerk aber vor dem Ausflicken der Fehlstellen nicht eingehend genug untersucht. Man unterliess es auch, eine vollständige steingerechte Aufnahme zu erstellen, offenbar in der sicheren Annahme, das Gebäude sei, abgesehen von irrelevanten Ausflickungen einheitlich und im ursprünglichen Zustand erhalten. Ob der Bau ursprünglich verputzt war, hat man sich nicht gefragt; für Ferdinando Reggiori war das «keine Fragestellung».[4] Könner waren am Werk. Aber die Baugeschichte ist nicht geklärt, und die Dokumentation genügt nicht.[5] Offenbar schon während der ersten Untersuchungszeit (1919–1926) wurde mehr «gegraben» als dokumentiert, Berichterstattung unterblieb, «die Folgen dieser bedauerlichen Unterlassung sind unabsehbar. Jedenfalls sind aus diesem Grunde viele der unternommenen Untersuchungen als illusorisch zu bezeichnen».[6]

Seit der Restaurierung ist das Baptisterium von Riva San Vitale ein aussen unverputzter Bau, dessen «Wunden», Fehlstellen im Mantel, während der Restaurierung mit farblich eingetönten Mörtelflächen ausgeflickt wurden, die leicht hinter der Maueroberfläche zurückstehen. Das Mauerwerk ist offensichtlich behutsam freigelegt worden; Mörtelstege und -grate sind am kubischen Hauptkörper des Gebäudes heute noch zu sehen; sie verlaufen zum Teil hinter die Anstösse der unverbunden angeschobenen heutigen Apsis, sind also eindeutig älter (und

---

1 Zusammenfassend und Literatur: Rossana Cardani, Il Battistero di Riva San Vitale. L'architettura, i restauri e la decorazione pittorica, Locarno 1995.

2 Susanne Steinmann-Brodtbeck, Das Baptisterium von Riva San Vitale, in: Zeitschr. Schweizer. Arch. u. Kunstgesch. 3, 1941, S. 193–240.

3 Auf der Nordseite zum Beispiel zwei Verputzschichten beseitigt, von denen nicht bekannt ist, aus welcher Zeit sie stammten. Tagebuch von Guido Borella vom 5.8.53 und 26.8.53: Cardani (Zit. Anm. 1) S. 65.

4 Guido Borella, 30.10.2000 mündlich gegenüber Frau Rossana Cardani Vergani. – Ing. G. Borella hatte die örtliche Bauleitung während der Restaurierung 1953–1955, Architekt war F. Reggiori, Mailand.

5 Unerlässlich ist auch eine Neuvermessung des Gesamtkomplexes; von den vorhandenen Plänen stimmen kaum zwei überein, Differenzen um Mauerstärke sind nicht aussergewöhnlich.

6 Steinmann-Brodtbeck (Zit. Anm. 2) S. 195, Anm. 10.

nicht bei der letzten Restaurierung angebracht worden). Wer sich genügend Zeit nimmt, dem fallen andere Beobachtungen zu, die eine Erklärung verlangen:

1. Das Mauerwerk ist nicht von unten bis oben einheitlich, sondern es sind im grossen drei Zonen deutlich zu unterscheiden: a. eine zum Teil gegen 1 m hohe Sockelzone, b. das Mauerwerk des Kubus und c. das Mauerwerk der obersten Zone (Tambour, oberste Lagen des Kubus und Eckschultern).

ad a. Im untersten Meter ist das Mauerwerk zwar lagenhaft, aber sehr locker mit relativ kleinformatigen, unregelmässig gebrochenen Steinen aufgeführt, deren flache Seite sorgfältig

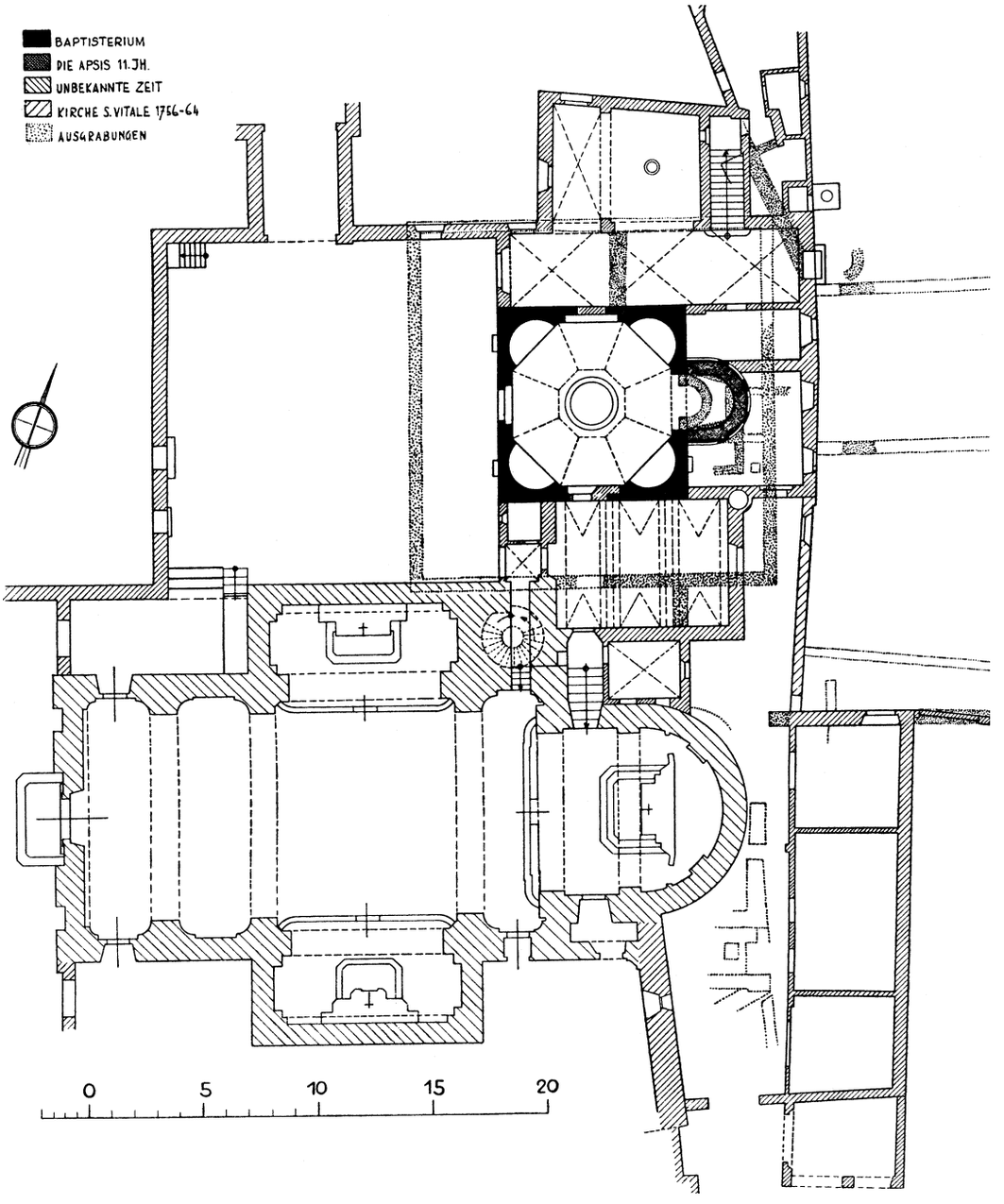


Abb. 1. Riva S. Vitale, Baptisterium und Kirche, Plan nach Steinmann-Brodbeck 1941.

nach aussen gekehrt ist. An den Gebäudekanten setzen die grossen rohen Eckquadern nicht schon ganz unten ein, wie man es erwarten würde, sondern erst nach ein, zwei oder mehreren Lagen, vor allem deutlich bei der Nordostecke (Abb. 2, 3). Die Flucht dieser untersten, etwa 4–7 Lagen hohen Mauerpartie steht zudem auf der Nordseite leicht zurück gegenüber dem darauf ansetzenden Mauerwerk. Der Verdacht, dass es sich dabei um den Rest eines älteren (ältesten?) Bestandes handelt, verstärkt sich, wenn man beobachtet, dass die heutigen Haustein-Türgewände auf allen vier Seiten erst oberhalb dieser Zone einsetzen. Darunter sind die Gewände zwar auch sauber, aber mit dem kleinsteinigen Mauermaterial ausgebildet; sie müssen ursprünglich verputzt gewesen sein. An einen verlorenen Haustein-Türrahmen könnte man höchstens beim Westportal denken, das im ersten Zustand breiter war als die heutige Türe mit Hausteingewände. Wahrscheinlicher ist aber, dass das Westportal als Hauptportal von Anfang an eine grössere Breite aufwies als die seitlichen Türen.

Die älteren Türen rechnen mit dem (wiederhergestellten) heutigen Niveau des Umganges und beziehen sich auf den Mosaikboden im Baptisterium;[7] sie gehören offensichtlich zum Bau in seinem ältesten Zustand, zum älteren, in den Boden eingelassenen achteckigen Taufbecken und zum Mosaikboden.

ad b. Das Mauerwerk der mittleren Mauerteile am Kubus wirkt regelmässiger und dichter, was zum Teil damit zusammenhängt, dass hier der Oberflächenmörtel zwischen den Steinköpfen und ein ausgeprägter, vor allem die Lagen betonender horizontaler Fugenstrich gut erhalten sind. S. Steinmann-Brodtbeck beschreibt das Mauerwerk als «vorwiegend aus unregelmässigen, ziemlich grossen, vielfach runden Kieseln gebildet.»[8] Verwendet sind aber



Abb. 2. Riva S. Vitale, Baptisterium, SW-Ecke von SE.



Abb. 3. Riva S. Vitale, Baptisterium, N-Seite von NE.

auch Lesesteine, während die sauber gehauenen (gespalteten) Handquadern erst im dritten Mauerwerk, dem der obersten Mauerteile, auftreten. Deutlich weisen aber auch die Ecksteine (Lesesteine und bruchrohe Kalke) zumeist ein grösseres Format auf. Ziegelstücke finden sich hier ebenfalls, wenn auch nicht im gleichen Ausmass wie bei der untersten Mauerpartie. Die Eckquadern greifen zum Teil etwas tiefer ins ältere Mauerwerk hinunter, der Maurer war auf Solidität bedacht. Zu diesem Mauerwerk

[7] Er liegt nach den Beobachtungen von S. Steinmann-Brodtbeck (Zit. Anm. 2) auf einem älteren, wohl dem ursprünglichen Mörtelboden. Dieser nicht genauer beschriebene «Estrichboden» Ic mit Niveau A liegt 14 cm unter dem Mosaikboden (Steinmann-Brodtbeck S. 200). Er ist lediglich als kleiner Rest erhalten (Steinmann-Brodtbeck Abb. 5, Grundriss). «Gleich tief [d.h. bis auf Niveau A und nicht darunter] reicht die Putzschicht hinab»: Wandputz zieht sich in der Regel unter den zugehörigen Boden hinunter, der üblicherweise nach dem Verputzen der Wände eingezogen wird. War vielleicht dieser «Estrichboden Ic» gar kein Bodenrest, sondern Fallmörtel? Dann wäre der Mosaikboden der ursprüngliche Bodenbelag.

[8] Steinmann-Brodtbeck (Zit. Anm. 2) S. 198.

gehören die heutigen Haustein-Türen, und sie sind, soweit man das im gegenwärtigen Zustand beurteilen kann, nicht nachträglich eingesetzt. Die Schwellenhöhe dieser heutigen Portale liegt, wie es beim Westportal noch zu sehen ist, etwa einen halben Meter höher als der Mosaikboden; sie entspricht der Anordnung der monolithischen Taufwanne. Das ist auch der Grund dafür, dass die dichte Vermörtelung die ältere Mauerpartie mit den Bruchstein-Türgewänden nicht überzieht: Die Mauerreste des älteren Baues lagen unter Terrain, als die heutigen Portale gesetzt wurden. Diese mittlere Mauerpartie mit ihrem steinsichtigen, aber als Fläche wirkenden Mörtelkleid, mit kräftigen Fugenstrich-Zügen, scheint nicht verputzt gewesen zu sein. Man könnte sich aber vorstellen, dass eine dünne Schlämme (von der nichts erhalten ist) den klaren Baukörper früher einmal farblich vereinheitlicht hat.

ad c. Von den beiden bisher betrachteten Mauerpartien unterscheiden sich das Mauerwerk des achteckigen Tambours und das der mit gegrateten Satteldächern gedeckten oberen Würfelecken.

In den Achsenseiten greift dieses Mauerwerk zum Teil tiefer hinunter; das Kreuzfenster in der Ostfassade und das ehemalige Rundfenster im Westen sitzen in diesem Mauerwerk aus etwas grösserformatigen, sauber gearbeiteten kantigen Handquadern. S. Steinmann-Brodtbeck, welcher der Unterschied im Mauerwerk auch auffiel, bemerkt: «ihre Schichtung ist trockener. Eine genau horizontal durchgehende Naht zwischen den beiden Arten von Mauerwerk ist freilich nicht festzustellen. Immerhin erscheint die erstere ausschliesslich am Unterbau, d.h. bis auf Konsolenhöhe, während die obern Teile des Würfelkörpers […] und der Tambour hauptsächlich die zweite aufweisen».[9] S. Steinmann-Brodtbeck schreibt dieses Mauerwerk der «grossen Umbauetappe» in romanischer Zeit zu. Dieses dritte, jüngste Mauerwerk stellt man sich am liebsten verputzt vor – aber der Nachweis fehlt.

2. Es fällt auf, wir haben es oben gesehen, dass die Hausteinportale, die innen und um das Gebäude herum mit einem kräftig angehobenen Niveau rechnen, mit dem mittleren Mauerwerk II im Verband stehen (Abb. 4, 5). Ist dies tatsächlich der Fall, so hat man mit einem Neubau des Baptisteriums auf den bodeneben abgebrochenen Mauern des typengleichen Vorgängers I zu rechnen. Ein Gebäude, zu dem die unteren Mauerpartien, das achteckige, in den Boden eingelassene ursprüngliche Taufbecken und der Mosaikboden gehörten, ist dann bis auf das Niveau des angewachsenen Terrains abgebrochen worden, worauf man den Bau auf den im Boden steckenden Mauerstümpfen nach dem alten Schema, aber offenbar solider, wieder aufführte.

3. Die Apsis ist gestossen gegen das Mauerwerk des Hauptkubus gesetzt (Abb. 6). Sie ist eindeutig erst nachträglich angebaut worden. Auch das Trapezchor kann nicht im Mauerverband mit dem Mantel der mittleren Mauerpartie des Kernbaues gestanden haben; das Mauerwerk des Kernbaus läuft hinter dem rekonstruierbaren Anstoss der Trapezchor-Schenkel durch. Die heutige Apsis scheint auf der Nordseite auf dem Mauerwerk des Trapezchores aufzuruhen, dessen Abbruchhöhe ungefähr mit derjenigen des ältesten Mauerwerkes am Kernbau (I) übereinstimmt.[10] Das Trapezchörlein scheint deshalb noch mit dem ältesten, dem frühchristlichen Bau (I) zusammen bestanden zu haben.

Anderseits unterscheidet sich das Mauerwerk des heutigen Chörleins, soweit es sich aus den Fotos und am stark verflickten Bestand ablesen lässt, vom regelmässigeren des Kernbaues (II), an welches die heutige Apsis unverbunden anstösst. Dass das Chörlein, dessen mit Einerbogen schliessende Blendenfelder heute mit einem glatten Verputz ergänzt sind, von Anfang an mit einem (getünchten) Verputz rechnete, ist abgesehen vom unregelmässigen und wenig sorgfältig wirkenden Mauerwerk schon deswegen wahrscheinlich, weil sich der Schatten

[9] Steinmann-Brodtbeck (Zit. Anm. 2) S. 198.
[10] Vgl. Cardani (Zit. Anm. 1) Abb. 2 nach S. 40.

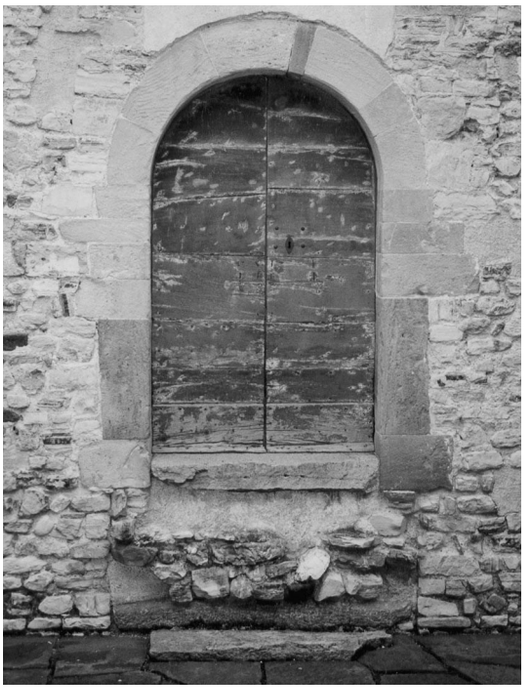


Abb. 4. Riva S. Vitale, Baptisterium, Westtüre.

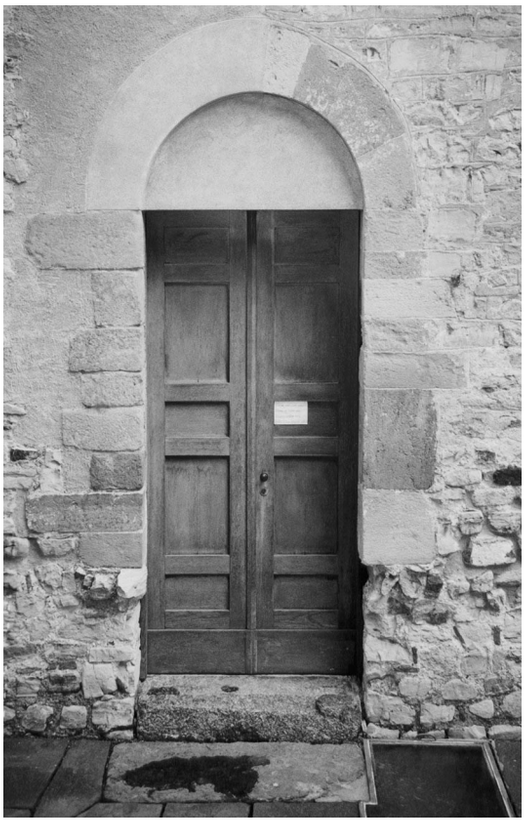


Abb. 5. Riva S. Vitale, Baptisterium, Südtüre.

des Blendenrahmens nur auf einer einheitlich hellen Fläche deutlich abzeichnen kann;[11] der Vergleich mit Denkmälern wie Müstair (A71) lässt es zur Gewissheit werden. Eine verputzte Apsis und ein wohl höchstens geschlämmter Kernbau wirken als ursprüngliches Ensemble anderseits wenig überzeugend. Die heutige Apsis ist wohl nicht einfach aus statischen Gründen nicht mit dem Kernbau im Verband aufgeführt, sondern tatsächlich erst nachträglich an diesen angefügt worden. Dann wird man sich aber fragen, ob nicht ein ursprüngliches Chörlein zum Kernbau II einmal vollständig abgetragen und durch das heutige ersetzt wurde.

Solche die Chörlein betreffenden Fragen lassen sich heute zwar stellen, aber ohne die Möglichkeit von Untersuchungen am Bau nicht oder nicht mit Sicherheit beantworten. Anders beim Kernbau: hier sind eindeutig drei verschiedene Mauerwerkszonen aus drei verschiedenen Bauzeiten auszumachen, auch wenn man ihren Grenzen (ohne Bauuntersuchung) nicht ohne weiteres mit dem Finger nachfahren kann.

Beobachtungen und Überlegungen führen also wieder zurück zu einer These, die als «längst widerlegt» galt.[12] Zwar ist nicht mit einer «völligen Wiederherstellung des Denkmals im zweiten Jahrtausend» zu rechnen, aber das Gebäude kann auch nicht tale quale als frühchristlich gelten.

I. Zum Urbau aus der Zeit um 500 gehören die Anlage des Gebäudes als Nischenoktogon mit Umgang, das oktogonale Taufbecken, die Wasserableitung und wohl auch der Mosaik-

[11] Vgl. dazu u.a. Pierangelo Donati, Sumirago. La chiesa di Santa Maria, in: Giulio Foletti (hg.), Pierangelo Donati – venticinque anni alla direzione dell'Ufficio cantonale dei monumenti storici, Bellinzona 1999, S. 197–203.

[12] Steinmann-Brodtbeck (Zit. Anm. 2) S. 195, Anm. 8.



Abb. 6. Riva S. Vitale, Baptisterium, nachträglich an Bau II angebaute Apsis, von S.

boden, das Mauerwerk von Kernbau und Umgang bis zur Schwellenhöhe der Portale mit Hausteingewänden sowie das heutige Niveau des Umganges (Abb. 7, 9a).

Eine Zwischenperiode brachte die kleine Apsis und später das Trapezchörlein, mit dem zusammen wohl die gegen 30 cm hohen Podien in den Ecknischen zu sehen sind (Abb. 8–9b).[13] Der freistehende Altar ist nicht, wie mit der Signatur im Plan Steinmann-Brodtbeck, Abb. 5 angegeben, mit dem Trapezchörlein zusammen zu sehen, sondern mit dem bestehenden Chörlein, was auch der Text von S. Steinmann-Brodtbeck festhält.[14]

II. Das Gebäude muss im Frühmittelalter einmal erneuert worden sein, davon zeugen das mittlere Mauerwerk des Kernbaues, die Hausteintüren, aber auch die monolithische runde Taufkufe und das zugehörige Niveau. Der Zeitpunkt dieser Erneuerung ist kaum genauer zu bestimmen. Die nachträglich an diesen Neubau angesetzte Apsis, deren Aussengestaltung sich der Gruppe um Müstair anschliesst, weist über dem Altar eine Darstellung des Gekreuzigten aus der Zeit um 1000 auf (Abb. 9c).

III. Das dritte Mauerwerk, das vom «Grossen Umbau» herrührt[15] hat einen anderen Charakter als das Mauerwerk der Apsis. Dass es erst in romanischer Zeit entstand, als auch das Innere offenbar neu ausgemalt wurde, wird man mit S. Steinmann-Brodtbeck annehmen. Mit diesem Mauerwerk sind auch alle jene «Details» zusammen zu sehen, die Samuel Guyer als ersten veranlassten, an der von J. R. Rahn vorgeschlagenen Frühdatierung zu zweifeln und das Gebäude «unter Vorbehalt» ins ausgehende 11. Jh. zu datieren: «die Technik von kleinen bruchrohen Quadern von länglich-rechteckiger Form, die die üblichen Merkmale der Mauerstruktur der romanischen Kirchen im Tessin aufweist; dann das Klostergewölbe, dessen oberes Drittel in ein glattes Kugelsegment übergeht, wofür gerade in Oberitalien in romanischer Zeit Analogien vorhanden sind (Baptisterium von Arsago, S. Sepolcro in Bologna). Ja sogar die Piscina scheint in jener Zeit noch vorzukommen (Baptisterium von Arsago); die kreuzförmigen Fenster endlich kommen in Oberitalien gerade im XI. Jh. (Ende) oft vor …»[16] Der oktogonale Abschluss geht möglicherweise erst auf diese 3., die romanische Bauzeit zurück (Abb. 9d).

Als Arbeitshypothese halte ich für den ersten Bau an der bisherigen Datierung in die Zeit um 500 fest. Dieser Bau dürfte verputzt (und gekalkt) gewesen sein.

Der frühmittelalterliche Neubau kann zeitlich nicht genauer bestimmt werden; er ist spätestens um die Jahrtausendwende entstanden.

---

[13] Steinmann-Brodtbeck Abb. 5, Fig. C, Schnitt, zeigt das Podium in der nordöstlichen Ecknische gegen den Raum hin verputzt: so ist wohl die Punkt-Signatur zu verstehen, die ja auch für Ia und Ib verwendet wird, die «Mauervorsprünge», die «mit einer Putzschicht […] bedeckt» waren, vgl. Steinmann-Brodtbeck, S. 200.

[14] «Gleichzeitig wurde der bisherige, frei innerhalb der Apsis stehende Altar abgebrochen und durch einen neuen, an die Ostwand angelehnten […] ersetzt», S. 222.

[15] Steinmann-Brodtbeck S. 218 ff.

[16] Samuel Guyer, Die christlichen Denkmäler des ersten Jahrtausends in der Schweiz. Diss. Zürich 1906, Leipzig 1907.

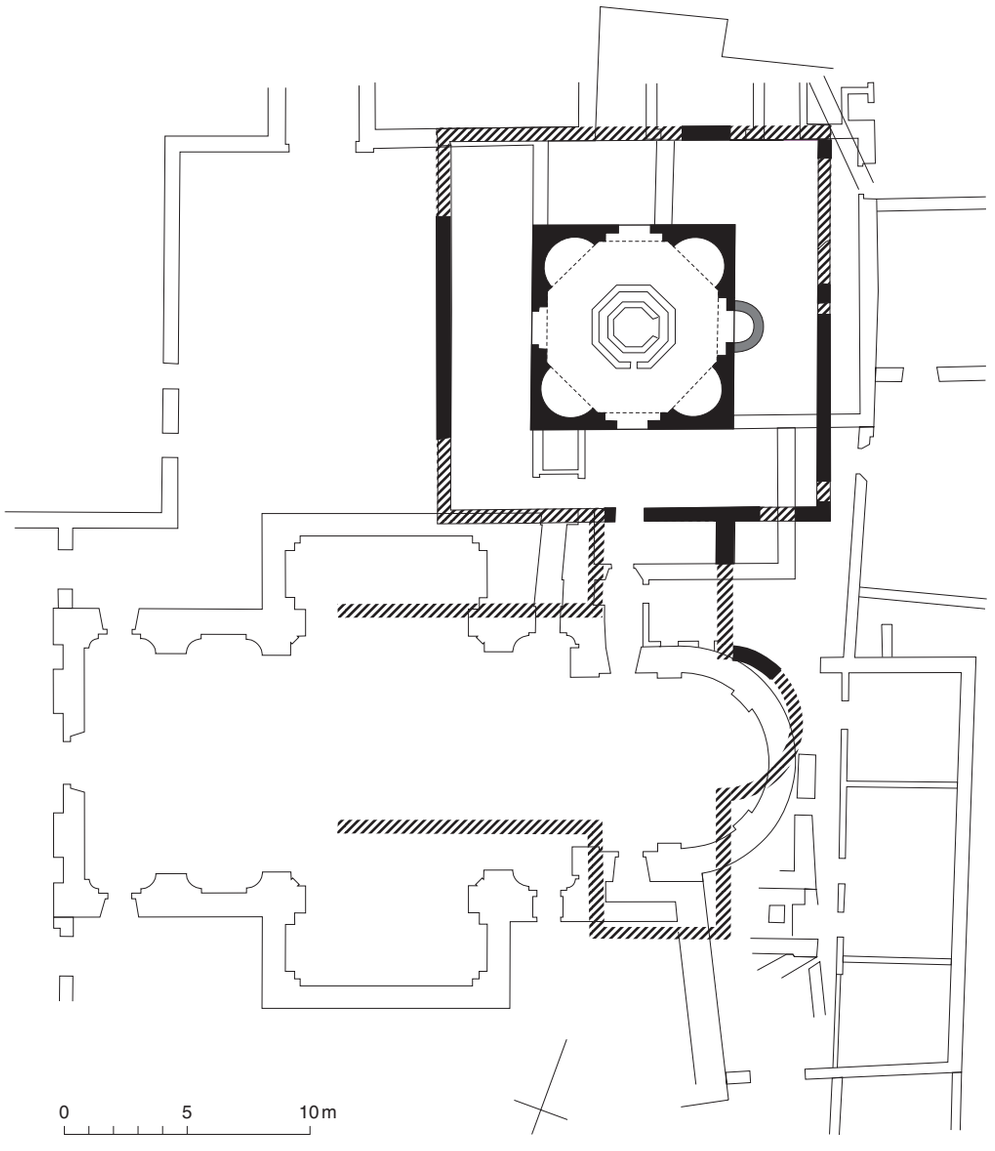


Abb. 7. Riva S. Vitale, Baptisterium und Kirche, Bau I und Ia (Apsidiole).

Seine Aussenerscheinung beruhte auf dem zwischen den Steinköpfen flach verstrichenen Mauermörtel (Pietra Rasa-Technik); dass eine vereinheitlichende Schlämme aufgetragen wurde, kann man vermuten. Die heutige Apsis, vor 1000 oder in der Zeit um 1000 angebaut, war sicher verputzt und gekalkt, und dasselbe ist anzunehmen vom Aussenbau nach der Erneuerung der oberen Mauerpartien im Hochmittelalter, der Erneuerung (oder erstmaligen Errichtung?) des Tambours und des heutigen Gewölbes.

2. Die Kirche

In ihrer grundlegenden Arbeit über das Baptisterium von Riva San Vitale hat Susanne Steinmann-Brodtbeck auch versucht, einen Überblick über die älteren, zum Teil nur in Plänen eingetragenen und nicht interpretierten/beschriebenen archäologischen Beobachtungen zu gewinnen und zu vermitteln. Im Situationsplan auf S. 196 hat sie Mauerfunde eingetragen, zu denen sie sich vorsichtig äussert. So ist an der nördlichen Aussenseite der Apsis der barocken

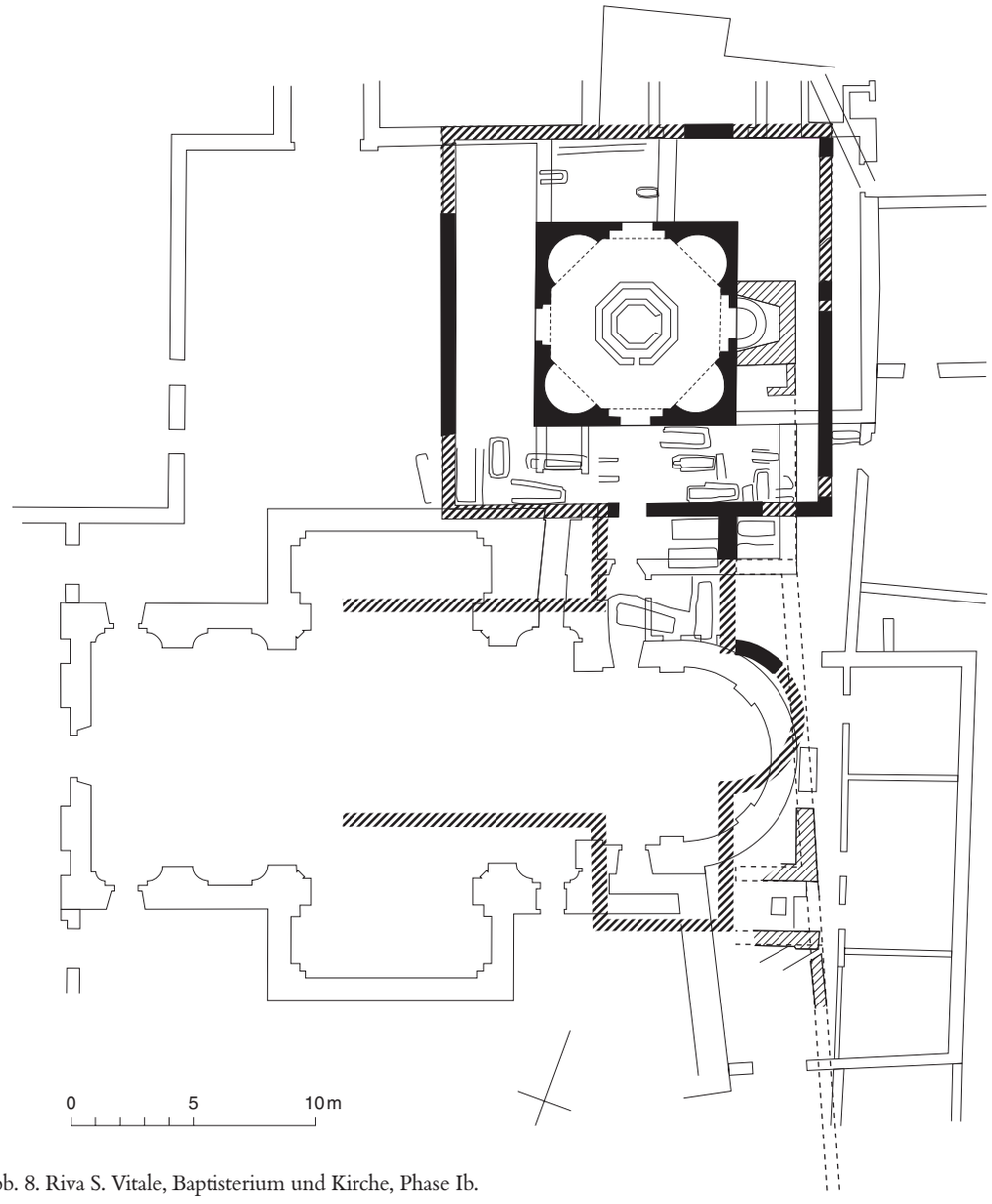
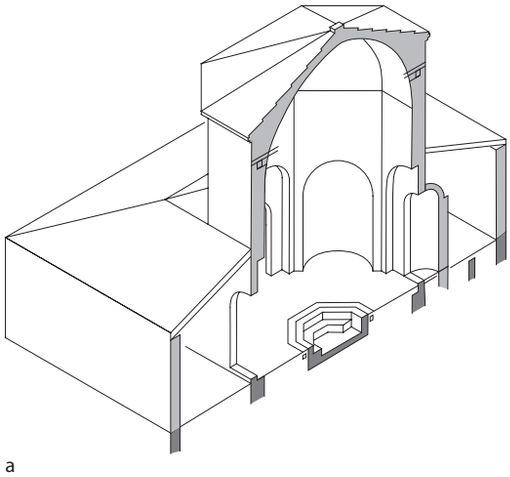


Abb. 8. Riva S. Vitale, Baptisterium und Kirche, Phase Ib.

Pfarrkirche von 1756–1766 ein wohl maximal 1 m breites gebogenes Mauerstück eingezeichnet, von dem die Autorin auf S. 214 sagt: «Ob die im Norden des Chores, auf unserem Plan punktierte, gebogene Mauer 2a eine ältere Choranlage andeutet, ist leider nicht zu entscheiden, da die Untersuchungen auch hier nicht vollständig durchgeführt wurden.» (Abb. 1). Und in der Anmerkung fügt sie bei: «Die Unvollständigkeit der Grabungen ist gerade an diesem Punkt überaus beklagenswert. Es ist zu hoffen, dass das Versäumte in Bälde nachgeholt werden kann.» Der Seufzer ist nicht gehört worden. Um so wichtiger scheint es mir, auch



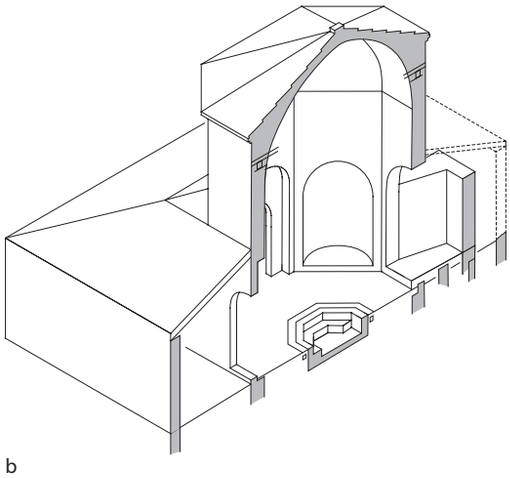
a

a: Etappen I/Ia. Urbau aus der Zeit um 500 (hier mit dem jüngeren Gewölbeaufbau dargestellt). Mauerwerk von Kernbau und Umgang bis zur Schwellenhöhe der Portale erhalten. Ia: Zwischenperiode mit kleiner Apsis im Osten.

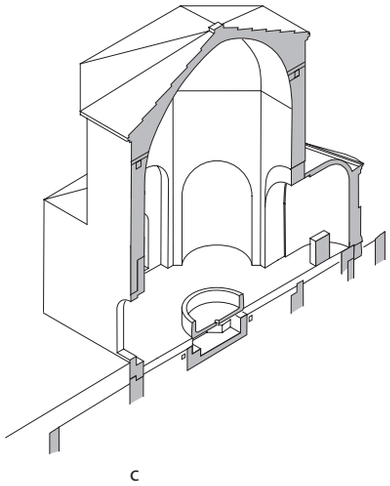
b: Etappe Ib. Trapezchörlein und gegen 30 cm hohe Podien in den Ecknischen.

c: Etappe II. Erneuerung im Frühmittelalter: neue Aussenmauern, Hausteintüren, monolithische runde Taufkufe und das zugehörige Bodenniveau. Zeitpunkt unbestimmt. Nachträglich an diesen Neubau angesetzte Apsis mit Malerei aus der Zeit um 1000.

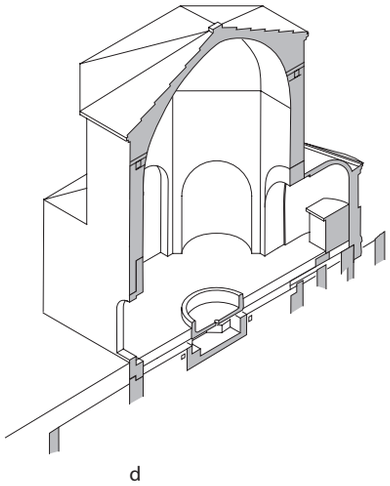
d: Etappe III. «Grosser Umbau», romanisch. Neue Ausmalung. Der oktogonale Abschluss möglicherweise erst in dieser Bauphase entstanden.



b



c



d

Abb. 9. Riva S. Vitale, Baptisterium, isometrische Rekonstruktionsschnitte.

wenn dies nur im Rahmen einer Arbeitshypothese möglich ist, zu versuchen, durch einige Überlegungen die Wünschbarkeit dieser Klärungen anschaulich zu machen. Ich ziehe dazu auch einen bei Rossana Cardani[17] abgedruckten Plan aus dem Eidgenössischen Archiv für Denkmalpflege, ehem. Archiv für Historische Kunstdenkmäler, bei, den Ferdinando Reggiori 1956 gezeichnet hat.

I. Das Mauerstück 2a in Abb. 1 scheint mir zu breit, um als Vorfundament der barocken Apsis gedeutet werden zu können. Die Apsis, die sich aus dem Mauerstück rekonstruieren lässt,[18] ist älter als die barocke Apsis, aber auch älter als die vorbarocke, von der ja nach Reggiori[19] die Ansätze beider Äste im barocken Altarhaus erhalten sind. Es kann sich um die Apsis der zum Baptisterium gehörigen Kirche handeln. Ein im Situationsplan Steinmann-Brodtbeck (Abb. 1) eingetragenes ergrabenes Mauerstück, das senkrecht auf die südliche Umfassungsmauer des Baptisteriums stösst, fluchtet mit der Südostecke des Taufhauses, hat aber innerhalb der Umgangsmauer keine Fortsetzung. Dass dieses offensichtlich auf das Baptisterium bezogene Mauerstück mit Apsis und Baptisterium zusammenzusehen ist, wird man hypothetisch annehmen dürfen. Da eine Kirchenbreite von der Apsisachse bis zur Umgangsmauer des Baptisteriums (mal 2) aber nicht anzunehmen ist, kann man an ein Querschiff oder an Querannexe denken. Die Nordmauer des Schiffes mag zu allen Zeiten ihre Lage beibehalten haben, musste sich die Kirche doch wegen des Baptisteriums nach Süden ausdehnen, wenn sie wachsen wollte. Rekonstruiert man aufgrund all der vorgebrachten Überlegungen – ich betone nochmals: rein hypothetisch – einen Kirchenbau mit Querannexen und eingezogener etwa halbkreisförmiger Apsis, so wird man erstaunt sein, wenn man den Grundriss der ersten bekannten Churer Kathedrale (A22) darüberlegt: die beiden Bauten wären geschwisterlich verwandt (Abb. 10).

II. Mit einem Umbaustadium ist vielleicht der Mauerwinkel in Verbindung zu bringen, der im Situationsplan von Steinmann-Brodtbeck südlich der Barockapsis als ergraben eingetragen ist.[20] Es ist offensichtlich mit Resten eines nicht näher bestimmbaren Zwischenstadiums zwischen I und III zu rechnen.

III. Sichereren Boden betreten wir mit dem nächsten Stadium: Von den durch Reggiori als zusammengehörig bezeichneten Mauern[21] lässt sich die Form einer in der Planaufschrift ins 9. Jh. datierten Kirche, offenbar der Vorgängerin des Barockbaues, in den wesentlichen Zügen ablesen. Die Chorpartie schloss nach eingezogenem kurzem Chorjoch mit einer abgesetzten halbrunden Apsis. Im Vorjoch darf man eine Türe vermuten, zu der vom Südportal des Taufhauses her ein direkter Weg geführt haben könnte. Nordostecke des Langhauses, Schulter und Vorchormauer der Kirche sind ins Mauerwerk des barocken Chores einbezogen; sie sind vom Baptisteriumsumgang aus mühelos zu sehen (Abb. 11). Das Mauerwerk mit den sauber gesetzten Eckquadern gleicht (abgesehen von den Eckquadern) demjenigen des auf älterem Sockel erneuerten Baptisteriums, ist aber jünger; es dürfte etwa dem Ansatz von Ferdinando Reggiori entsprechen oder etwas später (vielleicht um 1000?) entstanden sein (Abb. 12).

---

[17] Cardani (Zit. Anm. 1) Abb. 45, Situazione anterestauro 1950.

[18] Wobei zuzugeben ist, dass der Krümmungsgrad nur anhand des ergrabenen Bestandes zweifelsfrei festgestellt werden könnte.

[19] Cardani (Zit. Anm. 1) Abb. 45.

[20] Die Massdifferenzen zwischen den jetzt existierenden Plänen sind so gross, dass sich Überlegungen anhand von Übereinstimmungen und Fluchten verbieten.

[21] wie Anm. 19.

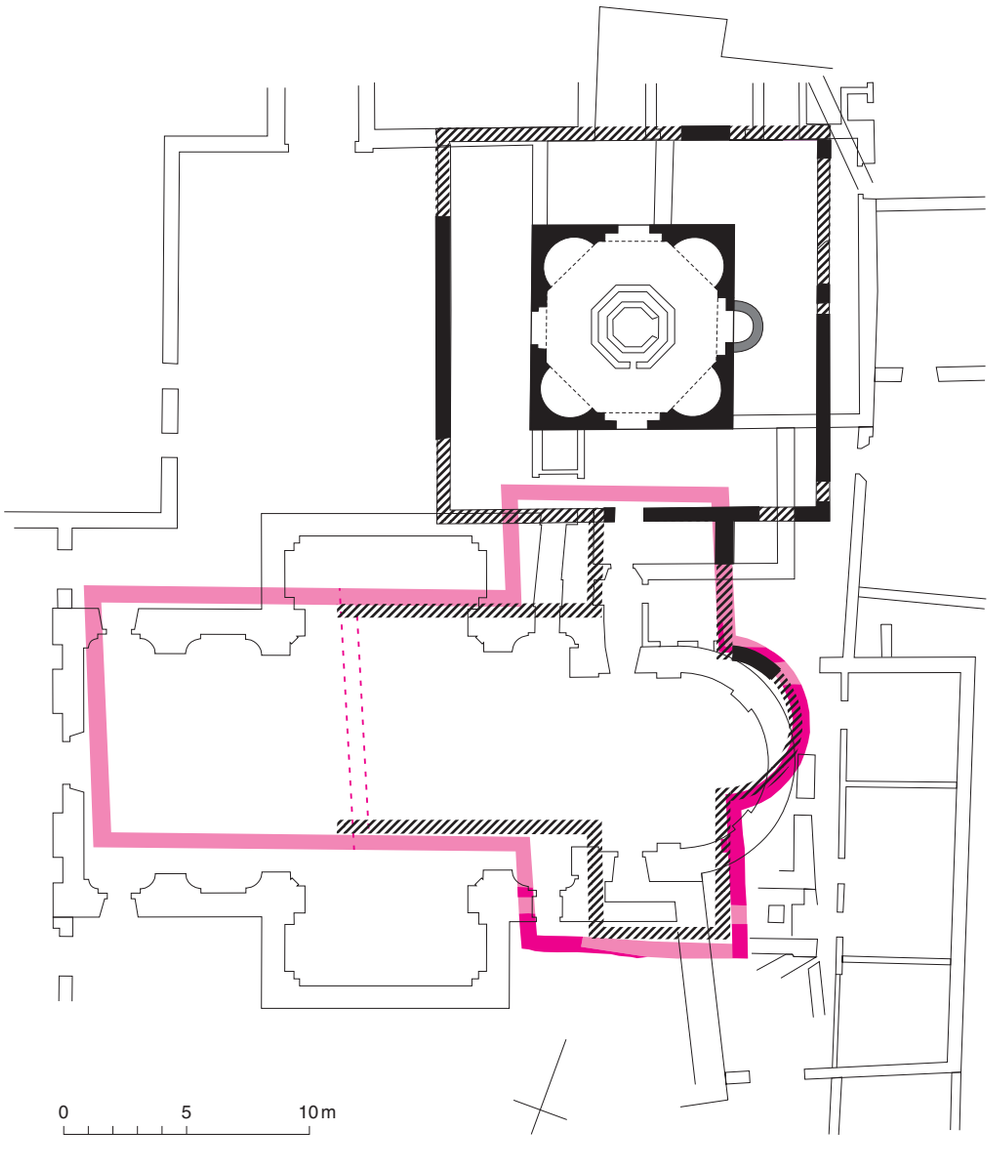


Abb. 10. Riva S. Vitale, Baptisterium und Kirche, Bau I kombiniert mit dem Rekonstruktionsplan der Churer Kathedrale I (rot).



Abb. 11. Riva S. Vitale, Pfarrkirche S. Vitale, frühmittelalterlicher Choransatz Nord ins barocke Chor einbezogen.

3. Kirche und Baptisterium

Sandro Mazza hat 1973/75 zurecht auf die bauliche Parallele des bisher ins Hochmittelalter datierten Baptisteriums von Baveno (Abb. 13), nahe Stresa, mit Riva San Vitale aufmerksam gemacht.[22] In der Tat weisen die beiden Baptisterien nicht nur den gleichen Typ, sondern sogar bis auf wenige Zentimeter dieselben Masse auf. Auch liegen beide ungefähr mit gleichem Abstand auf der Nordseite der Gemeindekirche. Vergleichbar ist zudem ihre Lage ungefähr auf gleicher Höhe je am rechten Ufer vielbefahrener Seen und am Ausgangspunkt in die dahinter liegenden Täler.

Riva San Vitale ist von Como, Baveno von Novara aus gegründet worden. Die beiden Bistümer waren Suffraganbistümer (Novara untersteht heute Vercelli) und sind Töchter von Mailand. Ihre Baptisterien variieren das grosse ambrosianische Vorbild der Metropole, und sie werden von ihren ländlichen Töchtern auf eigene Art imitiert: Mailand hat – bei einem im Prinzip identischen Innenraum – einen achteckigen Umriss, in Como und Novara treten die Nischen aussen abwechselnd halbrund und rechteckig hervor, und die beiden Enkel auf dem Lande greifen die Ummantelung wieder auf, vereinfachen sie aber zum Kubus.

So viele übereinstimmende Züge sind kaum aus dem Zufall zu erklären, aber die zugrunde liegenden Regeln geben sich vorläufig nicht zu erkennen. Wenn im 5. Jh. auch die Kathedralbaptisterien von Aquileia und Brescia die kubisch ummantelte Form von Riva San Vitale und Baveno aufweisen und wenn gleichzeitig im ländlichen Arcisate (nördlich von Varese) der Typ der Kathedralbaptisterien von Novara und Como vertreten ist, so heisst das jedenfalls, dass eine Typenhierarchie nicht generell vorausgesetzt werden darf.

Dass im Hinterland von Mailand und Como weitere Baptisterien vorhanden waren und wohl auch archäologisch nachzuweisen wären, wird man annehmen, wenn man bedenkt, wie nahe beieinander Riva San Vitale, Arcisate und Balerna (Kt. Tessin, Bez. Mendrisio A6) liegen.[23] Wenn die Forschung durch Auffinden neuer und Untersuchung bereits «bekannter» Beispiele weiterkommt, so dürfte sich auch eine Erklärungshypothese für Parallelfälle wie Baveno und Riva San Vitale finden lassen (Abb. 14).

---

[22] Sandro Mazza, Il battistero di Baveno ed alcune considerazioni su quello di Riva San Vitale, in: Sibrium 12, 1973–1975, S. 437–465. – M. King, Romanische Zentralbauten in Oberitalien. Vorläufer und Anverwandte, in: Studien zur Kunstgeschichte 95, Hildesheim 1995. – Sebastian Ristow, Frühchristliche Baptisterien (Jahrb. Ant. u. Christentum, Ergänzungsbd. 27), Münster i.W. 1998, S. 175 (Baveno), S. 221 (Riva San Vitale). – Vincenzo Fiocchi Nicolai, Sauro Gelichi, Battisteri e chiese rurali (IV–VII secolo), in: L'edificio battismale in Italia. Aspetti e problemi. Atti dell'VIII congresso nazionale di archeologia cristiana, Genova, Sarzana, Albenga, Finale Ligure, Ventimiglia 21–26 settembre 1998, Bordighera 2001, S. 303–384, hier S. 324–326.

[23] Paul Schaefer, Das Sottocenere im Mittelalter. Ein Beitrag zur Geschichte der Südschweiz und des italienischen Mittelalters. Diss. Zürich, Affoltern a.A. 1931, S. 22, Anm. 5: «In Balerna neue Ausgrabungen, deren Resultat im näheren noch nicht bekannt ist.» 1928 wurde ein rundes Taufbecken unter dem Fussboden aufgedeckt, vgl. Giuseppe Martinola, Inventario d'arte del Mendrisiotto I, Bellinzona 1975, S. 55.

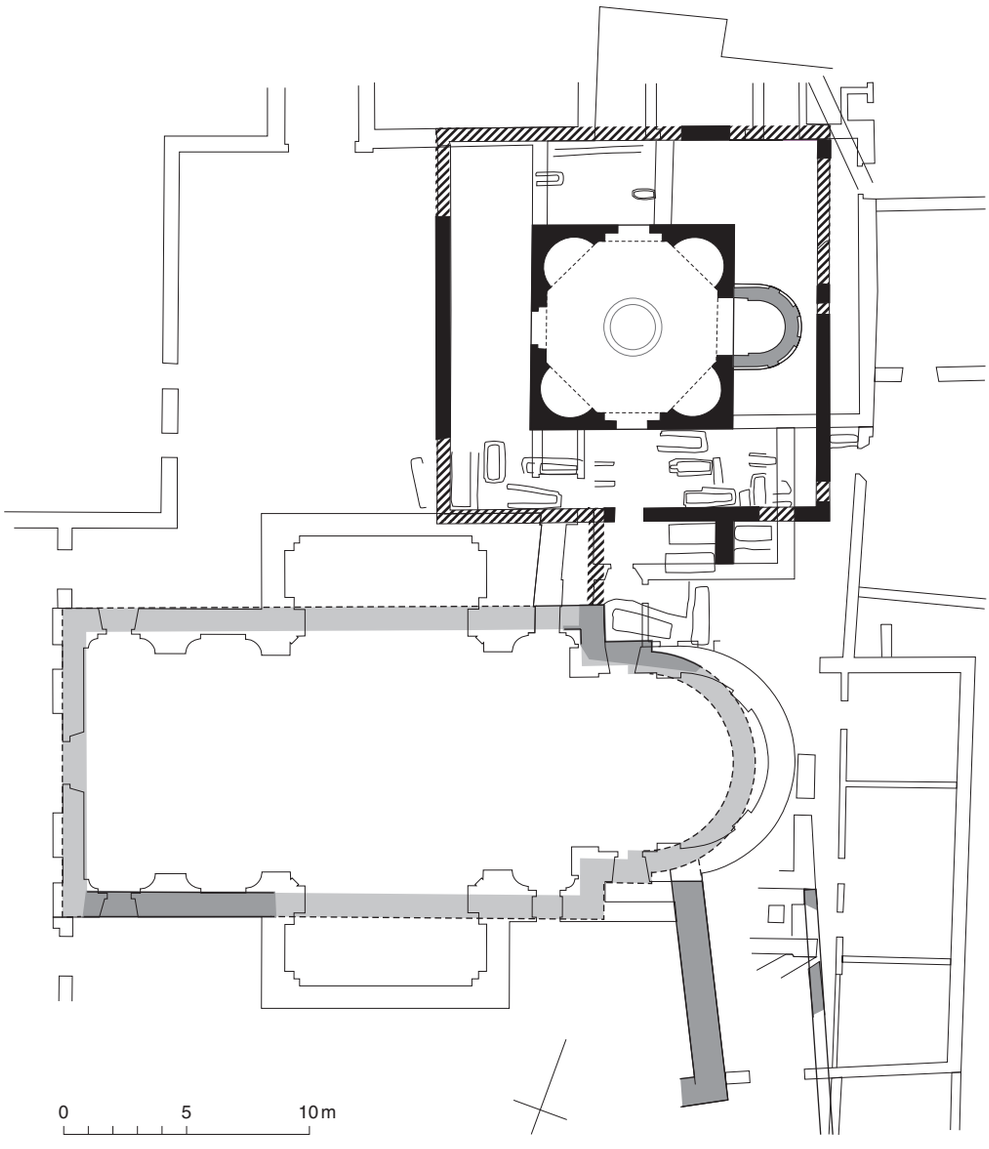


Abb. 12. Riva S. Vitale, Baptisterium und Kirche, Bau II.

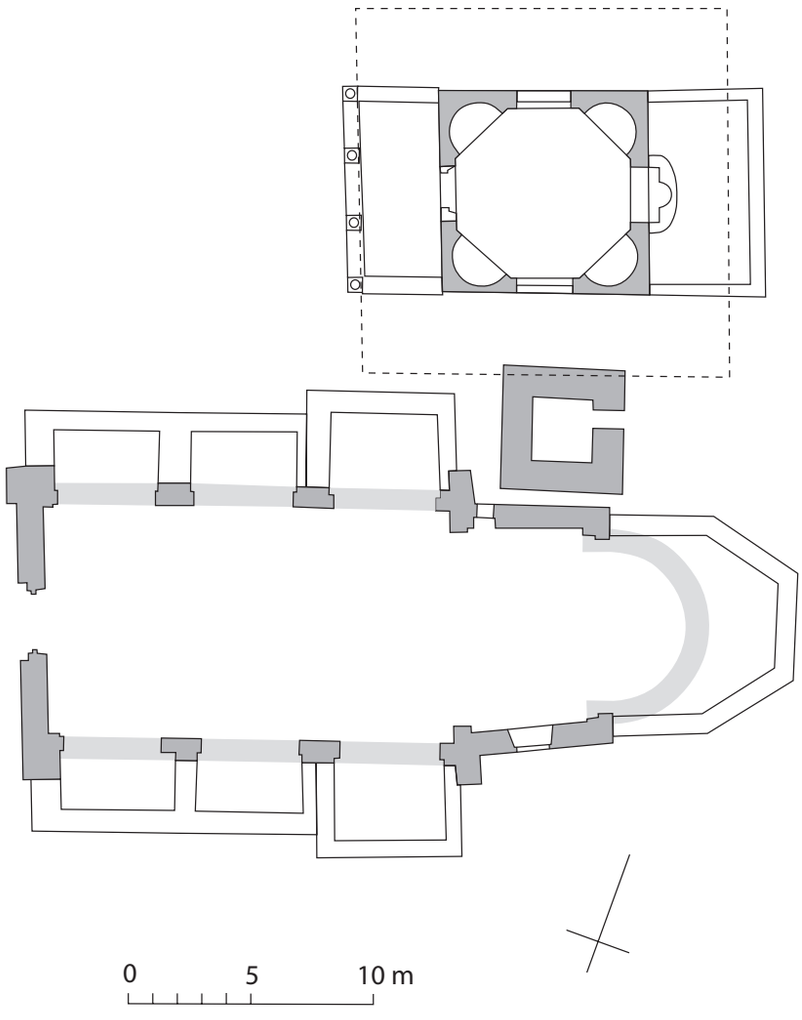


Abb. 13. Kirche und Baptisterium von Baveno am Lago Maggiore.

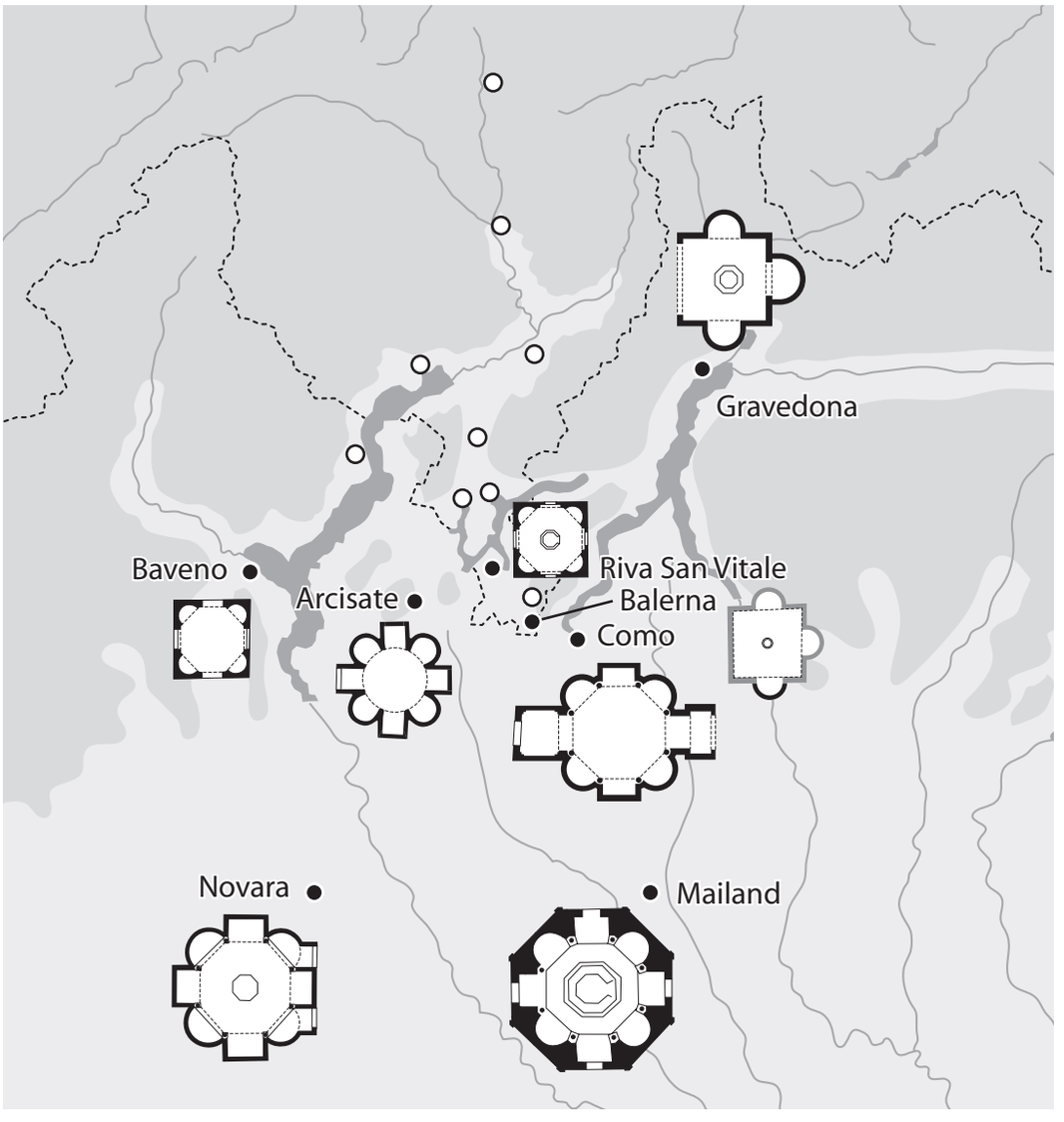


Abb. 14. Baptisterien im Umkreis von Riva S. Vitale (Grundrisse 1:1000). Leere Kreise: Orte, wo weitere Baptisterien zu vermuten sind.

Disentis, Plazikapelle (A33)

Eine Bereinigung

Hans Rudolf Sennhauser

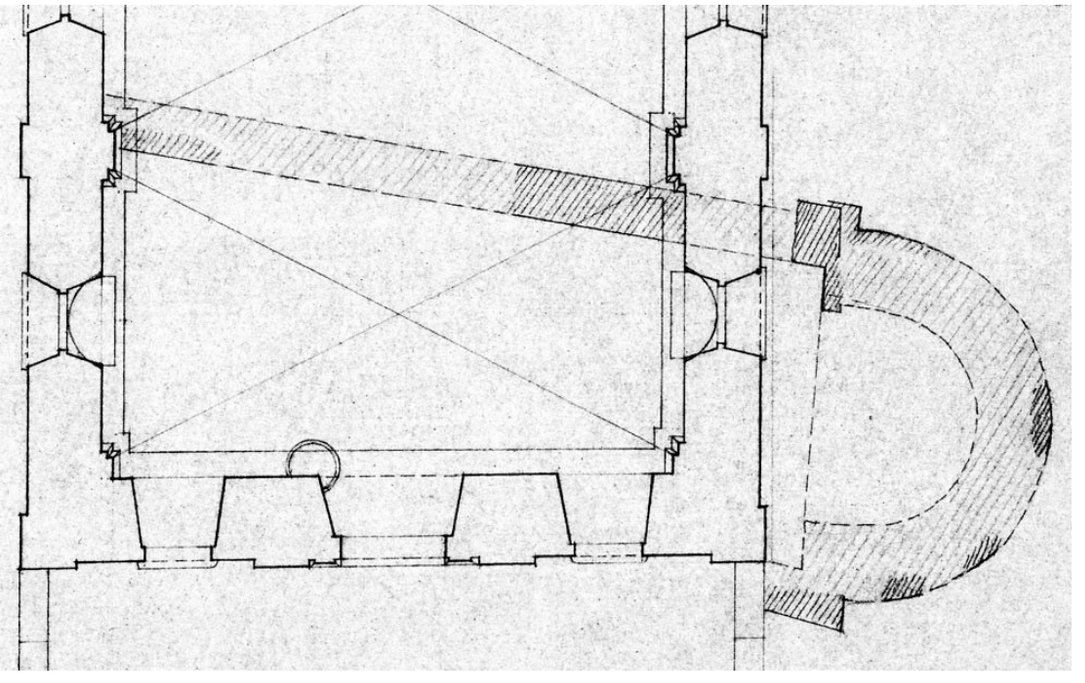


Abb. 1. Disentis, St. Plazi, TAD-Plan.

Im Oktober und November 1987 hat eine Kontrollgrabung des Archäologischen Dienstes Graubünden vermehrte Klarheit über die Vorgängerbauten der heutigen Plazikapelle am östlichen Dorfrand von Disentis erbracht.

E. A. Stückelberg hatte 1923 durch den Disentiser Klosterbruder Paul Heimgartner lokal begrenzte Freilegungen vornehmen lassen: Apsis im Südosten der bestehenden Kapellen und zwei kleinere Flächen im Innern zwischen den Bänken, um die Nordmauer der Vorgängerkapelle zu fassen. Seine Beobachtungen hielt er mit Massangaben fest:

«Die Nordmauer der mittelalterlichen S. Placiduskirche […] hatte eine Dicke von 0,70 M. und verlief nicht genau parallel zur heutigen Fassade, sondern schräg; sie steht an ihrem östlichen Ende 3,70, am westlichen Ende 4,16 M. von derselben ab. Blossgelegt wurde ihr Mittelstück ungefähr auf eine Länge von 2,50 M.; sie besteht aus rohen Bruchsteinen, die auf der Süd- oder Innenseite verputzt und mit Freskountergrund versehen war. Der Fussboden der von uns gefundenen Placiduskirche lag hier 0,88 M., rechts bei der Nische, also am östlichen Abschluss nur 0,75 M. unter dem heutigen Kirchenboden; da keine Stufe zwischen Schiff und Chor sich fand, scheint der Fussboden gegen den Altar sanft angestiegen zu sein. […] In 0,88 M. Tiefe lag der aus Guss bestehende Fussboden der spätmittelalterlichen Kirche; der dar-

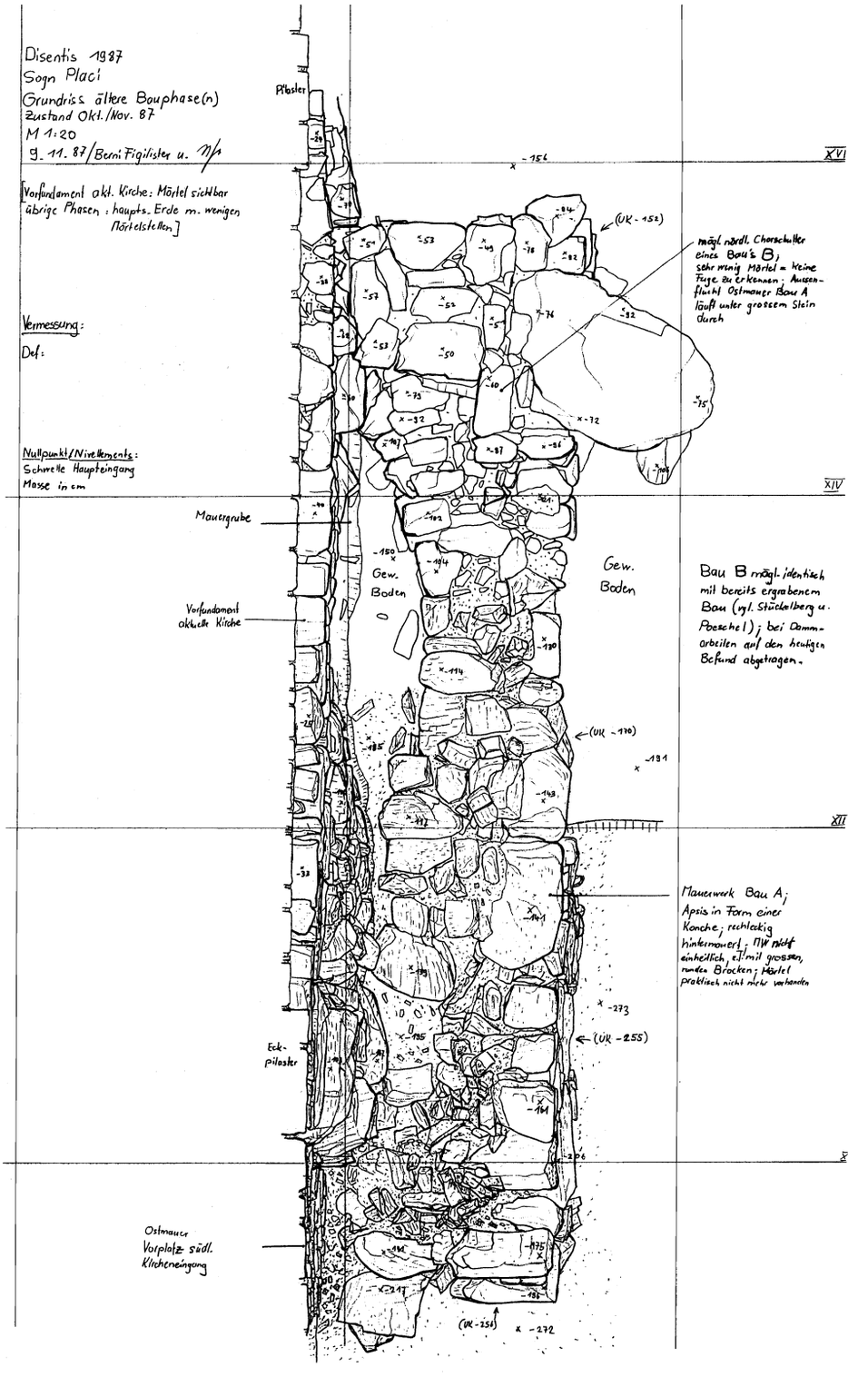
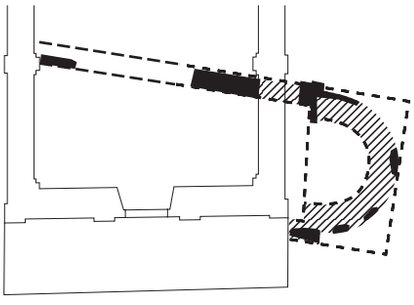


Abb. 2. Disentis, St. Plazi, Plan ADG 1987.

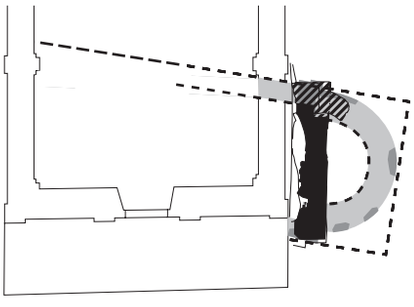
aufliegende Bauschutt enthielt unzählige kleine Bruchstücke von Wandmalerei». Verschiedene Stücke zeigten zwei Malschichten, von denen die obere, «vorzügliche italienische Malerei des 15. Jahrhunderts», mit einigen Beispielen im Klostermuseum vertreten ist. Stückelberg sieht in den innerhalb der Kapelle aufgedeckten archäologischen Überbleibseln Reste der zweiten, der spätmittelalterlichen Kapelle.

«Unter dem Fussboden derselben, vermutlich innerhalb desselben Grundrisses, sind auch die Überreste der ersten, d. h. der Karolingischen Kirche zu suchen.» Auf die zweite, die nach ihm spätmittelalterliche Kapelle, bezieht sich also im Prinzip auch, was Stückelberg über die Apsis sagt: «Im Osten des rechteckigen Raumes schloss sich eine halbkreisförmige Konche an, die aber gerade hintermauert war, so dass das Gebäude von aussen nicht als Chor charakterisiert war und die Apsis gewissermassen eine grosse Nische am Ostende des Kirchenschiffes bildete.»[1]

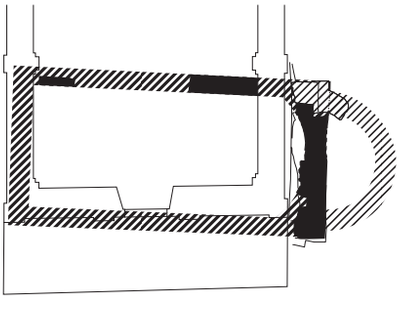
Erwin Poeschel liess zur Zeit der Vorbereitung seines Kunstdenkmälerbandes Kanton Graubünden V (also vor 1943) Schürfungen vornehmen.[2] Der in der Krisenzeit der Dreissigerjahre eingerichtete Technische Arbeitsdienst von Stadt und Kanton Zürich (TAD) hat damals für die Bündner Kunstdenkmäler Planaufnahmen gemacht.[3] Im Eidgenössischen Archiv für Denkmalpflege (EAD), Bern, liegt ein Plan der Plazikapelle, der die perforierte Stempelung «TAD 1932.1938 Zürich Dr. H. Fietz» aufweist. Man darf vermuten, dass er die Resultate der «Schürfungen» festhält und wie diese durch E. Poeschel veranlasst wurde.[4] Poeschel hält fest, «dass die alte Kirche geostet war. Ihre Nordwand verlief jedoch nicht parallel zur heutigen Südwand, sondern schräg zu ihr. Bis zur Auffindung der alten Süd- und Westwand drangen die Grabungen nicht vor. Ausserhalb der gegenwärtigen Kirche wurde die alte, im Inneren halbrunde, jedoch gerade hintermauerte Apsis mit einem inneren Durchmesser von 3,40 m gefunden. Es handelte sich also um eine sehr



TAD-Plan und Poeschel.
Lage der N-Mauer abweichend von den Massangaben bei Stückelberg.



TAD-Plan und steingerechter Plan ADG 1987.
Nordmauer korrigiert nach Massangaben Stückelberg.



Rekonstruktion nach Stückelberg und steingerechtem Plan ADG 1987.
Apsis II nach TAD/Stückelberg.



Abb. 3. Disentis, St. Plazi.

[1] E. A. Stückelberg, Von der Placidus-Kirche zu Disentis, in: Neue Zürcher Zeitung, Nr. 1148, 24.8.1923.
[2] E. Poeschel, Die Kunstdenkmäler der Schweiz, Kanton Graubünden (Kdm GR) V, Basel 1943, S. 107.
[3] Kdm GR I, Basel 1937, Kommission für die Herausgabe der Bündner Kunstdenkmäler, Zur Einführung.
[4] Ein steingerechter Plan ist nicht zu erwarten. Im Prinzip hat Dr. h. c. Walther Sulser, dipl. Arch. ETH, seine Kirchengrabungen noch in den 50er Jahren in dieser Art zeichnerisch dokumentiert.

kleine aussen einfach rechteckige Anlage, deren Schifflänge, wenigstens im ersten Stadium, nicht die Breite der heutigen Kirche erreicht haben wird.»[5] Die Beschreibung weicht ab vom TAD-Plan, der behauptet, aus den archäologischen Beobachtungen eine auch aussenseitig halbrunde Apsis rekonstruieren zu können. Der innere Apsisdurchmesser von 3,40 m hingegen entspricht der Zeichnung. Poeschels «Schürfungen» dürften sich auf die Apsis beschränkt haben; die Angaben über den Verlauf der nördlichen Langhausmauer beruhen sowohl auf dem TAD-Plan wie in der Beschreibung Poeschels auf den Bemerkungen von E. A. Stückelberg,[6] die Mauer ist aber im TAD-Plan falsch (viel zu «schräg») eingetragen.

Die archäologische Untersuchung im Herbst 1987 hat nun die Reste von zwei verschiedenen Ostpartien zutage gefördert: 1. eine ältere, gerade hintermauerte Apsis und 2. das Ostende der Nordmauer samt Apsisansatz einer jüngeren Kapelle II. Dieser zweite Befund stimmt recht genau überein mit dem TAD-Plan. Die zur Zeit der Planaufnahme noch vorhandenen weiteren Reste der Apsis II sind in jüngerer Zeit bei Arbeiten an der Bach- und Lawinenverbauung abgetragen worden, wie der Ausgräber 1987 auf seinem Plan vermerkt.

Die vorläufig vorhandenen Dokumente belegen also zwei ältere Kapellen, von denen die ältere, wohl karolingische, durch die gerade hintermauerte segment- oder korbbogenförmige Apsis, aufgedeckt 1987, vertreten ist, die jüngere durch den TAD-Plan, die Beschreibung der Nordmauer im Kapelleninneren (Stückelberg) mit Massangaben sowie durch den 1987 aufgefundenen nördlichen Apsisansatz des Baues II (dessen steingerechte Aufnahme mit dem TAD-Plan übereinstimmt). Bau II, zu dem auch der Fussboden im Kapelleninneren, ca. 0,80 m unter dem heutigen und die darauf gefundenen Verputzstücke mit zum Teil zweischichtiger Malerei zu rechnen sind, dürfte aus dem 10. Jh. stammen und mit der nach der Synopsis 1458 durch eine Schneelawine zerstörten und offenbar «im alten Umfang»[7] wiederhergestellten jüngeren Kapelle zu identifizieren sein.

Die Differenzen in den verschiedenen Aussagen (Stückelberg, TAD-Plan, Text Poeschel) sind vielleicht folgendermassen zu erklären:
– Stückelberg hat vermutlich die Apsis II nicht freigelegt, Apsis I aber mit der Langhausmauer von Bau II kombiniert.
– Poeschels Schürfungen legten die geringen erhaltenen Reste der Apsis II frei, welche nach Auffassung der Leute vom TAD die Rekonstruktion einer aussen halbrunden Apsis rechtfertigten. Apsis I ist offenbar damals nicht freigelegt oder als solche erkannt worden.
– Erwin Poeschel traute der aufgrund einiger Reste (vgl. TAD-Plan) rekonstruierten Apsis II nicht, nahm aber die klare Aussage Stückelbergs, dass die «halbkreisförmige Konche» des Ostabschlusses «gerade hintermauert war» so ernst, dass er in seinem Kunstdenkmälerplan eine gerade hintermauerte Apsis eintragen liess.

Er sah die Unstimmigkeiten und hat die Unsicherheit der Rekonstruktion dadurch zum Ausdruck gebracht, dass er den Plan des älteren Baues nicht mit ausgezogenen, sondern mit gestrichelten Linien in den Grundriss der heutigen Kapelle eintragen liess.

---

5 Kdm GR V, S. 107 (Zit. Anm. 2).

6 Mauerstärke, schräger Verlauf, «Mittelstück» auf 2,50 m freigelegt, Einmessung von der SE-und von der SW-Ecke der heutigen Kapelle aus.

7 Poeschel, Kdm V, S. 107 (Zit. Anm. 2), der sich auf die Klosterchronik van der Meers stützt: minori apparatu. Literatur vgl. Katalog

Oberlienz/Lamprechtgarten (Osttirol), Matrei/Ganz (Osttirol B6), Mauern/Steinach a. Brenner (Nordtirol B18)

Drei Kirchengrabungen des Instituts für Ur- und Frühgeschichte sowie Mittelalter- und Neuzeitarchäologie der Universität Innsbruck

Harald Stadler

Oberlienz, Lamprechtgarten (Osttirol)

Bistum: Aguntum, danach Patriarchat Aquileia, nach 811 Erzbistum Salzburg.
Patrozinium: unbekannt.

Lage: Oberlienz, ca. 80 m östlich der unter der heutigen Pfarrkirche Maria Himmelfahrt entdeckten frühchristlichen Kirche (B27).

Daten zur Geschichte, Baugeschichte und Erforschung: antiker Name der Siedlung unbekannt, historische und archäologische Überlegungen sprechen dafür, dass Oberlienz im 8. Jh. politisches Zentrum des Umlandes (vgl. K. Karpf 1995) war; von 1988 bis 1992 in vier Grabungskampagnen vor allem die westlichen Teile einer zweiten frühchristlichen Kirche untersucht; östlicher Abschluss davon im 19. und 20. Jh. durch den zweimaligen Ausbau eines Wirtschaftsgebäudes zerstört.

Der Kirchenbau
Typ: Apsidenkirche mit querschiffähnlichen Räumen und einem Narthex an der W-Seite (Abb. 1). An der N- und S-Seite begleiten Hallen das Kirchenschiff. Im Narthex und in der Südhalle Gräber einer privilegierten Personengruppe.

Masse: Mauerstärken: Schiff 0,7 m, Hallen 0,65–0,70 m; lichte Breite Hallen 2,80–3 m; Länge nördliche Halle 18,20 m, erhaltene Länge südliche Halle 14,20 m; Stufe aus Stein vor dem W-Eingang: Länge 1,4 m, Stufenbreite 0,4 m. Mit 15,70 m Breite und ca. 25 m Länge erreicht der Sakralbau von Oberlienz knapp die Masse der Bischofskirche von Teurnia.

Material und Bauweise: Fundamente mit Lehmbindung, aufgehendes Mauerwerk aus nicht lagig gesetztem Bruchstein, vor allem in den nördlichen Zonen erhalten und mit Mörtel gemauert.

Fussböden: Mörtelestrichreste in den nördlichen Annexen; im Kirchenschiff, im Narthex und in der südlichen sowie nördlichen Halle nur noch die Rollierung erhalten; in Raum 1 des nördlichen Annexes auf dem Estrich Fragmente von Wandputz mit gelblicher Tünche.

Hinweise auf verglaste Fenster durch Flachglasbruch, der in einem Umfang von fast eineinhalb Quadratmetern vorliegt.

Ausstattung: planmässiger Steinraub, nur mehr Fundamentreste und im besten Fall vier Lagen aufgehendes unregelmässiges Mauerwerk, mehrere Werksteine (Marmor, Tuff) in der Kirchenruine, mit für die Zeit typischer Verwendung von Spolien, u. a. eine Säulenbasis mit viereckiger Ausnehmung, geglättete Säulenschaftfragmente und Blöcke, Gesimse und Architravreste unbekannter Sekundärverwendung.

Der Vorplatz
Nördlich der Kirche auf einer Fläche von 15 m Länge und 1,60 m Breite ein gepflasterter Platz; an dessen Ende vermutlich weitere Gebäude dieser Christengemeinde.

Gräber
Bei den Bestattungen qualitativ unterschiedlicher Aufwand: Gemauerte, innen verputzte Grabgrüfte mit Marmorplattenabdeckung, Steinkistengräber, Erdgräber, teils mit Steinplattenabdeckung, teils mit Steinumrahmung.

Anhaltspunkte zur Nutzungszeit der Kirche: Trachtensemble aus Grab 2 mit vergoldeter Wirbelfibel aus Silber und Almandineinlagen, ein offener Eisenarmreif, 10 Glasperlen und zwei Bronzeringlein als Verschluss für eine Kette oder Kopfhaube. Datierung: nach einem vergleichbaren langobardischen Frauengrab in Krain in die Mitte des 6. Jh.

In Sammelgrab 6 ein Knochenkammfragment in der Grabfüllung. Gruftgrab 8 barg fünf Erwachsene und zwei Kinder. Die zuletzt bestattete, weibliche, ca. 31–40 Jahre alte Frau trug im Kopfbereich zwei punzverzierte trapezförmige Bleche; gute Vergleiche mit weiblichem Kopfschmuck aus slawischen Gräbern des späten 6. und der 1. Hälfte des 7. Jh. im pannonischen Raum.

Datierung: nach Massgabe des Grundrisses, Dimension, religionsgeschichtlichen Überlegungen und der Grabfunde im Inneren: 6./7. Jh.

Literatur

H. Stadler, Oberlienz. In: Mitt. d. Kuratoriums pro Teurnia zur frühchristlichen Archäologie in Österreich 4, 1992, 15–17. – Ders., Die Siedlungsgeschichte von Oberlienz nach archäologischen Zeugnissen. In: Heimatbuch Oberlienz, Innsbruck 1998, 12–21. – F. Glaser, Die Christianisierung von Noricum Mediterraneum bis zum 7. Jahrhundert nach archäologischen Zeugnissen. Passauer hist. Forsch. 8, 1994, 220 f. – K. Karpf, Steinerne Kirchenausstattungen in Karantanien. In: F. Nikolasch (Hrsg.) Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten. Tagungsbericht 1995, 66 ff.

Matrei/Ganz, Osttirol (B6)

Bistum: Aguntum, danach Patriarchat Aquileia, ab 811 Erzbistum Salzburg.
Patrozinium: unbekannt.

Lage: St. Nikolaus Kirche, im Ortsteil Bichl an der abgelegenen, nordwestlichen Seite des Matreier Siedlungszentrums.

Daten zur Geschichte, Baugeschichte und Erforschung: mögliche spätantike Grundlage, Eigenkirche (vgl. K. Karpf/Th. Meyer, Zitat unten), Filiale der Pfarrkirche von St. Alban im Ortszentrum, Wallfahrtskirche. Ersterwähnung 1346; nach historischen Quellen war die Kirche

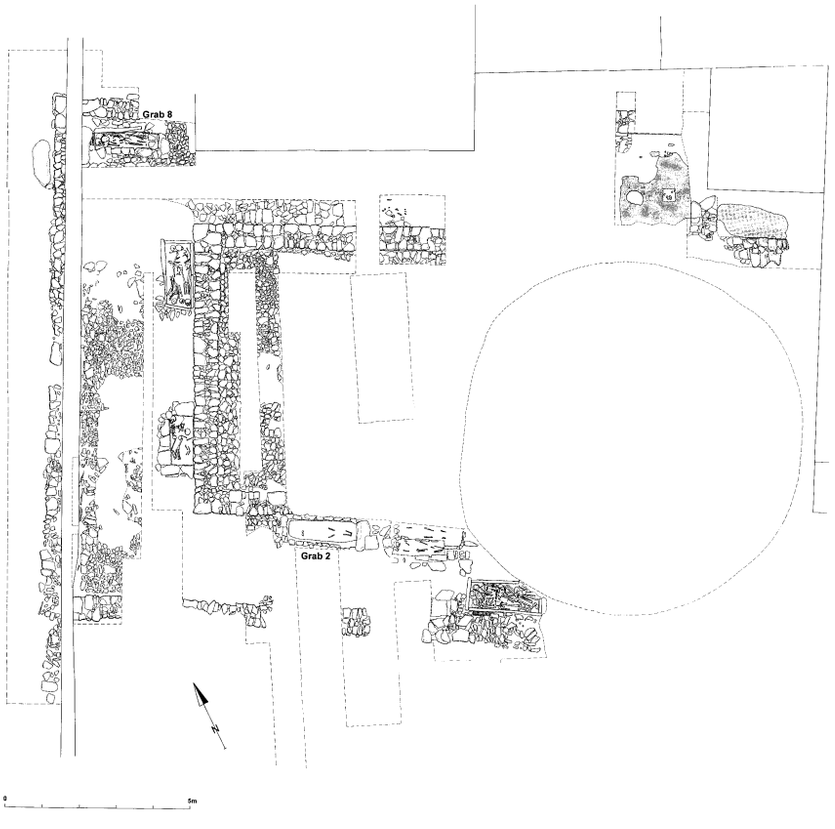


Abb. 1. Oberlienz, Lamprechtgarten. Steingerechter Grundrissplan (Plan Inst. f. Ur- u. Frühgeschichte Innsbruck).

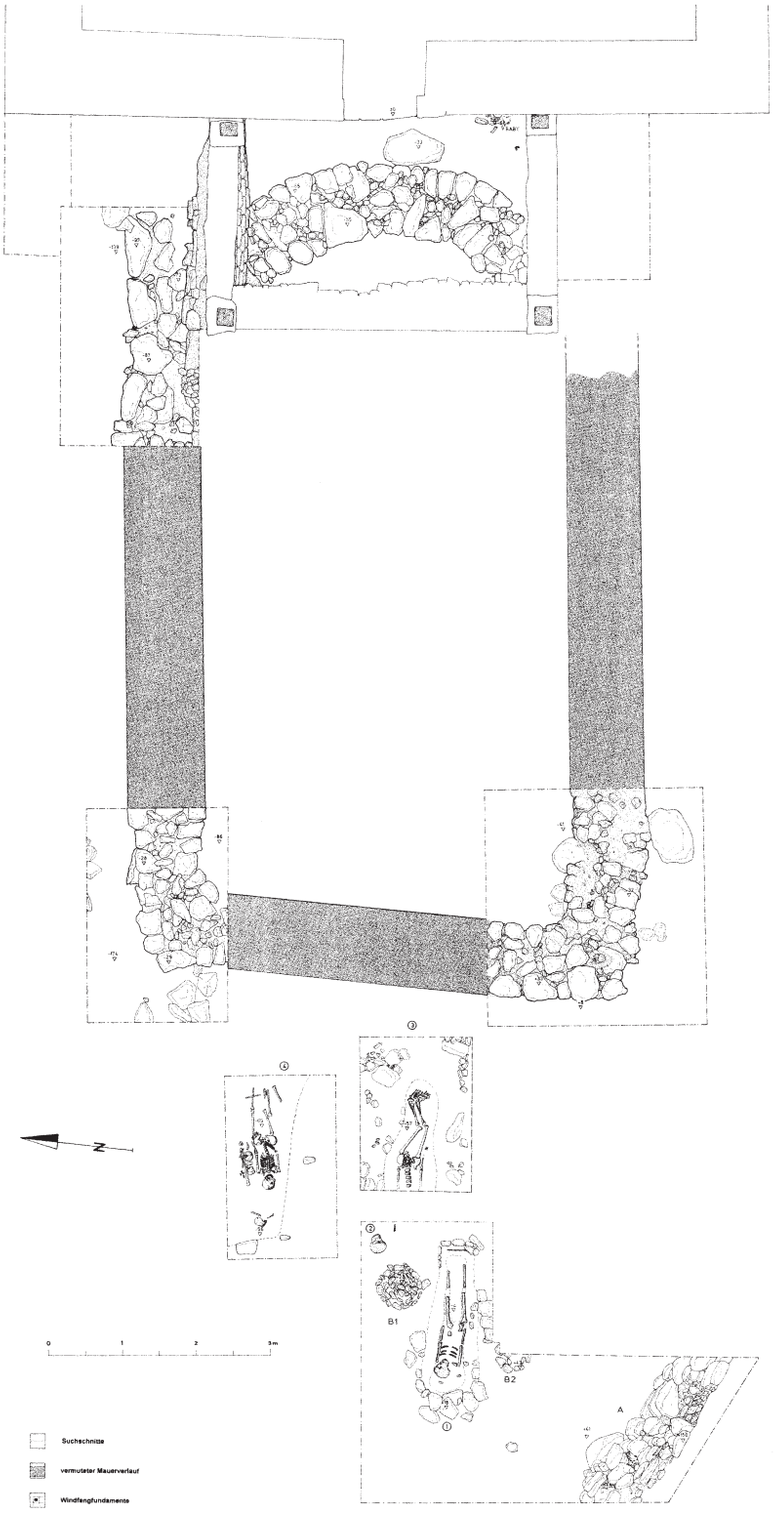


Abb. 2. Matrei/Ganz, St. Nikolaus. Steingerechter Grundrissplan der bis 1998 ergrabenen Flächen (Plan Inst. für Ur- u. Frühgeschichte Innsbruck).

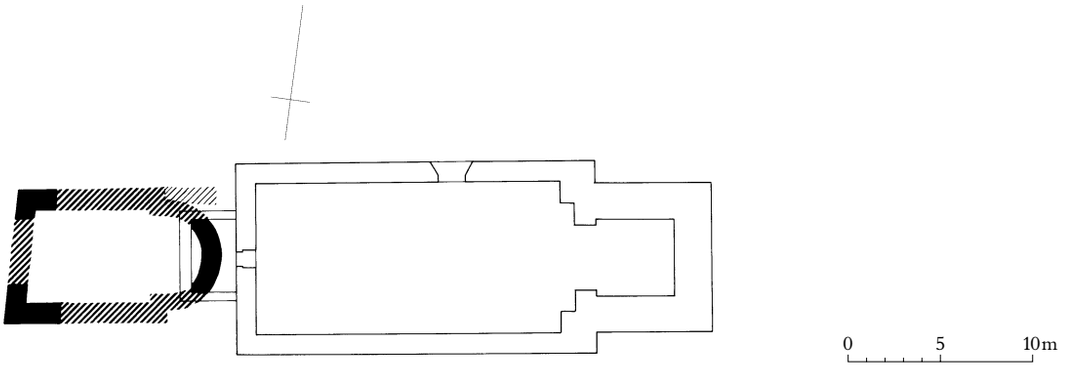


Abb. 3. Matrei/Ganz, St. Nikolaus.

reich dotiert; der heutige Bau stammt nach bauanalytischen Kriterien aus dem 12. Jh.; aus dieser Phase auch der mit Flechtwerkornament und Strickleisten versehene Holzpfeiler im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum in Innsbruck; Doppelchoranlage im E, reiche Freskierung der 1. Hälfte des 13. Jh. im Oberchor; im 14. Jh. Einbau eines Gewölbes mit W-Empore. Seit 1993 begleitend zu den Renovierungsarbeiten umfassendes interdisziplinäres Forschungsprojekt, darunter auch archäologische Untersuchungen durch das Institut für Ur- u. Frühgeschichte der Universität Innsbruck.

Bau I

Im westlichen Vorplatzgelände über einer mittelkaiserzeitlichen Urnenbestattung mit mörtelgemauerter Grabumfriedung die Reste von vermutlich zwei Vorgängerbauten.

Typ: Kleine Saalkirche mit halbrunder Apsis.

Masse: Langhaus 12x7 m, bisher primär E- und W-Abschluss ergraben. Mauerstärken im Fundament: Langschiff 0,7 m, Apsis 0,1 m.

Material und Bauweise: Apsis exakt gesetztes Trockenfundament aus Bachkoppen in drei Lagen, W-Abschluss lehmgebundenes, unregelmässiges, plattiges Bruchsteinmauerwerk in 2 bis 3 Lagen erhalten.

Fussböden: im südwestlichen Schnittbereich partiell Mörtelestrich auf grober Rollierung vorhanden.

Ausstattung: negativ, da in den ergrabenen Flächen durch Wegbau zerstört.

Gräber: östlich von Bau I befindet sich ein Körpergräberfeld mit Trachtbestandteilen (Ohrringe) des 9./10. Jh.

Datierung: Grabungen noch nicht abgeschlossen; nach Massgabe des auf ihn (Bau I) Bezug nehmenden Gräberfeldes 9./10. Jh.

Literatur

H. Stadler, Archäologische Untersuchungen im Bereich der St. Nikolaus-Kirche in Matrei/Osttirol. In: Archäologie Österreichs 7/1996, 85–90. – K. Karpf/Th. Meyer, Frühes Eigenkirchenwesen in Oberkärnten. Archäologie Österreichs, Sonderausgabe 1996, 77–84.

Mauern, Steinach a. Brenner, Nordtirol (B18)

Filialkirche
Bistum: Säben-Brixen
Patrozinium: Ursula

Erste Erwähnung 1210 (?) über aufgemalte Jahreszahl im Architravbereich des E-Portales erschlossen und bis 1971 sichtbar. In einer No-

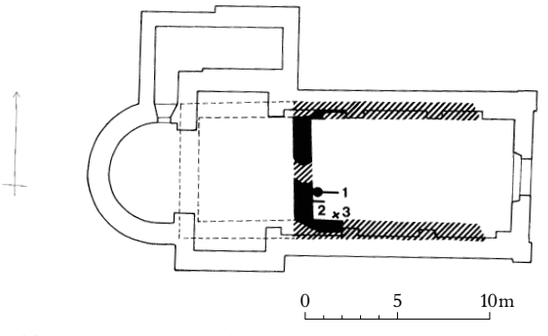


Abb. 4. Mauern, St. Ursula.

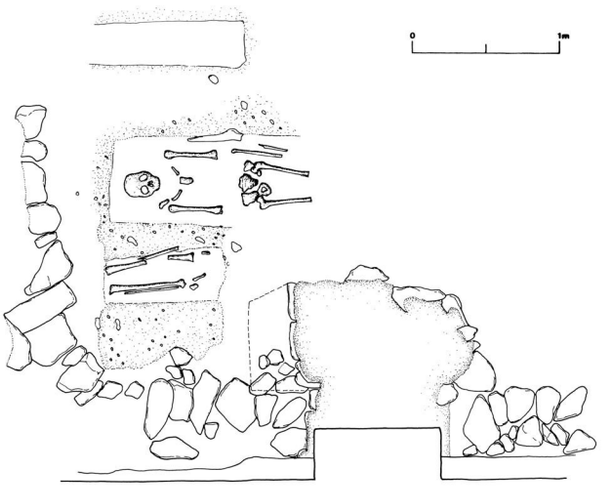


Abb. 5. Mauern, St. Ursula. Situation Störung. 1:50.

tiz vom Umbau 1678 zwei Vorgängerbauten erwähnt. Westung der Kirche im Zuge der grossen Erweiterung von 1678. Innenrenovierung und Grabung durch G. Kaltenhauser 1971.

Bau I

Grundriss unbekannt, durch Planierung zerstört.

Datierung: Fundament der W-Wand von Phase II stört eine Bestattung (2), in deren Grabfüllung ein Halbmondohrring mit Emaileinlage des 9./10. Jh. lag; dieser Ohrring und eine gegossene Scheibenfibel derselben Zeit aus der Baugrube von Phase II im Bereich der südlichen Langhausmauer (3) machen eine frühmittelalterliche Gründung wahrscheinlich. (Abb. 5–7)

Bau II

Saalkirche mit unbekanntem Chorabschluss.

Masse: Länge ?, Breite ca. 6,4 m.

Fundamentstärke: 0,95–1 m, nur in der untersten Lage erhalten.

Zu Material und Bauweise keine Angaben.

Datierung: 11. Jh. (jünger als die Grabfunde und älter als die um ein Joch verlängerte Kirche, die bauanalytisch dem 13. Jh. zugewiesen wird).

Literatur

G. Kaltenhauser, Fundber. Österreich 11, 1972, 153. – Dehio, Tirol (Wien 1980) 768 f. – M. Bitschnau, H. Stadler, Bauanalytische und archäologische Ergebnisse zur Bauabfolge der Kirche St. Ursula in Mauern, Gem. Steinach am Brenner. In: Archäologische Forschungen in Ampass. Archaeo Tirol. Kleine Schriften 4 (Wattens 2003 in Vorbereitung).

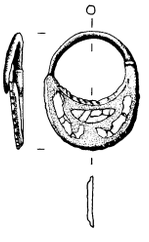


Abb. 6. Mauern, St. Ursula. Halbmondförmiger Ohrring aus Buntmetall mit verschiedenfärbiger Emaileinlage. 1:2

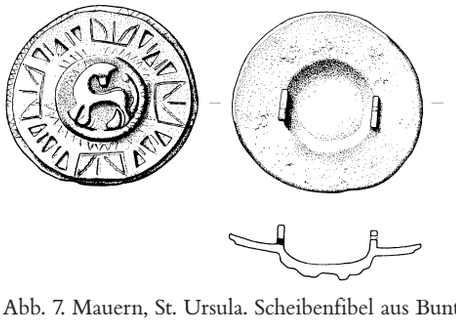


Abb. 7. Mauern, St. Ursula. Scheibenfibel aus Buntmetall, gegossen. 1:2

Lavant (Osttirol) St. Ulrich

Michael Tschurtschenthaler

Bistum: Aguntum, danach Patriarchat von Aquileia (bis 1752)
Eigenkirche (urkundlich bis 1085/97), später Pfarr- und Wallfahrtskirche
Patrozinium: Ulrich

Daten zur Geschichte, Baugeschichte und Erforschung: Nahe antikem Bischofssitz Aguntum jenseits der Drau auf allseits steil abfallendem «Kirchbichl» gelegen. Am Hügel nahezu ungebrochenes Fundkontinuum von der Jungsteinzeit bis zur Gegenwart. 2./1. Jh. v. Chr. Infiltration keltischer Laianken und Erhebung Lavants zum Hauptort (?) ihres Stammesgebietes. Ab 16/15 v. Chr. stufenweise Eingliederung ins Römische Reich. Blüte in der Spätantike. 572/77 Teilnahme des aus Sicherheitsgründen in Lavant (?) residierenden Bischofs Aaron von Aguntum an Synode von Grado. Um 610 Sieg der Slawen über Bajuwaren in der Schlacht *in agunto* (Paulus Diaconus). Kulturbruch, aber weder vollständige Siedlungszäsur noch Ende des Christentums. 811 Festlegung des Drauflusses als Grenze zwischen Patriarchat von Aquileia und Erzdiözese Salzburg durch Karl den Großen. Verbleib Lavants bei Aquileia. 13. Jh. bis 1500 Lavant unter Verwaltung der Grafen von Görz. 1485 Erwähnung der nachweislich fehlerhaften Überlieferung durch Paolo Santonino [1], die Kirche sei 847/855 persönlich von Papst Leo IV. konsekriert worden. 1500 unter Maximilian I Vereinigung mit Tirol.

1948 bis 1955 Ausgrabungen am Kirchbichl durch das Österreichische Archäologische Institut Wien unter F. Miltner. 1954 entdeckte Mauerreste östlich des Chores der Ulrichskirche irrtümlich als Teile einer romanischen Vorgängerkirche gedeutet [2]. 1992 bis 1995 flächendeckende archäologische Untersuchung im Inneren und im Osten der rezenten Kirche durch das Institut für Klassische Archäologie der Universität Innsbruck unter K. Winkler und M. Tschurtschenthaler. Rezenter Friedhof nördlich der Pfarrkirche mußte ausgespart werden.

Bau I
Saalkirche mit Apsis und seitlichen Annexen

Kirche unmittelbar neben senkrechtem Steilabfall auf künstlich abgearbeiteter Felsterrasse errichtet. Kanonische Ostung infolge der Morphologie des Hügels nicht erzielbar, Kirche SE-NW orientiert (Abweichung bleibt im Text unberücksichtigt). Bau I unterhalb der rezenten Kirche und des Gemeindefriedhofs. Einschiffige Kirche mit Apsis im E. Presbyterium um 0,20 bis 0,25 m über Laienraum erhöht. Seitenannexe im S und vermutlich auch im N. Boden in Südannex etwa 0,20 m über Presbyteriumsniveau. Im N der Apsis Nebenraum, wohl Sakristei. Weitere saalartige Nebenräume nördlich und südlich des Schiffes von F. Glaser rekonstruiert [5, S. 87 u. Abb. 4], eindeutige archäologische Belege dafür fehlen. W-Mauer von Bau I samt dort anzunehmender Haupteingänge für den späteren Bau II vollständig abgetragen, Mauerfuge und Negativabdrücke im Mörtelbett belegen Existenz der westlichen Kirchenmauer. Seiteneingang führt über sechs Stufen von S ins Kirchenschiff hinab.

Maße: Mauerstärken: Schiff 0,54–1,10 (wegen Anlehnung an unregelmäßige Felskante), in Apsis 0,65 m. Schiff (lichte Weiten) 12,70x7,30 m. Apsistiefe 5,15 m, -breite 7,30 m. Südl. Seitenannex (lichte Weite) 3,25x2,60 m. Sakristei (lichte Weite) 3x2,40 (W) bzw. 3 m (E). Seiteneingang im S: Stufenbreite 1,40 (S) bzw. 1,70 m (N).

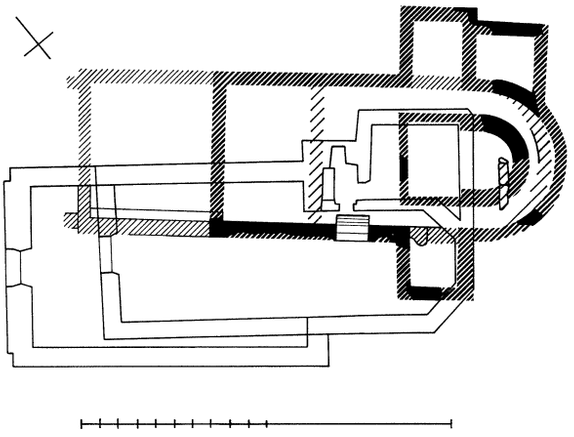


Abb. 1. Lavant, St. Ulrich, Schematisierter Phasenplan 1:200. (Zeichnung: U. Wein).

Material und Bauweise: Verputztes Mörtelmauerwerk aus in Lavant anstehendem, grob zugehauenem Gestein. Antike Spolien ausschließlich bei Stufen des Seiteneinganges im S. Mauern sitzen direkt auf Fels auf und lehnen sich im S bis zur Erhaltungshöhe (max. 1,10 m) an uneinheitliche, künstlich hergestellte Felskante an.

Fußböden: Einfache Mörtelestriche, im Regelfall direkt auf künstliche Felsterrasse aufgetragen. Anstieg des Bodenniveaus hinter der Priesterbank von N nach S bis zum Südannex um etwa 0,20 m.

Ausstattung: Freistehende, halbrunde Priesterbank teilweise im Unterbau erhalten. Verputztes Mörtelmauerwerk. Breite (im Unterbau) 0,82 bis 0,85 m. Abstand zur Apsismauer mind. 1,20 m. Radius im Unterbau 1,54 m. Westende nicht bestimmbar, innerer Umfang mind. 4,85 m.

Altar und allfälliger Reliquienloculus durch spätere Baumaßnahmen zerstört. Geringe Spuren der Abschrankung des Presbyteriums in Form eines mit floralem Relief verzierten Bruchstückes eines dünnen Marmorpfeilers und eines ca. 1,25 m langen, max. 0,40 m breiten gemörtelten Steinmäuerchens in Flucht mit W-Mauer des Südannexes. Mauer sitzt direkt auf Fels auf.

Datierung: 5. Jh. (?) aufgrund religionsgeschichtlicher Überlegungen zur Christianisierung Osttirols und des westlichen Kärnten. Keine datierenden Funde.

Bau II

Verlängerung nach W; Anbau im W; Abmauerung der seitlichen Annexe (?).

Künstliche Felsterrasse nach W hin verlängert. Westwand von Bau I komplett abgetragen und durch neue, um 7,30 m nach W verschobene Abschlußmauer ersetzt. Dadurch beachtliche Vergrößerung des Laienraumes. Vor Fuge in S-Mauer aus Fels herausgeschlagene bzw. gemörtelte Steinbank als Art Klammer zwischen älterer und jüngerer Phase errichtet. Seitenannexe möglicherweise in dieser Phase durch Abmauerungen zu eigenen Räumen umgestaltet. An neue Westwand weitere Mörtelmauer angesetzt. Von F. Glaser [5, S. 87] als Rest eines Baptisteriums gedeutet. Zur Klärung notwendige Grabungen im rezenten Friedhof (derzeit) nicht durchführbar.

Maße: Mauerstärken: Schiff S-Mauer 0,48–1,10 m (wegen Anlehnung an unregelmäßige Felskante), Schiff W-Mauer 0,50–0,70 m, Abmauerung Südannex 0,32–0,62 m, Anbau im W mind. 0,50 m. Schiff (lichte Weiten) 20x7,30 m. Anbau im W (rekonstruiert): 6,60x mind. 2,40 m.

Material und Bauweise: Annähernd gleiche Bauweise und Material wie bei Bau I. Als Schwelle zu abgemauertem Südannex antike Marmorspolie verwendet.

Fußböden: Einfache Mörtelestriche, direkt auf künstlicher Felsterrasse der Westerweiterung und über abgetragener W-Mauer von Bau I aufgesetzt. Boden in Anbau ganz im W 0,20 m über Gehniveau des Laienraumes.

Datierung: 5./6. Jh. (?). Keine datierenden Funde.

Bau III

Verkürzung im W; Umbau des aufgegebenen Schiffes zu Friedhof; Abflachung der Apsis.

Westteil des Schiffes aufgegeben und samt Anbau der Phase II im W zu Friedhof umgebaut. Friedhof reicht im E bis zum Triumphbogen der rezenten Kirche. Dort W-Mauer von Bau III zu vermuten. Wegen späterer Überbauung nur minimale Spuren erhalten. Vor halbkreisförmige Apsis schwächer gekrümmte Presbyteriumsostwand gesetzt. Priesterbank aufgegeben und größtenteils abgetragen. Über

Bauschutt im Presbyteriumsbereich Mörtelestrich eingebracht. Bau III ungewöhnlich lange in Betrieb. Vermutlich noch von Santonino 1485 [1] gesehen und deshalb als «uralte Pfarrkirche» bezeichnet. Gotischer Neubau um 1500.

Maße: Mauerstärke Apsis: mind. 0,60 m. Schiff (lichte Weiten, rekonstruiert) 9,10x7,30 m. Apsistiefe 2,40 m, -breite 7,30 m. Unterbau aus Marmorspolien (erhaltene Ausdehnung): 2,80x0,50 m.

Material und Bauweise: Verputztes Mörtelmauerwerk aus in Lavant anstehendem, grob zugehauenem Gestein.

Fußböden: Einfacher Mörtelestrich, auf ca. 0,15 m starken Bauschutt im Presbyterium aufgetragen.

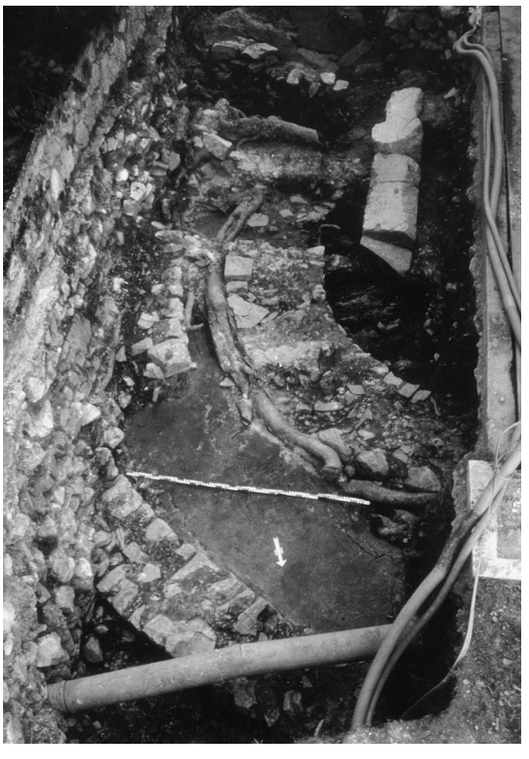


Abb. 2. Lavant, St. Ulrich, Frühchristlicher und mittelalterlicher Chorbereich.
Unten: Apsismauer und Mörtelboden (Bau I). Links: Rezente Friedhofsmauer. Mitte: Priesterbank (Bau I). Darüber Spuren späteren Mörtelbodens (Bau III). Mitte links: Abgeflachte Apsis (Bau III). Mitte rechts: Unterbau aus Marmorspolien (Bau III). Ganz rechts: Ostwand der rezenten Kirche (Universität Innsbruck, Institut f. Klass. Archäologie).

Ausstattung: In Bauschutt bereits von F. Miltner 1954 [2] angetroffene Marmorspolien als NS gerichteter Unterbau versetzt. Unterbau stört frühere Priesterbank.

Gräber: Östlich des rezenten Triumphbogens große Zahl von Bestattungen. Stark gestört. 15 Gräber gesichert. WE orientiert mit Blickrichtung nach E. Gestreckte Rückenlage mit Händen im Beckenbereich. Zurichtung der Grabstätten, Reste von Särgen oder Totenbrettern nicht beobachtet. Meist beigabenlos. In Frauengrab Ohrring mit lunulaförmigem Schild der Köttlacher Kultur, Phase II.

Datierung: Der einzige datierende Fund, ein Ohrring der Köttlacher Kultur, Phase II (750 bis 9. Jh. [nach P. Gleirscher] bzw. 950 bis 1050 [nach J. Giesler]) setzt die Benutzungszeit des Friedhofs und damit wohl auch von Bau III ins frühe Mittelalter. Der Kulturbruch infolge des Siegs der Slawen über die Bajuwaren um 610 und die abgeflachte Ostwand des Presbyteriums machen eine Errichtung von Bau III im 7. oder 8. Jh. wahrscheinlich.

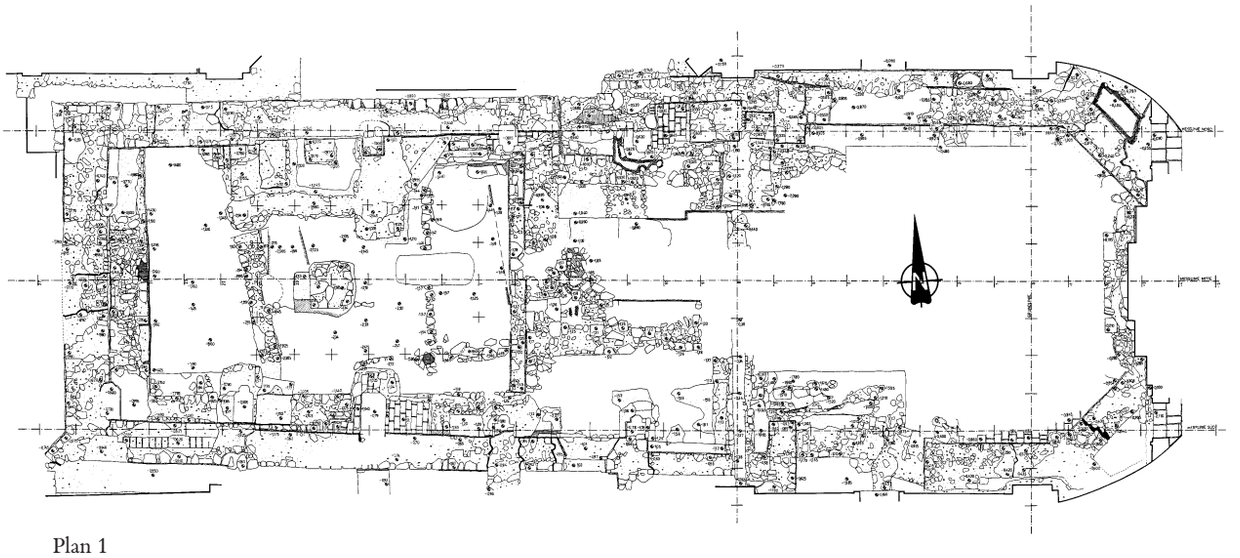
Literatur

[1] R. Egger, Die Reisetagebücher des Paolo Santonino 1485–1487 (1947) 28–30. – [2] F. Miltner, Die Grabungen auf dem Kirchbichl von Lavant/Osttirol. Vierter vorläufiger Bericht. Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Institutes in Wien 43, 1956–58, Beibl. Sp. 119–124. – [3] M. Tschurtschenthaler/K. Winkler, Die Ausgrabungen am Lavanter Kirchbichl in den Jahren 1992 und 1993. Ein Vorbericht. Mitteilungen zur frühchristlichen Archäologie in Österreich 6, 1994, 22–28. – [4] Dies., 1500 Jahre christliche Kult- und Platzkontinuität. Zur archäologischen Erforschung der Pfarr- und Wallfahrtskirche St. Ulrich in Lavant. Teil 1: Osttiroler Heimatblätter 63/6, 1995, o. Pag. (1–4). Teil 2: Osttiroler Heimatblätter 63/7, 1995, o. Pag. (4). – [5] F. Glaser, Kirchenbau und Gotenherrschaft. Der Schlern 70 (1996) 86–88. – [6] K. Winkler, Die Ausgrabungen im Inneren der Pfarrkirche St. Ulrich, Gemeinde Lavant, Osttirol. In: Akten des 6. Österreichischen Archäologentages, Graz 1994 (1996) 185–188. – [7] M. Tschurtschenthaler, Die feldarchäologischen Forschungen des Instituts für Klassische Archäologie der Universität Innsbruck im Jahre 1995. Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum 75/76, 1995–1996 (1997), 159–161. – [8] M. Pizzinini/M. Tschurtschenthaler/E. Walde, Der Lavanter Kirchbichl. Ein heiliger Berg in Tirol (2000).

Vorgängerbauten unter der Pfarrkirche zu Brixen im Thale (B3)

Grabungen des Bundesdenkmalamtes 1978/80

Hannsjörg Ubl



Plan 1

Bistum: Salzburg
Patrozinium: Martin, seit 14. Jh. auch Maria

Erste urkundliche Nennung 788 als Eigenkirche des Bischofs von Salzburg im *Indiculus Arnonis* mit Grundbesitz. Die Kirche gilt als Ur- und Mutterpfarre des gesamten Brixener Tales.

Heutige Kirche 1789–95 nach Plänen von W. Hagenauer durch Baumeister A. Hueber als spätbarock-klassizistischer Bau mit doppelter Turmfassade im W und Rundapsis im E ausgeführt. Grabungen 1978 unter Leitung des Verfassers mit einer Gruppe von freiwilligen Helfern aus dem Ort; Veröffentlichung in einem vorläufigen Bericht. (Plan 1 und Abb. 1)

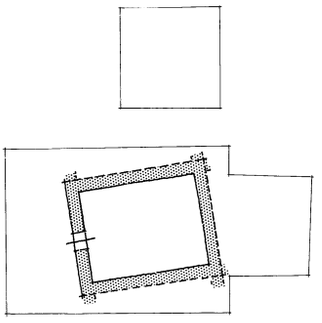
Der heutigen Kirche gehen vier ältere Kirchenbauten voraus, von denen einzelne Bauteile in den jüngeren Bauten weiterverwendet worden sind:

Kirche V: der bestehende spätbarock-klassizistische Bau
Kirche IV: spätgotischer Steinbau
Kirche III: spätromanischer Steinbau
Kirche II: frühromanischer Steinbau
Kirche I: frühmittelalterlicher Holzbau

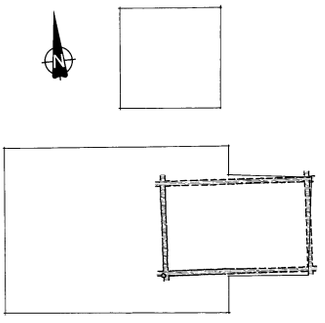
Unter dem Niveau der Holzkirche konnte ein älterer Steinbau festgestellt werden (Bau I), der jedoch kein Sakralbau gewesen ist.

Bau I

Steinbau mit rechteckigem Grundriss, 6,4x4,6 m, Mauerstärke 0,60–0,68 m breit. Orientierung gegenüber den Achsen der späteren Steinkirchen deutlich nach N abgedreht. Wohl Profanbau an der durch das Brixental ins Unterinntal laufenden Verbindungsstrasse. Mögliche Zeitstellung nach Kleinfunden: 1./2.–5./6. Jh. n. Chr. (Pläne 2–4).



Plan 2



Plan 3

Kirche I

5 m östlich der W-Mauer von Bau I fanden sich Spuren eines jüngeren Baues, der sich durch Brandrötung und in zwei regelmässig verlegten Steinreihen (N-S und E-W) mit einem Pfostenloch im Schnittpunkt abzeichnete. Masse ungefähr 4x8 m, Orientierung der Achse E-W, deckungsgleich mit der Apsis der Kirche II. Das Trockenmäuerchen ist als Fundament eines Holzbaues, vermutlich eines Blockbaues (kein Hüttenlehm gefunden) zu deuten. Nach der historischen Quellenlage und der wiederholten Überbauung durch die späteren Steinkirchen könnte der Holzbau mit jener im sogenannten *Indiculus* Bischof Arns von Salzburg aufgezählten *«ecclesia ad prixina»* identisch sein. Kleinfunde sind nicht vorhanden; Zeugnisse der Innenausstattung konnten nicht beobachtet werden. Abgang offensichtlich durch Brand; Zeitpunkt nicht einzugrenzen. (Plan 3 und Abb. 5)

Kirche II

Steinkirche mit einfachem Saal (10,1x7 m) und geostetem Chor mit geradem Abschluss (3,5x3,5 m). Mauerwerk aus Bachgeröll und Geschiebesteinen, die zum Teil zugerichtet worden waren, mit dunkelgrauem Kalkmörtel gemauert. Mehrfach liessen sich Reste von Innen- und Aussenwandverputz in situ feststellen (Stärke bis 3 cm, gelblich). Stärke des Mauerwerkes von 0,95 m (N- und S-Mauer) bis 1,1 m (W-Mauer); Mauern des Chores deutlich schwächer (um 0,8 m). Im Kirchenschiff fanden sich noch grössere ungestörte Flächen des gegossenen Kalkmörtelestrichs. Entlang der gesamten Ostwand des Kirchenschiffes verlief eine etwa 45 cm breite und über 50 cm hohe gemauerte Bank mit verputzter Frontseite, über die man auch in den Chorraum hinaufsteigen musste. Wie breit die Öffnung zwischen Kirchenschiff und Chorraum dimensioniert gewesen ist, muss offen bleiben (schmälerer Triumphbogen?). Das Hauptportal der Kirche befand sich vermutlich in der Westmauer. Über einige Stufen konnte man aus dem Kirchenschiff in der NE-Ecke durch eine kleine Seitenpforte ins Freie gelangen. Diese Nordtür diente als Verbindung vom Kircheninneren zu einem campanileartig freistehenden Glockenturm mit annähernd quadratischem Grundriss (äussere Abmessungen 5,3x5,3 m, Mauerstärke 1,5 m). Wie eine hier 1980 durchgeführte Grabung nachweisen konnte, war dieser Turm nach Art des übereinstimmenden Mauerwerkes gleichzeitig mit der ersten Steinkirche erbaut worden.

Von der Innenausstattung der ersten Steinkirche hat sich kaum etwas erhalten. Selbst ein Altarfundament konnte im Chorraum nicht festgestellt werden. Das Kirchenschiff muss mit figuralem Freskoschmuck ausgestattet gewesen sein (Reste im Planierschutt). Eine Grabgrube im Bereich der Kirchenachse knapp vor dem Chorraum lässt ein Stiftergrab annehmen.

Möglicherweise ist Kirche II identisch mit der in einer Salzburger Urkunde des Jahres 927 genannten *«capella ad Prihsinam»*. (Abb. 6)

Unter Weiterverwendung einzelner Mauerpartien wurde noch im Hochmittelalter nach einem Teilabbruch der Kirche II ein vergrösserter Kirchenbau (Kirche III) mit gleicher Orientierung durchgeführt. Der Saal wurde nach E verlängert, die Apsis eingezogen und gerundet.



Abb. 1. Die Grabung im Frühsommer 1978; Blick vom Kirchenschiff nach E zum Presbyterium.

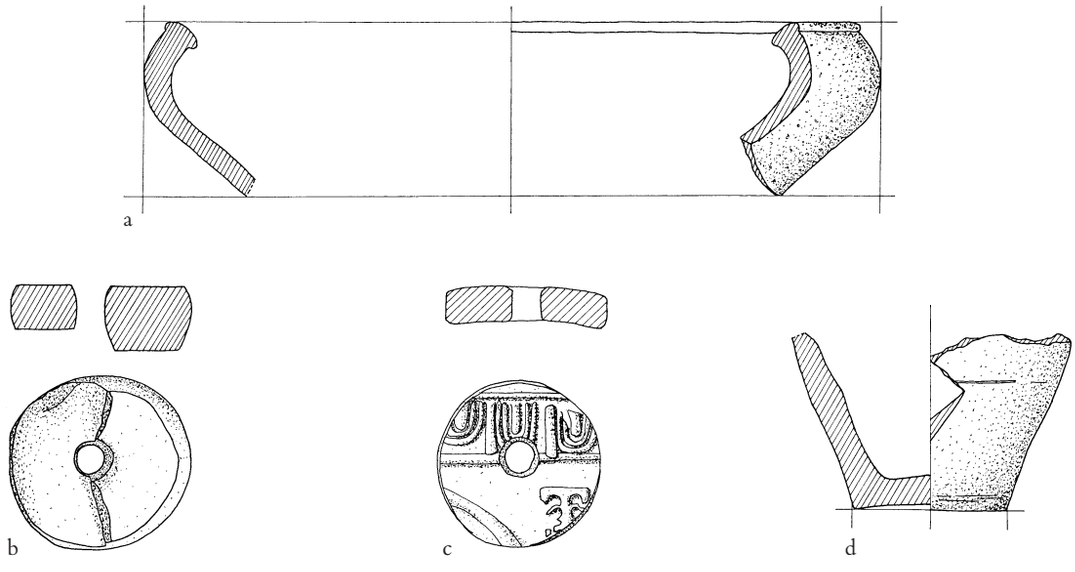


Abb. 2. Funde auf dem Fussboden von Bau I, unter dem Brandschutt.
a und d: Gebrauchskeramik (Schüssel und Töpfchen). b: Spinnwirtel aus gebranntem Ton. c: Spinnwirtel, aus einem Sigillata-Wandfragment herausgeschnitten. 1:2.

Literatur

Hannsjörg Ubl, Die Ausgrabungen im Kirchenbereich. Die archäologische Erforschung der abgekommenen Vorgängerbauten unter der Pfarrkirche zu Brixen im Thale. Schlern-Schriften 281, 1988, 74–88. – Claus Ahrens, Die frühen Holzkirchen Europas (Stuttgart 2001) 116.

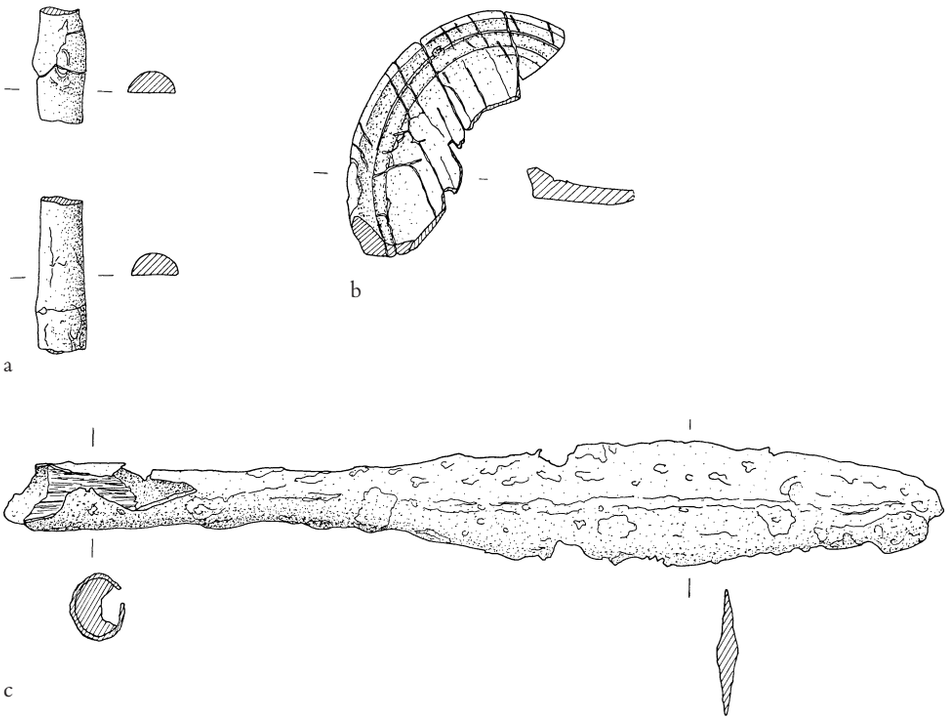


Abb. 3. Funde aus dem Brandschutt von Bau I, nahe der Westmauer: a: Fragmente eines Holzstabes, b: Boden eines Holzgefässes, c: eiserne Lanzenspitze. 1:2.

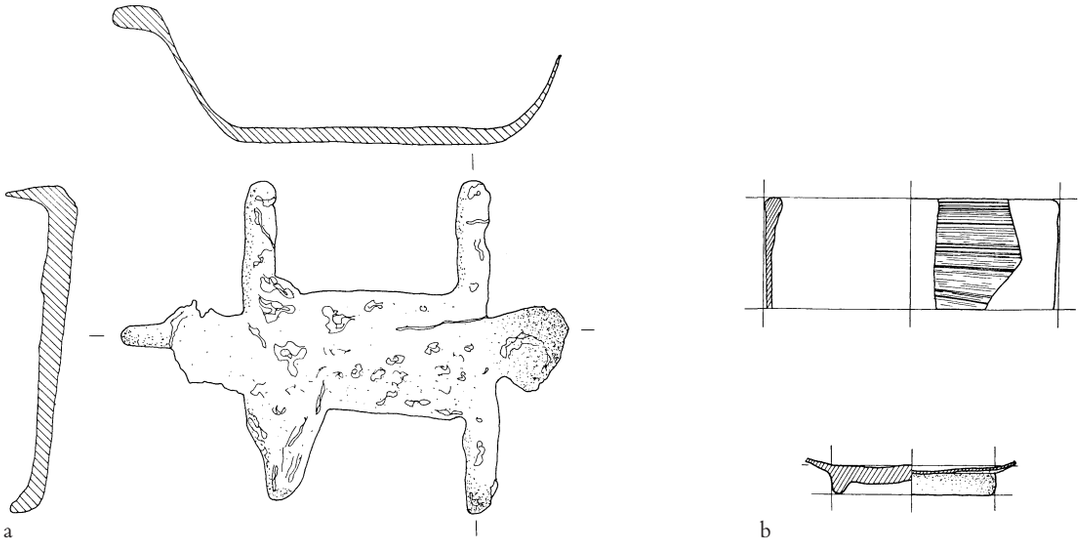


Abb. 4. Funde aus dem Brandschutt von Bau I: a: eisernes Steigeisen. Unter dem Fussboden von Bau I: b: Kaiserzeitliche Glasgefässfragmente. 1:2.



Abb. 5. Steinunterfütterung der westlichen Saalwand von Kirche I; Blick aus dem Raum nach W.



Abb. 6. Nordmauer, Fundament und Aufgehendes des Kirchturmes von Kirche II; darunter älterer Mauerzug. Blick nach E.

Sonnenburg bei Sankt Lorenzen im Pustertal

Michael Wolf

Ruine der ehemaligen Damenstiftskirche
Bistum: Brixen
Patrozinium: Maria (Unsere liebe Frau)

Nach der Gründung des Benediktinerstiftes Innichen im Jahr 769 durch Herzog Tassilo III. von Bayern ist das Frauenstift in Sonnenburg bei Sankt Lorenzen im Pustertal das zweitälteste Kloster Tirols. Die Gründung fällt nach urkundlichen Überlieferungen in die erste Hälfte des 11. Jh. Bei der Investitur der ersten Äbtissin Bichburg durch Ulrich II. von Trient – vermutlich im Jahr 1039 – soll bereits eine Kirche zu Ehren der heiligen Maria existiert haben. Für das Jahr 1090 ist eine Neuweihe des Monasteriums durch Bischof Altwin von Brixen überliefert. Damit scheint die Zugehörigkeit zum Bistum Brixen seit dem späten 11. Jh. belegt. Mit großer Wahrscheinlichkeit hat es sich bis in die Mitte des 13. Jh. um einen Kanonissenkonvent gehandelt; die Benediktinerinnenregel wird erst 1251 bestätigt. Bis zur Auflösung des Klosters im 18. Jh. existiert jedoch keine strenge Klausur. 1785 wird der Konvent aufgelöst und das Kloster säkularisiert. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jh. erfolgt ein rascher Verfall aller Kirchengebäude und des größten Teils der restlichen Bauten. Erste Bauuntersuchungen führte 1885 Karl Atz durch, weitere archäologische Sondagen und begrenzte Freilegungen folgten seit 1968 durch H. Lunz, G. Rizzi, H. Nothdurfter und M. Wolf.

Zur Baugeschichte
Beobachtungen an der Nebenapsis, der anschließenden Südmauer und bei jüngsten Bodenöffnungen innerhalb des südlichen Seitenschiffes lassen einen wesentlich kleineren, rechteckigen Vorgängerbau aufscheinen.[1]

Die heute erkennbare dreischiffige, querschifflose Anlage mit größerer Mittelapsis und kleineren Seitenapsiden ist in den Verlauf des späteren 11. Jh. zu stellen. Unter der erhöhten Hauptapsis befindet sich eine Vierstützenkrypta. Um die Mitte des 15. Jh. wurde das nördliche Seitenschiff zu einem zweigeschossigen Kreuzgangarm gewandelt und die dazugehörige Seitenapsis durch eine zum östlichen Klostertrakt gehörige Sakristei ersetzt. Das Langhaus war mit acht Pfeilerpaaren gegliedert, wovon die drei westlichen Paare durch ihre Form (kreuzförmig bzw. querrechteckig) auf das Vorhandensein einer Westempore schließen lassen. Die Pfeilerzwischenräume sind zum nördlichen Seitenschiff hin schon in einer frühen Bauphase auf Pfeilerstärke vermauert worden. Die östlicheren Zwischenräume wurden erst im 15. Jh. geschlossen, um den Kreuzgang abzugrenzen. Die auf Abbildungen von vor 1717 übereinstimmend dicht unter der Dachtraufe dargestellten Fenster und ein Satteldach lassen eine Raumgestaltung als Hallenkirche mit Seitenemporen – also eine Emporenhalle – vermuten.

Der mittige Westturm gehört baulich und funktional zur SE-Ecke des westlichen Konventflügels. Beide Bauteile begrenzen einen 1,68 m breiten, N-S verlaufenden, blind endenden Raum. Sehr wahrscheinlich handelt es sich um den Treppenschacht einer Zugangssituation mit flankierendem Torturm für den Konventsbereich. Der Turm verstellt eine vorher bestehende, mittige Öffnung der Kirchenwestwand. Das Mittelschiff war dann vom Turminneren durch eine nach Norden versetzte Tür betret-

[1] Siehe M. Mittermaier, M. Bitschnau in diesem Band.

bar. Die topographisch bedingten Schwellhöhen der Kirchenwandöffnungen von 1,40 m erfordern die Rekonstruktion einer Stufenanlage im westlichen Mittelschiff. Auf Grund des Bauzusammenhangs sowie der Mauerwerkscharakteristik können der Turm und die westlich anschließenden Bauglieder in den Verlauf des 12. Jh. gestellt werden. Die Entstehung des heute bestehenden Kirchensüdeingangs wurde noch nicht geklärt. In romanischer Zeit hat kein geschlossener Kreuzgang existiert; die heute bestehenden nordöstlichen und östlichen Teile sind erst im 15. Jh. errichtet worden. Eine vergleichbare Vorbebauung ist nicht nachweisbar.

Maße der Stiftskirche: Außenmaß: Länge ohne Turm 28,50 m, Breite 16,25 m.

Lichtes Maß: Länge 26, 65 m, Breite 14,60 m, Mittelschiffbreite 6,60 m, Seitenschiffbreiten 3,30 m; die Wandstärken liegen ca. bei 0,87 m für die Langhauswände, 1,00 bis 1,06 m für die Mittelapsis und ca. 0,76 m für die südliche Seitenapsis.

Material und Bauweise: Sowohl Wände als auch Pfeiler sind mit Bruchsteinen sehr unterschiedlicher Formate, sehr lagig mit Fugenverputz und Kellenstrich aufgeführt; an der SE-Ecke sind auffällige Orthostaten bzw. Orthostatenplatten im Eckverband sichtbar.

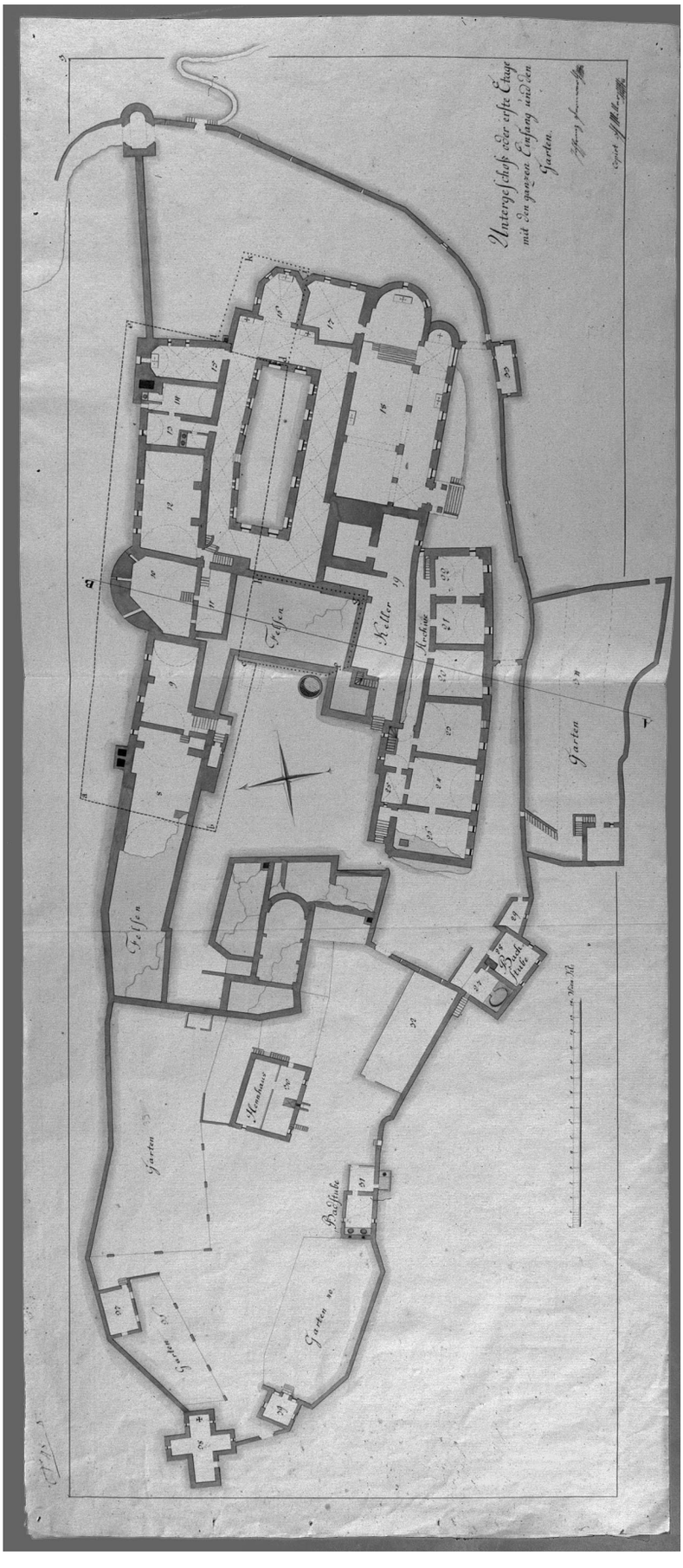
Fußböden: Ältere Fußböden lagen zum größten Teil offenbar höher als das heute vorhandene Laufniveau und sind somit nicht mehr vorhanden.

Krypta: Die unter der Hauptapsis befindliche niedrige Vierstützenkrypta ist vom Mittelschiff her zugänglich. Ihre Kreuzgratgewölbe mit Gurtbögen sind nach freskierten Putzresten (zur farbigen Ausgestaltung des frühen 13. Jh. gehörig), den noch vorhandenen Wandauflagen und einer wieder aufgefundenen Rundsäule rekonstruiert worden. Die an den Rundseiten in ca. 1,85 m Höhe umlaufend vorgezogene Wand und zwei an der Kryptawestwand befindliche Wandvorlagen bilden mit vier Rundsäulen die Gewölbeauflage. In rund 35 cm Höhe und 25 cm Breite umzog ehemals durchgehend ein Sockel den Raum, der vielleicht als «Wandbank» gedient haben könnte. Besonders die gegen das Erdreich gemauerte Kryptawestwand trägt Reste einer ersten Freskierung, die dem späten 11. Jh. zugeordnet werden könnte. Um 1200 erfolgte unter dem Einfluß der Domkrypta von Aquileia eine neuerliche farbige Ausgestaltung. Der leicht hufeisenförmige Raum hat ein Stichmaß von ca. 5,10 m bei einer Westwandlänge von 4,98 m.

Neben der eigentlichen Stiftskirche befinden sich zwei weitere vorgotische Kapellenbauten auf dem Sonnenburger Plateau. Ganz am nordwestlichen Rand der Anlage sind die Grundmauern der ehemaligen Gotthards-Kapelle (das Patrozinium ist seit dem 14. Jh. nachweisbar) vorhanden. In Form eines lateinischen Kreuzes mit den Abmessungen von nur 10,30 mx8,40 m bei einer jeweiligen Armbreite von 3,60 m angelegt, ist sie besonders bemerkenswert. Die geringen Stärken der Bruchsteinmauern von 50–60 cm lassen eine frühe Entstehung vermuten. Auf der höchsten Felserhebung, nahezu im Zentrum des Hügels, sind die Reste der für die Gesamtanlage sehr wichtigen Vigilius-Kapelle vorhanden. Die einfache Saalkirche mit um Mauerstärke eingezogener, flacher Segmentbogenapsis mißt 10,60 mx6,31 m; die Mauerstärken liegen zwischen 58 und 68 cm. Im späten 12. Jh. wird die Kapelle mit einem dazugehörigen Palatium als Eigentum des Bischofs von Trient genannt.

Literatur

Karl Knötig, Die Sonnenburg nach der Klosteraufhebung 1785, Pläne und Dokumente, in: Der Schlern 66 (1992). – Giovanni Rizzi, Sonnenburg, Kreuzgang, in: Landesdenkmalamt Bozen (Hrsg.), Denkmalpflege in Südtirol 1989/90, Bozen 1990, S. 68–72. – Franz Anton Sinnacher, Beyträge zur Geschichte der bischöflichen Kirche Säben und Brixen in Tyrol, Bd. II, Brixen 1822. – Michael Wolf, Die Kirchenbauten des Benediktinerinnenstiftes Sonnenburg/Pustertal im Mittelalter, unveröffentlichte Magisterarbeit an der Universität Leipzig, Institut für Kunstgeschichte, 1999.


Untergeschoss oder erste Etage
mit den grossen Einfang und den
Garten.
Keller
Archive
Garten
Garten
Garten
Garten
Garten
Kloake
Kloake
Kloake

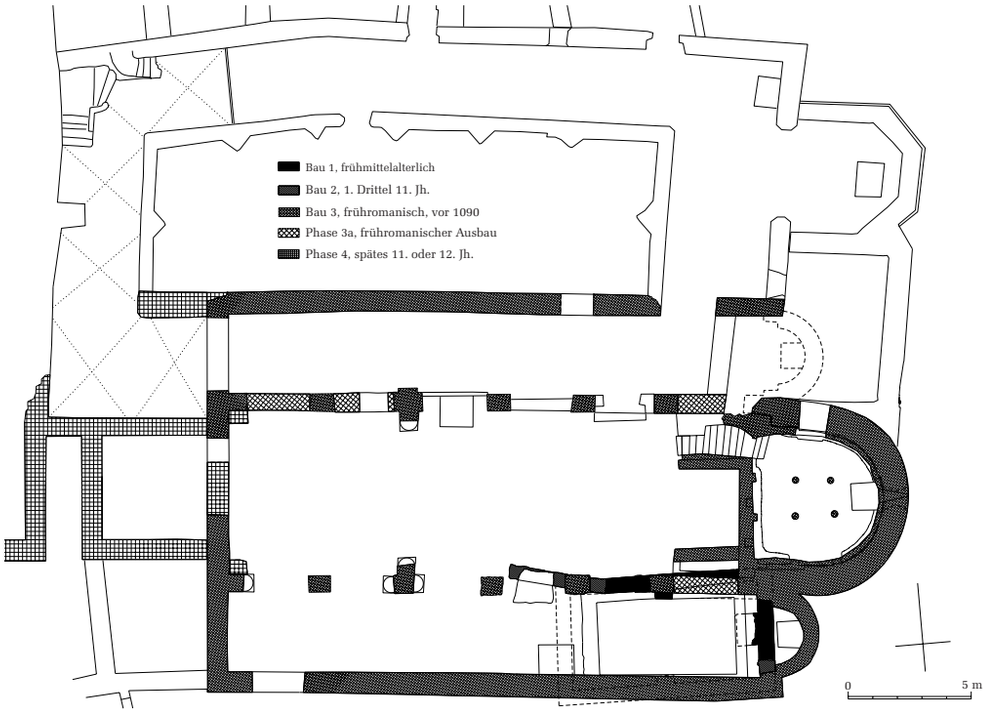


Abb. 2. Sonnenburg, Stiftskirche. Plan von M. Wolf, Kreuzgang und nordwestlicher Gebäudebereich nach G. Rizzi.

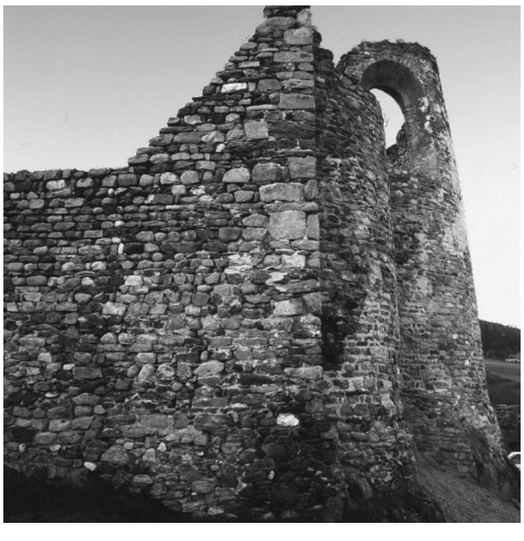


Abb. 3. Sonnenburg, Stiftskirche. Ansicht des Kirchenostabschlusses von Süden. Besonders gut sind die Orthostatenplatten und das lagige Bruchsteinmauerwerk zu erkennen. Im Bereich der Apsiden ist noch grossflächig der Fugenverputz mit Kellenstrich vorhanden.

St. Bartholomäus in Mehrn/Brixlegg (Nordtirol)

Alexander Zanesco

Bistum: seit 739 Salzburg[1]
Patrozinium: Bartholomäus und Matthias (1411); Matthias und alle Apostel (1426); «Zwölfbotenkirche» (1448); Vierzehn Nothelfer (17. Jh.); ältere Patrozinien nicht bekannt.

Ortsteil Mehrn, früher: Bad Mehrn, Marktgemeinde Brixlegg/Nordtirol, auf einer annähernd E-W orientierten Felsrippe am Eingang in das von Brixlegg nach Süden abzweigende Alpbachtal.

Bau I

Erster direkter schriftlicher Hinweis 1357; zunehmende Schriftlichkeit anfangs des 15. Jh. (bes. Ablässe); in dieser Zeit auch archäologisch nachgewiesen weitreichende Umbauten; dann 17. Jh. (Neubau 1660er Jahre); schriftliche Hinweise auf eine Quelle in der Kirche für diese Spätzeit[2] (archäologisch nicht nachgewiesen); archäologische Untersuchungen 1998 und 1999.

Saalkirche mit um eine Mauerstärke eingezogener halbrunder Apsis (Abb. 1)

Maße: Langhaus ca. 8,45x4,7 m; lichte Weite der Apsis ca. 3 m bei einer Tiefe von ca. 1,4 m; Mauerstärken des Aufgehenden im Bereich des Langhauses (NW-Eck) bei 0,83 m, in der Apsis bei 0,9 m.

Material und Bauweise: exakt gesetzte Trockenfundamente bis ca. 0,3 m (im Apsisbereich) vorspringend, Ecken verrundet; Reste des Aufgehenden: sehr präzise bearbeitete und gesetzte plattige Steine (Lagenhöhen bei 0,13 m) mit Mörtelbindung (Abb. 2); an der Außenseite der Apsis regelmäßig verlegte, leicht nach innen

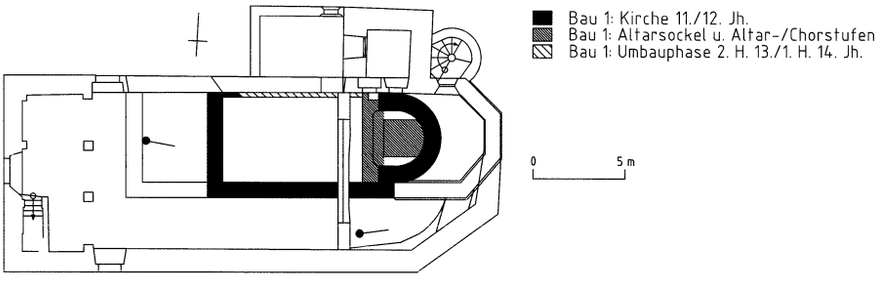


Abb. 1. Mehrn/Brixlegg, St. Bartholomäus.

[1] J. Neuhardt, Die Seelsorgsgeschichte von Brixlegg. In: S. Landmann (Red.), Brixlegg, eine Tiroler Gemeinde im Wandel der Zeiten (Brixlegg 1988) 175.

[2] J. Thaler, Mineralheilbad Mehrn. Ebd. 277–279. – H. Bachmann, Zur Entstehung der Kirche und ihres Quellheiligtums in Mehrn bei Brixlegg. Festschrift Gritsch. Schlernschriften 264 (Innsbruck/München 1973) 23–44. – H. Moser (Bearb.), Die Urkunden des Dekanalarchives Reith im Alpbachtal 1316–1796. Tiroler Geschichtsquellen 9 (Innsbruck 1981) passim.

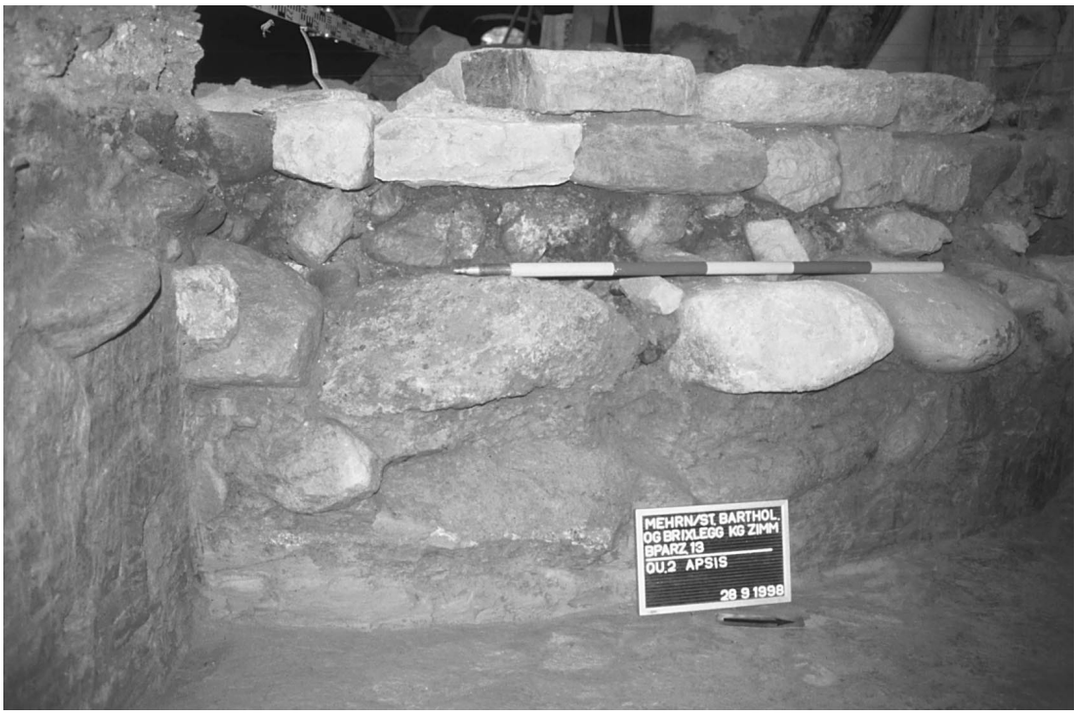


Abb. 2. Mauerwerk der Apsis Bau 1 (Nordteil).

geneigte Reihe plattiger Steine (Wasserableitung?); eine Umbauphase 2. H. 13. Jh./1. H. 14. Jh. über Mauerbefund, stratigraphischen Befund und eine Münzreihe gesichert, eine weitere des 14. Jh. noch nicht geklärt.

Fußböden: der älteste Fußboden (mehrere?) zu Bau I nicht erhalten, alle jüngeren: Mörtelestriche.

Ausstattung: Altarsockel (ca. 1,8x1,9 m) paßt sich teilweise mit geringfügigem Abstand der Innenkontur der Apsis an, daher wohl zugehörig, aber vermutlich jüngere Ausstattungsphase (Abb. 3); Chor-/Altarstufen; Schwellstein (1,7x 1,2x0,15 m) im Bereich des zu vermutenden Westportals innerhalb der Kirche (wahrscheinlich umgelagert); keine weiteren Ausstattungsteile erhalten; archäologisch keine Quellfassung oder zugehörige Bauteile nachgewiesen.

Gräber: zwei Gräber aufgrund ^{14}C-Daten zugehörig.[3]

[3] Grab im Westen (Grab 4): männlich, juvenis, 17–18j (Sphenobasilarfuge offen, Wachstumsfugen im Bereich der langen Röhrenknochen noch nicht vollständig geschlossen; die Wirbelkörperepiphysen ebenfalls noch nicht vollständig synostosiert; Zahnstatus: Unterkiefer alle Zähne zu Lebzeiten vorhanden, Weisheitszähne durchgebrochen, keine Abrasion, geringe Zahnsteinbildung; Oberkiefer rechter Quadrant 1–7 zu Lebzeiten vorhanden, Weisheitszahn noch nicht durchgebrochen, linksseitig vorhanden, keine Abrasion); Körperhöhe 1,675 m; Schädelform Langschädel; GrA-13504, 2-sigma: 1024 AD–1179 AD und 1185 AD–1210 AD. – Grab südlich der Apsis (Grab 2): eher männlich, infans 2, ca. 13–15j; alle Wachstumsfugen an Langknochen sowie im Bereich des Achsenskeletts nicht geschlossen, Schädelbereich: Sphenobasilarfuge offen, alle Schädelnähte offen, Zahnstatus: Wechselgebiss mit teilweise retinienten Zähnen, ausgeprägte Zahn- und Bissfehlstellung (offener Biss), Prognathie mit einseitiger Abrasion der Mahlzähne (Uk. rechts), keine Abnützung des Kiefergelenks erkennbar; GrA-13450, 2-sigma: 1020 AD–1168 AD. «Grab 1» (im Zwickel zwischen südlichem Ast der roman. Apsis und gotisch. Chormauer): männlich, rechte Hand, Supinationsstellung, distale Enden beider Unterarmknochen mit kräftigen Muskelmarken (proximal unregelmäßig gebrochen, kein Hinweis auf intravitale Fraktur), Handwurzel- und Mittelhandknochen vollständig, Fingerknochen fragmentarisch vorhanden (anthropologische Bestimmungen: Paläoanatomische Arbeitsgruppe, Institut für Anatomie und Histologie der Universität Innsbruck: Univ.-Prof. Dr. O. Gaber, Ass.-Prof. Dr. Karl-Heinz Künzel, Michael Schneidinger und Aglaja Polakovics sowie Dr. Karl Mager.



Abb. 3. Apsis und Altarfundament.

Datierung: Die Grabung ist noch nicht vollständig ausgewertet. Die Datierungen erfolgen vorerst aufgrund von Mauerwerk, Stratigraphie, historischen Vergleichsdaten, zeitlichem Rahmen der Funde und ^{14}C-Daten.

Bemerkung: westlich der Kirche im späten 12. Jh. Errichtung eines profanen Turmes.

Literatur

H. Bachmann, Zur Entstehung der Kirche und ihres Quellheiligtums in Mehrn bei Brixlegg. Festschrift Gritsch. Schlernschriften 264 (Innsbruck/München 1973) 23–44. – H. Moser (Bearb.), Die Urkunden des Dekanalarchives Reith im Alpbachtal 1316–1796. Tiroler Geschichtsquellen 9 (Innsbruck 1981) passim. – J. Neuhardt, Die Seelsorgsgeschichte von Brixlegg. In: S. Landmann (Red.), Brixlegg eine Tiroler Gemeinde im Wandel der Zeiten (Brixlegg 1988) 175–202. – J. Thaler, Mineralheilbad Mehrn. In: S. Landmann (Red.), Brixlegg eine Tiroler Gemeinde im Wandel der Zeiten (Brixlegg 1988) 277–284. – A. Zanesco, Ausgrabungen in der Kirche St. Bartholomäus in Mehrn/Brixlegg. Archäologie Österreichs 9/2, Wien 1998, 26–28. – Ders., Brixlegg, Filialkirche hl. Bartholomäus in Mehrn. Kulturberichte aus Tirol 411/412 (52. Denkmalbericht), Innsbruck 1999, 122–124. – Ders., Fundberichte aus Österreich 39, 2000 (Wien 2001), 738–741.

TEIL 4

HISTORISCHE, KULTURGESCHICHTLICHE UND KUNSTHISTORISCHE ASPEKTE

Die geschichtlichen Hintergründe und die Einbettung frühmittelalterlicher Kirchenbauten in die Siedlungs- und Landesgeschichte stehen am Anfang des 4. Teiles. Für die Übergangszeit von der Spätantike zum Frühmittelalter aussagekräftige Keramikfunde werden exemplarisch in die historische Betrachtung einbezogen. Es folgt die Deutung frühchristlicher Kirchen an Bischofssitzen, in Pilgerheiligtümern und in befestigten Höhensiedlungen sowie einer Schicht karolingischer Kirchen mit kostbarer Marmorausstattung. Zum Schluss versucht eine Übersicht über die relativ grosse Anzahl erhalten gebliebener frühmittelalterlicher Sakralbauten im Bistum Chur stellvertretend für alle andern und als Ergänzung zu den Grundrissplänen das Bild der frühmittelalterlichen Kirchen abzurunden. (HRS)

CHRISTENTUM UND KIRCHE IM OSTALPENRAUM IM ERSTEN JAHRTAUSEND

Josef Ackermann und Sebastian Grüninger

Der Ostalpenraum gehörte in römischer Zeit im wesentlichen zu den Provinzen *Raetia* und *Noricum*. Beide wurden im Verlauf der Verwaltungsreformen Diocletians und seiner Nachfolger zweigeteilt: Rätien in die westliche *Raetia prima* mit (späterem?) Zentrum Chur und in die östliche *Raetia secunda* mit dem ursprünglichen Provinzhauptort Augsburg; *Noricum* entlang des Alpenhauptkamms in das nördliche, an die Donau angrenzende Ufernoricum *(Noricum ripense)* und das südliche Binnennoricum *(Noricum mediterraneum)* mit den Alpensüdtälern und dem südlichen Alpenvorland, zumeist im Einzugsgebiet der Drau/Drava. Die norischen Provinzen, insbesondere Binnennoricum, bestanden jeweils aus mehreren *civitates,* d.h. weitgehend selbstverwalteten Munizipalverbänden mit urbanem Zentrum und zugehörigem Umland. Anders dagegen die weniger urbanisierten rätischen Provinzen: Zumindest die kleinere *Raetia prima,* das spätere Churrätien, möglicherweise aber auch die *Raetia secunda,* bestanden lediglich aus einer einzigen *civitas*. Man könnte somit von *civitas*-Provinzen sprechen. Weiter wurden die Ostalpen im Osten von der Provinz *Pannonia prima* gestreift, im Süden von *Venetia et Histria,* im Südwesten von der *Liguria*. Rätien und die genannten oberitalischen Provinzen gehörten zur höheren administrativen Einheit (Diözese) Italien, Noricum und Pannonien um 400 noch zu Illyrien. Allerdings richteten sich auch letztere Provinzen im Zuge der raschen Destabilisierung der Balkanregion spätestens seit dem 5. Jh. nach Oberitalien aus. Wenn die Provinzgrenzen für uns ohnehin im Detail nicht leicht nachvollziehbar sind, so wurden die politischen Strukturen und damit auch die staatlichen Verwaltungseinheiten spätestens seit dem 5. Jh. zunehmend instabil und wandelten sich im Gefolge der Auflösung des Weströmischen Reiches und der «Völkerwanderung» immer rascher.[1]

Die kirchlichen Strukturen waren von diesen Veränderungen zweifellos stark, wenn auch in regional unterschiedlichem Mass und zu unterschiedlichen Zeitpunkten betroffen. Sie dürfen insgesamt trotz vielfältiger Neuerungsimpulse aber als Faktor der Stabilität gelten. Damit spielen sie eine wichtige Rolle in der oft gestellten Frage nach Kontinuitäten zwischen Antike und Mittelalter. Die folgenden Kapitel haben den Raum der ehemaligen Provinzen *Raetia* und *Noricum* im Auge. Sie fokussieren zudem in besonderem Mass Rätien, vor allem die *Raetia prima,* mit deren Verhältnissen die Autoren am besten vertraut sind.

---

[1] Die Autoren danken ganz herzlich Hannes Steiner und Erika Grüninger für die kritische und redaktionelle Durchsicht dieses Beitrags sowie Reinhold Kaiser für die Überprüfung der Kartenbilder. Zu den spätrömischen Verwaltungsreformen und zur weltlich-administrativen Gliederung in Präfekturen, Diözesen, Provinzen und *civitates* vgl. z.B. Alexander Demandt, Die Spätantike, München 1989, 244–255; Reinhold Kaiser, Das römische Erbe und das Merowingerreich, München 1993, 10–13; Franz Glaser, Frühes Christentum im Alpenraum, Regensburg et.al. 1997, 12 f. Zur administrativen Gliederung des Ostalpen-Donau-Raumes mit seinen zentralen Orten vgl. Kurt Reindel, Die Bistumsorganisation im Alpen-Donau-Raum in der Spätantike und im Frühmittelalter, in: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 72 (1964) 279–282; in bezug v.a. auf eine *civitas*-Einteilung für die *Raetia secunda* zurückhaltender Hartmut Wolff, Die Kontinuität der Kirchenorganisation in Raetien und Noricum bis an die Schwelle des 7. Jh., in: Das Christentum im bairischen Raum, Köln/Weimar/Wien 1994, 4 f.; zur *Raetia prima,* deren ursprüngliches militärisch-administratives Zentrum nicht eindeutig zu bestimmen ist, vgl. Reinhold Kaiser, Churrätien im frühen Mittelalter, Basel 1998, 15–18; für alle Kapitel dieses Beitrags neuerdings auch Reinhold Kaiser, Das Frühmittelalter, in: Handbuch der Bündner Geschichte I, Chur 2000, 99–137.

1. Anfänge und Ausbreitung des Christentums (Abb. 1)

Die Anfänge des Christentums in der *Raetia prima* lassen sich durch die verfügbaren Quellen lediglich bruchstückhaft rekonstruieren. Bereits die Frage nach den Trägern der Christianisierung, die sich im Rahmen der Verchristlichung des spätrömischen Reiches vollzog, muss weitgehend offen bleiben. Ein eigentlicher Glaubensbote, der einen allgemeinen Religionswechsel bewirkte, wird nicht fassbar. Der heilige Lucius, der nach einer alten Tradition als Begründer des Christentums in der *Raetia prima* galt, kommt als herausragende Missionspersönlichkeit kaum in Betracht. Die im ausgehenden 8. Jh. verfasste *Vita s. Lucii* lässt vielmehr durchblicken, dass die religiöse Umorientierung bereits vor dem Wirken des Heiligen eingesetzt hatte.[2] Wahrscheinlich ist, dass Chur, dem Hauptort der rätischen Provinz, der 451 als Bischofssitz in den Quellen erscheint, für die Christianisierung eine besondere Rolle zukam.

Obwohl die Glaubensvermittler nicht identifizierbar sind, ist davon auszugehen, dass die entscheidenden Impulse, die in der *Raetia prima* zur religiösen Wende führten und die Entwicklung des Christentums während seiner ersten Phase bestimmten, aus dem Süden kamen. Dies verdeutlichen Eigenheiten der Kirchensprache, die religiöse Entwicklung in Oberitalien und die Zugehörigkeit des Bistums Chur zum Metropolitanverband von Mailand.[3]

Zur Bestimmung des Zeitpunktes, an dem die Christianisierung der *Raetia prima* ihren Anfang nahm, bieten die Resultate der archäologischen Forschung wichtige Anhaltspunkte. Besonders aufschlussreich sind die durch Kirchenausgrabungen gewonnenen Erkenntnisse, die zeigen, dass der christliche Sakralbau um 400, spätestens in der ersten Hälfte des 5. Jh., im Provinzvorort Chur und ungefähr gleichzeitig im ländlichen Raum eingesetzt hat.[4] Neben den Überresten von Kirchen- und Grabbauten verweisen auch Gräberfelder auf denselben zeitlichen Horizont. Bei der Untersuchung einer besonders umfangreichen Anlage bei Bonaduz im Kanton Graubünden, die während der Zeit vom 4. bis zum 7. Jh. belegt wurde, liess sich etwa ein um 400 erfolgter Wandel in der Bestattungs- und Beigabensitte feststellen, der wahrscheinlich auf die Christianisierung der Bevölkerung zurückzuführen ist.[5] Insgesamt darf aufgrund der archäologischen Zeugnisse davon ausgegangen werden, dass die *Raetia prima* in der Zeit um etwa 400 von einer tiefgreifenden Christianisierungswelle erfasst wurde. Dies lässt vermuten, dass der Churer Bischofssitz, der in der Mitte des 5. Jh. durch die Erwähnung des Bischofs Asinio (451) eindeutig belegt ist, bereits um die Jahrhundertwende gegründet wurde. Bemerkenswert ist, dass die religiöse Umgestaltung in den ersten Landregionen – wenn überhaupt – lediglich kurze Zeit nach dem Durchbruch des Christentums in Chur einsetzte.

Wie in anderen Grenzregionen des Imperium Romanum verlief die einmal in Gang gesetzte Christianisierung der *Raetia prima* keinesweg als ungehemmt voranschreitender Prozess. Vielmehr führten die weiterhin grosse Anziehungskraft der heidnischen Kulte, der Rückfall vom Christen- ins Heidentum und der Einbruch der Alamannen in die Provinz zu Verzögerungen und Rückschlägen. Durch den um 500 einsetzenden alamannischen Vorstoss wurden das Christentum und die kirchliche Organisation im nördlichen Grenzraum der Provinz, am Boden-

---

[2] Editionen: Vita Lucii confessoris Curiensis, ed. Bruno Krusch, in: Monumenta Germaniae Historica, Scriptores rerum Merovingicarum 3, Hannover 1896, 1–7; ed. Iso Müller: Die karolingische Luciusvita, in: Jahresbericht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden 85 (1955) 1–55.

[3] Kaiser, Churrätien (wie Anm. 1) 70.

[4] Dazu H. R. Sennhauser, in: Vorromanische Kirchenbauten, bearb. v. F. Oswald, L. Schaefer und H. R. Sennhauser, 3 Lieferungen, München 1966–71, Nachtragsband, bearb. von W. Jacobsen, L. Schaefer und H. R. Sennhauser, München 1991, diverse Beiträge.

[5] Zu diesem und weiteren Gräberfeldern: Ingrid Metzger, Antike Religionen und frühes Christentum, in: Jahresbericht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden 166 (1986) 147–187; Gudrun Schneider-Schnekenburger, Raetia I vom 4. bis 8. Jh. auf Grund der Grabfunde, in: Von der Spätantike zum frühen Mittelalter, hg. v. J. Werner und E. Ewig, Sigmaringen 1979, 179–191; Gudrun Schneider-Schnekenburger, Churrätien im Frühmittelalter auf Grund der archäologischen Funde, München 1980.

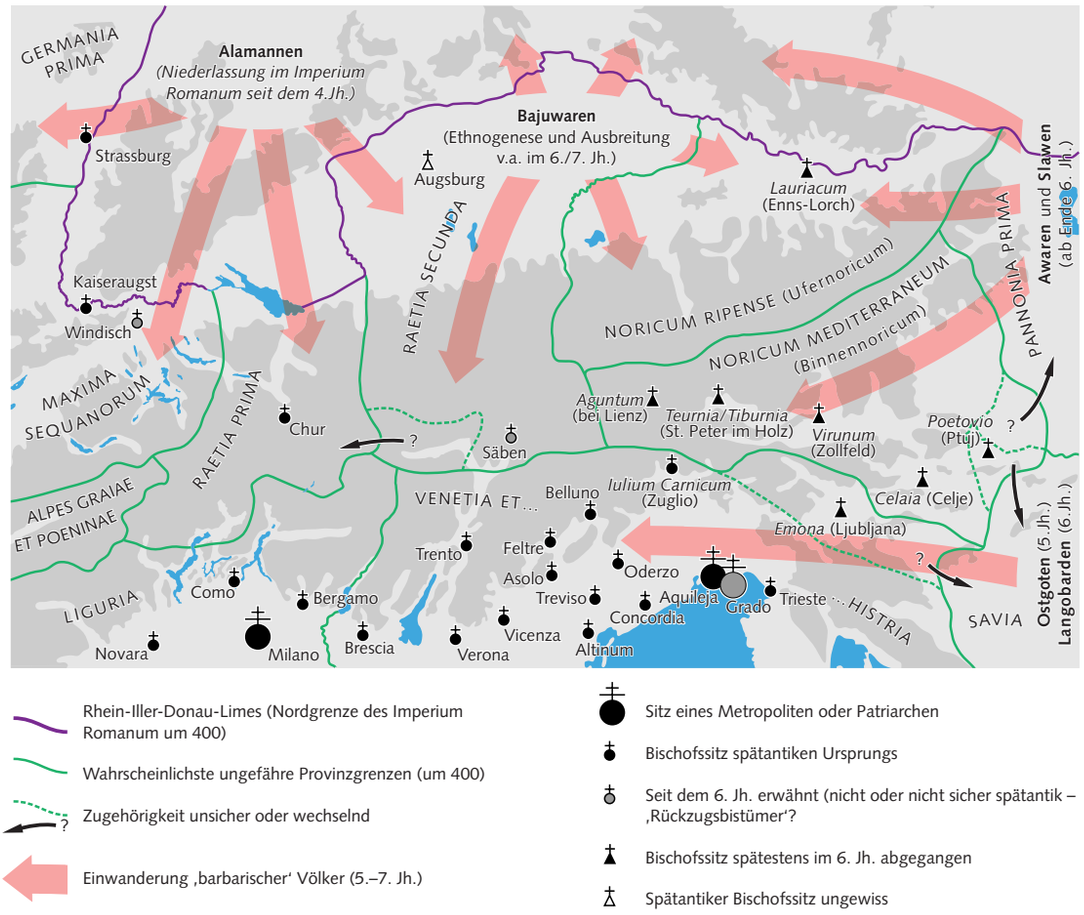


Abb. 1. Spätrömische Provinzen, Bischofssitze und die Einwanderung der «Barbaren».

see, an der Alpenrheinmündung und im Linthgebiet schwer erschüttert. Erst mit dem Wirken Columbans am Anfang des 7. Jh. wurde eine Entwicklung eingeleitet, die zur Annahme beziehungsweise zur Wiederannahme und Entfaltung des Christentums in diesen, später dem Bistum Konstanz angehörenden Gebieten führte.[6]

Zur Entwicklung des Christentums in den bei Chur verbliebenen Teilen der *Raetia prima* bietet die Übersicht über die in spätrömischer und frühmittelalterlicher Zeit gegründeten Kirchen wichtige Anhaltspunkte. Sie macht deutlich, dass der neue Glaube bis um 700 alle wesentlichen Siedlungsräume erfasst hatte und in den folgenden hundert Jahren weiter stark an Bedeutung gewann. In der Zeit um die Wende vom 8. zum 9. Jh. war, worüber neben den archäologischen Befunden insbesondere auch die Schriftquellen Aufschluss geben, die Zahl der Kirchen auf über 200 angestiegen, was ein sicheres Zeugnis für die intensive christliche Durchdringung im Bistum Chur ist.[7]

Über die Anfänge des Christentums in der *Raetia secunda* lässt sich ebenfalls nur ein fragmentarisches Bild gewinnen. Die Frage etwa, wer im wesentlichen den religiösen Wandel eingeleitet hat, muss offen bleiben. Dagegen zeigen archäologische Funde, dass die erste

6 Kaiser, Churrätien (wie Anm. 1) 80–87.

7 Vorromanische Kirchenbauten (wie Anm. 4) diverse Beiträge. Bündner Urkundenbuch I, hg. v. E. Meyer-Marthaler und F. Perret (künftig BUB I), Nr. 17*, 13–23 (sog. «Tellotestament», datiert 765); BUB I, Nr. 46, 39; Z. 30–35 (Klageschrift Bischof Victors III, 823); BUB I, 375–396 («Churrätisches Reichsgutsurbar», Mitte 9. Jh.); vgl. Kaiser, Churrätien (wie Anm. 1) 87–93.

tiefgreifende Christianisierungswelle die Provinz noch im 4. Jh. erfasste.[8] Wahrscheinlich ist das Christentum aus drei Richtungen vermittelt worden: aus Südosten, also dem Balkanraum, in die Donaugegend bis ungefähr Künzing, vorwiegend aus Italien in das Eisack- und Inntal, überwiegend aus Italien, teilweise aus Gallien in die übrigen Gebiete. Dafür sprechen die grenzüberschreitende Gebietskonstellation an Donau und Eisack, die Verkehrsverbindungen nach Italien, in den Balkan und nach Gallien, die Zugehörigkeit Säbens zum Metropolitanverband von Aquileia sowie bautypologische Abhängigkeiten früher Kirchen und patroziniumskundliche Überlegungen.[9]

Die Kartierung der Standorte, an denen Spuren spätrömischen Christentums archäologisch nachgewiesen sind, macht deutlich, dass die neue Religion entlang der Hauptverkehrsachsen vordrang und sich zunächst auf drei Räume konzentrierte: auf Augsburg und sein Umland, auf den Donauraum zwischen Passau und Regensburg sowie auf das Inn- und Eisacktal. In Augsburg formierte sich wahrscheinlich noch im 4. Jh. eine zahlenmässig starke Gemeinde, die auf das Umland einwirkte und dort zur Bildung christlicher Gruppen führte. Römerzeitliches Christentum in Augsburg bezeugt neben archäologischen Funden auch das Martyrium der heiligen Afra, deren frühe Verehrung eine Notiz in der *Vita s. Martini* des Venantius Fortunatus und Eintragungen im *Martyrologium Hieronymianum* erweisen. Ebenfalls bereits im 4. Jh. setzte sich das Christentum in den ersten Gebieten an der Donau fest, und in der Zeit um 400 ist es auch im Inn- und Eisacktal archäologisch gesichert. Anfangs des 5. Jh. ist an Donau, Inn und Eisack mit christlichen Gemeinden zu rechnen.[10]

Im Verlaufe des 5. Jh. schritt der Christianisierungsprozess zunächst kontinuierlich weiter voran. Dies verdeutlichen die zahlreichen Kirchenfunde, die insbesondere im Inntal eine auffällige Konzentration erreichen. Die Massierung von Kirchen in diesem Raum verweist auf die steigende Zahl von Gemeinden, die ebenfalls in dieser Phase erfolgte Erweiterung von Bauten auf die Zunahme der Gemeindemitglieder. Dieser Aufschwung ist einerseits Ausdruck der Binnenentwicklung, andererseits wahrscheinlich auch bereits Reflex der unter dem Druck der vordringenden Germanen einsetzenden Rückzugsbewegung der romanischen Bevölkerung aus den nördlichen Teilen der *Raetia secunda.*[11]

Im 6. Jh. verstärkte sich nach archäologischen Erkenntnissen das Nord-Süd-Gefälle weiter: Während sich nördlich der Alpenregion das Christentum lediglich in wenigen romanischen Siedlungsinseln wie etwa Augsburg, wo Venantius Fortunatus um 565 Christen begegnete, halten konnte, setzte sich der Aufschwung im inneralpinen Raum fort.[12]

In eine wichtige Phase trat der Christianisierungsprozess im 7. Jh., als sich die in die *Raetia secunda* eingedrungenen Germanen dem christlichen Glauben zuwandten. Der Wandel der Beigabensitte bei der Bestattung macht es wahrscheinlich, dass die religiöse Umorientierung der Bajuwaren und Alamannen im wesentlichen zu Beginn des 8. Jh. abgeschlossen war. Dies bestätigen für den bajuwarischen Siedlungsraum die von Arbeo verfassten Viten der Heiligen Emmeram und Corbinian, denen sich

---

8 Herbert Erbertseder, Archäologische Zeugnisse des Christentums der Raetia II, St. Ottilien 1992, 98 und 187.

9 Erbertseder, Archäologische Zeugnisse (wie Anm. 8) 94–95. In spätrömischer Zeit aus dem oberitalischen Raum in den Vinschgau vermittelte Patrozinien verdeutlichen, dass diese Region – deren Zugehörigkeit zur *Raetia prima* oder *secunda* bis in das 6. Jh. umstritten ist – und folglich auch (weitere) Teile der *Raetia secunda* von Süden aus christianisiert worden sind. Vgl. Ulrich Köpf, Christliche Kultorte als Zeugen der älteren Kirchengeschichte des Vinschgaus, in: König – Kirche – Adel, hg. v. R. Loose und S. Lorenz, Lana 1999, 71–95; Reinhold Kaiser, Churrätien und der Vinschgau im frühen Mittelalter, in: Der Schlern 73 (1999) 676–680.

10 Erbertseder, Archäologische Zeugnisse (wie Anm. 8) 92–95, 98–100, 187–188 und 190–191; Venantius Fortunatus, Vita Martini, ed. Friedrich Leo, in: Monumenta Germaniae Historica, Auctores antiquissimi 4/1, Berlin 1881, 368; Martyrologium Hieronymianum, in: Acta Sanctorum, November 2/1, ed. J.B. de Rosse und L. Duchesne, Brüssel 1894, (102).

11 Erbertseder, Archäologische Zeugnisse (wie Anm. 8) 99–100, 188 und 191.

12 Erbertseder, Archäologische Zeugnisse (wie Anm. 8) 100, 188 und 192; Venantius Fortunatus, Vita Martini (wie Anm. 10) 368.

entnehmen lässt, dass die Bevölkerung um 700 – wenn auch noch nicht lange – christianisiert war.[13]

Bei der Christianisierung der Bajuwaren dürfte dem Mönchtum eine wichtige Rolle zugekommen sein. Darauf weist etwa die *Vita Columbani* hin, nach der das von Columban gegründete Kloster Luxeuil den Ausgangspunkt für die Mission bildete. Auf Anordnung Columbans zog sein Nachfolger in Luxeuil, Eustasius, zu den Bajuwaren und bekehrte angeblich viele von ihnen. Die tatsächliche Wirkung der irofränkischen Mission ist nicht genau abschätzbar, sicher ist jedoch, dass das Christentum östlich des Lech bereits stark verwurzelt war, als die von der «bayerischen Kirchengeschichtsschreibung» des späten 8. Jh. als eigentliche Glaubensboten dargestellten fränkischen Missionare Emmeram, Rupert und Corbinian um 700 dort zu wirken begannen. Ob irofränkische Mönche columbanischer Prägung auch im alamannisch besiedelten Teil der *Raetia secunda* als Missionare aktiv gewesen sind, lässt sich nicht erhellen.[14]

In den beiden norischen Provinzen setzte der Christianisierungsprozess in einzelnen Gebieten noch vor dem von Kaiser Constantin vorgenommenen religionspolitischen Kurswechsel ein. Dies verdeutlichen etwa Berichte über das Martyrium des heiligen Florian, der im Jahre 304 zusammen mit einer Gruppe nicht genannter Christen in *Lauriacum* (Lorch) ein Opfer der diocletianischen Christenverfolgung wurde. Sie erweisen einerseits die Präsenz einzelner Christen und lassen andererseits darüber hinaus bereits die Existenz christlicher Gemeinden in den beiden Aufenthaltsorten des Heiligen, nämlich in *Ovilava* (Wels) und *Cetium* (St. Pölten), vermuten. Für einen bereits bis 304 erfolgten Zusammenschluss von Christen zu Gemeinschaften spricht auch archäologisches Quellenmaterial aus der christlichen Frühzeit, das in den beiden Orten ergraben werden konnte. Eine weitere Christengemeinde war wahrscheinlich in *Lauriacum* angesiedelt, denn es ist kaum anzunehmen, dass alle dort hingerichteten Christen Ortsfremde gewesen sind. Es darf also davon ausgegangen werden, dass in *Ovilava, Cetium* und *Lauriacum* christliche Gemeinden bestanden, deren Anfänge in die Zeit vor der letzten grossangelegten Christenverfolgung im Imperium Romanum zurückreichten.[15]

Wiederum eine literarische Quelle, nämlich die *Vita sancti Severini,* die Eugippius um 511 verfasste, bietet wichtige Anhaltspunkte über den Stand der Christianisierung in der zweiten Hälfte des 5. Jh. Der Verfasser der Vita geht von einer allgemeinen Verbreitung des Christentums in Ufernoricum aus. Durch das seelsorgerische, karitative und politische Wirken Severins wurde der Darstellung zufolge das christliche Leben in der Provinz erheblich gestärkt. Zwischen etwa 456 und 487 predigte der Heilige in *Asturis* (Klosterneuburg bei Wien) und in *Comagenis* (Tulln), gründete Klostergemeinschaften in *Favianis* (gegenüber Krems) und Boiotro (Passau-Innstadt), betreute die Christen in den Donaukastellen und begab sich auch in die inneren Gebiete der Provinz, um in *Iuvavum* (Salzburg) und *Cucullis* (Kuchl an der Salzach) das religiöse Leben zu stärken. Die intensive pastorale Reisetätigkeit Severins gibt zusammen mit den neun in der Vita erwähnten Kirchen Aufschluss über die fortgeschrittene Verbreitung christlicher Gemeinden.[16] Dass der Christianisierungsprozess in diesem Zeitabschnitt auch in Binnennoricum weit vorangeschritten war, zeigt die Tatsache, dass sich bis in das 6. Jh. bereits fünf Bischofssitze nachweisen lassen.[17]

---

[13] Erbertseder, Archäologische Zeugnisse (wie Anm. 8) 100–101, 189 und 192; zur Beigabensitte: Wilhelm Störmer, Frühes Christentum in Altbayern, Schwaben und Franken, in: Handbuch der bayerischen Kirchengeschichte, hg. von W. Brandmüller, St. Ottilien 1998, Bd. I/1, 22 und 27.

[14] Störmer, Christentum (wie Anm. 13) 16–20 und 26–28.

[15] Hannsjörg Ubl, Die Christianisierung von Noricum Ripense bis zum 7. Jh. nach den archäologischen Zeugnissen, in: Handbuch der bayerischen Kirchengeschichte I/1, hg. v. W. Brandmüller, St. Ottilien 1998, 142.

[16] Kurt Reindel, Das Zeitalter der Agilolfinger, in: Handbuch der bayerischen Geschichte I, hg. v. M. Spindler, München 1981², 179–181.; Ubl, Christianisierung (wie Anm. 15) 142–145.

[17] Heinrich Berg, Bischöfe und Bischofssitze im Ostalpen- und Donauraum vom 4. bis zum 8. Jh., in: Die Bayern und ihre Nachbarn I, hg. v. H. Wolfram und A. Schwarcz, Wien 1985, 62–69; Wolff, Kontinuität (wie Anm. 1) 15–18. Zu den Bischofssitzen siehe folgendes Kapitel.

Die germanischen Vorstösse führten im ausgehenden 5. Jh. zur Aufgabe von Ufernoricum, was mit der Abwanderung wahrscheinlich grosser Teile der romanischen Bevölkerung und damit der Zurückdrängung des Christentums verbunden war. Lediglich ein kleiner Teil der christlichen Gemeinden – vor allem im Südwesten der Provinz – konnte sich behaupten und bestand bis ins Frühmittelalter weiter. Nach dem Verlust der nördlichen und östlichen Teile Ufernoricums gingen dem Christentum am Ende des 6. Jh. durch das Vordringen der von den Awaren bedrohten Slawen auch die Gebiete Binnennoricums verloren.[18]

Die Impulse für die Wiederbelebung des Christentums und den Wiederaufbau der Kirchenorganisation im Raum der ehemaligen norischen Provinzen gingen von Westen aus. Erste Vorstösse in die von Slawen besiedelten Gebiete erfolgten bereits in der ersten Hälfte des 7. Jh. Dies verdeutlicht etwa der Versuch des aus dem Umkreis der Mönche von Luxeuil stammenden heiligen Amandus, nur wenige Jahrzehnte nach dem Niedergang des organisierten Christentums in Binnennoricum die Alpenslawen zu missionieren. Wie weit seine Aktivitäten erfolgreich waren, lässt sich nicht erhellen. Mit Sicherheit schaffte das Christentum den Durchbruch, als im Laufe des 8. Jh. die norischen Gebiete, von Ausnahmen abgesehen, durch den Einbezug in die bayerische Kirchenorganisation wieder kirchlich erfasst wurden.[19]

2. Die Kirchenorganisation und -politik auf der Ebene der Bistümer (Abb. 1 und 2)

Die spätantike Kirche war seit der «Konstantinischen Wende» und vor allem seit der Herrschaft Theodosius I. eng an die weltliche Herrschaft gebunden. Trotz Kritik von Seiten verschiedener Kirchenführer sahen sich die römisch-christlichen Kaiser als Schutzherren der Kirche, die in der Forschung mit einigem Recht als «Reichskirche» bezeichnet wird. Sie modifizierten Gesetze nach christlichem Vorbild, beriefen die Reichskonzilien ein, beeinflussten deren Beschlüsse und verhalfen ihnen zur Durchsetzung. Damit griffen sie stark in die kirchlichen Auseinandersetzungen ein. Nicht zuletzt bestimmten die Kaiser auch wesentlich die Besetzung der Bischofsstühle und statteten sie im Gegenzug reich mit Fiskalgütern sowie zunehmend auch mit weltlichen Hoheitsrechten in den *civitates* aus.[20] Nur folgerichtig forderten die Konzilien des 4. und 5. Jh. (v.a. Nicäa 325, Antiochia 341, Serdika 343 und Chalkedon 451) für die Kirchenorganisation eine weitgehende Übereinstimmung mit der weltlich-administrativen Gliederung: In den *civitates* sollte jeweils ein Bischof residieren, die Bistümer einer Provinz sollten zusammen einen Metropolitanverband bzw. eine Kirchenprovinz bilden, unter Führung des Metropoliten, also des Bischofs des Provinzhauptortes.[21] Diese Beschlüsse konnten allerdings schon aufgrund der unterschiedlichen politischen und administrativen Struktur der spätantiken Provinzen höchstens Modellvorstellungen darstellen. Auch waren sie im stärker urbanisierten und christianisierten Osten des Reiches zweifellos besser zu verwirklichen als in Randzonen des Westens wie etwa dem Ostalpenraum.

In den frühen Quellen ohnehin nur punktuell nachweisbar und oftmals eher zufällig erwähnt, dürften die meisten Bistümer Rätiens und Noricums erst seit Ende des 4. Jh. entstanden sein – in Analogie etwa zu Martigny in den Westalpen, Como, Bergamo, Brescia oder Trient am Alpensüdrand. Manche sind aber zweifellos jünger. Die Dichte der für die Spätantike bekannten Bischofssitze nimmt in diesem Raum eindeutig von Süd(osten) nach

[18] Berg, Bischöfe (wie Anm. 17) 88–89; Reindel, Zeitalter der Agilolfinger (wie Anm. 16) 187–189; Arnold Angenendt, Das Frühmittelalter, Stuttgart/Berlin/Köln 1995², 126.

[19] Reindel, Zeitalter der Agilolfinger (wie Anm. 16) 195–204, 226–233; Störmer, Christentum (wie Anm. 13) 16–22; 36–42, 62–64; Egon Boshof, Die Kirche in Bayern und Schwaben unter der Herrschaft der Karolinger, in: Handbuch der bayerischen Kirchengeschichte I/1, hg. v. W. Brandmüller, St. Ottilien 1998, 98–101.

[20] Zum Verhältnis von Staat und Kirche in der Spätantike vgl. z.B. Ernst Dassmann, Kirchengeschichte II/1: Konstantinische Wende und spätantike Reichskirche, Stuttgart/Berlin/Köln 1996, v.a. 64–84; Martin Heinzelmann, Bischof und Herrschaft vom spätantiken Gallien bis zu den karolingischen Hausmeiern, in: Herrschaft und Kirche, hg. v. F. Prinz, Stuttgart 1988, 32–37 und Kaiser, Römisches Erbe (wie Anm. 1) 13–16 (Verhältnisse im Westen).

[21] Reindel, Bistumsorganisation (wie Anm. 1) 284–86; Kaiser, Römisches Erbe (wie Anm. 1) 13; Wolff, Kontinuität (wie Anm. 1) 4.

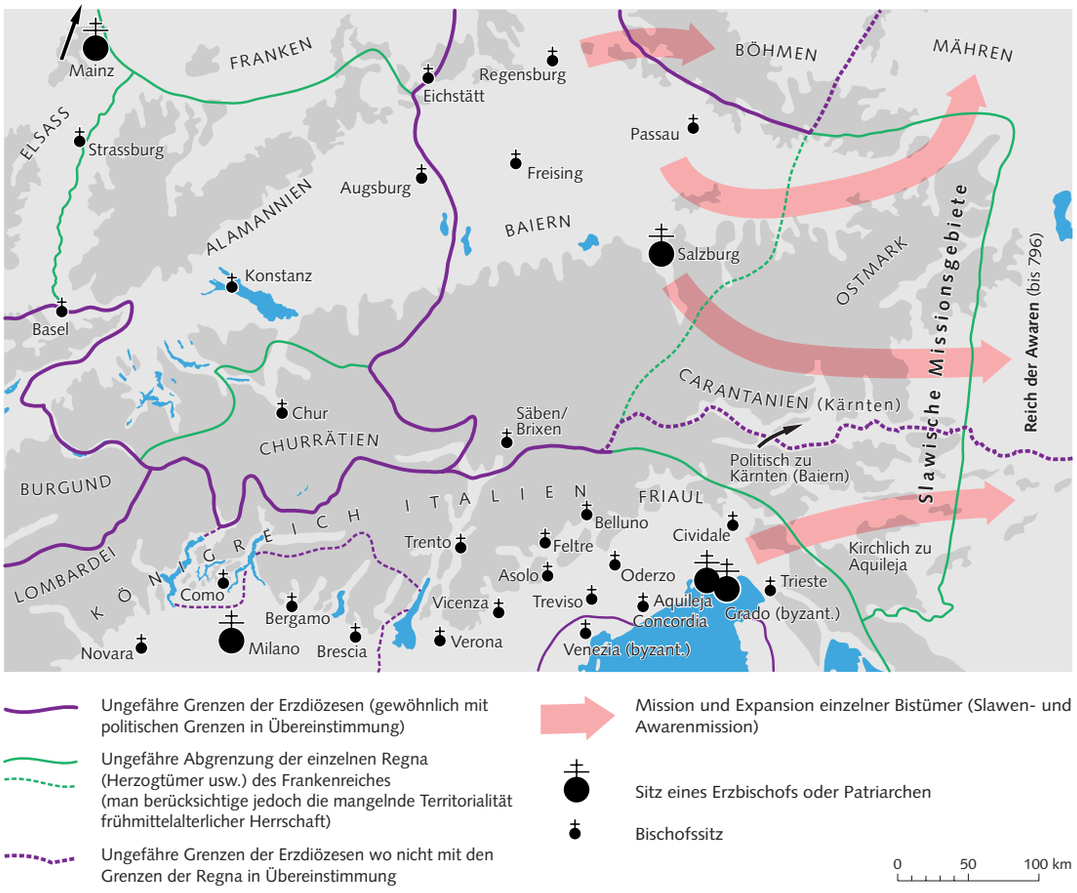


Abb. 2. Politische Situation und Bischofssitze zur Zeit Karls des Grossen (um 800).

Nord(westen) ab. In Binnennoricum sind trotz schwieriger Quellenlage bis ins 6. Jh. deren fünf nachzuweisen: *Aguntum*/Stribach b. Lienz, *Teurnia* bzw. *Tiburnia*/St. Peter in Holz bei Spittal, *Virunum*/Zollfeld b. Klagenfurt, *Celaia*/Celje und das bereits ins beginnende 4. Jh. zurückreichende *Poetovio*/Ptuj. Für Ufernoricum und die beiden Rätien ist dagegen nur je einer sicher bezeugt: *Lauriacum*/Enns-Lorch, *Curia*/Chur und *Sabiona*/Säben im südtirolischen Eisacktal. Nicht einmal im ehemaligen Provinzhauptort Augsburg lässt sich mit Sicherheit ein spätantikes Bistum bezeugen.[22]

Konnten die rätischen *civitas*-Provinzen ohnehin keine eigenen Metropolitanverbände ausbilden, so gilt dies auch für Ufernoricum.

[22] Überblick bei Michael Borgolte, Die mittelalterliche Kirche, München 1992, 4 und Ernst Dassmann, s.v. Augsburg, in: Reallexikon für Antike und Christentum, Suppl. 1, Stuttgart 2001, 693–718, 700 ff. – Vgl. Reindel, Bistumsorganisation (wie Anm. 1) 288–295; Berg, Bischöfe (wie Anm. 17) 62–78; Wolff, Kontinuität (wie Anm. 1) 4–19, betont zwar sicher zu Recht die Zufälligkeit der Bischofsnennungen in der Severinsvita des Eugippius und in der Antoniusvita des Ennodius, nimmt aber die Kongruenz von Kirchenorganisation und *civitas*-Einteilung v.a. für Ufernoricum möglicherweise zu ernst (vermutete Bistümer auch in *Iuvavum*/Salzburg, *Ovilia*/Wels und *Cetium*/St. Pölten). Er plädiert auch für einen spätantiken Bischofssitz in Augsburg und für ein möglicherweise ebenfalls in der *Raetia secunda* zu suchendes «Breonen-Bistum» des 6. Jh.; ablehnend dagegen Hans Lieb, Die Bistümer der Raetia prima und secunda, in: Montfort 38 (1986) 121–125., 122; Reindel, Bistumsorganisation (wie Anm. 1) 291–294; Berg, Bischöfe (wie Anm. 17) 83; für Augsburg tendenziell zustimmend Störmer, Christentum (wie Anm. 13) 6. Zu dem 451 durch eine Synodalakte erstmals sicher bezeugten, aber möglicherweise noch ins 4. Jh. zurückgehenden Bistum Chur Kaiser, Churrätien (wie Anm. 1) 96 f.

Obwohl ein vereinzelter und problematischer Hinweis in der Vita des heiligen Severin für Binnennoricum eine (vorübergehende?) Metropolitanorganisation vermuten lassen könnte, finden sich die norischen Bistümer zusammen mit jenem/jenen der *Raetia secunda* (Säben, Augsburg?, «Breonen-Bistum»?) spätestens im 6. Jh. in Abhängigkeit des Metropoliten (und Patriarchen) von Aquileia/Grado.[23] Das 451 erstmals in den Quellen erwähnte Bistum Chur und damit die Raetia prima dagegen gehörte sicher zur Kirchenprovinz Mailand.[24]

Trotz der Wirrnisse der Völkerwanderungszeit, also der Phase der Auflösung des westlichen Imperium Romanum und der Herausbildung der germanischen Nachfolgereiche, scheint die spätantike Kirchenorganisation in manchen Teilen des Ostalpenraums bis ins 5. und gar weit ins 6. Jh. fortbestanden zu haben.

Dies gilt zweifellos für verschiedene Bistümer Binnennoricums. Im Verband der Kirchenprovinz Aquileia/Grado überstanden sie nicht nur das Ende des Westreiches, sondern auch die ohnehin stark von spätantiker Kontinuität geprägte Herrschaft der Ostgoten über Italien und die Ostalpen (493–552). Sogar die Wirren im Zusammenhang mit der Überwindung der ostgotischen Hegemonie im 6. Jh. scheinen sie überdauert zu haben: die oströmische Erneuerungs- und Eroberungspolitik Justinians, die aggressive Expansion der merowingischen Franken und der von diesen unterworfenen Alamannen in die Poebene und in den Ostalpenraum und schliesslich ab 568 die Eroberung Italiens durch die aus dem Donauraum eingewanderten Langobarden. Nebst inneren Schwierigkeiten scheinen dann aber am Ende des 6. Jh. vor allem Slaweneinfälle die spätantike Bistumsorganisation Binnennoricums nachhaltig erschüttert und schliesslich definitiv zerstört zu haben.[25]

Schon früher ging wohl die ohnehin kaum fassbare Bistumsorganisation in Ufernoricum unter. Die Zerstörungen und Plünderungen durch verschiedene Völkerschaften, insbesondere natürlich die Landnahme und Ethnogenese der Alamannen und Bajuwaren, führten zur planmässigen Räumung zumindest von Teilen der Provinz durch die romanische Bevölkerung, angeblich auf Betreiben des heiligen Severin und endgültig Odoakers, des Königs von Italien (488). Unter anderem dadurch dürfte zu erklären sein, weshalb von den kirchlichen Strukturen, welche noch in der Vita des genannten Heiligen erwähnt sind, für das 6. Jh. nichts mehr zu vernehmen ist.[26]

Im Alpenvorland der *Raetia secunda* scheint die Lage in den letzten Jahrzehnten des 5. Jh. ähnlich desolat gewesen zu sein, wenn auch hier vieles unklar bleibt und die Quellen weitgehend fehlen. Insbesondere ist ungewiss, wie weit die nachweisbare ostgotische Herrschaft über Rätien, welche zusätzlich durch Foederatenverträge mit benachbarten bzw. unterworfenen Alamannen abgesichert wurde, nach Norden reichte. Zweifellos kam es auch hier in der zweiten Hälfte des 5. Jh. zu massiven Plünderungszügen der Alamannen. In den Jahrzehnten um 500 setzte auch die alamannische Besiedlung ein. Archäologische Indizien sowie sprachhistorische Gesichtspunkte lassen mindestens bis ins 6. Jh. auf eine Kontinuität romanischer Bevölkerungsgruppen schliessen, vor allem für befestigte Siedlungen wie Regensburg oder Passau sowie für ländliche Rückzugsgebiete am Alpenkamm. Weitergehende Vermutung, wonach etwa in Augsburg ein spätantiker Bischofssitz die

---

[23] Reindel, Bistumsorganisation (wie Anm. 1) 288–292; Berg, Bischöfe (wie Anm. 17) 105–08, denkt an eine frühe, aber schwer nachweisbare Zugehörigkeit Noricums zum illyrischen Metropolitanverband von Sirmium (4. Jh.) und ist skeptisch gegenüber einer binnennorischen Kirchenprovinz, welche allein an der Bezeichnung *Teurnias* als *metropolis Norici* in der Severinsvita hängt. So auch Wolff, Kontinuität (wie Anm. 1) 20 f. vgl. auch 26 (Bischofslisten der Kirchenprovinz von Aquileia vom Ende des 6. Jhs.)

[24] Kaiser, Churrätien (wie Anm. 1) 96 f.

[25] Reindel, Bistumsorganisation (wie Anm. 1) 304 f.; Berg, Bischöfe (wie Anm. 17) 88 f.

[26] Reindel, Bistumsorganisation (wie Anm. 1) 298 f.; Berg, Bischöfe (wie Anm. 17) 66–68; Störmer, Christentum (wie Anm. 13) 10, ist skeptisch gegenüber dem von Eugippius in der Severinsvita beschriebenen angeblich vollständigen Abzug aller Romanen aus Noricum.

ersten Jahrhunderte des Frühmittelalters überdauert hätte, sind jedoch als reine Hypothesen zu betrachten.[27]

Das einzige, seit dem 6. Jh. überlieferte Bistum der *Raetia secunda,* das südtirolische Säben, war damals weder zweifelsfrei der einzige Bischofssitz der Provinz, noch ist es eindeutig als «Rückzugsbistum» von Augsburg in die sicheren Alpentäler zu erklären. Sein Alter ist jedoch ebenso ungewiss, wie ein Bezug zur spätantiken *civitas*- und Kirchenorganisation nicht nachvollziehbar ist.[28] Immerhin darf man hier aber von einer Kontinuität der *sedes* vom 6. Jh. bis ins 10. Jh. ausgehen, als der Bischof seinen Sitz ins benachbarte Brixen verlegte.

Abgesehen von den oberitalischen Bischofsitzen weist von allen mittelalterlichen Bistümern des Ostalpenraums nur Chur eindeutig eine Kontinuität seit der Spätantike auf. Von dort sind seit 451 Namen vereinzelter Bischöfe überliefert. Die höchstwahrscheinlich in einem spätrömischen Kastell errichtete Kathedrale erlebte seit dem 5. Jh. nicht nur mehrere Neubauten, sondern wurde auch mit einer regelrechten Kirchenfamilie ausgestattet. Aber selbst am Churer Bistum gingen die politischen Ereignisse zwischen dem 5. und 7. Jh. nicht spurlos vorüber: Nicht zuletzt, weil auch im Frühmittelalter im wesentlichen das Prinzip der Kongruenz weltlicher und kirchlicher Administrationseinheiten gewahrt blieb, wurden die Sprengelgrenzen immer wieder den wechselnden politischen Verhältnissen angepasst, insbesondere seit der zunehmenden alamannischen Besiedlung des nordostschweizerischen Mittellandes, spätestens seit dem 6. Jh. Vor allem aber führte das gleiche Prinzip auch zur Loslösung Churs von der Mailänder Kirchenprovinz. Da die *Raetia prima* bzw. Churrätien vermutlich in den 530er Jahren zusammen mit der *Alamannia* auf vertragliche oder gewaltsame Weise von den Ostgoten in die fränkische Herrschaft übergegangen war, kann es nicht erstaunen, dass die Churer Bischöfe im 7. und 8. Jh. Kontakte zur fränkischen Herrschaft und zur gallischen Geistlichkeit pflegten, wie insbesondere die Beteiligung an fränkischen Synoden bezeugt. Diese kirchenpolitische «Umpolung» Churs war umso leichter möglich, da bis ins 7. Jh. die spätrömische Kirchenorganisation praktisch überall, zumindest aber nördlich der Alpen zusammengebrochen war.[29]

Die ersten Jahrhunderte des Frühmittelalters, so ein knappes Fazit, verstärkten in den Provinzen des Ostalpenraums zweifellos die Unterschiede in der Ausprägung der Bistumsorganisation, die bereits in der Spätantike erkennbar waren. Während einzig in der *Raetia prima* mit Chur ein sicher spätantikes Bistum ins Mittelalter weiterbestand, ist auch in der *Raetia secunda* für das ebenso turbulente wie quellenarme 6. und 7. Jh. mit Säben nur ein Bischofssitz in den Alpen mit Sicherheit bekannt. Ausgerechnet in den stärker urbanisierten norischen Provinzen ist der Bruch mit der spätrömischen Kirchenorganisation am deutlichsten nachvollziehbar. Erlebte Ufernoricum in der Zeit der germanischen Landnahme vermutlich ein ähnliches Schicksal wie die nördlichen Teile der *Raetia secunda,* so scheint die Bistumsorganisation Binnennoricums gerade in Hinblick auf ihren hohen Entwicklungsstand und ihre langdauernde Kontinuität im späten 6. Jh. eine besonders harte und abrupte Bruchlandung erlitten zu haben.

Innerkirchliche Auseinandersetzungen dürften die Zerfallserscheinungen der spätantiken Ordnung verstärkt haben. So führte etwa der sogenannte Dreikapitelstreit im 6. Jh. zur Angliederung des mailändischen Bistums Como

---

[27] Zu einer möglicherweise das Bistum Augsburg nennenden Quelle des späten 6. Jh. vgl. die kontroverse Literatur in Anm. 22. Zu den politischen, ethnischen und Siedlungsverhältnissen in der *Raetia secunda* im 5.–7. Jh. vgl. Volker Babucke, Nach Osten bis an den Lech, in: Die Alamannen, Stuttgart 1997², 249–260; Störmer, Christentum (wie Anm. 13) 10 f. und 5 (Afrakult); Kaiser, Churrätien (wie Anm. 1) 20–27 und 29 f.

[28] So etwa Lieb, Bistümer (wie Anm. 22) 121 f. mit Hinweis auf andere «Rückzugsbistümer»; dagegen Berg, Bischöfe (wie Anm. 17) 89 f.; Wolff, Kontinuität (wie Anm. 1) 11–13.

[29] Vgl. Otto P. Clavadetscher, Churrätien im Übergang von der Spätantike zum Mittelalter nach den Schriftquellen, in: Von der Spätantike zum frühen Mittelalter, hg. v. J. Werner und E. Ewig, Sigmaringen 1979 (Neudruck in: Ders., Rätien im Mittelalter, Sigmaringen 1994, 1–20), 159–178; Urs Clavadetscher, Übergang ins Frühmittelalter, in: Churer Stadtgeschichte I, Chur 1993, 186–218; Kaiser, Churrätien (wie Anm. 1) v.a. 30–39 und 96–113 (mit weiterer Literatur).

an den Sprengel von Aquileia, der damals das Zentrum der Schismatiker bildete. Die damit verbundene Isolierung Churs von seiner Metropole Mailand dürfte die erwähnte Hinwendung der Churer Bischöfe nach Gallien gefördert haben.[30] Immerhin hatte die wiederholte Eroberung Italiens durch germanische Völker mit Bekenntnis zum Arianismus (Ostgoten, Langobarden) keine dauerhafte konfessionelle Spaltung der westlichen Kirche und damit auch des Ostalpenraums zur Folge. Zu geringfügig war dazu wohl die germanisch-arianische Überschichtung des romanisch-katholischen Italien. Die Hinwendung der langobardischen Herrscher zum Katholizismus darf vermutlich als Referenz an die kirchlichen Machtverhältnisse innerhalb der westlichen Christenheit und insbesondere Italiens verstanden werden, wo die spätantike Kirchenorganisation in besonderem Mass ins Mittelalter gerettet werden konnte.[31]

Eine Untersuchung der Kirchenorganisation im ersten nachchristlichen Jahrtausend hat jedoch nicht nur Niedergang und Zerfall der spätantiken Ordnung aufzuzeichnen, sondern auch vielfältige Neuansätze, vor allem seit dem 7. Jh. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten sich die germanischen Nachfolgereiche des römischen Imperiums konsolidiert; in Oberitalien das Langobardenreich, im Nordwesten das merowingische Frankenreich. Die ins nördliche Alpenvorland Rätiens und Noricums einwandernden Alamannen und Bajuwaren standen seit dem 6. Jh. unter fränkischer Vorherrschaft. Wie die römischen Kaiser engagierten sich auch die germanischen Herrscher stark in der Kirchenpolitik und machten insbesondere die Bistümer zu einer wichtigen Stütze ihrer Königsherrschaft. Die ganz unterschiedliche Durchsetzungsfähigkeit der verschiedenen, oft untereinander rivalisierenden Mitglieder der merowingischen Herrscherdynastie lässt sich nicht zuletzt an ihrer mehr oder weniger aktiven Kirchenpolitik messen.[32]

So scheint es nur folgerichtig, dass es im späten 6. oder frühen 7. Jh. mit Konstanz zur ersten Bistumsgründung im alamannischen Siedlungsraum kam. Wenn auch die genauen Umstände und die Chronologie nicht nachvollziehbar sind, so spricht vieles dafür, diese Gründung als Teil eines breiter angelegten Versuchs zur herrschaftlichen Durchdringung Alamanniens durch die letzten bedeutenden Merowingerherrscher, Chlothar II., Dagobert I. oder ihre unmittelbaren Vorgänger zu werten.[33]

Da diese Neuordnung Alamanniens ihre Ausgangsbasis vermutlich im nordostschweizerischen Raum hatte, wo die Franken mit ihren Reformen an mehr oder weniger intakte spätrömische Herrschaftsformen und -institutionen anschliessen konnten, scheint es nur folgerichtig, dass das östliche, dem bayerischen Einflussbereich nahegelegene Randbistum Alamanniens, Augsburg, erst später bezeugt ist.

---

30 Kaiser, Churrätien (wie Anm. 1) 98 f.; Reindel, Bistumsorganisation (wie Anm. 1) 289–29.

31 Jörg Jarnut, Aspekte des Kontinuitätsproblems in der Völkerwanderungszeit, in: Zur Kontinuität zwischen Antike und Mittelalter am Oberrhein, hg. v. F. Staab, Sigmaringen 1994, 46–49, betont den hohen Grad der Kontinuität weltlicher und kirchlicher Administrationsformen trotz der verheerenden Folgen vor allem der Frühzeit der langobardischen Eroberungen für die weltliche und geistliche Oberschicht Italiens. Zu ihnen zählt v.a. auch die Flucht der Bischöfe von Mailand und Aquileia in den byzantinischen Machtbereich, im Fall des Patriarchen von Aquileia auf die Adriainsel Grado. Vgl. auch Reindel, Bistumsorganisation (wie Anm. 1) 289.

32 Zur merowingischen Kirchen- und Bistumspolitik vgl. z.B. Heinzelmann, Bischof (wie Anm. 20); Reinhold Kaiser, Bischofsherrschaft zwischen Königtum und Fürstenmacht, Bonn 1981, 55–74; Kaiser, Römisches Erbe (wie Anm. 1) 101–104.

33 Zur herrschaftlichen Durchdringung Alamanniens im Rahmen der fränkischen Expansionspolitik und zur Frage nach dem Ursprung und Charakter des alamannischen Herzogtums v.a. Hagen Keller, Fränkische Herrschaft und alemannisches Herzogtum im 6. und 7. Jh., in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 124 / N.F. 85 (1976) 1–30; Michael Borgolte, Die Grafschaften Alemanniens in fränkischer Zeit, Sigmaringen 1984, v.a. 21–26; Kaiser, Churrätien (wie Anm. 1) 30 f. Zur (umstrittenen) These einer Verlegung des Bischofssitzes von Vindonissa/Windisch nach Konstanz vgl. Hans Lieb, Das Bistum Windisch und die Entstehung der Bistümer Lausanne und Konstanz, in: Protokoll über die Arbeitssitzung des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte 170 (1972) 1–11; Helmut Maurer et al., Das Bistum Konstanz, in: Helvetia Sacra I,2, Basel/Frankfurt a.M. 1993, 47, 236 f.; Helmut Maurer, Konstanz im Mittelalter I, Konstanz 1989, 25.

Während hier, wie erwähnt, die Existenz eines spätrömischen Bischofssitzes umstritten, seine Kontinuität sogar eher unwahrscheinlich ist, dürfte das mittelalterliche Bistum frühestens ins 7. Jh. zurückreichen. Sicher bezeugt sind seine Bischöfe aber erst seit 738. Sie scheinen damals (vorübergehend) nicht einmal in Augsburg selber residiert zu haben.[34] Ungewiss ist vor allem auch, ob bereits durch Dagobert I († 638) die Grenzen des Bistums Konstanz festgelegt wurden und damit auch die Nachbarbistümer Chur und Augsburg (?) eine feste Termination erhielten, wie dies ein Diplom Friedrich Barbarossas von 1155 behauptet. Zumindest gegenüber dem alten Bistum Chur müssten die Verhältnisse aber auf jeden Fall früh bereinigt worden sein.[35]

Die Anfänge der bayerischen Bistumsorganisation werden gewöhnlich der Initiative der bayerischen Herzöge zugeschrieben und vor oder nach 700 angesetzt, je nachdem, wann man die Lebens- und Wirkungsdaten der ersten bekannten Bischöfe gemäss der schwierigen Quellenlage ansetzt. Obwohl für die Siedlungs- und Stammesgebiete der Bajuwaren, also für den östlichen Teil der ehemaligen *Raetia secunda* sowie für Ufernoricum seit dem 7. Jh. faktisch kaum mehr mit einer fränkischen Oberherrschaft zu rechnen ist,[36] stammten die in der Forschung als «Hof-», «Missions-», «Kloster-» und «Wanderbischöfe» bezeichneten ersten Kirchenführer mit Wirkungsort beim Herzogshof Regensburg (Emmeram und Erhard), in Salzburg (Rupert), Freising (Corbinian) und Passau (Vivilo) überwiegend aus dem fränkischen Reichsgebiet. Erst 739 allerdings, unter Herzog Odilo, konnte der Angelsachse Winfrid/Bonifatius, der unter dem Schutz Karl Martells bereits die fränkischen Missionsbestrebungen im Osten vorangetrieben hatte und der 732 von Papst Gregor II. als Erzbischof eingesetzt wurde, in Bayern eine eigentliche Kirchenorganisation mit kanonisch geweihten Bischöfen, klar abgegrenzten Bistümern und dem (erst später wahrgenommenen) Recht zur Abhaltung von (Provinzial-)Synoden errichten. Schliesslich kam es 798, also 11 Jahre nach dem gewaltsamen Sturz Herzog Tassilos III. und der Wiedereinbindung Bayerns ins Karolingerreich durch Karl d. Grossen, zur Erhebung des Salzburger Bischofs Arno zum Erzbischof. Die Wahl Salzburgs zum Sitz des Metropoliten dürfte unter anderem mit der im 8. Jh. forcierten Missionierung und kirchlichen Erschliessung der slawisch besiedelten Gebiete der ehemaligen norischen Provinzen zusammenhängen.[37]

Dem Erzbistum Salzburg wurde neben Regensburg, Freising, Passau und einem wohl bald wieder abgegangenen, möglicherweise mit Augsburg vereinigten Bistum Neuburg auch das «Alpenbistum» Säben eingegliedert.[38] Säben, welches noch im 6. Jh. eindeutig der Kirchenprovinz Aquileia angehört hatte, erlebte im Frühmittelalter folglich eine ähnliche Umorientierung nach Norden wie das benachbarte Chur – zweifellos eine Folge der Tatsache, dass inzwischen die Hauptinitiative in der «Alpenpolitik» von Norden ausging.

Die Errichtung dieser neuen, bayerischen Kirchenprovinz stand eindeutig im Zusammenhang mit den fränkischen Bestrebungen, im gesamten Reich die seit der Spätantike zu-

---

[34] Störmer, Christentum (wie Anm. 13) 28 f. und 66–68, rechnet mit einer Gründung im 7. Jh.; Reindel (wie Anm. 1) 309, eher im frühen 8. Jh. unter Karl Martell. Vgl. zu Augsburg auch Literatur in Anm. 22.

[35] Monumenta Germaniae Historica, Diplomata regum et imperatorum Germaniae 10, Friedrich I, ed. v. H. Appelt, Hannover 1979, Nr. 128: Zur unterschiedlichen Behandlung dieser Urkunde vgl. Kaiser, Churrätien (wie Anm. 1) 38 (mit Anm. 79) 100. Zum Zusammenhang dieser Urkunde mit der vermuteten Gründung Augsburgs unter Dagobert I vgl. Friedrich Prinz, Frühes Mönchtum in Südwestdeutschland und die Anfänge der Reichenau (1974), Neudruck in: Mönchtum und Gesellschaft im Frühmittelalter, Darmstadt 1976, v.a. 163–166.

[36] So etwa Reinhard Schneider, Fränkische Alpenpolitik, in: Die transalpinen Verbindungen der Bayern, Alemannen und Franken bis zum 10. Jh., hg. v. H. Beumann und W. Schröder, Sigmaringen 1987, 25 f.

[37] Reindel, Bistumsorganisation (wie Anm. 1) 306–310; Reindel, Zeitalter der Agilolfinger (wie Anm. 16) 226–230 und 233; Störmer, Christentum (wie Anm. 13) 19–22 und 36–52; Boshof, Kirche (wie Anm. 19) 98–101. Als mögliche Gründe für die Erhebung Salzburgs werden auch die Königsnähe Erzbischof Arnos genannt und das Kalkül Karls d. Gr., den herzoglichen Vorort Regensburg nicht weiter zu stärken.

[38] Berg, Bischöfe (wie Anm. 17) 94–97.

sammengebrochene Metropolitanordnung wiederherzustellen. Hatten entsprechende Bestrebungen des hl. Bonifatius vor Mitte des 8. Jh. noch nicht zum Erfolg geführt, so wurde diese kirchenpolitische Neuordnung vor allem durch den Reformeifer der auf dem Höhepunkt ihrer Macht stehenden karolingischen Herrscher, d.h. Pippins I., vor allem aber Karls d. Grossen und Ludwigs d. Frommen ermöglicht.[39]

Auf Karl den Grossen ist auch die Klärung der Situation in Chur, dem Bistum der ehemaligen *Raetia prima,* zurückzuführen. Wie auch Alamannien unterstand Churrätien nach einer Phase ostgotischer Oberherrschaft seit den Alpen- und Italienfeldzügen der ostfränkischen (austrasischen) Merowinger in der ersten Hälfte des 6. Jh. dem fränkischen Reich. Im 7. und 8. Jh., also in der Zeit des Niedergangs der merowingischen Herrschaft, entwickelte sich Churrätien zu einer jener innerhalb des Frankenreiches auch andernorts anzutreffenden Bischofsherrschaften, die sich durch eine enge Verbindung von weltlicher und geistlicher Herrschaft auszeichneten.[40] In Chur fand sich spätestens seit der 2. Hälfte des 7. Jh. das oberste weltliche Amt des *praeses* – immer noch die Bezeichnung des römischen Provinzstatthalters – und die höchste geistliche Würde des Bischofs im Besitz einer Familie, jener der Victoriden oder Zacconen. In der zweiten Hälfte des 8. Jh., möglicherweise bereits unter Bischof Tello, sicher aber unter Constantius, dem ersten Bischof, der nicht mehr zu den Victoriden/Zacconen zu zählen ist, gelangten die beiden Ämter schliesslich in die Hand ein und derselben Person. Vieles ist nach wie vor unklar, insbesondere die Beziehung der Churer Bischöfe zu den frühen Karolingern oder die Beweggründe und Etappen von Karls Vorgehen. Zweifellos war 806 aber die endgültige Auflösung der Churer Bischofsherrschaft, der letzten des Frankenreiches, abgeschlossen. In Churrätien wurde die Grafschaft nach fränkischem Vorbild eingeführt. Das Bistum scheint dabei den grössten Teil seiner angeblich sehr umfangreichen Besitzungen eingebüsst zu haben.[41]

Auch in Churrätien, das der Forschung gewöhnlich als Musterbeispiel kultureller und verfassungsrechtlicher Kontinuität seit der Spätantike gilt, führte demnach die karolingische Herrschaft zu einem ausgeprägten Reformschub. Die Vorgänge sind einerseits zweifellos mit der verstärkten Bedeutung der Passprovinz seit der Einbindung Italiens ins fränkische Reich zu erklären, andererseits aber auch allgemeiner mit den karolingischen Bestrebungen, Herrschaft und Verwaltung im gesamten Reich zu rationalisieren und zu vereinheitlichen. Da auch die karolingischen Reformen in der Regel am spätrömischen Prinzip der Kongruenz von weltlichen und geistlichen Herrschaftsverbänden festhielten, musste sich kirchenpolitisch die Tatsache auswirken, dass Churrätien in den karolingischen Reichsteilungen mehrmals zwischen italischen Teilreichen, wohin es nach der spätantiken Metropolitanordnung ja gehörte, und Ostfranken hin- und hergeschoben wurde. Erst mit dem Verbleib beim ostfränkischen Reich Ludwigs des Deutschen nach dem Vertrag von Verdun (843) war die bereits in merowingischer Zeit eingeleitete Loslösung Churs von der Mailänder Kirchenprovinz und die Eingliederung in die Erzdiözese Mainz endgültig vollzogen.[42]

---

[39] Vgl. knapp Borgolte, Mittelalterliche Kirche (wie Anm. 22) 11.

[40] Zu den spätmerowingischen Bischofsherrschaften und ihrer Zerschlagung durch die Karolinger vgl. Otto P. Clavadetscher, Die Einführung der Grafschaftsverfassung in Rätien und die Klageschriften Bischof Viktors III von Chur, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Kanonistische Abteilung 39 (1953) 71–74 (Neudruck in: Ders., Rätien im Mittelalter, Sigmaringen 1994, 69–72); Kaiser, Bischofsherrschaft (wie Anm. 32) 55–74, v.a. 64–66 (Chur); Heinzelmann, Bischof (wie Anm. 20) 73–82; Hans Hubert Anton, «Bischofsherrschaften» und «Bischofsstaaten» in Spätantike und Frühmittelalter, in: Liber amicorum necnon et amicarum für Alfred Heit, hg. v. F. Burgard u.a., Trier 1996, 469–473.

[41] Clavadetscher, Einführung (wie Anm. 40); Clavadetscher, Churrätien (wie Anm. 29); Otto P. Clavadetscher, Zur Führungsschicht im frühmittelalterlichen Rätien, in: Ders., Rätien im Mittelalter, Sigmaringen 1994 (Neudruck d. Ausgabe in: Montfort 42 [1990] 63–70), 21–31.; Kaiser, Churrätien (wie Anm. 1) 45–55; – Sebastian Grüninger, Churrätien im Frühmittelalter aus historischer Sicht, in: M. Primas et al., Wartau – Ur- und Frühgeschichtliche Siedlungen und Brandopferplatz im Alpenrheintal Bd. 1, Bonn 2001, 105–133, spez. 109–111.

[42] Kaiser, Churrätien (wie Anm. 1) 55–58 und 101–103.

Insgesamt wurde der Ostalpenraum in karolingischer Zeit somit von drei geistlichen Einflusssphären berührt: Während Mailand in diesem Gebiet stark zurückgedrängt worden war, dominierte im Südosten mit den Bistümern Como, Trient, Belluno u.a. die Erzdiözese Aquileia. Die Kirchenprovinzen des Nordens, Mainz und Salzburg, griffen beide über den Alpenhauptkamm nach Süden aus: die erstere mit dem Bistum Chur ins Misox, ins Bergell und in den Vinschgau, die zweite mit Säben (später Brixen) über den Brenner ins Eisacktal. Die weiter östlich gelegenen Alpenregionen der ehemaligen norischen Provinzen standen weitgehend unter dem Einfluss der Erzdiözese Salzburg selber, der damit die Missionierung des grössten Teils der slawischen Alpenbevölkerung zufiel. Auch in dieser Beziehung richtete sich die Kirchenorganisation nach allgemeinen politischen Rahmenbedingungen: Erst war im Lauf des 8. Jh. die politische Angliederung Kärntens (Karantaniens) an das bayerische Herzogtum erfolgt, in den 90er Jahren des 8. Jh., nach der endgültigen Unterwerfung Bayerns, folgte schliesslich die Zerstörung des Awarenreiches an der Donau (Pannonien) durch Karl den Grossen. Nur die Gebiete Kärntens südlich der Drau wurden auf Karls Geheiss Aquileia unterstellt, das mit Salzburg, Byzanz und gar dem Papsttum um die geistliche Durchdringung des ehemaligen Awarenreiches konkurrierte.[43]

Trotz des harschen Vorgehens der Karolinger gegen einzelne Bistümer, wofür die Säkularisationen des Churer Bistumsbesitzes wohl ein besonders illustratives Beispiel liefern, zeichnet sich die karolingische Herrschaft durch zahllose Förderungsmassnahmen zugunsten von Bistümern aus. Das Erzbistum Salzburg beispielsweise wurde offensichtlich besonders reich beschenkt, etwa mit ganzen Talschaften (Zillertal).[44] Dies dürfte zumindest zum Teil mit dem Missionsauftrag dieser Kirche zusammenhängen, der seinerseits zweifellos die fränkische Herrschaft stützen sollte. Chur, das in den 820er Jahren vor Ludwig dem Frommen verschiedentlich die Kassierung von Bistumsgut eingeklagt hatte, erhielt zwar, ähnlich wie Säben, während der gesamten Karolingerzeit scheinbar nur sehr geringe Zuwendungen an Gütern, dafür erlangte es von Karl dem Grossen, Ludwig dem Frommen und Lothar I. Königsschutz- und Immunitätsprivilegien. Ludwig hatte dem Bischof obendrein die Verfügung über die Zehntrechte des Bistumssprengels zugesichert, eine Institution, von deren hohem Entwicklungsgrad gerade in Churrätien auch andere Quellen zeugen. Die Tatsache, dass bischöflicher Besitz nicht immer innerhalb des Bistumssprengels lag, sowie das verstärkte Vordringen des «Eigenkirchenwesens» seit karolingischer Zeit dürften zur zunehmenden Aufweichung einer an der Spätantike orientierten Bistumsorganisation geführt haben. Auf jeden Fall unterhöhlten diese und andere Phänomene die geistlichen Patronatsrechte des Bischofs in einem festen Territorium und leiteten damit die das Hochmittelalter kennzeichnende «Feudalisierung» der Kirche ein.[45]

In spätkarolingischer Zeit erfolgte die zunehmende Desintegration des fränkischen Reiches und dessen Zerfall in seine Grundbestandteile, die sogenannten *regna,* wie sie sich seit merowingischer Zeit innerhalb des Frankenreiches herausgebildet hatten. Sie waren nicht nur grosso modo mit den Siedlungs- bzw. Stammesgebieten der verschiedenen ethnischen Gruppen identisch, sondern sie formten eigentliche «Adelslandschaften» und bildeten jeweils die Basis für die unterschiedlichen Reichsteilungsvorhaben sowie nicht zuletzt auch für die Kirchenorganisation, wie das Beispiel Bayerns deutlich vor Augen geführt hat. Während Italien bereits seit den karolingischen Teilungsverträgen (Verdun 843, Mersen 870) von Ostfranken getrennte Wege ging, bildeten sich in

---

[43] Vgl. zur bayerischen Ostmission im 8./9. Jh. Friedrich Prinz, Die innere Entwicklung: Staat, Gesellschaft, Kirche, Wirtschaft, in: Handbuch der bayerischen Geschichte I, hg. v. M. Spindler, München 1981², 443 f.; Störmer, Christentum (wie Anm. 13) 62–64; Boshof, Kirche (wie Anm. 19) 124–132.

[44] Vgl. Prinz, Innere Entwicklung (wie Anm. 43) 44.

[45] Vgl. für die Situation in Churrätien Kaiser, Churrätien (wie Anm. 1) 113–118. Zu den Besitzverhältnissen Säbens in karolinigscher Zeit knapp Berg, Bischöfe (wie Anm. 17) 96.

den Auseinandersetzungen zu Beginn des 10. Jh. sowohl in Alamannien bzw. Schwaben als auch in Bayern neuerlich Herzogtümer heraus, welche sich als Zwischengewalten zwischen den *regna* und dem (relativ schwachen) Königtum etablieren konnten. Die Durchsetzung der sächsisch-ottonischen Herrschaft seit Heinrich I. und schliesslich die (neuerliche) Eingliederung Italiens ins ostfränkisch-deutsche Reich unter Otto I. gelang nur unter heftigen Konflikten. Schliesslich waren auch noch die Ungarn zurückzubinden, welche in der ersten Hälfte des 10. Jh. dem Reich, insbesondere Bayern, zusetzten und die Ostalpenbistümer bedrohten.[46]

Bei ihrer Erneuerungspolitik setzten die Ottonen erneut auf aktive Kirchenpolitik, welche diejenige der Karolinger weiterführte und zweifellos übertraf. Bistümer wurden reich beschenkt, im Gegenzug aber zum *servitium regis* verpflichtet, d.h. zu Abgaben, zur Gastung des durchreisenden Hofes und zur Heerfolge mit grossem Aufwand und Tross. Allerdings zeigen gerade die Wirren rund um die Konsolidierung der ottonischen Herrschaft, dass man nicht einfach die Bischöfe als potentielle Verbündete des Königtums gegen den widerspenstigen Adel sehen darf. Zu kompliziert und wechselnd waren dazu die Parteiungen und zu stark war der Klerus selber Bestandteil des regionalen und/oder des Reichsadels.[47]

Diese sogenannte ottonisch-salische Reichskirchenpolitik zeigt sich wiederum an Chur deutlich, dessen Bischof Hartpert die quantitativ bedeutendste (überlieferte) Privilegierung aller Bischöfe durch Otto I. erhielt, darunter zahlreiche gräfliche Rechte innerhalb Churrätiens. Rätien selbst und seine Bischöfe erscheinen im 9. Jh. als fester Bestandteil der schwäbischen «Adels-» und «Kirchenlandschaft». Zusammen mit Ulrich von Augsburg trat Hartpert 954 gar als Vermittler zwischen Otto I. und seinem aufständischen Sohn Luidolf in Erscheinung.[48] Wie Chur gewann zweifellos auch das zweite «Alpenbistum», Säben, seit der Angliederung Italiens ans ostfränkisch-deutsche Reich durch Otto I. an Bedeutung für dessen Pass- und Italienpolitik. So wurde Säben von den Ottonen mit Gütern und Rechten ausgestattet, und schliesslich erfolgte um 960 die Verlegung des Bischofssitzes nach Brixen, ebenfalls auf ehemals königlichen Besitz.[49] Im übrigen übten die Ottonen, wie vor ihnen bereits die Merowinger und Karolinger, ausgiebig Einfluss auf die Bischofserhebungen.[50]

Will man ein knappes Zwischenfazit ziehen, so hatte sich die Kirchenorganisation auf der Ebene der Bistümer im Ostalpenraum seit karolingischer Zeit kaum mehr verändert – mit Ausnahme lediglich der östlichen Missionsgebiete, wo es nach der Konsolidierung der Kirche und der Behebung der durch die Ungarneinfälle angerichteten Schäden im 11. Jh. sogar nochmals zu einer Bistumsgründung in Gurk in Kärnten kam. Der Ostalpenraum war eine typische Durchgangsregion, die immer dann besonderes Interesse der Machthaber auf sich

---

[46] Vgl. knapp etwa Egon Boshof, Königtum und Königsherrschaft im 10. und 11. Jh., München 1993, 3–17.

[47] Zum (terminologisch umstrittenen) «ottonisch-salischen Reichskirchensystem» vgl. z.B. Albrecht Graf Finck von Finckenstein, Bischof und Reich, Sigmaringen 1989, 28 f.; Rudolf Schieffer, Der ottonische Reichsepiskopat zwischen Königtum und Adel, in: Frühmittelalerliche Studien 23 (1989) v.a. 291–301 (zum Begriff); Rudolf Schieffer, Karolingische und ottonische Kirchenpolitik, in: Mönchtum, Kirche, Herrschaft (750–1000), hg. v. D. R. Bauer u.a., Sigmaringen 1998, 311–325. Vgl. z.B. für Bayern während des Aufstandes des Königssohnes Luidolf und Konrads des Roten Franz-Reiner Erkens, Die Salzburger Kirchenprovinz und das Bistum Augsburg im Zeitalter der Ottonen und frühen Salier (907–1046), in: Handbuch der bayerischen Kirchengeschichte I/1, St. Ottilien 1998, 151–153.

[48] Hagen Keller, Kloster Einsiedeln im ottonischen Schwaben, Freiburg 1964, v.a. 99–103; Fink von Finkenstein, Bischof (wie Anm. 47) 137–141; Albrecht Graf Finck von Finkenstein, Unterrätien und die Bistümer Konstanz und Chur in der Reichspolitik des 10. Jh., in: Montfort 42 (1990) 98–103; Linus Bühler, Chur im Mittelalter, Chur 1995, 91 f.; Kaiser, Churrätien (wie Anm. 1) 118–127.

[49] Episoden wie die Auseinandersetzungen um die Nachfolge Bischof Ulrichs von Augsburg oder die Schwierigkeiten bei der Neubesetzung des nach dem Luidolfaufstand geblendeten und nach Säben verbannten Erzbischofs Herold von Salzburg verdeutlichen die königlichen Einflussnahme in die lokale Bistumspolitik, weisen aber gleichzeitig auch auf deren Grenzen hin. Fink von Finkenstein, Bischof (wie Anm. 47) 142–144; Boshof, Kirche (wie Anm. 19) 123; Erkens, Salzburger Kirchenprovinz (wie Anm. 47) 155 f.

[50] Vgl. Erkens, Salzburger Kirchenprovinz (wie Anm. 47) 152–154 (zu Säben) und 166 (zu Augsburg).

zog, wenn es um die Erschliessung, Eroberung und Sicherung «ennetbirgischer» Gebiete ging – Italien, Kärnten, Ungarn. Verfolgten die Karolinger dieses Ziel mittels Reformen der weltlichen Verwaltung, wenn nötig auch zu Lasten von Bistümern, so belegen gerade auch die Bistümer des Ostalpenraumes seit dem 10. Jh. und bis zum Investiturstreit eine vermehrte Einbindung der Kirche in die weltliche Herrschaftsorganisation. Dabei handelte es sich nicht mehr um die Ausbildung von eigentlichen Bischofsherrschaften, wie sie etwa Chur in spätmerowingischer Zeit kannte, sondern eher um die Einbindung geistlicher Würdenträger und ihrer Ressourcen in die feudale Herrschaftsordnung des Hochmittelalters.

3. Die Klöster im Ostalpenraum (Abb. 3)

Von den unterschiedlichen monastischen Institutionen, die seit dem 4. und frühen 5. Jh. mit einiger Verzögerung gegenüber dem Osten in der westlichen Hälfte des Imperium Romanum entstanden, entfalteten insbesondere die gallischen Gründungen Tours (Martin, 371–397), Lérins (Honoratus) und Marseille (Johannes Cassianus), beide um 420, grössere Ausstrahlungskraft. Dies zeigt der Einfluss der Mönchsregel Cassians auf diejenige, welche Benedikt von Nursia für Monte Cassino, seine 529 erfolgte und wohl wichtigste frühmittelalterliche Klostergründung des Westens, verfasste, aber auch das rasche Vordringen des Klosterwesens bis in den Jura und in die Westalpen. Letzteres geschah vor allem seit dem 6. Jh. unter Schutz und Förderung der burgundischen und später fränkischen Könige.[51]

Für den Ostalpenraum sind durch Briefe des Kirchenvaters Hieronymus an Mönche und Nonnen in Ljublijana *(Emona,* Provinz *Venetia et Histria)* monastische Lebensformen – wenn auch nicht eindeutig eigentliche Klöster – bereits im späten 4. Jh. belegt.[52] Für die zweite Hälfte des 5. Jh. ist es wiederum die Severinsvita des Eugippius, welche ein vermutlich bereits vor Severins Wirken bestehendes Mönchtum in Ufernoricum und in der *Raetia secunda,* nämlich in Salzburg und Künzing, wahrscheinlich macht. Die Vita erwähnt überdies verschiedene Klostergründungen des Heiligen selbst, so Mautern *(Favianis),* wo Severin selbst als Mönch hauptsächlich wirkte, und Passau-Innstadt *(Boiotro).* Die Herkunft dieses «severinischen» Mönchtums im Donauraum ist ebensowenig bekannt, wie diejenige des Heiligen selbst, dem Beziehungen zum oströmischen Kaiserhaus nachzuweisen sind. Indizien weisen, ähnlich wie bei den erwähnten südgallischen Gründungen, auf eine Orientierung am östlichen Zönobitentum hin, doch ist eine Mönchsregel nicht überliefert. Durch ihren Standort in oder unmittelbar bei bestehenden und befestigten Siedlungskernen sowie durch ein Nebeneinander von gemeinschaftlichen und eremitischen Lebensformen erscheinen diese Gründungen den frühen Klöstern des gallischen Raumes und Italiens nicht unähnlich. Eine Kontinuität monastischer Lebensformen in Ufernoricum und in der *Raetia secunda* über das 5. Jh. hinaus lässt sich nirgends beweisen, wenn auch Indizien insbesondere für Salzburg, Regensburg und Augsburg in diese Richtung weisen könnten. Der von den Vitenschreibern Eugippius und Ennodius geschilderte Abzug der Mönche aus den Klöstern Severins nach Italien und bis nach Lérins zeigt überdies die frühe «internationale Verflechtung des abendländischen Mönchtums».[53]

Nur am Rande gestreift wurde der Ostalpenraum von der «irofränkischen Klosterbewegung», zweifellos einer der wichtigsten ihrer Art im Frühmittelalter. Sie ging auf den Iren Columban zurück, der von etwa 590 bis 615 z.T. mit Zustimmung, z.T. in Opposition zu den fränkischen Herrschern auf dem Kontinent wirkte

---

[51] Vgl. die Überblicksdarstellungen von Angenendt, Frühmittelalter (wie 18) 97–105; Demandt, Spätantike (wie Anm. 1) 459 f.; Glaser, Christentum (wie Anm. 1) 56; grundlegend Friedrich Prinz, Frühes Mönchtum im Frankenreich, München/Wien 1965, v.a. 88–94, 112–117 sowie Kartenanhang.

[52] Glaser, Christentum (wie Anm. 1) 57 und 83.

[53] Prinz, Frühes Mönchtum (wie Anm. 51) 318–344, Zitat 331; Reindel, Zeitalter der Agilolfinger (wie Anm. 16) 204; Störmer, Christentum (wie Anm. 13) 8 f.



⊛ Klöster zur Zeit Severins
○ Im 8. und frühen 9. Jh. entstandene Klöster

Abb. 3. Frühe Klöster im östlichen Alpenraum (bis Anfang 9. Jh.). Vorlage nach A. Zettler.

und mit seinen Klostergründungen insbesondere innerhalb der fränkischen Oberschicht offensichtlich durchschlagenden Erfolg erzielte. Mit Columbans eigener Klosterregel, die allerdings schon bald durch Kombination mit der Benediktregel zur *regula mixta* ausgebaut wurde, und insbesondere mit dem irischen Ideal der asketischen Heimatlosigkeit *(peregrinatio)* hob sich das columbanische Mönchtum klar vom altgallischen ab. Seine reformerische Dynamik fand durch weitere Iren, aber auch durch andere, zumeist von verschiedenen Teilen Galliens ausgehende und z.T. am «irofränkischen Mönchtum» orientierte Klosterbewegungen eine Fortsetzung. Die *peregrinatio* führte nicht nur zu Unabhängigkeitsbestrebungen dieser Klöster bis hin zur Ablehnung der geistlichen Leitungsbefugnisse des Diözesanbischofs, was den Klöstern neben dieser geistlichen Freiheit auch zunehmend zu rechtlicher und fiskalischer Unabhängigkeit von der weltlichen Herrschaft (Immunität) verhalf. Vielmehr verband sich mit ihr auch der Missionsgedanke, der bereits im 7. Jh. auch auf die vom ostfränkischen (austrasischen) Teilreich abhängigen *regna* bzw. Dukate (Herzogtümer) Alamannien und Bayern ausstrahlte.[54]

Während sich der Erfolg dieser frühen Missionsbemühungen in den Siedlungsgebieten der Bajuwaren an der Donau schwer abschätzen lässt, hatte das Wirken Columbans und insbesondere seines angeblichen Begleiters Gallus im alamannisch-rätischen Grenzraum bekanntlich bleibende Wirkung. Letzterer soll mit Hilfe des Alamannenherzogs im Arboner Forst eine Einsiedelei aufgebaut haben, welche rund ein Jahrhundert später, um 720, unter dem in Chur ausgebildeten Abt Otmar zum Kloster St. Gallen ausgebaut wurde. Sanktgallische Mönche

[54] Angenendt, Frühmittelalter (wie Anm. 18) 213–223; neuerdings Josef Semmler, Zum Wirken von Mönchen und Bischöfen aus dem Merowingerreich im südöstlichen Vorfeld, in: Könige – Kirche – Adel, hg. von R. Loose und S. Lorenz, Lana 1999, 35–51 (zu Columban und weiteren monastischen Bewegungen des 7. und 8. Jhs.).

wirkten nach späterer Überlieferung im 8. Jh. an der Gründung weiterer alamannischer Klöster mit, etwa in Kempten und Füssen, und bis zum bayerischen Tegernsee.[55]

Gleichzeitig hatte nämlich überall im Ostalpenraum eine eigentliche Welle von Klostergründungen eingesetzt, etwa in Bayern durch die Tätigkeit der bereits erwähnten «Glaubensboten» bzw. «Hof», «Missions-», «Wander-» und/oder «Klosterbischöfe» Emmeram, Erhard, Rupert und Corbinian, parallel also zum schrittweisen Aufbau der Bistumsorganisation. In Regensburg etwa wird diese Parallelität besonders deutlich im engen institutionellen und besitzrechtlichen Nebeneinander von Märtyrerkloster St. Emmeram und Bistum, welche beide bis 975 in Personalunion geführt wurden. Wenige Jahrzehnte nach dem Auftreten der ersten Bischöfe und Klöster in Freising und Salzburg werden von diesen Zentren aus Klöster gegen die kärntischen Missionsgebiete vorgeschoben, etwa 769 Innichen im südtirolischen Pustertal und wahrscheinlich in den 70er Jahren Kremsmünster. Dem wohl um die Jahrhundertmitte gegründeten (Doppel-?) Kloster Chiemsee wird gar die Rolle einer eigentlichen «Missionszentrale» zugesprochen. Viele der zahlreichen Gründungen des 8. Jh. gehen zweifellos auf die Herzöge, insbesondere Tassilo III. zurück, doch wird heute neben bischöflicher Initiative vor allem auch die Rolle des Adels wieder stärker betont, der allerdings auf den Konsens der agilolfingischen Herzöge angewiesen gewesen sei. Die Rolle des fränkischen Königtums ist noch zu diskutieren.[56]

Selbst in dem stark von Kontinuität geprägten Churrätien sind Klöster nicht vor dem 8. Jh. nachweisbar. Anders als in den anderen genannten Regionen waren alle fünf bis zur Wende zum 9. Jh. entstandenen Klöster, drei Männer- (Disentis, Pfäfers, Müstair) und zwei Damenkonvente (Cazis, Impitinis/Mistail) dem Bischof unterstellt und, im Fall der Männerkongregationen, erst 806 durch Karl den Grossen dem Bistum entzogen worden, sofern man entsprechenden bischöflichen Klagen aus den 820er Jahren Glauben schenken will. Hinter diesem Umstand wird teilweise die Kontinuität spätantiken Kirchenrechts bis ins 8. Jh. vermutet, wo Kirchen- und Klosterstiftungen jeweils der bischöflichen Leitungsgewalt unterstellt waren. Demzufolge hätten in Churrätien, anders als etwa in Bayern, erst im 9. Jh. Eigenklöster entstehen können, Klöster also, bei denen nicht nur die Gründung auf «private» Initiative zurückging, sondern die auch nach ihrer Gründung im Besitz- und Herrschaftsverband des adligen oder geistlichen «Grund-» und «Eigenkirchenherrn» verblieben. Will man dieser verfassungshistorischen Vorstellung folgen, so wäre das wohl vor 823 vom ersten rätischen Grafen Hunfrid gegründete Frauenkloster Schänis das erste churrätische «Eigenkloster» – abgesehen allerdings von den andern Frauenkonventen Cazis und Impitinis/Mistail, die spätestens seit den erwähnten Umwälzungen zu Beginn des 9. Jh. wohl ihrerseits als bischöfliche «Eigenklöster» gelten dürfen.[57]

Vor allem eine auffällige Gemeinsamkeit weist die Diskussion um die Klostergründungen des 8. Jh. von Alamannien über Churrätien bis nach Bayern auf: In der gängigen Forschung wird tendenziell von der weitgehenden Unabhängigkeit dieser Gründungen von jeglicher königlich-fränkischer Klosterpolitik ausgegangen. Gründung und Ausstattung der Klöster

---

[55] Herkunft und Lebenszeit des Gallus sind nicht völlig gesichert. Die Glaubwürdigkeit der Gallus-Viten wird heute tendenziell wieder positiver beurteilt. Vgl. z.B. Keller, Fränkische Herrschaft (wie Anm. 33) 14–23; Kaiser, Churrätien (wie Anm. 1) 85–87; Semmler (wie Anm. 54) 41 f.; Johannes Duft, Geschichte des Klosters St. Gallen im Überblick vom 7. bis zum 12. Jh., in: Das Kloster St. Gallen im Mittelalter, hg. P. Ochsenbein, Darmstadt 1999, 11–15.

[56] Prinz, Frühes Mönchtum (wie Anm. 51) 379–413 (frühe Klöster der «Missionare») und 413–445 (Klöster der Agilolfinger) v.a. 425–434 (Kremsmünster, Innichen und Chiemsee); Reindel, Zeitalter der Agilolfinger (wie Anm. 16) 204–225; Störmer, Christentum (wie Anm. 13) 52–56, hier 54.

[57] Vgl. dazu Kaiser, Churrätien (wie Anm. 1) 128–153, und 169–171 (mit älterer Literatur); Grüninger, Churrätien (wie Anm. 41) 117. Zum Problem des churrätischen «Eigenkirchenwesens» v.a. Michael Borgolte, Der churrätische Bischofsstaat und die Lehre von der Eigenkirche, in: Geschichte und Kultur Churrätien. Festschrift für Pater Iso Müller OSB zu seinem 85. Geburtstag, hg. v. U. Brunold, L. Deplazes, Disentis 1986. Siehe zur gleichen Problematik mit Bezug auf das Niederkirchenwesen das folgende Kapitel.

seien primär auf autochthone Kräfte zurückzuführen gewesen, auf die Herzöge, Adeligen und Bischöfe, etwa die Bischof-*praesides* von Chur. Gegenteilige Überlieferungen für die Zeit vor dem Blutbad an der Gefolgschaft des alamannischen Herzogs in Cannstatt (746), vor Tassilos Sturz in Bayern (788) und vor der sogenannten *divisio* von Bistumsbesitz und gräflichem Amts- bzw. Reichsgut in Churrätien (806) werden kategorisch als spätere karolingerfreundliche «Propaganda» zurückgewiesen.[58]

Nun ist offensichtlich und in der Forschung unbestritten, dass dies für die geistliche Komponente der Gründungen zumindest nicht überall zutreffen kann. Trotz verschiedentlich nachweisbarer Kontakte mit Italien hatten die hauptsächlichen monastischen Strömungen, welche im 8. Jh. auf den Ostalpenraum einwirkten, ihren Ursprung eindeutig im Frankenreich. Dies gilt etwa für die frühen Mönchsbischöfe Bayerns ebenso wie für den legendären Klausner Sigisbert in der Einöde *(Desertina)* Disentis oder die wahrscheinliche Beteiligung des Pirminsklosters Reichenau an der Gründung der Abteien Pfäfers in Churrätien und Niederaltaich in Bayern.[59]

Mindestens ebenso bedeutsam ist aber, dass in jüngster Zeit auch in materieller Hinsicht verschiedene dieser «klösterlichen Bastionen» gegen die «fränkischen Zentralisierer» ins Wanken geraten. Konnte sich die These einer rein herzoglich-alamannischen Gründung der Reichenau ohnehin nie gänzlich durchsetzen, so werden neuerdings auch für St. Gallen wieder Erörterungen über die Zuverlässigkeit der Gründungstradition angestellt. Auch sprechen besitzgeschichtliche Argumente wohl weniger eindeutig für eine rein «churrätische Ausstattung» des Klosters Pfäfers als gewöhnlich angenommen.[60] In bezug auf Müstair, dessen Lage in der obersten Talstufe des Etsch- bzw. Rombach-/Münstertals sowohl auf eine kolonisatorische wie auch auf eine passpolitische Bedeutung der Klostergründung hinweist, wobei gleichzeitig Parallelen etwa zu Disentis oder Innichen ins Auge stechen, wird neuerdings aufgrund archäologischer und kunsthistorischer Überlegungen

---

[58] Zu St. Gallen, das im 8. Jh. u.a. auch unter churrätischem Einfluss stand, vgl. Rolf Sprandel, Das Kloster St. Gallen in der Verfassung des karolingischen Reiches, Freiburg i.Br. 1985, v.a. 27 f. Für die Reichenau (und St. Gallen) vgl. z.B. Prinz, Mönchtum in Südwestdeuschland (wie Anm. 35) 200–203. Siehe auch die Diskussion um das bayerische Klosterwesen, wo karolingischer Einfluss auf die Klostergründungen des 8. Jh. höchstens für eine westliche Zone im Umfeld eines angeblich karolingerfreundlichen Adels oder aber für bestimmte Perioden anerkannt wird, vor allem für die Zeit nach dem Sieg Pippins über Herzog Odilo und während der Vormundschaft des Frankenherrschers für seinen unmündigen Neffen Tassilo III. Aber selbst diese räumlich und/oder zeitlich beschränkte karolingische Einflussnahme wird mitsamt der entsprechenden Überlieferung teilweise bestritten: Vgl. etwa Reindel, Zeitalter der Agilolfinger (wie Anm. 16) 225 mit Anm. 265, gegen die These einer Zweiteilung des bayerischen Herzogtums von Prinz, Frühes Mönchtum (wie Anm. 51) v.a. 440–445 und Prinz, Innere Entwicklung (wie Anm. 43) 462–464. Die neue Überblicksdarstellung von Störmer, Christentum (wie Anm. 13) 52–56, übergeht die Frage nach einer Klosterpolitik des fränkischen Königtums in Bayern und postuliert stattdessen eine bayerische «Herzogs-» oder «Princepskirche», der in agilolfingischer Zeit auch die Klostergründungen des Adels und der Bischöfe angeschlossen gewesen seien.

[59] Zu Churrätien vgl. Kaiser, Churrätien (wie Anm. 1) 128, 134 (Disentis) und 140–143 (Pfäfers); Dieter Geuenich, Die ältere Geschichte von Pfäfers im Spiegel der Mönchslisten des Liber Viventium Fabariensis, in: Frühmittelalterliche Studien 9 (1975) 226–252. Zu Bayern vgl. Lit. in Anm. 56. Bzgl. Niederaltaich vgl. etwa Josef Semmler, Das Klosterwesen im bayerischen Raum vom 8. bis zum 10. Jh., in: Das Christentum im bairischen Raum, hg. v. E. Boshof und H. Wolff, Köln/Weimar/Wien 1994, 310 f. und neuerdings mit Neubeurteilung der karolingischen Beteiligung Josef Semmler, Bonifatius, die Karolinger und «die Franken», in: Mönchtum, Kirche, Herrschaft (750–1000), hg. v. D. Bauer et.al., Sigmaringen 1998, 16 mit Anm. 146.

[60] Zur Reichenau vgl. etwa Ursula Begrich, in: Helvetia Sacra III/1,2, Bern 1986, 1059. Zu St. Gallen neuerdings Hannes Steiner / Hans F. Haefele, Die Waldram-Familie und ihre Rolle in der Frühgeschichte St. Gallens, in: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 118 (2000), v.a. S. 14 f. Zu Pfäfers Kaiser, Churrätien (wie Anm. 1) 143 f. mit Anm. 455 f. Allein die Karte ebda. S. 137, mahnt jedoch zu noch grösserer Vorsicht gegenüber der angeblichen «Gemengelage» von Pfäferser und Disentiser Besitz, der nach Franz Perret, Aus der Frühgeschichte der Abtei Pfävers, in: Neujahrsblätter des Historischen Vereins des Kantons St. Gallen 98 (1958) 9–11, in beiden Fällen ausschliesslich auf die rätische Potentatenfamilie der Victoriden/Zacconen zurückgehen soll.

bereits für die 770er Jahre eine erhebliche Beteiligung des fränkischen Königtums an der Dimensionierung und Ausstattung der Anlage postuliert. Damit würde insbesondere auch der lange Zeit auf eine Verwechslung Karls des Grossen mit dessen Urenkel Karl III. zurückgeführte Karlskult des rätischen Klosters in seinem historischen Kern rehabilitiert.[61] Auch für Bayern kommt die Forschung z.T. auf die Beteiligung der Karolinger an Klostergründungen zurück.[62]

Bedeutete das «Wirken von Mönchen und Bischöfen aus dem Merowingerreich im südöstlichen Vorfeld» also mehr als nur die (unabsichtliche) Vorbereitung des karolingischen Zugriffs auf Alamannien, Bayern und Churrätien?[63] So lange die konkreten, möglicherweise äusserst wechselhaften und von vielfältigen Partikularinteressen geprägten Beziehungen der einzelnen *regna* zur spätmerowingisch-frühkarolingischen «Zentralgewalt» weitgehend im Dunkeln bleiben, so lange sich also nach wie vor wenig Konkretes zur Akzeptanz der fränkischen Oberherrschaft durch regionale weltliche und kirchliche Machtträger oder zum Zugriff auf allfällige Fiskalgüter und königliche Herrschaftsrechte in diesen Regionen sagen lässt, so lange ist jedenfalls eine Beschränkung der Klosterpolitik auf die lokale und regionale Ebene schwer zu belegen und das Heranziehen der Klostergründungen als Beleg für einen grundsätzlichen politischen (oder gar kulturell-ethnischen) Gegensatz zwischen autochthonen Gewalten und fränkischem Herrschaftsanspruch geradezu problematisch.

Wie dem auch sei, nach der endgültigen Integration der *regna* in den karolingischen Machtbereich befanden sich zahlreiche Konvente in Abhängigkeit des Königtums. Auch wenn für das 9. Jh. für die meisten Institutionen nur sehr vereinzelte Informationen vorliegen, wurden einige Klöster bereits in karolingischer Zeit mit Immunität ausgestattet, andere wurden königlichen Amtsträgern, wie z.B. den rätischen Grafen, unterstellt. Nur in seltenen Fällen, wie z.B. für das Kloster Kempten im Allgäu, weiss man für den Ostalpenraum bzw. für das Alpenvorland von umfangreichen Schenkungen von Seiten der karolingischen Herrscher. Nicht nur ein grosser Teil der Eigenklöster des Adels, sondern auch einige Reichsklöster gerieten bereits im 9. Jh. in bischöfliche Abhängigkeit, eine Tendenz, die sich auch im 10. Jh. fortsetzte. Längst nicht immer profitierten die für das betreffende Gebiet zuständigen Diözesanbischöfe von dieser Entwicklung, wie dies etwa bei der Übertragung des Klosters Müstair an das Bistum Chur durch Karl III. (881) der Fall war. Vielmehr wurden etliche Klöster zu Zentren bischöflich-grundherrlichen Fernbesitzes und trugen damit zur Feudalisierung und Auflösung territorialer, politischer und kirchlicher Strukturen bei. So gehörte etwa das Männerkloster St. Salvator im Chiemsee zwischen 788 und 891 dem Bischof von Metz. Oft wurden die Abteien dadurch zu Objekten (und Subjekten) von unterschiedlichen Besitzansprüchen und -streitigkeiten. Das wechselvolle Schicksal des Klosters Pfäfers im frühen 10. Jh. ist hierfür beispielhaft. Während mehrerer Jahrzehnte stand der Konvent im Schnittpunkt der Interessen der Bischöfe von Chur und Konstanz sowie der Abtei St. Gallen, erhielt dann aber 950 von Otto I. die Immunität und das Recht auf freie Wahl des Abtes.[64]

---

[61] Neuerdings Hans Rudolf Sennhauser, Kloster Müstair, Gründungszeit und Karlstradition, in: König – Kirche – Adel, hg. v. R. Loose und S. Lorenz, Lana 1999, 125–150, v.a. 148–150. Vgl. auch Kaiser, Churrätien (wie Anm. 1) 158 f. Dass die künstlerische Gestaltung des wohl etwas jüngeren Freskenprogramms (Anfang 9. Jh.?) auf oberitalische Parallelen verweist, widerspricht nach dem heutigen Wissen um die sogenannte «karolingische Renaissance» dieser postulierten «imperialen Dimension» der Anlage nicht. Für eine aktive Rolle Karls des Grossen in der rätischen Klosterpolitik spätestens seit den 770er Jahren spricht auch die Aufforderung des Abts von Murbach zur Intervention des Herrschers bzgl. des Entzugs von rätischen Besitzungen des elsässischen Klosters durch den Bischof von Chur: Monumenta Germaniae Historica, Formulae Merowingici et Karolini aevi, ed. v. K. Zeumer, Hannover 1886, Nr. 5, 331 / BUB I (wie Anm. 7) Nr. 20, 25.

[62] Vgl. Anm. 59.

[63] In dieser Weise Semmler (wie Anm. 54) 51, Zitat 35 (Aufsatztitel).

[64] Zur (wenig bekannten) Entwicklung der bayrischen und ostalamannischen Klöster im 9. Jh. vgl. z.B. Prinz, Innere Entwicklung (wie Anm. 43) 464–471; Boshof, Kirche (wie Anm. 19) 112–121, zu Chiemsee 119. Zu Churrätien Kaiser, Churrätien (wie Anm. 1) 128–153, v.a. 144 f. (Pfäfers).

Während das 9. und frühe 10. Jh. insgesamt für alle Klosterlandschaften des Ostalpenraums einen eher ungünstigen Verlauf nahm, erlebten zuvor viele Abteien im ausgehenden 8. und beginnenden 9. Jh. eine erste Periode wirtschaftlicher und kultureller Blüte. Dies lässt sich etwa an den churrätischen Konventen gut feststellen. Ein frühes Besitzverzeichnis für das Kloster Pfäfers, welches wohl auf die Mitte des 9. Jh. datiert werden kann und im sogenannten «Churrätischen Reichsgutsurbar» integriert ist, zeigt weit gestreute Besitzungen in- und ausserhalb Churrätiens mit mehreren grösseren und kleineren Herrenhöfen sowie Niederkirchen, teilweise mit Zehntrechten. Der wohl im ersten Drittel des 9. Jh. angelegte *Liber viventium Fabariensis,* das berühmte Verbrüderungsbuch der Abtei, belegt zusammen mit den Memorialbüchern aus St. Gallen und Reichenau die beträchtliche, allerdings nicht übermässige Grösse rätischer Konvente im 9. Jh. sowie einen weitverzweigten Kreis von Wohltätern des Klosters Pfäfers. Gleichzeitig bildet er auch das wertvollste erhaltene Erzeugnis eines rätischen Skriptoriums, dem sich noch weitere Codices zuordnen lassen.[65]

In karolingischer Zeit erlebte das monastische Leben einen bedeutenden Reformschub. Die Wirkung dieser «karolingischen Klosterreform», welche sich insbesondere in Herrschererlassen (Kapitularien) Ludwigs des Frommen spiegelt und die in Abt Benedikt von Aniane ihren wichtigsten Exponenten fand, wird allerdings vor allem auch mit Blick auf die bayerischen Verhältnisse zunehmend in Frage gestellt. Anscheinend konnte gerade in der näheren Umgebung der Bischofssitze weder die geforderte Scheidung in Klerikergemeinschaften, also Chorherren- bzw. Chordamenstifte, einerseits und in monastische Gemeinschaften andererseits strikt vollzogen werden, noch liessen sich letztere ausnahmslos der Benediktregel verpflichten, insbesondere deren Forderung nach Entsagung von jeglichem persönlichen Besitz der Konventsmitglieder.[66]

Das Scheitern dieses Versuchs einer inneren Neuordnung monastischer Lebensformen wird mit zu den Ursachen für den Niedergang des Klosterwesens seit der zweiten Hälfte des 9. Jh. gezählt, neben den politischen Unbilden der spätkarolingischen Zeit sowie den Sarazenen- und Ungarneinfällen, die in der ersten Hälfte des 10. Jh. zahlreiche Klöster des Ostalpenraumes empfindlich trafen und z.T. gänzlich auslöschten. Die Stärkung des Klosterwesens im Rahmen der ottonischen Reichskirchenpolitik und die zunehmende strategische Bedeutung vieler ostalpiner Klöster durch die ostfränkisch-deutsche Italien- und Ungarnpolitik wurde seit dem ausgehenden 10. Jh. durch die innere Erneuerung des monastischen Lebens im Zuge der hochmittelalterlichen Klosterreformen ergänzt.[67]

4. Das Niederkirchenwesen

Die Ausbildung der ländlichen Seelsorgeorganisation im Gebiet der ehemaligen rätischen und norischen Provinzen lässt sich lediglich bruchstückhaft rekonstruieren. In der *Raetia prima* nahm, wie archäologische Befunde verdeutlichen, die kirchliche Erschliessung des ländlichen Raumes im 5./6. Jh. mit der Errichtung der ersten Taufkirchen ihren Anfang. Schriftliche Hinweise machen es wahrscheinlich, dass sich im 6./7. Jh. die frühen Pfarreien formierten, in deren institutionellem Rahmen

---

[65] Zu diesem und anderen Erzeugnissen churrätischer Schriftkultur des (frühen) 9. Jh. Kaiser, Churrätien (wie Anm. 1) 154–158. Zum Pfäferser Besitzverzeichnis im «Churrätischen Reichsgutsurbar» (BUB I [wie Anm. 7], 385–388) vgl. ebda., 143 f. Zur Quelle vgl. Otto P. Clavadetscher, Das churrätische Reichsgutsurbar als Quelle zur Geschichte des Vertrages von Verdun, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germanische Abteilung 70, 1–63 (1953 (Neudruck in: Ders., Rätien im Mittelalter, Sigmaringen 1994, 114–176); Julia Kleindinst, Das churrätische Reichsgutsurbar – eine Quelle zur frühmittelalterlichen Geschichte Vorarlbergs, in: Montfort 47 (1995) 89–130.

[66] Semmler, Klosterwesen (wie Anm. 59) 318–324; Dieter Geuenich, Kritische Anmerkungen zur sogenannten «anianischen Reform», in: Mönchtum, Kirche, Herrschaft (750–1000), hg. v. D. Bauer et.al., Sigmaringen 1998, v.a. 108–112.

[67] Prinz, Innere Entwicklung (wie Anm. 43) v.a. 470–474; Erkens, Salzburger Kirchenprovinz (wie Anm. 47) 180–186. Zur Herausbildung der Domkapitel an den Bischofssitzen aus unterschiedlichen Vor- und Frühformen bis ins 10. Jh. vgl. ebda., 174–178; für Chur Kaiser, Churrätien (wie Anm. 1) 112 f.

amtliche Seelsorger Gemeinden in eigener Verantwortung dauernd und ordentlich betreuten. Im 8. Jh. wurde der Ausbau des Niederkirchenwesens weiter vorangetrieben, so dass um 800 alle wesentlichen Siedlungsräume durch die Pfarreiorganisation erschlossen waren. Ein eindrückliches Zeugnis für die intensive kirchliche Durchdringung in dieser Zeit stellt die für das Bistum Chur erstaunlich hohe, durch archäologische und schriftliche Informationen erschliessbare Zahl von über 200 Kirchen dar.[68]

Nur für wenige dieser Kirchen finden sich Anhaltspunkte, um deren Status bzw. Funktion zu erhellen. Eindeutig als Pfarrkirchen einzuordnen sind die als *ecclesia baptismalis, ecclesia plebeia* oder *mater ecclesia* bezeichneten Kirchen. Keine sicheren Rückschlüsse lassen dagegen die Termini *ecclesia, basilica, capella* und *titulus* zu: Bei den so benannten Kirchen kann es sich um eine mit Pfarreirechten ausgestattete Kirche oder um eine einfache Kapelle oder Filialkirche gehandelt haben. Wichtige Hinweise zur Stellung und zum Wirkungsfeld einzelner Kirchen geben auch die ihnen zugeordneten Zehntrechte.[69]

Zur Verfestigung der Pfarreiorganisation in Churrätien trug die von den Karolingern zunächst zugunsten von Pfarr- und Fiskalkirchen und seit 818/19 auch der Eigenkirchen allgemein verbindlich gemachte Zehntverpflichtung bei. Die neue Zehntordnung erforderte ein geschlossenes System genau abgegrenzter Zehntbezirke, was allmählich zur Pfarreitermination, d.h. zur Umschreibung der Gebiete führte, die von einer zehntberechtigten Kirche seelsorgerisch zu betreuen waren. Dadurch verwandelten sich die Personalverbände der älteren Pfarreien allmählich in Territorialverbände. Kritische Stimmen setzen diesen Prozess allerdings nicht vor dem Hochmittelalter an.[70]

Beim Aufbau des Niederkirchenwesens in Churrätien wurde neben den Aktivitäten der Churer Bischöfe, welche zweifellos eine Grundvoraussetzung für die Ausbildung kirchlicher Strukturen bildeten, auch private Initiative wirksam. Dies lässt sich der Klageschrift Bischof Viktors III. von 823 entnehmen, die festhält, dass *religiosi homines* Kirchen aus ihrem eigenen Vermögen errichtet hätten.[71] Viktor geht in diesem Schreiben davon aus, dass diese privaten Gründungen vor der *divisio inter episcopatum et comitatum,* also vor der Scheidung von Bistumsbesitz und gräflichem Amtsgut durch Karl den Grossen (806) Eigentum des Bistums waren und der bischöflichen Vermögensverwaltung unterstanden. Falls die Einheit des Kirchenvermögens bis zu diesem Zeitpunkt tatsächlich erhalten blieb, hätte das Eigenkirchenrecht, nach dem eine Eigenkirche vermögensrechtlich in der uneingeschränkten Verfügungsgewalt des Gründers verblieb, im Bistum Chur erst zu einem späteren Zeitpunkt Verbreitung gefunden. Im Widerspruch dazu ist in der Forschung mehrfach die Auffassung vorgetragen worden, dass bereits vor der *divisio* einzelne der von privaten Personen gegründeten Kirchen Eigenkirchen gewesen seien. Insbesondere Kirchen, in denen sich «Stiftergräber» nachweisen liessen, wurden von archäologischer Seite als «Eigenkirchen» angesprochen.[72] Dagegen ist mit dem Hinweis, dass die «Rechtsbeziehung zwischen dem Bestatteten und der Kirche archäologisch nicht zu erweisen ist», Einwand erhoben und zugleich die These aufgestellt worden, bei den Kirchen mit «Gründergräbern» bzw. bei allen privaten

---

[68] Zur Ausbildung der Pfarreiorganisation: Iso Müller, Die rätischen Pfarreien des Frühmittelalters, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 12 (1962) 449–497; Iso Müller, Zum rätischen Pfarrei-System im Vorarlberger Gebiet, in: Montfort 14 (1962) 3–23; Schneider-Schnekenburger, Churrätien (wie Anm. 5) 120 und Tafeln 72–74.

[69] Iso Müller, Die Pfarreien bis zur Jahrtausendwende, in: Frühes Christentum im schweizerischen Alpenraum, Einsiedeln/Zürich/Köln 1967, 42–46, 52–54.

[70] Vgl. dazu die gegensätzlichen Vorstellungen von Josef Semmler, Zehntgebot und Pfarrtermination in karolingischer Zeit, in: Aus Reich und Kirche. Festschrift Friedrich Kempf, hg. von H. Mordek, Sigmaringen 1983, 33–44 und Konrad Wanner, Vom lokalen Heiligtum zur ländlichen Pfarrkirche am Beispiel des heutigen Kantons Zürich, in: Variorum munera florum. Festschrift für H. F. Haefele, Sigmaringen 1985, 253–272.

[71] BUB I (wie Anm. 7) Nr. 46, 39, Z. 18–19.

[72] BUB I (wie Anm. 7) Nr. 46, 39, Z. 40–40, Z. 2. Die Literatur dazu ist zusammengetragen in: Borgolte, Bischofsstaat (wie Anm. 57) 83–85; Schneider-Schnekenburger II (wie Anm. 5) 74–77 und 190–191.

Kirchengründungen vor der *divisio* handle es sich um Stiftungen auf römisch-rechtlicher Grundlage. Diese Kirchenstiftungen hätten allerdings in diesem Fall ihre Unabhängigkeit auf Dauer nicht bewahren können, sondern wären bald in die Verfügungsgewalt des Bischofs oder Königs übergegangen.[73]

In seinem Schreiben von 823 klagte Viktor III., dass dem Bistum von mehr als 230 Kirchen nicht mehr als sechs Taufkirchen und 25 kleinere Titel verblieben seien.[74] Der Beschwerde des Bischofs über die umfassende Säkularisation von Kirchengut unter Karl dem Grossen und Ludwig dem Frommen war nur ein geringer Erfolg beschieden. In der folgenden Zeit gelang es den Bischöfen zwar, weitere der in Reichsbesitz übergegangenen Kirchen sowie diesen zugeordnete Rechte und Güterkomplexe für das Bistum zurückzugewinnen, doch vermochten diese Erfolge die von Viktor III. beklagten Verluste bei weitem nicht auszugleichen.[75]

Die kirchlichen Strukturen, die sich in der *Raetia secunda* und in *Noricum* in spätrömischer Zeit ausgebildet hatten, erfuhren, wie bereits in anderen Kapiteln gezeigt, im 7./8. Jh. tiefgreifende Veränderungen. Davon war auch das ländliche Kirchenwesen betroffen, das – früher als in Churrätien – weltliche Kräfte an sich zu ziehen begann. Bereits im frühen 8. Jh. bestanden im bajuwarisch besiedelten Teil der ehemaligen römischen Provinzen eine Reihe von adligen und herzoglichen Eigenkirchen.[76] Nur kurze Zeit später erschienen auch die Bischöfe als Inhaber von Eigenkirchen, denn die Bistumsgründungen von 739 wurden von den Agilolfingerherzögen durch die Übertragung von Kirchen und dazugehörigem Landbesitz abgesichert. Die bischöflichen Eigenkirchen, die in den Quellen als *ecclesiae parochiales* oder *baptismales* fassbar werden, bildeten die Grundlage der bischöflichen Amtsmacht in den ländlichen Gebieten. Lediglich ein Teil dieser ohnehin nicht zahlreichen Kirchen – im Bistum Freising etwas weniger als ein Drittel –, ist zu spätmittelalterlichen beziehungsweise neuzeitlichen Pfarrkirchen geworden.[77]

Mit der Errichtung der bayerischen Kirchenorganisation setzte der Kampf der Bischöfe um die geistliche und vermögensrechtliche Verfügungsgewalt der sich in weltlicher Hand befindenden Kirchen ein. Dabei bot das Kirchenrecht, das die Weihe der Priester und Kirchen durch den Bischof vorschrieb, eine ausgezeichnete Handhabe. Unterstützung fanden die Bischöfe in der Einforderung ihrer kanonischen Rechte durch die in der zweiten Hälfte des 8. Jh. abgehaltenen bayerischen Synoden. Um den Vorschriften des Kirchenrechts nachzukommen, tradierten die Stifter ihre Kirchen zunehmend an die Bischofskirche. Dies musste keinesfalls den totalen Verzicht auf das Eigenkirchenrecht bedeuten, denn in der Regel scheinen die Eigenkirchen wieder als *beneficium* den kirchengründenden Adelsfamilien übertragen worden zu sein.[78] Nach dem Ende der langen Auseinandersetzungen um die Verfügungsgewalt über die Eigenkirchen wurden diese zu einem Teil des Filialkirchenbestandes der Pfarreien.[79]

In den ersten Jahren nach 800 sind die Bischöfe mit dem Versuch, das öffentliche Seelsorgerecht der Klöster einzuschränken oder sogar zu beseitigen, noch in einem weiteren Bereich aktiv geworden. Zentraler Punkt war dabei vermutlich die pastorale Besetzung der klösterlichen Eigenkirchen, denn sie entschied, ob die bischöfliche Gewalt durchgesetzt werden konnte. Einen Erfolg in dieser Auseinandersetzung konnte etwa der Bischof von Freising verbuchen, als es ihm – wenn auch nur

---

[73] Borgolte, Bischofsstaat (wie Anm. 57) 92–95.
[74] BUB I (wie Anm. 7) Nr. 46, 39, Z. 30–35.
[75] Kaiser, Churrätien (wie Anm. 1) 114–116.
[76] Wilhelm Störmer, Früher Adel. Studien zur politischen Führungsschicht im fränkisch-deutschen Reich vom 8. bis 11. Jh. II, Stuttgart 1975, 358, 366–374; Störmer, Christentum (wie Anm. 13) 56–58.
[77] Störmer, Christentum (wie Anm. 13) 58–59.
[78] Erich Stahleder, Bischöfliche und adelige Eigenkirchen des Bistums Freising im frühen Mittelalter und die Kirchenorganisation im Jahre 1315, in: Oberbayerisches Archiv 104 (1979) 181; Störmer (wie Anm. 13) 58, 60 und 61.
[79] Störmer, Christentum (wie Anm. 13) 61.

treuhandweise – gelang, die Übertragung der sich bisher im Besitz des Klosters Tegernsee befindenden *ecclesiae baptismales* an das Bistum zu erreichen.[80]

Auch im alamannischen Siedlungsraum der ehemaligen *Raetia secunda* muss dem Eigenkirchenwesen seit dem 7./8. Jh. eine wichtige Bedeutung zugekommen sein. Darauf weisen etwa einzelne Bestimmungen der zwischen ca. 709 und 739 redigierten *Lex Alamannorum* hin, die es wahrscheinlich machen, dass die Grundherren beim Bau und Unterhalt der ländlichen Kirchen entscheidenden Anteil hatten.[81] Neben Angehörigen des Adels dürften auch Klöster wie etwa dasjenige von Kempten über Eigenkirchen verfügt haben, die später teilweise zu Pfarrkirchen wurden.[82]

Für die pastorale Erfassung der Landregionen im bayerischen und alamannischen Raum war das Eigenkirchenwesen trotz aller der auf Reformsynoden des 9. Jh. wiederholt bekämpften Missstände von grundlegender Bedeutung. Ohne das Mitwirken der Grundherren als Kirchengründer und Besitzausstatter wäre es den Bischöfen nicht möglich gewesen, eine flächendeckende Seelsorgeorganisation aufzubauen und ihren Bestand zu wahren. Mit dem Recht, Priester und Kirchen zu weihen, sowie mit der Aufsichtsbefugnis verfügten die Bischöfe über Mittel, die Seelsorge an den Eigenkirchen wirksam zu kontrollieren und damit einer völligen Desintegration ihres Bistumsverbandes entgegenzuwirken.[83]

Die Eigenkirchen bildeten offenbar zunächst Seelsorgezentren einzelner Grundherrschaften, d.h. ihnen war die grundherrliche *familia* als Personenverband zugeordnet. Eine Pfarreiorganisation mit fest abgegrenzten Seelsorgebezirken existierte also noch nicht. Wie bereits im Zusammenhang mit der Entwicklung in Churrätien erwähnt, führte erst die allgemein verpflichtend gemachte Regelung der Zehnterhebung durch die Karolinger in einem langandauernden Prozess zur Entstehung der Territorialpfarreien.[84]

5. Christentum und Kirche um die Jahrtausendwende: Rück- und Ausblick

Um die Wende zum neuen Jahrtausend präsentierte sich die politische Landkarte im untersuchten Gebiet gegenüber der römischen Zeit stark gewandelt. Zwar unterstand der gesamte Ostalpenraum nach der spätrömisch-ostgotischen Herrschaft und der hochkarolingischen Zeit nun bereits zum dritten Mal einem einzigen übergeordneten Herrschaftsverband: dem ostfränkisch-deutschen Reich unter der ottonischen Herrscherdynastie. Die politische Strukturierung dieses Gebietes hatte sich in den vorangegangenen Jahrhunderten jedoch grundlegend verändert. Die hauptsächlichen politischen und kirchlichen Impulse kamen längst nicht mehr von Süden in das Gebiet, sondern von den neuen Herrschaftszentren im Westen und Norden. Churrätien, zweifellos das stabilste politische Gebilde des Ostalpenraums war – gegenüber der römischen Provinz *Raetia prima* beträchtlich zusammengestutzt – am Ende des Jahrtausends politisch dem benachbarten schwäbischen Herzogtum, kirchlich seit der Karolingerzeit definitiv der Erzdiözese Mainz unterstellt. Abgesehen vom ehemals langobardischen, dann fränkischen Oberitalien, dessen politische Zerfallsprodukte erst um die Mitte des 10. Jh. dem Reich (wieder-) einverleibt wurden, stand seit der etwa gleichzeitigen, erfolgreichen Zurückdrängung der Ungarn der gesamte übrige Ostalpenraum unter bayerischem Einfluss. Während in den Jahrzehnten um 1000 Kärnten und die Steiermark aus dem Herzogtum Bayern ausgegliedert wurden, blieb Salzburg mit dem Sitz des Erzbischofs wichtigstes kirchliches Gravitationszentrum dieses Gebietes.

---

[80] Theodor Bitterauf, Die Traditionen des Hochstifts Freising, Bd. 1: 744–926, München 1905, Neudruck Aalen 1967, Nr. 197, 188–190; Störmer, Christentum (wie Anm. 13) 61–62.

[81] Clausdieter Schott, Lex Alamannorum. Das Gesetz der Alemannen: Text – Uebersetzung – Kommentar, Augsburg 1993, Kap. I 1,2; (II) 1,2, S. 82–85; Störmer, Christentum (wie Anm. 13) 71.

[82] Störmer, Christentum (wie Anm. 13) 72.

[83] Boshof, Kirche (wie Anm. 19) 109.

[84] Vgl. Lit. in Anm. 70; für den bayerischen Raum zusätzl. Boshof, Kirche (wie Anm. 19) 110.

Herrschaft hatte sich aber bis zur Jahrtausendwende nicht allein in räumlicher Hinsicht gewandelt. Politik, inklusive Kirchenpolitik wurde auch in Zeiten relativ hoher Integrationsfähigkeit des Reiches wie etwa unter Otto I., weitgehend von Partikulargewalten bestimmt, von den Herzögen, Grafen und Bischöfen, sowie von den übrigen geistlichen und weltlichen Potentaten in den einzelnen *regna* des Ostalpenraumes. Gegenüber der römischen Zeit und selbst im Vergleich zur karolingischen Periode erfolgte ihre Ausübung nun äusserst dezentral, von den Sätteln der Pferde aus sozusagen, gleichzeitig aber auch personal bzw. feudal, d.h. über ein kompliziertes Netz von Herrschafts- und Gefolgschaftsbeziehungen innerhalb von Personenverbänden. Die damit verbundene weitgehende Auflösung oder zumindest Aufweichung territorialer Herrschaftsstrukturen verunmöglicht im Grunde die Herstellung von politischen Karten für das Hochmittelalter. Deutlich wird diese Problematik insbesondere in Zonen politisch-herrschaftlicher Überlagerung, etwa im Osten Schwabens um Augsburg, also an der «Grenze» zum Einflussbereich der Bayernherzöge und des bayerischen Adels oder im Vinschgau, im Fadenkreuz sowohl churrätischer wie auch bayerischer Herrschaftsansprüche.

Trotz dem (keineswegs kontinuierlichen) Wachstum der geistlichen Autorität des Papsttums für die abendländische Christenheit, blieb die Kirche bis zum Investiturstreit im 11. Jh. weitgehend der weltlichen Herrschaft unterstellt, wie dies bereits in der Spätantike der Fall war. Allerdings war sie nun im Rahmen der sogenannten «ottonischen» und später «salischen Reichskirchenpolitik» in die erwähnte feudale Herrschaftsordnung integriert, sei es in Form von «Reichsbistümern», «Reichs-» und «Eigenklöstern» oder sonstigen «Eigenkirchen» weltlicher und geistlicher Grund-, Lehens- und Kirchenherren. Auch kirchliche Herrschaft war somit primär personal geprägt und streute oft über weite Gebiete.

Allerdings sind gerade im kirchlichen Bereich auch andere Tendenzen erkennbar: Einerseits blieb kirchliche Herrschaft allein schon durch die Residenzpflicht der Bischöfe stärker zentralisiert als weltliche. Die Kathedralen in Chur, Augsburg, Salzburg, Regensburg, Passau, Freising, Säben/Brixen und seit dem 11. Jh. in Gurk in Kärnten, der teilweise ebenfalls unter bayerischem Einfluss stehende Bischofssitz von Trient sowie die andern oberitalischen *sedes,* seit der Klostergründungswelle des 8. Jh. zunehmend aber auch die wichtigen Abteien bildeten dauerhafte Kristallisationspunkte zentralörtlicher Funktionen, seien sie herrschaftlicher, wirtschaftlicher oder kultureller Natur. Andererseits betrieb die Kirche wohl in besonderem Mass die religiös-kulturelle und herrschaftliche Durchdringung des Raumes. So ist es wohl kein Zufall, dass das Territorialitätsprinzip in mittelalterlichen Quellen insbesondere in bezug auf Bistums- und Pfarrsprengel in Erscheinung tritt, wie bereits die karolingische Gesetzgebung zeigt. Auch wenn Grad und Zeitpunkt der tatsächlichen Umsetzung dieser Forderungen in der Forschung umstritten sind, dürften nicht zuletzt die genannten, herausragenden Eigenschaften geistlicher Herrschaft eine – zweifellos nicht die einzige – Erklärung für das Interesse der weltlichen Machthaber für das Wohlergehen der Kirche liefern. So wurde etwa bei der Integration der slawischen und awarischen Gebiete in Kärnten und an der Donau in den bayerisch-fränkischen Machtbereich im 8./9. Jh., aber auch bei der Eingliederung der von den Ungarn beherrschten Regionen ins ostfränkisch-deutsche Reich im 10. Jh., auf den Auf- und Ausbau kirchlicher Strukturen besonderen Wert gelegt.

Die Kirche prägte den Ostalpenraum, der seit der Völkerwanderungszeit zur romanisch-germanisch-slawischen Interferenzzone wurde, natürlich insbesondere auch in geistiger und kultureller Hinsicht. Allein schon mit der Bewahrung und Ausbreitung des christlichen Glaubens, aber auch mit dem Erhalt der lateinischen Sprache und Schriftkultur sowie mit der Pflege von Wissenschaften übermittelte sie spätrömisches Kulturgut über die Jahrhunderte ins Mittelalter. Doch im Rahmen dieser scheinbar konservativen Rolle gingen von der Kirche in enger Wechselwirkung mit dem Wandel der politischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse zahlreiche Neuerungsimpulse aus. Nach dem Reformschub der früh- und hochkarolingischen Zeit erlebte die Jahrtausendwende mit der Erneuerung des benediktinischen Mönchtums die Vorboten einer Periode der Umwälzungen, welche von der Kirche in hohem Mass mitgeprägt wurden und schliesslich praktisch sämtliche Aspekte der mittelalterlichen Gesellschaft tangierten.

DIE FRÜHEN KIRCHENBAUTEN IM RAHMEN DER SIEDLUNGSGESCHICHTE NORDTIROLS

Irmtraut Heitmeier

Der gegenwärtige archäologische Befund zu frühchristlichen und frühmittelalterlichen Kirchen in Nordtirol[1] zeigt eine überraschende, mindestens aber erklärungsbedürftige Verteilung. Denn die frühchristlichen Bauten fanden sich in regelmäßigen Abständen von Imst (B7) im Westen über Pfaffenhofen (B28), Zirl-Martinsbühel (B41) und Wilten (B10) bis Ampass (B1) und eventuell Thaur (B34 und 35) im Osten. Weiter innabwärts erbrachten dagegen alle bisherigen Grabungen – und es sind nicht wenige – nur frühmittelalterliche Zeitstellungen. (Abb. 1) Der Kontrast erscheint so unmittelbar, daß kaum eine verspätete Christianisierung der Bevölkerung im Unterinntal als alleinige Erklärung dienen kann,[2] ebensowenig sind spätantike Katastrophen oder Bevölkerungswechsel bekannt, die zu kulturellen Brüchen geführt hätten – eine Feststellung, die insbesondere gegenüber den Kärntner Verhältnissen zu betonen ist. Daher soll im folgenden versucht werden, diesen archäologischen Befund vor dem Hintergrund von Siedlungsgeschichte und Raumorganisation im Inntal zu hinterfragen.[3] Hierzu ist zunächst die Lage der frühchristlichen Kirchen genauer zu betrachten. Gerold Walser hat die Feststellung ausgesprochen, Raetien sei weder wegen seiner reichen Landwirtschaft, noch wegen seiner Bodenschätze, sondern einzig und allein wegen seines Transitwertes von den Römern besetzt und verwaltet worden.[4] Letzteres gilt für das Inntal in mehrfacher Weise, da es von drei Nord-Süd-Achsen gequert und einer Ost-West-Straße durchzogen wird. (Abb. 2) Dies ist zum einen die obere Straße über Reschen, Imst und Fernpaß nach Füssen und ins bayerisch-schwäbische Voralpenland, dann die Brennerroute, die durch das Silltal den Raum Wilten-Innsbruck erreicht, dort nach Westen abbiegt, bei Zirl-Martinsbühel den Inn überquert und zum Seefelder Sattel aufsteigt, um weiter über Scharnitz-Mittenwald nach Norden Richtung Augsburg und Donau zu führen. Als dritte Achse von fraglos geringerer, aber vielleicht bisher immer unterschätzter Bedeutung ist die Achensee-Zillertal-Achse zu nennen, über die keine Reichsstraße führte und die für das Militär keine Rolle spielte, die aber für den regionalen Warentransport nicht unerheblich gewesen

---

1 Als «frühchristlich» werden die noch in antiker Tradition stehenden Kirchenbauten des 5./6. Jh. bezeichnet, als «frühmittelalterlich» die des 7./8. Jh. Vgl. die Beiträge von Wilhelm Sydow in dieser Publikation. Sowie ders., Das frühe Christentum in Nord- und Osttirol nach den archäologischen Zeugnissen, in: Tiroler Heimat 54 (1990) 25–51. Zu ergänzen ist die im Sommer 1999 durchgeführte Grabung, die den bereits vermuteten Befund einer frühchristlichen Kirche unter der Basilika in Wilten (B10) bestätigte.

2 Dies vermutet W. Sydow, Das frühe Christentum (wie Anm. 1) 30. Die Literatur zur Christianisierung Tirols bietet dafür keinen konkreten Anhaltspunkt. Vgl. Fridolin Dörrer, Die Christianisierung Tirols und die Anfänge der vielen Bistümer, in: Tiroler Heimat 54 (1990) 59–74; Josef Gelmi, Die Christianisierung Tirols, in: Der Schlern 70 (1996) 579–593.

3 Die siedlungsgeschichtlichen Grundlagen für die folgenden Ausführungen wurden im Rahmen des Projektes «Archäologie und historische Siedlungsforschung im Nordtiroler Inntal» erarbeitet, das vom Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung, Wien, finanziert und am Institut für Klassische Archäologie der Universität Innsbruck (Univ.Prof. Dr. E. Walde) durchgeführt wurde.

4 Gerold Walser, Die römischen Straßen und Meilensteine in Raetien (Kleine Schriften zur Kenntnis der römischen Besetzungsgeschichte Südwestdeutschlands 29) Stuttgart 1983, 7.

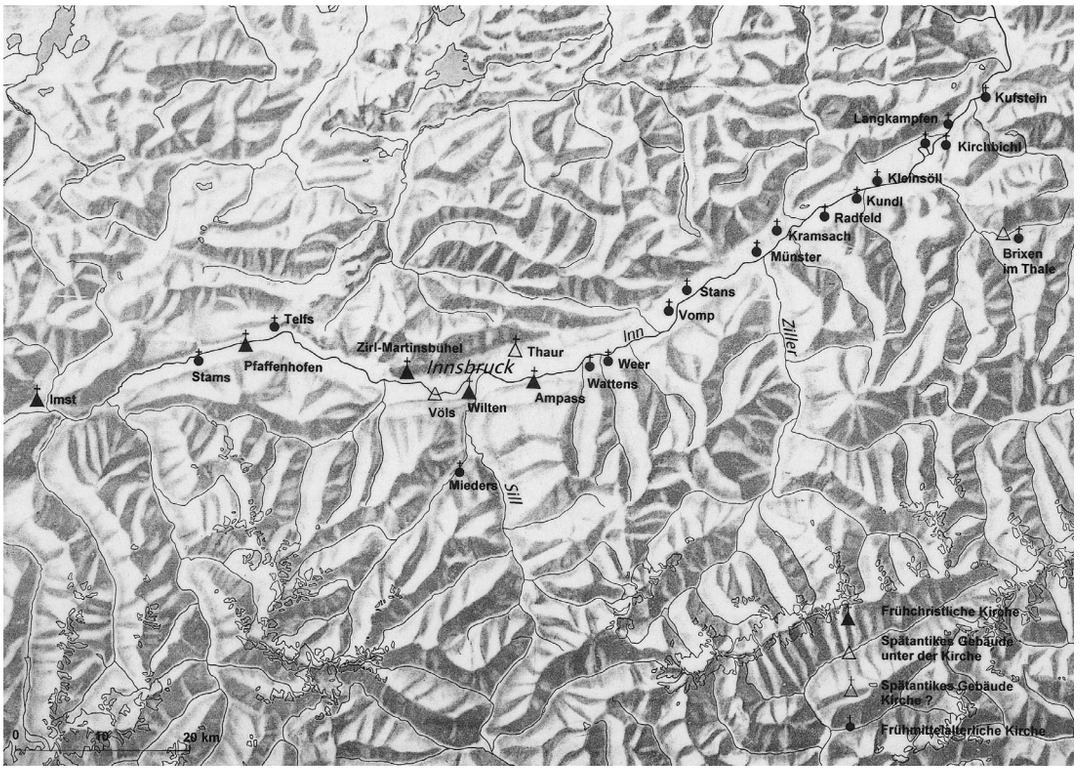


Abb. 1. Archäologisch nachgewiesene frühchristliche und frühmittelalterliche Kirchen im Nordtiroler Inntal (nach Sydow und Glaser).

sein könnte.[5] Schließlich spielte ab dem 3. Jh. die Unterinntalstraße eine größere Rolle, da durch die Stationierung der *Legio III Italica* in Regensburg und die Rücknahme der Reichsgrenze an die Donau die Strecke durch das Unterinntal nach *Pons Aeni* bei Rosenheim und von dort in nördlicher Richtung nach Regensburg eine schnelle Verbindung für den Nachschub darstellte.[6] Hinzu kam der Warentransport auf dem Inn, der wohl ab Wilten möglich war.[7] Diese Strecke erlitt durch den Pletzach-Bergsturz bei Brixlegg vermutlich in der 1. Hälfte des 3. Jh. eine empfindliche Störung[8] und erst im 4. Jh. dürfte der Verkehr wieder seinen vollen Umfang erreicht haben. Dann scheinen die Verhältnisse aber stabil geblieben zu sein. Die *Vita Severini* berichtet bekanntlich von den mit Lebensmitteln beladenen Schiffen,

[5] Immerhin stellt sie die zu den bedeutenden Bergbaurevieren um Kundl und Schwaz nächstgelegene Nord-Süd-Achse dar. Die Begehung der Achenseeroute in prähistorischer Zeit dürfte durch die rätische Inschrift von Steinberg am Rofan hinreichend belegt sein, für die Bedeutung im Frühmittelalter spricht die Entstehung des Klosters Tegernsee am nördlichen Austritt aus dem Gebirge. Lediglich für die römischen Jahrhunderte wurden bisher keine eindeutigen Benützungsspuren erkannt.

[6] Dies betont bereits Walter Cartellieri, Die römischen Alpenstraßen über den Brenner, Reschen-Scheideck und Plöckenpaß mit ihren Nebenlinien, in: Philologus Suppl. 18 (1926) 1–186, 95 f. Zur Legio III: Karlheinz Dietz, Die Blütezeit des römischen Bayern, in: W. Czysz u.a. (Hg.), Die Römer in Bayern, Stuttgart 1995, 100–176, bes. 155f: Die 3. italische Legion in Reginum/Regensburg.

[7] Peter W. Haider, Gab es während der römischen Kaiserzeit eine Innschiffahrt auf Tiroler Boden?, in: Tiroler Heimat 54 (1990) 5–24.

[8] Der zeitliche Ansatz gelang vor kurzem durch die C^{14}-Datierung eines verschütteten Holzes (130–320 AD). Für diese Information und die Diskussion der möglichen Auswirkungen der Katastrophe danke ich Prof. G. Patzelt, Institut für Hochgebirgsforschung, Universität Innsbruck.

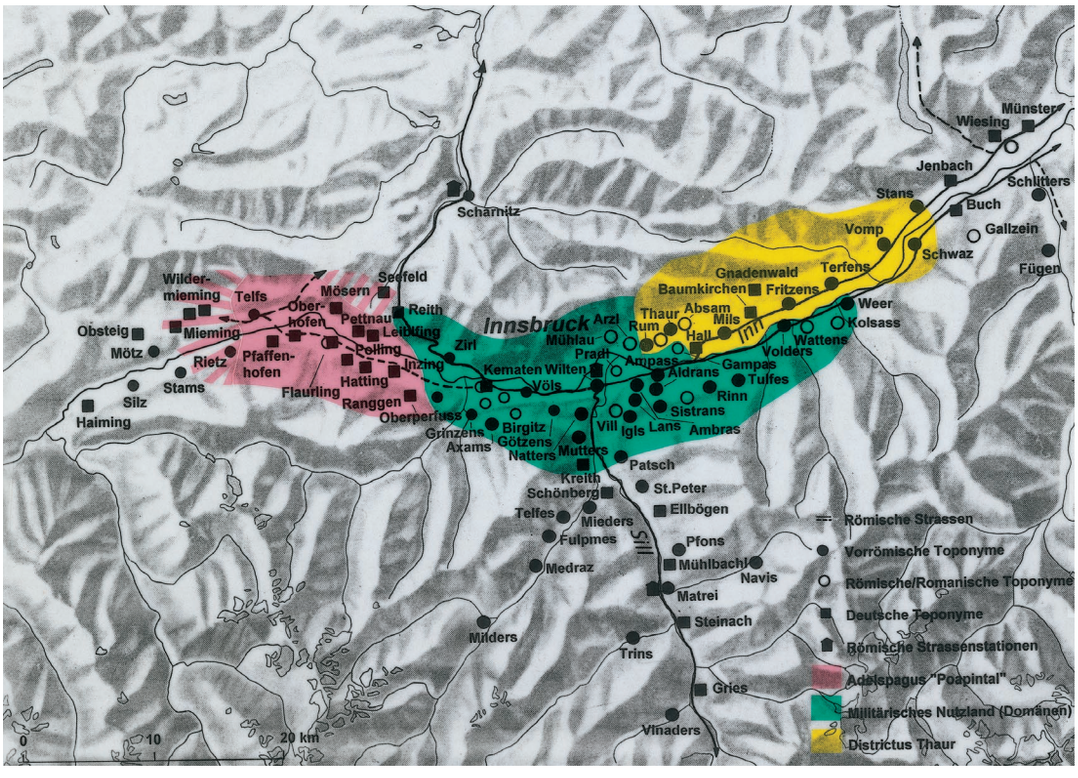


Abb. 2. Frühe Raumorganisation im Nordtiroler Inntal (Entwurf: I. Heitmeier. Quelle zur Toponymie: Karte G 5 des Tirol Atlas, Entwurf: K. Finsterwalder, Gesamtbearbeitung: Institut für Landeskunde der Universität Innsbruck).

die im dicken Eis des Inn mehrere Tage feststeckten. Wenn man diese Nachricht auf das alpine Inntal beziehen darf, sind also noch für die Spätzeit rege Transporte belegt.[9] Unter Berücksichtigung der These, daß die Ausbreitung des Christentums den Straßen folgte,[10] gibt es also auch aus dieser Sicht keinen Grund für eine abseitige Lage des Unterinntales.

Die wichtigste Nord-Süd-Route in spätantiker Zeit war zweifellos die Brennerstrecke. Das zeigt das Fehlen der Reschenstrecke in den Straßenverzeichnissen der *Tabula Peutingeriana* und des *Itinerarium Antonini,*[11] wie auch jüngste archäologische Untersuchungen an der Via Claudia im Lermooser Becken.[12] Die Brennerroute mündet bei Wilten in das zentrale Inntal, das eine bei der heutigen Verbauung kaum noch erkennbare weiträumige Paßfußlandschaft mit großen Wirtschaftsflächen darstellte. In Wilten, dem antiken *Veldidena,* entwickelte sich ab dem 2. Jh. ein eher bescheidener Vicus und erst im 4. Jh. entstand dort durch die Ummantelung von Lagerhallen ein Straßenkastell.[13] Ähnliches gilt für den Innübergang, der im Schutz der Höhenstation *Teriolis* auf dem Martinsbühel bei Zirl lag; dieser war zwar seit dem 1. Jh. besetzt,

9 Eugippius, Vita Severini, ed. R. Noll, Kap.3,3; Haider, Innschiffahrt (wie Anm. 7) 6.

10 Erneut betont bei Heribert Erbertseder, Archäologische Zeugnisse des Christentums der Raetia II (Studien zur Theologie und Geschichte, hg. v. G. Schwaiger, Bd.8) St. Ottilien 1992, 92.

11 Walser, Die römischen Straßen (wie Anm. 4).

12 Johannes Pöll, Ein Streckenabschnitt der Via Claudia Augusta in Nordtirol. Die Grabungen am Prügelweg Lermoos/Bez. Reutte 1992–1995, in: E. Walde (Hg.), Via Claudia. Neue Forschungen, Innsbruck-Telfs 1998, 15–111. Kurzfassung der Ergebnisse auch in: Archäologie Österreichs 9/1 (1998) 55–70.

13 Zu Wilten vgl. die Beiträge von Liselotte Zemmer-Plank und Osmund Menghin in: Veldidena. Römisches Militärlager und Zivilsiedlung, Ausstellungskatalog des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum, Innsbruck 1985, 11–44.

aber ebenfalls erst in der späten Römerzeit zu einem Kastell mit militärischer Stationierung ausgebaut worden.[14] Neben diesen Hauptstützpunkten belegt die Tabula als weitere Stationen an der Brennerstraße Matrei auf halbem Weg zwischen Brenner und Wilten, sowie Scharnitz am Nordrand des Karwendels. Für die Unterinntalstraße werden im *Itinerarium Mastiacum* sowie *Albianum* überliefert, die aufgrund der Meilenangaben im Raum Brixlegg bzw. Kufstein zu suchen sind.[15]

Wie an anderer Stelle ausführlich dargelegt,[16] erlauben archäologische, historische, vor allem aber namenkundliche Beobachtungen die Rekonstruktion von zwei räumlichen Organisationskomplexen im Bereich des mittleren Inntales und des westlich anschließenden Oberinntales. (Abb. 2)

Dabei zeichnet sich im zentralen Talabschnitt und Paßfußbereich zwischen Wilten-Amras und Zirl-Martinsbühel mit Hilfe von Orts- und Flurnamen eine römische Raumorganisation ab, die die Infrastruktur für die Straßenstationen bzw. Kastelle bildete. Sie trug mit Herbergs- und Wechselstationen einerseits den Bedürfnissen des Verkehrs Rechnung und läßt andererseits einen großräumigen landwirtschaftlichen Funktionszusammenhang erkennen, der am besten im Rahmen einer Domänenverwaltung zur militärischen Nutzung zu verstehen ist. Derartiges militärisches Nutzland aber war spätestens mit der festen Stationierung von Truppen in spätrömischer Zeit, vermutlich aber schon früher für durchziehende Einheiten zu deren Versorgung benötigt worden.

Welche Ausdehnung das militärische Nutzland nach Osten hatte, ist nur zu vermuten, denn die östlich von Wilten-Amras auftretenden Prädiennamen Absam, Wattens und *Gagelon* könnten Pachthöfe auf militärischem Grund anzeigen.[17]

Diese militärische bzw. militärisch genutzte Struktur erlitt offensichtlich auch in spätantiker Zeit keinen Bruch, wie bereits die Fortdauer der entsprechenden Toponyme nahelegt. Doch gibt es darauf auch konkrete Hinweise: Mindestens ab dem Ende des 4. Jh. dürfte die eingesessene Bevölkerung der Breonen[18] selbst die militärische Besatzung im Inntal gestellt haben. Dies läßt sich indirekt aus der Notitia dignitatum erschließen, wo noch für die Zeit um 400 ein *tribunus gentis per Raetias deputatae* in *Teriolis*-Martinsbühel belegt ist, der als Befehlshaber eines wohl weitgehend lokalen Aufgebotes verstanden werden darf.[19] Zu Beginn des 6. Jh. untersteht der alpine Teil Rätiens der Herrschaft Theoderichs, wobei der ostgotische *dux* als Nachfolger des *dux Raetiarum* der Notitia anzusehen ist.[20] Wie aus einem Schreiben Theoderichs aus dem Jahr 511 hervorgeht, sind die Bre-

---

[14] Zu Zirl-Martinsbühel zuletzt: Hans-Jörg Kellner, Römische Fundmünzen vom Martinsbühel und der Münzumlauf in Raetien im 4. Jh., in: Veröff. d.Tiroler Landesmuseums 78 (1998) 89–114; Anton Höck, Die spätrömische Befestigung *Teriola* am Martinsbühel (MG Zirl): Notgrabungen auf der Südterrasse 1997, in: F. Blakolmer u. H.D. Szemethy (Hg.), Akten des 8. Österreichischen Archäologentages 1999 (Wiener Forschungen zur Archäologie 4) 2001, 165–175.

[15] Walser, Die römischen Straßen (wie Anm. 4) 34 u.37.

[16] Irmtraut Heitmeier, Zur Kontinuität der Raumorganisation in Nordtirol von der Spätantike bis ins hohe Mittelalter, in: R. Loose u. S. Lorenz (Hg.), König, Kirche, Adel. Herrschaftsstrukturen im mittleren Alpenraum und angrenzenden Gebieten (6.–13.Jh.), Lana 1999, 267–289, 274–283.

[17] Siehe bes. Harald von Petrikovits, Militärisches Nutzland in den Grenzprovinzen des Römischen Reiches (1977), in: Ders., Beiträge zur Römischen Geschichte und Archäologie II (Beihefte der Bonner Jahrbücher. 49) Köln 1991, 61–71.

[18] Zu den Breonen s. Heitmeier, Raumorganisation (wie Anm. 16) 267 f. u. 272 mit Lit.

[19] Notitia dignitatum oc.XXXV, 31 (ed. O. Seeck, 199ff). Die grundsätzliche Frage ist, ob *gens* sich auf die Breonen beziehen kann oder nicht. Während Heuberger dies aus sprachlichen Gründen ablehnt, stellt Wolfram diesen Zusammenhang durchaus her. Für die genannte Rolle der Breonen spricht vor allem ihre weitere Geschichte im Frühmittelalter. Hierzu Heitmeier, Raumorganisation (wie Anm. 16); sowie Richard Heuberger, Rätien im Altertum und Frühmittelalter (Schlern-Schriften 20) Innsbruck 1932, Neudruck Aalen 1981, 238 f.; Herwig Wolfram, Ethnogenesen im frühmittelalterlichen Donau- und Ostalpenraum (6.-10.Jahrhundert), in: H. Beumann u. W. Schröder (Hg.), Frühmittelalterliche Ethnogenese im Alpenraum (Nationes 5) Sigmaringen 1985, 97–151, 119 Anm. 109.

[20] Cassiodor Variae VII,4 (MGH Auctores antiquissimi XII, ed. Th. Mommsen, 203f): Bestallungsbrief für den rätischen *dux* von 507. Darin beauftragt Theoderich diesen auch mit dem Grenzschutz der Provinz. Wolfram geht davon aus, daß der Grenzschutz entlang des Alpenrandes organisiert war. Herwig Wolfram, Die Goten, München ^{3}1990, 316.

onen des Inntales diesem *dux Servatus* unmittelbar unterstellt und werden als *militaribus officiis assueti* bezeichnet.[21] Beide Schreiben bestätigen einmal die unmittelbare Herrschaft Theoderichs über das Inntal und zeigen zum anderen die Kontinuität der militärischen Organisation über das Ende der römischen Herrschaft hinaus.

Festzuhalten ist also: Das mittlere Inntal erweist sich als Raum intensiver herrschaftlicher Durchdringung mit einer intakten Verwaltung noch in ostgotischer Zeit. Die Existenz frühchristlicher Kirchen in Ampass (B1), Wilten (B10) und Martinsbühel (B41) ergibt hierzu einen völlig stimmigen Befund. Auch die frühchristliche Kirche von Imst (B7), ebenfalls an einem zentralen Straßenort, dürfte hier anzuschließen sein. Aufgrund der großen Bedeutung des Straßen- und Paßsystems wird man mit einem nahtlosen herrschaftlichen Übergang auch in merowingische Zeit rechnen dürfen.

Auf den ersten Blick weniger einsichtig sind dagegen die Gründe für eine frühchristliche Kirche in Pfaffenhofen im Oberinntal (B28), sieht man einmal davon ab, daß nach allgemeiner Meinung hier die Straße wie heute den Inn überquerte, um zum Mieminger Plateau bzw. zur Leutasch aufzusteigen, daß also auch dieser Ort möglicherweise in die römische Straßenorganisation einbezogen war. Zunächst erweist sich Pfaffenhofen jedoch als Mittelpunkt eines weiteren räumlichen Komplexes, der sich im Frühmittelalter durch die bekannten Oberinntaler -ing-Namen abzeichnet. (Abb. 2) Es handelt sich um den im 8. Jh. erwähnten *pagus Poapintal,* einen sogenannten Adelspagus.[22] Wie in den personalen -ing-Namen spiegelt sich auch in dieser Raumbezeichnung der Herrschaftsanspruch einer frühmittelalterlichen Adelsgruppe. Pfaffenhofen dürfte mit größter Wahrscheinlichkeit ursprünglich *Poapinhofen, «Hof des Poapo», geheißen haben.

Der Ort war jedoch bereits seit vorrömischer Zeit von Bedeutung; dies beweist der Opferplatz auf dem Trappeleacker, der während der gesamten Latènezeit und aufgrund der Münzreihe mit kurzer Unterbrechung von Claudius bis ins späte 4. Jh. in Benützung war.[23] Der zeitliche Abstand zur frühchristlichen Kirche scheint nicht groß zu sein. In unmittelbarem Anschluß an die Kirche lag ein spätrömischer Friedhof, sowie das bedeutendste frühmittelalterliche Gräberfeld des Inntales, das das gesamte 7. Jh. hindurch belegt wurde.[24] Zwei Grüfte in der Kirche bargen reiche Kriegerbestattungen der gleichen Zeitstellung. Man darf davon ausgehen, daß der in diesen Gräbern wie in den Ortsnamen erkennbare bairisch-alamannische Adel hier, gefördert durch Kon-

---

[21] Cassiodor Variae (wie Anm. 20) I, 11. Welche rechtliche Stellung den Breonen dabei zukam, ist umstritten. Während Heuberger, Clavadetscher und Wolfram die Formulierung im Sinne von einheimischen Milizen verstehen, plädiert R. Kaiser neuerdings aufgrund der Unterscheidung der *milites* von den *provinciales* (Cass. Var. VII,4) für reguläre Grenztruppen. Heuberger, Rätien (wie Anm. 19) 60–66; Otto P. Clavadetscher, Churrätien im Übergang von der Spätantike zum Mittelalter nach den Schriftquellen, in: J. Werner u. E. Ewig (Hg.) Von der Spätantike zum frühen Mittelalter (Vorträge und Forschungen 25) Sigmaringen 1979, 159–178, 164; Wolfram, Ethnogenesen (wie Anm. 19) 119; Reinhold Kaiser, Churrätien im frühen Mittelalter, Basel 1998, 25.

[22] Die Traditionen des Hochstifts Freising (künftig: Tr. Freising), hg. v. Th. Bitterauf (Quellen und Erörterungen N.F. 4 u. 5) 177. Zum Begriff des Adelspagus vgl. Wilhelm Störmer, Früher Adel. Studien zur politischen Führungsschicht im fränkisch-deutschen Reich vom 8.–11. Jh., Stuttgart 1973, Bd. II, 382 ff.

[23] Johannes Pöll (mit einem Beitrag von Anton Höck), Der Kultplatz auf dem Trappeleacker in Pfaffenhofen/VB Innsbruck-Land, Vorbericht über die Notgrabung 1997, in: Hörtenberg. Archäologie und Geschichte im Raum Telfs, hg.u.red.v.A. Zanesco, Heft 1 (1998) 17–44.

[24] Liselotte Plank, Die Bodenfunde des frühen Mittelalters aus Nordtirol, in: VTLM 44 (1964) 99–209, Pfaffenhofen: 182–204; zu den neueren Grabungen: Andreas Lippert, Nordtirol in der Spätantike und im frühen Mittelalter, in: Frühes Leben in den Alpen, Begleitheft zur Ausstellung des Instituts für Ur- und Frühgeschichte der Universität Innsbruck (Innsbruck 1989) 69–84; ders., Die Adelsbestattungen in Pfaffenhofen und die inneralpine Landnahme der Baiuwaren, in: Echo, FS für J.B. Trentini, hg. v. Brinna Otto und Fritz Ehrl (Innsbruck 1990) 209–222; ders., Der anthropologische Beitrag zu archäologischen Ergebnissen am Beispiel frühmittelalterlicher Gräberfelder im Tiroler Inntal, in: Bioarchäologie und Frühgeschichtsforschung (Archaeologia Austriaca – Monographien 2, Wien 1993) 11–32; ders., Das frühgeschichtliche Gräberfeld von Pfaffenhofen im Oberinntal. Tirol. Ein Katalog der Gräber und Beigaben, in: Archaeologia Austriaca 77 (1993) 165 ff.

nubium, in Herrschaftspositionen der einheimisch breonisch-romanischen Oberschicht eintrat.[25]

Die frühchristliche Kirche fanden Poapo und seine Leute aber bereits vor, sie geht also auf die Initiative des einheimisch romanischen Adels zurück.

Für die Frage der Lokalisierung frühchristlicher Kirchen zeigt Pfaffenhofen, daß diese nicht nur an Orten entstanden, die unmittelbar von der Zentralgewalt erfaßt wurden, sondern auch an spätantiken Mittelpunkten der adeligen Oberschicht, vielleicht insbesondere dann, wenn der Ort bereits eine kultische Vorgeschichte besaß und wenn diese Oberschicht mit Militär in Verbindung stand, was sie zweifellos tat.

Der archäologische Kirchenbefund wirft nun die Frage auf, ob die Verhältnisse östlich von Wilten-Innsbruck völlig verschieden waren. Hierzu sind einige Vorüberlegungen bezüglich der frühen Raumstruktur anzustellen:

In der historischen Forschung geht man grundsätzlich davon aus, das Inn- und Eisacktal seien spätestens nach dem langobardisch-fränkischen Friedensschluß von 591 unter bayerische Herrschaft gekommen, da die Baiern bereits ein Jahr später im Pustertal gegen die Slawen kämpften, also mit ihrem Heer über den Brenner gezogen sein müssen.[26] Unter diesen Umständen erscheint es bemerkenswert, daß lediglich die in der Salzburger Notitia Arnonis zu 788 aufgeführten Kirchen Zeugnis herzoglicher Präsenz in diesem Raum ablegen. Ihre Reihe endet aber von Osten gesehen am Ziller.[27] Ansonsten sind weder aus dem Inn- noch aus dem Eisacktal agilolfingische Handlungen bekannt, während die Herzöge im Pustertal agieren, ein bayerischer Graf 680 im Bozner Raum anzutreffen ist und im Vinschgau zu Beginn des 8. Jh. bayerische *actores* tätig sind.[28]

Hinzu kommt, daß der bayerische Sundergau, also der Südgau, der das voralpine Inntal umfaßte, gerade bis an den Gebirgsrand oder wenig talaufwärts reichte.[29] Das bedeutet aber,

---

[25] Die enge Verbindung mit der romanischen Oberschicht spiegelt sich z.B. in dem Pfaffenhofen benachbarten Ort Flaurling, der den romanischen Personennamen Florinus enthält. Insbesondere aber lassen die Freisinger Traditionen Verwandtschaftsbeziehungen gerade der Oberinntaler Grundbesitzer (Scharnitzer Gründersippe) zur Romanitas erkennen. Josef Sturm, Die romanischen Personennamen in den Freisinger Traditionen, in: ZBLG 18 (1955) 61–80, bes. 68 u. 79 f.; Joachim Jahn, Ducatus Baiuvariorum, Stuttgart 1991, bes. 412; erneut betont bei Wilhelm Störmer, Romanen und Slawen als Grundherren in der karolingerzeitlichen Diözese Freising, in: K. Borchardt u. E. Bünz (Hg.), Forschungen zur bayerischen und fränkischen Geschichte, FS für Peter Herde (= Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg 52) Würzburg 1998, 1–13.
Auch im Baubefund läßt sich etwa an der gemauerten Gruft II mit abgerundeten Ecken der Fortbestand des romanischen Einflusses erkennen. Die im Rahmen dieses Gesamtbefundes gut passende Ansprache der in Grab III bestatteten Frau als Romanin ist allerdings nach dem anthropologischen und stratigraphischen Befund problematisch. Wilhelm Sydow, Archäologische Nachlese in der Pfarrkirche von Pfaffenhofen in Tirol, in: FÖ 36 (1997) 667–680, bes. 680; Hans-Joachim Gregor, Frühmittelalterliches Skelettmaterial aus Pfaffenhofen, Oberinntal (Grabungen 1950–1961), in: VTLM 51 (1971) 49–78, 60 sowie mdl. Hinweis von W. Sydow.

[26] Repräsentativ: Kurt Reindel, Das Zeitalter der Agilolfinger, in: M. Spindler (Hg.), Handbuch der bayerischen Geschichte Bd.1, München [2]1981, 98–245, 144: «Solche Aktionen setzen jedoch voraus, daß die Bayern zu diesem Zeitpunkt nicht nur den Brenner, sondern auch das Eisacktal und damit Säben in Besitz hatten.»; Entsprechend Peter Haider, Antike und frühestes Mittelalter, in: J. Fontana u.a. (Hg.), Geschichte des Landes Tirol Bd.1, Bozen/Innsbruck/Wien [2]1990, 133–290, 237.
Der Schluß ist nicht zwingend, da Durchzug auch von anderen Oberherren gewährt werden konnte, zumal wenn die Slawenzüge auch in deren Interesse lagen.

[27] Salzburger Urkundenbuch, hg.v. W. Hauthaler, Bd. 1, S. 12.

[28] Paulus Diaconus, Historia Langobardorum (MGH Scriptores Rer. Langobardorum, ed. G. Waitz) cap.IV, 7, 10 u. 39 sowie V, 36; Arbeo, Vita Corbiniani cap.15 (hg. v. F. Brunhölzl, S. 110). Hierzu Reindel, Agilolfingerzeit (wie Anm. 26) 146–148 u. 157.

[29] Vgl. die Karte bei Gertrud Diepolder, Die Orts- und «IN PAGO»-Nennungen im bayerischen Stammesherzogtum zur Zeit der Agilolfinger, in: ZBLG 20 (1957) 364–436 mit Beilage; zeitlich jüngere Zuweisungen von Langkampfen und Brixen im Thal zum Sundergau können für die älteste Ausdehnung nicht herangezogen werden. Vgl.: Das älteste Traditionsbuch des Klosters Mondsee, bearb.v. G. Rath u. E. Reiter, Linz 1989, S. 229 u. Nr. 134; Die Traditionen des Hochstifts Regensburg und des Klosters St. Emmeram, bearb. von J. Widemann (Quellen und Erörterungen NF 8) Nr.

daß das inneralpine Inntal wie das Sill- und Eisacktal zunächst nicht zur *provincia Baioariorum* zählten.[30]

Dies wird durch eine weitere Beobachtung bestätigt. Bis zu Bischof Alim, also bis nach der Mitte des 8. Jh., scheint es keine Verbindung zwischen einem Bischof von Säben und einem bayerischen Herzog gegeben zu haben – erstaunlich, wenn das Bistum zum Stammesherzogtum gehört haben sollte. Daß es dies tatsächlich nicht tat, belegt die Feststellung des Bonifatius gegenüber Papst Gregor III, wonach die *provincia Baioariorum* vor 738/39 über keinen regulären Bischof verfügte außer dem Passauer Oberhirten.[31]

Daraus ergibt sich zum einen die dringende Frage, unter welcher Herrschaft und Verwaltung das Inntal und das Eisacktal vor der Mitte des 8. Jh. standen, zum anderen aber auch die Feststellung, daß hier eine wie auch immer geartete räumliche Einheit vorliegt, deren Abgrenzung gegen die *provincia Baioariorum* erst noch auszumachen ist.

Nun zeichnet sich im Mittelalter in mehrfacher Weise eine Zäsur am Ziller ab. Der Fluß trennte nicht nur zwei Grafschaften, sondern auch die Bistümer Brixen und Salzburg.[32] Vor allem aus der Bistumsgrenze wurde auf die Grenze zwischen den römischen Provinzen Noricum und Raetien rückgeschlossen, wogegen besonders Heuberger methodische Bedenken erhob,[33] doch muß der kirchlichen Grenze eine politische vorausgegangen sein.[34] Ob eine entsprechende Verwaltungsgrenze römerzeitlich oder dem frühesten Frühmittelalter zuzurechnen ist, bleibt dabei zunächst offen. Immerhin stießen am Ziller wohl auch die beiden im 8. Jh. für das inneralpine Inntal bezeugten pagus-Bezeichnungen zusammen, der *pagus Uallenensium* und der *pagus Inter-Valles*.[35] Allein die Bezeichnung der pagi mit lateinischen Namen unterscheidet sie deutlich von allen anderen Raumbezeichnungen im Einzugsbereich des agilolfingischen Herzogtums, verweist also erneut auf eine antike Reliktstruktur.[36]

Ein Blick auf die Karte der Ortsnamensschichten zeigt nun, daß sich die Talabschnitte östlich und westlich des Ziller bereits ab dem frühen Frühmittelalter unterschiedlich entwickelten. Während östlich des Flusses nur wenige vordeutsche Ortsnamen wie Brixlegg oder Kundl erhalten blieben und lautgesetzliche Ent-

---

191. Das Sundergau-Problem wurde in der Literatur bereits mehrfach angesprochen: Vgl. Hermann Wopfner, Die Reise des Venantius Fortunatus durch die Ostalpen, in: Festschrift für E.v.Ottenthal (Schlern-Schriften 9) 1925, 362–417, 406; Heuberger, Rätien (wie Anm. 19) 278 f.; Heinz Löwe, Die Herkunft der Bajuwaren, in: ZBLG 15 (1949) 5–69, 50; zuletzt Josef Riedmann, Bischof Alim von Säben und die Einbindung des Bistums Säben in die bayerisch-salzburgische Kirchenprovinz, in: J. Nössing u. H. Stampfer (Hg.), Kunst und Kirche in Tirol, Festschrift für K. Wolfsgruber, Bozen 1987, 9 Anm. 24.

30 Entsprechend folgert Riedmann, Alim (wie Anm. 29) 9.

31 Epistolae Bonifatii, hg.v. M. Tangl (MGH Epistolae sel. I) 1916, Nr. 45, S. 71 ff. Hierzu Reindel, Agilolfingerzeit (wie Anm. 26) 229; Riedmann, Alim (wie Anm. 29) 8.

32 Vgl. Josef Riedmann, Mittelalter, in: J. Fontana u.a. (Hg.), Geschichte des Landes Tirol, Bd.1, ²1990, 291–698, 302 u. 318 f.

33 Heuberger, Rätien (wie Anm. 19) 94 f.; ders., Die Grenzen der Römerprovinzen innerhalb Tirols, in: Der Schlern 27 (1953) 517–531 sowie 28 (1954) 319–325, bes. 522. Die inzwischen umfangreiche und nach wie vor herzlich uneinige Diskussion über die Grenzproblematik ist zusammengestellt bei Anton Höck, Römische Bleibullen vom Martinsbühel (Ortsgemeinde Zirl), in: Tiroler Heimatblätter 1994 (Heft 3) 71–82, Anm. 19.

34 Zum Prinzip der Koinzidenz von politisch-administrativer und kirchlicher Ordnung s. Reinhold Kaiser, Bistumsgründungen im Merowingerreich im 6. Jh., in: R. Schieffer (Hg.), Beiträge zur Geschichte des Regnum Francorum (= Beihefte zur Francia 22) Sigmaringen 1990, 9–35.

35 Die Ausdehnung der *pagi* ist in den Quellen nicht eindeutig überliefert, wird daher ebenfalls kontrovers interpretiert. So ist der *pagus Inter-Valles* in der bereits erwähnten Notitia Arnonis bis zum Ziller, der *pagus Uallenensium* zweifelsfrei nur für das Oberinntal belegt. (Salzburger Urkundenbuch I, S. 12 sowie Tr. Freising (wie Anm. 22) 19). Der Rückschluß, daß letzterer ebenfalls bis zum Ziller reichte, ergibt sich jedoch nicht nur aus der Ausdehnung der mittelalterlichen Grafschaft, sondern insbesondere aus der historischen Raumanalyse. Vgl. Heuberger, Rätien (wie Anm. 19) 222–224; Heitmeier, Raumorganisation (wie Anm. 16) 282.

36 Als weitere, von frühmittelalterlichen pagus-Benennungen abweichende Besonderheit stellte Mitterauer die fehlende Orientierung an einem herrschaftlichen Mittelpunkt fest. Michael Mitterauer, Das agilolfingerzeitliche Herzogtum und sein Machtbereich in den Ostalpen, in: Der Schlern 45 (1971) 419–435, 425. Auch dies spricht für höheres Alter.

wicklungen auf eine Eindeutschung dieses Raumes vorwiegend im Frühmittelalter, jedenfalls vor dem 11. Jh. schließen lassen, haben sich westlich der Zillertalfurche im wesentlichen die alten vorrömischen und römerzeitlichen Toponyme erhalten. Der ganze Bereich wurde außerdem erst spät, nach sprachwissenschaftlichen Erkenntnissen überwiegend ab dem 12. Jh. eingedeutscht.[37] Dies ist nur möglich, wenn die Verhältnisse ungestört blieben und neben der Bevölkerungs- auch eine Herrschaftskontinuität gewährleistet war. Umgekehrt ist östlich des Ziller mit frühen strukturellen Veränderung mindestens auf herrschaftlicher Ebene zu rechnen. Beispielhaft spiegelt sich dies in den wenigen überlieferten Handlungen. Während im Unterinntal der agilolfingische Herzog Kirchen an Salzburg gibt, tradiert westlich des Zillers noch zu Beginn des 9. Jh. ein romanischer Grundherr namens Quartinus an Kloster Innichen im Pustertal.[38]

Für eine räumliche Zäsur unmittelbar östlich von Innsbruck, die dem archäologischen Kirchenbefund entsprechen würde, gibt es demnach keinen Anhalt, dafür zeichnet sich eine solche deutlich in Höhe des Zillertales ab. Daher müssen die beiden Talabschnitte westlich und östlich des Ziller noch einmal gesondert betrachtet werden.

Der eben erwähnte Quartinus gab an Innichen u.a. Besitz in Thaur und Stans im Inntal.[39] Mit Thaur ist der bedeutendste Ort in unmittelbarer Nachbarschaft des militärischen Nutzlandes im Innsbrucker Raum angesprochen. Unter der Pfarrkirche von Thaur (B34) fand W. Sydow einen spätantiken Bau, über dessen Ansprache als frühchristliche Kirche keine Einhelligkeit besteht.[40]

1232 spricht Graf Albert von Tirol von *salina mea, quam habeo in Intal iuxta Tavr castrum meum.*[41] Durch Burg und Saline – es handelt sich um die Vorläuferin der Saline Hall[42] – wird Thaur als herrschaftlicher und wirtschaftlicher Mittelpunkt ausgewiesen. Die Nutzung der Salzvorkommen in frühgeschichtlicher Zeit liegt bisher zwar völlig im Dunkeln, doch dürfte der Ortsname Thaur < idg. taur «Berg, Fels» auf eine besondere Beziehung zum Berg hinweisen, da diese Lagebezeichnung ansonsten auf eine Reihe von Orten unter der Nordkette des Karwendels zutreffen würde.[43]

Verfolgt man die hochmittelalterlichen Herrschaftsrechte an der Saline zurück, so konnte Rudolf Palme m.E. überzeugend darlegen, daß die Saline ein Lehen des Hochstifts Augsburg war und nicht nur die Saline.[44] Im Urbar Graf Meinhards von Tirol von 1286 findet sich die Stelle: *Man sol merchen, daz min herre hat gegeben vmb das hal vnd vmb daz lant dem grauen von Hirzperch 4000 march … Min herre gab ouch dem bischof von Auspurch 300 march, daz er im div lehen hat gelihen.*[45] Zusammen mit anderen Überlegungen läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit erschließen, daß unter den Lehen eben das Hal, also die Saline, und das Land im Sinne eines alten dazugehörigen Rechtsbezirkes, eines *districtus,* zu verstehen sind. Ein solcher alter Rechtsbezirk zeichnet sich aber noch im Urbar des Hochstifts Augsburg von 1316 ab.[46] (Abb. 2)

---

37 Vgl. hierzu die Karten G 5–G 9 des Tirol-Atlas, alle nach Entwürfen von Karl Finsterwalder, mit entsprechenden Quellen- und Literaturnachweisen. Karten wie zugehörige Aufsätze auch in: H.M. Ölberg u. N. Grass (Hg.), Karl Finsterwalder, Tiroler Ortsnamenkunde. Gesammelte Aufsätze und Arbeiten, Bd.1 (Schlern-Schriften 285) Innsbruck 1990.

38 Tr. Freising (wie Anm. 22) 550a–c.

39 Zur Quartinus-Schenkung insgesamt sowie zur Diskussion um die Ortsidentifizierungen von *Taurane* und *Stauanes* s. Heitmeier, Raumorganisation (wie Anm. 16) 268 mit Anm. 7.

40 Für die Interpretation als Kirche: s. Sydow, B34. Ernsthafte Zweifel hegt Franz Glaser, der Thaur daher nicht in sein Buch: Frühes Christentum im Alpenraum, 1997, aufnahm.

41 Tiroler Urkundenbuch, bearb.v. F. Huter, Bd. 1,3 S. 25 Nr.963.

42 Vgl. zur Geschichte: Rudolf Palme, Rechts-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte der inneralpinen Salzwerke bis zu deren Monopolisierung, Frankfurt/Bern 1983.

43 Zum Namen: Hermann M. Ölberg, Das vorrömische Ortsnamengut Nordtirols, Diss. Masch. Innsbruck 1962, 147–150.

44 Rudolf Palme, Die rechtlichen Verhältnisse beim Entstehen der Saline und des Bergwerkes Hall in Tirol, in: Bericht über den zwölften österreichischen Historikertag in Bregenz, 1973, 3–11.

45 Meinhards II. Urbare der Grafschaft Tirol, hg. v. O. v. Zingerle, (Fontes rer. Austr. Dipl. 45) Wien 1890, S. 52 Nr. 70.

46 Urbarium Episcopatus Augustani de anno 1316, in: Monumenta Boica 34,2, S. 349 ff., 359–363.

Demnach hatte das Hochstift umfangreichen Besitz mit den Zentren Absam, Vomp und Thaur, wo sich die *curiae villicales* befanden. Daneben erhielt Augsburg offensichtlich aufgrund alter Besitzrechte Einkünfte aus einem Solewasser in Hall, wohin die Saline von Thaur um 1260 verlegt wurde.

Zwei der Augsburger Fronhöfe liegen *aput Thaur;* es handelt sich um die *curia inferior aput aich,* d.i. der Ulrichshof (B35),[47] sowie um die *curia superior aput Linten.* Bereits aus diesen Benennungen geht hervor, daß sie außerhalb der alten Siedlung Thaur lagen. Mit diesen *curiae villicales* liegt eine gegenüber dem alten Dorfkern deutlich jüngere Siedlungs- und Flureinteilungsform vor, die als frühmittelalterlich angesprochen werden kann, doch aufgrund ihrer geradlinigen Einteilung vermutlich bereits auf römischen Strukturen aufsitzt. Der spätantike Bau unter der Pfarrkirche schließt sich hier problemlos an. Bei antiker Entstehung – und hierfür sprechen vor allem auch die erhaltenen romanischen Flurnamen[48] – kommt als raumordnende Kraft für eine solche Neustrukturierung nur der römische Fiskus in Frage.

Die fiskalische Organisation des gesamten Besitzkomplexes wird nicht zuletzt durch das *officium nemoris* bestätigt, das laut Urbar von 1316 mit der Villikation in Absam verbunden war; es beinhaltet die Forsthoheit über das Gebiet des späteren Gnadenwaldes, das ist das Mittelgebirge zwischen Absam und dem Vomper Bach. (Abb. 2) Das Forstrecht aber war Regal. Dieser Forst und die damit verbundene Waldnutzung sind von ganz besonderer Bedeutung, sieht man sie in Zusammenhang mit dem Salinenbetrieb, der einen enormen Holzbedarf hatte, wie die spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Verhältnisse sowohl in Hall in Tirol wie in Reichenhall oder Berchtesgaden lehren.

Faßt man diese Beobachtungen zusammen, läßt sich auf eine frühe fiskalisch strukturierte Raumordnung schließen, die sich am besten in Zusammenhang mit der im Hochmittelalter bezeugten, für frühgeschichtliche Zeit aber bisher nicht wirklich greifbaren Salzgewinnung erklären läßt. Der Ulrichshof in Thaur, die *curia aput Aiche,* war nicht unbedingt der Verwaltungsmittelpunkt dieses Raumes, sondern eher ein Herrenhof mit Repräsentationscharakter, was bei der Bedeutung einer Saline durchaus vorstellbar ist.[49] Hinsichtlich der Möglichkeit einer frühchristlichen Kirche in Thaur wären die Voraussetzungen durch die spätantike Tradition und die durch Herrschaftssitz und Saline erschlossenen Mittelpunktsfunktion zweifellos gegeben.

Nach dem Bereich der ausgeprägten Adelsherrschaft im Oberinntal, dem *pagus Poapintal,* und der im zentralen Talbereich erschlossenen Domänenorganisation zur militärischen Nutzung, zeichnet sich mit dem *districtus Thaur* ein dritter räumlicher Komplex auf der Grundlage antiker Organisationsstrukturen ab, der etwa bis zum Ziller reichte. Wie oben schon angedeutet, könnten südlich des Inns, am rechten Ufer, die Prädiennamen noch Pachthöfe im Rahmen der militärischen Organisation anzeigen. Mit Sicherheit wird man davon ausgehen dürfen, daß in der Antike das Inntal bis zum Ziller organisatorisch voll erfaßt war und dies bei der Bedeutung von Verkehr und wohl auch Saline ohne Unterbrechung im Mittelalter blieb, dabei zunächst wohl sogar unter direkter merowingischer Herrschaft stand und erst im 8. Jh. an den

---

[47] Vgl. hierzu den Beitrag von Walter Hauser.

[48] Diese finden sich insbesondere in Richtung Rum, wo sich mit Figfag <*via cavata* und Figschnall <*via casinale* sogar romanische Wegenamen erhalten haben. K. Finsterwalder, Die Flurnamenschichten in Rum, in: Ders. Tiroler Ortsnamenkunde (wie Anm. 37) 681–689. Doch auch Quadrell in der Hauptflur südlich von Thaur, worunter nichts anderes als «am Kreuzweg» zu verstehen ist, zeigt die antike Grundlage der Flureinteilung noch an, was sehr gut mit metrischen Untersuchungen korrespondiert, die Gertrud Diepolder im Rahmen des archäologisch-historischen Forschungsprojektes zur Siedlungsgeschichte im Inntal (wie Anm. 3) durchführte.

[49] Hinweis darauf gibt nicht nur die Kirche, sondern auch die Tatsache, daß dieser Hof als einziger von allen *curiae villicales* der Augsburger Grundherrschaft noch zu Beginn des 14. Jh. als Einzelbetrieb ohne abhängige Höfe existierte, jedoch die gleichen Abgaben leistete wie etwa die obere *curia aput Linten* zusammen mit einer ganzen und 11 Halbhuben. Der Ulrichshof gibt sich damit als Sal- oder Herrenhof mit großer Eigenwirtschaft zu erkennen, woraus jedenfalls auf eine besondere Funktion geschlossen werden darf.

agilolfingischen Machtbereich angeschlossen wurde. Das Fehlen frühchristlicher Kirchen im Talabschnitt zwischen Innsbruck-Ampass und Ziller dürfte vor allem auf den Mangel an obrigkeitlichen, insbesondere mit Militär in Verbindung stehenden Zentralorten zurückgehen. Im Frühmittelalter wurde dieser Raum dann mit Kirchen «aufgefüllt», wobei nun neben der bischöflichen Initiative zur Intensivierung der Seelsorge vor allem die jeweilige Grundherrschaft mit der Errichtung von Eigenkirchen eine entscheidende Rolle übernahm.[50]

Betrachtet man schließlich das Inntal östlich des Ziller, gibt es nach bisherigen Erkenntnissen in diesem Bereich nicht nur kein spätantik-frühmittelalterliches Adelszentrum, das mit Pfaffenhofen vergleichbar wäre, sondern auch nur zwei staatlich erfaßte Plätze, die die Voraussetzung für eine frühchristliche Kirche erbringen könnten, nämlich die Straßenstationen *Masciacum* bei Brixlegg, also unmittelbar bei oder östlich der Zillermündung, und *Albianum* bei Kufstein. (Abb. 3) Ihre Lokalisierung wird durch die antiken Meilenangaben ungefähr ausgewiesen, bei *Masciacum* kommt hinzu, daß der Name im heutigen Matzen westlich Brixlegg weiterleben dürfte.[51]

Eine genauere Lokalisierung stößt zunächst auf die Schwierigkeit, daß nicht geklärt ist, auf welcher Seite des Inn die Straße verlief, unter Umständen muß man auch mit wechselnden Trassen rechnen.[52] Die Lage einer Straßenstation erfordert jedoch bestimmte topographische Voraussetzungen, um die funktionellen Anforderungen für Herberge und Tierversorgung erfüllen zu können. Im Unterschied zur Umgebung von Matzen bietet das linke Ufer hierfür genügend Raum. Nicht zufällig findet sich bei Wiesing der Flurname Bradl, in der gleichen Bedeutung als Wiesen- und Weideland wie bei Wilten. Der Ortsname Wiesing kann als Übersetzung dieses Flurnamens angesehen werden.[53] Überdies tritt Matzen auch als Flurname in Münster auf, was einen Hinweis darauf liefern dürfte, daß *Masciacum* sich auf beide Ufer erstreckte.[54] Dies erscheint sinnvoll, da im Bereich Matzen/Lichtwert –

---

[50] Zum Niederkirchenwesen neuerdings: Wilhelm Störmer, Frühes Christentum in Altbayern, Schwaben und Franken, in: W. Brandmüller (Hg.), Handbuch der Bayerischen Kirchengeschichte, St. Ottilien 1998, Bd. I/1, 1–93, bes. 56–62.

[51] So bereits bei Cartellieri, Alpenstraßen (wie Anm. 6) 143; auch von sprachwissenschaftlicher Seite akzeptiert: Karl Finsterwalder, Sprachschichten in den Ortsnamen Tirols, in: Ders., Tiroler Ortsnamenkunde (wie Anm. 37) Bd.1, 29–41, 35.

[52] Ohne Zweifel waren beide Innufer für den Verkehr erschlossen, die Frage kann nur der Haupttrasse der Fernstraße gelten. Deren Festlegung wiederum ist in starker Abhängigkeit vom jeweiligen Innverlauf zu sehen. Ein Beispiel für die Unzuverlässigkeit von Meilensteinstandorten lieferte jüngst der sog. Rixenstein von Amras-Wiesengasse, da er aufgrund seiner neu entdeckten Inschrift als verschleppt gelten muß (Freundlicher Hinweise von Anton Höck, Tiroler Landesmuseum, und Johannes Pöll, Bundesdenkmalamt Innsbruck). Die beiden angeblichen Steine bei Matzen und in Brixlegg sind verschollen bzw. unbeschriftet. Wolfgang Rebitsch, Der Raum Brixlegg in der Frühgeschichte und in der Römerzeit, in: Brixlegg, red. v. Sepp Landmann, 1988, 99–104, 103 f. Nicht erwähnt bei Walser, Römische Straßen (wie Anm. 4). Am ausführlichsten setzte sich Matthias Mayer, Die Römerstrasse durch das Unterinntal (Tiroler Heimatschriften I und II) Kufstein 1927, mit der Frage auseinander. Seine Überlegungen beruhen auf eindrucksvoller Ortskenntnis, sie scheinen sich jedoch streckenweise eher auf mittelalterliche Wege und Straßen zu beziehen. Die aufgrund der gegenwärtigen (!) Topographie des Innverlaufs naheliegende Trasse – ab Höhe Hall auf der linken Seite bis Münster, dort Seitenwechsel und weiterer Verlauf über Kundl und Wörgl mit erneutem Seitenwechsel etwa bei Kirchbichl/Langkampfen, von dort linksseitig nach Zell/Kufstein – deckt sich auffallend mit der römerzeitlichen Fundkarte in: Haider, Antike (wie Anm. 26) Karte 1 (nach S. 244). Immerhin ist auch die Kirche von Stans (B31) über eine römische Straße gebaut.

[53] In diesem Sinn bereits Ludwig Steinberger, Noricum, Baiern, Bayern – Namen, Sprache und Geschichte, in: ZBLG 18 (1955) 81–143, 118 f.; gegen eine personale Erklärung, wie sie Finsterwalder und Bachmann vertraten, spricht vor allem, dass der PN Wiso erst im 9. Jh. belegt ist. Förstemann, Altdeutsches Namensbuch I, 1622. K. Finsterwalder, in: Tiroler Ortsnamenskunde (wie Anm. 37) I, 40, 47; H. Bachmann, Wiesing, in: Studien zu Namenkunde und Sprachgeographie = FS f. Karl Finsterwalder (Innsbrucker Beitr. z. Kulturwissenschaft) 1971, 173–196, 193 mit Exkurs zu den Namen von H. Ölberg 199–201.

[54] Tiroler Landesarchiv Kataster 16/28. M. Mayer (wie Anm. 52) 102, belegt den Namen auch als Flurnamen auf der rechten Innseite.

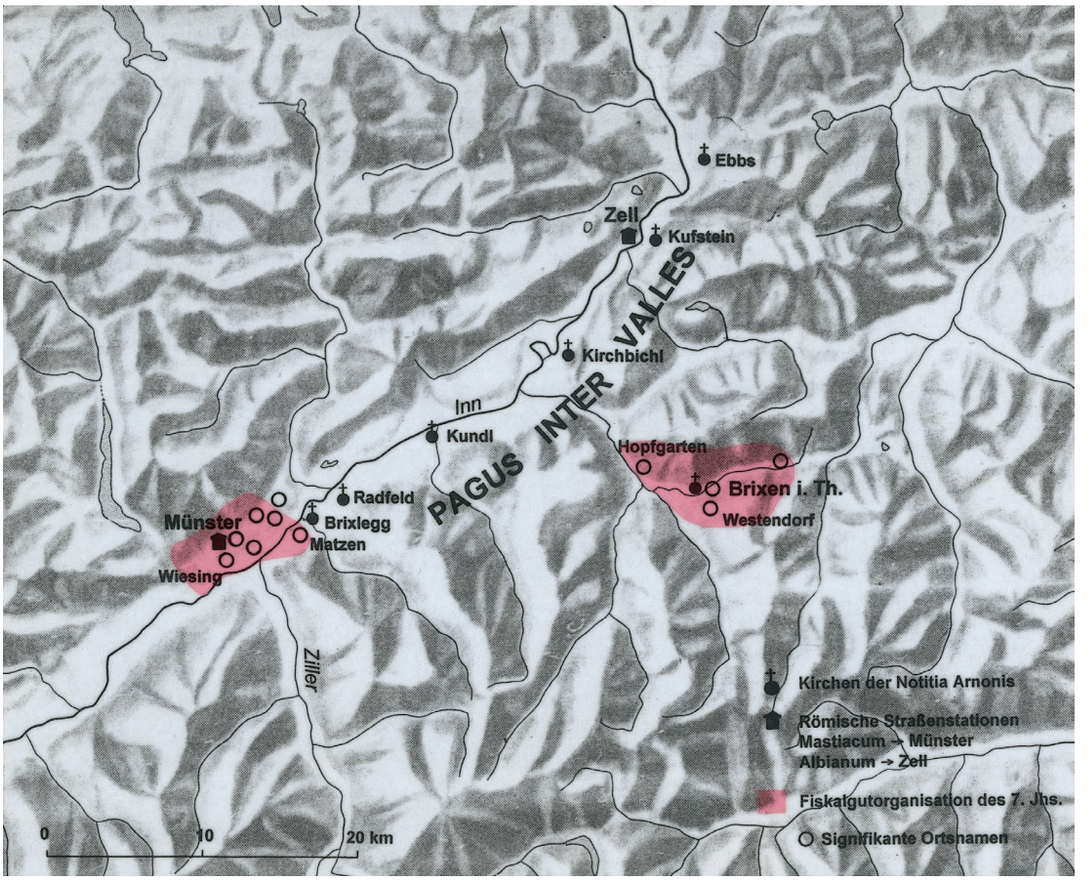


Abb. 3. Elemente der frühmittelalterlichen Raumordnung im Tiroler Unterinntal (Entwurf I. Heitmeier).

letzteres lag früher, wie der Name sagt, auf einer Insel im Inn – der Flußübergang leicht möglich war. Daß der Inn hier nie als räumliche Grenze gesehen wurde, zeigt auch die hochmittelalterliche Organisation, wo sowohl der für Münster zuständige Gerichtssitz Rottenburg, wie auch der Hofmarkssitz Lichtwert auf der anderen Flußseite lagen.[55]

Die wenigen archäologischen Spuren können bisher allerdings weder mit einer Station in Verbindung gebracht werden, noch reichen sie in spätantike Zeit: Die frühmittelalterliche Kirche in Münster (B20) steht auf den Resten eines mittelkaiserzeitlichen Gebäudes,[56] auf der Matzener Seite gibt es lediglich zwei Werkzeugfunde und ein fragliches Mosaikfragment, das unter der Kirche von Reith gefunden worden sein soll.[57] Sollte dies tatsächlich aus einer römischen Villa am Ort stammen, zeigt der Ortsname Reith, daß hier völlige Siedlungsunterbrechung vorliegt. Dafür lieferte in nächster Nachbarschaft die sog. Hochkapelle bei Brixlegg den für das Inntal seltenen Befund eines spätantik-frühmittelalterlichen Castrums.[58]

---

[55] Otto Stolz, Politisch-historische Landesbeschreibung von Tirol (Archiv für österreichische Geschichte 107) 1926, 178 ff. u. 215 ff.

[56] Wilhelm Sydow, Archäologische Grabungen in der Pfarrkirche von Münster in Tirol, in: FÖ 24/25 (1985/86) 139–154, 139 f.

[57] Rebitsch (wie Anm. 52) 102.

[58] Hierzu bisher nur die knappe Befundbeschreibung von Melitta Huijsmans und Robert Krauß in: FÖ 35 (1996) 543 f.

Der Befund ist fraglos dürftig und war bisher am ehesten mit dem Rückzug der Bevölkerung in sichere Lagen zu erklären. Nun wirft die Datierung des Pletzach-Bergsturzes bei Brixlegg[59] ein neues Licht auf die Situation und es erscheint sehr wahrscheinlich, dass die Siedlungsabbrüche mit dieser Katastrophe in Verbindung stehen. So weit die Folgen bisher zu beurteilen sind, zog die länger andauernde Verkehrsunterbrechung[60] in Verbindung mit der Krisenzeit des 3. Jh. nicht nur das Ende der zugehörigen organisatorischen Einrichtung, sondern auch der auf die Strasse angewiesenen römischen Siedlungsplätze nach sich.[61] Das weitgehende Fehlen von römisch/romanischen Ortsnamen im Unterinntal dürfte die Bedeutung dieser Zäsur unterstreichen. Während nun im mittleren Inntal in nachdiokletianischer Zeit mit der dauerhaften Truppenstationierung, den Kastellbauten in Wilten und Zirl-Martinsbühel und der Einrichtung des militärischen Nutzlandes eine Intensivierung der staatlichen Erfassung zu verzeichnen ist, ist davon im Unterinntal östlich des Bergsturzes nichts mehr zu erkennen. Man muss davon ausgehen, dass im 4. Jh. auch hier die Strassenorganisation wieder aufgenommen wurde, jedoch nicht unmittelbar an die alten Plätze anschloss, sondern sich in sicheren Positionen etablierte, wofür die Hochkapelle bei Brixlegg ein Beispiel wäre. Weitere Höhenstationen könnten auf dem Zeller Berg bei Kufstein im Bereich der Station *Albianum* gelegen haben sowie am Innübergang bei Wörgl auf dem Grattenbergl. Die fehlenden Nachweise sind dem Forschungsstand zuzuschreiben.[62]

Soweit erkennbar, hatte der Pletzach-Bergsturz also eine Zäsur in der bis dahin wohl einheitlichen organisatorischen Erfassung des Inntales verursacht. Es ist gut vorstellbar, dass in der Folge im Unterinntal der *pagus Inter-Valles* als gegenüber dem mittleren Inntal eigenständiger Verwaltungsraum eingerichtet wurde, was langfristig zur Ausbildung der Zillergrenze führte.

Die «andere» Entwicklung des Unterinntales spiegelt sich deutlich in der Ortsnamenlandschaft. Mit Jenbach-Wiesing-Münster begegnet innabwärts der erste Siedlungsraum mit deutschen Namen, im Gegensatz zu den Adelsnamen des Oberinntales handelt es sich hier aber um eine unpersönliche Namenlandschaft. Das romanische Flurnamensubstrat zeigt eine gewisse Kontinuität an, die deutschen Ortsnamen verweisen jedoch auf eine Neuorganisation im frühen Mittelalter, in deren Rahmen wohl auch die Kirche von Münster entstand.

Der Name Münster aus lat. *monasterium* könnte auf ein Frühkloster verweisen, was an anderer Stelle zu untersuchen ist.[63] Eine gute Parallele aus dem Alpenraum, insbesondere auch hinsichtlich der Größenordnung, wäre Molzbichl-Münster in Kärnten.[64] Allerdings ist nicht auszuschließen, daß der Name auch nur den Bezug zur Domkirche in Brixen spiegelt, der nicht nur auf grundherrschaftlicher Ebene bestand. Münster ist bis heute auch Grenz-

---

[59] S. oben Anm. 8.

[60] Aus dem ganzen Unterinntal östlich des Ziller gibt es eine einzige Münze aus der 2. Hälfte des 3. Jh. (Rattenberg: Probus), erst mit dem 4. Jh. nehmen die Funde wieder deutlich zu. Für Auskunft und Bestätigung danke ich Anton Höck. Schliesslich setzen die Horrea Bauten in Wilten zu Beginn des 4. Jh. wieder einen funktionierenden Unterinntal-Verkehr voraus.

[61] Innabwärts ist weiter die Villa von Wörgl zu nennen, die ebenfalls nur bis in die 1. Hälfte des 3. Jh. zu fassen ist. Gerhard Tomedi, Anton Höck, Wörgl in der römischen Kaiserzeit, in: J. Zangerl (Hg.), Wörgl. Ein Heimatbuch, Wörgl 1988, 53–58.

[62] Vom Grattenbergl ist immerhin bereits römische Keramik bekannt. Hinweise bei Tomedi/Höck, Wörgl (wie Anm. 61) 57.

[63] Daß hier grundsätzlicher Untersuchungsbedarf besteht, zeigt auch die Zusammenstellung von Hans Jänichen, Zell- und Münster-Orte, in: F. Quarthal (Bearb.), Germania Benedictina V, Baden-Württemberg, 1975, Anhang 1, 713–717. Danach erfuhr Münster < vulgärlat. *munisterium* «Kloster» erst im Hochmittelalter eine Bedeutungsverengung zu «Kirche», doch sind alle Namen erst spät bezeugt, was auch für Münster in Tirol zutrifft.

[64] Die Ersterwähnung um 1063 lautet: *Munstiure quod et Mulzpuhil dicitur* (Monumenta Carinthiae III, 328). Franz Glaser, Das Münster in Molzbichl, das älteste Kloster Kärntens, in: Carinthia I 179 (1989) 99–124; Kurt Karpf, Zur Entstehungszeit des frühmittelalterlichen Klosters Molzbichl, in: Beitr. z. Mittelalterarchäologie in Österreich 12 (1996), 37–50.

pfarrei des Bistums. Man wird in jedem Fall eine geistliche Außenstelle annehmen. Funktionell darf diese als Nachfolger der römischen Straßenstation gesehen werden, was nicht nur hier zu beobachten ist. So gründete der Hl. Magnus 747 in Füssen das Kloster St. Mang, 763 wird von einer Adelsgruppe, die man am besten als Scharnitzer Gründersippe bezeichnet, das Kloster Scharnitz gegründet.[65] In Wilten ist das Frühkloster bisher leider nur sagenhafte Tradition. Doch wird eine ab dem 10. Jh. faßbare Mönchsgemeinschaft von Bischof Reginbert von Brixen 1138 in ein Prämonstratenserstift umgewandelt. Auch die Spuren von Münster verlieren sich völlig, doch entsteht im nahegelegenen Georgenberg zur selben Zeit wie in Wilten und ebenfalls aus Wurzeln des 10. Jh. eine Benediktinerabtei.[66] Wirft man einen Blick auf die nächste römische Straßenstation innabwärts namens *Albianum,* die im Raum Kufstein zu suchen ist, so fällt sofort Zell ins Auge, von dem es 788/90 in der Notitia Arnonis heißt: *Ad Caofstein eccl. cum territorio et cellola, ubi fratres nostri manibus laborant.*[67] Es handelt sich also um eine Salzburger Wirtschaftszelle, die – wie alle Kirchen der Notitia – auf Fiskalgut entstanden ist.[68] Vor allem W. Störmer hat auf die Bedeutung der Zell-Orte für das Paßsystem hingewiesen.[69] So ist Zell am Ziller der Paßfußort für den Gerlospaß und Zell am See der Kreuzungspunkt der Pinzgau-Achse mit der Nord-Süd-Route Saalfelden-Großglockner. Die Maximilianszelle in Bischofshofen kennzeichnet die nächste wichtige Nord-Süd-Verbindung durch den Pongau.[70] Schließlich, weniger bekannt, die bayerischen Orte Inzell und Zell bei Ruhpolding am Salzweg von Reichenhall ins Voralpenland. Störmer hat die Funktion dieser Zell-Orte mit «Paßhut und Hospiz» beschrieben,[71] was der Aufgabe antiker Straßenstationen gleichkommt. Im Gegensatz zu den Münster-Orten entwickelte sich aus keiner dieser Zellen ein selbständiges Kloster. Gemeinsam scheint ihnen hingegen die Wurzel aus königlichem oder herzoglichem Fiskalgut zu sein.

Versucht man Anhaltspunkte für das Alter dieser Einrichtungen im Inntal zu gewinnen, so verweist ein C^{14}-Datum aus der Kirche von Zell bei Kufstein (B40) mit 650–80 jedenfalls etwa 100 Jahre vor die Nennung in der Notitia Arnonis zurück,[72] in eine Zeit, in der die Geschichte der bayerischen Herzöge ziemlich im Dunkeln liegt, und außerdem deutlich vor die Ankunft Ruperts in Salzburg.

Das Alter von Münster ist nur indirekt zu erschließen. Die Hauptflur östlich des Ortes ist das Tegerfeld. Darin, wie auch im Namen Tegernsee, ist ahd. tegar «groß» enthalten, ein Wort, das beim Einsetzen der schriftlichen Überlieferung schon nicht mehr in Gebrauch war und daher ins 7. Jh. gestellt werden muß. Dies gibt einen Anhalt für die Neuorganisation der Flur – und neben der Parallelität von Pradl/Bradl eine weitere zum Großraum Veldidena: Das Tegerfeld entspricht in der Bedeutung «großes Feld» dem Michelfeld bei Kematen. Auch die übrigen Namen im Raum Münster lassen eine fiskalische Organisation erkennen. Hof als Wirtschaftszentrum des anzunehmenden *monasterium* mit abhängigen

---

65 Zur Nachricht der Vita Sancti Magni s. Hans-Uwe Rump, Füssen (Hist. Atlas von Bayern, Schwaben 9), 1977, 29 ff.; zu Scharnitz: Tr. Freising (wie Anm. 22) 19. Das Kloster ist nicht in Klais oder Scharnitz zu suchen (s. hier S.473), sondern in Mittenwald an der Kreuzung der Hauptstraße Garmisch-Seefeld-Zirl und der Nebenstrecke Kochel-Warngau-Leutasch; hier konnte es als Hospiz für beide Routen dienen. Mittenwald bewahrte das Peterspatrozinium des Klosters.

66 Riedmann, Mittelalter (wie Anm. 32) 318 u. 398 f.

67 Salzburger Urkundenbuch I, S. 12.

68 Heinrich Wanderwitz, Quellenkritische Studien zu den bayerischen Besitzlisten des 8.Jhs, in: Deutsches Archiv 39 (1983) 27–84, bes. 33 f. Nicht mehr dem Forschungsstand entsprechend: Hanns Bachmann, Studien zur Entstehung der in der Notitia Arnonis genannten Kirchen Tirols, in: MIÖG 81 (1973) 241–303.

69 Wilhelm Störmer, Engen und Pässe in den mittleren Ostalpen und ihre Sicherung im frühen Mittelalter, in: Mitt. d. Geogr. Gesellschaft München 53 (1968) 91–107. Besonders zum Begriff des Paßsystems: Herbert Klein, Brenner und Radstädter Tauern, in: FS für H. Wopfner (Schlern-Schriften 52) 1947, 141–155.

70 Zur Entstehung der Zellen vgl. Friedrich Prinz, Frühes Mönchtum im Frankenreich, ²1988, 400–407.

71 Wie Anm. 69, 94.

72 Wilhelm Sydow, Arch. Untersuchungen in der Martinskirche in Zell bei Kufstein, in FÖ 23 (1984) 169–178, 169.

Betrieben in Haus und Hub, dem Weideland in Wiesing/Bradl, einer auf Schafzucht spezialisierten Wirtschaftseinheit in Asten (< *oviste* «Schafstall»), sowie drei mit Bachnamen bezeichneten Siedlungen.

Eine ganz ähnliche Namenlandschaft stellt das Brixner Tal dar, wo im namengebenden Zentrum ebenfalls eine frühmittelalterliche Kirche ergraben wurde (B3)[73]: Hopfgarten als Sonderkultur, Westerndorf als Orientierungsname, Hof als Villikationszentrum sowie Lauterbach als typischster aller Bachnamen bei Fiskalorten. Im Brixental gibt der *regalis minister Rodolt* 902 seinen Besitz an das Hochstift Regensburg und 927 wird die Kirche in Brixen als *capella* bezeichnet,[74] ein Ausdruck, der zu dieser Zeit nur für Pfalz- und Fiskalkirchen gebraucht wird.

Betrachtet man zuletzt die Kirchenliste der Notitia Arnonis, deren Herkunft aus Fiskalgut sicher ist, so wird deutlich, daß auch die frühe Geschichte des Unterinntales eine Geschichte des Fiskalgutes ist, allerdings mit einer deutlich jüngeren Überlagerung. Bezüglich des Zeitansatzes dieser Überlagerung hilft die Liste nicht weiter, da weder der Zeitpunkt der Übergabe der Kirchen an Salzburg, noch der Zeitpunkt ihrer Entstehung bekannt ist. Das Beispiel Zell zeigt, wie weit dies differieren kann. Dennoch weist dieser Befund zusammen mit den indirekten Hinweisen sprachlicher und namenkundlicher Art auf das 7. Jh. Die frühmittelalterlichen Kirchen des Unterinntales fügen sich problemlos ins Bild dieser weitgehenden Neustrukturierung ein, sie lassen jedoch nicht – wie eingangs bereits bemerkt – einen direkten Schluß auf den Zeitpunkt der Christianisierung der Bevölkerung zu. Denn wie der Kult des Mithras, der in Erl und in Pons Aeni bezeugt ist,[75] hätte sich auch das Christentum entlang der Unterinntalstrasse verbreiten können. Entscheidend scheint vielmehr, dass frühchristliche Kirchen als öffentlich-staatliche Bauwerke an zivilen oder militärischen Zentralorten entstanden. Ihr Fehlen muss vor allem auf den Mangel entsprechender Verwaltungsmittelpunkte oder Militärstationen zurückgeführt werden, die sich im Unterinntal nicht in gleicher Weise ausbildeten wie im zentralen Talabschnitt. Dies muss jedoch nicht heissen, dass es überhaupt keine Christen gab. Ländliche Gemeinden wie Gutsbesitzer dürften sich lange mit Oratorien und Altären in Privathäusern beholfen haben, wofür noch Arbeo ein anschauliches Beispiel überliefert, wenn er berichtet, wie der Hl. Emmeram in Helfendorf seine Gebete vor einem Hausaltar verrichtete.[76]

Abkürzungen

FÖ	Fundberichte aus Österreich
FS	Festschrift
MGH	Monumenta Germaniae Historica
MIÖG	Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung
Tr.	Traditionen
VTLM	Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum
ZBLG	Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte

[73] Siehe zudem den Beitrag von Hannsjörg Ubl in dieser Publikation, sowie ders., Die Ausgrabungen im Kirchenbereich, in: Festschrift Brixen im Thal (Schlern-Schriften 281), 1988, 74–88.

[74] Tr. Regensburg (wie Anm. 29) 191 u. Salzburger Urkundenbuch I, S. 105 Nr. 44b.

[75] Jochen Garbsch, Das Mithraeum von Pons Aeni, in: Bayer. Vorgeschichtsbl. 50 (1985) 355–462. Wilhelm Sydow, Religion und Kulte der Kaiserzeit in Rom und im Gebiet des heutigen Tirol, in: Veldidena-Katalog (wie Anm. 13) 137–145, 143.

[76] Arbeo, Vita et passio Sancti Haimhrammi Martyris, lat. u. dt. ed. v. B. Bischoff, München 1953, Kap.13, S. 24/25. Auch Störmer, Frühes Christentum (wie Anm. 50) 7, betont, daß die frühesten christlichen Kultstätten in den nördlichen Provinzen keiner äußerlich kenntlichen Baugestalt bedurften und daher archäologisch nicht mehr fixiert werden können. Hinsichtlich der Emmeram-Stelle bemerkt er, daß der Reliquienbesitz offensichtlich wichtiger war, als ein eigenes Bethaus (19).

ZUR CHARAKTERISIERUNG DES SPÄTANTIKEN KERAMIKSPEKTRUMS IM OSTALPENRAUM[1]

Sabine Ladstätter

Die Epoche der Spätantike in den Ostalpen vom ausgehenden 3. Jh. bis in das frühe 7. Jh. ist durch einschneidende historische und damit verbunden auch durch ökonomische, siedlungsstrukturelle und nicht zuletzt auch durch ethnische Veränderungen gekennzeichnet.

Bei einer summarischen Betrachtung der spätantiken Siedlungsentwicklung fällt auf, dass die in Tallagen gelegenen Municipia, Vici und Villae der römischen Kaiserzeit bis weit in das 4. Jh. hinein Bestand hatten.[2] Zahlreiche Siedlungen weisen darüber hinaus ein Kontinuum bis in das 6. Jh. hinein auf[3] und widerlegen auf diese Weise eine lineare Abfolge von Tal- zu Höhensiedlung. Zwar werden die Bergrücken gegen Ende des 4. Jh. verstärkt besiedelt,[4] jedoch sind diese Anlagen nur zum Teil als direkte Nachfolgesiedlungen anzusprechen. Oftmals ist vielmehr eine Gleichzeitigkeit von Tal- und Höhensiedlung zu beobachten.[5]

Von forschungsgeschichtlicher Relevanz ist die Tatsache, dass bislang aus den Municipia im Ostalpenraum kaum spätantikes Fundmaterial vorgelegt wurde und daher eine Beurteilung der siedlungsgeschichtlichen Entwicklung urbaner Zentren in der Spätantike für diese Region nur beschränkt möglich ist. In vielen Fällen reduziert sich die Materialbasis auf Münzreihen, verstreute und inhomogene bauliche Reste und vereinzelt auch auf Grabfunde.[6] Ganz im Gegensatz dazu bildeten die spätantiken Höhensiedlungen bereits seit Beginn des 20. Jh. einen Schwerpunkt in der archäologischen Forschung. Neben den Sakralbauten[7] galt in diesem Zusammenhang den Befestigungsanlagen[8] und den Gräberfeldern[9] besonderes Augenmerk. Aus diesen forschungsgeschichtlich bedingten Umständen erklärt sich auch der unterschiedliche Materialbestand, der einer übergreifenden Bewertung des spätantiken

---

1 Die vorliegende Studie wäre ohne das Einverständnis von S. Felgenhauer-Schmiedt, H. Rodriguez und U. Steinklauber, die mir z.T. unpubliziertes Material zur Publikation überließen und dadurch erst eine übergreifende Analyse erlauben, unmöglich gewesen. Mein herzlicher Dank gilt daher den genannten Kolleginnen. Inhaltliche Überschneidungen mit der monographischen Studie Ladstätter 2000 wurden auf das Notwendigste gekürzt. Häufig wurde zudem auf eine detaillierte Darlegung der Argumentationsketten verzichtet und lediglich auf die Monographie verwiesen, um unnötige Wiederholungen zu vermeiden.

2 S. Ladstätter, Von Noricum Mediterraneum zur Provincia Sclaborum. Die Kontinuitätsfrage aus archäologischer Sicht, in: R. Bratož, Slowenien und die Nachbarländer zwischen Antike und karolingischer Epoche, Ljubljana 2000, 219–238.

3 Ladstätter 2000.

4 Siehe dazu zusammenfassend Ciglenečki 1987.

5 Zu verweisen ist in diesem Zusammenhang auf Befunde in Aguntum / Lavant und Iuenna / Hemmaberg.

6 Aguntum: St. Karwiese, Aguntum – Das Ende einer Stadt im Spiegel der Münzfunde. Eine numismatisch-archäologisch-historische Untersuchung, Beiträge zur römerzeitlichen Bodenforschung in Österreich, Wien 1974. M. Tschurtschenthaler, Feldarchäologische Forschungen in Aguntum seit 1991, Osttiroler Heimatblätter 62/5. Glaser 1997, 141 f. – Teurnia: Glaser 1997, 131–141. – Virunum: F. Dick, FMRÖ II/3, 142 f. – Flavia Solva: St. Groh, Die Insula XLI von Flavia Solva. Ergebnisse der Grabungen 1959 und 1989 bis 1992, SoSchrÖAI 28, 1996, 185. – Poetovio: Kos 1986, 220 und 225–229. Glaser 1997, 94 f. – Celeia: Kos 1986, 219 f. und 225–229. Glaser 1997, 65–67.

7 Zusammenfassend: Glaser 1997.

8 Ciglenečki 1987, 121–139.

9 Siehe dazu die zusammenfassenden Arbeiten von U. Ibler, Studien zum Kontinuitätsproblem am Übergang von der Antike zum Mittelalter in Nord- und Westjugoslawien, Diss. Bonn 1991 und Kersting 1993, teilweise publiziert in: U. Kersting, Spätantike und Frühmittelalter in Kärnten, München 1994.

Keramikaufkommens in den Ostalpen zugrunde gelegt werden muss. Die Mehrzahl der zur Verfügung stehenden Spektren stammt folgerichtig von Höhensiedlungen, wobei eine stratifizierte Fundlage nur in Ausnahmefällen vorliegt.[10] Häufig erfolgte daher nur eine gattungsspezifische und typologische Vorlage des Gesamtspektrums ohne relativchronologische Gliederung. Erweitert wird der Fundbestand an spätantiker Keramik durch vereinzelte Grabfunde, die jedoch aufgrund der sich reduzierenden Beigabensitte bzw. der völligen Beigabenlosigkeit nur beschränkt aussagekräftig sind.[11] Ferner ist gerade der Übergang von der römischen Kaiserzeit zur Spätantike – speziell das fortgeschrittene 3. Jh. und das 4. Jh. – ein entscheidendes Forschungsdesiderat. Das Fehlen stratifizierter Fundkomplexe aus diesem Zeitraum erschwert eine Interpretation des Keramikaufkommens in der Spätantike, da entscheidende Aussagen über handwerkliche Traditionen der römischen Kaiserzeit bzw. genuin spätantike Innovationen zwar rückgeschlossen, aber letztlich nicht verifiziert werden können.

Aus den genannten Gründen ist eine umfassende Charakterisierung spätantiker Keramik nur bedingt möglich. Neben der Beschreibung allgemeiner Tendenzen soll im Folgenden auf spezifische, meist örtlich gebundene Individualismen sowie auf relativ- und absolutchronologische Entwicklungsstufen hingewiesen werden, die sich in der materiellen Hinterlassenschaft der ansässigen Populationen eindrucksvoll manifestieren. Denn gerade anhand der Keramikfunde sind wichtige Rückschlüsse auf die ökonomische Entwicklung der Region, auf die soziale Gesellschaftsgliederung und auf die ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung zu gewinnen.

Bei einer Definition des Gesamtkeramikaufkommens lassen sich grundsätzlich vier Gruppen unterscheiden:

Die 1. Gruppe umfasst mediterrane Importe, wobei darunter sowohl Transportamphoren als auch feinkeramische Produkte wie das Tafelgeschirr und die Lampen subsummiert sind. Als primäre Herkunftsregionen sind die nordafrikanischen Provinzen und der ostmediterrane Bereich zu nennen.

Davon abgrenzbar sind regional verbreitete Keramikgruppen, insbesondere die glasierte Ware sowie Imitationen mediterraner Feinkeramik und die selten auftretende einglättverzierte Ware. Sie können in einer 2. Gruppe zusammengefasst werden.

Als 3. Gruppe ist die lokal produzierte Grobkeramik anzusprechen, die den Bedarf an täglich gebrauchtem Koch-, Eß- und Trinkgeschirr deckte.

In einer 4. Gruppe werden Keramikgattungen zusammengefasst, die aufgrund ihres Verbreitungsgebietes sowie aufgrund form- und dekorspezifischer bzw. technologischer Kriterien fremden Ethnien zugeordnet werden können. Insbesondere sei in diesem Zusammenhang auf langobardische und slawische Gefäße hingewiesen.

Die Versorgung des Ostalpenraumes mit Produkten der Gruppen 1 und 2 ist in erster Linie von funktionierenden Distributionsmechanismen abhängig, wobei für die mediterranen Importe der maritime Handel und die Existenz bzw. der Betrieb von Verladehäfen von unabdingbarer Bedeutung waren. Der Weitertransport der Güter erfolgte entweder auf den Flüssen oder über Land bzw. durch die Kombination beider Transportmöglichkeiten. Für einen erfolgreichen Handel in einer Region waren demnach infrastrukturelle Voraussetzungen wie die Instandhaltung und die Sicherung der Straßen sowie ein funktionierendes Schifffahrtswesen auf den Flüssen Grundvoraussetzung. Der bedeutendste Hafen war wie bereits in der römischen Kaiserzeit jener von Aquileia. Er fungierte als Drehscheibe zwischen dem

---

[10] Zwei Gründe sind dafür in erster Linie maßgeblich: Zum einen ist bei den Höhensiedlungen aufgrund der starken Hanglage immer mit einem hohen Prozentsatz an erodiertem und daher vermischtem Fundmaterial zu rechnen. Zum anderen wurden zahlreiche Fundspektren bereits im Zuge von Grabungen geborgen, bei denen stratigraphische Beobachtungen nur bedingt berücksichtigt wurden.

[11] Zur Sitte Kersting 1993, 182–201.

See- und Binnenhandel im nordadriatischen und ostalpinen Gebiet. Sowohl nordafrikanische als auch ostmediterrane Produkte wurden nachweislich über den Hafen von Aquileia verhandelt.[12] Nachdem die Güter im Flusshafen verladen wurden, erfolgte der weitere Transport über zwei Hauptverbindungsrouten. So wurden Pannonien und der südöstliche Bereich Noricums über die Bernsteinstraße versorgt, während die mediterranen Waren Zentralnoricum auf der Straße über den Plöckenpass erreichten.[13] Nicht minder bedeutend war die Binnenschifffahrt auf Kanälen und Flüssen, wodurch nicht zuletzt auch die ufernorischen Städte und Kastelle mit mediterranen Gütern versorgt wurden, wie aus der Vita Severini hervorgeht.[14]

Die historische Entwicklung Aquileias ist aufgrund der zentralen handelsstrategischen Bedeutung seines Hafens für den nordadriatischen und ostalpinen Raum von enormer Bedeutung. Sowohl die Zerstörung durch die Hunnen, der langsame Einflussverlust der Metropole, der in der Verlegung des Bischofssitzes nach Grado augenscheinlich zu Tage tritt, und die zahlreichen historisch überlieferten Überschwemmungen sind mit direkten oder indirekten Konsequenzen für das Funktionieren bzw. das Stagnieren von Handelsströmen verbunden.[15]

Die Existenz von mediterranem Tafelgeschirr, von Lampen und von Transportamphoren in den spätantiken Siedlungen des Ostalpenraums belegt zum einen den Bedarf an Importprodukten und zum anderen einen Abnehmerkreis, der sich diese teuren Güter leisten konnte und auch leisten wollte. Bei einer Beurteilung der Amphoren sollte die Möglichkeit von zentral organisierten Lieferungen in die Nordprovinzen nicht außer Acht gelassen werden.

Die in Gruppe 3 zusammengefasste lokale Grobkeramik entspringt der Notwendigkeit, keramische Gefäße für den täglichen Gebrauch herzustellen. Dabei steht die Funktionalität im Vordergrund, wogegen ästhetische bzw. wertimmanente Kriterien nicht zum Tragen kommen. Insbesondere sei in diesem Zusammenhang auf den Gebrauch von feuerbeständiger Grobkeramik zum Zubereiten warmer Speisen über offenem Feuer hingewiesen, da diese Tätigkeiten nicht in Gefäßen aus organischen Materialien ausgeführt werden konnten. Diese funktionale Notwendigkeit erklärt aber auch den Umstand, dass Töpfe verschiedener Größen in den spätantiken Keramikspektren quantitativ dominieren. Dagegen standen als eigentliches Essgeschirr Gefäße aus organischen Materialien, insbesondere aus Holz, in Verwendung. Bei den Trinkgefäßen ist wiederum – zumindest während des 5. Jh. – mit einem hohen Anteil an Glasbechern zu rechnen. Der Verbreitungsradius der Grobkeramik beschränkt sich weitgehend auf eine einzige Siedlung, wobei natürlich nicht ausgeschlossen werden kann, dass Einzelstücke als Handelsware oder auch als «Mitbringsel» in nahe gelegene Siedlungen gelangten. Grundvoraussetzung für jede Form der Keramikherstellung sind verwendbare Rohstoffe und Magerungsanteile, die an Ort und Stelle abgebaut und verarbeitet werden konnten, sowie ein Mindestmaß an Töpferhandwerk. Die spätantike Grobkeramik im Ostalpenraum setzt handwerkliche Traditionen der römischen Kaiserzeit fort und ist als typisches Produkt der ansässigen provinzialrömischen Bevölkerung, die traditionellerweise als Romanen bezeichnet werden, anzusprechen.

Gefäße der Gruppe 4 unterscheiden sich in Machart, Form und Dekor von der romanischen Grobkeramik und können dadurch mit neu zugewanderten ethnischen Gruppen in Verbindung gebracht werden. Sie übten direkten Einfluss auf die lokale Keramikproduktion aus, in der die fremden Gefäßformen und Dekorsysteme imitiert wurden, nahmen aber auch ihrerseits Elemente des romanischen Handwerks auf.

Zusammengefasst kann festgehalten werden, dass sich das gehobene Tafelgeschirr und die Lampen aus regionalen und mediterranen Wa-

---

12 Öl, das aus Kyrene nach Aquileia geliefert wurde, wird beispielsweise in den Dig. Iust. 19.2.61.1 überliefert.
13 Pröttel 1996, 116.
14 Zum Transport auf den Flüssen siehe Vita Severini 3, 3.
15 Pröttel 1996, 119 f.

ren zusammensetzt, während das täglich gebrauchte Geschirr lokal hergestellt wurde. Keramische Gefäße bildeten dabei nur einen Teil des Services, da vielfach organische Materialien zur Gefäßherstellung verwendet wurden. Die Transportamphoren wiederum dienten der Versorgung mit lokal nicht herzustellenden Gütern, insbesondere dem Olivenöl und verschiedenen Weinsorten.[16] Ihr Verbreitungsradius und ihre zeitliche Streuung dürfen demnach nicht a priori mit jenen der Sigillaten und Lampen gleichgesetzt werden.

Mediterrane Importe

Die mediterrane Feinkeramik setzt sich aus African Red Slip Ware (ARS),[17] Late Roman C Ware (LRC oder Phocaean Red Slip Ware)[18] und aus vereinzelten Fragmenten der Argonnensigillata[19] zusammen. Sporadische Importe aus Nordafrika sind seit dem ausgehenden 1. Jh. bzw. dem beginnenden 2. Jh. n. Chr. in Noricum belegt, wobei sich neben den Sigillaten auch nordafrikanische Küchenware in den kaiserzeitlichen Fundkomplexen findet.[20] Der allgemeinen Entwicklungstendenz entsprechend erreichen die afrikanischen Feinwaren um die Mitte des 3. Jh., repräsentiert durch die Formen Hayes 45 und Hayes 50, wie andernorts auch im Ostalpenraum eine marktdominierende Stellung.[21] Gesicherte Aussagen über das Formenspektrum, die Quantität und die Verbreitung afrikanischer Sigillata während des 4. Jh. sind beim derzeitigen Forschungsstand nicht möglich, da zu wenige Fundspektren vorliegen. Die Sigillatareihen der spätantiken Höhensiedlungen zeigen aber deutlich, dass mit einem ungebrochenen Importstrom bis etwa zur Mitte des 5. Jh. gerechnet werden kann (Abb. 1). Als Leitformen können in erster Linie zahlreiche Teller der Form Hayes 61B und Hayes 61B/Var. angesprochen werden, ergänzt durch Schälchen der Form Hayes 73. Der chronologische Rahmen dieser Formen erstreckt sich auf das ausgehende 4. Jh. bzw. die 1. Hälfte des 5. Jh., wobei auf die späten Teller der Form Hayes 61B/Var. mit markanten, dreieckig verdickten Rändern hinzuweisen ist, die noch in Fundkomplexen des 3. Viertels des 5. Jh. auftreten können (Abb. 2).[22]

Ein deutlicher Rückgang an afrikanischen Importen ist dagegen in der 2. Hälfte des 5. Jh. zu bemerken, der allerdings durch verstärkte feinkeramische Lieferungen aus dem ostmediterranen Bereich teilweise wieder ausgeglichen wurde. So gelangten neben Tellern der mitteltunesischen Formen Hayes 82 und 84 (Abb. 4/1) auch solche der Late Roman C Ware Form Hayes 3C-E (Abb. 3 u. 4/4), die in der Region von Foça an der westkleinasiatischen Küste hergestellt wurden,[23] in die spätantiken Höhensiedlungen. Das hier beschriebene Phänomen beschränkt sich nicht nur auf den Ostalpenraum, sondern kann zirkummediterran beobachtet werden. Grund dafür dürften die Erobe-

16 Eine lokale Weinproduktion ist in weiten Bereichen des Ostalpenraumes bis in die Gegenwart üblich. Aber auch im zentralnorischen Raum, wo heute kaum mehr Weinbau betrieben wird, ist dieser bis in das 19. Jh. hinein belegt. Davon zeugen zahlreiche Orts- und Flurbezeichnungen.

17 Zur Definition Hayes 1972, 13–18.

18 Zur Definition Hayes 1972, 323 f. Zur Bezeichnung *Phocaean Red Slip Ware* siehe Hayes 1981, 525 f.

19 W. Klimesch, Haus I. Funde aus einem Aguntiner Wohngebäude, Innsbruck (Eigenverlag) 1995, 92, TS 60.

20 Glaser/Gugl 1996, Abb. 4, 14.

21 Glaser/Gugl 1996, Abb. 3, 2–6; Abb. 4, 7–13. Siehe den relativ geringen Anteil an ARS in Fundkomplexen des 2. Jh. und der 1. Hälfte des 3. Jh.: S. Zabehlicky-Scheffenegger, Übersicht über das Fundmaterial der Grabung 1992 in Virunum, Car. I 183, 1993, 257–278, bes. 258. S. Zabehlicky-Scheffenegger, Übersicht über das Fundmaterial der Grabungen 1993 und 1994 in Virunum, Car. I 185, 1995, 175–192, bes. 175.

22 Zur umfassenden Chronologiediskussion mit zum Teil widersprüchlichen Interpretationen der norischen und insbesondere auch der rätischen Befunde siehe Ladstätter 2000.

23 Für eine Lokalisierung der Produktionsregion um Phokaia/Foça sprechen Fehlbrände (E. Langlotz, Beobachtungen in Phokaia, AA 25, 1969, 377–385, Abb. 4 und 5), chemische Analysen (J.-Y. Empereur/M. Picon, A propos d'un nouvel atelier de «Late Roman C», Figlina 7, 1986, 143–146) und petrographische Analysen (S. Ladstätter/R. Sauer, Late Roman C Ware in Ephesos. The Significance of Imported and Local Production by Petrological and Mineralogical Methods, in: Akten des 5. EMAC Kongresses (Athen 1999), BAR Int. Ser., 1011 (auf 2002) 323–334.

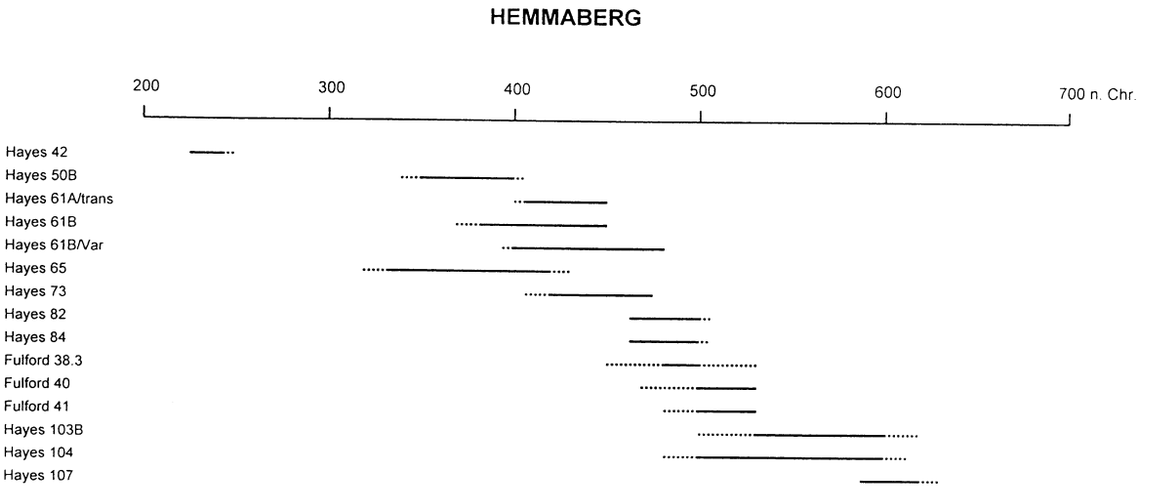


Abb. 1. Laufzeiten der afrikanischen Sigillaten vom Hemmaberg. Graphik S. Ladstätter/N. Math.

rung Nordafrikas durch die Vandalen und die damit verbundenen wirtschaftlichen Umstrukturierungen sein.[24] Während jedoch im Mittelmeerraum bereits im ausgehenden 5. Jh. die Krise überwunden wurde und mit den Schalen der Form Hayes 99 die marktdominierende Stellung der afrikanischen Sigillaten wieder hergestellt war, blieben die Importe in den Ostalpenraum während des gesamten 6. Jh. auf Einzelstücke beschränkt. Die Ursachen für diesen Rückgang liegen in politischen und ökonomischen Umstrukturierungen in der Region selbst.

Von besonderer Bedeutung sind zwei hier erstmals vorgestellte Fragmente von Tellern der Form Hayes 109, die auf dem Ulrichsberg, allerdings ohne stratigraphischen Zusammenhang, geborgen wurden (Abb. 4/2–3).[25] Sie gehören einer frühen Variante (Hayes 109A) dieses Typs an, die durch eine relative Dickwandigkeit und eine weitgehende Dekorlosigkeit charakterisiert ist.[26] Formtypologisch handelt es sich dabei um direkte Nachfolger der Teller Hayes 61B und Hayes 87.[27] Während die spätere Variante Hayes 109B typisch für die zweite Hälfte des 7. Jh. zeichnet, datieren die früheren Exemplare bereits in das ausgehende 6. Jh. bzw. das frühe 7. Jh.[28] Die Teller könnten demnach sowohl vor der slawischen Landnahme als auch kurz danach auf den Ulrichsberg gekommen sein. Aufgrund ihrer Existenz ist es jedoch nicht mehr ausgeschlossen, dass auch nach der Einwanderung der Slawen Handelskontakte mit dem Mittelmeerbereich gepflogen wurden. Auf dem Hemmaberg dagegen ist diese ausgesprochene Spätform bislang nicht nachgewiesen, hier endet das Sigillataspektrum mit typischen Formen der 2. Hälfte des 6. Jh., wie den ARS-Tellern der Formen Hayes 103B, 104, 107 sowie einem Fragment eines LRC-Tellers der Form Hayes 3H. Vereinzelt finden sich in den spätantiken Fundkomplexen des Ostalpenraumes auch nordafrikanische Lampen der Typen Hayes I/Atlante VIII und Hayes II/Atlante X.[29] Die geringen Stückzahlen – vom Hemmaberg sind bislang drei Fragmente bekannt, aus Teurnia stammt beispielsweise nur ein Einzelstück – sind durch den Umstand erklärbar, dass für die künstliche Innenbeleuchtung in erster Linie Glaslampen unterschiedlicher Typen zur Verwendung kamen.

---

[24] Mackensen 1993, 487–491. Reynolds 1995, 112–118.

[25] H. Rodriguez sei für die Möglichkeit, die Stücke hier zu publizieren, herzlich gedankt.

[26] Bonifay 1998, 78.

[27] Pröttel 1996, 58, Abb. 8.

[28] Bonifay 1998, 79.

[29] Zur Verbreitung afrikanischer Lampen in Noricum siehe S. Ladstätter, Afrikanische Sigillaten und Lampen aus Ovilava/Wels, Carnuntum Jb 1998 (1999), 51–63. Zur Verbreitung im nordadriatischen Raum siehe Pröttel 1996, 71–81.



Abb. 2. Gestempelter Teller der ARS-Form Hayes 61B/Var. vom Hemmaberg/westl. Doppelkirchenanlage. 1:1. Foto A. Hansel.

Bei einer abschließenden Betrachtung der Verbreitung und des Formenspektrums mediterraner Feinkeramik im Ostalpenraum sind insbesondere regionale Unterschiede zu betonen. Dabei lassen sich deutlich drei Gruppen voneinander trennen. Der südwestnorische, inneralpine Raum (Aguntum/Lavant[30], Teurnia[31], Duel[32]) wurde nach derzeitigem Forschungsstand nur bis in die 1. Hälfte des 5. Jh. mit mediterraner Feinkeramik versorgt. Die jüngsten Exemplare sind Teller der Form Hayes 61B und Hayes 73, wogegen sowohl die mitteltunesischen Formen Hayes 82 und 84, als auch die ostmediterranen Teller der Late Roman C Ware fehlen. Vergleicht man die südwestnorischen Sigillataspektren mit jenen der spätantiken Siedlungen Rätiens, so zeigen sich weitgehende Übereinstimmungen.[33] Ganz anders ist dagegen der südostnorische Bereich (Poetovio (?), Celeia, Ulrichsberg, Hemmaberg, Vranje, Tinje, Rifnik) zu beurteilen. Der Sigillataimport hält in dieser Region bis in das ausgehende 6. Jh. bzw. das frühe 7. Jh. an und wird zudem durch Late Roman C Ware ergänzt. Für diese Unterschiede können einerseits die geographische Situation, insbesondere die Nähe der südostnorischen Siedlungen zu den istrischen und adriatischen Küstengegenden[34] und die damit verbundene Versorgungsmöglichkeit über die Bernsteinstraße, andererseits die politischen Entwicklungen im 6. Jh., die zu einer verstärkten Einflussnahme der Franken im Westen der

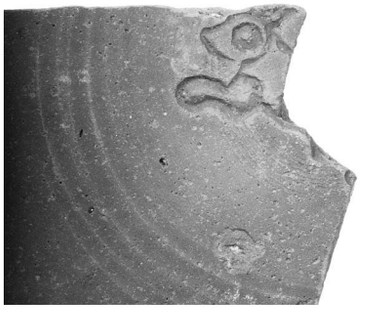


Abb. 3. Gestempelter Teller der LRC-Form Hayes 3C vom Hemmaberg/westliche Doppelkirchenanlage. 1:1. Foto A. Hansel.

30 Siehe das Sigillataspektrum bei Rodriguez 1992, bes. 165. Es handelt sich dabei um folgende Formen: Hayes 43/44, 45B, 50A, 50B, 57/58, 61A und 61B.

31 Das jüngste bislang bekannte Stück gehört zu einem Teller der Form Hayes 61B.

32 Bislang konnte auf dem Duel keine Feinkeramik beobachtet werden: Steinklauber 1988.

33 Siehe die Diskussion bei Mackensen 1993, 386 mit weiterführender Literatur. Neufunde erlauben jedoch eine Ausweitung des Importstroms bis in die 2. Hälfte des 5. Jh. (freundliche Mitteilung A. Höck und H. Stadler).

34 Zur Verbreitung der Late Roman C Ware in Oberitalien siehe zuletzt: A. Martin, La Sigillata Focese (Phocaean Red Slip/Late Roman C Ware), in: Saguì 1998, 109–122.

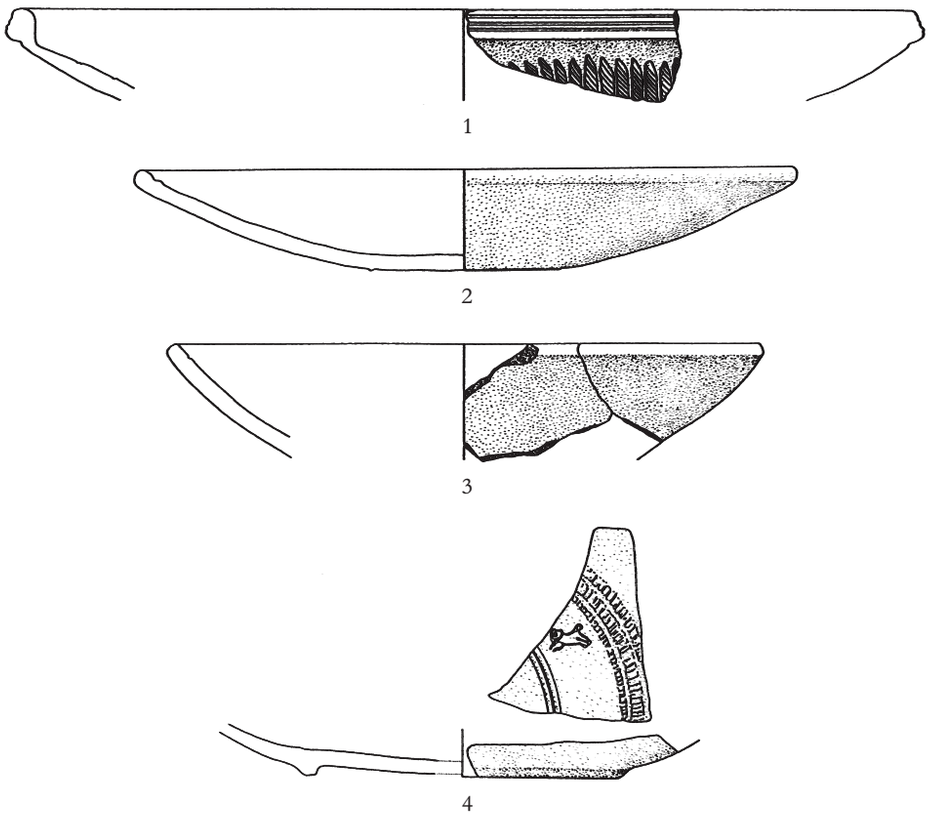


Abb. 4. Afrikanische Sigillaten vom Ulrichsberg (Nr. 1–3). Late Roman C Ware vom Hemmaberg/östliche Doppelkirchenanlage (Nr. 4). Zeichnung H. Rodriguez. 1:3.

Provinz führten, während der Osten im langobardischen bzw. byzantinischen Einflussbereich blieb, verantwortlich gemacht werden.

Eine Sonderstellung nimmt die spätantike Siedlung auf dem Kappele im Gitschtal ein, die bis in das Frühmittelalter hinein zum langobardischen Siedlungs- und Einflussbereich gehörte und daher – vergleichbar mit Anlagen in Oberitalien – auch während des fortgeschrittenen 5. bzw. des frühen 6. Jh. mit mediterranen Importen versorgt wurde.[35]

Die Vorlage der Amphorenfunde vom Lavanter Kirchbichl[36], vom Duel[37], vom Ulrichsberg[38] und vom Hemmaberg/östliche Doppelkirchenanlage[39] in Kombination mit bereits publizierten Stücken ermöglicht einen ersten

[35] Siehe dazu einen Schatzfund auf dem Hoischhügel: Glaser 1997, 88 f. und das Fundspektrum vom Kappele: Felgenhauer-Schmiedt 1993.

[36] Die Amphoren wurden von H. Rodriguez im Rahmen einer Dissertation bearbeitet (Rodriguez 1986). Ich danke H. Rodriguez für die Publikationserlaubnis.

[37] Die Amphoren wurden von U. Steinklauber im Rahmen einer Dissertation bearbeitet (Steinklauber 1988). Nur ein Teil der Funde wurde im Rahmen eines Aufsatzes publiziert: U. Steinklauber, Der Duel und seine Kleinfunde, Car. I 180, 1990, 109–136, Abb. 34 (ein Spatheion). Ich danke der Autorin sehr herzlich für die Publikationserlaubnis.

[38] Die Amphoren vom Ulrichsberg wurden von H. Rodriguez im Rahmen eines Forschungsprojektes aufgenommen. Ich danke H. Rodriguez sehr herzlich für die Publikationserlaubnis.

[39] Die Amphoren vom Hemmaberg/östliche Doppelkirchenanlage wurde von H. Rodriguez im Rahmen eines Forschungsprojektes aufgenommen. Ich danke H. Rodriguez sehr herzlich für die Publikationserlaubnis. Das Amphorenspektrum aus der westlichen Doppelkirchenanlage (Ladstätter 2000) beschränkt sich auf einige wenige Einzelstücke und wurde in dieser Studie nur summarisch berücksichtigt.

Überblick über das spätantike Amphorenspektrum im Ostalpenraum. Für eine abschließende Bewertung und Interpretation muss aber die Bearbeitung der zahlreichen Amphoren aus Teurnia abgewartet werden, die sich insbesondere im Bereich des sog. Hauses HA fanden.[40]

Auf dem Kirchbichl von Lavant wurden zwei Randfragmente von größeren Spatheia des Typs Keay XXV gefunden, die in das 4. bzw. 5 Jh. datieren (Abb. 8/2-3). In sämtlichen spätantiken Siedlungen entfällt jedoch der Hauptbestandteil auf Miniaturspatheia, die eine maximale Höhe von 40–50 cm erreichen konnten (Abb. 5/6, 11–13; Abb. 6/3–5, 11–16; Abb. 7/1–6; Abb. 8/4–5, 9–11).[41] Der Gefäßkörper ist durch eine langzylindrische Form, die in eine schmale, leicht zulaufende Spitze mündet, charakterisiert. Die Ränder, deren Durchmesser zwischen 6 cm und 9 cm variieren, sind immer ausgeschlagen, leicht überhängend und können an der Außenseite ein- oder mehrfach profiliert sein. Die Henkel setzen am Rand selbst oder direkt darunter an, verlaufen parallel zum Hals und weisen einen länglich ovalen, unregelmäßigen Querschnitt auf. Sie sind oftmals so nahe beim Hals angebracht, dass sie wohl nicht zum Tragen der Gefäße, sondern vielmehr als Aufhängevorrichtungen Verwendung fanden. Manche Spatheia zeigen an der Außenseite vertikale Glättstreifen, während andere unbearbeitet blieben. Grundsätzlich lassen sich scherbentypologisch[42] zwei große Gruppen unterscheiden. Exemplare der ersten Gruppe weisen einen ziegelroten Ton und einen weißlich-gelben Überzug auf, wogegen die Stücke der zweiten Gruppe (Abb. 5/6, 11–13; Abb. 6/12; Abb. 7/ 1, 3–4, 6; Abb. 8/9–11) weiß-beige, grau oder grünlich gebrannt und mit einem tongrundigen Überzug versehen sind. Charakteristisch für letztere Gruppe ist eine grobe Magerung mit gerundeten Quarzkörnern, die dem Scherben ein poröses Erscheinungsbild geben. Während die vertikalen Glättstreifen bei der ersten Gruppe durchwegs nachweisbar sind, beschränken sie sich bei der zweiten Gruppe auf Einzelstücke, der Rest blieb ohne weitere Oberflächenbehandlung.

Die Befunde auf dem Hemmaberg sind für die chronologische Stellung der beigefarbenen Spatheia (Gruppe 2) von großer Bedeutung. Ein fast vollständig erhaltenes Exemplar fand sich in einer Planierschicht unter der vierten Kirche und datiert kontextuell spätestens in das beginnende 6. Jh., die beigefundenen Sigillaten legen jedoch eine Einordnung in das ausgehende 5. Jh. nahe.[43] Den Beleg für die Existenz beigefarbener Spatheia im Ostalpenraum bis in das fortgeschrittene 6. Jh. liefern weitere stratifizierte Fundstücke.[44] Ergänzend zu diesen Fragmenten konnte auch eine Ganzform in der Zerstörungsschicht eines Gebäudes vergesellschaftet mit einem Teller der Form Hayes 107 geborgen werden (Abb. 9).[45] Während für die ziegelrot gebrannten Spatheia eine nordafrikanische Herkunft nie in Frage stand, wurde für die beigefarbenen Exemplare eine nichtafrikanische, eventuell ostmediterrane Herkunft vorgeschlagen. Ausschlaggebend dafür war letztlich ihr Verbreitungsschwerpunkt in den ostalpinen Höhensiedlungen und den Kastellen am unte-

---

40 Das Material soll von der Verf. separat vorgelegt werden. Es handelt sich dabei hauptsächlich um Miniaturspatheia.

41 Fundorte: Lavant: Rodriguez 1986. Duel: Steinklauber 1988. Teurnia: unpubliziert. Kappele: Felgenhauer-Schmiedt 1993, Taf. 13, 5; Taf. 33, 5–7. Ulrichsberg: in vorliegender Studie. Hemmaberg: Ladstätter 2000 (westliche Doppelkirchenanlage) und in vorliegender Studie (östliche Doppelkirchenanlage). Zu den Funden in slowenischen Höhensiedlungen siehe Knific 1994. Zu Invillino: Mackensen 1987, 253–258 mit weiteren Vergleichsbeispielen.

42 Zur Begriffsdefinition «Scherbentyp» siehe: V. Gassner/S. Jilek/R. Sauer, Der Töpferofen von Carnuntum, in: H. Stiglitz (Hrsg.), Das Auxiliarkastell Carnuntum 1. Forschungen 1977–1988, SoSchrÖAI 29, 1997, 179–260, bes. 190 f. In seiner Bedeutung entspricht Scherbentyp der englischen Bezeichnung «fabric», jedoch nicht dem deutschen Terminus «Fabrikat».

43 Zur Chronologiediskussion Ladstätter 2000. Zu einer sukzessiven Verkleinerung der Spatheia im Laufe des fortgeschrittenen 5. Jh. siehe Martin-Kilcher 1994, 448 f. Bonifay/Carre/Rigoir 1998, 371 f. Die Häufigkeit der kleinen beigefarbenen Spatheia nimmt in den mediterranen Fundkomplexen im Laufe des 7. Jh. stark zu: Siehe dazu: Riley 1979, 226. Hayes 1992, 67. Bonifay/Piéri 1995, 97. Reynolds 1995, 60. Saguì 1998a, 312–314.

44 Ladstätter 2000.

45 Unpubliziert.

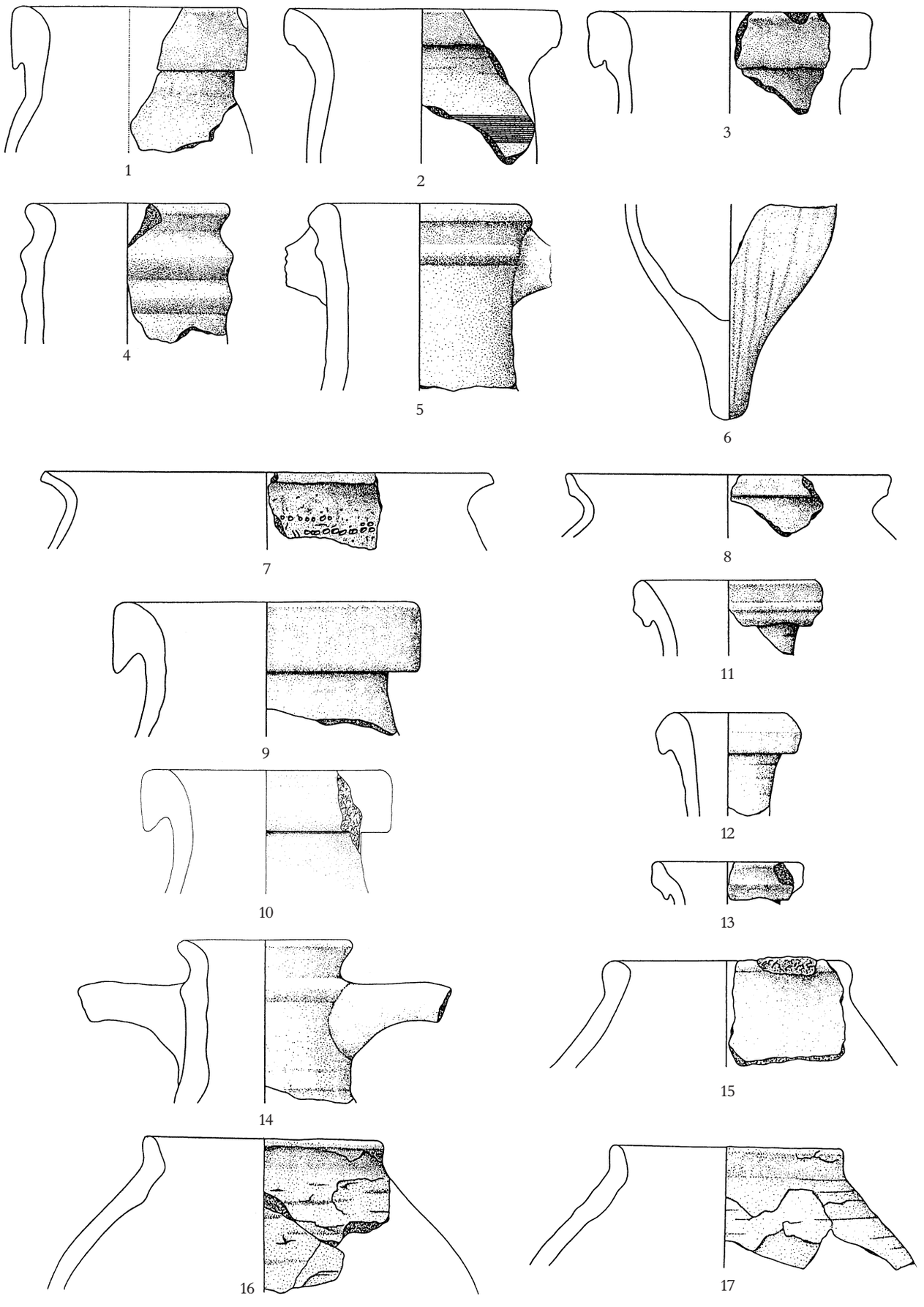


Abb. 5. Spätantike Amphoren und Grobkeramik aus Gebäude G (Nr. 1–8) und Gebäude H (9–17) vom Hemmaberg/östliche Doppelkirchenanlage. Zeichnung H. Rodriguez. 1:3.

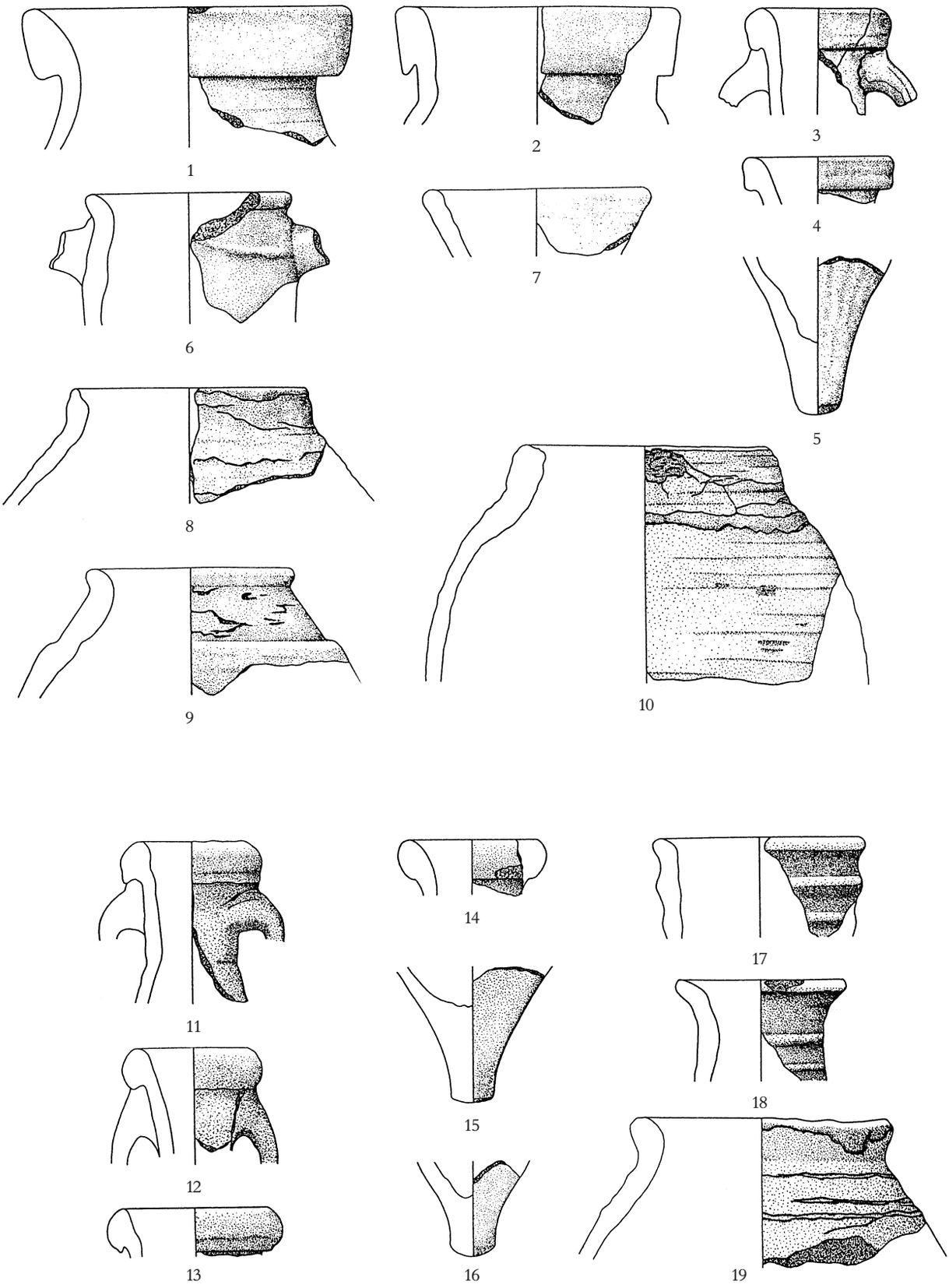


Abb. 6. Spätantike Amphoren vom Hemmaberg/östliche Doppelkirchenanlage (Nr. 1–10) und vom Ulrichsberg (Nr. 11–19). Zeichnung H. Rodriguez. 1:3.

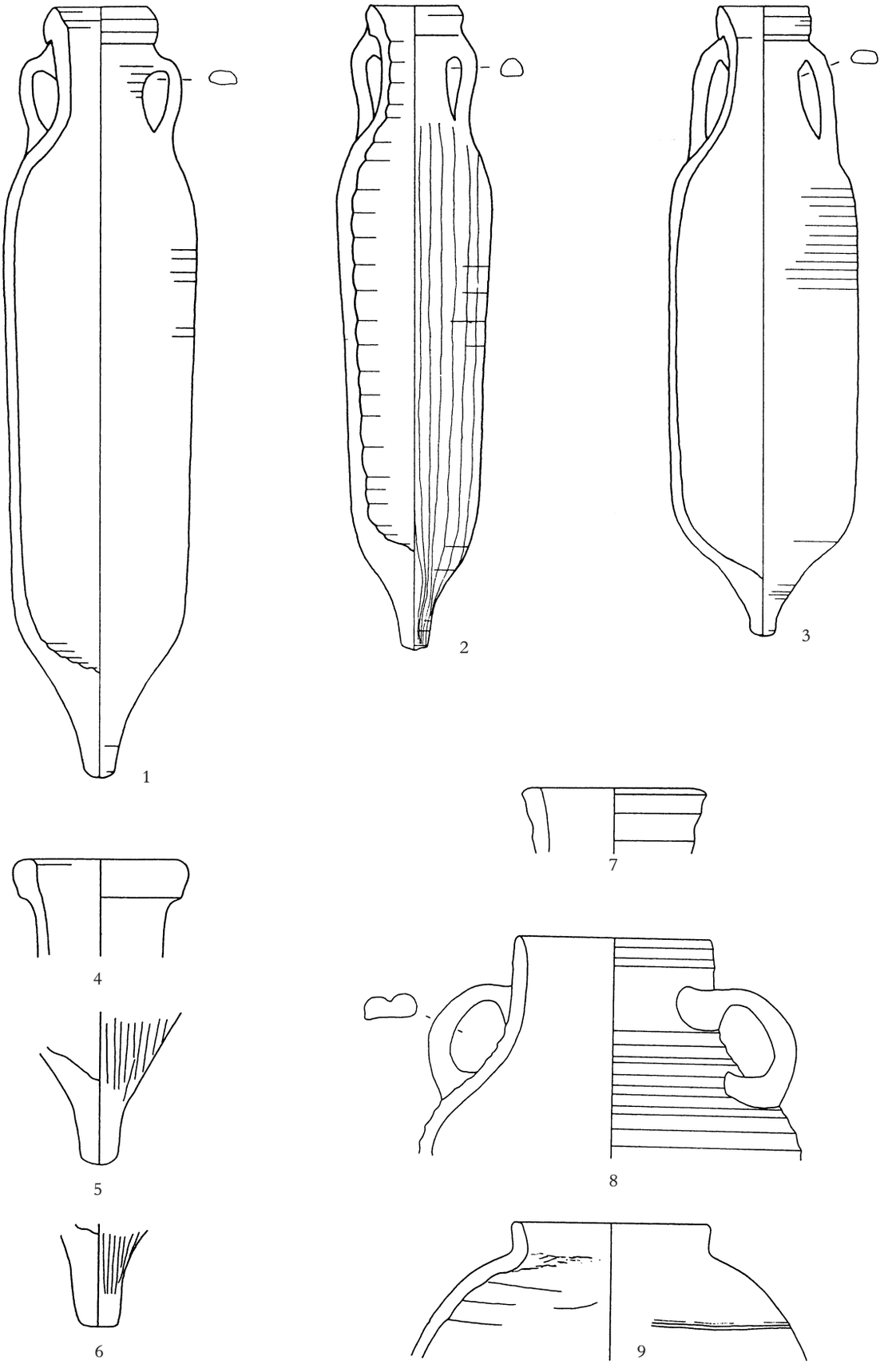


Abb. 7. Spätantike Amphoren vom Duel. Zeichnung U. Steinklauber. 1:4 Nr. 1–3. 1:3 Nr. 4–9.

ren Donaulimes.[46] Jüngste petrographische und chemische Analysen haben aber gezeigt, dass auch die beigefarbenen Spatheia in Nordafrika selbst hergestellt wurden.[47] Zudem muss auf scherbentypologische Ähnlichkeiten zwischen den Amphoren des Typs Keay LXII und den Spatheia hingewiesen werden, welche auf die gleiche Produktionsregion schließen lassen.[48] Ferner ist ihre Seltenheit in Zentren des oströmischen Reiches hervorzuheben, was einem nahe gelegenen Produktionsstandort widerspricht.[49]

Die Konzentration der beigefarbenen Spatheia in den Kastellen des unteren Donaulimes darf möglicherweise mit der Präsenz militärischer Einheiten in Zusammenhang gebracht werden, die zentral mit Öllieferungen[50] aus Nordafrika versorgt wurden und von denen auch die zum Teil zivilen ostalpinen Höhensiedlungen profitierten.[51]

Nordafrikanisches Öl wurde zudem in großen Amphoren der Typen Keay LXI und LXII[52] in den Ostalpenraum verhandelt (Abb. 5/1–3, 9–10; Abb. 6/1–2; Abb. 8/1).[53] Sie hatten etwa das doppelte Fassungsvermögen der kleinen Spatheia und weisen eine Höhe von 80 cm bis 1,20 m auf. Charakteristisch für Typ Keay LXI ist der nach außen vertikal umgeschlagene und oft überhängende Rand, der in einen konvex geschwungenen Hals übergeht. Ein Exemplar (Abb. 5/2), das möglicherweise eine späte Variante des Typs Keay LXI darstellt, ist durch einen nach außen gebogenen, leicht verdickten Rand und einen leicht gebauchten Hals, an dessen Außenfläche horizontale Ritzlinien angebracht wurden, gekennzeichnet.[54] Die Randfragmente des Typs Keay LXII (Abb. 5/3) zeigen dagegen einen blockhaft verdickten Rand und einen deutlichen Knick im mittleren Halsbereich. Aus der östlichen Doppelkirchenanlage vom Hemmaberg stammen zahlreiche Rand-, Wand- und Fußfragmente, darunter auch späte Varianten beider Typen, die bereits in das fortgeschrittene 6. Jh. bzw. das frühe 7. Jh. datiert werden können.[55] Ein Einzelstück einer Amphore des Typs Keay LXI vom Lavanter Kirchbichl[56] und die Stücke vom Hemmaberg belegen die – wenn auch sporadische – Existenz dieser großen nordafrikanischen Amphoren sowohl im südwest- als auch im südostnorischen Raum.

Neben den afrikanischen Amphoren gelangte eine Reihe von ostmediterranen Importstücken in die ostalpinen Höhensiedlungen. Erwähnenswert ist das Randfragment einer Amphore vom sog. *«Samos-Cistern-Type»* aus der spätantiken Siedlung auf dem Duel (Abb. 7/8). Kennzeichnend sind der gerade Hals mit einem rund abgestrichenen Rand und die gerippte Oberfläche. Die beiden seitlichen Henkel sind bauchig

46 Mackensen 1992, 245–251.

47 C. Capelli, Analisi minero-petrografiche, in: Saguì 1998a, 305–333. Dünnschliffe der auf dem Hemmaberg gefundenen Stücke bestätigen diese Ergebnisse. Die Magerungspartikel lassen sich sehr gut mit Einschlüssen in der afrikanischen Sigillata D2 vergleichen. Siehe dazu auch F. Freed, The late series of Tunisian cylindrical amphoras at Carthage, JRA 8, 1995, 155–191, bes. 165. Eine sizilische oder kalabrische Herkunft (Hayes 1992, 67) ist aufgrund der Rohstoffzusammensetzung unwahrscheinlich (frdl. Hinweis R. Sauer).

48 Bonifay/Piéri 1995, 97.

49 Die spätantiken Fundkomplexe in Ephesos werden beispielsweise von den z.T. lokal produzierten Amphoren des Typs L.R.A. 3 dominiert. Zur ostmediterranen Verbreitung der kleinen Spatheia siehe zuletzt Arthur/Oren 1998, 205.

50 Reynolds 1995, 119 und 121 nimmt Fischsauce als Inhalt der kleinen Spatheia an. Es ist jedoch nur schwer erklärbar, dass spätantike Siedlungen im Randbereich des römischen Imperiums hauptsächlich mit Fischsauce und nicht mit dem Grundnahrungsmittel Öl versorgt wurden.

51 Zum unterschiedlichen Erscheinungsbild der spätantiken Höhensiedlungen im Ostalpenraum siehe Ciglenečki 1987, 109–120.

52 Keay 1984, 303–350. Zu Produktionsstätten in Mitteltunesien siehe: D.P.S. Peacock/F. Bejaoui/N. Ben Lazreg, Roman Pottery Production in Central Tunisia, JRA 3, 1990, 59–84.

53 Mackensen 1987, Abb. 42 und Abb. 45. Die im Ostalpenraum nicht seltenen Amphoren des Typs Keay LXIIQ fehlen bislang auf dem Hemmaberg. Vgl. dazu Mackensen 1987, Abb. 42, 17 und Pröttel 1995, Abb. 59, 6 und 11. Villa 1998, 277.

54 Siehe dazu eine Parallele in Marseille: Bonifay/Piéri 1995, Abb. 4, 35 (ohne Ritzlinien).

55 Siehe dazu auch Bonifay/Piéri 1995, 105 f. Bonifay/Carre/Rigoir 1998, 372.

56 Rodriguez 1986, Taf. 89, 1.

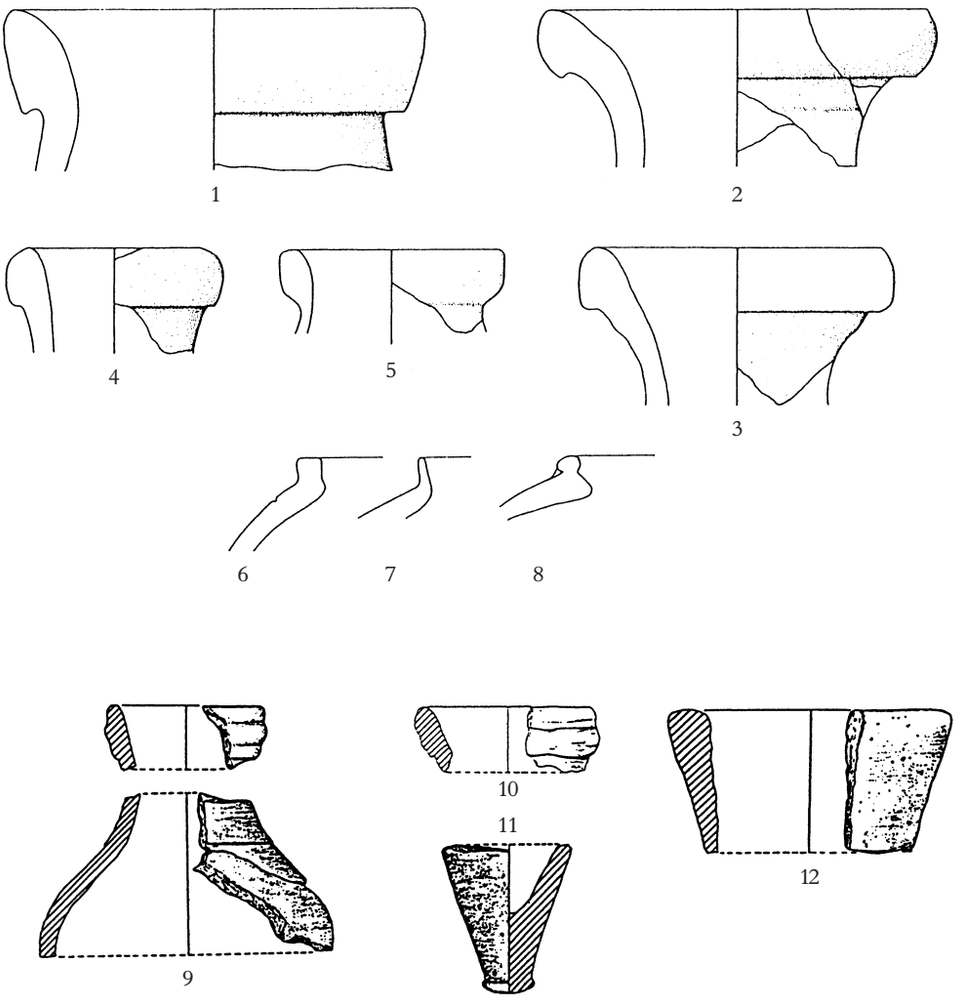


Abb. 8. Nr. 1–8 spätantike Amphoren vom Kirchbichl von Lavant, Zeichnung H. Rodriguez. Nr. 9–12 spätantike Amphoren von Kappele, Zeichnung S. Felgenhauer-Schmiedt. 1:3.

an Hals und Schulter aufgesetzt und weisen eine deutliche Mittelrille auf. Der charakteristische Scherbentyp und die eindeutige formaltypologische Zuordnung lassen keinen Zweifel aufkommen, dass es sich um einen wahrscheinlich auf Samos hergestellten, frühbyzantinischen Amphorentyp handelt.[57] Das Stück steht im Ostalpenraum nicht isoliert da, denn weitere Vergleichsbeispiele wurden aus Oberlienz in Osttirol[58] und aus Invillino[59] bekannt gemacht. Der Produktionszeitraum dieser Amphoren erstreckt sich von der 2. Hälfte des 6. Jh. bis in das fortgeschrittene 7. Jh.[60] Häufig treten Amphoren des *Samos-Cistern-Type* in Vergesellschaftung mit Miniaturspatheia auf. Für das Stück vom Duel kann aufgrund der unsicheren Fundlage keine genauere Datierung gegeben werden.

Aus der Region um Ephesos kamen Amphoren des Typs L.R.A. 3 in den Ostalpenraum, wovon mehrere kleine Wandfragmente vom

[57] W. Hautumm, Studien zu Amphoren der spätrömischen und frübyzantinischen Zeit, Eigenverlag Fulda 1981, Abb. 200.
[58] Frdl. Hinweis H. Stadler.
[59] Mackensen 1987, 248. Zur weiteren Verbreitung in Oberitalien siehe: Arthur 1990. Villa 1998, 276.
[60] Arthur 1998, 167.

Hemmaberg zeugen.[61] Trotz ihrer Kleinheit können sie aufgrund des charakteristischen Scherbentyps eindeutig bestimmt werden.[62]

Vom Ulrichsberg, vom Hemmaberg und vom Duel stammen auch mehrere Randfragmente von Amphoren des Typs L.R.A. 1 (Abb. 5/4–5, 14; Abb. 6/6, 17–18; Abb. 7/7),[63] während am Kirchbichl von Lavant lediglich Wandfragmente beobachtet werden konnten. Die Randfragmente weisen einen Durchmesser von 8 cm bis 10 cm auf und sind durch einen ein- bzw. mehrfach gerippten Hals und einen meist leicht ausladenden Rand gekennzeichnet. Unter dem Rand setzen die unregelmäßig geformten, weit ausladenden Henkel an, die auf der Schulter aufsitzen. Der ursprünglich leicht bauchige bis zylindrische Körper wird im Laufe der langen Produktionszeit immer schmäler, wobei späte Varianten häufig eine spindelförmige Gestalt aufweisen. Der Ton der Gefäße ist stark mit Sand gemagert und beige bis leicht rosafarben gebrannt. Eine genaue Lokalisation der Herstellungsregion(en?) dieses Typs ist bislang nicht zweifelsfrei möglich. So wurden zahlreiche Töpferwerkstätten, die L.R.A. 1 Amphoren herstellten, entlang der karischen und kilikischen Küste sowie auf Rhodos und insbesondere auf Zypern aufgedeckt.[64] Folgt man der formtypologischen Entwicklung, so gehören die im Ostalpenraum verbreiteten Exemplare zu Varianten (L.R.A. 1b), die in der 2. Hälfte des 5. Jh. erstmals auftreten, ihren Höhepunkt allerdings während des 6. Jh. erreichen.[65]

Einzelne Randfragmente, denen jedoch zahlreiche charakteristische Wandfragmente zugeordnet werden können, stammen von ostmediterranen Amphoren des Typs L.R.A. 2.[66] Ein Exemplar vom Hemmaberg datiert aufgrund seiner stratifizierten Fundlage in das ausgehende 5. Jh. bzw. das beginnende 6. Jh., während die übrigen Exemplare vom Hemmaberg (Abb. 6/7) und vom Kappele (Abb. 8/12)[67] unstratifiziert geborgen wurden. Die exakten Herkunftssregionen dieser Amphoren sind bislang nicht eindeutig zu identifizieren. Aufgrund des Verbreitungsschwerpunktes wird mit einer Herstellung in der östlichen Ägäis gerechnet, wobei die unterschiedlichen Scherbentypen auf zahlreiche Produktionsstätten schließen lassen.

Nicht unbeträchtlich ist dagegen auf dem Hemmaberg der Anteil von L.R.A. 4[68] Amphoren (sog. Gaza-Amphoren), die in der gesamten Negev-Region – speziell in den Orten Gaza, Askelon, Avdat und el-Arish – hergestellt wurden (Abb. 5/15–17; Abb. 6/10).[69] Sie stammen alle aus dem Bereich der östlichen Doppelkirchenanlage, während sich im Areal der westlichen Doppelkirchenanlage kein einziges Exemplar fand.[70] Die Stücke vom Hemmaberg werden durch weitere Einzelstücke ergänzt, die auf dem Ulrichsberg, dem Duel und dem Lavanter Kirchbichl geborgen wurden (Abb. 6/19; Abb. 7/9; Abb. 8/6–8). Sofern die hier vorgelegten Randstücke eine Rekonstruktion der gesamten Gefäßmorphologie erlauben, handelt es sich um Varianten mit einem schlanken, lang-

---

61 Riley, 1979, 229 f. Peacock/Williams 1986, 188 f. Hayes 1992, 63. Zur ephesischen Herkunft siehe U. Outschar, Produkte aus Ephesos in alle Welt?, ÖAIBerMat 5, 1993, 47–52.

62 Siehe dazu auch Fragmente in Invillino: Mackensen 1987, 248 und auf der Hrušica: Giesler 1981, 89, Taf. 42, 19.

63 Dieser Amphorentyp fehlt in Invillino: Mackensen 1987, 251.

64 Siehe auch zusammenfassend Riley 1979, 212–215. Peacock/Williams 1986, 185–187. Hayes 1992, 63 f. Martini/Steckner 1993, 150. Van Alfen 1996, 191. Arthur 1998, 164.

65 Siehe dazu Befunde in Marseille, in denen Amphoren der Variante L.R.A. 1b insbesondere im fortgeschrittenen 6. und frühen 7. Jh. geläufig waren: Bonifay/Piéri 1995, 108.

66 Zur Definition Riley 1979, 217–219. Peacock/Williams 1986, 182 f. Hayes 1992, 66. Martini/Steckner 1993, 150. Zur Verbreitung im Ostalpenraum und in Oberitalien: Mackensen 1987, 249. G. Bergamini/M. Buora, Il Castello di Udine, Udine 1990, 21. Villa 1998, 280.

67 Felgenhauer-Schmiedt 1993, Taf. 30, 1.

68 Zur Definition Peacock/Williams 1986, 198 f. Hayes 1992, 64 f.

69 J.P. Oleson, The Amphoras, in: J.P. Oleson, The Harbours of Caesarea Maritima. Results of the Caesarea Ancient Harbour Excavation Project 1980–85, Volume II: The Finds and the Ship, BAR Int.Ser. 594, 1994, 3–24, bes. 18. Arthur/Oren 1998, 201.

70 Zur weiteren Verbreitung im Ostalpenraum siehe Mackensen 1987, 246 f. Zusammenfassend auch Arthur 1998, 161 f. Zur Verbreitung im nordadriatischen Raum siehe zuletzt Villa 1998, 280–283.

gestreckten Körper, der in einem kurzen Hals und einem gerade aufgebogenen oder leicht ausladenden Rand mündet. Deutlich sichtbar sind an der Gefäßaußenseite eine markante Rippung und schwache Drehspuren sowie unsorgfältig verschmierte Tonpatzen im Bereich des Halses bzw. des Randes. Diese Charakteristika sind typisch für einen späten Typus der Gaza-Amphoren, mit dessen Produktion im 6. Jh. begonnen wurde und der eine Laufzeit bis weit in das 7. Jh. aufweist.[71]

Im Rahmen einer abschließenden Bewertung soll einleitend die spezielle Fundsituation der Amphoren auf dem Hemmaberg näher betrachtet werden. Alle hier vorgestellten Exemplare wurden im Bereich der östlichen Doppelkirchenanlage geborgen, wobei sich zwei Fundkonzentrationen feststellen ließen. Zum einen lagen zahlreiche Amphoren im Bereich des Gebäudes H (Abb. 10; Abb. 5/9–17), das als Pilgerhaus angesprochen wird, zum anderen konnten mehrere Fragmente in Gebäude G geborgen werden (Abb. 10; Abb. 5/1–6). Die übrigen Amphorenfunde verteilen sich auf das Plateau zwischen den Kirchen und westlich davon sowie auf den Bereich des Baptisteriums (Abb. 6/1–8). Die drei Sakralanlagen und das Gebäude L waren dagegen fundleer. Zwei weitere Gazaamphoren (Abb. 6/9–10) sind Altfunde und können topographisch nicht näher zugeordnet werden. Bei den in Gebäude H und G gefundenen Amphoren erstaunt nicht nur die Typenvielfalt, sondern auch der späte Datierungsansatz, der für die meisten Exemplare gewonnen werden konnte. Sowohl die afrikanischen Amphoren der Typen Keay LXI und LXII als auch die späten Varianten der Gaza-Amphoren und der L.R.A. 1 Amphoren gehören zumindest in das 6. Jh., bei einigen Stücken ist eine Datierung in das fortgeschrittene 6. Jh. bzw. das frühe 7. Jh. sehr wahrscheinlich. Die Spatheia können absolutchronologisch nicht näher eingeordnet werden, stratifizierte Fundkomplexe beweisen jedoch ihre Existenz auf dem Hemmaberg bis an das Ende des 6. Jh. Ganz im Gegensatz zur östlichen Doppelkirchenanlage wies der westliche Kirchenkomplex kaum Amphorenfunde auf. Lediglich ein beigefarbenes Spatheion und eine Amphore des Typs L.R.A. 2 fanden sich in einer Planierschicht unter der vierten Kirche, zwei Spatheia konnten den Nutzungsperioden aus der 2. Hälfte des 6. Jh. zugeordnet werden.



Abb. 9. Spatheion vom Hemmaberg in Fundlage. Foto S. Ladstätter.

Diese augenscheinliche Diskrepanz im Erscheinungsbild beider Kirchenfamilien fügt sich jedoch in das Interpretationsbild der Gesamtanlage auf dem Hemmaberg. Nach Ausweis des Fundmaterials wurde die westliche Doppelkirchenanlage bereits in der 2. Hälfte des 6. Jh. geschlossen und profan nachgenutzt, wovon Küchenbefunde und Speiseabfall zeugen. Die östliche Doppelkirchenanlage dürfte dagegen bis in das späte 6. Jh. bzw. das frühe 7. Jh. hinein als Sakralkomplex in Benutzung gestanden haben. Diese Annahme wird durch die hier vorgelegten Amphorenfunde eindrucksvoll bestätigt. Auffallend ist insbesondere ein kleiner Fundkomplex, der in der NW-Ecke des sog.

[71] Siehe dazu zusammenfassend Majcherek 1995, 169.

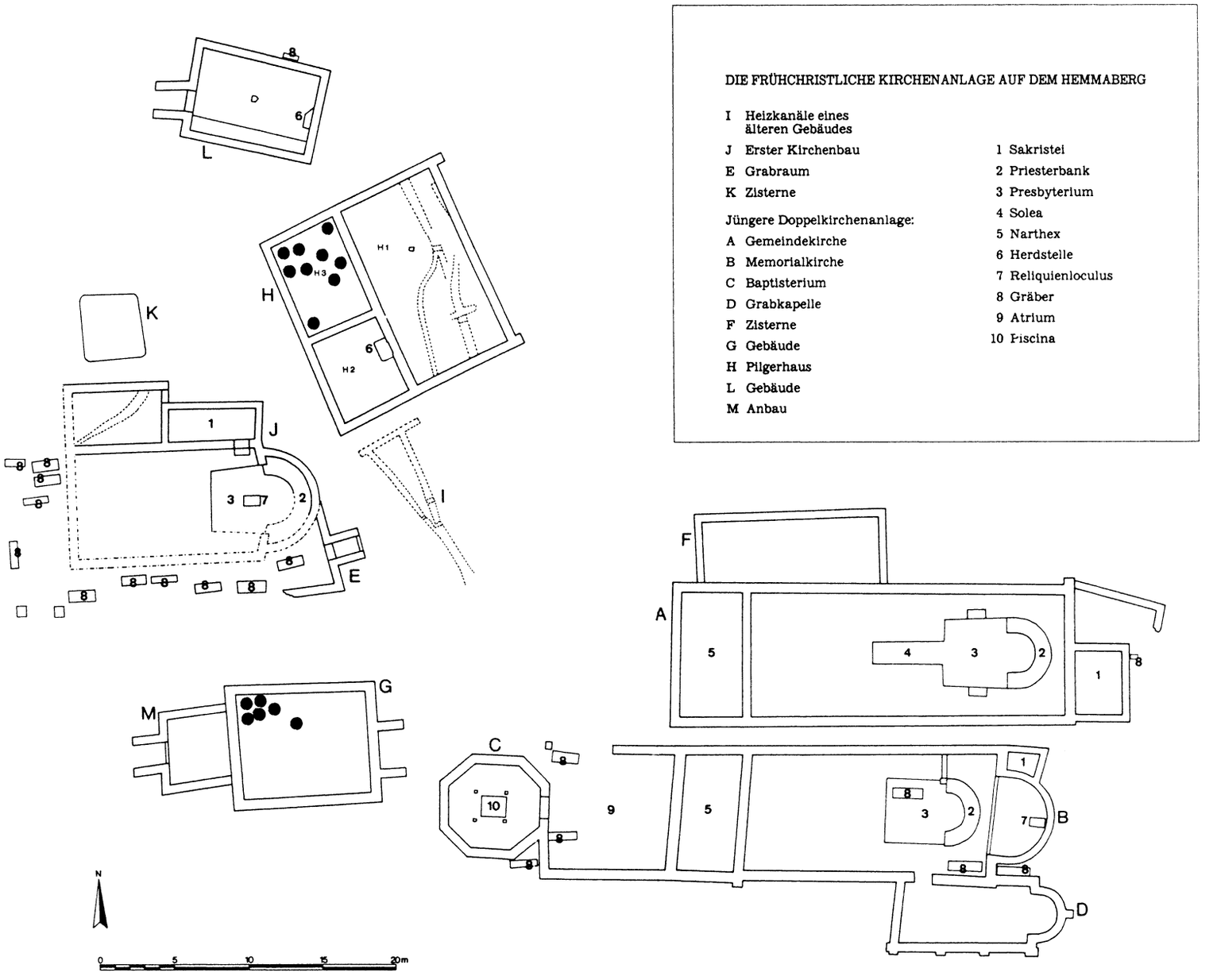


Abb. 10. Fundkonzentration der spätantiken Amphoren in den Gebäuden G und H vom Hemmaberg/östliche Doppelkirchenanlage. Nach F. Glaser; Graphik S. Ladstätter.

Gebäudes G aufgedeckt wurde (Abb. 5/1–8).[72] Auf Bodenniveau lagen in einer Ascheschicht Randfragmente von vier Amphoren unterschiedlicher Form, hinzu kommen zahlreiche Wand- und Henkelstücke. Vergesellschaftet mit den Amphorenfragmenten fand sich Grobkeramik, die nach datierten Fundkomplexen in das ausgehende 6. bzw. das frühe 7. Jh. datiert werden kann (Abb. 5/7–8).[73] Der kleine Amphorenkomplex bestätigt nun diesen für die Grobkeramik gewonnenen Datierungsansatz.[74] Bei einem Randfragment (Abb. 5/3) handelt es sich um eine späte Variante des Typs Keay LXII, bei dem der umgeschlagene Rand zwar noch leicht überhängend, aber sehr kurz und massiv gebildet ist. Auffallend ist zudem der poröse Scherben, der tongrundig weiß bzw. beige gebrannt erscheint.[75] Der gleiche Scherbentyp konnte bei einem weiteren Randfragment (Abb. 5/2) beobachtet werden. Dabei handelt es sich wohl um eine Variante des Typs Keay LXIC, ebenfalls nordafrikanischer Herkunft.[76] Beide Exemplare entsprechen in ihrer Tonzusammensetzung den bereits behandelten beigefarbenen Miniaturspatheia.[77] Das dritte nordafrikanische Randfragment des Typs Keay LXIA (Abb. 5/1) weist einen ziegelrot gebrannten Ton und einen weiß-gelblichen Überzug auf. Abgerundet wird der Fundkomplex durch ein Fragment des Typs L.R.A. 1 (Abb. 5/5) sowie durch eine Spitze eines Spatheions (Abb. 5/6).

Zusammengefasst kann festgehalten werden, dass zur Deckung des täglichen Bedarfes und für liturgische Notwendigkeiten Öl und Wein aus Nordafrika und den ostmediterranen Gebieten in den Ostalpenraum gelangten. Die auf dem Hemmaberg beobachtete Konzentration der Amphorenfunde im Areal der christlichen Sakralanlagen belegt, dass insbesondere kirchliche Institutionen an einem funktionierenden Handelskontakt mit den Mittelmeergebieten interessiert waren, um die für die liturgischen Abläufe und Riten wichtigen Güter zu erhalten. Der Bedarf an Öl wurde mehr oder weniger ausschließlich durch nordafrikanische Amphoren der Typen Keay LXI und LXII sowie durch Spatheia und Miniaturspatheia gedeckt. Die ostmediterranen Amphoren dienten in erster Linie der Weinversorgung.[78] In zahlreichen, auch westlichen literarischen Quellen wird die Qualität des Samos- und des Gazaweines gepriesen und seine Verwendung bei liturgischen Handlungen hervorgehoben.[79]

Von den Befunden auf dem Hemmaberg eine allgemeine Gültigkeit zu erschließen, ist jedoch nicht unproblematisch. Zum einen handelt es sich um ein Pilgerzentrum von zumindest regionaler, wenn nicht überregionaler Bedeutung, dessen finanzielle Basis weitreichende Handelskontakte ermöglichte. Zum anderen waren Öl und Wein für die liturgischen Abläufe im Rahmen der Tauffeierlichkeiten von unabdingbarer Bedeutung. Aus diesen Gründen verwundert es auch nicht, dass gerade auf dem Hemmaberg zahlreiche unterschiedliche Amphorentypen vertreten sind. Allen Siedlungen im Ostalpenraum ist jedoch gemein, dass die Miniaturspatheia den weitaus größten Prozentanteil am Gesamtamphorenspektrum einnehmen. Vorsichtig formuliert kann aus dem vorgelegten Fundmaterial erschlossen werden, dass allein die Miniaturspatheia einem weiteren Ver-

---

[72] Zur Fundlage siehe F. Glaser, Das frühchristliche Pilgerheiligtum auf dem Hemmaberg, Aus Forschung und Kunst 26, Klagenfurt 1991, Profilzeichnung Nr. 19.

[73] Siehe dazu das Kapitel Grobkeramik.

[74] Vergleichbare Fundkomplexe bei Reynolds 1995, 59.

[75] Vgl. etwa Bonifay/Piéri 1995, Abb. 3, 26–29. Invillino: Mackensen 1987, Abb. 45, 5. Zur Datierung dieser späten Variante an das Ende des 6. Jh. bzw. das frühe 7. Jh. siehe Bonifay/Carre/Rigoir 1998, 372.

[76] Vgl. etwa Bonifay/Piéri 1995, Abb. 4, 35.

[77] Diese Beobachtung findet sich auch bei Saguì 1998a, 314.

[78] Auch in Amphoren des Typs L.R.A. 1 wurde in erster Linie Wein transportiert. Siehe dazu Riley 1979, 215. Hayes 1992, 64, Anm. 10. M. Bonifay, La céramique, indicateur des courants commerciaux vers la Gaule du Sud (Ve–VIIe Siècles), in: Comerç i Vies de Comunicació (1000aC–700dC). XI Colloqui Internacional d'Arqueologia de Puigcerdà, Puigcerdà 1998, 327–343, bes. 333. Van Alfen 1996, 203.

[79] Quellen bei Arthur 1990, 284. Ph. Mayerson, The Vine and Vineyards of Gaza in the Byzantine Period, BASOR 257, 1985, 75–80. C.A.M. Glucker, The City of Gaza in the Roman and Byzantine Periods, BAR Int.Ser. 325, Oxford 1987.

braucherkreis zugänglich waren, während die übrigen Amphoren nur mehr sehr selektiv und speziellen Bedürfnissen entsprechend importiert wurden. Dass die kirchlichen Funktionsträger bedeutende Handelspartner und Abnehmer für die mediterranen Güter waren, steht nicht zuletzt aufgrund der Befunde vom Hemmaberg außer Zweifel.[80]

Regionale Waren

Während des 4. und des 5. Jh. wurde das feinkeramische Spektrum des Ostalpenraumes durch die sog. glasierte Ware ergänzt.[81] Diese gut definierte Warengruppe, deren Verbreitungsschwerpunkt am norischen und pannonischen Limes sowie auf dem Balkan liegt, umfasst in erster Linie Tafelgeschirr, darunter Teller, Schalen, Schälchen, Becher sowie vereinzelt auch Krüge bzw. Sonderformen wie Lampen oder Lampenaufsätze.[82] Ergänzend dazu wurden die spätrömisch-spätantiken Mortaria zur Härtung der Innenflächen mit einer Bleiglasur überzogen. Im Ostalpenraum können deutliche regionale Konzentrationen, die zudem durch spezifische Formen und Varianten charakterisiert sind, beobachtet werden. So sind beispielsweise glasierte Gefäße in Südwestnoricum wesentlich seltener anzutreffen als im Osten der Region. Sowohl auf dem Kirchbichl von Lavant[83], auf dem Duel[84], dem Kappele[85] und auch in Teurnia[86] fanden sich nur vereinzelte Fragmente von glasiertem Tafelgeschirr und von Mortaria. Zudem soll auf eine formtypologische Eigenheit der Mortaria von Lavant hingewiesen werden. Die hohen konischen Gefäße zeigen markante Kragenränder, wie sie von spätrömischen Mortaria aus Rätien bekannt sind.[87] Abgesehen von den Mortaria ist glasiertes Tafelgeschirr im Westen der Region nur sporadisch vertreten, auf dem Lavanter Kirchbichl konnte bislang überhaupt kein glasiertes Tafelgeschirr beobachtet werden. Auch die spätrömisch-spätantiken Fundkomplexe in Oberitalien weisen einen relativ geringen Prozentanteil an glasierter Ware auf.[88]

Ein deutlich unterschiedliches Bild zeigen dagegen die südöstlichen Höhensiedlungen Noricums.[89] Glasierte Keramik ist in dieser Region ein fester Bestandteil der spätantiken Fundspektren und macht beispielsweise auf dem Hemmaberg 6 % des Gesamtkeramikaufkommens aus. Bei den hier vertretenen Formen ist pannonischer Einfluss deutlich spürbar. Zudem ist die glasierte Keramik durch auffallenden Verzierungsreichtum gekennzeichnet. Dabei dienten in erster Linie die Oberseiten der hori-

---

80 Diese Funktion kirchlicher Würdenträger als Verteiler der Importgüter ist m.E. auch aus einer Episode in der Vita Severini ersichtlich. Severin organisiert eine Verteilung von Öl, dessen «Anlieferung … den Kaufleuten nur unter größten Schwierigkeiten möglich» war, unter den Armen und Bedürftigen Lauriacums (Vita Severini 28). Siehe zur Bedeutung der Kirche als Handelspartner auch Martin-Kilcher 1994, 443.

81 Zur Verbreitung im Ostalpenraum siehe Ladstätter 2000. Im Rahmen dieser Arbeit erfolgt auch eine Analyse der chronologischen Gliederung des Fundstoffes sowie der Typenvielfalt. Daher soll in der vorliegenden Studie darauf verzichtet und lediglich ein Überblick gegeben werden.

82 Die Literatur zur spätrömischen glasierten Keramik ist in den letzten Jahren rasch angewachsen. Aus diesem Grund seien hier nur einige Publikationen erwähnt, die einen Überblick geben: P. Arthur/D. Williams, «Pannonische glasierte Keramik»: an Assessment, in: Roman Pottery Research in Britain and North-West Europe. Papers Presented to G. Webster, BAR Int.Ser. 123, Oxford 1981, 481–510. La ceramica invetriata tardoromana e alto medievale. Atti del convegno – Como 14 Marzo 1981, Como 1985. N. Gudea, Pannonian Glazed Pottery – A View from the East, Acta RCRF 25/26, 1987, 409–436. E. Bónis, Die glasierte Keramik in Pannonien, AErt 117/1, 1990, 24–38. Glasierte Keramik in Pannonien (Ausstellungskatalog) Székesfehérvar 1992. L. Paroli (Hrsg.), La ceramica invetriata tardoantica e altomedievale in Italia. Atti del seminario Certosa di Ponignano (Siena), 23–24 Febbraio 1990, Firenze 1992. T. Cvjetićanin, Late Roman Glazed Pottery as a Military Commodity, Acta RCRF 35, 1997, 17-25.

83 Rodriguez 1986.

84 Steinklauber 1988.

85 Felgenhauer-Schmiedt 1993.

86 Unpubliziert. Katalog liegt der Verf. vor.

87 Rodriguez 1986, Taf. 81.

88 Siehe das Fehlen dieser Gattung in Invillino: Bierbrauer 1987.

89 Beispielsweise auf dem Ulrichsberg, dem Hemmaberg und Tinje.

zontalen Ränder von Schüsseln, Schälchen und Tellern, aber auch die Gefäßaußenseiten der Becher und Krüge als Verzierungszonen. Die Dekormotive wurden in den lederharten Ton eingeritzt und anschließend mit der Glasur überzogen. Einen weiteren reizvollen optischen Effekt erreichte man durch den Umstand, dass die tiefer liegenden Dekorflächen mit Glasur angefüllt wurden und diese dadurch nach dem Brand eine deutlich dunklere Farbgebung aufwiesen. Eine genaue Lokalisierung der Produktionsstätten im Ostalpenraum kann derzeit nicht getroffen werden. Naheliegend wäre es jedoch, als einen möglichen Hauptproduktionsstandort das Municipium Poetovio anzusprechen, das durch seine geographische Positionierung, eine lange Töpfereitradition und optimale Rohstofflagerstätten ideale Voraussetzungen für die Herstellung und Verbreitung glasierter Ware im Ostalpenraum bot.[90]

Die Befunde der ostalpinen Höhensiedlungen zeigen deutlich, dass glasiertes Tafelgeschirr und Mortaria bis weit in das 5. Jh. hinein produziert wurden und in Verwendung standen.[91] Die Vergesellschaftung mit Sigillaten der Formen Hayes 61B/Var., 82 und 84 lässt vermuten, dass insbesondere die reich verzierten Teller, Schalen und Schälchen sowie die Mortaria auch noch in der 2. Hälfte des 5. Jh. hergestellt und in den Ostalpenraum verhandelt wurden. Zudem zeigen die Fundkomplexe aus dem 5. Jh. einen großen Variantenreichtum bei den Mortariarändern, so dass eine enge typologische Gliederung mit relativchronologischen Schlussfolgerungen nicht zulässig erscheint. Vielmehr dürfte es sich dabei um werkstattspezifische Eigenheiten handeln.[92]

In den Fundkomplexen des fortgeschrittenen 6. Jh. fehlt glasierte Ware dagegen vollkommen. Zwar steht ihre kontinuierliche Produktion in Norditalien außer Zweifel, in den Ostalpenraum gelangten die Gefäße hingegen jedoch nicht mehr.

Abschließend kann festgehalten werden, dass sich aufgrund der Verbreitungsschwerpunkte deutlich zwei Regionen unterscheiden lassen. Zum einen handelt es sich dabei um die südwestnorischen Siedlungen, die kaum mit glasierter Ware beliefert wurden und bei denen zudem eindeutig rätischer Einfluss nachgewiesen werden konnte. Zum anderen weisen die südostnorischen Siedlungen einen deutlich höheren Prozentanteil an glasierter Keramik auf, die zudem stark unter pannonischem Einfluss steht. Ferner kann von einer Produktion glasierter Gefäße bis in das fortgeschrittene 5. Jh. aufgrund der stratigraphischen Befunde vom Hemmaberg ausgegangen werden. Die oberitalischen Produktionsserien des 6. und des 7. Jh. sind im ostalpinen Raum nach derzeitigem Forschungsstand nicht mehr vertreten.

Im Gegensatz zur glasierten Ware ist die ebenfalls im ufernorischen und pannonischen Limesgebiet weit verbreitete einglättverzierte Ware im Ostalpenraum von nur untergeordneter Bedeutung.[93] Sie beschränkt sich lediglich auf Einzelstücke wie beispielsweise auf einen Grabfund in Lendorf bei Klagenfurt und sporadische Siedlungsfunde. Sie belegen weniger eine lokale Produktion, sondern müssen vielmehr als Importstücke angesprochen werden und beweisen folgerichtig Handelsbeziehungen mit dem Donauraum.[94] Offensichtlich waren Bedarf und Abnehmerkreis für die einglättverzierte Keramik im Ostalpenraum nicht vorhanden. Die Vermutung liegt nahe, dass für den geringen Prozentsatz dieser Ware die Absenz regulärer militärischer Truppeneinheiten in spätrömischer Zeit ausschlaggebend war. Bezeichnenderweise nimmt auch die Verbreitung

---

[90] Zum Töpferhandwerk in Poetovio siehe zuletzt: J. Istenić, Glazed Pottery from the Western Cemetery of Poetovio, Acta RCRF 34, 1995, 23–26.

[91] Ladstätter 2000.

[92] Vergleichbare Befunde sind auch aus Rätien bekannt: W. Czysz/M. Maggetti/G. Galetti/H. Schwander, Die spätrömische Töpferei und Ziegelei von Rohrbach im Landkreis Aichach-Friedberg, BVBl 49, 1984, 215–256.

[93] Zur einglättverzierten Keramik im Donauraum siehe zusammenfassend S. Soproni, Die letzten Jahrzehnte des pannonischen Limes, MBV 38, München 1985. K. Ottományi, Eine Töpferwerkstatt der spätrömischen Keramik mit Glättverzierung in Pilismarót-Malompatak, Acta Archaeologica 48, 1996/1–3, 71–133. Friesinger/Kerchler 1981.

[94] Siehe zusammenfassend Rodriguez 1997, 161.

einglättverzierter Gefäße mit dem Zuzug langobardischer Bevölkerungs- und Truppenverbände im 6. Jh. deutlich zu.[95]

Abschließend soll im Zusammenhang mit regionalen Produktionsformen auf die Imitation von mediterranen Sigillaten und Lampen eingegangen werden. Bei einem Studium diverser Fundvorlagen fällt auf, dass der Terminus «Sigillataimitation» häufig nicht eindeutig definiert wird. In den meisten Fällen reicht bereits das Fehlen des charakteristischen Überzugs aus, um das Stück als Imitation zu bezeichnen. Dabei wurde jedoch die Bodenlagerung der archäologischen Fundobjekte zu wenig berücksichtigt. Gerade auf dem Hemmaberg konnte nachgewiesen werden, dass der fehlende Überzug weniger als ein Imitationskriterium zu gelten hat, sondern auf einen Folgeprozess, bedingt durch die Lagerung im Erdreich, zurückzuführen ist, welche zu einer Verwitterung der Oberflächen führte. Dünnschliffbeobachtungen und petrographische Analysen haben ergeben, dass es sich bei den offensichtlich «nicht» überzogenen Fragmenten durchwegs um afrikanische oder ostmediterrane Importe handelt, deren Überzug vollständig verschwunden ist und deren Oberfläche daher stark aufgequollen erscheint. Den Beweis liefert zudem eine aus zwei anpassenden Fragmenten zusammengesetzte afrikanische Lampe des Typs Atlante X, die eine völlig unterschiedliche Oberflächenstruktur aufweisen (Abb. 11; Abb. 12). Durch das Abwittern des Überzugs auf einem der Fragmente erscheinen die einzelnen Dekorelemente stark aufgequollen und verschliffen, während jene auf dem anderen Fragment scharf profiliert und sauber geschnitten blieben. Diese Erkenntnisse haben zur Folge, dass nur solche Stücke als Imitationen angesprochen werden sollten, die sich durch ihren Scherbentyp eindeutig von den afrikanischen Originalen unterscheiden. Dabei konnte festgestellt werden, dass insbesondere die Formen Hayes 61A und 61B beliebte Imitationsvorlagen waren.[96] Auf dem Kirchbichl von Lavant versuchte man zudem, Stempeldekor auf einheimischer Keramik nachzuahmen.[97]

Wesentlich häufiger als afrikanische Sigillaten wurden die Lampen der Typen Hayes I/Atlante VIII sowie Hayes II/Atlante X imitiert (Abb. 13). Bei diesem Reproduktionsvorgang wurden die Lampen abgeformt und übernahmen daher den Form- und Dekorschatz der Vorbilder. Die im Ostalpenraum verbreiteten Imitationsgrup-



Abb. 11. Afrikanische Lampe Typ Hayes IIA vom Hemmaberg, natürliche Grösse. Foto A. Hansel.

[95] Siehe dazu das Kapitel: Nicht romanische Keramik.

[96] Zur Gesamtproblematik siehe ausführlich Ladstätter 2000 mit einer Diskussion der als Imitationen angesprochenen Sigillatafragmente in Rätien, Noricum und der Regio X. Siehe auch Pröttel 1996, 105.

[97] Rodriguez 1992, 165.



Abb. 12. Detailaufnahme der zwei anpassenden Fragmente unterschiedlichen Erhaltungszustandes. 2:1. Foto A. Hansel.

pen wurden von Ph. Pröttel definiert,[98] wobei für ihn neben der Tonfarbe die Magerungspartikel, die Härte, die Art des Überzugs und Charakteristika des Dekors kennzeichnend für die Gruppenbildung waren.[99] Einschränkend wird auch hinzu gefügt, dass zahlreiche Lampen lokal hergestellt sein konnten und folgerichtig auch kein weiteres Verbreitungsgebiet aufwiesen. Da jedoch für den Großteil der bislang vorgelegten Imitationslampen eine genaue Beschreibung des Scherbentyps fehlt, aber auch keinerlei Hinweise auf Töpfereibetriebe, Model, Fehlbrände oder Ausschussware gegeben sind, ist eine Definition der Produktionszentren im nordadriatischen und ostalpinen Raum nach derzeitigem Forschungsstand nicht möglich.

Zusammenfassend kann also festgehalten werden, dass während des 4. und 5. Jh. das feinkeramische Spektrum durch die glasierte Ware erweitert wurde, wobei zwei unterschiedliche Verbreitungsschwerpunkte definiert werden konnten. Zudem wurden Sigillata- und Lampenimitationen in der Region hergestellt und verbreitet. Im Laufe des 6. Jh. versiegt der regionale Handel, glasierte Gefäße lassen sich in den Fundkomplexen nicht mehr nachweisen. Es sei in diesem Zusammenhang auf den zeitgleichen drastischen Rückgang von mediterraner Feinkeramik in den ostalpinen Siedlungen hingewiesen.

Lokal produzierte Grobkeramik

Über 90 % des gesamten Keramikaufkommens in den spätantiken Höhensiedlungen entfällt auf die lokal produzierte Grobkeramik.[100] Formal sind dabei in erster Linie zwei Großgrup-

[98] Pröttel 1996, 105–108.

[99] Pröttel 1996, 107 f.: Gruppe Ajdna, Poreč, Invillino, Brioni, Koper.

[100] Leider sind zahlreiche grobkeramische Fundspektren zwar bearbeitet, aber bislang unpubliziert bzw. nur zum Teil publiziert: Lavant: Rodriguez 1986. Duel: Steinklauber 1988. Teurnia: auszugsweise publiziert bei H. Rodriguez, Keramikbeispiele aus der Grabungskampagne 1989 in Teurnia im Areal der Bischofskirche und ihrer Nebengebäude, Car. I 180, 1990, 95–107. Ulrichsberg: auszugsweise publiziert bei Rodriguez 1997. Hemmaberg/östliche Doppelkirchenanlage: auszugsweise publiziert bei Rodriguez 1997.



Abb. 13. Imitation einer afrikanischen Lampe Typ Hayes II, natürliche Grösse. Foto A. Hansel.

pen, und zwar die Schüsseln/Schalen sowie die Töpfe/Becher zu unterscheiden.[101] Aufgrund der fließenden Gefäßgrößen bzw. der Volumina ist eine eindeutige Trennlinie von Schüssel zu Schale und von Topf zu Becher nicht zu ziehen. Diese beiden Großgruppen werden durch Krüge, Teller, Deckel und eimerartige Gefäße ergänzt. Ferner werden Gebrauchsgegenstände wie Wirtel oder auch Tubuli[102] in der für die Grobkeramik typischen Rohstoffsubstanz hergestellt.

Anhand stratifizierter Befunde auf dem Hemmaberg war es möglich, die spätantike Grobkeramik relativchronologisch zu gliedern, wobei Fundkomplexe aus dem fortgeschrittenen 5. Jh. und aus der 2. Hälfte des 6. Jh. vorlagen. Die Datierung dieser Fundkomplexe basiert auf der nordafrikanischen und kleinasiatischen Feinkeramik. Dabei konnte festgestellt werden, dass die Formen des 5. Jh. in einer direkten Verbindung mit kaiserzeitlichen Töpfertraditionen stehen, wobei insbesondere auf Kragenränder bei Töpfen sowie auf Ringschüsseln hinzuweisen ist. Zudem wurden die Gefäße des 5. Jh. mit wenigen Ausnahmen reduzierend gebrannt. Deutlich unterschiedlich zur Keramik der römischen Kaiserzeit ist jedoch die Magerung in Form von groben Marmorkörnern bzw. Marmormehl. Auch wenn ein Großteil der Grobkeramik des 5. Jh. verzierungslos blieb, so zeigen die erhaltenen Stücke bereits die für die Spätantike so charakteristischen Dekorelemente wie die Wellenlinie, den Kammstrich, Kerbreihen und horizontale Rillen. Ferner konnten zahlreiche unterschiedliche Formtypen und Varianten beobachtet werden.[103]

Der Formen- und Typenbestand der spätantiken Grobkeramik reduzierte sich bis in die 2. Hälfte des 6. Jh. drastisch, was insbesondere bei den Töpfen augenscheinlich zu Tage tritt. Neben eiförmigen Töpfen mit ausladendem und gerade abgestrichenem Rand sind es vor allem bauchige Töpfe mit sehr breiter Standfläche und ausladendem, gerade abgestrichenem Rand, die in diesen Fundkomplexen vertreten sind. Parallel dazu nimmt aufgrund der Fertigungstechnik die Anzahl von Varianten sowie von individuellen Gefäßtypen, die meist nur durch Einzelstücke vertreten sind, deutlich zu. Diese Gefäße wurden nicht mehr auf der Töpferscheibe hergestellt, sondern freihand geformt und anschließend auf der langsam drehenden Töpferscheibe nachgedreht. Häufig kann diese Nachbearbeitung bei den Schulter- und Randzonen von Töpfen beobachtet werden, wobei ein Kamm, von dem horizontale Rillen zeugen, zur Gliederung der Innenflächen verwendet wurde. Der Brand der Gefäße

[101] Diese Einteilung basiert auf Bierbrauer 1987, 187–224.
[102] Hemmaberg, unpubliziert.
[103] Siehe zur Gesamtproblematik Ladstätter 2000.

erfolgte auch nicht mehr in einem geschlossenen Töpferofen, sondern auf einem Meiler bzw. in einer «Töpfergrube».[104]

Ein kleines Töpferviertel, das in den letzten Jahren auf dem Hemmaberg ausgegraben werden konnte, zeigt zahlreiche dieser seichten Gruben, die mit einem Steinkranz gefasst waren. Innerhalb der kreisrunden bzw. ovalen Struktur stapelte man die Gefäße, bedeckte sie mit Reisig und zündete sie im Anschluss daran an. Nach Abschluss des Brennvorganges wurde das Feuer mit Sand gelöscht. Die Brennweise brachte es auch mit sich, dass die Gefäße eine fleckig gebrannte Oberfläche erhielten. Diese Brandstellen oder «Töpfergruben» flankierten weitere Gruben, die noch ungebrannten, aber bereits gemagerten Ton enthielten.[105] In einer weiteren Vertiefung fanden sich zahlreiche verkohlte Äste, die wohl noch zum Gebrauch für den Feuerungsvorgang gestapelt lagen. Zudem konnte im Ostbereich der Siedlung eine tiefe Lehmentnahmestelle beobachtet werden, die sekundär als Abfallgrube benutzt wurde.[106] Das Material dieser Lehmgrube war durchaus zur Herstellung von Grobkeramik geeignet. Die Machart der Gefäße und die einfache Brennweise bezeugen ein reduziertes Töpferhandwerk, das nicht mehr von ausgebildeten Spezialisten, sondern von der ansässigen Bevölkerung gepflogen wurde.[107] Die individuelle und unprofessionelle Fertigungsweise brachte es aber auch mit sich, dass die Gefäße reich verziert wurden. Diese Verzierungsfreude ist ein generelles Charakteristikum der Grobkeramik des 6. Jh., sieht man von einigen wenigen unverziert gebliebenen Stücken – vornehmlich Schüsseln/Schalen – ab. Als Dekorzonen dienten bei den Töpfen und Bechern vorzugsweise die Schulter oder der Bauchbereich, zudem konnte auch die Randober- bzw. die Randinnenseite verziert sein. Bei den Schüsseln/Schalen sind Verzierungselemente auf den Außenflächen sowie den Bodeninnenseiten geläufig. Hauptdekorelemente waren verschiedene Wellenlinien, ferner können horizontale Rillen, Kerben, Stichkerben, Punktreihen und plastische Leisten beobachtet werden. Kammstrichdekor findet sich sowohl auf den Gefäßen des 5. Jh. als auch jenen des 6. Jh. Hervorzuheben sind Schüsseln/Schalen und Teller, deren Bodeninnenseiten mit christlich interpretierbaren Kreuzritzungen versehen wurden. Ihre Existenz beschränkt sich bislang auf den zentralnorischen Raum, wo sie auf dem Kappele, auf dem Lavanter Kirchbichl, in Teurnia und auf dem Hemmaberg nachgewiesen werden konnten.[108]

Die Fundkomplexe vom Hemmaberg verdeutlichen aber auch, dass es nicht zu einer relativchronologischen Abfolge von feinem zu grobem Wellenliniendekor im Laufe der Spätantike kam.[109] Es ist vielmehr davon auszugehen, dass die unterschiedlichen «Wellenlinienstile» auf die verschiedenen Töpfer zurückzuführen sind, die mit ihrem Handwerk nicht mehr wirklich vertraut waren. Daraus resultieren auch Ungelenkigkeiten, sowohl beim Aufziehen der Gefäße, als auch beim Anbringen des Dekors. Analog zum Wellenliniendekor unterlag auch der Kammstrichdekor keiner linearen Entwicklung. Folgerichtig ist bereits im 5. Jh. grober Kammstrichdekor fallweise zu beobachten, während feiner Kammstrich bis in das fortgeschrittene 6. Jh. belegt werden kann.[110] Entscheidend ist auch die Beobachtung, dass gewisse Gefäßtypen mit gewissen «Kammstrichstilen» eng verbunden waren, unabhängig von ihrer Datierung.[111]

---

[104] Eine Töpfergrube wurde abgebildet bei: S. Ladstätter-Schretter, Neue Forschungsergebnisse zum Pilgerheiligtum auf dem Hemmaberg/Kärnten, MiChA 4, 1998, 9–22, Abb. 5.

[105] Die Analysen verdanke ich R. Sauer.

[106] Unpubliziert.

[107] Siehe dazu Ladstätter 2000.

[108] Siehe dazu Ladstätter 2000.

[109] Entgegen Rodriguez 1997, 162.

[110] Entgegen Rodriguez 1997, 162.

[111] So beispielsweise ist feiner Kammstrichdekor mit den großen (Lappen-)Schüsseln der Form Invillino Ic (Bierbrauer 1987, 192) oder grober Kammstrichdekor mit Schüsseln der Form Invillino Id (Bierbrauer 1987, 192) eng verbunden.

Deutliche Unterschiede zeigt dagegen eine weitere grobkeramische Gruppe, die anhand stratigraphischer Aufschlüsse auf dem Hemmaberg in das frühe 7. Jh. datiert werden kann. Sie ist durch eine extrem grobe Magerung mit Marmorkörnern (bis zu einer Größe von 5 mm²), durch eine «seifige» Oberfläche, durch Dünnwandigkeit und durch eine sehr grobe Verzierung charakterisiert. Die Gefäße dieser Gruppe schließen jedoch sowohl in der Form, den Dekorelementen wie den technologischen Eigenheiten an die spätantike Grobkeramik an. An die Stelle des Kammstrichdekors tritt eine grobe Spatelstrichverzierung und statt der Wellenlinien werden häufig große unregelmäßige Wellenbänder oder Wellenbündel aufgebracht. Beliebt waren zudem Punktreihen und insbesondere Stichkerben, die nicht nur Töpfe/Becher und die Außenseiten von Schalen verzierten, sondern auch in die Randoberseite von Schüsseln eingestochen wurden.[112]

Entscheidend für die Interpretation dieser Gefäßgruppe ist ihre enge form- und dekortypologische Verbindung mit den spätantiken Formen sowie ihre Datierung in das beginnende 7. Jh. Sie belegt die Existenz von restromanischen Bevölkerungsgruppen, die auch nach der slawischen Landnahme in der Region verblieben und ihre handwerklichen Traditionen weiter fortführten.[113] Diese Annahme wird durch den Umstand verstärkt, dass sich in den selben Straten auch genuin slawische Gefäße vom sog. Prager Typus fanden. Die Restromanen übten ihrerseits direkten Einfluss auf die handwerkliche Produktion der Slawen aus, wodurch es zu einer raschen Rezeption von Gefäßformen, Dekorelementen und zum Gebrauch der langsam drehenden Töpferscheibe kam. Da vergleichbare Keramikgruppen bislang auch auf dem Duel (?), auf dem Ulrichsberg, in Grafenstein und auf Tinje beobachtet werden konnten,[114] ist im Ostalpenraum mit einem nicht unbeträchtlichen Anteil an romanischer Bevölkerung im Frühmittelalter zu rechnen.[115]

Nicht romanische Keramik

Um das keramische Spektrum des Ostalpenraumes zu komplettieren, sei auf zwei weitere Gattungen hingewiesen. Zum einen handelt es sich dabei um einglättverzierte und gestempelte Keramik, die im Laufe des 6. Jh. in mehreren spätantiken Siedlungen des Ostalpenraumes Verwendung fand.[116] Formtypologisch sind insbesondere beutelförmige Becher mit Stempeldekor sowie einglättverzierte Krüge und doppelkonische Schüsseln erwähnenswert.[117] Ihre Existenz ist zweifelsohne auf die Präsenz langobardischer Bevölkerungs- und Truppenverbände zurückzuführen. Sie fehlt demnach auch in den zentralnorischen Anlagen entweder vollkommen oder ist nur mit Einzelstücken vertreten.[118] Die neuartigen Formen übten aber direkten Einfluss auf die lokale Keramikproduktion aus, in der sowohl mit der Herstellung von beutelförmigen Bechern als auch von doppelkonischen Schüsseln begonnen wurde.[119]

Zum anderen soll in diesem Zusammenhang slawische Keramik des sog. Prager Typus erwähnt werden, die sich sowohl im Bereich der östlichen als auch der westlichen Doppelkirchenanlage auf dem Hemmaberg gefunden hat.[120] Die Töpfe sind unregelmäßig geformt, weisen meist eine breite Standfläche, einen bauchigen oder eiförmigen Körper und einen leicht ausladend gebildeten Rand auf. Sie sind fleckig gebrannt, wobei häufig eine bräunlich bis rote Farbgebung zu beobachten ist. Petrographische

---

112 Siehe beispielsweise Rodriguez 1997, Taf. 12, 125.
113 Anders Rodriguez 1997, 162.
114 Siehe dazu Rodriguez 1997, 162.
115 Zur Gesamtproblematik siehe Ladstätter 2000.
116 Vergleichbare Gefäßformen wurden beispielsweise im Töpferofen von Ternitz gefunden: Friesinger/Kerchler 1981, 193–195.
117 Knific 1994, Abb. 15.
118 Auf dem Hemmaberg wurde beispielsweise ein Becher langobardischer Provenienz gefunden.
119 Ladstätter 2000.
120 Rodriguez 1997, 162. Ladstätter 2000.

Analysen haben ergeben, dass die Töpfe vom Prager Typus sowohl auf dem Hemmaberg selbst hergestellt als auch importiert bzw. mitgebracht wurden.[121] Vergesellschaftet mit der bereits beschriebenen romanischen Keramik gehören sie einem Fundhorizont des 7. Jh. an.

Durch diesen kurzgefassten Überblick wird klar, dass sich sowohl die Ansiedlung der langobardischen Foederaten als auch die Landnahme durch die Slawen in der materiellen Kultur fassen lassen.

Zusammenfassung

Bei der Betrachtung des spätantiken Keramikaufkommens im Ostalpenraum konnte deutlich gemacht werden, dass das Spektrum des 4. und 5. Jh. in einer engen Verbindung mit der kaiserzeitlichen bzw. der spätrömischen Keramikproduktion zu sehen ist. Zahlreiche Formen in der Grobkeramik, aber auch die Existenz der glasierten Ware sowie der ungebrochene Importstrom mediterraner Feinkeramik setzen kaiserzeitliche Traditionen fort. Erst im Laufe des 6. Jh. kommt es zu einschneidenden Veränderungen, die sich sowohl bei der lokalen und der regionalen Produktion, als auch bei den Importen aus dem Mittelmeerbereich beobachten lassen. So fehlt die glasierte Ware in den Spektren ausnahmslos und die mediterranen feinkeramischen Importe beschränken sich auf ein Minimum. Aber auch in der lokal produzierten Grobkeramik lassen sich grundlegende Änderungen nachweisen. Die örtliche und unprofessionelle Herstellung hatte auch zur Folge, dass die Gefäße weder scheibengedreht waren, noch in einem Töpferofen gebrannt wurden. Zudem ist eine deutliche Zunahme bei der Verzierungsfreudigkeit zu bemerken. Diese Entwicklung zeigt ganz deutlich, dass der ostalpine Handel stark rückläufig war und aus diesem Grund auch regionale Töpfereizentren ihre Produktion einstellten und daraus resultierend verstärkt örtliche Produktionsformen entstanden. Grund dafür mögen fehlende infrastrukturelle Voraussetzungen, wie die Sicherung und die Instandhaltung der Straßen gewesen sein, die zu einer Provinzialisierung des Handwerks führten.

Die Fundspektren zeigen aber auch ganz deutlich, dass es noch im fortgeschrittenen 6. Jh. möglich war, mediterrane Verbrauchsgüter, insbesondere Öl und Wein zu erhalten. Die Amphorenfunde vom Duel, vom Ulrichsberg, besonders aber auch vom Hemmaberg belegen dies eindrucksvoll. Die Bedeutung der Kirche als Handelspartner sollte dabei nicht unberücksichtigt gelassen werden. Nur unter diesem Aspekt ist auch die selektive Fundverteilung der spätantiken Amphoren vom Hemmaberg zu erklären.

Eine weitere gut definierte Warengruppe konnte aufgrund kontextueller Aufschlüsse dem 7. Jh. zugeordnet werden und belegt eine Kontinuität gewisser restromanischer (oder provinzialrömischer) Bevölkerungselemente bis in das Frühmittelalter hinein. Der Zuzug slawischer Gruppen ist wiederum durch Gefäße des Prager Typus belegt.

Ferner konnte eine deutliche regionale Unterscheidung zwischen den im Westen gelegenen Siedlungen, die Beziehungen zu rätischen Fundspektren aufweisen, und jenen im Osten der Region, die wiederum pannonischen Einfluss spüren lassen, festgestellt werden. Diese Unterschiede beschränken sich nicht nur auf die Existenz oder Nichtexistenz von spezifischen Waren bzw. von Formen, sondern ließ sich auch im Typenspektrum der Grobkeramik beobachten.

Die kontinuierliche Keramikproduktion von der mittleren römischen Kaiserzeit bis weit in das 5. Jh. und eine Provinzialisierung im Laufe des 6. Jh. sind kennzeichnende Elemente der spätantiken materiellen Kultur in den Ostalpen. Verantwortlich dafür sind wohl nicht zuletzt die politischen Entwicklungen, die zu einer Destabilisierung der Region führten. An die Stelle staatlicher Organisationsstrukturen trat eine weitgehende Eigenversorgung, was folgerichtig zu einer örtlich gebundenen handwerklichen Versorgung führte. Es scheint aber auch im Laufe des fortgeschrittenen 6. Jh. zu einer leichten Konsolidierung in der Region gekommen

[121] Die Analysen wurden von R. Sauer durchgeführt.

zu sein, wobei angenommen werden darf, dass kirchliche Institutionen ehemals staatliche Funktionen übernahmen. Die archäologisch gut belegte Zerstörung der Kirchenanlagen im ausgehenden 6. Jh. darf jedoch nicht a priori mit einer Abwanderung der romanischen Bevölkerung gleichgesetzt werden, vielmehr zeigt sich auch in den Höhensiedlungen ein kurzfristiges Nebeneinander von romanischen und slawischen Populationen mit wechselseitigen Einflussnahmen. Nach dem Verlassen der Bergrücken und mit der Gründung von Talsiedlungen im 7. Jh. verlieren sich jedoch die Spuren der materiellen Kultur.

Abgekürzte Literatur, Zeitschriften und Reihen

Atlante: Enciclopedia dell'Arte Antica Classica e Orientale I, Roma 1981.

Arthur 1990: P. Arthur, Anfore dall'Alto Adriatico e il problema del *Samos Cistern Type,* Aquileia Nostra 61, 1990, 281–296.

Arthur 1998: P. Arthur, Eastern Mediterranean Amphorae between 500 and 700: a View from Italy, in: Saguì 1998, 157–183.

Arthur/Oren 1998: P. Arthur – E.D. Oren, The North Sinai Survey and the Evidence of Transport Amphorae for Roman and Byzantine Trading Patterns, JRA 11, 1998, 193–212.

Bierbrauer 1987: V. Bierbrauer, Invillino-Ibligo in Friaul I. Die römische Siedlung und das spätantik-frühmittelalterliche Castrum, MBV 33, München 1987.

Bonifay 1998: M. Bonifay, Sur quelques problèmes de datation des sigillées africaines à Marseille, in: Saguì 1998, 71–81.

Bonifay/Carre/Rigoir 1998: M. Bonifay/M.-B. Carre/Y. Rigoir, Fouilles à Marseille. Les mobiliers (Ier–VIIe siècles ap.J.-C.), Études Massaliètes 5, Marseille 1998.

Bonifay/Piéri 1995: M. Bonifay/D. Piéri, Amphores du Ve au VIIe s. à Marseille: Nouvelles données sur la typologie et le contenu, JRA 8, 1995, 94–120.

Ciglenečki 1987: S. Ciglenečki, Höhenbefestigungen aus der Zeit vom 3. bis 6. Jh. im Ostalpenraum, Ljubljana 1987.

Felgenhauer-Schmiedt 1993: S. Felgenhauer-Schmiedt, Das Kappele ob Jadersdorf. Eine spätantik-frühmittelalterliche Höhensiedlung in Oberkärnten, Aus Forschung und Kunst 27, Klagenfurt 1993.

Friesinger/Kerchler 1981: H. Friesinger/H. Kerchler, Töpferöfen der Völkerwanderungszeit in Niederösterreich. Ein Beitrag zur völkerwanderungszeitlichen Keramik (2. Hälfte 4.–6. Jahrhundert n. Chr.) in Niederösterreich, Oberösterreich und dem Burgenland, ArchA 65, 1981, 193–265.

Glaser 1997: F. Glaser, Frühes Christentum im Alpenraum. Eine archäologische Entdeckungsreise, Graz/Wien/Köln 1997.

Glaser/Gugl 1996: F. Glaser/Ch. Gugl, Ausgrabungen westlich der frühchristlichen Kirche extra muros in Teurnia, MiChA 2, 1996, 9–27.

Giesler 1981: U. Giesler, Die Kleinfunde, in: Th. Ulbert, Ad pirum (Hrušica). Spätrömische Passbefestigung in den julischen Alpen, MBV 31, München 1981, 53–127.

Hayes 1972: J.W. Hayes, Late Roman Pottery, London 1972.

Hayes 1981: J.W. Hayes, Supplement to Late Roman Pottery, London 1981.

Hayes 1992: J.W. Hayes, Excavations at Saraçhane in Istanbul. Volume 2. The Pottery, Princeton 1992.

Keay 1984: S. Keay, Late Roman Amphorae in the Western Mediterranean. A Typology and Economic Study: the Catalan Evidence, Part I, BAR Int.Ser. 196, Oxford 1984.

Kersting 1993: U. Kersting, Spätantike und Frühmittelalter in Kärnten, unpubl. Diss., Bonn 1993.

Knific 1994: T. Knific, Vranje near Sevnica: A Late Roman Settlement in the Light of Certain Pottery Finds, AVes 45, 1994, 211–237.

Kos 1986: P. Kos, The Monetary Circulation in the Southeastern Alpine Region, ca. 300 BC–AD 1000, Situla 29, Ljubljana 1986.

Ladstätter 2000: S. Ladstätter, Die materielle Kultur der Spätantike in den Ostalpen. Eine Fallstudie am Beispiel der westlichen Doppelkirchenanlage auf dem Hemmaberg, Mitt.Präh.Komm., Wien 2000.

Mackensen 1987: M. Mackensen, Mediterrane Sigillata, Lampen und Amphoren, in: Bierbrauer 1987, 229–265.

Mackensen 1992: M. Mackensen, Amphoren und Spatheia von Golemanovo Kale, in: S. Uenze, Die spätantiken Befestigungen von Sadovec (Bulgarien), MBV 43, München 1992, 239–254.

Mackensen 1993: M. Mackensen, Die spätantiken Sigillata- und Lampentöpfereien von El Mahrine (Nordtunesien), MBV 50, München 1993.

Majcherek 1995: G. Majcherek, Gazan Amphorae: Typology Reconsidered, in: H. Meyza – J. Młynarczyk, Hellenistic and Roman Pottery in the Eastern Mediterranean – Advanced in Scientific Studies (Nieborów 1993), Warsaw 1995, 163–178.

Martin-Kilcher 1994: St. Martin-Kilcher, Die römischen Amphoren aus Augst und Kaiseraugst, Forschungen in Augst 7/2, Augst 1994.

Martini/Steckner 1993: W. Martini/C. Steckner, Das Gymnasium von Samos. Das frühbyzantinische Klostergut, Samos 17, Bonn 1993.

Peacock/Williams 1986: D.P.S. Peacock/D.F. Williams, Amphorae and the Roman Economy. An Introductory Guide, London 1986.

Pröttel 1996: Ph. Pröttel, Mediterrane Feinkeramik des 2.–7. Jahrhunderts n. Chr. im oberen Adriaraum und in Slowenien, Kölner Studien zur Archäologie der römischen Provinzen 2, Espelkamp 1996.

Reynolds 1995: P. Reynolds, Trade in the Western Mediterranean, AD 400–700. The Ceramic Evidence, BAR Int. Ser. 604, Oxford 1995.

Riley 1979: J.A. Riley, Coarse Pottery, in: Excavations at Sidi Khrebish Benghazi (Berenice) II, Suppl. Libya Antiqua V, Tripolis 1979, 91–465.
Rodriguez 1986: H. Rodriguez, Die vor- und frühgeschichtlichen Kleinfunde vom Lavanter Kirchbichl in Osttirol, unpubl. Diss., Innsbruck 1986.
Rodriguez 1992: H. Rodriguez, Bemerkungen zur relativchronologischen Gliederung der südostalpinen spätrömisch-spätantiken Gebrauchskeramik, in: G. P. Brogiolo – L. Castelletti, Il territorio tra tardoantico e altomedioevo. Metodi di indagine e risultati, Firenze 1992, 159–178.
Rodriguez 1997: H. Rodriguez, Die Zeit vor und nach der Schlacht am Fluvius Frigidus (394 n. Chr.) im Spiegel der südostalpinen Gebrauchskeramik, AVes 48, 1997, 153–178.
Saguì 1998: L. Saguì (Hrsg.), Ceramica in Italia: VI–VII secolo. Atti del convegno in onore di John W. Hayes, Roma, 11–13 maggio 1995, Archeologia Medievale, Firenze 1998.
Saguì 1998a: L. Saguì, Il deposito della Crypta Balbi: una testimonianza imprevedibile sulla Roma del VII secolo, in: Saguì 1998, 305–333.
Steinklauber 1988: U. Steinklauber, Die Kleinfunde aus der spätantiken befestigten Siedlung von Duel-Feistritz a.d. Drau (Kärnten), unpubl. Diss., Graz 1988.
Van Alfen 1996: P. Van Alfen, New Light on the 7th Century Yassi Ada Shipwreak: Capacities and Standard Sizes of L.R.A. 1 Amphoras, JRA 9, 1996, 189–213.
Villa 1998: L. Villa, Alcuni aspetti delle circolazione di prodotti di importazione in Friuli tra VI e VII secolo, in: Saguì 1998, 275–288.

AA	Archäologischer Anzeiger
AErt	Archaeologiai Értesítő
Acta RCRF	Acta Rei Cretariae Romanae Fautorum
ArchA	Archaeologia Austriaca
AVes	Arheološki Vestnik
BAR	British Archaeological Reports
BASOR	Bulletin of the American Society for Oriental Research
BVBl	Bayerische Vorgeschichtsblätter
Car. I	Carinthia I
CarnuntumJb	Carnuntum Jahrbuch
EMAC	European Meeting on Ancient Ceramics
FMRÖ	Fundmünzen der römischen Zeit in Österreich
JRA	Journal of Roman Archaeology
MBV	Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte
MiChA	Mitteilungen zur Christlichen Archäologie
ÖAIBerMat	Berichte und Materialen des Österr. Archäologischen Instituts
SoSchrÖAI	Sonderschriften des Österr. Archäologischen Instituts

Abbildungsnachweis
Abb. 1–13: Institut für Kulturgeschichte der Antike/Österr. Akademie der Wissenschaften, Wien.

KERAMIKGEFÄSSE ALS HISTORISCHES ZEUGNIS: EIN BEISPIEL

Katrin Roth-Rubi

Die folgenden Bemerkungen gelten keramischem Fundgut aus Sagens (Vorderrheintal), Castiel (unteres Schanfigg) und von der Wartau (St. Galler Rheintal), Fundorten im Alpenrheintal und seinem Einzugsgebiet. Es handelt sich einerseits um glasierte Ware aus dem späten 5. oder 6. Jh., andererseits um nordafrikanische Terra Sigillata aus dem 7. Jh., der allerletzten Produktionsphase dieser Gattung überhaupt. Die Stücke wurden in Gebieten südlich der Alpen hergestellt und belegen, dass auch für Gebrauchsgegenstände des Alltags ein Bezug über den Alpenkamm hinweg im frühen Mittelalter nicht erloschen ist. Damit ergänzt die Keramik als historisches Zeugnis marginal, aber klar die übrigen Quellengattungen.[1]

Ausgangsmaterial sind drei Tongefässe
(Abb. 1, 1–3)
1. Randstück einer grossen Platte, Terra Sigillata nordafrikanischer Provenienz; Form im Umkreis von Hayes 106 anzusiedeln (Abb. 1, 1a). Ton hellorange, fein, leicht schiefrige Struktur; Oberfläche pockig, in Streifen geglättet; Überzug orange, auf Ober- und Unterseite, dicht, mit seidigem Glanz. Fundort Wartau (SG)/Ochsenberg. Das Fragment gehört zu einer Formgruppe, deren Datierung in das 7. Jh. heute gesichert ist.[2]

2. Zwei Randstücke von einer glasierten Schüssel mit Leiste unterhalb des Randes und Kammstrich-Wellenband zwischen Lippe und Leiste (Abb. 1,2). Ton ziegelrot, im Kern grau, kompakt, glimmerhaltig, mit Kalkeinschlüssen. Oberfläche tongrundig, mit bräunlich-grünlicher Glasur, dicht, stark glasig, gut erhalten. Herkunft Norditalien; Datierung spätes 5./6. Jh.[3]. Fundort Sagens (GR)/Schiedberg.[4]

3. Randstück einer glasierten Schüssel wie Nr. 2, sowohl in Bezug auf Tonqualität wie Form (Autopsie); versinterte Glasur, gelblich-ockerfarbig, auf Kragenkehle und in wenigen Resten unterhalb der Leiste (Abb. 1,3). Datierung und Herkunft wie Nr. 2. Fundort Castiel (GR)/Carschlingg.[5]

Die kulturhistorische Aussage (Karte Abb. 2)
Zu Nr. 1: Elisabeth Ettlinger erkannte 1959[6] als erste die Verbindung von nordafrikanischen

---

1 Ich beschränke mich bewusst auf eindeutig anzusprechendes Material. Dass sich die Zeugnisse bald einmal mehren werden, steht ausser Zweifel; wir haben heute sehr viel bessere Möglichkeiten für die Einordnung der Keramikerzeugnisse aus der 2. Hälfte des 1. Jahrtausends. Grössere Fundkomplexe wie diejenigen aus Kärnten (vgl. Beitrag S. Ladstätter) fehlen allerdings bislang in Raetien; als Ursache erachte ich die Siedlungskontinuität an den meisten Fundplätzen in Graubünden.

2 Hayes, 169 ff. Ausführlich dazu K. Roth-Rubi in: Wartau 2001, S. 91–98. Korrigenda zu den Redaktionsfehlern: richtige Bildlegende Abb. 7. 2: Verbreitungskarte zu den letzten nordafrikanischen Sigillaten (Pröttel Gruppe 8) im oberen Adria-Raum und den Fundorten nördlich und östlich der Alpen. S. 190: Abschnitt 7.4, dritte Zeile: anstelle von «no 6 in Hayes' scheme» ist richtig: «no 106 in Hayes' scheme». Nach mündlicher Mitteilung von S. Gairhos soll sich ein Fragment Hayes 106 unter dem Fundmaterial von Tiefencastel befinden, das J. Rageth in den Bündner Monatsblättern 1992, 71–107 publiziert hat; ich danke S. Gairhos für diesen Hinweis.

3 Grundlegend: B. Portulano in: S. Giulia di Brescia. Gli scavi dal 1980 al 1992, a cura di G. P. Brogiolo (1999), 125–142. Form Ic, stratigraphisch ab dem Ende des 5. Jh. einzuordnen. Die grösste Verbreitung erlangt die Form im 6. Jh.

4 Die beiden Fragmente wurden in zwei Grabungskampagnen gefunden; sie passen nicht Bruch an Bruch; Scherben und Glasur sind aber so gleichartig, dass an ihrer Zugehörigkeit zu einem Gefäss nicht zu zweifeln ist. Das eine Stück ist publiziert bei Boscardin und Meyer 1977, 117, A 29. Grabung 1968, Feld D, Schnitt 3, Schicht 3. Das zweite Fragment ist unpubliziert: Grabung 1972, gefunden 3.11., bei Mauer Nr. 1, Südseite.

5 Aushub Grube 8 nach 4. Abstich. Die Publikation durch den Ausgräber U. Clavadetscher ist in Vorbereitung.

Sigillataprodukten mit Fundstellen im Alpenrheintal. Aber erst die seither gelaufenen, breit angelegten Forschungen zum mediterranen Tafelgeschirr[7] ermöglichten eine umfassendere Beurteilung der Belieferung der Siedlungen nördlich der Alpen mit Keramik aus dem Mittelmeerbecken: Sigillata-Gefässe aus den nordafrikanischen Manufakturen wurden im 4. Jh. in einer gewissen Regelmässigkeit, wiewohl in begrenzten Mengen, über die Ostalpen-Pässe gehandelt. Sie gehören zum durchschnittlichen Fundbild in den Tälern Graubündens am Alpen-Nordabhang. Der Import dünnt im Laufe des 5. Jh. sichtlich aus. Bis vor kurzem war man der Meinung, dass die Zufuhr mit dem Ende des 5. Jh. endgültig abbreche.

In seiner Magisterarbeit hat S. Gairhos die spätantiken und frühmittelalterlichen Befunde und Funde von Chur zusammengestellt. Dabei konnte er nordafrikanische Sigillata-Stücke ausfindig machen, die dem 5./6. Jh. zuzuordnen sind.[8] Eine Überprüfung des Materials von Sagens/Schiedberg, die ich im Dezember 2000 durchgeführt habe, ergab, dass auch hier entsprechende Ware des 6. Jh. vorhanden ist (Abb. 1, 4).[9] Ein Vergeichsstück zu den Sigillaten mit spätem Kreisstempeldekor von Chur[10] konnte ich jüngst in Berschis (SG) identifizieren.[11] Die oben aufgeführte Platte aus dem Fundensemble des frühmittelalterlichen Siedlungsplatzes von der Wartau bezeugt nun sogar nordafrikanische Sigillata aus dem 7. Jh. im Alpenrheintal.

Diese unerwartet späten Importe legen nahe, die herkömmlichen Vorstellungen zum Süd-Nordaustausch in nachrömischer Zeit in Graubünden neu zu überdenken. Von einem Abbruch der Verbindungen zwischen dem Mittelmeerbecken und den raetischen Gebieten im frühen Mittelalter kann nicht mehr die Rede sein.

St. Tortorella[12] hat die Verbreitung der letzten Fazies der Africana für den italischen Raum kartiert: im östlichen Norditalien ist mit Udine und Invillino, ausgehend von den Anlegestellen an der Adria-Spitze (Aquileia?, Capodistria) ein Weg in Richtung Alpenraum[13] vorgegeben. Die geringe Stückzahl lässt allerdings, anders als im 4. und früheren 5. Jh., weniger an einen «regulären» Keramikhandel denken[14] als an ein

---

6 E. Ettlinger, Die Kleinfunde aus dem spätrömischen Kastell Schaan. Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein 59, 1959, 229–299.

7 Den grössten Fortschritt brachten ohne Zweifel die Arbeiten von John W. Hayes.

8 Gairhos 2000, 112, Abb. 14 (Markthallenplatz).

9 Es handelt sich um ein Bodenstück einer Schüssel, die eigentlich nur als Hayes 99A zu ergänzen ist; bei Boscardin und Meyer 1977, A 10, da aber zu steil aufgerichtet gezeichnet.

10 Zusammengestellt Gairhos 2000, 112, Abb. 14.

11 Es handelt sich um einen Lesefund im Jahr 2001, der eindeutig zu einem Altfund von 1937 gehört; Randstück publiziert bei B. Overbeck, Geschichte des Alpenrheintals in römischer Zeit. Teil 1. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte Band 20 (1982) Taf. 32, 5. Form Hayes 59B, Qualität D2. Dekor auf dem neuen Fragment: Ring von Kreismotiven, umgeben von zwei tiefen, konzentrischen Rillen. Kreismotiv: 4 konzentrische Kreise, von Punktkreis umgeben. Durchmesser äusserster Kreis 2 cm, mit Punkten 2,3 cm. Dekor-Stil A (iii). Vgl. G. P. Brogiolo (op. cit. Anm. 3) Taf. 40, 5; 41, 1–2 und S. 115 ff. Zu Berschis zuletzt M. P. Schindler, Jb SGUF 85, 2002, 360 mit älterer Literatur.

12 St. Tortorella, La sigillata africana in Italia nel VI e nel VII secolo d. C.: problemi di cronologia e distribuzione. In: L. Saguì, Ceramica in Italia VI–VII secolo. Atti del Convegno in onore di John W. Hayes, Roma, 11–13 maggio 1995. Biblioteca di Archeologia Medievale (1998) 41–69, spez. fig. 8.

13 Für die Verbreitung der keramischen Importe im Friaul vgl. L. Villa, Alcuni aspetti della circolazione di prodotti di importazione in Friuli tra VI e VII secolo. In: L. Saguì, Ceramica, op. cit. Anm. 12, 275–288. Für die Fundsituation weiter östlich vgl. den Beitrag von S. Ladstätter in diesem Band.

14 Es gibt mannigfache Nachweise, dass ein Überseehandel im Mittelmeerbecken im 7. Jh., wenn auch beschränkt, bestanden hat. Zu den historischen Quellen: D. Claude, Der Handel im westlichen Mittelmeer während des Frühmittelalters. Untersuchungen zu Handel und Verkehr der vor- und frühgeschichtlichen Zeit in Mittel- und Nordeuropa. Abh. der Akad. der Wissensch. in Göttingen, phil.-hist. Kl. 3. Folge Nr. 144 (1985). Zu Schiffwracks aus der Zeit des 6./7. Jh.: A. J. Parker, Ancient Shipwrecks of the Mediterranean and Roman Provinces. BAR Int. Ser. 580 (1992), Nr. 59, 71, 111, 212, 245, 268, 292, 352, 357, 367, 397, 401, 483, 506, 518, 660, 671, 679, 718, 738, 782, 787, 795, 860, 861, 864, 884, 889, 900, 902, 967, 968, 1001, 1068, 1069, 1092, 1093, 1131, 1145, 1146, 1211, 1224, 1239, 1244. Die Zahl ist erstaunlich hoch: 44 Wracks von 1259 Nummern (nach Parker); die Gesamtzahl umfasst einen Zeitraum ab dem 7./6. Jh. v. Chr. mit den frühesten gesunkenen Schiffen bis zu den Wracks um 1500. Für die Verbreitung der keramischen Importe im Friaul vgl. L. Villa, op. cit. Anm. 13.

Weitergeben quasi von Hand zu Hand. Die Sigillaten im Alpenrheintal können über Trient und von da aus in den Vinschgau gelangt sein. R. Kaiser[15] hat auf Grund von Laaser Marmorplatten in Chur und Müstair einen gut ausgebauten Weg zwischen dem mittleren Vinschgau und dem Alpenrheintal, zumindest seit der Klostergründung, durch das Münstertal erschlossen.[16] Routen im westlich anschliessenden Gebiet, ausgehend von Brescia sind gleichfalls denkbar. Es wird sich lohnen, die Verbreitung der spätesten Sigillaten[17] in Zukunft nicht nur für den oberen Adriaraum, sondern auch im Zusammenhang mit den Gebieten nördlich der Alpen zu diskutieren; die Abläufe werden dann leichter fassbar sein.

Die Sigillata-Schale von der Wartau stammt aus dem Besitz einer Familie, deren Ausstattung die Zugehörigkeit zu einer wohlhabenden Schicht deutlich darlegt. Das Gefäss aus Nordafrika ist nicht die einzige Hinterlassenschaft aus dem Süden im frühmittelalterlichen Fundgut dieses Platzes; der Bezug scheint verschiedentlich auf, am deutlichsten in den langobardischen Goldmünzen.[18]

Zu Nr. 2 und 3[19]: Glasierte Gefässe, besonders Reibschüsseln, bilden einen gewichtigen Bestandteil der spätantiken Geschirrinventare in Raetien. Grosse Manufakturen wurden in Stätzling und Rohrbach in der Nähe von Augsburg, eine kleinere bei Bregenz nachgewiesen. Die Formvarianten der glasierten Ware aus dem Abfallmaterial der drei Manufakturen sind breit gefächert; sie entsprechen im grossen und ganzen dem Repertoire der Schüsseln in den Fundplätzen im raetischen Umkreis.[20] Mit weiteren Zentren ist aber trotzdem zu rechnen.

1985 äusserte ich die Vermutung, dass ein Teil der glasierten Keramik in Raetien aus Italien eingeführt worden sei.[21] Übereinstimmungen in Form und Dekor einiger Sonderstücke aus dem Alpenrheintal, – unter anderem jenes erwähnte Fragment aus Sagens – mit Ware aus Manufakturen in Norditalien, die ich in Ausschnitten zu Gesicht bekommen hatte, haben mich dazu bewogen. Der Forschungsstand erlaubte damals allerdings nicht mehr als eine Vermutungsäusserung. Die Werkstattabfälle aus den raetischen Manufakturen waren noch unzugänglich und die chronologische Komponente musste ich mangels Unterlagen weitgehend ausser acht lassen.

Heute ermöglichen verschiedene Materialvorlagen eine differenziertere Sicht[22]: offensichtlich stellen die raetischen Töpfereien ihre Produktion von glasierter Ware gegen Ende der Spätantike (früheres 5. Jh.?) ein; die Gattung verschwindet weitgehend aus dem Fundbild der nördlichen Alpentäler. Am Alpensüdabhang – wie im übrigen Italien – läuft die Produktion hingegen ungebrochen weiter; sie scheint hier einen grösseren Teil des Bedarfes an kerami-

---

15 R. Kaiser, Churrätien und der Vinschgau im frühen Mittelalter. Der Schlern 73, 1999, 675–690, spez. 680 ff.

16 Ab dem 9. Jh. ist mit einem befahrbaren Weg von Laas bis zum Kloster Müstair zu rechnen: die Chorschranke mit Flechtbanddekor, die heute als Antependium-Platte verwendet wird, wiegt 270 kg, kann also nicht auf dem Rücken eines Saumtieres transportiert worden sein.

17 In Serfaus hat H. Stadler 2000 am Zienerbichl eine Grube mit einem Tellerfragment Late Roman C-Ware, Hayes Form 3 angeschnitten; dabei fanden sich auch einige Scherben Africana, Form nicht zu bestimmen. Bis dahin ist mir kein Vertreter der Gattung am Nordabhang der Alpen bekannt gewesen. Vgl. H. Stadler/Th. Reitmaier, Archäologische Ausgrabungen am «Zienerbichl» in Serfaus. In: Dorfbuch Serfaus, Innbruck 2002, 95–101. Dies., Archäologische Ausgrabungen an der hochmittelalterlichen Turmanlage und einem spätantiken Höhensitz am Zienerbichl in Serfaus. In: Archeo Tirol Kl. Schr. 3, Innbruck 2001, 154–155.

18 Vgl. Wartau 2001, Beitrag M. Schindler, S. 57 ff.

19 Beatrice I. Keller, Archäologischer Dienst Graubünden, hat einen wesentlichen Beitrag zu dem folgenden geliefert. Ich danke ihr für ihre kollegiale Unterstützung und Hilfe.

20 Ich habe die Forschungssituation eingehend in meinem Beitrag Wartau 2001, spez. 91–93 beschrieben; Materialbesichtigungen in Friedberg, Bregenz und Vergleiche am Fundmaterial aus Graubünden haben einige Klärungen gebracht, die a.O. dargelegt werden.

21 In: La ceramica invetriata tardoromana e alto medievale. Atti del convegno – Como 1981 (1985) 9–15. Berichtigungen für das spätantike Material sind dem Beitrag zur Wartau (op. cit. Anm. 20) zu entnehmen.

22 Für das spätantike Raetien: D. Ebner, Die spätrömische Töpferei und Ziegelei von Friedberg-Stätzling, Lkr. Aichach-Friedberg. Bayerische Vorgeschichtsblätter 62, 1997, 115–219. Für Italien in Übersicht: Paroli 1992, spez. 185–214.

schem Tafelgeschirr im frühen Mittelalter abzudecken. Regionale Eigenheiten sind zu erahnen, aber noch ungenügend umrissen; Absatzradien der einzelnen Zentren sind kaum abgesteckt.[23]

Die qualitative und formale Übereinstimmung der hier unter Nr. 2 und 3 aufgeführten Fragmente aus Sagens und Castiel mit Stücken aus Brescia bestätigt nun meine vor Jahren geäusserte Vermutung für diesen Schüsseltyp: es handelt sich tatsächlich um norditalische Erzeugnisse.[24] Die Parallelen in Brescia bringen aber nicht nur eine Klärung der Herkunftsfrage, sondern auch des zeitlichen Rahmens: nach der Stratigraphie in Brescia (S. Giulia Ortaglia) gehören sie in das späte 5. oder 6. Jh. Sie sind somit zwei bis drei Generationen jünger als die letzten raetischen Erzeugnisse.[25] Es scheint, dass man sich nach dem Erlöschen der Manufakturen nördlich der Alpen fallweise mit entsprechenden Gütern aus Gebieten am Südabhang der Alpen beholfen hat.[26] Um es deutlich hervorzuheben: wesentlich an diesen glasierten Gefässen ist der Nachweis, dass nicht nur Sigillaten aus Nordafrika über die Alpen hinweg nach Graubünden gelangten, sondern auch Geschirr aus italischen Manufakturen. Man war in Kontakt mit den Bewohnern der Gebiete am Alpensüdabhang.

In Sagens/Schiedberg gehört in den gleichen Zeithorizont wie die glasierte Schüssel ein nordafrikanisches Sigillatagefäss (vgl. oben). Natürlich reichen die zwei Gefässe allein nicht aus, um dem Platz einen besonderen Stellenwert zuzubilligen. Wenn aber W. Meyer auf Grund verschiedener Indizien einen Bezug von Schiedberg zu den Besitzungen der Victoriden/Zacconen herstellt,[27] einer Familie also, deren weiträumige Verbindungen nachgewiesen sind, so runden die beiden Stücke das Gesamtbild ab: sie ergänzen die historischen Quellen.

Abkürzungen und Sigel

(zusätzlich zu denjenigen der Röm.-Germ. Kommission, Ber. RGK 73, 1992)

Boscardin und Meyer 1977: M.-L. Boscardin und W. Meyer, Burgenforschung in Graubünden. Berichte über die Forschungen auf den Burgruinen Fracstein und Schiedberg. Schweizerische Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters Band 4 (1977).

Gairhos 2000: S. Gairhos, Archäologische Untersuchungen zur spätrömischen Zeit in Curia/Chur GR. Jahrbuch der Schweiz. Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 83, 2000, 95–147.

Hayes: J. W. Hayes, Late Roman Pottery (1972)

Paroli 1992: L. Paroli, La ceramica invetriata tardoantica e altomedievale in Italia. Atti del Seminario Certosa di Pontignano 1990 (1992)

Wartau 2001: M. Primas et al., Wartau – Ur- und frühgeschichtliche Siedlungen und Brandopferplatz im Alpenrheintal (Kanton St. Gallen, Schweiz), I. Frühmittelalter und römische Epoche. Universitätsforschungen zur prähist. Archäologie Band 75 (2001).

Abbildungen

Abb. 1: 1. Wartau 2001, S. 92, Abb. 7. 1, Nr. 430. 1a. Enciclopedia dell'arte antica. Atlante delle forme ceramiche I (Roma 1981), Taf. 45, 8. 2 und 3. Zeichnungen Arch. Dienst Graubünden und Boscardin und Meyer 1977, A 29. 4. Zeichnung der Autorin. Abb. 2: Zeichnung A. und N. Hidber.

---

[23] Vgl. G.P. Brogiolo, S. Gelichi, La ceramica invetriata tardo-antica e medioevale nel Nord Italia. In: Paroli 1992, 23–32.

[24] So auch Brogiolo, wie Anm. 23.

[25] Im Fundkomplex aus Sagens/Schiedberg sind auch Fragmente vorhanden, die aus raetischen Manufakturen stammen: Boscardin und Meyer 1977, S. 116 f., A. 20–26. Sie gehören in das spätrömische Umfeld, das auf dem Platz mit Argonnensigillata und der zeitgleichen nordafrikanischen Sigillata gut belegt ist.

[26] Neben den Stücken aus raetischen Manufakturen und dem hier als Nr. 2 aufgeführten Exemplar liegen aus Sagens/Schiedberg einige weitere Fragmente vor, deren Herkunft und Datierung mir noch nicht klar sind: Boscardin und Meyer 1977, A 27, 28, 30 und 31. Weitere Vertreter des Typs wie Nr. 2 und 3 sind mir bislang in der Schweiz nicht bekannt; ich habe verschiedene in Betracht zu ziehende Komplexe aus Graubünden diesbezüglich durchgesehen, allerdings nicht systematisch. Beatrice Keller und Jürg Rageth danke ich für Hilfestellungen und die Möglichkeit, Material im Archäologischen Dienst in Haldenstein (GR) durchzusehen.
Unter den Altfunden von Berschis (vgl. Anm. 11) befindet sich ein grünglasierter Deckelknauf, zu dem ich wiederum nur eine Parallele aus Brescia, S. Giulia kenne, vgl. B. Portulano, in Brogiolo, op. cit. Anm. 3, Taf. 49, 6–9, S. 135 f.

[27] Vgl. Boscardin und Meyer 1977, 51–171, spez. 151 ff.

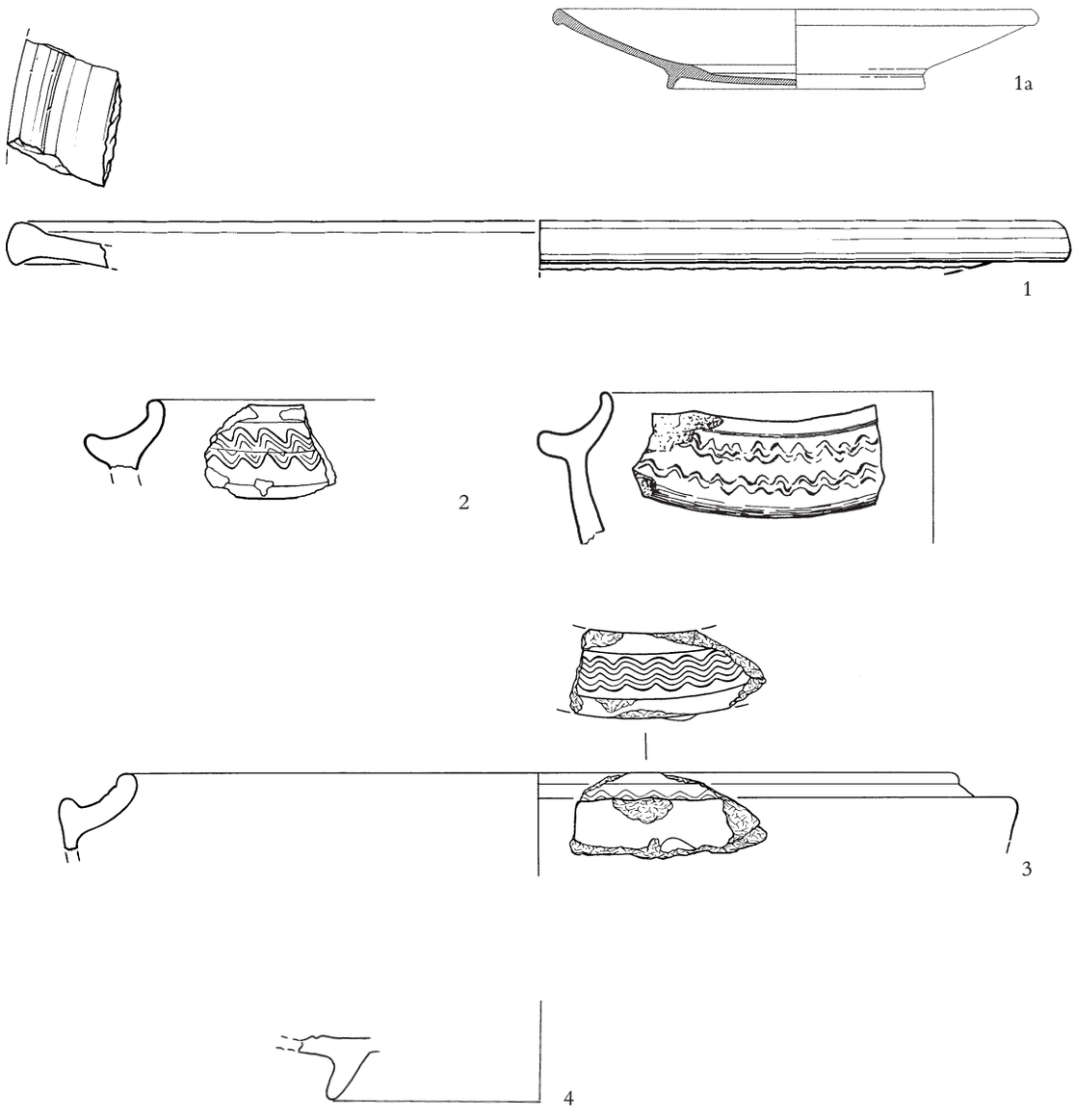


Abb. 1. Aus dem Süden importiertes Geschirr des 6. und 7. Jh. in Raetien. 1. Sigillata-Teller von der Wartau. 1a. Schema der Form Hayes 106. 2. Zwei Fragmente einer glasierten Schüssel aus Sagens, Schiedberg. 3. Glasierte Schüssel von Castiel, Carschlingg. 4. Sigillata-Schüssel aus Sagens, Schiedberg. 1:2 Nr. 1 – 4. 1a unmassstäblich.

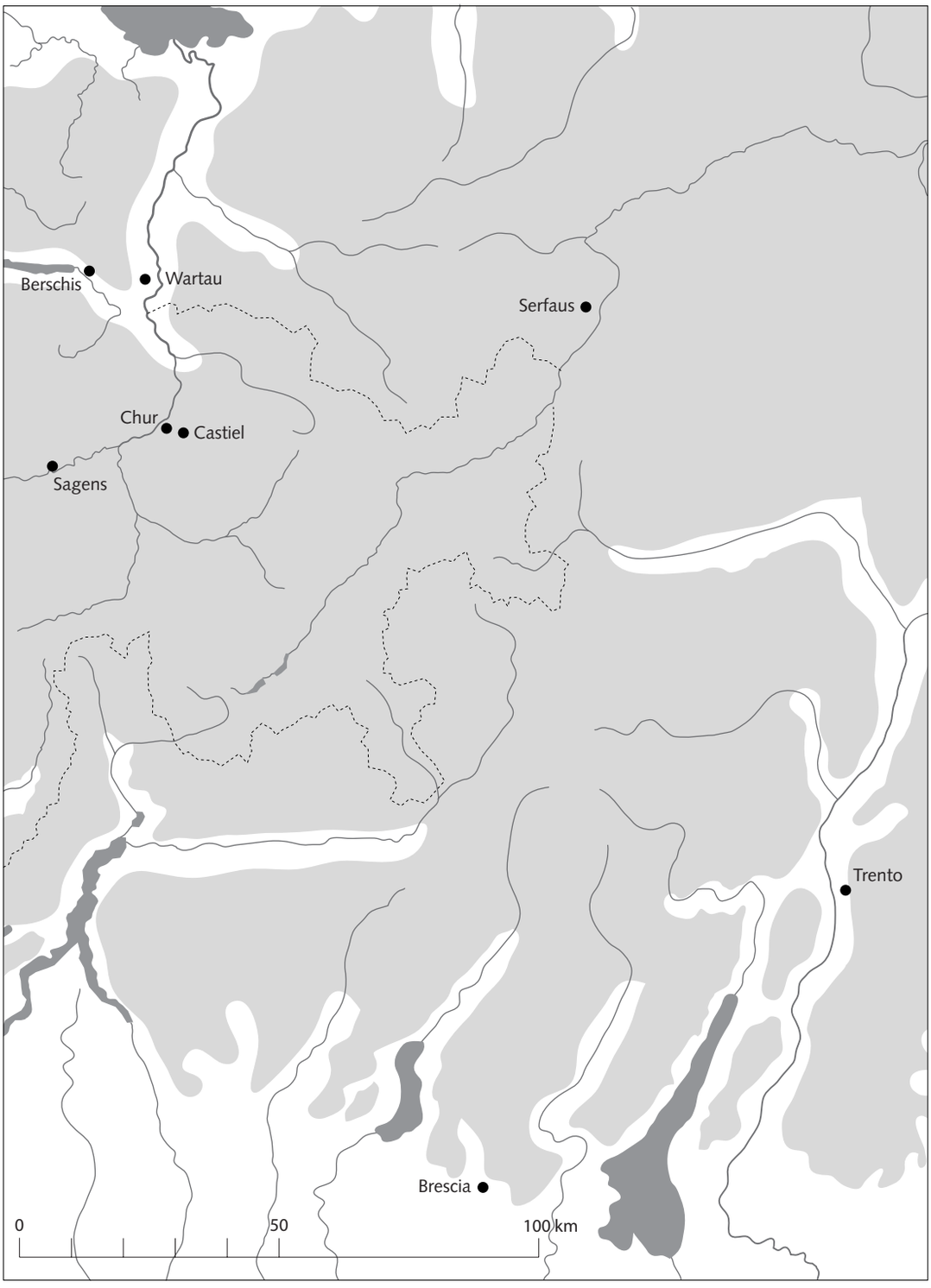


Abb. 2. Karte mit den im Text erwähnten Orten.

FRÜHCHRISTLICHE KIRCHEN AN BISCHOFSSITZEN, IN PILGERHEILIGTÜMERN UND IN BEFESTIGTEN HÖHENSIEDLUNGEN

Franz Glaser

Da sich Kirchentypus und Funktion a priori nicht decken, sind wir auf Interpretationen angewiesen, die auf einer Anzahl von Indizien vor einem historischen Hintergrund beruhen. Nach der Entdeckung der Kirche *extra muros* in Teurnia / St. Peter in Holz im Jahre 1910, nahm Rudolf Egger aufgrund der schriftlichen Nachrichten an,[1] daß die frühchristliche Bischofskirche innerhalb der Stadtmauern von Teurnia liegt. Er vermutete sie unter der heutigen Pfarrkirche St. Peter in Holz und bestimmte damit die Forschungsmeinung auf Jahrzehnte. Im Gegensatz zu Nordtirol beispielsweise wurde in Kärnten bislang keine spätantike Kirche unter einem bestehenden Gotteshaus entdeckt, da die Slaweneinwanderung den spätantiken Siedlungen und den Kirchen ein Ende bereitete. Das bedeutet, daß es in Nordtirol eine ungebrochene christliche Tradition am Ort gab, während diese bislang in Kärnten mit der Spätantike abbricht.

Daher galt es, auch in Teurnia die Bischofskirche an einem anderen Platz zu suchen. Aufgrund einer Geländeformation hatte ich im Waldgebiet den Platz für die Ausgrabung ausgewählt und die Bischofskirche entdeckt.[2] Im folgenden wird auf einige Aspekte hingewiesen, die diese Interpretation ermöglichen.

Die erste einschiffige Apsidenkirche entstand wahrscheinlich um 400 n. Chr. Die beobachteten Details zur Gestaltung des Sakralbaues wurden bereits im Kapitel über die frühchristlichen Kirchen in Kärnten und in Osttirol (Glaser, Teil 2 dieser Publikation) als Beispiele für Analogieschlüsse angeführt (Abb. 1). Nach einem Brand und nach der Abtragung von Apsis und Klerusbank im 6. Jh. wurde die Kirche im Bereich des Presbyteriums durch einen Trikonchos erweitert (Abb. 2). In der eingezogenen Mittelapsis sind Klerusbank und Kathedra erhalten. Über der Kathedra gab es in der Fensterzone ein Fresko einer Heiligen in byzantinischer Hoftracht vor einem Hintergrund mit Landschaftsdarstellung.[3] Dazu gehörte noch eine unterlebensgroße Figur, vielleicht ein Kind oder eine Dienerin. Bildfeld und Fenster waren mit farbigen Streifen gerahmt. Von einer gemalten Inschrift blieben nur zwei Buchstaben erhalten. Haube und Diadem der Heiligen lassen sich gut mit der Tracht der Hofdamen im Gefolge der Theodora in den Mosaiken von Ravenna vergleichen und eine Datierung in justinianische Zeit wahrscheinlich erscheinen. Auf jeden Fall wird die byzantinische Hoftracht für die Darstellung von Heiligen erst in der ersten Hälfte des 6. Jh. gebräuchlich.[4] Da für die Mittelapsis und die Nordkonche gewachsener Boden abgetragen und für den Boden der Südkonche mit Abbruchmaterial aufgefüllt wurde, ist ein zeitlicher Hinweis aus dem Kleinfundmaterial nicht zu gewinnen. Nun bleibt natürlich die Frage, welche Heilige markant über der Kathedra dargestellt war. Vielleicht hilft hier der Hinweis auf Poreč/Parentium und auf Grado.[5] Vom schismatischen Bischof Eufrasius wissen wir, daß er im wesentlichen den Ostteil der Kirche

---

1 R. Egger, Frühchristliche Kirchenbauten im südlichen Norikum (1916) 55 ff.
2 F. Glaser, Carinthia I 175 (1985) 77 ff. Ders. Carinthia I 176 (1986) 109 ff. Ders., Carinthia I 177 (1987) 63 ff.
3 B. Zimmermann, Mitteilungen zur Christlichen Archäologie 1 (1995) 9 ff.
4 F. W. Deichmann, Ravenna. Hauptstadt des Abendlandes 2, Kommentar Teil 3 (1989) 179.
5 M. Prelog, Die Euphrasius-Basilika von Poreč (1986) 18 ff. – B. Molajoli, La basilica eufrasiana di Parenzo (1943) 26 ff. S. Tavano, Aquileia e Grado. Storia, arte, cultura (2. Aufl. 1991) 308 ff.

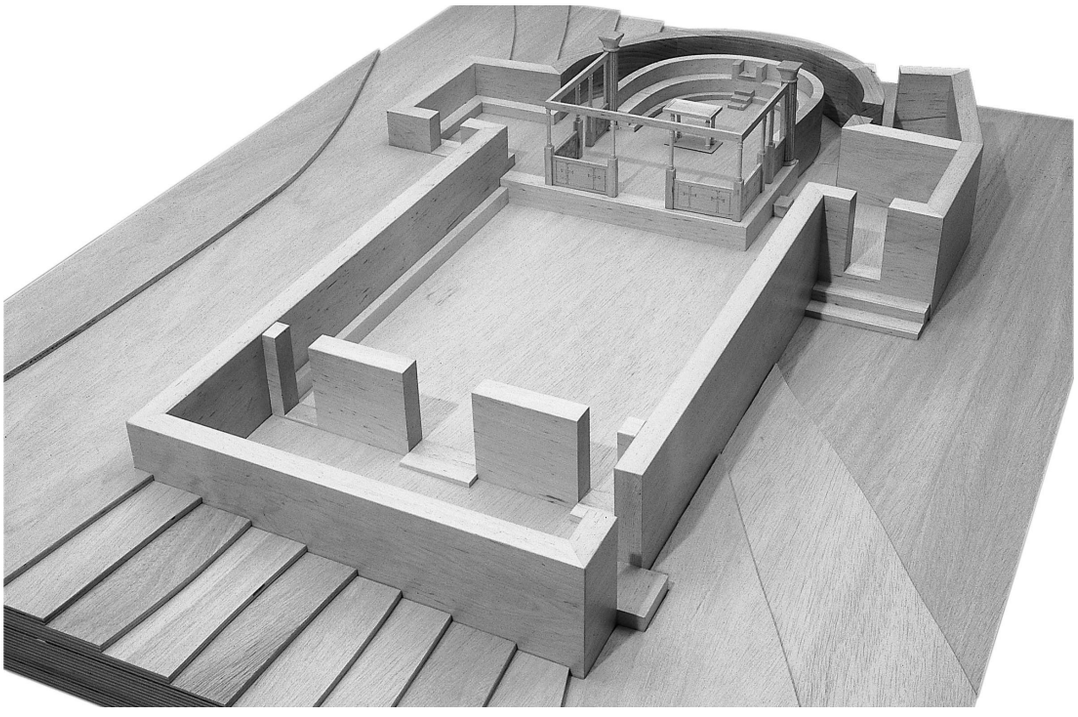


Abb. 1. Teurnia / St. Peter in Holz, Rekonstruktion der Bischofskirche, 1. Bauperiode nach F. Glaser. Modellbau: H. Mack, Foto: P. Schwarz.

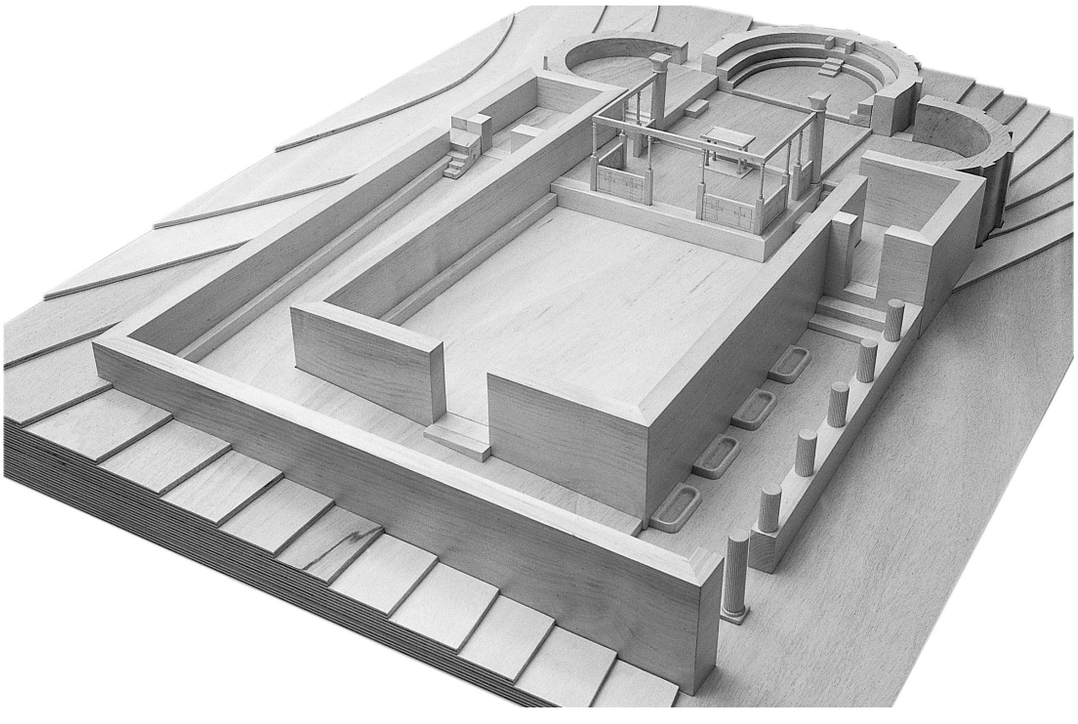


Abb. 2. Teurnia / St. Peter in Holz, Rekonstruktion der Bischofskirche, 2. Bauperiode nach F. Glaser. Modellbau: H. Mack, Foto: P. Schwarz.

in Poreč umgestaltet hat, wenngleich er sich in der Stifterinschrift rühmt, er hätte die Kirche von Grund auf erneuert. In der neuen Mittelapsis ließ sich Eufrasius hinter dem örtlichen Märtyrer Maurus als Kirchenstifter neben dem Thron Mariens darstellen. Den schismatischen Bischof kritisiert Papst Pelagius 559 wegen der Störung der Kircheneinheit und beschuldigt ihn der *nefanda scelera*. In der Inschrift eines Reliquienaltares betont Eufrasius Antistes *hunc locum sanctae ecclesiae catholecae*. Daraus könnte man schließen, daß er sich als der wahre Vertreter der katholischen Kirche sieht. Etwas später im Jahre 579 weiht der schismatische Bischof Elias in Grado den großen Dom zu Ehren der programmatischen Heiligen der Schismatiker, der Stadtheiligen von Chalkedon, der heiligen Eufemia. In den Inschriften der Bodenmosaiken nennen sich Stifter Diener der Eufemia, oder sie stifteten zu Ehren Gottes und der Eufemia.

Wenn auf dem Fresko in der Bischofskirche von Teurnia über der Kathedra die heilige Eufemia dargestellt war, dann wäre die repräsentative Vergrößerung und die im Ostalpenraum einmalige Ausgestaltung des Presbyteriumbereiches mit einem Trikonchos einem Schismatiker nach dem Konzil in Konstantinopel 553 zuzuschreiben. Daraus ergäbe sich ein terminus post quem für die zweite Bauperiode der Kirche.

Teurnia ist aufgrund schriftlicher Quellen als Bischofssitz zwar bezeugt,[6] doch ist auf einige Aspekte aufmerksam zu machen, die den Sakralbau als Bischofskirche deuten lassen. Ein Merkmal ist wohl die repräsentative Vergrößerung des Presbyteriums in der zweiten Bauperiode, ohne daß gleichzeitig der Laienraum erweitert worden wäre. Auch die Wahl des Trikonchos als anspruchsvolles Baukonzept würde zu einer Bischofskirche im Ostalpenraum passen, da sonst diese architektonische Lösung in dieser Region nicht vorkommt. Die Fußwaschungsbecken in der Südhalle der Kirche weisen indirekt auf ein Baptisterium hin, da laut Ambrosius und Augustinus zwischen Taufe und erster Eucharistiefeier der Neugetauften in Mailand (und in Gallien) eine Fußwaschung erfolgte (s. Glaser, Teil 1). Ungewöhnlich erscheinen auch die Türen links und rechts der Mittelapsis des Trikonchos, die ins Freie führen. Sie werden aber verständlich, wenn man weiß, daß östlich der Kirche große Gebäude im Waldboden erkennbar sind. In Analogie zu Genf könnte man hier ein Episcopium, eine bischöfliche Kapelle, Klerikerhäuser und Wirtschaftsbauten erwarten. Das Baptisterium könnte wie in Emona/Ljubljana in die Räumlichkeiten des Episcopiums einbezogen sein. Ein Suchschnitt ergab unter anderem einen kleinen bodengeheizten Raum, der aufgrund der Geländeformation zu einer Reihe gleichartiger Zimmer gehören dürfte. Eine vergleichbare Anordnung ist beispielsweise von der Nordseite der Nordkirche in Genf bekannt. Schließlich ist auch noch das große Xenodocheion (260 m² Nutzfläche) anzuführen, da die karitativen Aufgaben engstens mit dem Bischofsamt verbunden waren, und entsprechende Gebäude der Armenfürsorge unmittelbar bei Bischofskirchen vorkommen können.[7]

In einer soeben erschienenen Publikation wird nun abermals eine weitere frühchristliche Kirche unter der heutigen Pfarrkirche St. Peter in Holz postuliert.[8] Da schon H. Dolenz keine spätantike Kirche nachweisen konnte, bleibt die Interpretation von aufgefundenen Schrankenplattenfragmenten.[9] Bei dem erhaltenen größeren Fragment handelt es sich um ungefähr die Hälfte einer Schrankenplatte, die auf der einen Seite die Reste eines Kreuzes und auf der anderen einen Dekor tangierender Kreise zeigt. (Die Plattenhälfte wird aufgrund des falschen Maßstabes in der Erstpublikation immer wieder in halber Größe dargestellt). In sekundärer Verwendung wurde die Platte als Türschwelle benützt und ist daher in der Mitte entsprechend verschliffen. Die leichte Eintiefung für einen Türpfosten ist ebenfalls erkennbar. Im Gegensatz zu den bisher bekannten

---

[6] Eugippius, vita S. Severini 21, 2. MGH CC II, p. 588 l.

[7] F. Glaser, Xenodocheion und Kloster in Noricum, in: H.R. Sennhauser (Hrsg.), Wohn- und Wirtschaftsbauten frühmittelalterlicher Klöster (1996) 47–58.

[8] P. Gleirscher, Karantanien. Das slawische Kärnten (2000) 46 f. Ders., Der Drei-Kapitel-Streit und seine baulichen Auswirkungen auf die Bischofskirchen im Patriarchat von Aquileia, Der Schlern 74 (2000) 9 ff.

[9] H. Dolenz, Carinthia I 161 (1971) 43, Tafel IV.

Schrankenplatten aus der Bischofskirche oder aus der Friedhofskirche zeigt sie eine doppelte Profilleiste, die als Hinweis auf einen weiteren Sakralbau in Teurnia gewertet wird.[10] Zwei andere, bei den Grabungen unter St. Peter gefundene, inzwischen verschollene Fragmente, wurden von Dolenz nicht dokumentiert, sondern nur als Schrankenplattenfragmente bezeichnet. Wodurch sie als solche erkennbar waren, sagt der Ausgräber nicht. P. Gleirscher schließt aufgrund der drei genannten Fragmente, daß es in unmittelbarer Nähe der heutigen Kirche St. Peter auch eine frühchristliche Kirche gegeben haben müßte. Dem ist entgegenzuhalten, daß sich bestenfalls das Gebäude, in dem der Schrankenplattenteil als Schwelle verwendet war, in der nächsten Umgebung der Kirche St. Peter befinden könnte. Die beiden kleineren Fragmente wären dann als Abfall erklärbar, als aus der Schrankenplatte die Schwelle gearbeitet wurde. Im Sommer 2000 fand U. Neumann am abfallenden Hang nordöstlich des Forums (also ca. 200 m östlich der Pfarrkirche St. Peter) ebenfalls ein Schrankenplattenfragment mit doppelter Profilleiste. Durch diese Fundorte der genannten Schrankenplattenbruchstücke ist es unmöglich, den Standort einer weiteren frühchristlichen Kirche zu bestimmen.

Zu den drei Plattenfragmenten, die unter der Pfarrkirche St. Peter zutage kamen, schreibt P. Gleirscher: «Dabei ist vielleicht zunächst an eine arianische Kirche der Ostgoten zu denken, zumindest aber an ein katholisches Gotteshaus der Franken, die im Drei-Kapitel-Streit papsttreu blieben».[11]

Daß auch noch um 565 die Franken Binnennorikum besetzt hielten, hat man aus den Angaben des Venantius Fortunatus und Paulus Diaconus geschlossen. Die drei binnennorischen Bistümer Virunum, Teurnia und Aguntum unterstanden während der Frankenherrschaft (seit 540) zeitweilig fränkischen Bischöfen, die ihrerseits Priester einsetzten, wie wir aus dem Brief der schismatischen Bischöfe «auf langobardischem Gebiet» im Jahre 591 erfahren.[12] Diese Schismatiker drohten dem Kaiser, sich von den benachbarten fränkischen Bischöfen und nicht von einem vom Papst aufgezwungenen Patriarchen (von Aquileia) ordinieren zu lassen. Das bedeutet, daß die Schismatiker bei den Franken Rückhalt hatten, und daß fränkische Erzbischöfe bereit waren, schismatische Bischöfe zu weihen. Weil diese Drohung der Realität entsprach, führte sie dazu, daß Kaiser Maurikios den Papst anwies, den Patriarchen Severus von Aquileia unbehelligt zu lassen. Weiters ist daraus zu folgern, daß die Einsetzung fränkischer Bischöfe in Binnennorikum nicht aus theologischen Differenzen, sondern aus politischen Überlegungen erfolgte. Demnach ist diese Vorgangsweise im Zeitraum zwischen 540 und 565 anzusetzen und wurde nicht erst durch die Verurteilung der «Drei Kapitel» beim Konzil im Jahre 553 ausgelöst. Da es keine konfessionellen Unterschiede gab, sind nicht jeweils zwei

---

[10] G. Gruber, Die Marmorausstattung frühchristlicher Kirchen im Ostalpenraum (Dissertation Universität Wien 1997, MS) 30–91.

[11] Gleirscher, Karantanien (wie Anm. 8) 46.

[12] E. Gallistl, Der Brief von 591 an Kaiser Mauricius und die Bistümer Binnen-Noricums. Mitteilungen der österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte 32 (1982) 117 ff. H. Wolff, Die Kontinuität der Kirchenorganisation in Raetien und Noricum, in: E. Boshof/H. Wolff (Hrsg.), Das Christentum im bairischen Raum, 1994, 8 ff. H. Berg, Bischöfe und Bischofssitze im Ostalpen- und Donauraum vom 4. bis zum 8. Jh., in: Die Bayern und ihre Nachbarn 1, 1985, 82–84.
Im Brief des Jahres 591 ist sprachlich nur das Bistum Teurnia *(Tiburnia)* klar zu fassen, während die *ecclesia Breonenis* als Breonenbistum des Inntales aufgefaßt wurde. Allerdings ist die Verwendung des Adjektivs *Breonenis* statt *Breonum* für die Kirche eines Stammes unwahrscheinlich (Berg, a.O. 90). Daher wurde die Lesung *Beronensis* vorgeschlagen, wie es auch in einer der Handschriften steht. Nimmt man an, daß der Brief an den oströmischen Kaiser in griechischer Sprache verfaßt war, kann sich das Beronensis von Βηρούνιον (= gesprochen Wirunion) ableiten, wie es in Suda-Lexikon angeführt ist. Βηρούνιον wäre nicht nach der zeitgenössischen Aussprache, sondern in klassischer Weise ins Lateinische transkribiert worden. Über diesen Umweg zusammen mit einer mißverstandenen, adjektivischen Endung könnte auch die Bezeichnung *ecclesia Augustana* für Aguntum entstanden sein. Wobei allerdings auch in der Textüberlieferung des Paulus Diaconus die Schreibart Augustam für Aguntum belegt ist (Paulus Diaconus, hist. Lang. 2,13).

Bischöfe in den Städten vorauszusetzen. Dies wird auch durch den Brief klar. Hätte es parallele kirchliche Strukturen von Schismatikern und Franken zwischen 540 und 567 gegeben, so wäre der Vergleich mit der Situation im Jahre 591 unpassend und die Drohung der schismatischen Bischöfe sinnlos gewesen, sich von fränkischen Erzbischöfen ordinieren zu lassen, d.h. sie hätten sich kirchenrechtlich einer fränkischen Metropolie unterstellt. Dies ist eine Parallele zu Como (Metropolie Mailand), wo sich der schismatische Bischof dem schismatischen Patriarchen von Aquileia unterstellt hatte. (Deshalb verblieb das Bistum Como bis zum Jahre 1751 bei Aquileia). R. Bratož hat kürzlich auf einen schismatischen Bischof hingewiesen, der vom Papst gegen seinen papsttreuen Konkurrenten unterstützt wurde.[13] Damit wird nochmals klar, daß keine parallelen kirchlichen Strukturen in den Städten vorauszusetzen sind.

Die genannte Anweisung des Kaisers an den Papst bedeutet weiter, daß der Herrscher im Jahre 591 politisches Interesse an den schismatischen Bischöfen hatte, die gleichsam eine Entschuldigung vorgebracht hatten: die Bischöfe (des Westens) wären damals den Konzilsbeschlüssen von Konstantinopel (553) aus Angst vor Papst Vigilius nicht gefolgt. Damit wird auf die Tatsache angespielt, daß der Papst 553 dem Druck des Kaisers Justinian nachgegeben und nach seiner Flucht nach Chalkedon seine Unterstützung für die Verurteilung der «Drei Kapitel» widerrufen hatte. Demnach wären in der Anspielung des Briefes von 591 die schismatischen Bischöfe von 553 eigentlich nur die «Papstgetreuen» gewesen. Daß diese Interpretation nur für zwei Jahre haltbar war, nämlich bis zum Tod des Papstes Vigilius im Jahre 555, wird im Brief nicht gesagt. Die Bischöfe rechneten wohl auch damit, daß 36 Jahre später das genaue Todesdatum des Papstes Vigilius ohne nachzuschlagen nicht geläufig, und der kurze Zeitraum dem Empfänger nicht augenblicklich bewußt war. Auf der Basis des Briefes von 591 läßt sich kein Anlaß dafür herauslesen, daß fränkische Bischöfe und Priester arianische Kirchen der Ostgoten übernommen hätten.

Die schismatischen Bischöfe aus den Bistümern Aguntum, Teurnia und Celeia nahmen an der Synode von Grado 572/577 (und 579) teil. Das Fehlen des Virunenser Bischofs kann ganz banale Ursachen haben, doch wäre es auch denkbar, daß in Virunum noch ein fränkischer Bischof residierte, der eben nicht an der Synode der schismatischen Bischöfe teilnahm. Natürlich könnten ebenso Krankheit oder die Gebrechlichkeit des Alters das Fernbleiben bewirkt haben.[14] E. Gallistl betont, daß um 565 nur noch der Osttiroler Raum sicher fränkisch war.[15]

Eine für den Alpenraum singuläre Anlage von mehreren christlichen Kultbauten kam in den letzten zwei Jahrzehnten in der Höhensiedlung auf dem Hemmaberg in Globasnitz (Südkärnten) zutage (Abb. 3).[16] Die spätantike Besiedlung beginnt dort den Grabungsergebnissen im Gräberfeld und im verbauten Gebiet zufolge um ca. 400 n. Chr. In diese Zeit dürfen wir auch die Entstehung der ersten Kirche auf einem noch günstigen Baugelände am Ostrand des Gipfelplateaus setzen (Abb. 3: J). Die Apsidenkirche besaß ursprünglich Märtyrerreliquien unter dem Altar. Ein privilegierter Personenkreis, Stifter und Priester mit ihren Familien konnten sich in den Hallen an der Süd- und Westseite bestatten lassen, um dem Märtyrer bei der Auferstehung nahe zu sein.

Am Beginn des 6. Jh. entstanden zwei Doppelkirchenanlagen, wie uns die Funde lehren (Abb. 3). Ihre Gleichzeitigkeit bestimmt die Ausführung der Bodenmosaiken durch dieselbe Mosaikwerkstätte. Die petrographischen Untersuchungen ergaben außerdem, daß das gleiche Steinmaterial für beide Doppelkirchen verwendet wurde.[17] Eine spätere Ausstattung mit Mosaiken in dem einen oder anderen Bau ist nicht in Betracht zu ziehen, da die verschie-

---

13 R. Bratož, Tagung in Koper, September 2000 (im Druck).

14 Diese Aspekte führt auch Wolff (wie Anm. 12, 18) für die Bischöfe von Acelum, Vicentia und Tarvisium an.

15 Gallistl (wie Anm. 12) 120.

16 F. Glaser, Das frühchristliche Pilgerheiligtum auf dem Hemmaberg (1992). F. Glaser, Frühes Christentum im Alpenraum. Eine archäologische Entdeckungsreise (1997) 96 ff. S. Ladstätter, Die materielle Kultur der Spätantike in den Ostalpen. Eine Fallstudie am Beispiel der westlichen Doppelkirchenanlage auf dem Hemmaberg (2000).

17 E. Flügel / Ch. Flügel, Applied Microfacies Analysis: Provenance Studies of Roman Mosaic Stones, Facies 37 (1997) 1 ff.

denen Bodenflächen klar zu differenzieren sind. Jene Böden, für welche kein Mosaikbelag vorgesehen war, bekamen einen Ziegelsplittestrich, während für die Mosaiken jeweils als Unterlage ein Mörtelestrich ohne Ziegelsplittzuschlag ausgeführt wurde. Die Planung der Kirchen und die vorgesehene Ausstattung gehören also zeitlich zusammen. An beiden Doppelkirchenanlagen ist die Verwendung der gleichen Maßgrundlagen *(modulus)* festzustellen (s. Glaser, Teil 2).[18] Die naturwissenschaftlichen Analysen zeigten, daß für beide Doppelkirchen (z.B. im Gegensatz zur ersten Kirche) ein identischer Mörtel verwendet wurde.[19]

Die östliche Doppelkirche wurde auf einem Felssporn errichtet (Abb. 3).[20] Ein Baukonzept, das für ebenes Baugelände geeignet ist, wurde auf verschiedenen Niveaus verwirklicht; dennoch mußten für die Terrassierungsmaßnahmen ungefähr 200 Kubikmeter Erdmaterial angeschüttet werden. Wäre beispielsweise nur eine Kirche geplant gewesen, hätte man sie in der Mitte des Felssporns ohne Terrassierungsmaßnahmen erbauen können. Der Nachweis der Gleichzeitigkeit eines Ensembles von Sakralbauten ist ein wesentlicher Faktor für die Interpretation als Doppelkirche, ebenso wie die Zusammengehörigkeit der Sakralbauten in ihren kultischen und liturgischen Funktionen.

Die Nordkirche diente für die Eucharistiefeier (Abb. 3: A). In der Apsis der Südkirche (B) befand sich das Märtyrergrab, abgetrennt durch eine Holzschranke, die sicherlich gleichartig gestaltet war wie die Marmorschranke in der Apsis der südlichen Memorialkapelle der Kirche *extra muros* in Teurnia. Die Südkirche diente demnach für Memorialfeiern, aber auch für die Spendung der Firmung, wie das zugehörige oktogonale Baptisterium (Abb. 3: C) nahelegt. Wurde im 4. Jh. den Katechesen zufolge die Handauflegung und die Myron-Salbung im Baptisterium durchgeführt,[21] so spiegelt sich offenbar im Baukonzept der östlichen Doppelkirche bereits die (im Westen charakteristische) Abtrennung des Geistritus *(consignatio, confirmatio)* von der Wassertaufe. Südseitig an der Apsis ist eine Stifterkapelle (D) mit Mosaikbelag angebaut. Das eine der beiden zugehörigen Gräber liegt außen an der Mauer, das andere innerhalb der Kirche. Die Frauengräber in unmittelbarer Nähe des Märtyrergrabes in der Apsis sind als Bestattungen *ad sanctos* aufzufassen. Drei weitere Gräber befanden sich an den Außenwänden des Baptisteriums, da der Initiationsritus der Taufe im besonderen symbolisch mit der Auferstehung verknüpft war.[22]

Die westliche Doppelkirchenanlage wurde auf dem abfallenden Hang errichtet (Abb. 3).[23] Für die Terrassierungsmaßnahmen der Bauwerke mußten etwa 200 Kubikmeter Erdmaterial angeschüttet werden, das reichlich Kleinfunde wie nordafrikanische Terra Sigillata und Fibeln (z.B. alamannische Bügelfibel) enthielt.[24] Aufgrund der Funde unter dem Kirchenboden und in den Planierungen an der Nordmauer der Südkirche (Abb. 3: N) ist eine zeitliche Einordnung im beginnenden 6. Jh. möglich. Diese tiefer am Hang liegende Apsidenkirche weist im Bereich des erhöhten Presbyteriums einen Mosaikbelag auf. Das Reliquiengrab befand sich unter der Altarmensa. Ein Stifter- bzw. Priestergrab lag an der Südkante des Presbyteriums, ein anderes außen an der Südmauer und ein drittes im Narthex. Die-

---

[18] F. Glaser, Eine weitere Doppelkirchenanlage auf dem Hemmaberg und die Frage ihrer Interpretation, Mitteilungen zur frühchristlichen Archäologie in Österreich 5 (1993) 35 und Carinthia I 183 (1993) 175 f.

[19] S. Ladstätter/R. Sauer, Ergebnisse petrographischer Untersuchungen von Mörtelproben aus dem frühchristlichen Pilgerheiligtum und der spätantiken Siedlung vom Hemmaberg/Kärnten, Arh. Vestnik 49 (1998) 315 ff.

[20] F. Glaser, Das frühchristliche Pilgerheiligtum auf dem Hemmaberg (Klagenfurt 1991) 15 ff.

[21] Theologische Realenzyklopädie11 (1993) 196 f. s.v. Firmung.

[22] Reallexikon zur byzantinischen Kunstgeschichte 1 (1966) 492 s.v. Baptisterium (Ch. Delvoye).

[23] F. Glaser, Die Ausgrabung der vierten und Entdeckung der fünften Kirche auf dem Hemmaberg, Carinthia I 182 (1992) 19 ff. Ders., Carinthia I 183 (1993) 165 ff. Ders., Eglises doubles ou famille d'églises: Les cinq églises du Hemmaberg (Mont Sainte-Hemma), Antiquité Tardive 4 (1996) 142 ff.

[24] S. Schretter, Fibeln vom Hemmaberg – Ausgrabungen 1990–1992, Carinthia I 183 (1993) 187 ff. 203. S. Ladstätter, Die materielle Kultur der Spätantike in den Ostalpen. Eine Fallstudie am Beispiel der westlichen Doppelkirche auf dem Hemmaberg (2000).

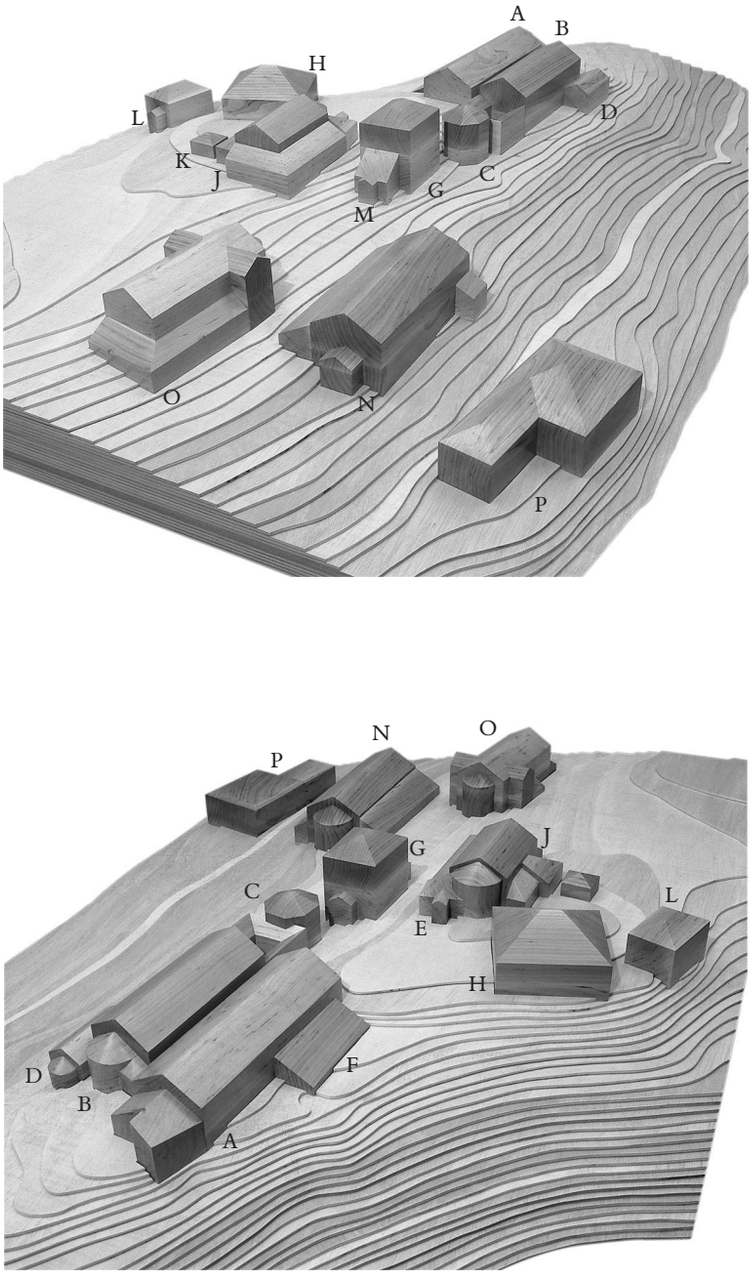


Abb. 3. Hemmaberg, Globasnitz: Rekonstruktionsmodell des frühchristlichen Pilgerheiligtums nach F. Glaser. Eine Ansicht von Südwesten und eine von Nordosten. Modellbau: H. Mack, Foto: P. Schwarz.
J: Erste Kirche, E: Grabraum, K: Zisterne, L: Gebäude. Östliche Doppelkirche: A: Feierkirche, B: Memorialkirche, C: Baptisterium, D: Grabkapelle, F: Zisterne, G: Gebäude, M: Anbau, H: Pilgerhaus. Westliche Doppelkirche: N: Feierkirche, O: Taufkirche, P: Pilgerhaus.

ses Gotteshaus weist alle Merkmale einer Kirche für die Eucharistiefeier auf. Der hangaufwärts parallel gelegene Sakralbau ist etwas nach Westen versetzt (Abb. 3: O). Den Boden des Narthex hatte man deutlich tiefer gelegt als den des Kirchenschiffes, damit der Zugang von Süden her, vom Vorplatz der benachbarten Kirche erfolgen konnte: ein wichtiges Detail, das die gegenseitige funktionale Abstimmung der Kultbauten andeutet. In dieselbe Richtung weisen die offenen, einander zugewandten Hallen der beiden Kirchen. Es handelt sich beim zweiten Sakralbau um eine Apsidenkirche mit einem Querschiff. Der erhöhte Ostteil war durch Schranken abgetrennt und gegliedert, sowie über seitliche Stufen zugänglich. Der Beckenboden läßt auf eine Piscina schließen, so daß eine Deutung als Taufkirche zutreffend ist. Dazu paßt auch das Fehlen der Klerusbank. Die Lage der Piscina, die Abschrankung und die seitlichen Stufen lassen sich mit dem Baptisterium in Vranje bei Sevnica vergleichen.[25] Einen Tisch in der Apsis darf man in Verbindung mit der Spendung der Handauflegung und Myron-Salbung vermuten, also gab es keine Abtrennung des Geistritus von der Wassertaufe (wie in der östlichen Doppelkirche). Bestattungen waren östlich und südlich der Piscina sowie an der Südwestecke des Narthex zu beobachten: sie können als Stifter- oder Priestergräber angesehen werden. Die enge gedankliche Verbindung von Taufe und Auferstehung haben wir bereits oben erwähnt.

In den Gräbern der privilegierten Personen fanden sich auf dem Hemmaberg je einmal eine Gürtelschließe, ein Haubenringlein und ein Glasfläschchen. Obwohl es sich, wie bei den Bestattungen in der Friedhofskirche von Teurnia, um Personen gehobener sozialer Stellung handelt, fällt im Verhältnis zu den Gräberfeldern die Beifundlosigkeit auf.[26] Offensichtlich wollte der Reiche entsprechend dem Bibelwort vom Kamel und Nadelöhr «möglichst arm» vor den Richter treten: eine Vorstellung, die auch im Mittelalter und in der Neuzeit geläufig ist.[27] Wesentlich für das Ende der Kirche ist die Beobachtung profaner Nachnutzung im Narthex für Wohnzwecke.[28] In dieses Bild würde auch das Fehlen von Fensterglas im Kirchenschiff passen. Dies würde bedeuten, daß die Fenster entfernt wurden, während Nebenräume nach dem Auflassen der Kirche genutzt wurden.

Wir haben gesehen, daß alle kultischen und liturgischen Einrichtungen zur gleichen Zeit verdoppelt wurden. Daraus kann der Schluß auf zwei Christengemeinden gezogen werden. Die Kirchen für die Eucharistiefeier haben eine Länge von ca. 30 m (= ca. 100 römische Fuß) und gehören damit zu den größten Sakralbauten des Ostalpenraumes. Mit dem Hinweis auf «Bedarf» kann die Errichtung der großen und zahlreichen Kirchenbauten auf dem Hemmaberg nicht begründet werden. Für die Stifter mußte der Hemmaberg bedeutend genug gewesen sein, um ihr Kapital dort einzusetzen und auch einen privilegierten Begräbnisplatz in der Kirche möglichst nahe beim Märtyrer zu bekommen, dessen Gebeine vielleicht sogar die Stifter selbst besorgt hatten.

Eine Folge der Märtyrerverehrung ist das Pilgerwesen, das verschiedene Einrichtungen, wie z.B. Pilgerhäuser mit Speisesaal, Küche und Unterkünften notwendig machte (Abb. 3).[29] Der Laienraum in den beiden Feierkirchen wurde gegenüber der älteren Kirche fast verdoppelt. Dieses im Ostalpenraum singuläre Phänomen ist neben dem besonderen Baukonzept und der Ausstattung als weiterer Hinweis auf das Pilgerwesen zu werten. An Pilgerorten mit einem verehrungswürdigen Heiligen wurden oftmals noch weitere Reliquien zugebracht, wie das auch am Hemmaberg erkennbar ist.

Wenn mehrere Kirchen in einer Stadt oder an einem Ort vorkommen, so kann dies verschiedene Ursachen haben. Für Gerasa in Jordanien spricht man von einem Kirchenbauboom der

---

[25] T. Ulbert, Vranje bei Sevnica. Frühchristliche Kirchenanlagen auf dem Ajdovski Gradec (1975) 49 ff. 57 ff.

[26] U. Kersting, Spätantike und Frühmittelalter in Kärnten (ungedruckte Diss. Bonn 1993) 12 ff.

[27] F. Glaser, in: R. Bratož (Hrsg.), Slowenien und die Nachbarländer zwischen Antike und karolingischer Epoche. Anfänge der slowenischen Ethnogenese (2000) 200.

[28] S. Ladstätter, wie Anm. 24.

[29] S. Schretter, Die Ausgrabungen auf dem Hemmaberg 1995, Mitteilungen zur Christlichen Archäologie 2 (1996) 28 ff. F. Glaser, wie Anm. 20, 41 f., 69 f.

justianischen Zeit, der zur Entstehung jeweils einer Kirche in einem der Stadtviertel führt.[30] Gerasa besitzt natürlich ganz andere Dimensionen als die spätantiken Höhensiedlungen in den Alpen. Im Hinblick auf den Hemmaberg ist zu betonen, daß nur drei Anlagen vorhanden sind, eine ältere Kirche gleichzeitig mit dem Siedlungsbeginn und zwei Doppelkirchenanlagen, die etwa hundert Jahre später entstehen. Jede der beiden Doppelkirchen bildet kultisch und liturgisch eine Einheit, so daß die Anlagen, die einander benachbart liegen, nicht mit den Kirchen in den Stadtvierteln von Gerasa vergleichbar sind.

Bei solch ausgedehnten Kirchenanlagen wird oft zuerst an ein Kloster gedacht. Aus der Regel für das Kloster Mar Saba nahe Jerusalem, das 478 gegründet wurde, geht hervor, daß die Georgier, Syrer und Franken nur den Wortgottesdienst jeweils in ihrer eigenen Kirche feiern durften und sich anschließend in die große Kirche der griechischen Mönche zur Eucharistiefeier begaben.[31] Der Begriff «Franken» steht für «Westeuropäer» und ersetzt eine ältere Bezeichnung. Dem ist ein ähnliches Beispiel anzuschließen. Der heilige Theodosius († 529) gründete in Kutila (zwischen Jerusalem und dem Toten Meer) ebenfalls ein Kloster mit vier Kirchen. Die Hauptkirche war auch dort für die griechische Meßfeier bestimmt, die zwei anderen waren für den Wortgottesdienst und Stundengebete der bessischen und armenischen Mönche vorgesehen.[32] Die vierte Kirche war den besessenen (d.h. geistig behinderten) Brüdern vorbehalten, die allerdings nicht an der Eucharistiefeier in der griechischen Hauptkirche teilnehmen durften.

Mit einem der Klöster in Mar Saba oder Kutila lassen sich die Kirchen auf dem Hemmaberg nicht vergleichen, da keine Haupt- und Nebenkirchen vorhanden sind, sondern je zwei liturgisch und kultisch zusammengehörige Doppelkirchen vom beginnenden 6. Jh. und ein älteres Gotteshaus vom Anfang des 5. Jh.

Ein weiterer Erklärungsversuch wurde von Ulrike Kersting für den Hemmaberg gebracht.[33] Sie wollte die beiden Baptisterien mit der Männer- und Frauentaufe erklären, damit die Geschlechter räumlich getrennt sind. In diesem Modell wird nicht verständlich, warum es zwei Kirchen für die Eucharistiefeier gibt.

Inzwischen sind in den spätantiken Siedlungen in Lavant (s. Tschurtschenthaler, Teil 3), in Oberlienz (s. Stadler, Teil 3) und auf dem Rifnik jeweils eine zweite Kirche entdeckt worden.[34] Auf dem Grazer Kogel ist eine zweite Kirche bekannt, aber noch nicht näher erforscht. Auch in Duel bei Feistritz könnte ein weitgehend unausgegrabenes, großes Gebäude mit Baptisterium eine zweite Kirche darstellen, wie dies schon unter anderem Vorzeichen H. v. Petrikovits vermutete.[35]

Da auf dem Hemmaberg die Errichtung der beiden Doppelkirchenanlagen in die Zeit des Ostgotenkönigs Theoderich fällt, muß man auch nach einer arianischen Gemeinde der Ostgoten und einer solchen der katholischen Romanen fragen. Da die Gräber im Kirchenkomplex – wie oben bemerkt – praktisch beifundlos sind, kann in der gehobenen sozialen Schicht auch mit archäologischen Mitteln keine ethnische Differenzierung der Bestatteten vorgenommen werden. Volker Bierbrauer hat einen weiteren Vorschlag geliefert und die Frage nach der Anwesenheit von Ostgoten in Binnennorikum und im alpinen Teil der Raetia II nach 493 zuletzt aufgegriffen.[36] Die Zugehörigkeit der beiden Provinzen zum Ostgotenreich läßt er gelten, betont aber, daß es «keine Hinweise in

---

[30] C. Jäggi, H.R. Meier, Zum Kirchenbauboom am Ende der Spätantike, in: R.L. Collela u.a. (Hrsg.), Pratum Romanum. Richard Krautheimer zum 100. Geburtstag (1997) 181 ff.

[31] G. Schramm, Anfänge des albanischen Christentums. Die frühe Bekehrung der Bessen und ihre langen Folgen (1994) 110 ff. 229.

[32] G. Schramm, wie Anm. 31, 115 f. 230 ff.

[33] U. Kersting, Spätantike und Frühmittelalter in Kärnten (Gedruckte Diss. Bonn 1994) 49.

[34] Literatur bei: F. Glaser, Kirchenbau und Gotenherrschaft, Auf den Spuren des Arianismus in Binnennorikum und Rätien II, Der Schlern 70 (1996) 86 ff. Anm. 9–23.

[35] Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 6 (1986, 2. Auflage) 235 s. v. Duel (v. Petrikovits).

[36] V. Bierbrauer, Arianische Kirchen in Noricum mediterraneum und Raetia II, Bayerische Vorgeschichtsblätter 63 (1998) 205 ff.

den Schriftquellen gibt, die auf eine Präsenz von Ostgoten in den beiden alpinen Provinzen hinweisen». Demgegenüber ist natürlich festzuhalten, dass der Ostgotenkönig Theoderich eine Verordnung an die «Provinzialen von Noricum» erließ, die uns Cassiodor (var. 3,50) überliefert. Theoderich konnte davon ausgehen, dass seine Verordnung die Adressaten erreichte.

Dass die Schriftquellen unvollständig sind, zeigen abermals die Ausgrabungen im Gräberfeld (1999) am Fuße des Hemmaberges, nämlich am Ostrand der römischen Straßenstation Iuenna (heute: Globasnitz). Sogenannte Turmschädel von Männern und Frauen weisen zusammen mit den Funden auf Ostgoten hin, welche die künstliche Schädeldeformation von Kleinkindern übten. Im besonderen ist ein ostgotischer Militärgürtel zu erwähnen, der laut M. Schulze-Dörrlamm in der westlichen Reichshälfte hergestellt wurde. Die eiserne Schnalle besitzt eine Tauschierung mit Silber- und Messingdrähten und war mit einem bronzenen Adlerkopfbeschlag am roten Gürtel befestigt. Dem schnurförmig verzierten Schnallendorn ist ein Kreuz aus Silber eingelegt, während in den Quadraten des Schnallenrahmens kleine Rosettenkreuze erscheinen. Zwei weitere gleichartige, rechteckige Adlerkopfbeschläge mit durchsichtigen Glaseinlagen und zwei Propellerbeschläge mit Glaseinlagen verzierten den Gürtel. Durch den roten Gürteluntergrund sollte der Eindruck von Almandineinlagen entstehen.[37] Für die Zeitstellung ist außerdem eine Bügelfibel maßgeblich, deren regionale Form von ostgermanischen Fibeltypen beeinflußt ist und in die erste Hälfte des 6. Jh. datiert.[38]

V. Bierbrauer, der eine mündliche Äußerung J. Werners aus dem Jahre 1993 aufgreift, glaubt, daß zwei Dorfgemeinschaften aus dem Tal in einer Höhensiedlung zwei Kirchenanlagen gegründet hätten. Daß ein solcher Vorschlag für den Hemmaberg mit einer bereits bestehenden Kirche zur Zeit der Errichtung der beiden Doppelkirchen nicht ausreicht, ist auch V. Bierbrauer klar. Zu Oberlienz erklärt V. Bierbrauer, daß es sich zwar nicht um eine Höhensiedlung handle, aber die Lage eine deutliche Rückzugsposition zum Drautal bedeute. Nicht erklärt wird durch V. Bierbrauers Vorschlag, warum in Oberlienz, in Lavant oder auch in Grado jeweils eine Kirche bis heute Kultkontinuität besitzt und die andere in der Spätantike zugrunde geht. Vor allem handelt es sich weder in Grado[39] noch in Oberlienz um Höhensiedlungen.

Abgesehen vom Hemmaberg besitzen wir für die meisten Kirchen keine genaueren Daten zum Zeitpunkt der Errichtung und der Zerstörung. In Genf liegen ausführliche Ergebnisse zur Doppelkirchenanlage unter der Kathedrale vor, während wir zur frühchristlichen Phase von St. Germain nur wenig wissen.[40] Eine Kirche könnte den arianischen Burgundern für die Meßfeier gedient haben. Daß es dort nicht zum Bruch in der Kulttradition kam, dürfte durch die katholische Taufe des Königssohnes Sigismund bedingt sein. Das Phänomen von Kirchen (und Baptisterien) unterschiedlicher Konfessionen in e i n e r Siedlung ist aus Nordafrika ebenso bekannt wie aus dem östlichen Mittelmeerraum. Erinnert sei beispielsweise an die Städte Mailand (4. Jh.) und Ravenna (6. Jh.), in denen die arianischen Gemeinden eigene Kirchen und Baptisterien besaßen.[41]

Kehren wir nochmals zum Hemmaberg zurück und betrachten die Bauten, die im beginnenden 6. Jh. verwirklicht wurden. So wie Mosaizisten aus dem Adriaraum geholt wurden, muß man auch mit dem zeitweiligen Zuzug von Bauleuten rechnen, um diese gewaltigen Bauvorhaben auszuführen. Auffallend ist, daß für jede der beiden Doppelkirchenanlagen ca. 200 Kubikmeter Erdmaterial angeschüttet

---

37 F. Glaser, Projekt Hemmaberg – Juenna. Rudolfinum Jahrbuch des Landesmuseums für Kärnten 2001 (im Druck). Ders., Künstliche Schädeldeformation und gotische Funde in Kärnten, Archaeologia Austriaca (Festschrift E. Reuer) 84/85 (2000/2001) im Druck.

38 V. Bierbrauer, Zwei romanische Bügelfibeltypen des 6. und 7. Jh. im mittleren Alpenraum. Ein Beitrag zur Kontinuitäts- und Siedlungsgeschichte. Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie 8 (1992) 37 ff.

39 S. Tavano, wie Anm. 5, 303 ff.

40 Ch. Bonnet, Geneva in Early Christian Times (1986) 18. 39 ff.

41 R. Sörries, Auxentius und Ambrosius. Ein Beitrag zur frühchristlichen Kunst Mailands zwischen Häresie und Rechtgläubigkeit (1996) 23 ff.

wurden, während auf dem flachen Gelände, dem Plateau des Hemmaberges, keine Sakralbauten entstanden. Daraus ist zu schließen, daß das günstige Baugelände den Christen nicht zur Verfügung stand, d.h. auch nicht käuflich erworben werden konnte.

Geht man davon aus, daß sich im Bereich des Plateaus das Heiligtum der keltischen Gottheit Iouenat befand, die durch einen Votivaltar der römischen Kaiserzeit bezeugt wird, dann wird die Situation verständlicher: Das Heiligtum war noch in Betrieb, als die erste Kirche um oder bald nach 400 errichtet wurde. Für die Kirche stand ein relativ günstiger Bauplatz am Ostrand des Plateaus zur Verfügung.

Nach der Konfiskation des heidnischen Tempellandes fiel dieses dem Fiskus zu. Oft gelangte solches ehemaliges Tempelland über den Fiskus in den Besitz zu Christengemeinden. Dies ist aber nicht immer der Fall, wie der Streit des Bischofs von Gerasa (Jordanien) mit den Curialen der Stadt zeigt.

Daraus kann für den Hemmaberg gefolgert werden, daß die zuständige Verwaltung im beginnenden 6. Jh. den besten Bauplatz auf dem Plateau weder der einen noch der anderen Christengemeinde überließ oder verkaufte. Der Grund für ein solches Verhalten ist naheliegend: Wenn keine der beiden Christengemeinden öffentliches Gut erwerben konnte, war kein Anlaß zu Streitigkeiten gegeben. Im Falle der westlichen Doppelkirchenanlage hatten die Stifter das Areal samt Wohnbauten besessen oder erworben, wie die Heizkanäle und spärlichen Baureste unter den Gotteshäusern bezeugen.

Wie die Datierung auf dem Hemmaberg zeigt, werden die beiden Doppelkirchenanlagen im frühen 6. Jh. errichtet. Da in dieser Epoche zwischen 493 und 536 Noricum zum Herrschaftsgebiet der Ostgoten gehörte und nun auch wie oben beschrieben ostgotisches Militär im Talboden von Globasnitz, kann man auf dem Hemmaberg mit einer katholischen Christengemeinde der Romanen und einer arianischen Gemeinde der Goten rechnen.[42] In diesem Sinn interpretierte Sergio Tavano auch schon die beiden Kirchen mit je einem Baptisterium in Grado.[43] Auf dem Hemmaberg kommt hinzu, daß in der westlichen Doppelkirchenanlage und zwar im Narthex bereits in der zweiten Hälfte des 6. Jh. profane Nachnutzung aufgrund der vorgefundenen Gefäße von Sabine Ladstätter (s. Teil 4) festgestellt wurde.[44] Zudem muß festgehalten werden, daß in der westlichen Doppelkirchenanlage keine räumliche Abtrennung für den Geistritus (im Gegensatz zur östlichen Doppelkirche) erfolgte, was sich aus der untergeordneten Rolle des Heiligen Geistes (nämlich als Geist Christi) bei den Arianern erklären läßt. Da keine Notwendigkeit bestand, vier Kirchen gleichzeitig zu errichten, die vergleichsweise die Länge der Bischofskirche (nach der Vergrößerung in der 2. Bauperiode) in der Provinzhauptstadt Teurnia besaßen, wird für den Hemmaberg Prestige und Anspruch der katholischen wie der arianischen Stifter eine Rolle gespielt haben. P. Amory verweist in seinem Buch über Volk und Identität im ostgotischen Italien auf die Wahrscheinlichkeit, daß der Arianismus in der romanischen Bevölkerung durch die Ostgotenherrschaft einen Aufschwung erlebt hätte.[45]

In der Diskussion schlug S. Ciglenečki vor, die Anlage auf dem Hemmaberg als Bischofssitz zu sehen. Es käme dafür der Bischof von Virunum in Frage, der sich in eine befestigte Höhensiedlung zurückgezogen hätte, nämlich nach dem Modell von H. Vetters, der dafür den klingenden Begriff *episcopus in castellis* verwendete.[46] Bei einem solchen Vorschlag müssen jedoch die zivilen oder auch die militärischen Verwaltungsstrukturen berücksichtigt werden, die auch für die kirchliche Organisation stets maßgeblich waren. Aufgrund der oben zitierten schriftlichen Quellen decken sich die Bischofssitze und ihre Bistümer jeweils mit den *municipia* in Binnennorikum. Die Verfügung,

---

[42] F. Glaser, wie Anm. 34, 83 ff.
[43] S. Tavano, wie Anm. 5, 419.
[44] S. Ladstätter, wie Anm. 24, 41 ff.
[45] P. Amory, People and Identity in Ostrogotic Italy 489–554 (1997).
[46] H. Vetters, AnzWien 106 (1969) 75 ff.

daß der Bischof seine Gemeinde in der Stadt nicht länger als drei Wochen im Jahr verlassen darf, trägt der Rolle und den Aufgaben des Bischofs Rechnung.[47] Vor allem sind auf dem Grazerkogel unmittelbar nördlich von Virunum zwei frühchristliche Kirchen im Abstand von 25 m bekannt.[48] Unbekannt ist das zeitliche Verhältnis dieser beiden Kirchen zueinander und zur spätantiken Kirche am Nordrand der Stadt Virunum.[49] Unter diesem Gesichtspunkt wird man nicht erwarten, daß der städtische Verwaltungssitz und der Bischofssitz an den Fuß der Karawanken südlich der Drau in eine andere Landschaft, nämlich in den Bereich einer antiken Straßenstation verlegt wurde (s. Glaser, Teil 2). Außerdem ist es nach heutigem Wissensstand nicht auszuschließen, daß das Jauntal südlich der Drau zur Civitas von Celeia gehört hat.[50] Doppelkirchenanlagen können zwar an Bischofssitzen vorkommen, aber sind kein zwingendes Merkmal von solchen.[51] Vielmehr spielt die Initiative des örtlichen Klerus für die Errichtung von Doppelkirchen eine Rolle, die auch an Pilgerstätten vorkommen.

In der Forschung spricht man bei Kirchen mit Bestattungstätigkeit oft von Friedhofskirchen. Auf dem Hemmaberg waren von der Entdeckung der östlichen Doppelkirchenanlage 1906 bis zur Wiederaufnahme der Ausgrabungen 1978 keine Gräber bei und in den Kirchen bzw. innerhalb der Siedlung bekannt. In Aguntum bezeichnete man daher aufgrund der Gräberfunde den großen frühchristlichen Sakralbau als Friedhofskirche. Doch hat schon W. Alzinger diesen Bau als Bischofskirche von Aguntum angesehen.[52] Als Besonderheit gegenüber den anderen Kirchen Norikums (s. Glaser, Teil 2) fällt auf, daß, wie bei der Kirche unter St. Ulrich in Lavant, an der Westseite ein etwa quadratischer Raumteil ausgeschieden ist (s. Glaser, Teil 2). Nach R. Egger handelt es sich um eine Spannmauer und Lisenen, welche Kirchensaal und quadratischen Raum trennen.[53] In Lavant (Südkirche) betrachtet M. Tschurtschenthaler den quadratischen Abschnitt als eine Verlängerung und damit als Erweiterung der Kirche in einer zweiten Bauperiode.[54] Die Kirchen in Lavant (Südkirche) und in Aguntum besitzen jeweils westlich des Presbyteriums einen Zugang. Bei dem quadratischen Raumteil könnte es sich um ein Atrium handeln, das wegen der geringeren Bauhöhe in Fuge an das Kirchenschiff angebaut sein kann. Handelt es sich tatsächlich um eine Erweiterung des Laienraumes, so wäre dies im Vergleich zu den anderen Kirchen Norikums, ja sogar des Ostalpenraumes ein singuläres Phänomen und müßte jeweils mit dem Zuzug von Bevölkerung oder mit Pilgerwesen erklärt werden. Da in Lavant (Südkirche) noch gegen Westen Maueransätze festgestellt wurden, wären Grabungen vor der Nordwestecke der barocken Kirche St. Ulrich dringend notwendig. Es ist hier zu klären, ob die Maueransätze von einem Baptisterium stammen, was wiederum zur Klärung des «quadratischen Raumes» beitragen würde. Zwei Kirchenanlagen, jeweils mit einem Baptisterium, ließen auf eine arianische und katholische Christengemeinde während der Ostgotenzeit schließen.[55] Dies würde dann auch erklären, warum die nördliche Kirche zugrunde geht, während die südliche Kulttradition bis heute (St. Ulrich) besitzt. Vor allem läßt sich hier feststellen, daß in Osttirol, im Gegensatz zu Kärnten, an den Kirchen die katholische Tradition am Ort bis heute bestehen bleibt. Das bedeutet auch, daß offenbar Osttirol ein stärkeres romanisches Element besaß als das Kernland Karantaniens.

Das gleiche Phänomen von Kontinuität und Diskontinuität finden wir in Oberlienz, wo sowohl unter der Pfarrkirche Mariä Himmel-

---

47 H. Wolff, wie Anm. 12, 4 f.
48 R. Egger, wie Anm. 1, 106 ff.
49 F. Glaser, Frühes Christentum im Alpenraum. Eine archäologische Entdeckungsreise (1997) 120 f.
50 F. Glaser, wie Anm. 27.
51 J.-P. Sodini, K. Kolokotsas, Aliki II: La basilique double (1984) 360 ff. F. Glaser, wie Anm. 20, 76 ff.
52 W. Alzinger, Mündliche Mitteilung 1982.
53 R. Egger, wie Anm. 1, 58 ff.
54 M. Pizzinini, M. Tschurtschenthaler, E. Walde, Der Lavanter Kirchbichl. Ein heiliger Berg Tirols (2000) 42 ff.
55 F. Glaser, wie Anm. 34, 86 f.

fahrt als auch 80 m östlich davon eine frühchristliche Kirche entdeckt wurde. Von der östlichen Kirche wissen wir nun, daß die Benutzung aufgrund von Grabfunden am Ende des 6. Jh. bzw. am Beginn des 7. Jh. endet (s. Stadler, Teil 3). Es wäre denkbar, daß diese Kirche in der Ostgotenzeit von der arianischen Gemeinde errichtet wurde. Dann wäre sie im Zuge der (Re)katholisierung nach der Ostgotenzeit als Begräbniskirche genutzt worden. Demgegenüber ist jedoch festzuhalten, daß nördlich anschließend an die Kirche ein großer gepflasterter Platz liegt, zu dem man sich gut umgebende Gebäude vorstellen könnte. Damit ist aber auch die Kirche eines Klosters nicht von vornherein auszuschließen. Dann wären die Bestatteten als Kleriker und Stifter samt ihren Familien zu betrachten.

Wenn die Grabungsbefunde und Funde stets ausreichend wären, die Kirchenbauten zu datieren, wären manche Fragen zu lösen. Das gilt auch für die Kirche *extra muros* in Teurnia (Abb. 7), wo im Mosaik der südlichen Seitenkapelle der *vir spectabilis* Ursus mit seiner Gemahlin als Stifter auftritt. Einen wertvollen zeitlichen Hinweis kann die Stifterinschrift geben, wenn man mit H. Wolfram davon ausgeht, daß der Dukat in *Noricum Mediterraneum* hier mit dem Beginn der Ostgotenherrschaft eingerichtet wurde.[56] Zwar können die reliefierten Schrankenplatten mit den Tiermotiven an eine Entstehung in der zweiten Hälfte des 5. Jh. oder gegen Ende des 5. Jh. denken lassen, doch ist die Gleichzeitigkeit mit dem Mosaikboden nicht mehr feststellbar. Er war nämlich 1932 abgenommen und auf einem Betonboden neu verlegt worden. Den jüngsten Beobachtungen zufolge waren die Wände der beiden Seitenkapellen weiß getüncht und erhielten erst in einer zweiten Periode ihre malerische Ausstattung auf einer nur ca. 3 mm starken Verputzschicht.

Die laufenden Nachuntersuchungen in der Kirche *extra muros* ergaben auch Mauerzüge des Vorgängerbaues, in dessen Schutt die jüngste Münze des Claudius II. einen terminus post quem für die Zerstörung gibt. Ein Gebäude westlich der Kirche *extra muros* erbrachte im Schutt Münzen der Konstantinsöhne,[57] so daß das Areal an der Westseite zumindest teilweise später aufgelassen wurde als die Wohnterrassen an der Ostseite. Die Terrassierungsmaßnahmen westlich der Kirche *extra muros* besitzen einen terminus post quem durch einen Tremissis des Kaisers Anastasios, der zwischen 492 und ca. 505 in Konstantinopel geprägt worden ist.[58] Diese genannte Terrassierung könnte auch für die Bauzeit der Kirche *extra muros* eine Rolle spielen. Parallel zur militärischen und zivilen Verwaltung während der Ostgotenzeit in Noricum (493–536) dürfen wir mit entsprechenden kirchlichen Strukturen und einem arianischen Bischof neben einem katholischen rechnen, wie dies auch für die Langobarden von Paulus Diaconus bezeugt ist. Zur Klärung dieser Frage würde die Entdeckung eines Baptisteriums in der Umgebung der Kirche *extra muros* beitragen. Auf jeden Fall hat man auch nach der Ostgotenzeit bei dieser Kirche bis in das späte 6. Jh. bzw. frühe 7. Jh. noch bestattet, wie dies ein byzantinischer Goldohrring (zusammen mit Goldfolieröllchen eines Haarnetzes) und eine Bronzeschnalle mit rechteckigem Rahmen und festem Beschlag anzeigen. Die Zeitstellung der Funde bildet eine Parallele zu jenen in der östlichen Kirche von Oberlienz, aber auch zu Aguntum, wo westlich der Kirche im Ruinengelände der antiken Stadt Bestattungstätigkeit bis an das Ende des 6. Jh. nachgewiesen wurde.[59]

Demnach kann man festhalten, daß zwar eine Kirche den liturgischen Feiern diente, aber auch durch andere Faktoren in der Bezeichnung näher bestimmt werden kann, wobei diese Bezeichnung in manchen Fällen nur für eine zeitlich begrenzte Periode zutrifft. War beispielsweise die Kirche in Aguntum durch den Bischofssitz zusätzlich bestimmt, dem die Bestattung privilegierter Personen an der Kirche nicht widersprechen würde. Nach Verlegung des Bischofssitzes in eine benachbarte Höhensiedlung (Lavant?) konnte der um-

---

[56] H. Wolfram, Grenzen und Räume. Geschichte Österreichs vor seiner Entstehung (1995) 62.
[57] M. Fera, P. Gleirscher, Kuratorium pro Teurnia. Vereinsmitteilungen (1999) 5.
[58] F. Glaser, Ch. Gugl, Mitteilungen zur Christlichen Archäologie 2 (1996) 17.
[59] M. Tschurtschenthaler, Osttiroler Heimatblätter 62/5 (1994) 3 f.

liegende Friedhof westlich der Kirche ein bestimmender Faktor für ihre Bedeutung sein. Daß das Leben im Tal im 6. Jh. nicht erloschen war, zeigten die jüngsten Ergebnisse an der Straßenstation Iuenna am Fuße des Hemmaberges (vgl. oben). Daher mochte das Gotteshaus auch die Bedürfnisse einer kleineren Gemeinschaft als Gemeindekirche erfüllen. Mit der Situation in Aguntum läßt sich Celeia vergleichen, das als Bischofssitz in Binnennorikum bezeugt ist.[60] Auch dort ist Bestattungstätigkeit innerhalb der Stadtmauern westlich der Kirche und des Baptisteriums bezeugt. In der Kirche von Celeia (Abb. 4) wurde im mosaikgeschmückten Umgang zwischen den Apsiden eine Marmorplatte gefunden, die damals nicht untersucht wurde. Hier darf man in Analogie zu Sitten oder zur Basilica della Beligna in Aquileia den Platz für die Reliquien vermuten.[61] Auch an Bischofssitzen trachtete man danach, die Reliquien von Märtyrern besonders hervorzuheben, um die Bedeutung der Bischofskirche zu steigern und Pilger anzuziehen. Raumgestaltung, Wegführung und Mosaikschmuck waren geeignete Mittel, das Reliquiengrab zu präsentieren.[62] Es wäre auch denkbar, daß die Innenapsis mit Fenstern durchbrochen war, um die Beziehung von Kirchenraum und Märtyrergrab herzustellen (Abb. 4).

Ein weiterer bischöflicher Baukomplex mit Baptisterium wurde in Ljubljana (Emona) ergraben.[63] Da dieser Komplex den Großteil einer Insula einnimmt und unter den Stiftern der Mosaikböden ein Archidiakon und somit ein potentieller Anwärter auf das Bischofsamt vorkommt, ist hier die Bischofskirche der antiken Stadt anzunehmen. Südlich des Baptisteriums wurde eine mit Lisenen gegliederte Mauer beobachtet (Abb. 5). Die Mauer und die Lisenen werden in den Rekonstruktionszeichnungen als Standort einer Säulenreihe aufgefaßt und der Korridor als offene Halle rekonstruiert. Tatsächlich handelt es sich bei der mit Lisenen gegliederten Mauer offenbar um die Nordwand der frühchristlichen Basilika, die durch die Errichtung moderner Wohnbauten zerstört wurde (Abb. 5).[64]

Laut S. Ciglenečki fehlen in Emona wie auch in Celeia die Funde des 6. Jh., so daß er annimmt, daß die Bischofssitze in benachbarte befestigte Höhensiedlungen verlegt wurden.[65] Allerdings besteht zwischen den beiden Städten ein Unterschied: Während in Emona die antike Namenstradition verloren geht, blieb sie in Celeia bis heute (Celje, Cilli) bestehen. In Celeia wird nach der slawischen Einwanderung bereits 680 wieder ein Bischof bezeugt.[66] So wurde in Betracht gezogen, den Kirchenkomplex in Vranje als Platz eines verlegten Bischofssitzes oder auch in Verbindung mit dem «monastischen Element» zu sehen.[67] Bei befestigten Höhensiedlungen mit betont militärischem Charakter ist auch darauf zu verweisen, daß es bei den Ostgoten Militärbischöfe gab[68] und daß auf den Soldlisten der römischen Militärverwaltung Kleriker standen.[69] Dem Kirchen-

---

60 R. Riedl, Mittheilungen der k.k. Central-Commision für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. Neue Folge 24 (1898) 219 ff. B. Djuric, Arh. Vestnik 27 (1976) 552 ff. V. Kolšek, Arh. Vestnik 35 (1984) 342 ff.

61 J. Lehner, Archäologie der Schweiz 10 (1987) 145 ff. HR. Sennhauser, in: Solothurn. Beiträge zur Entwicklung der Stadt im Mittelalter (1990) 187. 192 f. S. Piussi, Antichità Altoadriatiche 13 (1978) 437 ff.

62 F. Glaser, wie Anm. 48, 66, Abb. 20. Das Grundprinzip des Mosaikdekors im Umgang ist eine Ellipse, was sich aus einer alten Fotographie und den beiden überlieferten Durchmessern ersehen läßt. Dadurch paßt sich das Ornamentsystem dem Bogen des Umganges an.

63 L. Plesničar-Gec, Starokrščanski center v Emona (1983).

64 F. Glaser, wie Anm. 49, 84 Abb 32.

65 S. Ciglenečki, Pólis Norikón. Pozno antične višinske utrdbe med Celjem in brežicami (1992) 57 ff.

66 R. Bratož, Ecclesia in gentibus, in: Grafenauerjev zbornik (1996) 206, 55. 224 f.

67 S. Ciglenečki, wie Anm. 66, 60, R. Bratož, Antiquitè Tardive 4 (1996) 136 f. F. Glaser, wie Anm. 20, 79.

68 G. Schramm, Anfänge albanischen Christentums. Die frühe Bekehrung der Bessen und ihre langen Folgen (1994).

69 B. Palme, Verwaltung und Militär im spätantiken Ägypten. Ausgewählte Urkunden aus der Wiener Papyrussammlung (Habil. Wien 1998) 101 ff.

historiker Sozomenos zufolge soll die Einführung von Militärgeistlichen sogar auf Konstantin den Großen zurückgehen.[70] Da wir keine Nachrichten oder Papyrusfunde für den Alpenraum besitzen, können wir das Verhältnis und die Strukturen der Militärgeistlichkeit zu den Bischöfen in den *civitates* nicht abschätzen. Die Militärgeistlichen könnten aber ein Faktor sein, um manche anspruchsvollere Kirchenanlage, wie z.B. auf dem Kučar zu verstehen.[71] Auch für die Tatsache, daß im ausgehenden 5. Jh./6. Jh. auf dem Korinjski hrib nur eine steingebaute Kirche und steingebaute Befestigungstürme vorkommen, die den Soldaten für Wohnzwecke dienten, könnte der oben angeführte Aspekt maßgeblich sein.[72]

Das ältere Gebäude unter der Kirche *extra muros* in Teurnia hat eine völlig andere Ausrichtung als das Gotteshaus selbst. Wie bei der Bischofskirche in Teurnia oder wie bei der westlichen Doppelkirchenanlage auf dem Hemmaberg wurden ältere Mauerverläufe nicht in die Sakralbauten einbezogen. Dagegen waren laut Angaben R. Eggers in Aguntum ältere Mauerzüge für die Kirchenmauern mitbenützt worden, wie das auch beispielsweise an Kirchen in der Schweiz zu beobachten ist.[73] Diese Beobachtungen an Umnutzung von Räumen für kirchliche Zwecke oder der Neubau von Kirchen in einem Ruinengelände spiegeln eine unterschiedliche Entwicklung der Siedlungen und Städte sowie der Ausbreitung des Christentums in denselben wider.

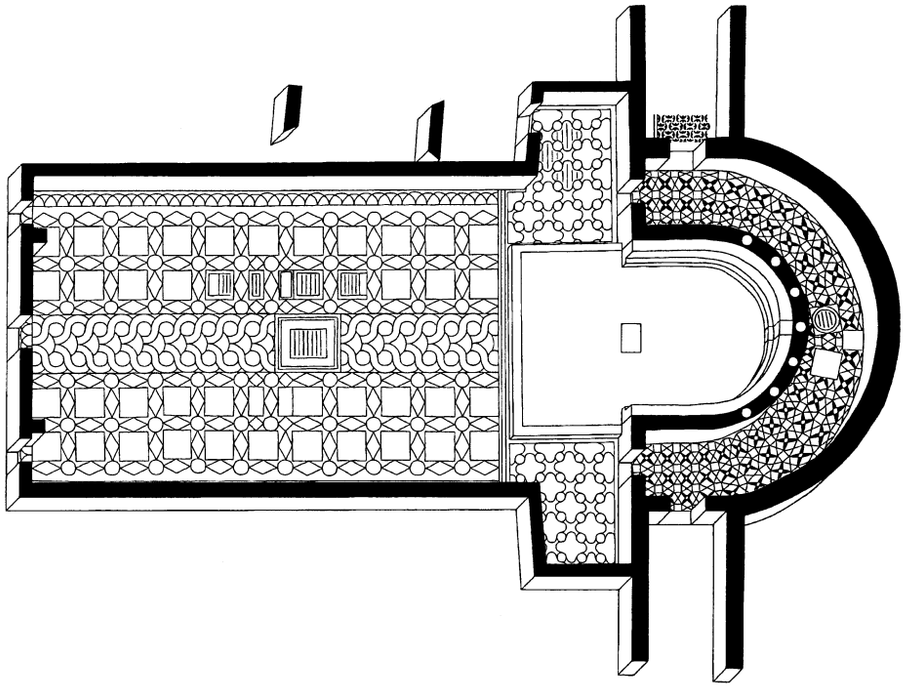


Abb. 4. Celje (Celeia), Rekonstruktion der Kirche mit schematischer Darstellung des Mosaikbodens. Zeichnung: K. Glaser.

[70] B. Palme in: Christliches mit Feder und Faden. Katalog zur Sonderausstellung der Österreichischen Nationalbibliothek (1994) 44.

[71] S. Ciglenečki , Kučar. Eisenzeitliche Siedlung und frühchristlicher Gebäudekomplex auf dem Kučar bei Podzemlj (1995) 71 ff.

[72] S. Ciglenečki, Archaelogia Austriaca 68 (1984) 313 ff. Ders., Arh. Vestnik 36 (1985) 255 ff.

[73] H.R. Meier, in: Congressus Internationalis 14 Archaelogiae Christianae (Wien 1999), im Druck.

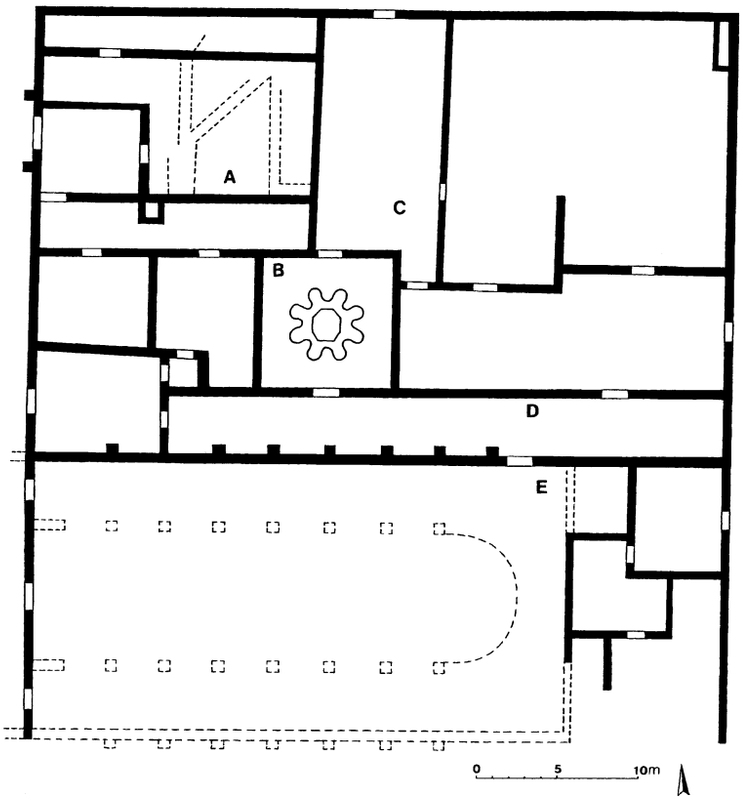


Abb. 5. Ljubljana (Emona), bischöflicher Baukomplex mit Baptisterium (B) und vermutlicher Lage der Kirche (E). Zeichnung: K. Glaser.

FRÜHE EIGENKIRCHEN IM SÜDOSTALPENRAUM UND IHR HISTORISCHES UMFELD

Kurt Karpf

Ziel des folgenden Beitrages ist die Analyse frühmittelalterlicher Kirchenstrukturen im Südostalpenraum. Dabei werden abweichend zu den bei der Tagung im Vordergrund stehenden archäologischen Fragestellungen vornehmlich schriftliche Quellen zur Interpretation herangezogen und die Zeit zwischen der Mitte des 8. Jh. und der Jahrtausendwende behandelt. Als Untersuchungsgebiet wurde das historische Karantanien mit dem heute österreichischen Kärnten und Osttirol gewählt. Darüber hinaus soll ein Blick auf die Nachbarregionen Steiermark und Slowenien die Aussagen ergänzen. Den Schwerpunkt der Untersuchung bildet jedoch die Situation im Süden Österreichs, wo in letzter Zeit die Entwicklung früher Kirchen von historischer Seite etwas genauer untersucht wurde. Als Ergänzung zu den schriftlichen Nachrichten möchte ich als archäologische Quellengruppe die frühmittelalterlichen Flechtwerksteine behandeln. Sie verdienen insofern Beachtung, als ihr Vorkommen von bedeutenden kirchlichen Repräsentationsbauten des 8./9. Jh. zeugt. Mit den Ausführungen soll gezeigt werden, dass die urkundlich genannten Kirchen des 9./10. Jh. im Untersuchungsgebiet durchwegs Eigenkirchen waren, die von weltlichen und geistlichen Großen genutzt wurden und im Zuge des nach den Awarenkriegen Karls des Großen einsetzenden bairisch-fränkischen Herrschaftsausbaus im Südostalpenraum entstanden sind. Die ebenfalls als Eigenkirchen ausgewiesenen und prächtig mit flechtwerkverziertem Marmor ausgestatteten Gotteshäuser hingegen wurden bereits im späteren 8. und zu Beginn des 9. Jh. vom einheimisch-slawischen Adel unter dem Einfluss der frühen bairischen Mission gegründet.

Wenden wir uns nun den schriftlich überlieferten Kirchen der Zeit von ca. 750 bis 1000 zu und beginnen mit einem kurzen historischen Abriss des Missionsgeschehens in Karantanien:[1]

Um 600 n. Chr. lösten die heidnischen Glaubensvorstellungen der von Südosten in das ehemalige Binnennoricum vordringenden Slawen das gut entwickelte spätantike Christentum ab. In Kärnten, der Steiermark und im slowenischen Binnenland erlosch der christliche Glaube nahezu überall, während in Osttirol die christliche Kulttradition an vielen Stellen erhalten blieb.[2] Seit ungefähr 700 erwähnen die schriftlichen Quellen im Südostalpenraum ein neues politisches Gebilde, das selbständig agierende, slawisch geprägte Fürstentum Karantanien,[3] dessen genaue Ausdehnung unterschiedlich beurteilt wird[4] (Abb. 1 und Abb. 5). Der Karantanerfürst Boruth wandte sich um 740 an den bairischen Herzog Odilo um Hilfe gegen die Awaren, der jedoch seinerseits die Gelegenheit nützte, die Alpenslawen in seine Abhängigkeit zu bringen. Sohn und Neffe des Bittstellers wurden als Geiseln in den bairischen

---

1 Zusammenfassend Wolfram, Grenzen und Räume 122 ff.

2 Siehe Glaser, Frühes Christentum; Pleterski/Belak, ZBIVA; Amon, Altertum.

3 Vgl. Bertels, Carantania 91 ff.

4 Die genauen Grenzen Karantaniens zur Zeit des Fürsten Boruth sind nicht bekannt; Wolfram, Conversio 78 ff. denkt an ein großräumiges Gebiet, das neben Kärnten und Osttirol auch noch Teile der heutigen österreichischen Bundesländer Salzburg, Steiermark, Ober- und Niederösterreich umfasst haben könnte. Hödl, Geschichte 34, Anm. 13 hegt Zweifel, denen sich Gleirscher, Gracarca-Friedhof 29, ders., Keltensiedlung 85 und Pleterski/Belak, ZBIVA 28 f. anschließen. Vgl. auch Giesler, Ostalpenraum 129 ff. Zuletzt Kahl, Solium Ducatus Karinthie 218 ff. Tatsächlich scheint Karantanien im 8. Jh. kleiner gewesen zu sein als von Wolfram und anderen vorgeschlagen (Vgl. Abb. 1 u. Abb. 5).



Abb. 1. Baiern und Karantanien. Nach: Die Bajuwaren, Rosenheim/Mattsee 1988.

Chiemseeklöstern erzogen und kehrten als Christen in ihre Heimat zurück, um dort die Herrschaft anzutreten.[5] Damit geriet Karantanien um die Mitte des 8. Jh. in den Sog der bairischen Christianisierung.

Die schriftlichen Quellen

Aus der für die Missionsgeschichte des Raumes höchst bedeutsamen, im Jahre 870 in Salzburg entstandenen *Conversio Bagoariorum et Carantanorum*[6] entnehmen wir die Existenz dreier namentlich genannter Kirchen. Diese hatte der Salzburger Chorbischof Modestus auf Bitten des Karantanerfürsten Cheitmar um 760 in Maria Saal bei Klagenfurt, in der *civitas Liburnia* im Oberkärntner Raum und *ad Undrimas* in der heutigen Obersteiermark geweiht.[7] Die in der *Conversio* verwendete Bezeichnung *dedicaverunt* weist eindeutig auf Kirchweihen hin, die Modestus an bereits vorhandenen, nicht von ihm erbauten Kirchen vollzogen hatte. Alle drei unterstanden also rechtlich nicht dem Salzburger Episkopat, sondern ihren Erbauern, bei denen es sich damals nur um slawische Adelige handeln konnte. Die Gotteshäuser dieser frühesten, von heidnischen Widerständen[8] geprägten Missionsphase dürften kleine Bauten mit geringem Repräsentationsaufwand gewesen sein, in denen prächtige Marmorausstattungen im Flechtwerkstil noch fehlten. Erst mit dem Jahre 772, als Tassilo III. mit seinem Sieg über die aufständischen Karantanen den heidnischen Gegenreaktionen ein Ende setzte, ist mit jenen flechtwerkgeschmückten Kirchenausstattungen zu rechnen, auf die ich später noch eingehen werde. Die drei in der *Conversio* genannten Gotteshäuser besaßen bereits jenen Rechtsstatus, der in der historischen Terminologie als Eigenkirche bezeichnet wird. Über das Eigenkirchenwesen wurde viel geschrieben, aber erst neuere Untersuchungen[9] relativieren ältere Meinungen, die es stark von germanischen Rechtsvorstellungen beeinflusst gesehen hatten.[10] Mittlerweile ist klar, dass die Eigenkirche in Verbindung mit der Grundherrschaft steht, ja, gleichsam als deren Attribut bezeichnet werden darf und sowohl im romanischen, wie auch germanischen und slawischen Umfeld vorkommt.[11] Dem Eigenkirchenherrn steht dabei ein uneingeschränktes Verfügungsrecht über sein Gotteshaus zu.[12]

Im Jahre 860 schenkte Ludwig der Deutsche der Salzburger Kirche in einem großen Königsdiplom zahlreiche Höfe und Kirchen zu Eigen, die das Erzbistum schon zuvor als Lehen des Königs oder anderer weltlicher Machthaber besessen hatte.[13] In Kärnten handelte es sich um die bereits genannte Kirche von Maria Saal und in der heutigen Oststeiermark um das nicht mehr genau zu lokalisierende Gotteshaus *ad Sabnizam* bei Hartberg.[14] Beide sind Eigenkirchen, die 860 in das volle Eigentum des Erzbischofs übergegangen waren. Um diese Zeit muss auch schon die Kirche von *Dudleipin* in der Nähe des südsteirischen Bad Radkersburg bestanden haben, da sie in der *Conversio* als erste von zahlreichen in Pannonien gelegenen Eigenkirchen genannt wird.[15]

---

5 Wolfram, Conversio 42/43, 86 ff.

6 Zu dieser wichtigen Quelle siehe: Kahl, Fürstentum 39 ff. Weiters: Wolfram, Conversio; ders., Salzburg; Lošek, Conversio.

7 Wolfram, Conversio 44/45.

8 Diese wurden wohl von proawarischen Gruppen getragen. Szameit, Beziehungen 22 f.

9 Borgolte, Stiftergrab und Eigenkirche 27 ff.

10 Insbesondere Stutz, Eigenkirche und Feine, Ursprung 195 ff.; ders., Rechtsgeschichte 160 ff.

11 Vor allem Borgolte, Mittelalterliche Kirche 35; ders., Stiftergrab und Eigenkirche 30; ders., Bischofsstaat 83 ff. mit der relevanten Literatur.

12 Zum Eigenkirchenwesen in den gut untersuchten Diözesen Passau und Freising siehe Stahleder, Eigenkirchen 117 ff.; 7 ff.; Haider, Niederkirchenwesen 325 ff. Für Oberkärnten: Karpf/Meyer, Eigenkirchenwesen 77 ff.

13 MC III 27. Vgl. Moro, Schenkung 18 ff.

14 Zahn, Urkundenbuch 7; Amon, Wiederentstehung 40.

15 Wolfram, Conversio 54/55; Amon, Wiederentstehung 38 ff. Auch die anderen der mehr als 30 in Pannonien genannten Gotteshäuser sind als Eigenkirchen ausgewiesen.

Gegen 880 schenkte ein Edler Georg dem Bischof von Freising und damaligen Besitzer der Kirche von Maria Wörth in Kärnten umfangreichen Besitz am Wörthersee.[16] Maria Wörth bestand bereits um 850 und hatte als Sitz einer geistlichen Gemeinschaft und durch seine Reliquien im 9. Jh. überregionale Bedeutung erlangt.[17] Es war ohne Zweifel eine Eigenkirche des fernab residierenden bairischen Bischofs, über die das Bistum noch durch Jahrhunderte verfügen sollte.

Im Gegensatz dazu gehörten zwei heute nicht mehr genau lokalisierbare Kapellen im Kärntner Lavanttal 888 König Arnolf von Kärnten. Diese schenkte er seinem Priester Adalolt zu Eigen, der sie zuvor als Lehen besessen hatte.[18] Die ursprünglich königliche Eigenkirche war damit auf diesen Geistlichen übergegangen und konnte vom neuen Eigentümer ohne Einschränkung genutzt werden.

Wenig später, 891, gab Arnolf eine andere ihm gehörende Kirche mit allen Zugehörigkeiten an das Bistum Freising.[19] Vor der Schenkung hatte sein Kaplan Waning aus der königlichen Hofkapelle die Einkünfte dieses Gotteshauses beim Hof Lurn in Oberkärnten auf Lehensbasis genutzt. Als königliche Eigenkirche unterstand sie aber dem Verfügungsrecht des Herrschers und konnte so dem Bistum Freising übertragen werden.

Im Jahre 927 vertauschte Erzbischof Odalbert von Salzburg dem Edlen Weriand, seiner Frau und den Kindern auf Lebenszeit den Hof Friesach samt zugehöriger Kirche.[20] Der Tausch erfolgte in Form einer im 9./10. Jh. häufig vorkommenden Rechtsform, der sog. *complacitatio,* die wir ganz allgemein als einen Tausch auf Lebenszeit betrachten dürfen.[21] Wieder haben wir einen eigenkirchenrechtlichen Vorgang vor uns, bei dem der Bischof über sein Gotteshaus frei verfügen konnte.

Zwischen 957 und 993 vertauschten der Edle Kleriker Ruodhari und sein Neffe dem Bischof von Freising die zwei im Oberkärntner Mölltal gelegenen Kirchen von Obervellach und Stall.[22] Dafür erhielten die Ruodharis nicht nur die in diesem Rechtsakt an Freising übergebenen Gotteshäuser zur lebenslangen Nutzung zurück, sondern bekamen zusätzlich noch zwei weitere in der Nähe gelegene Freisinger Kirchen, nämlich Stallhofen und Lurn.[23] Die vier Kirchen wurden nun von der auch im bairischen Kernland präsenten Ruodharisippe ohne Einschränkung genutzt, ehe sie nach dem Tod des Klerikers und seines Neffen an das Bistum Freising zurückfallen sollten. Auch hier spiegelt sich der Eigenkirchenstatus aller vier Gotteshäuser wider.

Eine aus Anlass der Zehentablösungen Erzbischof Gebhards (1060–1088) von Salzburg innovierte Urkunde, deren sachlicher Inhalt aber außer Zweifel steht, gibt uns über Erbauer und Sprengel einer Eigenkirche genauere Aufschlüsse. Zwischen 958 und 991 übergab der Edle Tessina, auch Rapoto genannt,[24] dem Salzburger Erzbischof den Zehent von seinen Gütern zwischen Hafenberg, Göschl und der Kirche in Glantschach.[25] Dabei wird ausdrücklich erwähnt, dass die Glantschacher Kirche von Tessina erbaut und durch Erz-

---

[16] Zu den Anfängen der Freisinger Besitzungen am Wörthersee Neumann, Alpuuinus de Carantania 55 ff. ; Moro, Besitz 74 ff.

[17] Dopsch, Anfänge 8. Mit der Gründung der Kirche in Maria Wörth ist spätestens um die Mitte des 9. Jh. zu rechnen. Im Jahre 875 besaß Bischof Arnold von Freising Eigengut um Maria Wörth, aus dem er eine Hube mit dem Edlen Cotescalc tauschte (MC III 38). MC III 63 hebt ausdrücklich die Heiligen Primus und Felicianus, deren Leiber in Maria Wörth ruhen, hervor.

[18] MC III 53. Fresacher, Kirchen im Lavanttale 476 ff.

[19] MC III 63. Moro, Besitz 74 ff. Vgl. auch Meyer/Karpf, Herrschaftsausbau.

[20] MC III 90.

[21] Zur Tauschform der *complacitatio* siehe Gänser, Mark 1 89.

[22] MC III 121.

[23] Zur Lokalisierung der Orte: Karpf/Meyer, Eigenkirchenwesen 79. Aus archäologischer Sicht: Glaser/Schretter, KG Pfaffenberg 736.

[24] Zum slawischen Namen Tessina und dessen Übersetzung Rapoto vgl. Mitterauer, Slawischer und bayerischer Adel 724 f.

[25] MC I 7.

bischof Friedrich zu Ehren des Apostels Andreas geweiht worden war.[26] Gegen Schenkung zweier Huben erhielt der Kirchengründer ein Drittel des angeführten Zehents zurück und das Tauf- und Begräbnisrecht für sein Gotteshaus. Dort mussten sich die Bewohner des oben beschriebenen Gebietes, das zwischen St. Veit/Glan und Feldkirchen im Mittelkärntner Raum liegt, hinfort taufen und bestatten lassen. Glantschach war also eine vom Edlen Tessina erbaute Eigenkirche, die zur geistlichen Versorgung seiner Grundholden zwischen Hafenberg, Göschl und Glantschach diente.

Eine zweite Urkunde ähnlichen Inhalts wurde zwischen 991 und 1023 ausgestellt. Der Edle Heimo erhielt vom Erzbischof für die Kirche St. Martin am Krappfeld bei Althofen in Mittelkärnten alle zum Gotteshaus gehörenden Rechte (u. a. Tauf- Begräbnis- und Zehentrechte) gegen die Hingabe eines Gutes in der Steiermark.[27] Ausdrücklich wird darauf verwiesen, Heimo selbst habe das Gotteshaus erbaut.[28] Die Bestätigung des Salzburger Erzbischofs darf als Legalisierung eines seit der Errichtung der Kirche bestehenden Rechtszustandes gewertet werden. Zur Ausstattung der Kirche gehörten ein ihr benachbarter Stadelhof und zehn Huben in der umliegenden Gegend. Bezeichnend für die Eigenkirche ist die unfreie Stellung des Priesters, der noch um 1000, entgegen dem Kapitular Ludwigs des Frommen und zahlreicher Synodalbestimmungen,[29] gemeinsam mit seinen Kindern und vier weiteren Familien den Hörigen *(mancipia)* des Gotteshauses von St. Martin zugezählt wurde.[30] Als letzter urkundlicher Hinweis sei jener Rechtsakt erwähnt, bei dem Kaiser Otto II. im Jahre 979 Bischof Albuin von Säben den Hof Villach samt Burg und der dazugehörigen Kirche als Lehensbesitz bestätigte.[31] Die Kirche gehörte zum Königshof, stand unter der Verfügung des Herrschers und wurde nun dem Bischof zur Nutzung auf lehensrechtlicher Basis bestätigt. Dass die Kirche nach wie vor in der Verfügungsgewalt des Eigentümers verblieb, zeigt die Schenkung König Heinrichs II., bei der dieses Gotteshaus wenig später mit Burg und Hof Villach in die Gründungsausstattung des neu errichteten Bistums Bamberg einfloss.[32]

Aus den für Kärnten relevanten Quellenaussagen geht also hervor, dass die frühen Gotteshäuser Eigenkirchen waren, die entweder dem König, dem Adel oder geistlichen Institutionen gehörten. Sie unterlagen nicht nur in vermögensrechtlicher Hinsicht der freien Verfügung der Eigenkirchenherren, sondern unterstanden auch dessen geistlicher Leitungsgewalt. Dem zuständigen Diözesanbischof stand die Weihe und Einsetzung des häufig aus der Hörigenschicht stammenden Priesters sowie die Konsekration des Bauwerkes zu. Damit kann für das Untersuchungsgebiet im 9./10. Jh. von gerne postulierten bischöflichen (Ur)Pfarren ebenso wenig die Rede sein, wie von einem wesentlichen Einfluss des Bischofs auf die bestehenden Gotteshäuser.[33] Ein solcher wird erst im Investiturstreit erkennbar, als es Erzbischof Gebhard gelang, seine Zehentansprüche gegenüber den Eigenkirchenherren im Salzburger Diözesangebiet durchzusetzten.[34]

---

[26] Jaksch, Geschichte I 152.

[27] MC I 11. Auch diese Urkunde ist eine Innovation der Kanzlei Erzbischof Gebhards, wobei es den Zehnt betreffend zu Umschreibungen kam, der Kern des Rechtsgeschäftes und die handelnden Personen jedoch authentisch sind.

[28] *…nobilis vir nomine Heimo…edificavit istam aecclesiam…*

[29] Störmer, Grundherrschaft 401. Zur Stellung des Eigenkirchenpriesters Hartmann, Zustand 408 ff.; bes. 435.

[30] *Ista sunt mancipia huius aecclesiae: Durandus presbiter et filii eius…*

[31] MC III 150. Vgl. Fresacher, St. Jakob 316 ff.

[32] Fresacher, Erläuterungen 130 ff. Weiters Moro, Erläuterungen 317 ff.

[33] Karpf/Meyer, Eigenkirchenwesen 83.

[34] Neben den bereits erwähnten Zehentvergleichen mit den Inhabern der Gotteshäuser von Glantschach und St. Martin, die möglicherweise schon auf Gebhards Vorgänger zurückgehen, führte der Erzbischof u. a. mit dem Bistum Freising (MC III 394), den Eppensteinern (MC III 328) und den Aribonen (MC Ergh. I-IV 3039) Zehentregulierungen durch, um hier nur die bedeutendsten anzuführen. In diesen Verträgen zeigt sich mit aller Deutlichkeit der eigenkirchenrechtliche Status der Gotteshäuser.

Fragen wir nach den Gründern und der zeitlichen Stellung der erwähnten Gotteshäuser, empfiehlt sich zum besseren Verständnis erneut ein historischer Exkurs:

Nach den Awarenkriegen kam es spätestens im Jahre 828 im nun territorial größeren Karantanien aber auch in Krain (Slowenien) zur Einführung der bairisch-fränkischen Grafschaftsverfassung.[35] Damit wurde der slawische Adel endgültig entmachtet, dessen Grundbesitz in Königsland umgewandelt und an eine neue Herrenschicht ausgegeben. Dieser Personenkreis war von hochedler, überwiegend süddeutscher Herkunft, stand häufig in einem Nahverhältnis zum König, pflegte überregionale Beziehungen und verfügte über Grundbesitz in Süddeutschland und weiten Teilen des Alpen-Adria-Raumes.[36] Von besonderer Bedeutung blieb das Stammgut in Baiern, wo manche Familien bereits im 8. Jh. Grafschaften erlangt, Eigenkirchen sowie Hausklöster erbaut und zu Begräbnisstätten gewählt hatten.[37] Die neu hinzu gewonnenen Besitzungen im Südosten nutzte diese bairische Führungsschicht zur Erweiterung ihrer Macht. Die Güter wurden aber Verwaltern zur ökonomischen Führung überlassen, da sich der überregional agierende Adel nur zeitweise im Land aufhielt und stark mit dem süddeutschen Raum verbunden blieb. Neben dem persönlichen Interesse am Gedeihen der Grundherrschaften hatte man die Seelsorge für die Bevölkerung sicher zu stellen. Aus dieser Pflicht des Grundherrn entstanden Eigenkirchen, deren Errichtung und Ausstattung dem Gründer oblag. Für ihn gab es keine Veranlassung, die von ihm selbst kaum benutzten und nur für die Untertanen errichteten Kirchen repräsentativ auszugestalten. Diesen Anspruch konnte auch der zelebrierende Priester nicht erheben, da er häufig selbst der Hörigenschicht des Eigenkirchenherrn angehörte. Wir können davon ausgehen, dass die nach 828 entstehenden Grundherrschaftskirchen in den Ausbaugebieten kapellenähnliche Bauten waren, die nur einfachen liturgischen Ansprüchen gerecht werden mussten. Aufwendige Innenausstattungen sind dabei nicht zu erwarten. Überprüft man in Karantanien die urkundlich genannten Gotteshäuser des 9. und 10. Jh. auf Repräsentation in Form von erhalten gebliebenen Flechtwerksteinen, ist das Resultat negativ. In allen vorerwähnten Eigenkirchen fehlen Zeugnisse eines derartigen Repräsentationsaufwandes.

Kirchen mit Marmor-Innenausstattungen

Wenden wir uns nun den Resten steinerner Kirchenausstattungen zu, die allgemein ins 8./9. Jh. datiert und wegen der Verzierung meist als Flechtwerksteine bezeichnet werden.[38] Sie gehörten einst zu Chorschranke (Abb. 2–4), Ambo, Ziborium oder Umschrankungen von Heiligengräbern, bildeten im Frühmittelalter also Bestandteile des Kirchenmobiliars und kamen im Profanbereich so gut wie nicht vor.[39] Flechtwerksteine zeugen von Kirchen mit repräsentativer Innenausstattung aus Stein oder Marmor und lassen Schlüsse auf die politische Bedeutung und die wirtschaftlichen Möglichkeiten ihrer Auftraggeber zu.

Betrachtet man die Verbreitung derartiger Steine im untersuchten Südostalpenraum, ergeben sich interessante Details. Sie kommen bislang nur in Kärnten und Osttirol vor, fehlen jedoch sowohl östlich der Enns als auch in der

---

35 Wolfram, Zeitpunkt 31 ff. Dagegen Moro, Stellung Karantaniens 78 ff. Gleichzeitig löste der Kaiser den awarischen Tributärkhaganat auf und unterstellte dieses Gebiet im Ostland der unmittelbaren Verwaltung des Präfekten. Wolfram, Grenzen und Räume 248.

36 Die Doppelstellung des bairischen Adels im Altsiedelland und im Südosten des Reiches darf als ein Charakteristikum dieser Führungsschicht angesehen werden. Gänser, Mark 2 74. Meyer/Karpf, Grafen von Görz; Gänser, Mark 1 85 ff. Mitterauer, Markgrafen; Meyer/Karpf, Herrschaftsausbau.

37 Gänser, Mark 2 74 ff. Störmer, Früher Adel.

38 Vgl. Karpf, Flechtwerksteine mit der relevanten Literatur.

39 Bogyay, Problem 263.

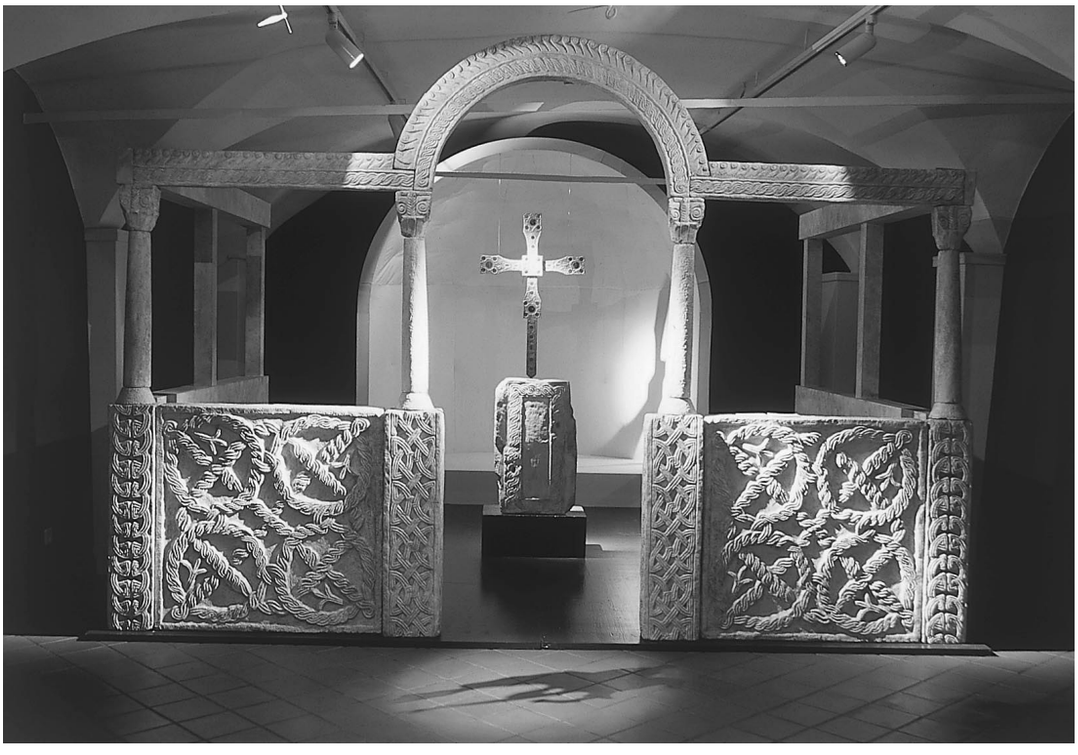


Abb. 2. Teilrekonstruktion der Chorschrankenanlage von Molzbichl.

Steiermark und im angrenzenden slowenischen Binnenland.[40] Dieses Verteilungsmuster bedarf einer Erklärung.

Obwohl die Mission der Karantanen um 750 einsetzte, war das Christentum hier noch lange nicht gefestigt. Es kam zu heidnischen Gegenreaktionen, die zu einem Krieg führten. Erst nach drei Jahren beendete ein von Chronisten gefeierter Sieg Herzog Tassilos III. im Jahre 772 die Aufstände der Alpenslawen.[41] Nun nahm sich der Herzog selbst der Mission an, die von seinem Selbstverständnis als Herrscher einer eigenen bairischen Landeskirche getragen wurde.[42] Die jetzt loyale karantanische Nobilität begann mit seiner Unterstützung, das Land kirchlich zu organisieren. Tassilonische Kirchen- und Klostergründungen in Baiern, wie Frauenchiemsee, Herrenchiemsee und Wessobrunn[43] – alle mit dem groß in Mode stehenden steinernen Flechtwerkdekor ausgestattet – werden nicht nur den bairischen, sondern auch den slawischen Adel zur Nachahmung angeregt haben.[44] Diese Überlegungen werden durch die räumliche Verteilung der «Flechtwerksteinkirchen» gestützt. Betrachtet man die Verbreitungskarte, wird die Häufung von Kirchen mit Marmorausstattung um das slawisch-karantanische Fürstenzentrum Karnburg,[45] einem slawischen Verwaltungsmittelpunkt in Oberkärnten um Molzbichl/Millstatt und einem ebensolchen mit einer «Flechtwerkkirche» bei Lienz (B27) in Osttirol augenscheinlich (Abb. 5).

---

[40] Im Vergleich mit Karantanien bleiben frühmittelalterliche Flechtwerksteine auch im übrigen Österreich selten. Sie kommen bis heute nur an folgenden Plätzen vor: Linz/OÖ (3 Stk.) Mondsee/OÖ (1 Stk.), Salzburg-Stadt (3 Stk.), Bregenz-Mehrerau/Vbg. (1 Stk.), Lauterach/Vbg. (2 Stk.).

[41] Wolfram, Conversio 44/45.

[42] Wavra, Missionspolitik 171.

[43] Störmer, Klöster der Agilolfingerzeit 453 ff. Dannheimer, Kirchenbau 299 ff.

[44] Dannheimer, Kirchenbau 300 datiert die bairischen Flechtwerksteine in die zweite Hälfte des 8. Jh.

[45] Dopsch, Erzbistum Salzburg 118 ff. Vgl. aber Kahl, Fürstentum Karantanien 45 ff.

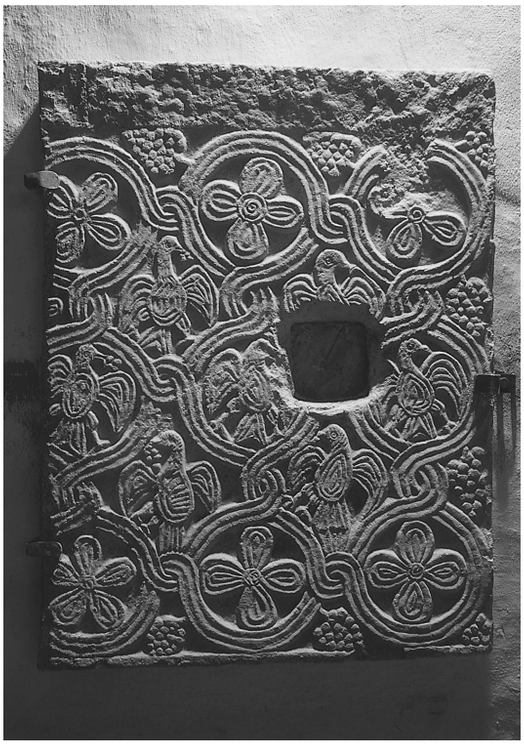


Abb. 3. Schrankenplatte aus Zweikirchen.

Das Bekenntnis zum Christentum stellt neben religiösen Aspekten auch einen politischen Akt dar, der dem Baiernherzog die Loyalität der Karantanen versichern sollte. Die Kirchenbauten des christlich-slawischen Adels machten diesen religiös-politischen Wandel sichtbar. Typisch für die Gotteshäuser der karantanischen Nobilität wurde die repräsentative Ausstattung mit flechtwerkverziertem Marmor nach bairischem Vorbild. Diese Entwicklung hielt bis zur Entmachtung der einheimischen Führungsschicht (828) an und kann in Karantanien als Ausdruck slawischer Repräsentationsbestrebungen im Zuge der bairischen Mission unter Tassilo III. gewertet werden. Während dieser Zeit entstanden die folgenden, kurz beschriebenen Gotteshäuser.[46]

Molzbichl

In einer Urkunde des Jahres 1063 ist vom Ort Münster die Rede, der auch Molzbichl genannt wird[47] und sich heute 5 km südöstlich von Spittal/Drau befindet. Diese Bezeichnung ließ Historiker schon früh an eine karolingerzeitliche Klostergründung denken,[48] aber erst eine archäologische Grabung schuf eindeutige Klarheit.[49] Unter der heutigen Pfarrkirche St. Tiburtius wurde ein frühmittelalterlicher Vorgängerbau festgestellt, der mit 24 x 8 m zu den größten bisher untersuchten Gotteshäusern im Südostalpenraum zählt (Abb. 6). Wie im bayerischen Sandau konnte durch die Lage der Chorschranke in Kirchenmitte, die Existenz einer geistlichen Gemeinschaft nachgewiesen werden.[50] Während der Ausgrabungen entdeckte man über 70 Flechtwerksteine,[51] die Molzbichl zusammen mit den bereits vorhandenen Exemplaren zum bedeutendsten Fundort dieser Kunstgattung in Österreich machen (Abb. 2). Ein Heiligengrab hinter dem Altar barg in karolingischer Zeit die Gebeine des Heiligen Nonnosus von Molzbichl, der durch eine spektakuläre Inschrift des 6. Jh. bezeugt ist[52] und dessen Präsenz in Form von Reliquien die Voraussetzung für eine Klostergründung schuf.[53]

Millstatt

Der Ort Millstatt, nordöstlich von Spittal/Drau an der Nordseite des gleichnamigen Sees gelegen, ist für seine reizvolle Lage und das zwischen 1060 und 1088 von den Brüder Aribo und Poto gegründete Benediktinerstift bekannt.[54]

---

46 Vgl. dazu Karpf, Flechtwerksteine mit den wichtigen Quellen- und Literaturangaben.
47 MC III 328. Zur Neudatierung der Urkunde auf ca. 1063 vgl. Gänser, Mark 2 94.
48 Zum Beispiel: Jaksch, Geschichte I 82.
49 Glaser, Münster 99 ff.; Glaser/Karpf, Karolingisches Kloster 2 ff.
50 Dannheimer, Sandau 210. Da die geistliche Gemeinschaft im Ostteil der Kirche mehr Platz benötigt als ein einzelner Priester, rückt die Chorschranke weiter in Richtung Kirchenmitte.
51 Karpf, Flechtwerksteine.
52 Die zu einer Reliquienkammer gehörende Verschlussplatte ist die letzte antike Inschrift Österreichs und die bislang einzige des 6. Jh. Glaser, Frühes Christentum 128 f.
53 Karpf, Hl. Nonnosus.
54 Weinzierl-Fischer, Millstatt 24 ff.

Aribo besaß um diese Zeit in Millstatt bereits zwei Eigenkirchen.[55] Bei der Frage nach dem Erbauer des frühmittelalterlichen Gotteshauses stoßen wir auf den Karantanerfürsten Domitian. Wurde diese Person in der älteren Forschung bislang für legendär gehalten,[56] so dürfte sie einer jüngst entdeckten Grabinschrift zufolge tatsächlich eine historische Persönlichkeit aus der Zeit um 800 gewesen sein.[57] Vielleicht gehen die sieben bis heute gefundenen Flechtwerksteine auf den Repräsentationswillen dieses Mannes zurück.

St. Wolfgang/Fratres

Die dritte und letzte Kirche mit Flechtwerkausstattung in Oberkärnten erhebt sich auf einem Höhenrücken im Nordosten von Spittal/Drau, der in den historischen Quellen als *Fratresberg* überliefert ist. Die erste gesicherte Erwähnung der Kirche stammt erst aus dem 15. Jh.[58] Die an der Westseite der Kirche angebrachten und von F. Glaser erstmals als Ziboriumsfragmente erkannten Flechtwerksteine[59] stehen im Widerspruch zum Patrozinium des erst 1052 heilig gesprochenen Wolfgang.[60] Die topographische Bezeichnung *Fratres* geht auf die Mönche der Klosters Molzbichl zurück, die als Besitzer des Gebietes für den «Berg der Brüder» namengebend wurden.[61]

St. Peter/Moosburg

Die Ortschaft St. Peter bei Moosburg befindet sich rund 12 Kilometer südwestlich des karantanischen Fürstensitzes Karnburg im Norden des Wörthersees.[62] Die Kapelle St. Peter wird erstmals im Jahre 1217 erwähnt.[63] Sie brannte 1879 ab und wurde danach nicht mehr aufgebaut.[64] Im Jahre 1990 führte das Bundesdenkmalamt bei der Kirche eine archäologische Untersuchung durch. Sie bestätigte die Mehrphasigkeit des Gotteshauses und brachte Bestattungen des 9. bis 11. Jh. ans Tageslicht.[65] Die Flechtwerksteine von St. Peter, die sich heute größtenteils im Kärntner Landesmuseum befinden, dürften wohl dem Ursprungsbau zuzuweisen sein.

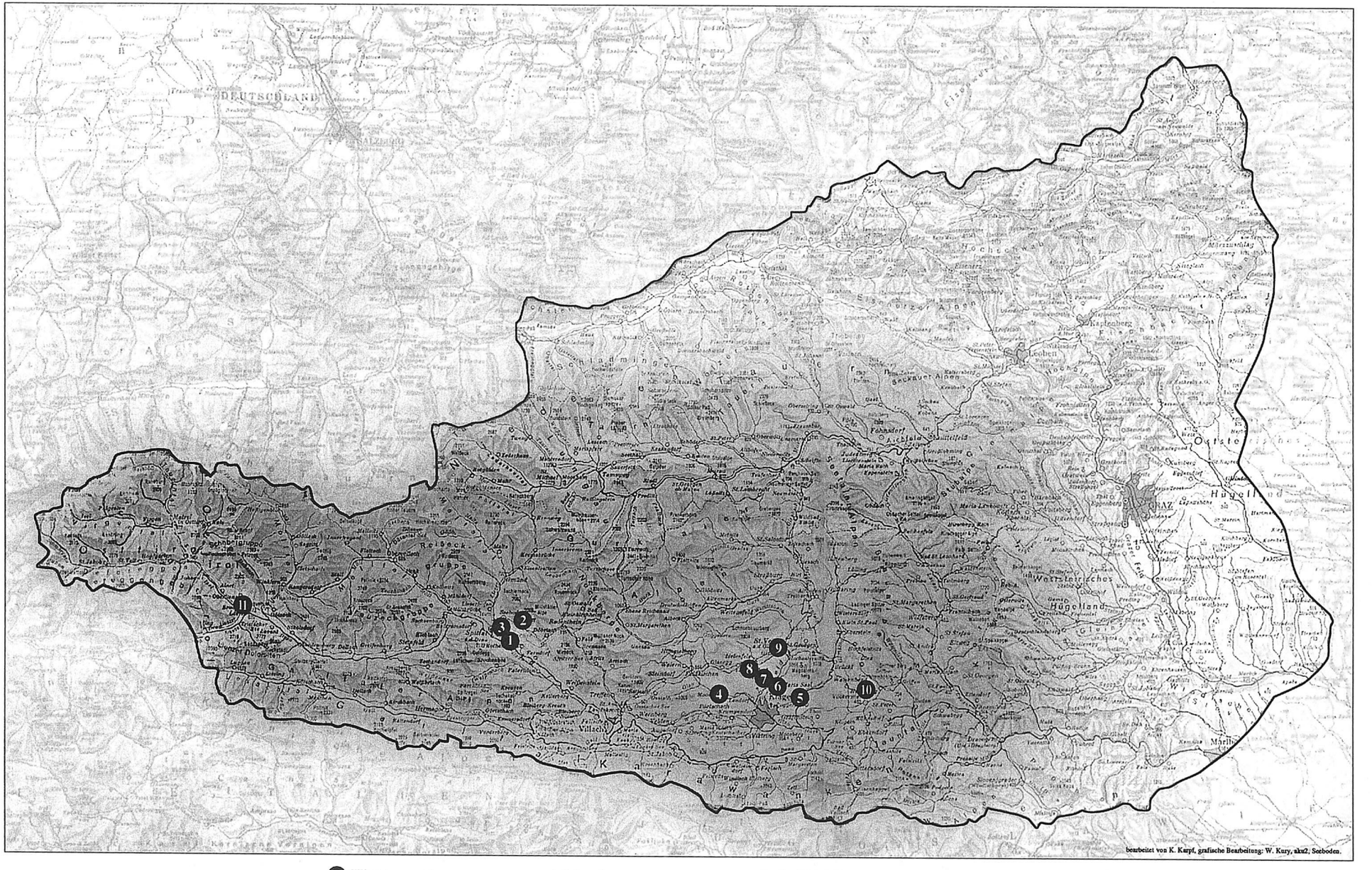


Abb. 4. Schrankenpfeiler aus St. Martin/Niedertrixen.

Auch bei der heutigen Pfarrkirche St. Michael in Moosburg, die 1368 zum ersten Mal in einer Urkunde erscheint,[66] wurde ein Flechtwerkstein

---

[55] MC Ergh. I-IV 3039.
[56] Eisler, Legende 52-116; Weinzierl-Fischer, Millstatt 24.
[57] Glaser, Marmorinschrift 303 ff. Zuletzt Kahl, Millstätter Domitian.
[58] Moro, Erläuterungen 128.
[59] Glaser, Flechtwerksteine 326 ff.; Johannson-Meery, Flechtwerksteine 106-109.
[60] Sollte die Kirche bis in karolinigische Zeit zurückreichen, ist von einem Patroziniumswechsel auszugehen.
[61] Karpf/Meyer, Fratres 334 ff.
[62] Svetina, Die Moosburg 114, 165.
[63] MC I 462.
[64] Fresacher/Moro/Obersteiner/Wanner/Wiessner, Erläuterungen 330 f.
[65] Fuchs, Gräberfeld 279 ff.
[66] Fresacher/ Moro/Obersteiner/Wanner/Wiessner, Erläuterungen 328 f.



Kirchen mit Flechtwerksteinen

1 Molzbichl
2 Millstatt
3 St. Wolfgang/Fratres
4 Moosburg
5 St. Lorenzen/Gurk
6 Karnburg
7 St. Peter/Bichl
8 Zweikirchen
9 St. Veit/Glan
10 St. Martin/ Niedertrixen
11 Oberlienz

„Boruth-Karantanien" (8. Jh.)
Karantanien nach H. Wolfram

Abb. 5. Flechtwerksteine in Karantanien.

gefunden. 1950 entdeckte man das vermauerte Plattenstück in der Außenstiege des heute barocken Gotteshauses. Ein Transfer von St. Peter zur Pfarrkirche lässt sich nicht ausschließen.

St. Lorenzen/Gurk
Das kleine Dorf St. Lorenzen liegt einige Kilometer von Karnburg entfernt in der Gemeinde Magdalensberg nördlich von Klagenfurt. Mit der ersten urkundlichen Erwähnung von 1261 ist auch die Existenz der Kirche gesichert.[67] Als Besonderheit darf die auffällige Rechtsstellung des Ortes gelten, der einen eigenen Gerichtsbezirk (Burgfried) bildete, obwohl wir von keinem herrschaftlichen Adelssitz wissen.[68] Möglicherweise gehen die ungewöhnlichen Rechtsverhältnisse auf grundherrschaftliche Strukturen der Karolingerzeit zurück. Der in der Stufe des Presbyteriums eingemauerte Flechtwerkstein beweist jedenfalls die Bedeutung der Kirche schon in dieser Epoche.

Karnburg
Karnburg, nordöstlich von Klagenfurt gelegen, war einst das Zentrum des alpenslawischen Fürstentums Karantanien.[69] Nicht nur das Schrankenplattenfragment mit Korbbodenmotiv, sondern auch die frühen Nennungen lassen die Bedeutung des Ortes bis in ottonische Zeit erkennen. Vielleicht schon für 860 bezeugt,[70] stammt die erste sichere Nennung aus dem Jahre 888, als König Arnolf von Kärnten hier das Weihnachtsfest verbrachte[71] und ein mit *actum Carentano* gezeichnetes Diplom ausstellte.[72] Im Jahre 927 ist die Kirche *ad sanctum Petrum in civitate Carantana…* nachgewiesen.[73] Dieser Urkunde folgt das Diplom Ottos II. von 983 mit der herausragenden Nennung als *regalis sedes*.[74] Archäologische Untersuchungen während der NS-Zeit galten der «Karolingerpfalz» Arnolfs und tangierten die Kirche nicht.[75] Bis heute steht die Auswertung der Grabung und die historisch-archäologische Auseinandersetzung mit diesem für das Kärntner Frühmittelalter höchst bedeutsamen Platz aus.

St. Peter/Bichl
Die romanische Kirche von St. Peter am Bichl ist nur ca. 5 km von Karnburg entfernt und besitzt bemerkenswerte Flechtwerksteinfragmente. Sie deuten das hohe Alter der Kirche an, obwohl deren früheste Nennung erst in das Jahre 1399 fällt.[76] Ein vor kurzem in St. Peter entdecktes Inschriftfragment[77] lässt in Kärnten zum ersten Mal Rückschlüsse auf die Erbauer und Ausstatter einer Frühmittelalterkirche zu. Analog zu zahlreichen Stifterinschriften in Dalmatien, die vornehmlich in der Oberzone der Chorschranke angebracht wurden,[78] trägt auch ein Architravfragment von St. Peter am Bichl die der karantanischen Führungsschicht zuzurechnenden Stifternamen Otker und Radozlav (Abb. 7). Nannte sich bereits der letzte Slawenfürst Etgar = Otker,[79] so ist an der slawischen Ethnizität der zweiten Person schon aufgrund des Namens Radozlav nicht zu zweifeln. Die Inschrift bestätigt die These, dass die Errichtung der Repräsentationskirchen vom einheimisch-slawischen Adel ausging.

Zweikirchen
Nur wenige Kilometer von St. Peter am Bichl und Karnburg entfernt befindet sich die Ortschaft Zweikirchen. Der überraschende Fund

---

67 MC IV/1 2752.
68 Deuer/Wadl, St. Lorenzen 1.
69 Siehe jedoch Kahl, Fürstentum Karantanien 50 ff. Dagegen Dopsch, Erzbistum Salzburg 118 ff.
70 MC III 27.
71 MC III 57.
72 MC III 58.
73 MC III 90.
74 MC III 156.
75 H. Schleif, SS-Ausgrabung 261 ff.
76 Fresacher/Moro/Obersteiner/Wanner/Wiessner, Erläuterungen 277 f.
77 Glaser, Inschrift 19 ff.
78 Jelovina, Starohrvatsko kulturno blago 32 ff.
79 Wolfram, Conversio 58/59.

einer prächtig mit Vögeln und Kreisschlingenmotiven geschmückten Schrankenplatte (Abb. 3) machte die Forschung auf den Ort aufmerksam.[80] Schon die erste urkundliche Nennung im Jahre 1158 als *Zwenchirchen*[81] setzt zwei Gotteshäuser voraus. Gerne errichteten klösterliche Gemeinschaften Doppelkirchen, wobei ein Gotteshaus den Mönchen vorbehalten blieb, und das andere dem Pfarrvolk diente. Dieses Erklärungsmodell wird auch für Zweikirchen zutreffen. Damit ist im Frühmittelalter neben Molzbichl auch in Zweikirchen von einer frühmittelalterlichen Klostergemeinschaft auszugehen.[82]

St. Veit/Glan
Auch in der ehemaligen Kärntner Herzogsstadt St. Veit an der Glan, nördlich von Klagenfurt, fand sich ein marmorner Flechtwerkstein mit einer höchstwahrscheinlich zu einem Ziborium gehörenden Tierdarstellung. Die kirchlichen Anfänge von St. Veit liegen im Dunkeln, erstmals ist von einer dem hl. Vitus geweihten Kirche 1131 die Rede.[83] Ob der romanische Karner, in dem der Stein vermauert vorgefunden wurde, oder die Pfarrkirche auf einen älteren Sakralbau zurückgehen, könnten nur archäologische Untersuchungen klären.

St. Martin/Niedertrixen
1969 kamen bei der Kirche St. Martin im Trixental, östlich von Klagenfurt, überraschend Flechtwerksteine zum Vorschein und machten auf das hohe Alter des Gotteshauses aufmerksam[84] (Abb. 4). Erstmals im Urbar des Klosters St. Paul 1289/90 erwähnt,[85] liegt der Ort in einer Gegend, die zu den am frühesten genannten in Karantanien gehört. Bereits 822 schenkte dort der bairische Edle Matheri Eigengut an das Kloster Innichen und erhielt es als Lehen zurück.[86] Überlegungen, Matheri oder einen seiner Nachfolger mit der Gründung der Kirche St. Martin in Beziehung zu setzten,[87] scheitern wohl an der zu späten Datierung der Flechtwerksteine und an der besprochenen Vorgangsweise des bairischen Adels bei Kirchengründung im Ausbaugebiet.

Oberlienz (Osttirol, B27)
Die Ortschaft Oberlienz mit der Pfarrkirche Maria Himmelfahrt liegt am Nordwestrand des Lienzer Beckens im heutigen Osttirol. Die Kirche wird erstmals im Jahre 1308 im Rahmen einer Stiftung genannt. Archäologische Untersuchungen deckten unter der heutigen Pfarrkirche ein frühchristliches Gotteshaus (B27) der Spätantike auf,[88] zu dem sich in nur 80 m Entfernung ein weiteres gesellte.[89] Die bei der Bodenrenovierung in der Pfarrkirche gefundenen Flechtwerksteine bezeugen eine Repräsentationsausstattung in karolingischer Zeit. W. Sydow geht davon aus, dass die frühchristliche Kirche bis in das frühe Mittelalter fortbestand und erst damals umgebaut wurde. Die Flechtwerksteine weist er der Umbauphase zu und hält ihre Entstehung in der Zeit vor 800 für wahrscheinlich.[90]

Steiermark
Wie in Kärnten waren auch die ältesten urkundlich erschlossenen Gotteshäuser der heutigen Steiermark Eigenkirchen. Sei es die schon erwähnte, bereits um 760 nachgewiesene sla-

---

80 Glaser, Schrankenplatte.
81 MC I 201.
82 Dopsch, Anfänge 29.
83 MC I 61a; Fresacher/ Moro/ Obersteiner/ Wanner/ Wiessner, Erläuterungen 251 f.
84 Piccottini, Flechtwerksteine.
85 Fresacher, Urbare St. Paul 17.
86 MC III 10.
87 Piccottini, Flechtwerksteine 166 f.
88 Sydow, Oberlienz 151 ff.
89 Stadler, Siedlungsgeschichte 14 ff.; vgl. Beitrag in dieser Publikation. Zu Ostgotenherrschaft, Arianismus und dem daraus resultierenden Auftreten mehrerer frühchristlicher Kirchen in unmittelbarer Nachbarschaft Glaser, Frühes Christentum 59, 146 f.
90 Sydow, Oberlienz 159 ff. 162.

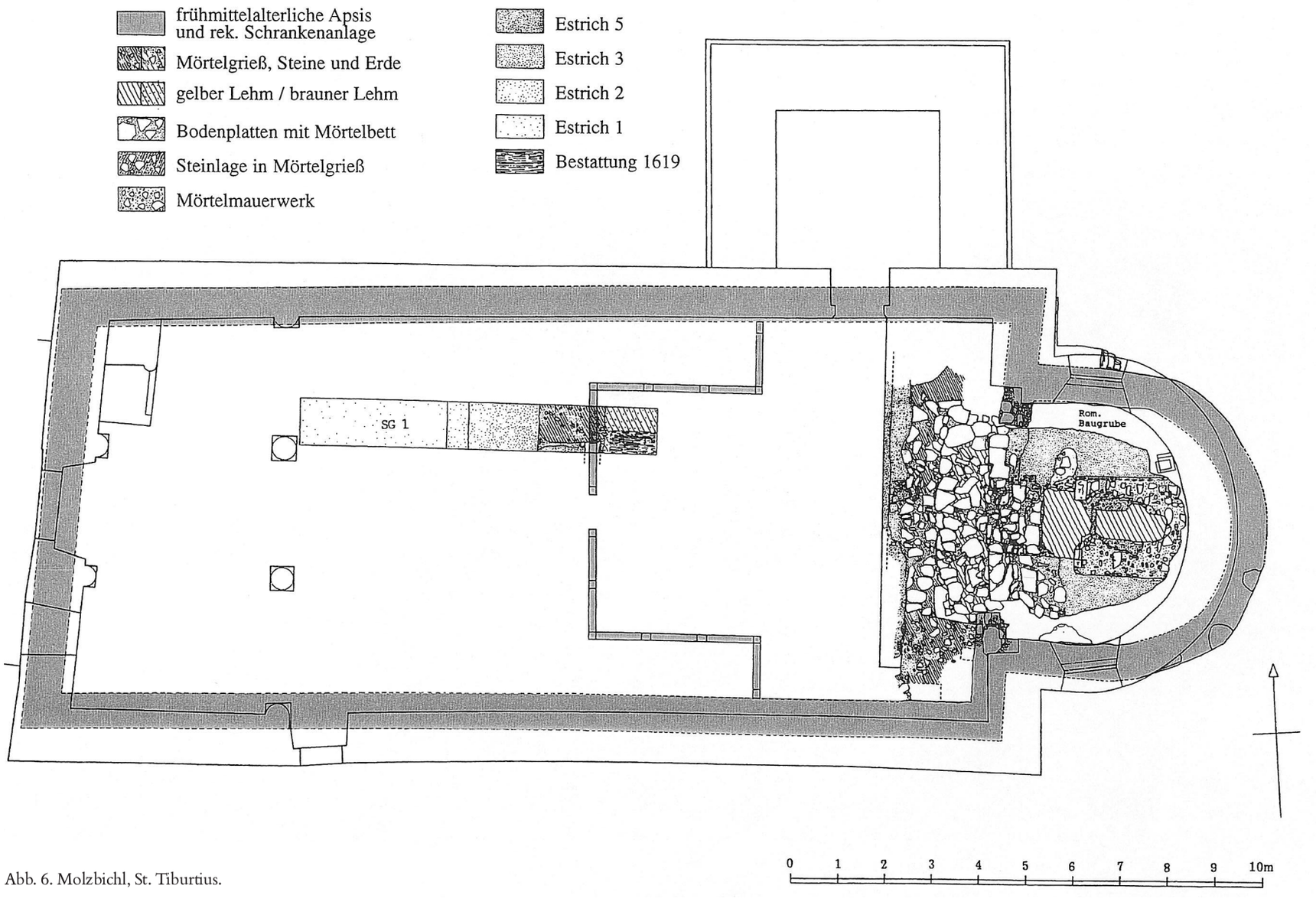


Abb. 6. Molzbichl, St. Tiburtius.

wische Kirche *ad Undrimas* bei Judenburg,[91] das 860 durch den König an Salzburg gekommene Gotteshaus *ad Sabnizam* in der Nähe von Hartberg,[92] die 852 nachweisbare pannonische Adelskirche *ad Dudleipin* bei Bad Radkersburg[93] oder die beiden 925 genannten Eigenkirchen an Liesing und Mürz.[94] Ebenso verhält es sich mit der 935 in einer Urkunde aufscheinenden erzbischöflichen Eigenkirche von Baumkirchen bei Judenburg.[95] Da frühmittelalterliche Flechtwerksteine in der Steiermark fehlen,[96] dürfen wir annehmen, dass die allermeisten frühen steirischen Gotteshäuser, mit Ausnahme der «Undrima-Kirche» erst nach den Awarensiegen Karls des Großen und mit der Einführung der Grafschaftsverfassung im 9. Jh. entstanden sind. Im 8. Jh. gehörte das Gebiet offenbar noch zum Einflussgebiet des awarisch dominierten Ostlandes und blieb so von der frühen bairischen Mission unberührt, der wir die Entstehung von Sakralbauten mit Marmorausstattung zuschreiben wollen. Die Steiermark war bis zum Abschluss der Awarenkriege Teil des Ostlandes *(plaga orientalis)*[97] und stand unter heidnisch-awarischem Einfluss.

Slowenien

Ebenso verhält sich die Situation in Slowenien, wo urkundlich genannte Kirchen vor dem Jahre 1000 überhaupt fehlen.[98] Auch Flechtwerksteine gibt es im slowenischen Binnenland nicht.[99] Dies hat ebenfalls mit den im Vergleich zu Karantanien zeitlich unterschiedlichen Missionsphasen zu tun. Während Karantanien schon im 8. Jh. der tassilonischen Mission offen stand, konnte das Gebiet des heutigen Sloweniens erst nach der Niederlage der Awaren am Beginn des 9. Jh. missioniert werden.[100] Allerdings nicht durch den mit bairischer Unterstützung christlich gewordenen einheimischen Adel, sondern wie im Ostland und der Steiermark durch landfremde, bairisch-fränkische «Großgrundbesitzer», die für ihre Untertanen im Ausbaugebiet des Südostens keine Repräsentationsbauten, sondern einfache Seelsorgestationen errichten ließen.

Eine Kirche jedoch, jene von Batuje im Wippach-/Vipavatal, scheint dem Erklärungsmodell nicht zu entsprechen; sie besitzt frühmittelalterliche Flechtwerksteine.[101] Dieser Ort liegt allerdings knapp östlich der zahlreichen friulanischen Repräsentationskirchen und wird daher einer Gruppe von Gotteshäusern zuzurechnen sein, deren Verbreitung über den friulanischen Herzogssitz Cividale hinaus bis nach Batuje im Osten reichte. Vielleicht war der Erbauer ein langobardischer Adeliger oder wir haben es mit einem slawischen Machthaber zu tun, der wohl noch in der 2. Hälfte des 8. Jh. unter dem Eindruck der nahen friulanischen Kirchen sein Gotteshaus ebenfalls mit repräsentativen Marmorschranken ausstatten ließ.[102] Wie wir uns

---

91 Wolfram, Conversio 44/45.

92 Zahn, Urkundenbuch 7; Amon, Wiederentstehung 40.

93 Wolfram, Conversio 54/55; Vgl. Amon, Wiederentstehung 39.

94 Zahn, Urkundenbuch 14; Amon, Wiederentstehung 43.

95 Zahn, Urkundenbuch 21; Amon, Wiederentstehung 43.

96 Ein in St. Lambrecht (Steiermark) gefundener und bislang als karolingisch bezeichneter Pfeiler mit Flechtwerkverzierung passt nicht zur Kirchenausstattung des Frühmittelalters und muss seine Flechtwerkdekoration in romanischer Zeit erhalten haben. Gleiches gilt für die flechtwerkverzierten Steine von Straden. Für den Hinweis auf die Stradener Stücke danke ich Frau Dr. Christine Praßl, Graz.

97 Zur *plaga orientalis* vgl. Mühlberger, Ostland.

98 Vgl. Pleterski/Belak, ZBIVA 19 ff.

99 Die von M. Sagadin als frühmittelalterlich angesprochenen Steinfragmente in der Kirche von Slivnica weisen mit ihren Tierkopfverzierungen eher in romanische Zeit, wie dies bereits von L. Karaman vorgeschlagen wurde. Auch der Stein auf der Burg von Cmurek ist für unsere Betrachtungen zeitlich zu jung und kann hier außer Acht gelassen werden. Sagadin, Plastika Nr. 26, 27; Karaman, Osvrti na neka 103; Sagadin, Early medieval art 73 ff.

100 Schon Hauptmann, Umwälzungen 267; zuletzt Štih, Strukturen 1 ff.

101 Svoljšak/Knific, Vipavska dolina 99 ff.

102 Hier ist auch zu berücksichtigen, dass das Wippach-/Vipavatal noch am Beginn des 11. Jh. zur Grafschaft Friaul gehörte und nicht dem Markgrafen von Krain unterstellt war. Vgl. Wiesflecker, Regesten 11, 10, 12; Schumi, Urkunden- und Regestenbuch 11, 12, 12a; MC III 202, 203.



Abb. 7. Inschrift mit den Stifternamen Otker und Radozla[v] aus St. Peter/Bichl.

eine Kirche des 9. Jahrhunderts in Slowenien vorzustellen haben, zeigt die jüngst ergrabene von Legen bei Slovenj Gradec, die gemäß den Grabinventaren ihres Friedhofes in karolingisch-ottonische Zeit gehört.[103] Sie besitzt keine Flechtwerksteine und entspricht den oben geäußerten Vorstellungen von einfacher Ausstattung und bescheidener Größe. Nach Meinung der Ausgräberin ist sie ein schönes Beispiel für die intensive und planmäßige Christianisierung der Krainer Alpenslawen und zählt zu den ältesten sakralen Bauwerken im slowenischen Missionsgebiet von Aquileia.[104]

An den Küsten Istriens, Friauls und Dalmatiens stellt sich die Situation anders dar. Dort kommen Flechtwerksteine vor, weil dieses Gebiet mit seinen reichen «Stadtstaaten» niemals zum heidnisch-awarischen Machtbereich gehörte und seit der Spätantike ohne Unterbrechung christlich blieb. Bischöfe und Patrizier schmückten das Innere ihrer Kirchen mit prächtigen Chorschranken, Ziborien und Ambonen. Gleich gingen übrigens die Metropoliten von Salzburg und Aquileia vor. In ihren Residenzorten zeugen prächtig ausgestattete Steinkirchen vom Repräsentationswillen der Kirchenfürsten.[105] Abseits davon in ihren Missionsgebieten verzichteten sie ebenso wie die weltlichen Kirchengründer auf kostspielige Ausstattungen der Grundherrschaftskirchen.

Ergebnis

Die historische Auswertung im untersuchten Gebiet zeigt, dass die Gotteshäuser der Zeit bis 1000 eigenkirchenrechtlich organisiert waren und den Eigentümern – gleichgültig ob König, Adeliger oder geistliche Institution – die uneingeschränkte Verfügungsgewalt über ihre Kirchen zustand. Repräsentativ ausgestattete Kirchen mit flechtwerkverziertem Kirchen-

[103] Strmćnik Gulić, Legen 21 ff.

[104] Strmćnik Gulić, Legen 23.

[105] Tagliaferri, Aquileia; Asamer in: Hl. Rupert 477. Diese Beobachtung gilt beispielsweise auch für viele oberitalienische Bistümer. Ebenso statteten die Kirchenfürsten von Säben, Augsburg, Speyer, Metz, Mainz und Trier ihre Kirchen in den Residenzorten mit prächtigem Marmor aus. Vgl. Karpf, Flechtwerksteine mit der relevanten Literatur zu den einzelnen Bischofssitzen.

mobiliar sind Ausdruck intensiver bairischer Missionsbemühungen, die unter Tassilo III. einsetzten und auf den christlich gewordenen slawischen Adel zurückgehen. Nach dem Ende der heidnischen Aufstände gelang es dem bairischen Herzog durch seinen Sieg über die Karantanen (772) die Christianisierung auf eine neue Grundlage zu stellen. Nun entstanden um die slawischen Herrschafts- und Verwaltungszentren jene mit marmornen Chorschranken ausgestatteten Kloster- und Gemeindekirchen, deren Vorbilder im politisch übergeordneten Baiern zu suchen sind. Damit dokumentierte der christlich-slawische Adel sein Bekenntnis zur neuen Religion, zeigte Loyalität gegenüber dem bairischen Herzog und nutzte die sakralen Prestigebauten als Mittel herrschaftlicher Selbstdarstellung.

Die Einführung der Grafschaftsverfassung im Jahre 828 und die damit verbundene Entmachtung der einheimischen Nobilität beendete diese Phase. Die neuen bairisch-fränkischen Grundherren, zu denen neben dem weltlichen Adel auch geistliche Institutionen gehörten, errichteten fernab ihrer bairischen Herrschaftsmittelpunkte keine so kostspieligen Kirchen für ihre neuen Untertanen. So führte nicht das kunsthistorisch interpretierte Erlöschen einer Modeströmung, sondern die veränderte politische Lage zum Aufhören flechtwerkverzierter Marmorausstattungen in Karantanien. Die neuen politischen Strukturen verhinderten hier sogar für längere Zeit bedeutende Kirchenbauten. Erst im fortgeschrittenen Hochmittelalter kam es durch die im Lande lebenden, auf Prestige bedachten Stifter und Äbte bedeutender Adelsklöster wieder zu einer Hochblüte repräsentativen Kirchenbaus im romanischen Stil, zu dessen Zierelementen nun auch wieder das Flechtband als Teil der Bauplastik gehörte.

Während der Drucklegung dieses Bandes sind aus Pirk bei Klagenfurt und aus Mariahof bei Neumarkt in der Steiermark Flechtwerksteine bekannt geworden. Auf sie kann hier nicht mehr eingegangen werden, beide Fundorte liegen in Karantanien.

Literatur und Quellen

K. Amon, Vom Altertum zum Mittelalter. In: K. Amon/M. Liebmann (Hrsg.), Kirchengeschichte der Steiermark (Graz 1993) 25–32.

K. Amon, Die Wiederentstehung der Kirche im Frühmittelalter. In: K. Amon/M. Liebmann (Hrsg.), Kirchengeschichte der Steiermark (Graz 1993) 33–44.

B. Asamer in: Hl. Rupert von Salzburg 696–1996. Katalog der Ausstellung im Dommuseum zu Salzburg und der Erzabtei St. Peter (Salzburg 1996) 477.

K. Bertels, Carantania. Beobachtungen zur politisch-geographischen Terminologie und zur Geschichte des Landes und seiner Bevölkerung im frühen Mittelalter. Carinthia I 177, 1987, 87–196.

Th. Bogyay, Zum Problem der Flechtwerksteine. In: Karolingische und Ottonische Kunst. Werden-Wesen-Wirkung. Forsch. Kunstgesch. u. Christl. Arch. 3 (Wiesbaden 1957) 262–276.

M. Borgolte, Der churrätische Bischofsstaat und die Lehre von der Eigenkirche. In: U. Brunold/L. Deplazes (Hrsg.), Geschichte und Kultur Churrätiens [Festschr. P. I. Müller] (Disentis 1986) 83–103.

M. Borgolte, Die mittelalterliche Kirche. Enzyklopädie Deutscher Geschichte 17 (München 1992).

M. Borgolte, Stiftergrab und Eigenkirche. Ein Begriffspaar der Mittelalterarchäologie in historischer Kritik. Zeitschr. Arch. Mittelalter 13, 1985, 27–38.

H. Dannheimer, Kirchenbau. 2. Zur Ausstattung der Kirchen. In: Die Bajuwaren. Von Severin bis Tassilo 488–788. Ausstellungskat. (Rosenheim-Mattsee 1988) 299–304.

H. Dannheimer, Sandau, ein Kloster der Agilolfingerzeit im heutigen Stadtgebiet von Landsberg a.Lech. In: Auf den Spuren der Baiuwaren (München 1987) 193–218.

W. Deuer/W. Wadl, St. Lorenzen an der Gurk. Kirchenführer (St. Thomas 1994).

H. Dopsch, Die Anfänge der Kärntner Klöster. Gründungsversuche und Klostergründungen vom 8. bis zum 11. Jahrhundert. In: F. Nikolasch (Hrsg.), Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten (Millstatt 1992) 2–30.

H. Dopsch, Das Erzbistum Salzburg und der Alpen-Adria-Raum im Frühmittelalter unter besonderer Berücksichtigung der Salzburger Slawenmission. In: G. Hödl/J. Grabmayer (Hrsg.), Karantanien und der Alpen-Adria-Raum im Frühmittelalter (Wien/Köln/Weimar 1993) 101–150.

R. Eisler, Die Legende vom heiligen Karantanerherzog Domitianus. Mitteil. Inst. Österr. Geschichtsforsch. 28, 1907, 52–116.

H.-E. Feine, Kirchliche Rechtsgeschichte. Die katholische Kirche[4] (Köln/Graz 1964).

H.-E. Feine, Ursprung, Wesen und Bedeutung des Eigenkirchentums. Mitt. Inst. Österr. Geschichtsforsch. 58, 1950, 195–208.

W. Fresacher, Erläuterungen zum Historischen Atlas der österreichischen Alpenländer. II. Abteilung, Kirchen- und Grafschaftskarte, 8. Teil Kärnten, 1 Kärnten südlich der Drau[2] (Klagenfurt 1966).

W. Fresacher, Die ältesten Kirchen im Lavanttale. Carinthia I 149, 1959, 476/788-491/803.

W. Fresacher, St. Jakob in Villach. Rechtsgeschichte der Stadtpfarre. In: 900 Jahre Villach (Villach 1960) 315–347.

W. Fresacher, Die mittelalterlichen Urbare des Benediktinerstiftes St. Paul in Kärnten 1289/90 und 1371/72. Österreichische Urbare III/3/II (Wien 1968).
W. Fresacher/G. Moro/J. Obersteiner/R. Wanner/H. Wiessner, Erläuterungen zum Historischen Atlas der österreichischen Alpenländer. II. Abteilung, Kirchen- und Grafschaftskarte, 8. Teil Kärnten, 2 Ost- und Mittelkärnten nördlich der Drau (Klagenfurt 1958).
M. Fuchs, Das frühmittelalterliche Gräberfeld von St. Peter bei Moosburg in Kärnten (Österreich). Arch. Korrbl. 22, 1992, 279–286.
G. Gänser, Die Mark als Weg zur Macht am Beispiel der «Eppensteiner». 1. Teil: Zeitschr. Hist. Ver. Steiermark 83, 1992, 83–125; 2. Teil: Zeitschr. Hist. Ver. Steiermark 85, 1994, 73–122.
J. Giesler, Der Ostalpenraum vom 8. bis 11. Jahrhundert. Studien zu archäologischen und schriftlichen Zeugnissen. 2 Historische Interpretation. Frühgeschichtliche und provinzialrömische Archäologie, Materialien und Forschungen 1 (Rahden/Westf. 1997).
F. Glaser, Frühes Christentum im Alpenraum. Eine archäologische Entdeckungsreise (Graz/Wien/Köln 1997).
F. Glaser, Neu entdeckte Flechtwerksteine in Kärnten. Carinthia I 183, 1993, 319–330.
F. Glaser, Inschrift karantanischer Kirchenstifter. Archäologie Österreichs 10/1, 1999, 19–22.
F. Glaser, Eine Marmorinschrift aus der Zeit Karls des Großen in Millstatt. Carinthia I 183, 1993, 303–318.
F. Glaser, Das Münster in Molzbichl, das älteste Kloster Kärntens. Carinthia I 179, 1989, 99–124.
F. Glaser, Eine frühmittelalterliche Schrankenplatte in Zweikirchen (Kärnten). Archäologie in Gebirgen. Schr. Vorarlberger Landesmus. Reihe A, 5 (Bregenz 1992) 263–264.
F. Glaser/K. Karpf, Ein karolingisches Kloster. Baierisches Missionszentrum in Kärnten (Wien 1989).
F. Glaser/S. Schretter, KG. Pfaffenberg. In: Fundber. Österreich 32, 1993, 736–737.
P. Gleirscher, Neues vom Gracarca-Friedhof über Grabelsdorf. Carinthia I 186, 1996, 11–45.
P. Gleirscher, Die Keltensiedlung auf der Gracarca. Eine archäologisch-historische Spurensuche um den Klopeiner See mit Ausblicken auf den Kärntner Raum und bis ins Mittelalter (St. Kanzian 1997).
S. Haider, Zum Niederkirchenwesen in der Frühzeit des Bistums Passau (8.–11. Jahrhundert). In: E. Boshof/H. Wolff (Hrsg.), Das Christentum im bairischen Raum. Von den Anfängen bis ins 11. Jahrhundert. Passauer Hist. Forsch. 8 (Köln/Weimar/Wien 1994) 325–388.
W. Hartmann, Der rechtliche Zustand der Kirchen auf dem Lande: die Eigenkirche in der fränkischen Gesetzgebung des 7. bis 9. Jahrhunderts. In: Cristianizzazione ed organizzazione ecclesiastica delle campagne nell'alto medioevo: espansione e resistenze I. Settimane di studio del centro Italiano di studi sull'alto medioevo (Spoleto 1982) 397–444.
L. Hauptmann, Politische Umwälzungen unter den Slowenen vom Ende des sechsten Jahrhunderts bis zur Mitte des neunten. Mitt. Inst. Österr. Geschichtsforsch. 36, 1915, 230–287.
G. Hödl, Zur Geschichte des Alpen-Adria-Raumes im Frühmittelalter. In: G. Hödl/J. Grabmayer (Hrsg.), Karantanien und der Alpen-Adria-Raum im Frühmittelalter (Wien/Köln/Weimar 1993) 11–15.
A. Jaksch, Geschichte Kärntens bis 1335. I. Urzeit bis 1246; II. 1246–1335 (Klagenfurt 1928/29).
D. Jelovina, Starohrvatsko kulturno blago (Zagreb 1986).
B. Johannson-Meery, Karolingerzeitliche Flechtwerksteine aus dem Herzogtum Baiern und aus bayerisch-Schwaben. Kat. Prähist. Staatssammlung 27 (Kallmünz/Opf. 1993).
H.-D. Kahl, Der Millstätter Domitian. Abklopfen einer problematischen Klosterüberlieferung zur Missionierung der Alpenslawen Oberkärntens. Vorträge und Forschungen Sonderband 46 (Stuttgart 1999).
H.-D. Kahl, Das Fürstentum Karantanien und die Anfänge seiner Christianisierung. In: G. Hödl/J. Grabmayer (Hrsg.), Karantanien und der Alpen-Adria-Raum im Frühmittelalter (Wien/Köln/Weimar 1993) 37–99.
H.-D. Kahl, Solium Ducatus Karinthie. Fragen um Kärntens Fürstenstein und seine Rituale. Carinthia I 188, 1998, 185–235.
L. Karaman, Osvrti na neka pitanja iz arheologije i povijesti umjetnosti. Starohrvatska Prosvjeta, 1952, 81–104.
K. Karpf, Zur Entstehungszeit des frühmittelalterlichen Klosters Molzbichl. Beobachtungen zu Kirchen mit repräsentativen Steinausstattungen in Karantanien. Beitr. Mittelalterarch. Österreich 12, 1996, 37–50.
K. Karpf, Frühmittelalterliche Flechtwerksteine in Karantanien. Marmorne Kirchenausstattungen aus tassilonisch-karolingischer Zeit. Monogr. z. Frühgesch. u. Mittelalterarch. 8 (Innsbruck 2001).
K. Karpf, Das Kloster Molzbichl – ein Missionszentrum des 8. Jahrhunderts in Karantanien. Carinthia I 179, 1989, 125–140.
K. Karpf, Heiliger Nonnosus, heiliger Tiburtius, bittet für uns! Die Bedeutung Molzbichls und seiner Heiligen. In: K. Amon (Hrsg.), Der heilige Nonnosus von Molzbichl. Das Kärntner Landesarchiv 27 (Klagenfurt 2001) 145–172.
K. Karpf/Th. Meyer, Frühes Eigenkirchenwesen in Oberkärnten. Archäologie Österreichs Sonderausgabe 1996, 77–84.
K. Karpf/Th. Meyer, Fratres – Berg der Brüder? Carinthia I 183, 1993, 331–345.
K. Karpf, Slawische Fürsten und bairischer Adel. Das frühmittelalterliche Karantanien am Schnittpunkt zweier Kulturen, in: Hortus Artium Medievalium 8, 2002, S. 209–222.
F. Lošek, Die Conversio Bagoariorum et Carantanorum und der Brief des Erzbischofs Theotmar von Salzburg. Monumenta Germaniae Historica. Studien und Texte 15 (Hannover 1997).
MC = Monumenta Historica Ducatus Carinthiae. A. Jaksch (Hrsg.) I–IV (Klagenfurt 1898 –1906).
Th. Meyer/K. Karpf, Zur Herkunft der Grafen von Görz. Genealogische Studie zur Genese einer Dynastie im Südostalpenraum. Südost-Forschungen 59/60, 2000/2001, 34–98.
Th. Meyer/K. Karpf, Herrschaftsausbau im Südostalpenraum am Beispiel einer bayerischen Adelsgruppe. Untersuchungen zum Freisinger Vizedom Adalbert, zur Her-

kunft der Eurasburger in Bayern, der Grafen von Tirol und der Grafen von Ortenburg in Kärnten. Zeitschr. Bayer. Landesgesch. 63/2, 2000, 491–539.
M. Mitterauer, Slawischer und bayrischer Adel am Ausgang der Karolingerzeit. Carinthia I 150, 1960, 693–726.
M. Mitterauer, Karolingische Markgrafen im Südosten. Archiv für österr. Gesch. 123 (Wien 1963).
G. Moro, Der kärntnische Besitz des Hochstiftes Freising. Carinthia I 123, 1933, 74–92.
G. Moro, Erläuterungen zum Historischen Atlas der österreichischen Alpenländer. II. Abteilung, Kirchen und Grafschaftskarte, 8. Teil Kärnten, 3 Oberkärnten nördlich der Drau (Klagenfurt 1959).
G. Moro, Zur Schenkung König Ludwigs des Deutschen an das Erzstift Salzburg im Jahre 860. Carinthia I 129, 1939, 18–40.
G. Moro, Zur politischen Stellung Karantaniens im fränkischen und deutschen Reich. Südost-Forsch. 22, 1963, 78–96.
K. Mühlberger, Das fränkisch-bayerische Ostland im neunten Jahrhundert. Ungedr. phil. Diss. (Wien 1980).
W. Neumann, Alpuuinus de Carantania. Zu den Anfängen des Bistums Freising in Kärnten. In: Bausteine zur Geschichte Kärntens. Festgabe für Wilhelm Neumann zum 70. Geburtstag. Das Kärntner Landesarch. 12 (Klagenfurt 1985) 55–62.
G. Piccottini, Karolingische Flechtwerksteine aus der Kirche St. Martin-Niedertrixen. Carinthia I 165, 1975, 153–167.
A. Pleterski/M. Belak, ZBIVA. Cerkve v vzhodnih alpah od 8. do 10. stoletja (ZBIVA – Archäologische Datenbank für den Ostalpenbereich. Die Kirchen in den Ostalpen vom 8. bis 10. Jahrhundert). Zgodovinski Časopis 49, 1995, 19–43.
M. Sagadin, Early medieval art und craft creativity in Slovenia. Hortus Artium Medievalium 3, 1997, 73–79.
M. Sagadin, Plastika s pleteninasto ornamentika v Sloveniji (Koper 1977).
H. Schleif, SS-Ausgrabungen Karnburg. Carinthia I 129, 1939, 261–271.
F. Schumi, Urkunden- und Regestenbuch des Herzogtums Krain I: 777–1200 (Laibach 1882/83).
H. Stadler, Die Siedlungsgeschichte von Oberlienz nach den archäologischen Zeugnissen. In: Oberlienz in Geschichte und Gegenwart (Oberlienz 1998) 9–26.
H. Stahleder, Bischöfliche und adelige Eigenkirchen des Bistums Freising im frühen Mittelalter und die Kirchenorganisation im Jahre 1315. Teil 1: Oberbayer. Archiv 104, 1979, 117–188; Teil 2: Oberbayer. Archiv 105, 1980, 7–69.
P. Štih, Die Strukturen des heutigen slowenischen Territoriums im Frühmittelalter. In: R. Bratož (Hrsg.), Slowenien und die Nachbarländer zwischen Antike und karolingischer Epoche: Anfänge der slowenischen Ethnogenese, I (Ljubljana 2000) 355–387.
W. Störmer, Früher Adel. Monogr. z. Gesch. d. Mittelalters Teil 1: 6/I; Teil 2: 6/II (Stuttgart 1973).
W. Störmer, Frühmittelalterliche Grundherrschaft bayerischer Kirchen. In: W. Rösener (Hrsg.), Strukturen der Grundherrschaft im frühen Mittelalter. Veröff. Max-Planck-Institut f. Gesch. 92 (Göttingen 1993) 370–410.
W. Störmer, Die bairischen Klöster der Agilolfingerzeit. In: Die Bajuwaren. Von Severin bis Tassilo 488–788. Ausstellungskat. (Rosenheim/Mattsee), 453–457.
M. Strmčnik Gulić, Legen. Sveti Jurij zakladnica podatkov (Kranj 1994).
U. Stutz, Die Eigenkirche als Element des mittelalterlich-germanischen Kirchenrechts. Berlin 1895. Nachdruck (Darmstadt 1971).
R. Svetina, Die Moosburg Arnulfs von Kärnten. Ein Beitrag zur Bestimmung ihrer Lage. In: Moosburger Museumshefte 1/93 [2. Jg.] (Moosburg 1993).
D. Svoljšak/T. Knific, Vipavska dolina. In: Situla 17 (Ljubljana 1976).
W. Sydow, Die frühchristliche Kirche von Oberlienz und ihre Nachfolgebauten. Fundber. Österreich 26, 1987, 151–172.
E. Szameit, Merowingisch-karantanisch-awarische Beziehungen im Spiegel archäologischer Bodenfunde des 8. Jahrhunderts. Neues Alt-Villach 31, 1994, 7–23.
A. Tagliaferri, Le diocesi di Aquileia e Grado. Corpus della scultura altomedievale X (Spoleto 1981).
B. Wavra, Salzburg und Hamburg. Erzbistumsgründung und Missionspolitik in karolingischer Zeit. Gießener Abhandl. Agrar- u. Wirtschaftsforsch. d. europäischen Ostens 179 (Berlin 1991).
E. Weinzierl-Fischer, Geschichte des Benediktinerklosters Millstatt in Kärnten. Archiv Vaterländ. Gesch. u. Topogr. 33 (Klagenfurt 1951).
H. Wiesflecker, Die Regesten der Grafen von Görz und Tirol, Pfalzgrafen in Kärnten I: 957–1271 (Innsbruck 1949).
H. Wolfram, Conversio Bagoariorum et Carantanorum. Das Weißbuch der Salzburger Kirche über die erfolgreiche Mission in Karantanien und Pannonien (Wien/Köln/Graz 1979).
H. Wolfram, Grenzen und Räume. Geschichte Österreichs vor seiner Entstehung. Österreichische Geschichte 378–907 (Wien 1995).
H. Wolfram, Salzburg, Bayern, Österreich. Die Conversio Bagoariorum et Carantanorum und die Quellen ihrer Zeit. Mitt. Inst. Österr. Geschichtsforsch. Ergänzungsband 31 (Wien/München 1995).
H. Wolfram, Der Zeitpunkt der Einführung der Grafschaftsverfassung in Karantanien. In: G. Pferschy (Hrsg.), Siedlung, Macht und Wirtschaft [Festschr. F. Posch]. Veröff. d. Steiermärkischen Landesarchivs (Graz 1981) 31–35.
J. Zahn, Urkundenbuch des Herzogthums Steiermark I [798–1192] (Graz 1875).

Abbildungen
Die Fotos stammen von K. Karpf.

ZUR AUSSENGESTALTUNG FRÜHMITTELALTERLICHER SAKRALBAUTEN IM SCHWEIZER ALPENGEBIET

Hans Rudolf Sennhauser

Im ehemaligen Gebiet des Bistums Chur und in den Randgebieten sind recht viele frühmittelalterliche Kirchenbauten ganz oder doch mit wesentlichen Resten erhalten geblieben, weit mehr als sonst in der engeren hier besprochenen Region.

Unter den frühen Bauten ist zuerst an die Grabkammer unter St. Stephan in Chur (A27) und an das Baptisterium von Riva San Vitale (A82) zu erinnern. (Abb. 1) St. Martin in Cazis (A19) mit seiner singulären Aussengestaltung dürfte ebenfalls noch einer Schicht angehören, die vor dem Einsetzen einer mehr oder weniger einheitlichen karolingischen Gruppe entstand, der Mistail (A65), Müstair/Klosterkirche (A71) und Heiligkreuzkapelle (A72), ferner St. Martin in Chur (A26) und die Rotunde von San Vittore im Misox (A89) angehören. Spätbeispiele sind die Doppelkapelle St. Ulrich und Nikolaus in Müstair, die Kapelle auf der Burg Mesocco (A61) und wohl auch San Martino in Quinto-Deggio (A79) und die dritte Marienkapelle von Disentis. (Abb. 2) Eindrücklich erlebt werden können die Krypten von St. Martin in Disentis (A31) (zugänglich gemachter Ausgrabungsbestand), von St. Luzi in Chur (A24) und die beiden Krypten der ehemaligen Klosterkirche von St. Gallen (A92). Darüber hinaus ist Graubünden eines der Gebiete, in denen eine grosse Anzahl Kirchen intensiv archäologisch untersucht worden ist, und aus denen uns viele Beispiele wenigstens in dokumentierten Ausgrabungsbefunden zugänglich sind. Manchmal sind hier auch Teile des Aufgehenden zutage getreten, zum Beispiel in Ramosch (A80) und bei St. Maria I in Disentis (A30). Sie ermöglichen zusammen mit den noch aufrecht stehenden oder doch weitgehend erhaltenen Bauten eine Vorstellung vom einstigen Aussehen der Gebäude.

Spricht man von diesen Bauten, so stehen in der Regel Grundriss und Aufriss, Raumkuben und Proportionen im Vordergrund. Von der äusseren Erscheinung wird weniger gesprochen. Das ist auch dadurch bedingt, dass nur noch selten die ursprüngliche «Aussenhaut» erhalten ist; Abwitterung, Erneuerung oder eine solide Renovation haben davon in den wenigsten Fällen etwas übriggelassen. Erstaunlich, wieviel aber gerade im Kanton Graubünden noch erhalten ist: zum Beispiel in Müstair, in Cazis und in San Vittore im Misox. (Abb. 3)

Das Mauerwerk besteht in den weitaus meisten Fällen aus Bruch- und Lesesteinen (in Feld und Wald zusammengetragene, zum Teil verwitterte und mit dem Hammer grob bis auf den harten Stein zurückgearbeitete Blöcke und Findlinge). Reines Quadermauerwerk kommt nicht vor, reines Kieselmauerwerk kaum.

Die «Aussenhaut»: Das bedingt, dass die Mauern meistens verputzt sind, sei es mit einem deckenden Verputz oder steinsichtig. Im zweiten Fall tritt der Mauermörtel in den Fugen und zwischen den Mauersteinen bis auf die Ebene der Steinoberflächen vor, so dass die Steinköpfe ganz von Mörtelbändern und -flächen umgeben, gleichsam in einem Netz von Mörtelstegen zu sehen sind. Der Mörtel kann mit der Kellenkante in die Fugen gepresst sein. Langgezogene horizontale und von «Lage zu Lage» reichende kurze vertikale Fugenstrich-Züge, Schnitte oder Rillen, bewirken gelegentlich, dass eine so behandelte Fläche das Aussehen einer mit «Handquäderchen» aufgeführten Mauer erhält.

Das sind Grundmöglichkeiten: Die verputzten Bauten können zudem bemalt sein, die «steinsichtigen» mit plastischen Mörtelgraten verziert usw. Weisse gliedernde Elemente auf



Abb. 1. Riva San Vitale, Baptisterium (A82), von SE.

grauer Fläche treten auf (Cazis, St. Martin A19) und gemalte Backsteinfriese auf gekalkter Wand.

Betrachten wir einige Beispiele im einzelnen.

Baptisterium von Riva San Vitale (A82)

Wir nehmen drei frühmittelalterliche Stadien an, die für die Geschichte der Aussengestaltung der hier betrachteten Bauten paradigmatisch wirken:

a) Der um 500 entstandene Urbau, dessen aufgehende Mauern nur einige Lagen hoch erhalten sind, zu dem aber das achteckige Taufbecken, der Mosaikboden und die aus Bruch- und Lesesteinen aufgeführten älteren Türgewände in den Achsenwänden West, Nord und Süd gehören, war verputzt; man darf ihn sich als ungegliederten, hell gekalkten Kubus vorstellen.

b) Im Verlaufe des Frühmittelalters, wohl noch in vorkarolingischer Zeit, muss der Urbau erneuert worden sein. Das steinsichtige Mauerwerk des Kernbaues mit den zwischen den Steinköpfen ausgleichenden Mörtelflächen und dem vor allem die Lagen betonenden Fugenstrich, aber auch die im Gegensatz zu den bruchrohen Eckquadern sorgfältig steinmetzmässig bearbeiteten Gewände-Quadern der Rundbogentüren sind Elemente des erneuerten Baues, die noch heute den Eindruck wesentlich mitbestimmen. Was sich nicht mehr feststellen lässt, ist aber, ob eine dünne Schlämme (vgl. St. Martin in Cazis A19) die Flächen – und die aus verschiedenfarbigen Quadern aufgebauten Türgewände – vereinheitlichte oder ob die Hausteingewände der Türen (und Fenster?) bewusst nicht nur durch ihren sauberen Schnitt, sondern auch mit ihrer Farbigkeit einen Akzent in dem durch die hellgraue Mörtelfarbe und den Fugenstrich bestimmten Mantel des Gebäudes bilden sollten.

c) Spätestens um 1000 ist die bei der Restaurierung wieder ergänzte Apsis an den Kernbau angefügt worden. Mit ihren flachen Blenden, die man wohl, wie es in den fünfziger Jahren ausgeführt wurde, am ehesten mit Einerbogen rekonstruiert, schliesst sich die Apsis an eine verbreitete Gruppe verputzter und gekalkter (zum Teil ornamental bemalter) karolingischer Bauten (Klosterkirche von Müstair A71) an. Ob schon damals oder erst später auch der Kernbau mit einer Verputzhaut überzogen wurde, ist nicht mehr festzustellen.

St. Martin in Cazis (A19)

Lisenen auf niedrigem, ca. 30 cm hohen Sockelband und mit angedeuteten flachen Kapitellen gliederten die Fassade in der ersten Fassung. Die Blendenfelder zwischen den Lisenen schlossen oben mit grossen Bogen ab, die sich von Kapitell zu Kapitell spannten. Zwischen den Bogenansätzen erhob sich auf dem Kapitell eine schlankere, sich verjüngende Lisene, die wieder mit einem Kapitell endigte. Kein einziges dieser kleineren Kapitelle sitzt im ursprünglichen Mauerverband, man möchte aber doch annehmen, dass sie bei der Erneuerung der oberen Mauerpartie an der alten Stelle wieder eingesetzt worden sind. Die doppelte Ordnung umfasst eine untere Ebene mit den gleichmässig schlanken Lisenen und den Kapitellen, von denen die seitlichen Bogen abgehen und

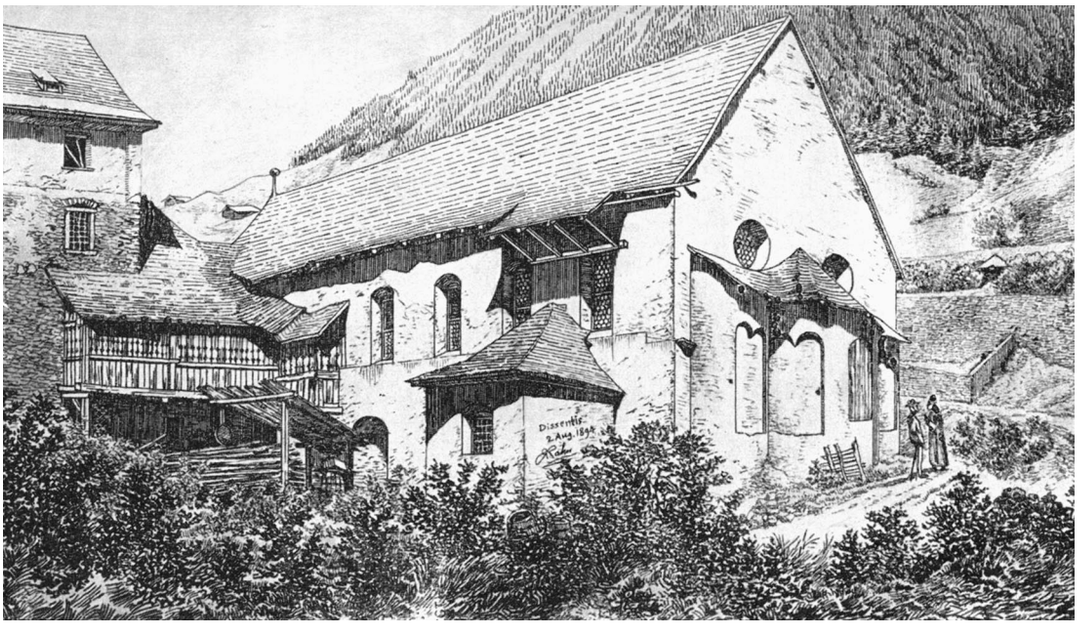


Abb. 2. Disentis, die 1895 mit Ausnahme der Apsiden abgebrochene Marienkirche (A30). Zeichnung J. R. Rahn 1894.

eine obere mit den auf die Kapitelle gestellten balusterartigen Lisenen, die sich nach oben verjüngen und die wohl ein Gebälk trugen. Die Anordnung hat antike Vorbilder.

Zwei Rekonstruktionsmöglichkeiten sind denkbar für das Dach: entweder war das Satteldach gegen die beiden Schmalseiten hin abgewalmt oder – was wahrscheinlicher ist: das Gebäude hatte Fassadengiebel, die vielleicht über das Dach hochstanden – bzw. von denen wenigstens der westliche über das Dach emporragte.

Am Äusseren wurde während der letzten Restaurierung die unterste, älteste Verputzschicht, soweit sie zu halten war, geschont, damit sie in das neue Putzkleid einbezogen werden konnte. Die systematische Untersuchung der übrigen Flächen erlaubte Feststellungen, die für eine Rekonstruktion der äusseren Erscheinung wichtig sind:

Es fiel auf, dass der horizontale Fugenstrich an den Flächen des Mauerwerks I unterschnitten – horizontal eingeschnitten und nach unten abgestrichen – war, im Gegensatz zu den Beispielen an der Ost-Aussenwand aus der zweiten Bauperiode. Dort wurde die Kellenkante so geführt, dass unterhalb der schräg in den Putz eingeschnittenen Fläche ein ungefähr horizontales Absätzchen entstand. Wir deuteten den Unterschied so, dass die erste Art das Wasser an der (unverputzten) Fassadenfläche abfliessen liess, während die zweite der besseren Haftung der Verputzschicht diente. Das würde bedeuten,



Abb. 3. San Vittore, S. Lucio (A89), von SE.

dass die Mauern während der Phase I unverputzt, in der zweiten aber mit einem Verputz versehen waren. Dafür sprechen weitere Beobachtungen: Lisenen und Kapitelle wie auch die Lisenenaufsätze (das gesamte Äussere?) waren in der ersten Phase mit einer dünnen Schlämme von dunkelgrau-brauner Farbe überzogen, welche die Mauerwerksstruktur sichtbar liess, das Mauerwerk aber farblich vereinheitlichte; sie liess die aus hellen Tuffen und dunklen Lesesteinen gefügten Lisenen farblich und materiell als einheitliche tektonische Elemente erscheinen. Die Untersichten der Bogen waren glatt verputzt.[1] Anderseits waren die Fugen zwischen den Bogen-Keilsteinen und die Kapitelle (gebildet aus einer Mörtelfläche, die sich kehlig an die vorstehende Deckplatte hochzog) auf den glatten geschlämmten Flächen mit hell gekalkten, erhaben aufgesetzten und beidseitig scharf beschnittenen plastischen Stegen besetzt, die nicht mit technischen Überlegungen, sondern als Ornamente zu erklären sind. Mindestens während einiger Zeit muss das Äussere von St. Martin in Cazis, was die Flächen betrifft, solcherart «steinsichtig» gewesen sein.

Der Übergang von Phase I zu Phase II bringt den Wechsel des Dekorationssystems am Äusseren vom singulären oben beschriebenen Schema zur verputzten und gekalkten glatten Wand mit einfachen, wie aus der Epidermis ausgeschnittenen Rundbogenblenden, die bei der karolingischen Bautengruppe die Regel bildet. Gleichzeitig ändert sich auch das System der Fenster: von den Fenstern mit geraden zu denen mit gegenläufig geschachten Gewänden. Berücksichtigt man alle aufgeführten Merkmale, so möchte man das Gebäude in seiner ersten Form ins 7./8., in der zweiten ins 9./10. Jh. datieren.

Ob die erste Fassung eine einmalige Lösung darstellt und wie es dazu kam, dass das seltsame Gebäude abseits des Dorfes Pfarrkirche von Cazis wurde, entzieht sich vorläufig unserer Kenntnis; denkt man an die mindestens vorläufig gegebene Einmaligkeit und die an antiken Dekorationssystemen orientierte repräsentative Aussengestaltung, so wäre als naheliegendes Erklärungsschema wohl die private Begräbniskirche in Betracht zu ziehen. Es fand sich aber kein Grab im Inneren. St. Martin war auch nicht von Anfang an eine Nebenkirche des Klosters Cazis, das nordwestlich des Dorfes vermutet wird,[2] während St. Martin im Südosten liegt. Das Kloster ist eine bischöfliche Stiftung (Bischof Victor II., Ende 7./Anfang 8. Jh.) auf Kirchengut. Es verblieb auch nach der Ausscheidung des staatlichen Gutes im Jahre 806 bischöflicher Eigenbesitz; offenbar war die bischöfliche Position hier stark. St. Martin könnte eine bischöfliche Stiftung gewesen sein, die Pfarrechte hatte: die *capella sancti Martini* mit der *cura animarum* ging 1156 an das Kloster Cazis über. Der Reformbischof Adalgott hatte in dieser Zeit das Kloster reformiert, die Nonnen der Augustinus-Regel unterstellt und das Haus wirtschaftlich durch die Vergabe von Zehnten und von zwei Kapellen (St. Alban auf Garschenna bei Hohenrätien und St. Martin) gestärkt.[3]

San Lucio in San Vittore (A89)

Die kleine Rotunde S. Lucio auf einem Felsblock im Dorf San Vittore im Misox ist in den siebziger Jahren untersucht und aussen restauriert worden. Ihr Sockel greift über den Felsen hinunter, die weisse zierliche Kapelle «hockt» richtig auf dem Felsblock. Grossförmige, mit Rundbogen schliessende Blendenfelder und ein dreifach abgetrepptes Hauptgesims (wie an der Klosterkirche Müstair A71), über das die Steinplatten (piode) des Daches vorstehen, beherrschen das Aussenbild. (Abb. 4) Drei ungleich hoch angeordnete Lichtscharten stören die ge-

---

[1] Das «Tympanon»-Feld über dem Türeingang ist mit der zweiten Bauperiode erneuert worden; es stösst auf beiden Seiten gegen älteren Verputz, und mehrere Mörtelstege zwischen Keilsteinen gingen in die deckende Mörtelfläche einer Blendbogenuntersicht der Westfassade über.

[2] Auf dem Platz «claustra vedra». Das Kloster ist wohl nach dem Brand von 1369 an die heutige Stelle im Dorf verlegt worden. U. Brunold, in: Helvetia Sacra III/1, I, Bern 1986, S. 253–256.

[3] Th. von Mohr (Hg.), Codex diplomaticus ad Historiam. Sammlung der Urkunden zur Geschichte Cur-Rätiens und der Republik Graubünden I, Cur 1848, Nr. 131, S. 179–181. – E. Poeschel, Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden III (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 11), Basel 1940, S. 178–182.

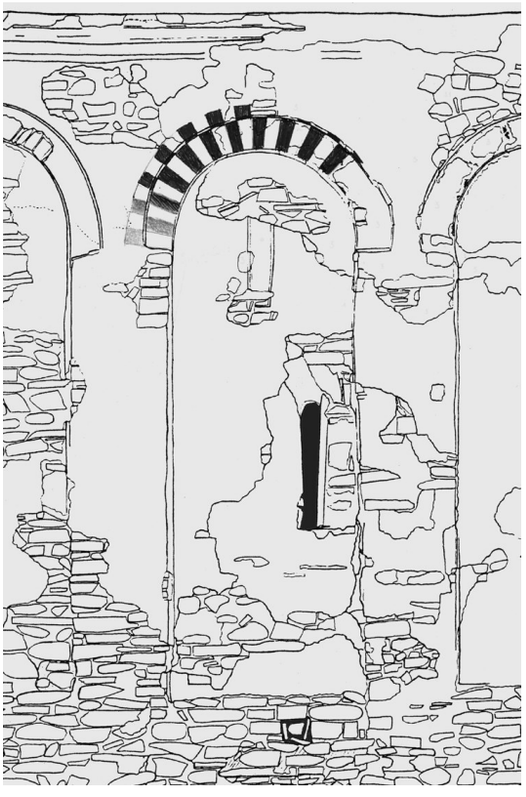


Abb. 4. San Vittore, S. Lucio (A89). Steingerechte Aufnahme der Fassade, Ausschnitt.

schlossene Fassadenfläche kaum. Die Rundbogen der Blenden sind einmal zurückgestuft und – in Ansicht und Untersicht – im Farbwechsel rot-weiss mit zwei Bogen Backstein-imitierend bemalt: der innere, zurückgetreppte Bogen mit Keilsteinen, der äussere Bogen mit auf Lücke gesetzten quadratischen roten «Steinköpfen». (Abb. 5) Eine jüngere Schicht, zum Teil auf Putzergänzungen, überlagert da und dort die ursprüngliche, in den frischen Putz (al fresco) hineingemalte Rot-weiss-Malerei. Es scheint, dass dieser jüngere Zustand nicht nur die Farbe wechselte, Rot gegen ein Grau tauschte, sondern die architektonischen Gegebenheiten weniger ornamental-dekorativ als tektonisch-struktiv nach einem neuen System «staffierte». Die Ansichten von Hauptgesims und Blendbogen waren weiss gehalten, die Untersichten dunkelgrau. Grau bemalt waren auch die Lisenen.[4]

St. Peter in Domat/Ems (A34)

Graubemalung findet sich an der mit Lisenen geschmückten verputzten Fassade eines grossen Profanbaues wieder: beim langgestreckten Gebäude, das den karolingischen Bauten – Kapelle mit Wohn- und Wirtschaftsgebäuden – von St. Peter in Ems vorausging. (Abb. 6) Die Ostfassade war offenbar die Schauseite. Sie wies sechs breite und wohl entsprechend hohe Rundbogenblenden zwischen Lisenen auf, deren Stärke zusätzlich auf eine beträchtliche Höhe des Gebäudes hinweist. (Abb. 7, 8) Die einmal gestuften Blendenbogen waren wie in Cazis aus Tuff-Keilsteinen gefügt. Biforen mit Fenstersäulchen und einmal abgetreppten Rundbogen müssen in mindestens zwei Blenden gesessen haben und zwar mehrere Meter über dem Aussenniveau; die Rundbogen der Blendenfelder und die



Abb. 5. San Vittore, S. Lucio. Blendbogen mit aufgemaltem Backsteinband im Farbwechsel rot-weiss. Retuschierte Foto.

[4] Ich danke dem untersuchenden Bauforscher François Guex für Zurverfügungstellung der Dokumentation und für zusätzliche Auskünfte.

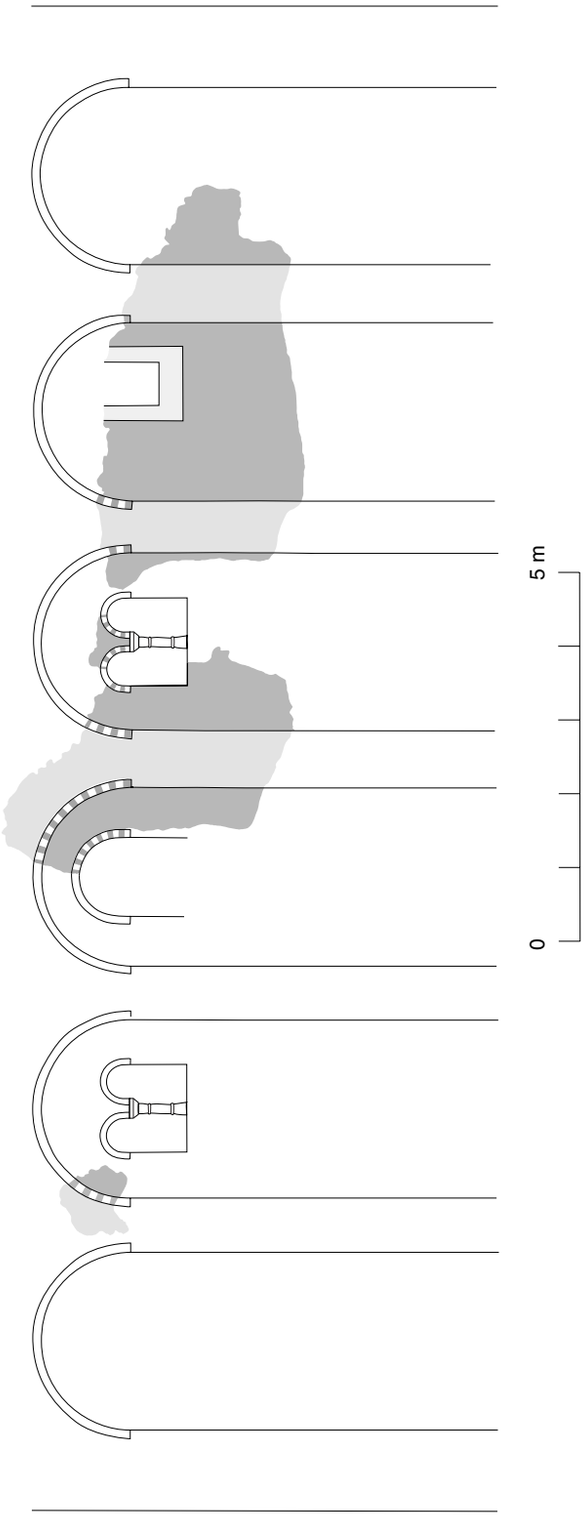


Abb. 6. Domat/Ems, St. Peter (A34). Saalgebäude, rekonstruierte Ostfassade.



Abb. 7 Domat/Ems, St. Peter. Links Fassadenmauer, rechts Rückseite der verstürzten Fassadenverkleidung. Rot: ergänzt.



Abb. 8. Domat/Ems, St. Peter. Verstürzte Fassadenverkleidung, Detail.

Böglein der Biforen setzten auf gleicher Höhe an. In einem Blendenfeld öffnete sich ein Fenster, um das ein breiter Rahmen wie ein Kragen gemalt war. Dieses Fenster, das man schon wegen seiner exzentrischen, aus der Achse gerückten Lage am wahrscheinlichsten als Rechteckfenster rekonstruiert, ist noch zur Benützungszeit des Gebäudes vermauert worden. Ein weiteres Blendenfeld wies – auf der Höhe der Biforenböglein – einen einzigen grösseren Rundbogen auf, der entweder zu einem über 1 m breiten Fenster oder zu einem Ausgang gehörte. Eine Türe müsste auf eine Laube oder eine Treppe geführt haben, denn nach den hochsitzenden Fenstern und den anhand der Blenden und Lisenen vorstellbaren Dimensionen muss das Gebäude doppelgeschossig gewesen sein.

Die Fassade war bemalt: Die vordere Ebene – Lisenen und Mauerstirn über den Blendenfeldern, sowie das Sockelband, wenn ein solches bestand, und der «Kragen» um das Rechteckfenster – waren weiss gekalkt, während die zurückliegende Schicht der Blendenfelder grau gehalten war. Im Farbwechsel grau-weiss waren die Keilsteine der Blendenbogen und der Fensterböglein getönt. Hervorstechendes Weiss auf grauem Grund – das war auch ein Gestaltungsprinzip der ersten Phase von St. Martin in Cazis, die (ebenfalls) vor- oder frühkarolingisch sein kann. Die Fläche grau, die struktiven Elemente der vordersten Schicht – Sockelband, Lisenen, Bogen, Rahmen – weiss: das kennen wir sonst bei Barockbauten. Muss man wirklich vermuten, dass sich solche Assoziationen nur deswegen einstellen, weil wir die älteren Bauten nicht besser kennen? (Abb. 9)

In Cazis wurde die Graufassung mit weissen Höhungen aufgegeben zugunsten der bei karolingischen Bauten allgemein verbreiteten, verputzten und gekalkten Wand mit Einerblenden und überwiegend rot aufgemalten «Backsteinfriesen», und in Ems ist das Gebäude mit Graufassung älter als ein karolingischer Neubau. Dass die «Graufassung» in karolingischer Zeit eher als altertümlich empfunden wurde, kann man demnach vermuten, aber dass man sie später nicht mehr antrifft, lässt sich nicht behaupten: in San Vittore ersetzt sie zum Beispiel eine Fassung der «jüngeren Art» mit rot aufgemalter Backsteinimitation.

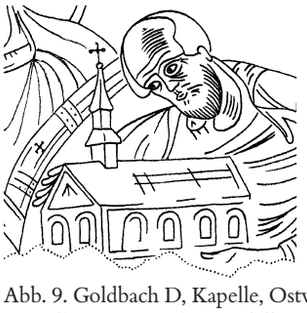


Abb. 9. Goldbach D, Kapelle, Ostwand. Der Stifter Winidhere mit Kirchenmodell.

Die Müstairer Gruppe

Klosterkirche (A71), Heiligkreuzkapelle (A72) und Doppelkapelle St. Ulrich- und Nikolaus. Die Klosterkirche von Müstair wies an den Apsiden, den Giebeln und den Obermauern über den Annexdächern Blendenfelder mit Einerbogen auf. Schlank und hoch waren sie an den Apsiden, bis zum Bogenansatz etwa doppelt so hoch wie breit an den Obermauern im Norden, Westen und Süden und ziemlich genau 1:2 proportioniert an den beiden Giebeln. (Abb. 10) Das einfache Dachgesims



Abb. 10. Müstair, Klosterkirche (A71), Apsiden.

ist aus «gefalzten Schmiegen zusammengesetzt»[5]; die Abdeckplatte ist über der Langhauswand zweimal, über den Apsiden dreimal abgetreppt. Die Gesimse sind mit dem Bruchsteinmaterial der Kirchenmauern aufgeführt, verputzt, gekalkt und bemalt. «Die Fenster und Blendbogen waren mit roten und weissen Keilsteinen in doppelter Schichtung eingefasst (Abb. 11); am Gesims des Langhauses war eine aus liegenden schwarzen [ineinander verhakten S-Formen] gebildete Kette gemalt, und die Untersicht der beiden Fälze in rote und weisse Abschnitte eingeteilt, welche deutlich genug die Erinnerung an eine Konsolenreihe aus Backstein wachrufen. (Abb. 12) Am Gesims der Apsiden entstand durch rote Bemalung der Effekt eines doppelten Zahnschnittfrieses, unter dem sich ein gelb und rot gemaltes Zickzack-Band hinzog».[6] Ein breites, auf den Putz gemaltes Ornamentband gürtete den Bau: auf der Ostseite und unter dem Westgiebel war auf der Höhe des durch Farbe und aufgemalte Ornamente hervorgehobenen dreigliedrigen Dachgesimses ein ca. 45 cm hoher gerandeter, rot-weisser Zickzackfries angebracht. Die gemalte Backstein-Imitation weckt Erinnerungen an die ravennatischen Bauten des 5. und 6. Jh. und an jüngere Backsteinbauten Oberitaliens, allen voran an das vielleicht mit Müstair etwa gleichzeitige San Salvatore in Brescia, ein Backsteinbau, ursprünglich vollständig verputzt und mit den Motiven bemalt, die sich auch in Müstair finden.[7]

---

5 J. Zemp, Das Kloster St. Johann zu Münster in Graubünden, unter Mitwirkung von R. Durrer (Kunstdenkmäler der Schweiz, Mitteilungen der Schweiz. Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler, N.F. V–VII), Genf 1906–1910, S. 24.

6 Zemp (Zit. Anm. 5) S. 24.

7 Für Ravenna vgl. F. W. Deichmann, Ravenna. Hauptstadt des spätantiken Abendlandes II, 3, Stuttgart 1989, S. 252–254.



Abb. 11. Müstair, Klosterkirche, Nordfassade. Aufgemalter Backsteinbogen im Farbwechsel.

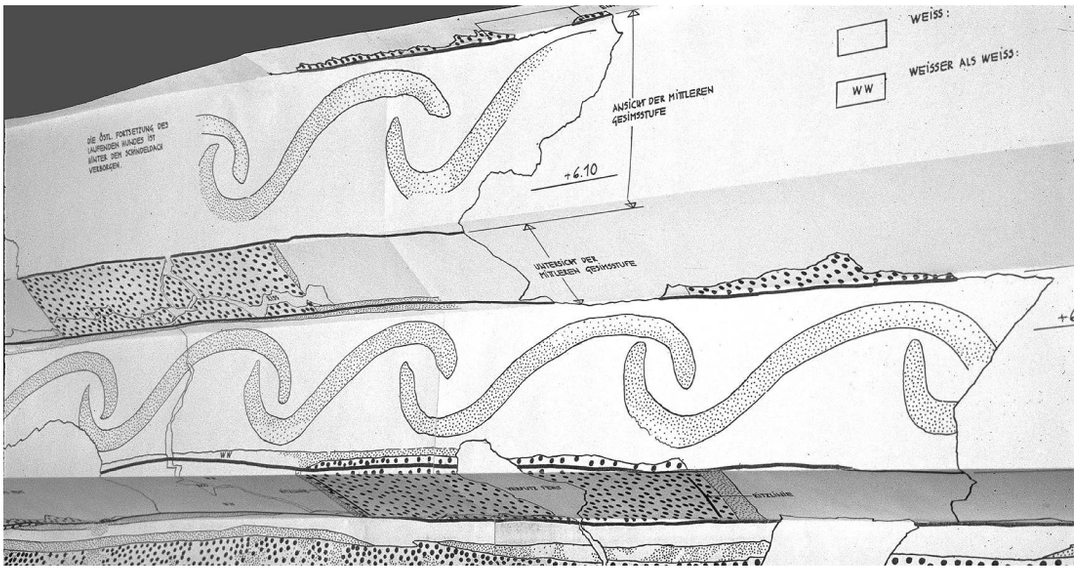


Abb. 12. Müstair, Klosterkirche, Hauptgesims. Ornamentmalerei, gefaltete Kopie der 1:1-Aufnahme.

Die Heiligkreuzkapelle (Abb. 13) stammt aus der Frühzeit des Klosters. Sie ist mit schlanken Blendenfeldern an West-, Nord- und Südwand des Schiffes und mit 1:3 proportionierten Blendenfeldern an den Apsiden, am Ostgiebel mit einer grossen 1:3 Blende und seitlichen 1:2 proportionierten Blenden versehen. Bisher sind am Aussenputz keine Farbspuren aufgefallen; die längerfristig unumgängliche Restaurierung der Kapelle bleibt abzuwarten.

Ein Spätbeispiel ist die St. Ulrich und St. Nikolaus geweihte Doppelkapelle. (Abb. 14) Der heutige Aussenputz stammt aus dem 17. Jh. Das doppelgeschossige Chörlein ist sekundär, aber gleichzeitig mit der Niklauskapelle und noch vor 1070 (Weihe durch Bischof Thietmar, 1040–1070) angebaut worden, deren Äusseres die einzelnen Blendenfelder mit den Einerbogen aufweist.

Weitere Bauten mit (Einer-)Blendendekor

Hochgezogene Rundbogenfelder mit dünn wirkenden Lisenen wiesen auch die Aussenwände von St. Martin in Chur (A26) auf. (Abb. 15) Weil die unterste Mauerpartie heute mit einem vorgeblendeten Sockel verkleidet ist, konnte hier nicht festgestellt werden, ob die Lisenen nicht doch auch wie bei den anderen Beispielen von einem durchgehenden Sockelband ausgingen. Dies scheint plausibel, wenn man bedenkt, dass es bei diesen Blendenfeldern nicht darum ging, gleichsam Stützen auf dem Boden abzustellen, sondern wie bei einem Sgraffito durch ein «Fenster» in der oberen Schicht eine untere Haut-Schicht sichtbar zu machen. (Abb. 16, 17) Das System ist weniger tektonisch als dekorativ zu verstehen und selbst die Bemalung der gliedernden Elemente (Gesims, Bogen) wirkt eher ornamenthaft.

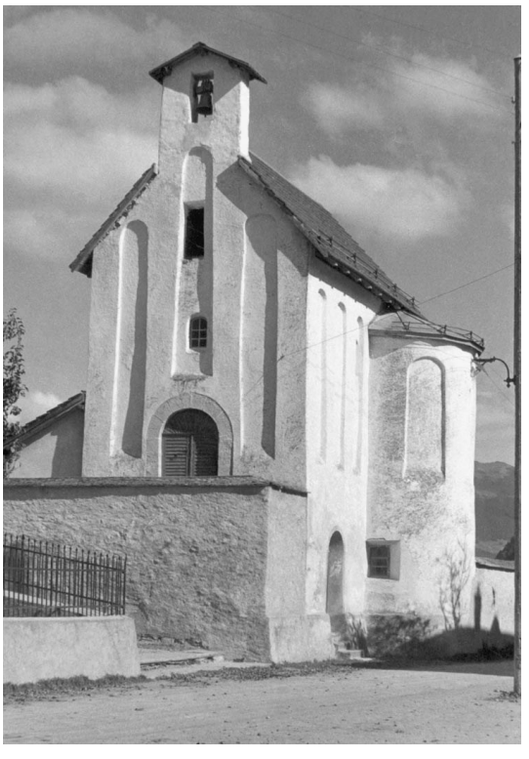


Abb. 13. Müstair, Heiligkreuzkapelle (A72), von SW. Foto H. Claussen.



Abb. 14. Müstair, Doppelkapelle St. Ulrich und Nikolaus. Retuschierte Foto von Josef Zemp.

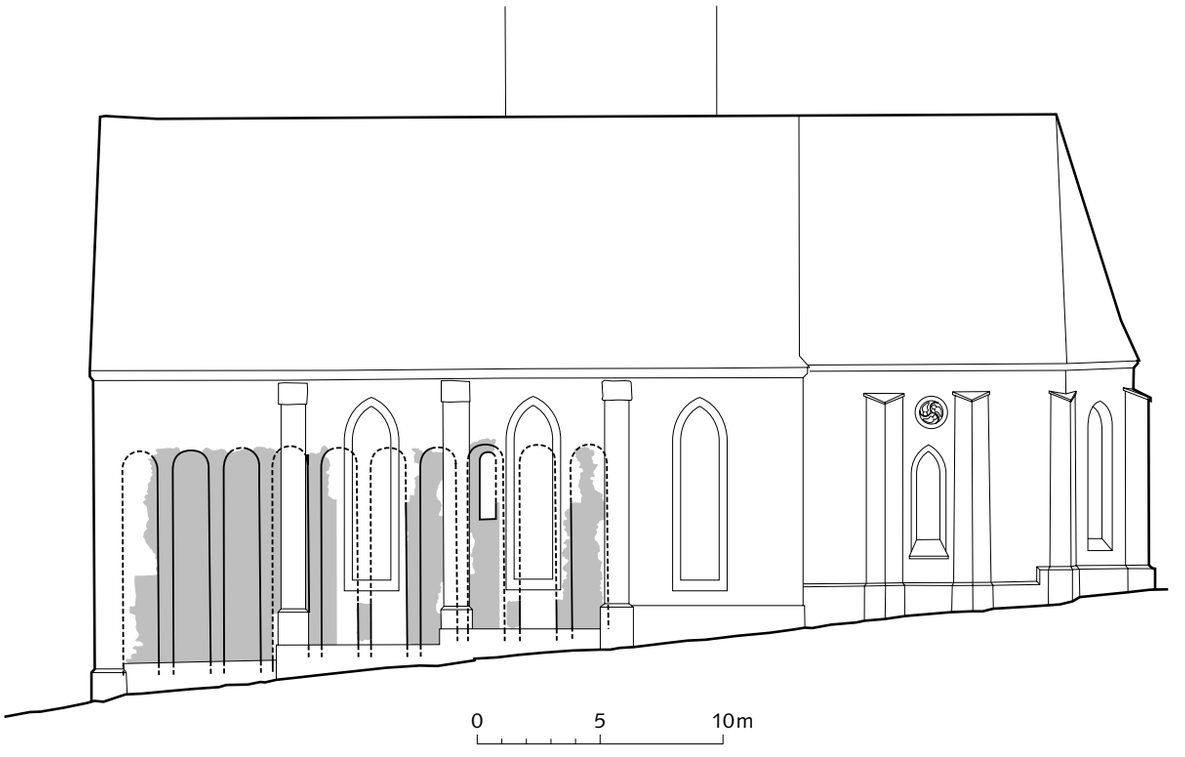


Abb. 15. Chur, St. Martin (A26), Südfassade mit karolingischer Blendengliederung am Schiff.

Dieses Sockelband ist auch bei St. Carpophor auf der Burg Mesocco (A61) an der Ostwand zu sehen (Abb. 18); es konnte bei der Lisenengliederung der Nordwand von St. Florin in Ramosch (A80) ebenso klar wie bei der südlichen Aussenwand der dreischiffigen Marienkirche von Disentis (A30) aus dem 8. Jh. festgestellt werden und ist wohl auch bei San Martino in Deggio (A29; Abb. 19) unter der Grasnarbe noch zu fassen – oder sollte sich dieser Bau gerade durch das Fehlen des Sockelbandes als Spätbeispiel erweisen, das den (romanischen) Bauten mit dünnen aufgelegten Stäben (Biasca, S. Pietro; Mendrisio, S. Martino) näher steht?

Mehrfach hat man in den letzten Jahren beobachtet, dass Mauerwerk nicht von Anfang an deckend verputzt wurde, sondern dass zunächst die Fugen zwischen den Mauersteinen mit verstrichenem Mauermörtel sauber ausgefüllt und sodann mit Fugenstrich Scheinquäderchen geformt wurden (Abb. 20). Den Fugenschnitt zog man oft mit dem Kalkpinsel sorgfältig nach, was die Grenzen zwischen den einzelnen «Handquäderchen» wirksam betonte: Romainmôtier, Civate, Ulrichskapelle von Müstair (Abb. 21) usw., – vor allem Bauten aus dem 11. Jh.?

Die kurze, nicht auf Vollständigkeit bedachte Übersicht zeigt die Variationsbreite möglicher Fassadenbehandlungen, lässt erahnen, dass vom unverputzten Mauerwerk bis zum hell gekalkten Bau, dem aufgemalte Friese, Bänder und Kringel (Brescia; Abb. 22, 23) um die Fenster und an den Gesimsen eine heitere, freundliche Note verliehen, viele und sehr verschiedenartige Fassungen denkbar sind und erinnert daran, dass in diesem weiten Gebiet ein Grossteil der Forschungsarbeit noch zu leisten ist – und das, bevor durch eingreifende Restaurierungen die letzten Zeugen beseitigt sind.

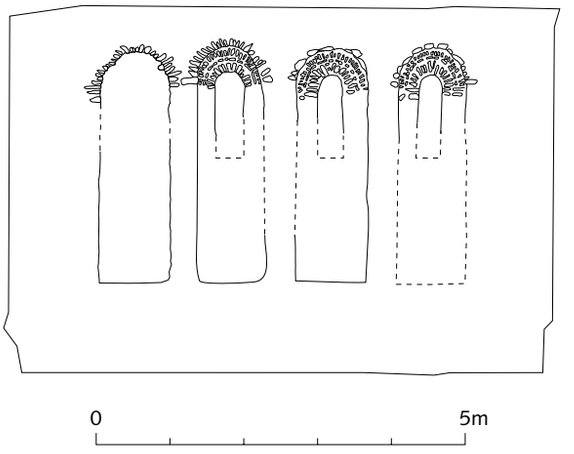


Abb. 16. Sumirago (Varese). S. Maria. Blendenfelder an der Südfassade. Ausbildung der Fenster- und Blendenbogen im Mauerwerk. Die Blendenfelder wirken wie aus der Epidermis ausgeschnitten.



Abb. 17. Pola, Kapelle bei S. Maria Formosa. Tektonisches System der Aussengliederung.

Die antike Tradition der farbigen Architektur[8] ist nicht im Frühmittelalter verloren gegangen und erst im 11./12. Jh. wieder entdeckt worden.[9] Inkrustierte Fassaden hat es immer wieder gegeben,[10] drei Beispiele zur Erinnerung: der «Römerturm» von Köln, das Baptisterium von Poitiers und die Torhalle von Lorsch. In der Tat lässt sich aber farbiger Steinwechsel, sogar auf Putz gemalt (Romainmôtier), seit dem 11. Jh. häufiger nachweisen. Das Problem besteht zum Teil darin, dass erhaltene frühmittelalterliche Bauwerke eher die Ausnahmen bilden, Verputz aus dem ersten Jahrtausend aber noch seltener erhalten ist.

Umso erstaunlicher ist die Bautengruppe im Bistum Chur: Cazis, Ems, San Vittore, Müstair usw. bzw. der Umstand, dass sich ihre Aussenerscheinung im Frühmittelalter anhand von Putz- und Malereiresten einigermassen anschaulich rekonstruieren lässt. Wenn dabei die Backsteinimitation der Keilsteinbogen und der Zickzackfriese, wenn

8 Vgl. Zemp (Zit. Anm. 5) S. 22–24.

9 E.-J. Favre-Bulle, M. Stähli, B. Pradervand, N. Schätti, L'analyse des peintures en façades, in: Eglise de Romainmôtier (Publication du Service des Bâtiments 54), Lausanne 1996, S. 25–27.

10 Zur Aussengestaltung (eine Auswahl): A. Schmid, Polychromie der Kirchen, in: Zeitschrift für christliche Kunst 12, 1909, Sp. 297–302, 337–342 u. 371–374.– H. Phleps, Das ABC der farbigen Aussenarchitektur, Berlin 1926. – R. Pfister, Die Farbe in der Architektur, in: Deutsche Kunst und Denkmalpflege 1963, S. 137–142. – H. Kreisel, Die Farbgebung des Äusseren alter Bauwerke, in: Deutsche Kunst und Denkmalpflege 1963, S. 111–136. – M. Cagiano de Azevedo, Policromia e polimateria nelle opere d'arte della tarda antichità e dell'alto Medioevo, in: XVII Corso di cultura sull'arte ravennate e bizantina, Ravenna 1970, S. 99–102. – F. Kobler, s. v. Farbigkeit der Architektur, in: RDK VIII, 1981, bes. Sp. 278–322. – H. P. Autenrieth, Il colore nell'architettura Italiana: Ricerche e Restauri. Kolloquium der Bibliotheca Hertziana Rom in Gemeinschaft mit dem Fachbereich Kunstwissenschaft der Technischen Universität Berlin, 19./20. Februar 1987, in: Kunstchronik 40, 1987, S. 265–278. – Ders., Aspetti della policromia romanica in Lombardia e a Pavia, in: Annali di storia pavese 14–15, 1987, Pavia 1988, S. 15–34, S. 181–190. – W. Bornheim, gen. Schilling, Bemalte und gemalte karolingische Architektur, in: Deutsche Kunst und Denkmalpflege 36, 1989, S. 7–20. – P. Findeisen, Putz und Farbigkeit an mittelalterlichen Bauten. Kolloquium Koblenz, Alte Burg, 3.-4. November 1990, in: Kunstchronik 44, 1991, S. 180–185. – Putz und Farbigkeit an mittelalterlichen Bauten, hrsg. v. H. Hofrichter (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung, Reihe B: Schriften 1 – Burgen und Schlösser, Sonderheft), Stuttgart/Braubach 1993. – V. Rossignol, Les débuts de la polychromie romane en Bourgogne, in: Edifices et peintures IVe–XIe s., Colloque C.N.R.S. 1992, Auxerre 1994, S. 125–134. – P. Perry, Les décors d'incrustations dans l'architecture romane d'Auvergne, in: Les Cahiers de Saint-Michel de Cuxa 36, 1995, S. 169–175.

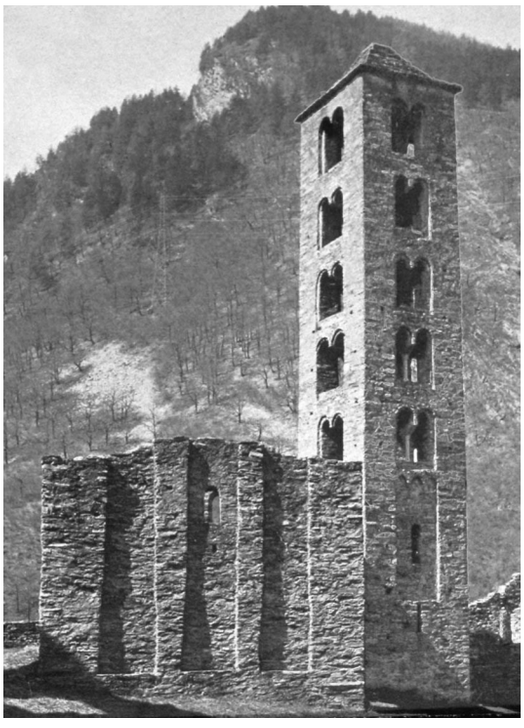


Abb. 18. Mesocco, S. Carpoforo (A61), Ostansicht mit Turm.

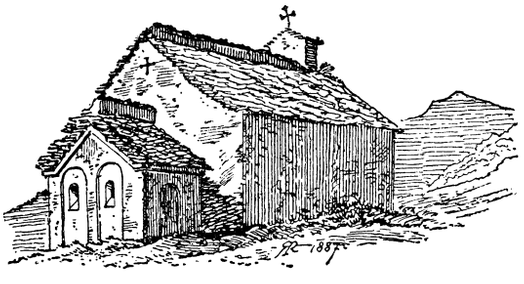


Abb. 19. Deggio, S. Martino (A29) nach J. R. Rahn 1887.



Abb. 20. Civate (Como), S. Pietro, Portal. Keilsteine des Bogens sorgfältig ausgefugt und geweisst.



Abb. 21. Müstair, Ulrichskapelle, Triumphbogen. Fugen zwischen den Keilsteinen geglättet und gekalkt. Die Begrenzungslinie der Keilsteine beschreibt einen gestelzten Bogen.

Farbwechsel und Anordnung der gemalten Elemente über Oberitalien (Brescia) und Ravenna auf die römischen Bauten zurück verweisen, so fügt sich der Eindruck dem allgemeinen Bild ein. Sie sind Kronzeugen für Erwin Poeschels Satz[11]: «Der entscheidende Unterschied zwischen Graubünden und der übrigen Schweiz nördlich der Alpen der geschichtlichen und kulturellen Entwicklung nach, liegt darin, dass jenes im Schirm der Berge und unter dem Schutz eines früh erstarkten Bistums die Kontinuität zwischen der Antike und dem Frühmittelalter ungebrochen bewahren konnte.»



Abb. 22. Brescia, S. Salvatore, Südfassade.

Abbildungen

1. Foto UCMS. – 2. nach I. Müller, Disentiser Klostergeschichte 1, Einsiedeln/Köln 1942, S. 35. – 3. Büro Sennhauser, R. Celio. – 4. F. Guex, Fribourg. – 5. Foto F. Guex mit Retuschen Büro Sennhauser, A. Hidber. – 6. Nach Vorlage ADG gez. Büro Sennhauser, A. und N. Hidber. – 7. Aufnahme ADG. Ergänzungen Büro Sennhauser, A. Hidber. – 8. Foto ADG. – 9. nach J. und K. Hecht, Die frühmittelalterliche Wandmalerei des Bodenseegebietes, Sigmaringen 1979, Bd. 2, S. 401, Abb. 62, Ausschnitt. – 10. Büro Sennhauser, A. Hidber. – 11. HR. Sennhauser. – 12. Büro Sennhauser, Christine Greder. – 15. Zeichnung Büro Sennhauser, N. Hidber nach ADG. – Abb. 16. Nach P. Donati, Venticinque anni alla direzione dell'Ufficio cantonale di monumenti storici, a cura di G. Foletti, Bellinzona 1999, S. 200. – Abb. 17. HR. Sennhauser. – Abb. 18. nach O. P. Clavadetscher / W. Meyer, Das Burgenbuch von Graubünden, Zürich/Schwäbisch Hall 1984, S. 251. – Abb. 19. nach J. R. Rahn, Die mittelalterlichen Kunstdenkmäler des Cantons Tessin, Zürich 1893 (Sonder-Abdruck der Beilage »Zur Statistik schweizerischer Kunstdenkmäler«, in: ASA 1890–1993), S. 71 (503), Fig. 47. – Abb. 20–23. HR. Sennhauser.



Abb. 23. Brescia, S. Salvatore, Südfassade. Verputzreste mit Ornamentbemalung.

[11] E. Poeschel, Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden I (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 8), Basel 1937, S. 15.

TEIL 5

TYPEN, FORMEN UND TENDENZEN

Die Schlussbetrachtung befasst sich mit Grundrisstypen im Kirchenbau des östlichen Alpengebietes, Typenelementen und Einzelformen sowie Zeugen der liturgischen Ausstattung; einbezogen werden auch Heizungen in Kirchen und Kirchen in Höhensiedlungen. Die Zusammenstellung soll eine klarere Sicht von zeitlichen und regionalen Schichten im frühen Kirchenbau vermitteln.

TYPEN, FORMEN UND TENDENZEN IM FRÜHEN KIRCHENBAU DES ÖSTLICHEN ALPENGEBIETES: VERSUCH EINER ÜBERSICHT

Hans Rudolf Sennhauser

In den Katalogen, den Übersichten und in den Beiträgen zu einzelnen Bauten treten landschaftliche Spezifika hervor, und wer – zum Beispiel durch den Katalog der «Vorromanischen Kirchenbauten» und die Bände «les premiers monuments chrétiens de la France»[1] – einigermassen vertraut ist mit den Kirchenbauten im westlichen Alpengebiet und in den angrenzenden Landschaften, dem zeigen sich Unterschiede, von denen einige wichtige im folgenden nach Sachgruppen diskutiert werden sollen.

Ich gehe von den **Bautypen** aus (Saalkirchen, Apsissäle, Zweiapsidensäle, zweischiffige Bauten, Dreiapsidensäle, Dreikonchenbauten, kreuzförmige Bauten), spreche dann von **Bauteilen:** den Apsidenformen, der eingebauten Apsis, von den Annexen und Annexbauten und schliesslich von den **Komplexanlagen**[2]. Die **liturgische Ausstattung** (Altäre, Reliquienkammern, Klerusbank, Schranken) lässt weitere Unterschiede erkennen und schliesslich bleiben zwei Elemente zu diskutieren, die vorläufig offenbar vor allem im hier behandelten Gebiet beobachtet wurden: Fusswaschbecken und Heizanlagen. Die letzten Bemerkungen beziehen sich auf die Kirchen in befestigten Höhenanlagen.

Im Verlaufe der Entwicklung, über die Jahrhunderte hinweg verglichen, geben sich – manchmal deutlicher, gelegentlich etwas weniger – die im östlichen Alpengebiet gemeinsam wirkenden Tendenzen zu erkennen. Es wird auch der seit der Spätantike feststellbare und in der sich ruhig weiterentwickelnden Randregion Graubünden zäh festgehaltene Zug des Kerngebietes nach Osten (nach Südosten) immer wieder sichtbar – eben nicht oder nur in bedeutend geringerem Masse ein Zug nach Westen, trotz der (bis in die Zeit Karls des Grossen nicht straffen) Einbindung des Gebietes ins fränkische Reich.

A. Grundrisstypen im Kirchenbau des östlichen Alpengebietes

1. Der Saal

Ein Wesenszug der Kirchenbauten im östlichen Alpengebiet, der jedem Betrachter schon bald auffällt, ist die Vorliebe der Region für **Saalkirchen.** Für das 6. bis 8. Jh. überrascht sie nicht, wohl aber für die Frühzeit und für die Karolingerzeit. Im Kerngebiet sind aber mehrschiffige Bauten vor dem 8. Jh. kaum vertreten; es gibt sie – mit einer Ausnahme im 5./6. Jh. (A74 Muralto) und einer im 8. Jh. (A30 Disentis) – erst seit karolingischer Zeit, und auch dann sind sie ausschliesslich für Ausnahmebauten wie Kathedralen und Klosterkirchen in Gebrauch. Bezeichnend ist, dass Disentis, nachdem das Kloster zunächst[3] für die Marienkirche die Basilika-Form gewählt hatte, spätestens um 800 zur Saalkirche zurückkehrte und die Basilika durch einen Dreiapsidensaal ersetzte. Die Rekonstruktion einer dreischiffigen Dorfkirche

---

1 Les premiers monuments chrétiens de la France, 3 Bde. (Atlas archéologiques de la France, série typologique 1–3), Paris 1995, 1996, 1998.

2 P. Chevalier, Salona II: Ecclesiae Dalmatiae. L'architecture paleochrétienne de la province romaine de Dalmatie (IVe–VIIe s.), Bd. 2 (Collection de l'Ecole Française de Rome 194/2), Rom/Split 1996, S. 97–100.

3 Nach vorläufiger Annahme um 720.

von Kundl (B16) in Nordtirol, die im Zusammenhang mit der *Notitia Arnonis* von 788 vorgeschlagen wurde, hält einer kritischen Überprüfung nicht stand. Franz Glaser bezeichnet zwar die zweite Bischofskirche von Teurnia als «dreischiffig» (mit Anführungszeichen), sieht aber eindeutig ein saalförmiges, nicht unterteiltes Schiff, umgeben von seitlichen Hallen und einem vorgelagerten Narthex.

Frühe Grossbauten wie der Dom von Trient (D16.2) und karolingische Kirchen (Müstair A71) gehen an die Grenze dessen, was stützenlose Raumbreiten vermögen. Es wäre für den Architekten und Baumeister sicherlich einfacher gewesen, einen mit Säulen/Pfeilern unterteilten Raum zu überdecken; der nicht unterteilte Raum muss hier als Ideal gegolten haben.

Anderseits sind im Hoch- und Spätmittelalter ursprüngliche Saalkirchen des Kerngebietes nachträglich zu dreischiffigen Bauten umgestaltet worden, so etwa der Dom von Trient (D16.2), im 15. Jh. Civezzano (D5), Disentis-St. Martin (A31) und am Jahrhundertende auch Müstair (A71). Mindestens im letzten Falle ging es nicht in erster Linie darum, den Raum zu «modernisieren», die Raumwirkung zu verändern, sondern vor allem um Brandschutz, und die Massnahme hat sich schon wenige Jahre später bewährt (1499). Dass in Müstair aus der Saalkirche eine Halle mit drei gleich hohen Schiffen wurde, ergab sich einerseits aus der Tatsache, dass man die Gewölbe unter der alten Flachdecke einzog, die Raumform entsprach aber auch der Neigung der Zeit, und sie wurde der alten Form insofern am ehesten gerecht, als sie der zentralisierenden Raumwirkung der karolingischen Saalkirche am wenigsten entgegentrat.

Bedeutung und Verbreitung von Saalkirchen

Die Ansicht über Bedeutung und Verbreitung von Saalkirchen hat im Verlaufe der Zeit Veränderungen erfahren.

In seiner Dissertation über «Die christlichen Denkmäler des ersten Jahrtausend in der Schweiz»[4] schrieb Samuel Guyer: «In der altchristlichen Architektur scheint – soweit ich die Sache jetzt durchsehen kann – bei der Gemeindekirche die Einteilung in drei Schiffe als unerlässlich gegolten zu haben … Wo Einschiff-Typen auftreten, handelt es sich meist um Bauten, die andern Zwecken dienen (Totenkult etc.).»

Paul Frankl[5] sah neben dem Idealbild einer aus dem Mittelmeerkreis stammenden Basilika in Gallien auch die Form des Saales mit seitlichen Sakristeien, mit Annexen (Romainmôtier). Er wertet sie als «einfachen Typ für eine Gegend, die erst dem Glauben zu gewinnen war.»[6] Einer ähnlichen Auffassung entspricht die Bemerkung von Georg Dehio,[7] dass die Raumgestalt der Basilika das «Leitmotiv der Entwicklung» im abendländischen Mittelalter sei. «Wenn das Mittelalter auch Abweichungen von der Basilika gekannt hat, so sind sie doch gleichsam nur das, was neben der rechtgläubigen Lehre die Heterodoxien sind», und Richard Krautheimer schrieb noch 1987: «einschiffige, flachgedeckte Kirchen sind doch wohl ganz einfach ‹Volkskunst›».[8]

Auf Grund der damals bekannten Beispiele umschrieb Joseph Gantner 1936[9] das Verhältnis einfacher und komplizierterer Typen untereinander folgendermassen: Einfachste «gewissermassen rein technische, zeitlose» Bauten, die überall ohne Vorbilder entstehen können, nimmt er als «Urfundament» vieler Landkirchen und Kapellen an. «An den klassischen Or-

---

4 Zürcher Diss., Leipzig 1907, S. 10, Anm. 6.

5 P. Frankl, Baukunst des Mittelalters. Die frühmittelalterliche und romanische Baukunst (Handbuch der Kunstwissenschaft), Wildpark-Potsdam 1926, S. 3 ff. – Allgemein: Art. Basilika in: RAC I, 1950, Sp. 1225–1259.

6 Frankl (Zit. Anm. 5) S. 5.

7 Geschichte der deutschen Kunst, Textbd. 1, Berlin/Leipzig (1919), [4]1930, S. 33.

8 R. Krautheimer, Die karolingische Wiederbelebung der frühchristlichen Architektur, in: R. Krautheimer, Ausgewählte Aufsätze zur europäischen Kunstgeschichte, Köln 1988, S. 274. Ähnlich, wenn auch nicht so dezidiert F. W. Deichmann, Ravenna, Hauptstadt des spätantiken Abendlandes II, 3, Stuttgart 1989, S. 258–260.

9 J. Gantner, Kunstgeschichte der Schweiz I, Frauenfeld/Leipzig 1936, S. 23 f.

ten der frühchristlichen Schweiz – Genf, Romainmôtier, Saint-Maurice, Chur – haben sich sodann die eigentlichen Grundtypen der altchristlichen Kirche, die ein- und dreischiffigen Anlagen mit einer Apsis feststellen lassen.»

Schon 1916 hatte Rudolf Egger darauf hingewiesen,[10] dass Saalkirchen zu den altertümlichsten Vertretern frühchristlicher Kirchentypen im Adriagebiet und in den Alpen gehören. Die späteren Bodenforschungen haben dies auch für Oberitalien und für die Rheinlande, schliesslich für den ganzen christlichen Westen bestätigt.

Seit frühchristlicher Zeit und während des ganzen Mittelalters hat die Form des Saales neben Basilika und Zentralbau nicht nur für Kleinbauten starke Verbreitung gefunden: Darauf wies, ausgehend von der Basilika in Trier und von stadtrömischen Basiliken, schon Edgar Lehmann hin.[11] Gegenüber allen Versuchen, den Saal als eine «mindere Form», als «verhinderte Basilika» und Ersatzform für Basiliken in kleineren Verhältnissen zu interpretieren, betont die neuere Forschung den selbständigen Charakter der Saalbauform und ihre Verwendung für mannigfaltige und zum Teil bedeutende Aufgaben.[12] – Die Verbreitung des Typs im ersten Jahrtausend und seine Verwendung auch für Bischofskirchen und Klosterbauten geben Erich Bachmanns Vermutung Relief, nach der sich vielleicht «gerade im deutschen Dorf- und Kleinkirchenbau gewisse uralte Überlieferungen reiner erhalten (haben), als in den Bauten der sogenannten ‹Hochkunst›, die seit je den abendländischen Stilüberschichtungen stärker ausgesetzt war.»[13]

Edgar Lehmann nennt Elemente wie Dimensionen (Trient, Müstair!), Bedeutung und Streuungsdichte, die dagegen sprechen, dass der Saal lediglich als «Notlösung» zu deuten sei. Saalkirchen sind in einigen Gegenden in solcher Dichte vorhanden, dass «ein tieferliegender Grund die häufige Anwendung der Saalkirche» veranlasst haben muss.[14] Soweit sich bis heute absehen lässt, kann hinzugefügt werden, dass auch die Ausstattung der frühen Saalkirchen kaum geringer war als die der Basiliken. Im Hochmittelalter ändern sich freilich die Verhältnisse: Der Saal wird mehr und mehr einseitig zur Form von Dorfkirchen und Kleinbauten, und Reformorden, die sich vorzugsweise an schlichte Kirchentypen halten, verwenden ihn. – Auch die Wertschätzung ändert sich; bezeichnend ist, was die Hirsauer Chronik von der alten Aureliusbasilika meldet, sie sei *spaciosa … sed in modum veterum ecclesiarum sine columnarum sustentaculo constructa* gewesen.[15]

Die übliche Geringschätzung der Saalkirche verliert ihre Grundlage, wenn man mit Armin von Gerkan und Thuri Lorenz nicht nur die römische Marktbasilika, sondern auch die meist stützenlose repräsentative Privat-«Basilika» unter den Ahnen des christlichen Kirchenbaues sieht, was ein Vergleich der Basilica des Iunius Bassus mit der Klosterkirche von Müstair veranschaulicht.

---

10 R. Egger, Frühchristliche Kirchenbauten im südlichen Norikum (Sonderschriften des Österreichischen Archäologischen Institutes in Wien IX), Wien 1916, S. 122.

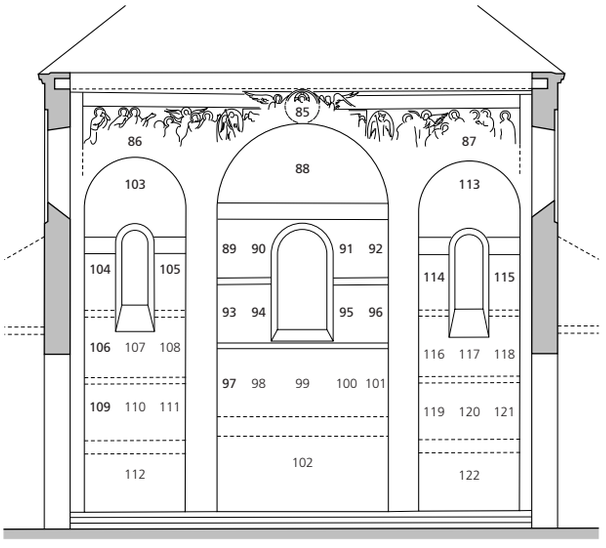
11 E. Lehmann, Zum Typus von Santo Stefano in Verona, in: Stucchi e mosaici alto medioevali. Atti dell'ottavo congresso di studi sull'arte dell'alto medioevo I, Milano 1962, S. 287 ff.

12 Frühe Beispiele: H. E. Kubach im Bericht über die vom Zentralinstitut für Kunstgeschichte in München veranstaltete wissenschaftliche Arbeitstagung (3. bis 5. März 1955), in: Kunstchronik 8, 1955, S. 117–124. – Ders. und A. Verbeek, Die vorromanische und romanische Baukunst in Mitteleuropa. Literaturbericht 1938 bis 1950, in: Zeitschrift für Kunstgeschichte 14, 1951, S. 124–148, bes. S. 133 f. und ders., Literaturbericht 1950 bis 1954 mit Nachträgen für die Jahre 1938 bis 1950, in: Zeitschrift für Kunstgeschichte 18, 1955, S. 157–198, bes. S. 162 und S. 172–174. – E. Lehmann, Saalraum und Basilika im frühen Mittelalter, in: Formositas Romanica. Beiträge zur Erforschung der romanischen Kunst. Joseph Gantner zugeeignet, Frauenfeld 1958, S. 131–150.

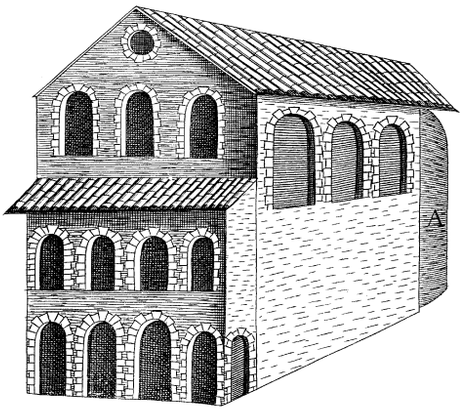
13 E. Bachmann, Kunstlandschaften im romanischen Kirchenbau, in: Zeitschr. Dt. Ver. Kunstwiss. VIII, 1954, S. 159. – Kubach, über die Bauten sekundärer entwicklungsgeschichtlicher Bedeutung im Maasgebiet: «Bei diesen an sich bescheidenen Bauten, die die entscheidenden Wandlungen der Baukunst nur ahnen lassen, wird vor allem die Kontinuität des christlichen Kirchenbaues greifbar.» H. E. Kubach, in: Zeitschr. Dt. Ver. Kunstwiss. VII, 1953, S. 116.

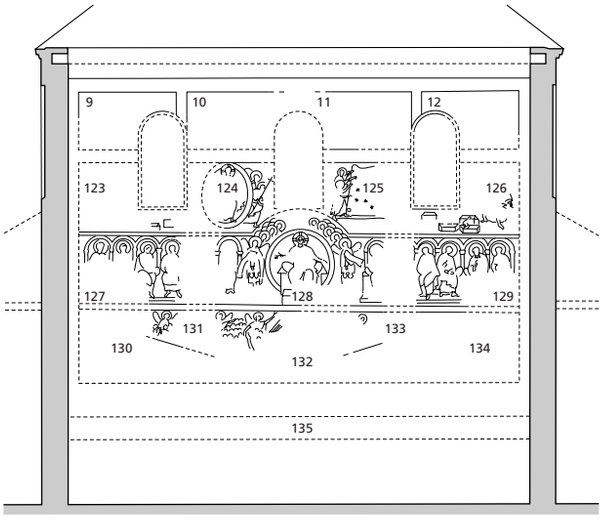
14 Lehmann (Zit. Anm. 12) S. 131.

15 Zu Hirsau: Historia Hirsaugiensis Monasterii, in: MGH, Scriptores XIV, unveränderter Nachdruck Stuttgart/New York 1963, S. 255. – Thuri Lorenz, Überlegungen zur Vorgeschichte der christlichen Basilika, in: Boreas 23/24, 2000/2001, S. 113–132. S. auch unten, S. 969, Annexbauten.



Müstair Klosterkirche, Ostwand/Apsiden





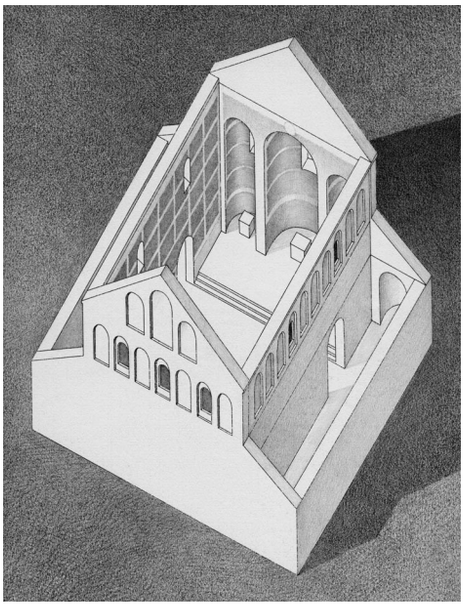


Abb. 1. Müstair, Klosterkirche St. Johann. Ost- und Westwand mit Numerierung der karolingischen Bildfelder. Isometrische Rekonstruktion der karolingischen Klosterkirche. Zeichnungen A. Hidber. – Oben rechts: Rom, Basilica des Iunius Bassus (†359) aus der Familie der Anicier. Nach Ciampini.

Formale Möglichkeiten des Saales

Gewiss gibt es viele anspruchslose Saalkirchen und Saalkirchlein, die es erlauben, vom «Gerätecharakter» der Bauform zu sprechen, von einer «gewissermassen technischen Form»[16], aber der Saal ist nicht jene simple Raumform, die gemeint wäre, würde man den Ausdruck verallgemeinern. Er kann als übersichtlicher, grossförmiger Einheitsraum verschiedene Gestalten annehmen. Er kann sich der Basilika oder als stehender Kubus

16 Gantner (Zit. Anm. 9) S. 23 f. über den apsidenlosen Saal.

dem Zentralbau annähern. Malerische Ausgestaltung oder plastische Wandgliederung können davon profitieren, dass der «Einraum, mit einem einzigen Blick überschaubar»[17] ist. Der «allansichtige» Raum wird zum Beispiel in Müstair (A71, Abb. 1) mit spiralig angeordneten Bildregistern ausgemalt; der Betrachter dreht sich im Raumzentrum um die eigene Achse, wenn er die Bildfolge im Ablauf nachvollzieht. Die hochsitzenden Fenster – je zwei in den Längswänden, drei in der Westwand und in jeder Apsis ein Fenster in der Achse – verstärken die zentralisierende Raumwirkung. Linus Birchler hat darauf aufmerksam gemacht, dass solche Wirkungen «bewusst oder unbewusst» spätantikem Raumempfinden entsprechen. Der Saal kann sich mit einer Apsis, mit zwei oder mit drei Apsiden oder Nischen verbinden und durch plastische Ausgestaltung eine seiner vier Wände hervorheben, ohne dass der Raum deswegen eindeutig «gerichtet» sein muss. In Müstair sind die Seitenwände durch die spiralig angeordnete Bildabfolge miteinander verbunden, Ostwand und Westwand aber dadurch, dass im Osten die Darstellung von Pfingsten/Himmelfahrt Christi unter dem Deckenansatz über den Apsiden[18] auf das Bild an der Westwand hinweist: Wiederkunft Christi, das Jüngste Gericht und Abschluss des «Welttheaters» (Engel rollen den Himmel ein). Spiralig an den Seitenwänden und von Osten nach Westen (über die verlorene Decke, die wohl auch bildliche Darstellungen trug) ist der Raum «geschnürt»; der Betrachter empfindet es so – dank dem «Einheitsraum». Die «Rundansichtigkeit» des Saales und die Möglichkeit, Wände vom Boden bis zur Decke zu bemalen, sind in Müstair bewusst genutzt: das Innere eines Raumes für das Allerheiligste so kostbar zu gestalten wie das Äussere eines Reliquienschreines, bzw. den Beter mit Bildern in die rundum wirkende christliche Erlösungs-Geschichte[19] einzuhüllen und ihn in die Welt des Paradieses einzubeziehen.

Die im Prinzip einfachste, aber keineswegs einseitige Bauform des stützenlosen Saales mag dem frühen Mittelalter besonders entsprochen haben; ihre Bevorzugung beruht aber in mehr als einer Hinsicht auf älteren Gewohnheiten. Mit Annexen bereichert kann der Saal kreuzförmigen Bauten ähnlich sein; er kann zum «Trikonchos» werden und kann eine Folge von Räumen hintereinander aufreihen (die «Vorräume») oder sich mit Korridoren umgeben, so dass die Aussenwirkung einer Basilika entsteht. Er entspricht dann der «église cloisonnée»[20], der Kirche mit einzelnen «Zellen», die miteinander verbunden sind und dem alten, in karolingischer Zeit modifizierten Grundsatz, für jede Funktion einen eigenen Raum zu schaffen.[21]

2. Ein Haupttyp: Die Saalkirche mit Priesterbank

Stellenwert und Formenvielfalt der Saalkirchen mit Klerusbank kommt in der Übersichtstafel Franz Glasers über die frühchristlichen Bauten in Noricum deutlich zum Ausdruck. Der Typ ist aber nicht auf Noricum beschränkt, sondern ist bezeichnend für das gesamte hier behandelte mittlere und östliche Alpengebiet.

Unter den bis jetzt bekannten Beispielen überwiegen die reinen Rechtecksäle. Einige dieser Bauten haben Querannexe. Ein zweiter, sehr häufiger Typ ist die Saalkirche mit Apsis ohne Einzug, in der mehr oder weniger parallel, aber mit kleinerem Radius das Rund der Klerusbank angeordnet ist. Auch bei dieser Gruppe treten oft Querannexe auf. Bei einem dritten Typ lehnt sich die Klerusbank innen an die eingezogene Apsis. Querannexe sind auch hier möglich (Celeia). Und schliesslich ist eine vierte Gruppe auszumachen, bei der eine eingezogene Apsis hinter der Klerusbank liegt. In Ausnahmefällen ist die Klerusbank bei Rechtecksälen an die Ostwand angebaut.

---

17 L. Birchler, in: Frühmittelalterliche Kunst in den Alpenländern. Art du haut moyen âge dans la region alpine. Arte dell'alto medio evo nella regione alpina. Akten des III. Internationalen Kongresses für Frühmittelalter-Forschung, 9.–14. September 1951, hg. v. L. Birchler, E. Pelichet, A. Schmid, Olten/Lausanne 1954, S. 169.

18 Bildinhalt Apsiden: Christus-Salvator, Kirche als Stellvertreterin Christi auf Erden und Ewiges Heil im Siegeskreuz: der Hauptinhalt des christlichen Glaubens.

19 War an der Decke das Paradies dargestellt? oder die Schöpfungsgeschichte?

20 J. Baltrusaitis, L'église cloisonnée en orient et en occident, Paris 1941.

21 Auf dem St. Galler Klosterplan sind in einem dreischiffigen Bau einzelne «Kapellen» durch Schranken ausgeschieden.

3. Saalkirchen mit zwei Apsiden und zweischiffige Kirchen[22]

Ob ein Saalraum in eine, zwei oder drei Apsiden mündet, ist für unser, jedenfalls für das abendländische Raumempfinden insofern nicht gleichgültig, als die unbetonte Mitte bei zwei parallelen Raumachsen ungewohnt wirkt und das Gefühl vermittelt, wir hätten es mit zwei parallelen Räumen zu tun, etwa so, wie es bei einem Zweiapsidensaal mit durch Stützen verstellter Mittelachse der Fall ist.

Johann Rudolf Rahn hat in seinen «Neuen Tessinerfahrten»[23] als erster, was die Schweizer Beispiele betrifft, auf die Häufung spätmittelalterlicher Kirchenbauten mit zwei Schiffen südlich der Alpen aufmerksam gemacht. Erwin Poeschel und Walther Sulser nennen weitere, zum Teil auch früh- und hochmittelalterliche Beispiele.

Die meisten von ihnen sind zwischen dem 11. und dem 16. Jh. aus Um- oder Zubauten entstanden: An die ältere Kirche baute man eine neue, die gemeinsame Längsmauer wurde durchbrochen und beide Kirchen kamen unter ein gemeinsames Satteldach. Daraus hat sich die zum Teil noch geltende Meinung ergeben, Zweiapsidenbauten seien nicht als Typ, sondern nur als Umbau-Resultat zu verstehen. Die grosse Zahl der solcherart umgebauten Kirchen lässt aber doch vermuten, dass diesem Umbau-«Prinzip» (Rahn) ein gültiger Kirchentyp mit zwei (gleichwertigen) parallelen Achsen zugrundeliegt, ein entsprechendes Raumgefühl also vorhanden war. Die Existenz eines Kirchentyps mit zwei Apsiden in früh- und hochmittelalterlicher Zeit im Alpengebiet ist durch neuere Funde gesichert: Mehrere Beispiele besitzen zwei ursprüngliche, gleichzeitige Apsiden: Ala (D1), Mendrisio (A60), Mesocco (A62), Chironico (A21), Sureggio (A107), Vomp (B37). Grundsätzlich sind vom nicht unterteilten Saal über den Raum mit einer Stütze oder mit arkadisierter Trennmauer alle Varianten möglich bis zur Koppelung zweier getrennter Parallelräume. Die genannten Bauten mit zwei Apsiden aber sind Saalkirchen ohne Raumunterteilung. Mendrisio dürfte aus dem 8./9. Jh.

---

[22] Zu den Zweiapsidenbauten: K. Simon, Die Anlage zweischiffiger Räume in Deutschland, in: Repertorium für Kunstwissenschaft XXV, 1902, S. 41 ff. – J. Zeiller, Eglises géminées en Dalmatie (Bulletin de la société nationale des antiquaires de France) Paris 1922, S. 117–122. – R. Krautheimer, Mittelalterliche Synagogen, Berlin 1927, S. 165. – M. Niccolò Conti, Chiese medioevali a due navate in Lunigiana, La Spezia 1927. – M. Piacentini, Nota sulle chiese a due navate, in: Palladio V, 1941, S. 126 ff. – E. Poeschel, Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden VI: Puschlav, Misox und Calanca (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 17), Basel 1945. – G. Wielich, Il locarnese ai tempi di Odoacre, dei goti e dei bizantini, in: Bollettino storico della Svizzera italiana, s. IV, a. XXIII, 1948, 3: S. 114–142, 4: S. 169–204. – W. Sulser, Die Zweiapsidenkirchen von Mesocco und Soazza. Zur Baugeschichte und Restaurierung, in: Zeitschr. Schweizer. Arch. u. Kunstgesch. 21, 1961, S. 152. – W. Sulser, B. Turk-Vilhar, La chiesa di San Pietro e San Paolo a Mesocco, in: Quaderni Grigionitaliani 30/2, 1961. – W. Sulser, Die Entwicklung der Kleinkirchen in Currätien und im Tessin, in: Stucchi e mosaici alto medioevali (Atti del ottavo congresso di studi sull'arte dell'alto medioevo), I, Milano 1962, S. 331 ff. – T. K. Mikeladzé, Une église à deux absides de Bitchvinta (Materialy po arheologii Gruzii i Kavkaza = Matériaux pour l'archéologie de la Géorgie e du Caucase 3), Tbilissi 1963, S. 125–131. – P. Pierotti, Pievi pisane a due navate (Saggi Critici 3), Pisa 1965. – H. Thümmler, Vorstufen der zweischiffigen Hallenkirchen Gotlands, in: Kirche und Gesellschaft im Ostseeraum und im Norden vor der Mitte des 13. Jahrhunderts, Visby 1969, S. 189–220 (Wiederabdruck in: H. Thümmler, Zur Architektur und Skulptur des Mittelalters. Gesammelte Aufsätze [Beiträge zur Kunstgeschichte des Mittelalters und der Renaissance 7], Münster 1998, S. 411–428). – G. Dimitrokallis, Hoi dikonchoi christianikoi naoi, Athen 1976; ders., Les églises chrétiennes biconques, Athènes 1976. – H.-R. Meier, Baukonzept und Klosterreform: Abt Heitos Reichenauer «Kreuzbasilika», in: Zeitschr. Gesch. Oberrhein 138, N.F. Bd. 99, 1990, S. 459–469. – A. G. Garofano, La chiesa di San Zeno a Castelletto di Brenzone nel contesto dell'architettura religiosa carolingia del territorio veronese, in: Venezia arti 1995, S. 5–14. – I. Matejčić, Dvije srednjovjekovne crkve, istrazivanje i obnova Sv. Marija Mala kod Bala i Sv. Toma kod Rovinja (katalog izlozba) – Due chiese medievali, ricerche e restauro Santa Maria Piccola presso Valle e San Tommaso presso Rovigno, Rovinj-Rovigno 1997 und Besprechung von D. Demonja, in: Hortus Artium Medievalium 4, 1998, S. 249–251. – A. G. Garofano, Edifici ecclesiastici *duali* in Italia settentrionale dall'età carolingia al romanico, Diss. Venezia (Ms.) 1999. – S. Ghigonetto, Storia dell'architettura medievale. Una tipologia riscoperta: le chiese a doppia-abside (forme e funzioni), Paris 2000. – A. G. Garofano, Le chiese *duali* di età carolingia fra Istria e Italia settentrionale, in: Hortus Artium Medievalium 8, 2002, S. 159–166.

[23] J. R. Rahn, Neue Tessinerfahrten. Streifzüge in der Leventina, im Bleniotal und der Riviera. Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1887, S. 28 ff.

stammen, Ala aus dem 9. oder 10. Jh. Ins 9. Jh. wird auch Sureggio datiert. Für Mesocco hat W. Sulser 10./11. Jh. vorgeschlagen, für Chironico werden Datierungen vom 10. bis ins 12. Jh. genannt. Seit Virgilio Gilardoni es gewagt hat, mit Fragezeichen auch das 10. Jh. ins Spiel zu bringen, überwiegt die Frühdatierung. Rahn hatte vom 12. Jh. gesprochen, Birchler vom ausgehenden 11./beginnenden 12. Jh. Bianconi glaubte, die Doppelung der Apsiden sei erst im 14. Jh. entstanden. De Bernardi sprach von der ersten Hälfte des 11. Jh.,[24] Dimitrokallis vom 10. Jh. und A. Garofano hält mit Rücksicht auf den Charakter des Lisenenschmuckes und auf das verlorene Taufbecken einen Ansatz um 1000 für glaubhaft.[25] Vomp im Tirol stammt nach Sydow aus dem späten 12. Jh. A. Previtali widmet den Zweiapsidenkirchen ein Kapitel seines Buches über die Kirchen des ersten Jahrtausends im Bistum Vicenza. Er bespricht sechs Saalkirchen mit zwei Apsiden und datiert sie ins 9. bis 12. Jh.: S. Eusebio di Bassano, S. Lorenzo di Castelnovo, S. Martino in Brogliano, SS. Marcello e Anna in Montorso, SS. Fermo e Rustico in Bolzano Vicentino und S. Pietro di Rosà.[26]

Die Beobachtung, dass Bauten mit parallelen Raumachsen[27] die Eingänge mit Vorliebe auf einer Längsseite haben, wird jedenfalls durch die Schweizer Beispiele nicht bestätigt; gerade bei den ursprünglich zweiapsidialen Bauten (Mendrisio, Mesocco, Chironico) ist die Lage des Einganges auf der Westseite nachgewiesen.

Für zweiachsige Kirchenbauten sind bisher vor allem drei Erklärungsversuche gegeben worden:

1. Zweischiffige Bauten sind aus einer Notmassnahme entstanden: Der zu klein gewordene Kirchenraum wird durch Anbau eines weiteren ungefähr gleich grossen, gleichförmigen zweiten Kirchensaales erweitert und vergrössert. Dies kann im Falle der sechs genannten Saalkirchen mit Doppelapsiden, die hier im Vordergrund stehen, ausgeschlossen werden. Diese Beispiele untermauern im Gegenteil die Theorie, nach der es sich bei Bauten dieser Art um Beispiele eines weit zurückreichenden selbständigen Typs handelt.

2. In den beiden Apsiden werden verschiedene Patrone verehrt. – Mehrmals hat man versucht,[28] die beiden Apsiden mit den besonders im mailändischen Gebiet verbreiteten Doppelpatrozinien in Zusammenhang zu bringen: Quiricus (Cyricus, Cyriacus) und Julitta, Cosmas und Damian, Cornelius und Cyprian, Protasius und Gervasius, Vitalis und Agricola. – Zwar wechseln Patrozinien relativ häufig, aber es ist auffällig, dass unter allen hier betrachteten Beispielen kein gesichertes altes Doppelpatrozinium erscheint: Für Vomp im Tirol gibt Sydow das Patrozinium Peter und Paul an,[29] während Hans Fink[30] als einzige urkundliche Erwähnung des Patroziniums «Maria und Peter» (1323) nennt, aber ein ursprüngliches Petrus-Patrozinium für gegeben hält. Dass Doppelpatrozinien die Wahl des Typs veranlassten, ist in Einzelfällen denkbar, ebenso aber auch, dass da und dort die Bauform nach einem Doppelpatrozinium rief. Dass aber Doppelpatrozinien die Entstehung des Typs veranlassten, ist weder zu beweisen, noch nach Lage der Dinge überhaupt wahrscheinlich.

---

[24] A. De Bernardi, Chiese romaniche nel cantone Ticino, Torino 1968, S. 48–53.

[25] Garofano, Diss. (Zit. Anm. 22) S. 136–139.

[26] A. Previtali, Le chiese del primo millennio nella diocesi di Vicenza, Vicenza 2001, S. 192–212. – S. Lorenzo di Castelnovo ist spätmittelalterlich nach R. Canova dal Zio, Le chiese delle tre venezie anteriori al mille, Padova 1987, S. 145 f.

[27] K. Ginhart, Über die Zweiachsigkeit im nordischen Baudenken des Mittelalters, in: Belvedere 1927, S. 135 spricht nur von den zweischiffigen hoch- und spätmittelalterlichen Bauten, die aber kaum (siehe unten) ohne jene Vorgänger denkbar sind, von denen wir hier handeln.

[28] Vgl. Zusammenstellung seit Enlart bei A. G. Garofano, Diss. (Zit. Anm. 22) S. 211–213. Zuletzt für das hier behandelte Gebiet: H.-R. Meier, Baukonzept und Klosterreform (Zit. Anm. 22) S. 459–569.

[29] W. Sydow, Kirchenarchäologie in Tirol und Vorarlberg. Die Kirchengrabung als Quellen für Kirchen- und Landesgeschichte vom 5. bis in das 12. Jahrhundert (Fundberichte aus Österreich, Materialheft A 9), 2001, S. 116 ff., S. 190.

[30] Die Kirchenpatrozinien Tirols, Passau 1928, S. 47.

3. Die Zweiteilung ist in dem Sinne liturgisch zu verstehen, dass verschiedene Riten in den beiden Kirchenhälften vollzogen wurden (Ugo Monneret de Villard und Camille Enlart), bzw. dass die eine Apsis der Feier der Eucharistie, die andere dem Heiligenkult diente (Attilio Previtali).

Hans Thümmler[31] verweist auf eine «kleine Gruppe von zweischiffigen Hallenkirchen in Südtirol», bei denen jedes Schiff «in eine eigene halbrunde und nach aussen vortretende Apsis» mündet und bemerkt: «die Chorgestaltung hat ihre direkten Vorbilder in den flachgedeckten Zweiapsidensälen Graubündens und des Tessin … Man darf sie wohl zu einer Untergruppe der bekannten Dreiapsidensäle aus karolingischer Zeit in Currätien zählen.» Untergruppe insofern, als sich der Saal, an dem diese Landschaften festhalten, mit einer Apsis oder mit drei Apsiden verbinden kann mit dem Resultat einer befriedigenden räumlichen Wirkung. Die Anzahl der Apsiden hängt von den Bedingungen ab, die der Raum zu erfüllen hat, aber auch von räumlichen Vorstellungen, die bei einer Apsis und drei Apsiden eine eindeutig betonte Mittelachse in den Raum legen, bei zwei Apsiden aber zwei parallele Achsen und eine unbetonte (Symmetrie-)achse. Nachdem eine auffällige Häufung dieser Bauten im weiteren Einflussgebiet Aquileias und der oberitalienischen Doppelkirchenanlagen auftritt, wird man sich fragen können, ob die Zweiteilung des Raumes nicht mit dieser Grossform zusammenhängen kann.

Die Ansicht von Richard Krautheimer: «die zweischiffige Halle ist eine profane Raumform»[32] lässt sich vielleicht vertreten, wenn man von römischen Marktbasiliken, z. B. Thera,[33] Cirene[34] oder von der romanischen Architektur her urteilt, seit zweischiffige Räume häufiger auftreten als wohl gemeinhin angenommen wird. Im Pfalzenbau gehören die Aula der karolingischen Pfalz Frankfurt,[35] jene der Pfalz Paderborn aus dem ersten Viertel des 11. Jh. und diejenige des Kaiserhauses von Goslar aus dem zweiten Viertel zu den älteren bekannten Beispielen. Wie später in den Rathäusern (Basel, Rufach) werden hier die grossen Säle mit einer Stützenreihe längsunterteilt. Im Norden wird die Zweischiffigkeit für Klosterräume im Hochmittelalter für Refektorien, Kapitelsäle und Vorratsräume fast zur Regel, und auch im Profanbau der Städte wird sie in gotischer Zeit häufig verwendet. Kaufhäuser (Konstanz), Zunfthäuser, Tuchhallen, Schlachthäuser usw. werden zweischiffig gebaut, Keller als zweischiffige «Gewölbe» eingerichtet. Die seit dem 11. Jh. oft spürbar weiter gespannten Dimensionen, die grösseren Raumbreiten und die aufkommende Wölbung (Kreuzgratgewölbe) haben zur Verbreitung zweischiffiger Räume beigetragen.

Im romanischen Sakralbau ist die Form des zwei- und vierschiffigen Raumes besonders häufig für Krypten verwendet worden.[36] Unter den Kirchenbauten mit zwei Schiffen ragen seit dem 13. Jh. die Jakobinerkirchen von Toulouse, Agen und Paris hervor, und noch 1512–1515 erbauten die Dominikaner in Augsburg ihre Kirche als zweischiffige Halle.

Bis in die Spätgotik hinein ist die Zahl der zweiachsigen Bauten in Frankreich und Deutschland «Legion, weit höher als man

---

31 Thümmler, Vorstufen (Zit. Anm. 22) S. 411 ff.

32 Krautheimer, Mittelalterliche Synagogen (Zit. Anm. 22) S. 165.

33 L. Crema, Enciclopedia classica III: Archeologia e storia dell'arte classica XII. Archeologia (Arte romana) I: L'architettura romana, Turin 1959, S. 62, S. 167, fig. 69.

34 S. Stucchi, Architettura cirenaica (Monografie di archeologia Libica IX), Rom 1975, S. 347.

35 W. Sage, Zur archäologischen Untersuchung karolingischer Pfalzen in Deutschland, in: Karolingische Kunst, hg. v. W. Braunfels, H. Schnitzler (Karl der Grosse. Lebenswerk und Nachleben III), Düsseldorf [3]1966, S. 334.

36 Winchester, Jerichow, Klosterbruch, Schenna-St. Martin 1071, Sigtuna, Soest-St. Nikolai, Telfs-St. Michael, Augsburg, Freising, Brandenburg a. H., Nürnberg-St. Sebald usw. – Mit dieser Tradition mag auch noch das zweischiffige Untergeschoss des Beinhauses von Schwyz aus dem 2. Jahrzehnt des 16. Jh. zusammenhängen. Nach 1512 begonnen, Ausführung vor und im Jahr 1518, vgl. L. Birchler, Die Kunstdenkmäler des Kantons Schwyz Bd. II, Basel 1930, S. 405 ff.

glaubt, da besonders viele ländliche Kirchen diese Anlage aufweisen.» Diesen Satz Ginharts bestätigt Walther Buchowieckis[37] Buch auch für Österreich.

Buchowiecki unterscheidet folgende Gruppen zweiachsiger Bauten in Österreich: Einsäulenkirchen; zweischiffige Räume ohne Apsis; zweischiffig mit einer Apsis (wie St. Lorenz in Paspels GR); zweischiffig mit zwei ungleichwertigen Apsiden (wie Giornico); zweischiffig mit zwei gleichwertigen Apsiden;[38] zweischiffig, Chor dreischiffig; zweischiffig, Westjoch dreischiffig; vierschiffig.

Nach Ljubo Karaman[39] sind Zweiapsidenkirchen nicht byzantinischer Herkunft, sondern eine «particularité locale en pays des Alpes».[40]

Pascale Chevalier führt unter den frühen (4.–7. Jh.) Kirchentypen Dalmatiens weder Zweiapsidensäle noch zweischiffige Bauten mit zwei Apsiden auf.

Ejnar Dyggve bringt als Beispiel für die zweiapsidialen frühchristlichen Bauten des östlichen Adriagebietes Dikovača, für die frühmittelalterlichen S. Peter in Zara, einen Bau von rechteckigem Grundriss, dessen Ostpartie durch eine vorgezogene Mauer in zwei schmaltiefe Altarhäuser unterteilt ist.[41] In der Stirnwand der Unterteilungsmauer ist eine Nische angebracht,[42] die an jene Bündner Kirchen erinnert, bei denen nach den Visitationsberichten Carlo Borromeos das *Sacratissimum Sacramentum asservatur in fenestrella in pilastrata inter utramque capellam* – in einem Sakramentshäuschen, das im

---

37 W. Buchowiecki, Die gotischen Kirchen Österreichs, Wien 1952.

38 Bei uns häufig mit zwei rechteckigen Altarhäusern: Chiggiogna.

39 Vgl. L. Karaman, L'architecture dalmate du haut-moyen-âge et Byzance, in: Académie roumaine, Bulletin de la section historique II, 1924, S. 3. – L. Karaman, Iz kolijevke hrvatske proslesti, Zagreb 1930. – M. Vasić, Arhitektura i skulptura u Dalmaciji, Beograd 1922 (teilweise durch Karaman korrigiert). – E. Dyggve, R. Egger, Forschungen in Salona III, Wien 1939, Abb. 140, S. 123.

40 Eher vereinzelte Beispiele im östlichen Mittelmeergebiet: F. W. Deichmann kennt in seiner Dissertation über die Grundrisstypen der frühchristlichen und byzantinischen Bauten im Morgenlande zweischiffige Bauten als Typ nur im innerkleinasiatisch-oströmischen Gebiet (Andreaskirche von Till in Kappadokien, abgebildet in: H. W. Beyer, Der syrische Kirchenbau [Studien zur spätantiken Kunstgeschichte 1], Berlin 1925, S. 22, Abb. 9; F. W. Deichmann, Versuch einer Darstellung der Grundrisstypen des Kirchenbaues in frühchristlicher und byzantinischer Zeit im Morgenlande auf kunstgeographischer Grundlage, Diss., Halle/Würzburg 1937, S. 32): «Mittelschiff mit nur einem Seitenschiff als ‹Reduktionstyp›, dazu die zweischiffigen kappadokischen Hallen». Im südöstlichen und südlichen Kleinasien sind als Beispiele für Zweiapsidensäle von Alahan (Alahan: an early Christian monastery in Southern Turkey. Based on the Work of Michael Gough, hg. v. Mary Gough [Studies and Texts 73], Toronto 1985) aus dem 5. Jh. und ein (in Analogie zu Alahan?) als Baptisterium gedeuteter Zweiapsidensaal zu nennen, der im SE an die Kirche von Pydna (Mitte 6. Jh.) angebaut ist (Reallexikon zur byzantinischen Kunst [künftig zit. RBK], Bd. IV, Stuttgart 1990, Sp. 896 f. [M. Bissinger, s.v. Kreta]). Mehr als Kuriosum sei ein moderner Zweiapsidenbau in Ala Kilise genannt (S. Guyer, Ala Kilise, ein kleinasiatischer Bau des 5. Jh., in: Zeitschrift für Geschichte der Architektur III, 1909/10, S. 192 ff.). – Camille Enlart (C. Enlart, Manuel d'archéologie française depuis les temps mérovingiens jusqu'à la renaissance I, 3. Aufl. 1927, S. 246. Enlart gibt keine Datierung) kennt Bauten dieser Art auf den Inseln (Kreta, Zypern: G. A. Soteriou, Ta byzantina mnemeia tes Kyprou, Athen 1935, z.B. Hag. Georgios, Aphentrika, Karpasia, S. 9) im östlichen Mittelmeer. Die zweiapsidiale Helenakapelle beim Heiligen Grab in Jerusalem und die zweiteilige Kreuzauffindungskapelle gehen in ihrer heutigen Form in die Kreuzfahrer- bzw. in die monomachische Zeit (11. Jh.) zurück. Hatten sie ältere Vorgänger? (J. Formigé, Un plan du Saint-Sépulcre découvert à la basilique de Saint-Denis, in: Monuments et mémoires 48 (Fondation Eugène Piot), Paris 1956, S. 107–130 und Besprechung von F. Salet, in: Bull. Mon. 114, 1956, S. 207 f. – S. Hill, The Early Byzantine Churches of Cilicia and Isauria (Birmingham Byzantine and Ottoman monographs 1), Birmingham 1996, Abb. 20, 34, 50, 59, 60).

41 Vgl. Dyggve (Zit. Anhang) S. 391 ff. – Innenansicht der Apsiden nach Monneret bei J. Strzygowski, Altslawische Kunst, Augsburg 1929, S. 81, Abb. 46. – Matejčić (Zit. Anm. 22) Tav. XI, 9. Hier weitere Beispiele in Kroatien. – Dikovača, 5. Jh. nach Marušić, Histria Archaeologica 1974, S. 85 und Marušić 1977–78 (Zit. Anm. 44) S. 140, fig. 99.

42 Wo sich bei Kirchen mit Doppelapsiden in Kroatien die Mauerzunge zwischen den beiden Apsiden erhalten hat, lässt sich auch eine solche Nische feststellen (Matejčić [Zit. Anm. 22] S. 26, Anm. 7).

Pfeiler zwischen den beiden Altarhäusern eingelassen war.[43] Dadurch entsteht eine symbolische Mittelachse, welche durch die Ausrichtung auf das *Sanctissimum* die beiden Raumachsen gefühlsmässig überspielen kann.

Aus dem frühen Mittelalter und aus romanischer Zeit sind in Istrien und Dalmatien mehrere zwei- und dreischiffige Saalkirchen bekannt.[44] Auch im östlichen Oberitalien treten sie verschiedentlich auf: Im 8./9. Jh. wurde auf der Isola Comacina anstelle des spätantiken Baptisteriums vom Typ der Saalkirche mit nicht eingezogener Apsis ein Neubau mit Doppelapsiden errichtet. Aus dem 9./10. Jh. soll Ss. Faustino e Giovita stammen, die jüngere der beiden Zweiapsidenkirchen auf der Insel[45], etwa aus derselben Zeit auch S. Maurizio in Erba und S. Pietro in Bosco von Ala (D1).

Zweiapsidensäle eines anderen Typs sind bisher an der oberen Adria in zwei Fällen bekannt geworden (Abb. 2). Es sind nicht Kirchen-, sondern Nebenräume, und beide sind älter als die verschiedenen Gruppen der Dreiapsidenkirchen. An der Südostflanke der Basilika des Bischofs Elias (571–86) von Grado lag ein gangartiger Querraum mit Doppelapsiden an der Breitseite.[46] Ebenfalls an die Südostflanke angebaut wurde nachträglich ein Saal mit Doppelapsiden bei der Basilika (2. Hälfte 5./Anf. 6. Jh.) im Val Madonna auf Brioni Grande.[47] – Wozu diese Anbauten dienten, ist nur vermutungsweise zu sagen: Rudolf Egger[48] dachte in erster Linie an eine Art Sakristeien. Andachtsräume mit zwei Reliquiennischen könnte vermuten, wer mit den bei frühen byzantinischen Kirchen Kilikiens und Isauriens an gangartigen Quer-

---

43 Vgl. z.B. A 62 Mesocco, St. Peter und Paul oder Soazza, S. Martino. – Mesocco, S. Maria del Castello: *Capellae duo adsunt in capite ecclesiae similiter fornicatae, forma emicycli.* (Atti di S. Carlo, S. 421. – Kdm GR VI, S. 337).
Mesocco, S. Pietro (Pfarrkirche): *Capellae duo similes adsunt in capite ecclesiae, fornicatae ad formam emicycli. S^m sacramentum asservatur in fenestrella in pilastrata inter utramque capellam.* (Atti di S. Carlo, S. 421. – Kdm GR VI, S. 348).
Soazza, S. Pietro: *Capellae duo adsunt in capite ecclesiae similes orientem versus fornicatae. S^m Sacramentum asservatur in fenestrella in pilastrata in medio duarum capellarum in tabernaculo gestatorio.* (Atti di S. Carlo, S. 422. – Kdm GR VI, S. 373).
W. Sulser, Die Zweiapsidenkirchen von Mesocco und Soazza. Zur Baugeschichte und Restaurierung, in: Zeitschr. Schweizer. Arch. u. Kunstgesch. 21, 1961, S. 152–163, bes. S. 160 ff.

44 B. Marušić, Istarska grupa spomenika sakralne arhitekture s upisanom apsidom (Istrische Denkmälergruppe sakraler Architektur mit eingezeichneter Apsis), in: Histria Arch. V, 1974, S. 6–94. (Wieder abgedruckt in: Atti del centro di ricerche storiche di Rovigno VIII, 1977–78: B. Marušić, Il gruppo istriano dei monumenti di architettura sacra con abside inscritta, S. 41–185) – Jesenovik: Marušić 1974, Abb. 90–94; Bale, Sta. Maria Piccola mit rechteckigen Nischen statt Apsiden, Kalotte über Trompen: Ib. Abb. 8, 88.

45 D. Caporusso, Appunti sulla storia dell'Isola Comacina, in: L'Isola Comacina e il territorio di Ossuccio. Cronache e ricerche archeologiche negli scritti di Luigi Mario Belloni e Mariuccia Belloni Zecchinelli, a cura di Donatella Caporusso (Collana di studi di archeologia lombarda 6), Milano 1998, S. 15–24. – Vgl. U. Monneret de Villard, L'Isola Comacina, in: Riv. arch. dell'antica provincia e diocesi di Como 1914, S. 1–243, bes. S. 106 ff. – L. M. Belloni, Isola Comacina. Campagna di scavi ottobre 1958–febbraio 1959, in: ebd. 1958, S. 49–65. – M. Zecchinelli, Il mosaico dell'Isola Comacina nella storia religiosa comasca, in: Arte lombarda 1959, 191 ff. – M. Mirabella Roberti, Ricerche recenti sull'Isola Comacina, in: Sibrium V, 1960, S. 135 ff.

46 M. Mirabella Roberti, Grado, piccola guida, Trieste 1971. – L. Bertacchi, in: Da Aquileia a Venezia, Milano 1980, S. 279–294.

47 A. Gnirs, Baudenkmale aus der Zeit der oströmischen Herrschaft auf der Insel Brioni Grande, in: Jahrb. Altkde. 5, 1911, S. 75 ff., Abb. Fig. 2. – V. Begović Dvoržak, Mira Pavletić, La basilia di S. Maria (Brijuni), in: Acta XIII congressus internationalis archaeologiae christianae III, Rom/Split 1998, S. 37–54. – Auch von Castelseprio schreibt Edoardo Arslan (L'architettura dal 568 al mille, in: Storia di Milano II, Mailand 1954, S. 536, ohne Plan): «Il passagio dalla basilica (S. Giovanni) al battistero sembra avvenire attraverso un ardica (= Narthex) fiancheggiata da due absidiole.» Er spricht wohl von den Grabnischen in den Seitenwänden. Vgl. zu Castelseprio: M. Mirabella Roberti, Una basilica adriatica a Castelseprio, in: Beiträge zur Kunstgeschichte und Archäologie des Frühmittelalters. Akten zum VII. Intern. Kongress für Frühmittelalterforschung 1958, red. von H. Fillitz, Graz/Köln 1962, S. 74 ff. – S. Lusuardi Siena, s.v. Castelseprio, in: Enciclopedia dell'Arte Medievale (künftig zit. EAM) IV, Rom 1993, S. 447–453 (Lit.).

48 Von «gangartigen Anbauten mit eigenen kleinen Apsiden» spricht Max Dvořák, in: Kunstgeschichtliche Anzeigen 1907, S. 20.

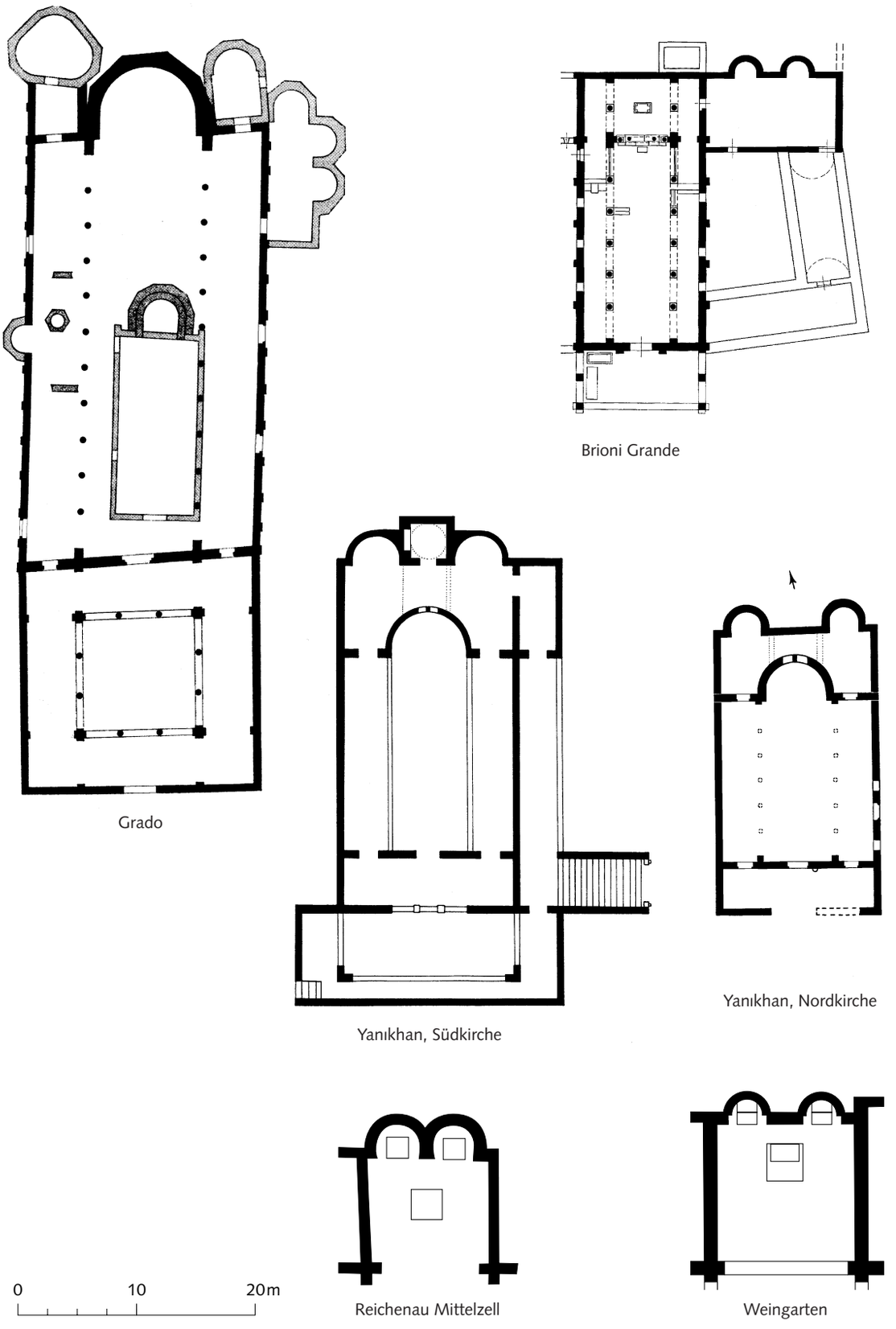


Abb. 2. Zweiapsidenbauten besonderer Art: Grado, S. Eufemia. Nebenraum mit seitlichen Doppelapsiden. – Brioni Grande, S. Maria, Nebenraum mit zwei Apsiden. – Yanıkhan, Nord- und Südkirche. Apsisumgang mit zwei Apsiden. – Reichenau-Mittelzell, St. Maria und Markus. Altarhaus mit Doppelapsiden. – Weingarten, Sanktuarium des zweiten Münsters. Altarhaus mit zwei Apsiden.

räumen hinter der Apsis gelegenen zwei Apsiden[49] vergleicht oder mit den im Abschnitt über die Dreiapsidensäle zusammengestellten Martyrien (Brâd, Abū Mīnā usw.).

Am nordwestlichen Rand des Gebietes, das uns in diesem Buche beschäftigt, sind zwei Spätbeispiele von Räumen mit zwei parallelen Apsiden bekannt geworden, Sonderbeispiele, die aber Vertrautheit mit zweiachsigen Räumen voraussetzen. Aus dem frühen 9. Jh. stammt das Altarhaus mit zwei parallel angeordneten Apsiden in Reichenau-Mittelzell (Heitobau, 816). Die Zweiachsigkeit ist hier durch den Hochaltar vor den beiden Apsiden gebrochen, die dadurch geschaffene Mittelachse wirkt so dominierend, dass man in den beiden Apsiden am ehesten Nischen mit Reliquienaltären, im Raum hinter dem Hochaltar einen späten Nachfahren der bei frühchristlichen Kirchen hinter der Priesterbank angeordneten Reliquienräume (Hemmaberg, östliche Doppelanlage, Südkirche und die oben angeführten Beispiele aus Kilikien) vermuten möchte. In Weingarten (nach 1124), das sich in der Chorlösung an Reichenau anschloss, standen hingegen eindeutig Altäre in den beiden Nischen: der eine galt ältesten Blutzeugen (Stephanus, Fabian und Sebastian), der andere den Mönchsvätern Benedikt, Gallus und Otmar, während der Hochaltar dem Hausheiligen Martin von Tours geweiht war.

4. Parallelbauten mit einer gemeinsamen Längsmauer

Die in karolingischer Zeit dem heiligen Kassian geweihte, seit dem gotischen Umbau unter dem Patrozinium des Heiligen Kreuzes stehende Hauptkirche von Säben (C8.1) hatte als erste altchristliche Vorgängerin eine Doppelkirchenanlage: Zwei Saalräume mit gemeinsamer Längsmauer. Die kompakte Komplexanlage umfasst einen Vorraum zur Südkirche als Atrium, einen Vorraum zur Nordkirche als Grabraum und im Osten auf der ganzen Breite einen Taufraum. Der Bauplatz auf der Bergkuppe war beschränkt, die Räume drängen sich eng aneinander, und die Nebenräume im Osten und Westen liegen geländebedingt auf tieferem Niveau als die Kirche. Die Gruppe sieht auf den ersten Blick improvisiert aus. Man hat aber nicht nur die ungünstige Situation so gut als möglich ausgenützt, sondern auch dem Bauplatz die Möglichkeit abgerungen, einen Bautyp zu verwirklichen, der gelegentlich grosse Vorbilder in einfacheren Verhältnissen verwirklicht. Der Bautyp ist letztlich wohl eine Übernahme der parallel nebeneinander gebauten grösseren Kirchen:[50] Seit dem 5. Jh.[51] werden Doppelkirchen mit gemeinsamer Längsmauer auch in Dalmatien fassbar (Salona, Parenzo).[52] Zwei parallel angeordnete Kirchen – mit Zwischenbauten, mit einem schmalen Zwischenraum oder unmittelbar aneinander gebaut: eine seit dem konstantinischen Aquileia bekannte Formel, die man gerne als Doppelkirche bezeichnet. Einigkeit darüber, was als «Doppelkirche» bezeichnet werden soll, besteht indessen nicht.[53] Ch. Delvoye zum Beispiel möchte[54] auf einer Achse hintereinander stehende Kirchen nicht als Doppelbasiliken (Doppelkirchen) bezeichnen, während Wessel mehr Gewicht legt auf die Gleichwertigkeit der (beiden) Kirchen: Das «Mit-oder Nebeneinander zweier annähernd gleichwertiger Bauten».[55] Der neutrale Ausdruck «Kirchengruppe» wird aber in jedem Fall genügen. Er kann auch als Oberbegriff gelten, während die «Kirchenfamilie» (Edgar Lehmann) ein «Gefüge» bezeichnen müsste, in dem jedes Mitglied wie in einer traditionellen Familie seine eigene

---

49 Hill (Zit. Anm. 40) Abb. 20, 34, 50, 59, 60.

50 Salona, Bischofskirchen, 5. Jh., Chevalier, Salona II (Zit. Anm. 2) S. 103.

51 Chevalier, Salona II (Zit. Anm. 2) S. 182.

52 Zusammenstellung bei Chevalier, Salona II (Zit. Anm. 2) S. 110.

53 Vgl. Vorwort von N. Duval, J.-P. Caillet, in: Antiquité tardive 4, 1996, S. 19–21 und N. Duval, J.-P. Caillet, La recherche sur les églises doubles depuis 1936: historique et problématique ebd. S. 22–37, N. Duval, J.-P. Caillet, Conclusions: les tendances actuelles et les problèmes à débattre ebd. S. 225–234.

54 Ch. Delvoye, s.v. Basilika, in: RBK 1, 1966, Sp. 549.

55 K. Wessel, s.v. Doppelkirche, in: RBK 1, 1966, Sp. 1214.

Stellung und seine Aufgaben hat, z.B. Kathedrale, Pfarrkirche, Baptisterium und Kapellen. Die «Doppelkathedrale» anderseits kann nur eine Bischofskirche sein.[56]

Viel diskutiert sind Funktionen und Sinn solcher Anlagen, wobei die Diskussion in der Vergangenheit meistens allzu einseitig eine einzige «ursprüngliche» Aufgabe in den Vordergrund stellte.[57] Einen nach Gruppen gegliederten Katalog mit Funktionsbelegen wünscht sich, wer die verschiedenen bisher vorgebrachten Erklärungsversuche zu überblicken sucht: Zusammenhang mit dem Gebot, (z.B. 10. Kanon eines Konzils von Auxerre im 6. Jh.) auf jedem Altar täglich nur einmal die Messe zu lesen (J. Zeiller), zwei Patrozinien, verschiedene Kulte, verschiedene gottesdienstliche Handlungen, der Gottesdienst des Bischofs in verschiedenen Kirchen im Verlaufe des Kirchenjahres (Stationsgottesdienst oder Sommer- und Winterkathedrale), der eine Raum für die Feier der Eucharistie, der andere für Märtyrerkult, als Reliquienkirche, als Grabkirche, aber auch Verwendung des einen Raumes als Katechumeneion (Unterrichtsraum für Taufbewerber), Consignatorium (Firmraum) und Nutzung des einen Raumes für Krankenpflege und Fürsorge oder sogar für die Verwaltung wird da und dort in Betracht gezogen. Delvoye macht darauf aufmerksam, dass gelegentlich vielleicht einfach das Bedürfnis nach einem Neubau zur Errichtung einer zweiten Kirche/Kathedrale führte.

In Säben kann man das Heiligengrab als Grund für die Wahl der zweiteiligen Bauform vermuten. Während Säben aber nicht sicher von Anfang an Bischofssitz war – Bischöfe sind hier erst im 6. Jh. bezeugt – dürfte Martigny als ursprünglicher Sitz des Walliser Bischofs gesichert sein. Wie in Säben liegen hier zwei parallele Säle nebeneinander; es ist möglich, dass der nördliche ebenfalls ein Grab enthielt, auch die übergrosse, fast dreiviertelrunde Apsis des südlichen Saales könnte auf einen Reliquien-

---

[56] Zu Doppelkirchen: R. Krautheimer, The Twin Cathedral at Pavia, in: R. Solomon, Opicinus de Canistris, London 1936, S. 325–337. – T. K. Kempf, *Ecclesia cathedralis eo quod ex duabus ecclesiis perficitur,* in: Arte del primo millennio. Atti del II° convegno per lo studio dell'arte dell'alto medio evo tenuto presso l'università di Pavia nell settembre 1950, Turin (o.J.), S. 3–10. – G. Bandmann, Mittelalterliche Architektur als Bedeutungsträger, Berlin 1951. – J. Hubert, Les «cathédrales doubles» et l'histoire de la liturgie, in: Atti del I° congresso internazionale di studi longobardi, Spoleto 1951, S. 167–176 und in: Arts et vie sociale de la fin du monde antique au moyen age, Genève 1977, S. 87–96. – E. Petersen, Aus der Baugeschichte der Spätantike 2: Die Erklärung der Doppelbauten, in: Dansk theologisk Tidskrift 21, 1958, S. 95–99. – E. Lehmann, Die frühchristlichen Kirchenfamilien der Bischofssitze im deutschen Raum und ihre Wandlung während des Frühmittelalters, in: Beiträge zur Kunstgeschichte und Archäologie des Frühmittelalters, Graz/Köln 1962, S. 88–96. – E. Lehmann, Von der Kirchenfamilie zur Kathedrale, in: Festschrift Friedrich Gerke, Baden-Baden 1962, S. 21–37. – J. Hubert, Les «cathédrales doubles» de la Gaule, in: Genava II, 1963, S. 105–125 und in: Arts et vie sociale de la fin du monde antique au moyen age, Genève 1977, S. 97–117. – P.-L. Zovatto, Il significato della basilica doppia. L'esempio di Aquileia, in: Rivista di storia della chiesa in Italia 17, 1964, S. 357–398. – Delvoye (Zit. Anm. 54) Sp. 548–550. – Wessel (Zit. Anm. 55) Sp. 1214–1217. – R. Krautheimer, Postscript at the Twin Cathedral at Pavia, in: R. Krautheimer, Studies in Early Christian, Medieval and Renaissance Art, London/New York 1969 (1971). – La place de l'ensemble d'Aliki dans la série des église doubles, in: J.-P. Sodini, K. Kolokotsas, Aliki, II: La basilique double (Ecole française d'Athènes, Etudes thasiennes X), Paris 1984, S. 253–312. – P. Testini, G. Cantino Wataghin, L. Pani Ermini et al., La cattedrale in Italia, in: Actes du XI^{e} congrès international d'archéologie chrétienne, Lyon u.a. 1986 (Studi di antichità cristiana XLI), Città del Vaticano/Rom 1989, S. 5–232. – P. Piva, La cattedrale doppia. Una tipologia architettonica e liturgica del medioevo, Bologna 1990. – A. Erlande-Brandenburg, De la cathédrale double à la cathédrale unique, in: Saint-Pierre de Genève. Au fil des siècles, Genève 1991, S. 15–22. – F. Glaser, Die frühchristliche Kirchenanlage auf dem Hemmaberg, Klagenfurt 1991. – P. Piva, «Cattedrale doppia» e la «basilica doppia». Nuovi orientamenti, in: Arte e documento 6, 1994, S. 57–62. – P. Piva, Basilica doppia: appunti sulla storiografia dell'ultimo decennio, in: Hortus Artium Medievalium 1, 1995, S. 111 ff. – Les églises doubles et les familles d'églises = Antiquité tardive 4, 1996. – P. Chevalier, Les églises doubles de Dalmatie et de Bosnie-Herzégovine, in: Antiquité tardive 4, 1996, S. 149–159. – N. Duval, J.-P. Caillet, La recherche sur les églises doubles depuis 1936: historique et problématique, in: Antiquité tardive 4, 1996, S. 22–37. – N. Duval, L'église de Martigny (Valais): une nouvelle cathédrale double?, in: Bull. Mon. 155/II, 1997, S. 151–153.

[57] Hinweise, Literatur, Überblick: Delvoye (Zit. Anm. 54) Sp. S. 548–550; Wessel (Zit. Anm. 55) Sp. 1214–1217; Duval/Caillet (Zit. Anm. 53); Chevalier (Zit. Anm. 56) S. 158 f.

kult hinweisen, vgl. Sitten, Sous-le-Scex.[58] Die zweiteilige Anlage von Chur Welschdörfli (A23) möchte ich hier nicht zum Vergleich heranziehen: sie ist umstritten, und diente das Gebäude als Kirche, was zumindest nicht mit stichhaltigen Gründen widerlegt werden kann, so ist doch an die Übernahme eines vorkirchlichen römischen Gebäudes in den christlichen Kult zu denken. Hingegen kann man in Sagogn, Bregl da Haida (A87), wo der Ostteil des Annexes (als Altarplatz?) hervorgehoben war und bei manchen andern geräumigen Längsannexen, die zudem mit Apsiden endigen, schon die Frage stellen, ob nicht besser von Annex-**Nebenkirchen** gesprochen würde, im Sinne des griechischen Parekklesion (Nebenkapelle), das oft als Längsannex bzw. zweites Schiff ausgebildet ist. Man darf fragen, ob nicht die von Süden und Südosten her einwirkende Tradition der nebeneinander liegenden Kirchenräume mit ihren vielseitigen Verwendungsmöglichkeiten die Vorliebe unserer Landschaften für Parallelannexe gefördert hat. Diese Nebenräume sind in einzelnen Fällen Grabannexe, sie bergen Baptisterien, und ihnen werden vielerorts Funktionen zugeschrieben, die in grösseren Verhältnissen auch für Räume von Doppelkirchen vermutet werden. Als Bautypen sind Kirchen mit Annexen und Doppelkirchen eindeutig auseinanderzuhalten, aber sie haben Gemeinsamkeiten, indem beide der Tradition der Sonderräume für Einzelfunktionen und der vielgliedrigen Komplexbauten entsprechen.

Das östliche Alpengebiet ist weitgehend «Hinterland» von Aquileia.[59] Die kaiserlichen Bauten des Patriarchalkomplexes übten hier eine Wirkung aus, die man kaum überschätzen kann. Ähnliches gilt für Städte wie Pola und Salona und die von ihnen abhängigen Landschaften. Die Zweiheit der Räume bis hin zum Saalraum mit zwei Apsiden scheint letztlich mit den grossen frühchristlichen Doppelbasiliken *(basilicae geminae),* Doppelkathedralen, der grossen Bischofsstädte und vor allem der beherrschenden Patriarchenstadt Aquileia auf losere oder engere Art und Weise zusammenzuhängen.

Im Frühmittelalter sind in Istrien und Dalmatien nicht nur zweiapsidiale Kirchensäle vorhanden, sondern auch zwei parallele, nicht kommunizierende Kirchenbauten mit einer gemeinsamen Längsmauer. Für die frühmittelalterlichen Anlagen dieser zweiten Art zitiert Dyggve nach Ciro Truhelka die Kirche von Bistue mit zwei gegenseitig abgetrennten Sälen und je einer eingezogenen Apsis. Seither ist eine Vielzahl von Beispielen aus Istrien und Dalmatien in Publikationen bequem zugänglich gemacht worden, zuletzt durch Pascale Chevalier 1995, die sich in ihrer Präsentation der *Ecclesiae Dalmatiae* um Gruppierung und Systematisierung bemüht und durch die Aufsätze in den Acta-Bänden (1998) des 13. Internationalen Kongresses für Christliche Archäologie in Split-Poreč 1994.[60]

Grundsätzlich sind mit Bauten wie Säben die ersten Kirchen unter dem Dom von Parenzo zu vergleichen: Zwei schlichte Rechteckbauten

---

[58] Die bei F. Glaser, Frühes Christentum im Alpenraum. Eine archäologische Entdeckungsreise, Regensburg und Graz/Wien/Köln 1997, S. 192 als Grund für die Hufeisenform der äusseren Hauptapsis-Mauer vorgebrachten Überlegungen vermögen mich nicht zu überzeugen: «die besondere Form ergäbe sich auch einerseits aus dem notwendigen Platz für die Bestattungen im Umgang und andererseits aus dem Wunsch, den Umgang vom Kirchensaal her zu erreichen.» Beides wäre leichter zu verwirklichen gewesen, wenn die Apsis ohne Einzug unmittelbar an die Ostecken des Rechtecksaales angesetzt worden wäre. Die Apsis sollte offensichtlich als angeschobener Rundbau (= Mausoleum oder abgeleitete Form) zur Geltung kommen.

[59] Die Provinzen Noricum I und II und Raetia II unterstanden Aquileia. – Ob nicht bis zum Tod des Ambrosius (397) der Einfluss von Mailand grösser war, fragt A. Lippold, Romanisierung und Christianisierung des Ostalpenraumes um 400 n. Chr., in: Kulturhistorische und archäologische Probleme des Südostalpenraumes in der Spätantike. Referate des Symposions an der Universität Klagenfurt vom 24. bis 26. September 1981, hrsg. v. H. Graßl, Wien/Graz/Köln 1985, S. 80–92.

[60] U.a. I. Ribarević Nikolić, Genesis and formation of a complex type of church using early christian churches in Herzegovina as examples, in: Acta XIII congressus internationalis archaeologiae christianae III, Rom/Split 1998, S. 693–714.

mit einer gemeinsamen Längsmauer.[61] Die Anlage stellt offensichtlich gegenüber den überragenden Bauten von Aquileia, aber auch verglichen mit Salona und mit Pola eine Reduktionslösung dar: die beiden Basiliken sind unmitttelbar aneinandergebaut und benützen eine Längsmauer gemeinsam. Doppelkirchen dieser Art, zwei selbständige, parallel stehende, aneinandergebaute Räume, bei kleineren Beispielen unter gemeinsamem Satteldach, waren wohl nicht immer vollständig voneinander getrennt, sondern mehr oder weniger gegenseitig zugänglich. Das bedeutet, dass im einen Raum der andere spürbar wurde. Wo dies der Fall war, eröffnet sich eine echte Vergleichsmöglichkeit mit den zweiachsigen Bauten, (wenigstens mit jener Gruppe, deren Mitte durch Stützen verstellt ist), und ein Weg zum Verständnis der für uns so ungewohnten zweiachsigen Räume.

Im östlichen Alpengebiet ist die Zahl der Kirchengruppen auch in ländlichen Verhältnissen auffallend gross. Wo es sich um zwei oder mehrere getrennte Gruppen nebeneinander handelt, zum Beispiel auf dem Hemmaberg, hat Franz Glasers Vermutung einer orthodoxen und einer arianischen Gemeinde[62] viel für sich. Dass diese Rückzugspositionen, in denen sich verschiedene «Siedelgemeinschaften» aus der Umgebung sammelten, auch kirchliche Anlagen verschiedener Gemeinschaften umfassen konnten, stellt V. Bierbrauer zur Diskussion.[63]

5. Dreiapsidensäle

Seit Josef Zemp als erster vom Typus «Dreiapsidensaal» sprach und hervorhob, dass sich seine Vertreter in Graubünden auffallend häufen, wird von der «rätischen Gruppe der Dreiapsidensäle» oder den «Bündner Dreiapsidensälen» gesprochen. Zemp vertrat nicht die Ansicht, der Typus sei dort erfunden worden, wo er in einer ganzen Gruppe auftritt. Er glaubte, ihn «in erster Instanz» auf das Kloster Disentis zurückführen zu können und fragte weiter: «Wie aber kam der Bautypus nach Disentis?»[64] Seine Antwort: «Oberitalien als die vermutlich nächste Formenquelle … hinter der dann wieder die Einwirkungen des Orients stehen dürften», und das wird man heute noch so sagen können. Aber die «letzte Instanz» lässt sich immer noch nicht absehen. Die meisten der bisher als Kronzeugen genannten Beispiele kommen als Vorbilder nicht in Frage, weil sie, wie es sich inzwischen gezeigt hat, einem andern Typ angehören,[65] sich als Basiliken herausgestellt haben,[66] doch

---

61 Vgl. H. Folnesics und L. Planiscig, Kunstdenkmale des Küstenlandes, Wien 1916; B. Molajoli, La basilica eufrasiana di Parenzo, Padova ²1943; F. Forlati, La basilica dell'alto medio evo nella regione veneta, in: Atti del 2. congresso internazionale di studi sull'alto medioevo, Spoleto 1953, S. 39 ff.; A. Terry, The conservation history of mosaic pavements at the cathedral site in Poreč: 1862–1990, in: Hortus Artium Medievalium 1, 1995, S. 176–186. – G. Cuscito, s.v. Parenzo, in: EAM IX, 1998, S. 178 ff. – I. Matejčić, P. Chevalier, Nouvelle interprétation du complexe épiscopal «pré-euphrasien» de Poreč, in: Antiquité tardive 6, 1998, S. 355–365.

62 So schon Paul Lejay in: DACL I (I), 1924, Sp. 1385. – F. Glaser, Eine weitere Doppelkirchenanlage auf dem Hemmaberg und die Frage ihrer Interpretation, in: Carinthia I 183, 1993, S. 180–186; ders., Archäologisch-historische Ergebnisse im Lichte der letzten Ausgrabungen in St. Peter im Holz/Teurnia und auf dem Hemmaberg, in: Arh. Vestnik 45, 1994, S. 169; ders., Xenodocheion und Kloster in Noricum, in: HR. Sennhauser (Hg.), Wohn- und Wirtschaftsbauten frühmittelalterlicher Klöster, Symposium, Zurzach und Müstair 1995 (Zürich 1996), S. 57; ders., Les cinq églises du Hemmaberg (Mont Sainte-Hemma), in: Les églises doubles et les familles d'églises = Antiquité tardive 4, 1996, S. 142–148, 147 f.; ders., Kirchenbau und Gotenherrschaft. Auf den Spuren des Arianismus in Binnennorikum und Raetia II, in: Der Schlern 70, 1996, S. 83–100; textgleich mit: ders., Kirchenbau, Arianismus und Gotenherrschaft in Norikum, in: F. Nikolasch (Hg.), Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten (16. und 17. Juni 1995), Verein Stiftsmuseum Millstatt Geschichtsverein für Kärnten (1995), S. 49–59. Ferner: ders., Katholiken und Arianer, in: 1000 Jahre Ostarrîchi – Seine christliche Vorgeschichte, in: Pro Oriente 19, 1997, S. 70–87.

63 V. Bierbrauer, Arianische Kirchen in Noricum mediterraneum und Raetia II?, in: Bayer. Vorgeschbl. 63, 1998, S. 205–226.

64 J. Zemp, R. Durrer, Das Kloster St. Johann zu Münster in Graubünden. Kunstdenkmäler der Schweiz. Mitteilungen der Schweizerischen Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler, N.F. V–VII, Genf 1906–1910, S. 107.

65 S. Michele a Corte in Capua, San Pancrazio in Corneto Tarquinia, Gantner (Zit. Anm. 9) S. 29.

66 Wimmis, Schönthal, ib.

wahrscheinlich Basiliken waren,[67] oder später entstanden sind als bisher angenommen.[68] Einwandfrei sind nur wenige Beispiele (Abb. 3a–h), Kleinbauten und Nebenräume mit Sonderaufgaben, zum Beispiel Martyrien, Andachtsräume, wie Abū Mīnā (Unterägypten)[69], Tell el-Makhzan (Pelusium, heute Tineh, an der Mündung des östlichen Nilarmes, südöstlich von Port Said)[70], oder eine an die Muttergotteskirche Acheiropoietos von Thessaloniki[71] angebaute Kapelle (alle drei aus dem 6. Jh.). Frühestens aus dem 6. Jh. datiert auch ein möglicherweise in diese Reihe einzuordnender kleiner Dreiapsidensaal neben der Bischofskirche von Parenzo.[72] Älter ist die Kathedrale von Brâd in Syrien. Sie entstand nach G. Tchalenko und J. Lassus[73] zwischen 395 und 402. Auf der Nordseite weist sie eine angebaute Reliquienkapelle auf: es ist ein Saal auf ungefähr quadratischem Grundriss mit einer von zwei Rechtecknischen begleiteten Apsis.[74] Diese Bauten belegen, auch wenn es sich um kleinräumige Martyrien, um Nebenkapellen, handelt, dass die Form des Saalraumes mit drei Nischen im Osten im 6. Jh., in Syrien schon bedeutend früher, vorhanden war, sie sind aber mit den «rätischen Dreiapsidensälen» nicht direkt in Verbindung zu bringen. Die je drei dreiapsidialen bzw. andeutungsweise trikonchalen Nischen der Bestattungshöfe, die auf der Ostseite an die Basilica Apostolorum und die Cella trichora von Concordia[75] angebaut sind, hat Rudolf Egger bald nach ihrer Entdeckung durch Giovanni Brusin und Paolo Lino Zovatto in die Diskussion um

---

67 Hafir el Awga (Audscha, Nizzena): A. Musil, Arabia Petraea (Nachdruck der Ausgaben 1907 und 1908), Hildesheim/Zürich/New York 1989, Bd. II: Edom 2. Teil, S. 89; Hirbe Fenan: ib., 1. Teil, S. 290 und Wadi Musa (Petra): ib. 1. Teil, S. 108. A. Musil konnte von diesen Bauten nur die Umfassungsmauern aufnehmen, das Innere war, wie auch die Fotos zeigen, vollständig mit Trümmern bedeckt. Musil vermutet aber aufgrund der herumliegenden Säulenstücke, dass es sich um Basiliken handelte. – A. M. Schneider, Südjudäische Kirchen, in: Zeitschr. Dt. Palästina-Ver. 61, 1938, S. 96–108 wieder abgedruckt in: A. M. Schneider, Reticulum. Ausgewählte Aufsätze und Katalog seiner Sammlungen, hg. v. H. R. Seeliger (Jahrb. Ant. u. Christentum, Ergbd. 25), Münster 1998, S. 178 ff.

68 Parenzo, Doghali (Tokali, Göreme). – Die am häufigsten vertretene, im Einzelnen jedoch nie stichhaltig belegte Ansicht über Herkunft und Ausbreitung der Dreiapsidensäle etwa bei A. Alpago Novello in: Atti del III. congr. nazionale di archeologia cristiana (Antichità altoadriatiche VI), Triest 1974, S. 530: Vale solo la pena di ricordare come questi organismi sacri hanno un'area di diffusione piuttosto ristretta, che in pratica si riduce (dopo il trapianto via mare, dall'Egitto probabilmente, sulle coste adriatiche, ad una larga fascia costeggiante il percorso della ricordata Via Claudia Altinate, da Cividale verso oriente, a Milano verso occidente, terminando nella Rezia (con gli esempi tra i più noti di Disentis, Coira, Zillis, Mustair). La diffusione di questa tipologia architettonica lungo la grande strada parrebbe anche provata dall'esame della cronologia dei singoli edifici, dai primi esempi molto antichi, situati presso la costa (Concordia Sagittaria, IV sec.; Parenzo, VI–VII sec.), poi progressivamente spandendosi verso la terraferma ed il Nord (in pratica tutti gli edifici di questo genere nella Rezia ed in Alto Adige sono del IX–X sec., Castel d'Appiano del 1131).

69 P. Grossmann, s.v. Abū Mīnā, in: The Coptic Encyclopedia 1, hg. v. A. S. Atiya, New York 1991, S. 24–29, hier: S. 27 f.

70 Ch. Bonnet, M. Abd El-Samie, Les églises de Tell el-Makhzan. Les campagnes de fouille de 1998 et 1999, in: Cahier de recherches de l'institut de papyrologie et d'égyptologie de Lille 21, Sociétés urbaines en Egypte et au Soudan, Lille 2000, S. 67–122.

71 R. F. Hoddinott, Early Byzantine Churches in Macedonia and Southern Serbia. A Study of Origins and the Initial Development of East Christian Art, London/New York 1963, S. 156.

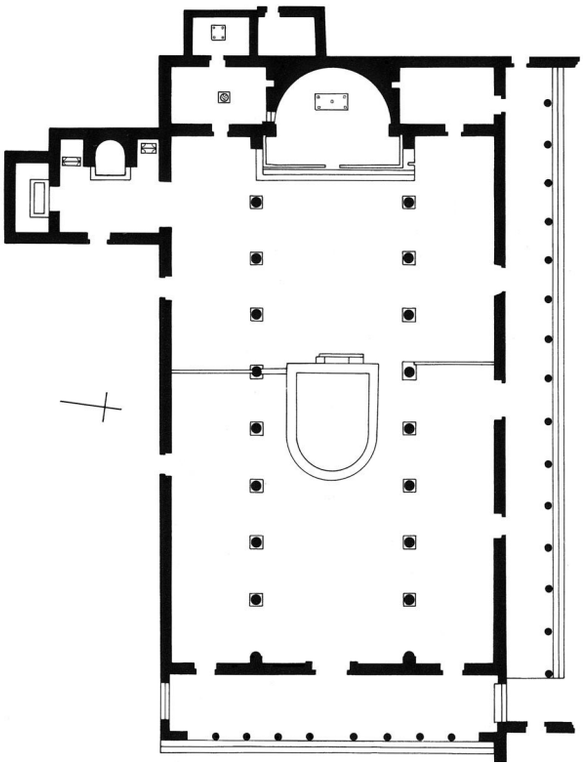
72 «Absidioles préromanes», I. Matejčić, P. Chevalier (Zit. Anm. 61) S. 355–365.

73 J. Lassus, Sanctuaires chrétiens de Syrie. Essai sur la genèse, la forme et l'usage liturgique des édifices du culte chrétien, en Syrie, du III^{e} siècle à la conquête musulmane (Bibliothèque archéologique et historique XLII), Paris 1947, S. 168–173. – P. Donceel–Voûte, Les pavements des églises byzantines de Syrie et du Liban. Décor, archéologie et liturgie (Publications d'histoire de l'art et d'archéologie de l'université catholique de Louvain, LXIX), Louvain-la-Neuve 1988, S. 38–44.

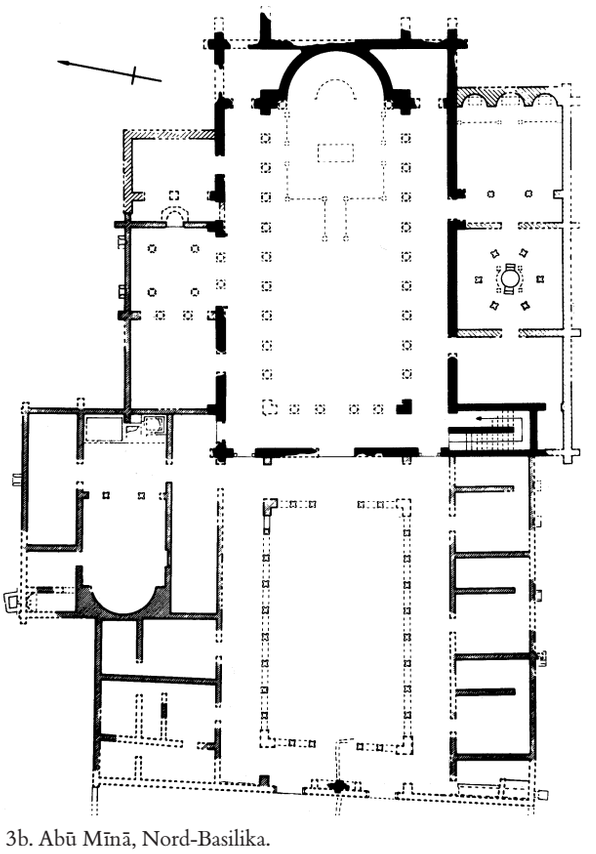
74 Vielleicht darf man hier auch das vermutliche Consignatorium beim Baptisterium der Kirche des heiligen Philon von Karpasia auf Zypern (D. Pallas, Les monuments paléochrétiens en Grèce de 1959 à 1973 [Sussidi allo studio delle antichità cristiane V], Città del Vaticano/Roma 1977, S. 304 f. – S. Ristow, Frühchristliche Baptisterien [Jahrb. Ant. u. Christentum, Ergbd. 27], Münster 1998, Nr. 784, S. 272 f.) zitieren, wo eine Apsis von zwei Rechtecknischen begleitet wird, und Zerzita mit drei rechteckigen Nischen (Frühmittelalterliche Kunst in den Alpenländern [Zit. Anm. 17] S. 168).

75 P. L. Zovatto, Antichi monumenti cristiani di Iulia Concordia Sagittaria (Monumenti di antichità cristiana II Serie, VII), Città del Vaticano 1950. – G. Bovini, Concordia paleocristiana, Bologna 1973.

Abb. 3a–h. Dreinischenräume, Dreiapsiden-Martyrien als Nebenräume. 1:500.



3a. Brâd, Kathedrale. Apsis, begleitet von zwei Nischen.



3b. Abū Mīnā, Nord-Basilika.

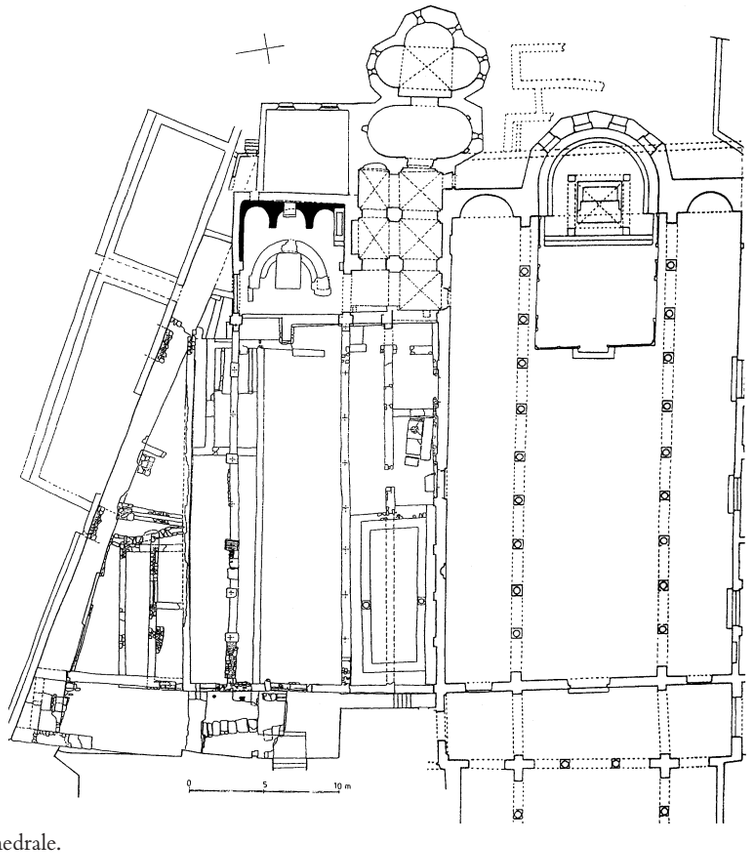
die Herkunft der Dreiapsidensäle einbezogen.[76] Sie sind wohl wie die triapsidalen Martyrien (Brâd, Abū Mīnā usw.) in der Tradition der antiken Grabarchitektur zu sehen. Ob und wie diese aber für das Aufkommen der Dreiapsidensäle eine Rolle spielen konnte, bleibt vorläufig offen. Ein vermeintlich zwischen den östlichen und den «rätischen» Beispielen vermittelnder Bau, S. Maria d'Aurona in Mailand,[77] ist weder in Bezug auf seine Rekonstruktion noch auf seine Zeitstellung verlässlich bekannt geworden: A. De Capitani d'Arzago hat ihn 1944 anhand eines Planes rekonstruiert, der bei Umbauten in den Jahren 1583–85 gezeichnet wurde. Die Dreiapsidenkirche des heiligen Michael im Kloster Sta. Maria Teodote (della Pusterla) in Pavia[78] wird man mit A. Peroni eher ins 8. bis 10. Jh. datieren als in die Mitte des 7. Jh. (G. Pavan). S. Pietro in Mavina auf der Halbinsel Sirmione wird von G. Pavan mit Fragezeichen ins 8. Jh. datiert, während Panazza und Mirabella Roberti wohl zutreffender Ende 10./Anf. 11. Jh. vorschlagen. Aus der zweiten Hälfte des 8. Jh. soll San Salvatore in Sirmione stammen.[79] Eine ausgeprägte Schicht spätantik-frühchristlicher Dreiapsidensäle ist weder im

[76] Frühmittelalterliche Kunst in den Alpenländern (Zit. Anm. 17) S. 169.

[77] A. De Capitani d'Arzago, La chiesa romanica di S. Maria d'Aurona in Milano, da una planimetria inedita del secolo XVI, in: Archivio storico lombardo IX, 1944, S. 3–66. – P. Dianzani, Santa Maria d'Aurona a Milano. Fase altomedievale (Studi e materiali di archeologia 3), Florenz 1989. – I Longobardi, hg. v. G. C. Menis (Ausstellungskatalog), Mailand 1990, S. 255, S. 258.

[78] I Longobardi (Zit. Anm. 77) S. 266 f.

[79] I Longobardi (Zit. Anm. 77) S. 248 f.



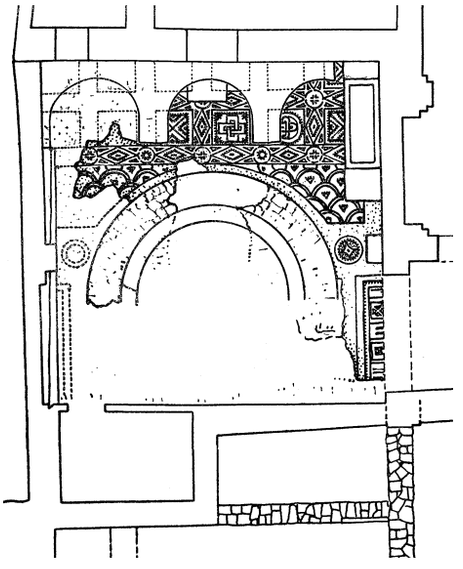
3c. Parenzo, Kathedrale.

östlichen Alpengebiet noch in den grossen Zentren zu erkennen, aus denen die starken Einflüsse kamen.[80] Es gibt im Vorderen Orient von Ägypten bis Syrien keine Landschaft, in der sich bisher eine ganze Gruppe früher Dreiapsidensäle nachweisen liesse. So bleibt von der angeblich gesicherten Herleitung des Dreiapsidensaales aus dem christlichen Osten und dem gesicherten Weg über die Lombardei (Mailand, Pavia) wenig mehr übrig als die ganz am Anfang der Diskussion von J. Zemp geäusserte vorsichtige Vermutung.

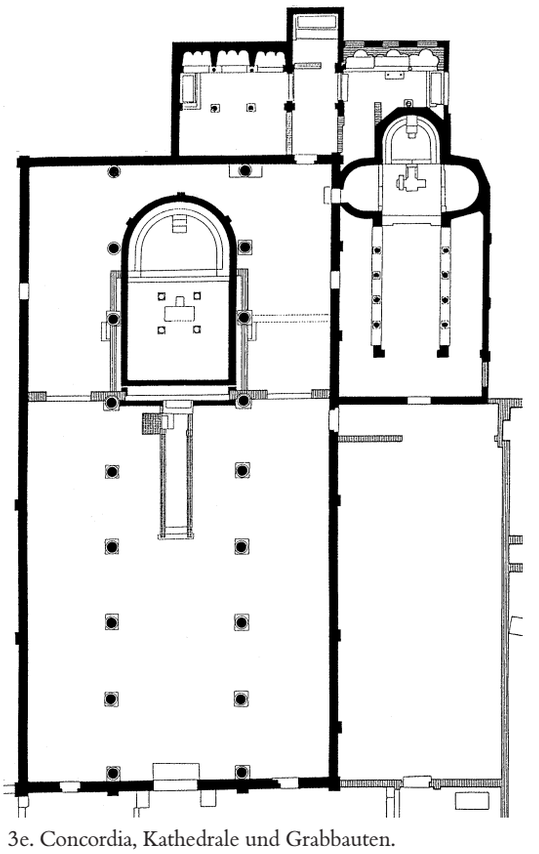
Eine andere Ansicht hat Günter Bandmann geäussert. Er sprach von einer «eng umgrenzten Gruppe … mit Chur als Mittelpunkt,» die «offenbar eine Mischform älterer mailändischer und nordischer Baugewohnheiten» darstellt,[81] wobei im Saal das «nordische» Element zu sehen wäre, die drei Apsiden aber auf die Mailänder Liturgie zurückzuführen wären. Die beiden Erklärungsversuche sind nicht so gegensätzlich, wie es auf den ersten Blick scheint. Eine von Anfang an feststellbare Vorliebe des gesamten hier diskutierten Gebietes für die Saalform

[80] Die «Gruppe vorkarolingischer Dreiapsidensäle im Bereich der östlichen Mittelmeerländer, vor allem an der nördlichen Adria», von der Kubach/Verbeek sprechen (H. E. Kubach, A. Verbeek, Romanische Baukunst an Rhein und Maas 4, Berlin 1989, S. 40), sehe ich nicht.

[81] S.v. Kirchenbau III. Im Mittelalter, in: Die Religion in Geschichte und Gegenwart Bd. 3, Tübingen ^{3}1986, Sp. 1356.



3d. Parenzo, Kathedrale, Martyrium.



3e. Concordia, Kathedrale und Grabbauten.

hat sich offenbar mit neuen Tendenzen verbunden: mit dem seit der zweiten Hälfte des 5. Jh. und besonders seit dem 6. Jh. im Zusammenhang mit der Vermehrung der Altarstellen aufkommenden Dreiapsidenschluss.[82] Dabei mag man auf ältere Vorbilder zurückgegriffen haben, (die aber, soweit wir sie kennen, geringere Dimensionen aufwiesen und spezielle Funktionen hatten). Die Verwendung des Typs für Bauten mit bisher nicht üblichen extremen Raumbreiten ist neu und kühn.

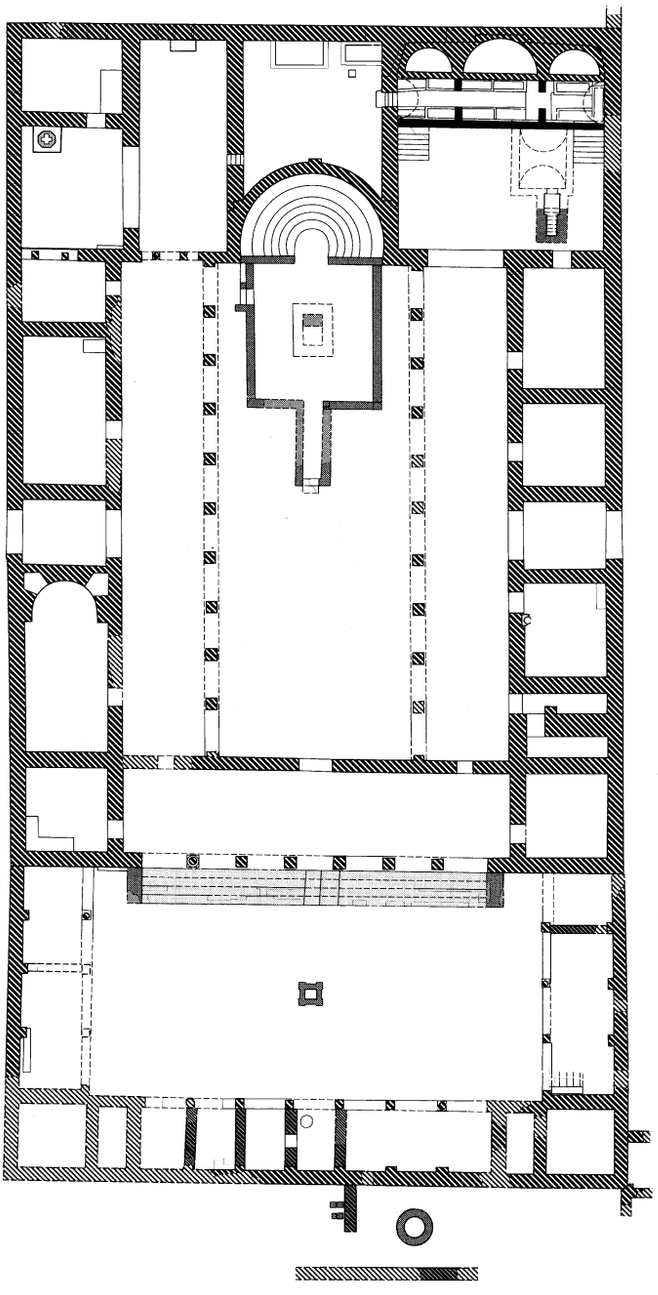
«Chur als Mittelpunkt»: W. Boeckelmann hat versucht, die rätischen Dreiapsidensäle als «Grundform» oder «Haus-Typ» der Viktoriden zu fassen. Ohne die Viktoridenherrschaft wäre ihre Eigenheit und Selbständigkeit der «basilikalen Wende um 770» zum Opfer gefallen, meint er. Die Persistenz der Bauform spiegelt nach Boeckelmann eine Gegensätzlichkeit Rätiens zur fränkischen Landeskirche.[83] Beide Feststellungen führen zu Schwierigkeiten. P. Iso Müller[84] hatte die Wahl des Dreiapsidentypus für die Klosterkirchen von Disentis sogar als Ausdruck des Zusammenwirkens rätischer und fränkischer Kreise bei der Klostergründung gewertet.[85] Abgesehen von Interpretationsfragen ist dazu folgendes zu sagen: Vorläufig ist kein Bündner Dreiapsidensaal aus der Viktoridenzeit gesichert, und die Hauptverbreitungszeit der Bauform fällt zusammen mit der Regierungszeit von Bischöfen, die nicht mehr dem Viktoridenhaus entstammen. Die Nachfolger Tellos auf dem Churer Bischofsstuhl waren keine Viktoriden. Schon seit der Mitte des 8. Jh. besass der König starken Einfluss auf die Besetzung des

[82] Nach Braun «ergibt sich, dass im Westen der Brauch, in den Kirchen mehrere Altäre zu errichten, in seinen Anfängen bis in die Frühe des 6. Jh. hinaufreicht» (J. Braun, Der christliche Altar in seiner geschichtlichen Entwicklung 1, München 1924, S. 373). Vgl. G. Bandmann, Früh- und hochmittelalterliche Altaranordnung als Darstellung, in: Das erste Jahrtausend. Kultur und Kunst im werdenden Abendland an Rhein und Ruhr, Textbd. 1, Düsseldorf 1962, S. 372 ff.

[83] W. Boeckelmann, Grundformen im frühkarolingischen Kirchenbau des östlichen Frankenreiches. Ein Versuch, in: Wallraf-Richartz-Jahrbuch XVIII, 1956, S. 27 ff. und Zeitschr. Schweizer. Arch. u. Kunstgesch. 16, 1956, S. 129.

[84] I. Müller, Disentiser Klostergeschichte 1, Einsiedeln/Köln 1942, S. 25 ff.

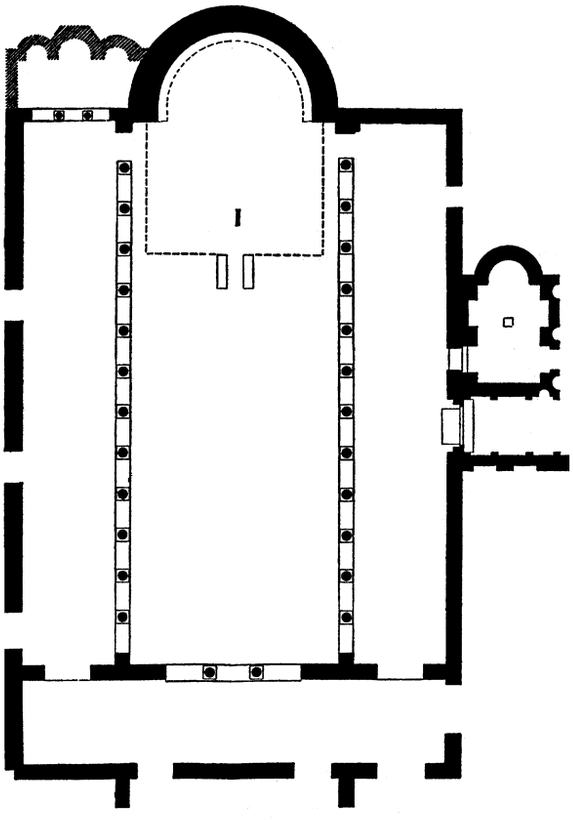
[85] Vgl. auch die grosse Zahl fränkischer Namen von Disentiser Mönchen in den Verbrüderungslisten.



3f. Tell el-Makhzan. Dreiapsidensaal über Krypta.

Bischofsstuhles.[86] Constantius, der unmittelbare Nachfolger Tellos, erhielt die Würde eines *Rector Raetiarum* durch Karl den Grossen.[87] Auf Constantius folgte Remedius, der wahrscheinlich aus dem Frankenreich stammte; jedenfalls stand er dem Hofe Karls des Grossen nahe (Briefe Alkuins an ihn aus den Jahren 791–96 und 801–804). Die Tradition, nach der Karl der Grosse wesentlichen Anteil an Gründung und Einrichtung des Klosters Müstair hatte, ist nicht zum vornherein so unglaubwürdig,[88] wie das 20. Jh. gelegentlich meinte.

Die bisher bekannten Beispiele des Typs sind in den Katalogen aufgeführt (Abb. 4). Es mag auffallen, dass in Nordtirol, im Salzburgerland, in Kärnten (bisher) keine Dreiapsidensäle bekannt geworden sind. Das hängt, was Kärnten anbelangt, möglicherweise mit dem Forschungsstand zusammen, indem, wie Franz Glaser dargelegt hat, hier Kirchen aus der Zeit der Dreiapsidensäle noch kaum erforscht wurden. Mit der aus der Mitte des 8. Jh. stammenden Benediktinerkirche von Sandau ist jedenfalls im bayrischen Lechtal ein Dreiapsidensaal gut untersucht worden. In Graubünden, im Südtirol – auch ausserhalb des Bistums Chur (Lana, Hocheppan) – und in den tre Venezie und sogar im ehemaligen Missionsgebiet Salzburgs, in Mosapurc-Zalavár, südlich des Plattensees[89] entstanden in früh- und hochromanischer Zeit weitere Dreiapsidensäle, und es sind sicher noch lange nicht alle Beispiele bekannt. Wo bei Grabungen drei Apsiden gefunden werden (und nur diese, nicht das Langhaus), setzt man vorläufig noch selbstverständlich ein basilikales Schiff voraus, so zum Beispiel bei der 1982 aufgedeckten Kirche von Arsiè



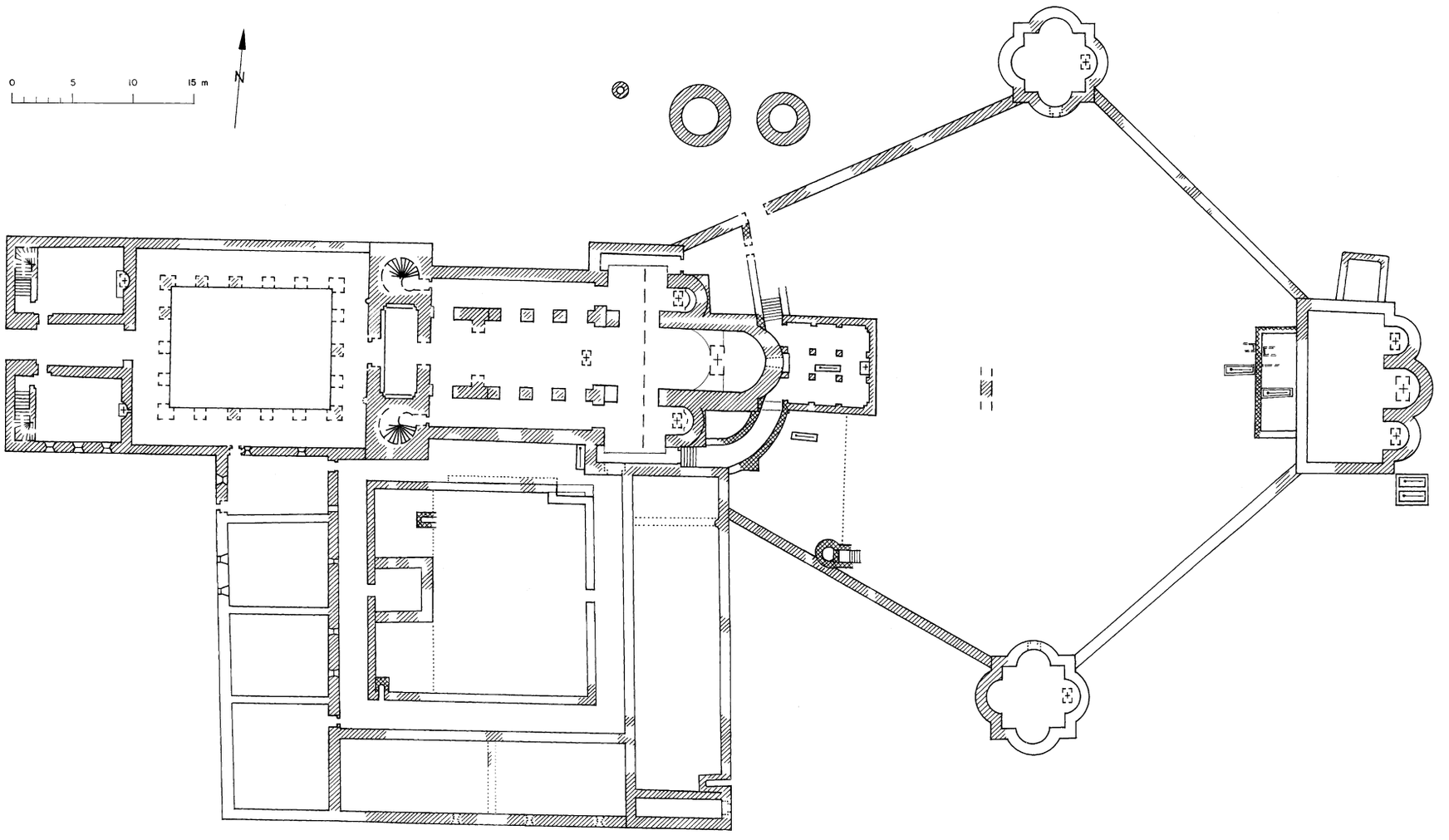
3g. Thessaloniki, Panagia Acheiropoietos.

[86] O. P. Clavadetscher, Die Verfassungsentwicklung im karolingischen Rätien, in: Bündner Monatsbl. 1954, S. 397 ff.

[87] H. Büttner, Christentum und fränkischer Staat in Alemannien und Rätien während des 8. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte (ZSKG) 43, 1949, S. 1–25, S. 132–150, hier S. 147; zum ganzen H. Büttner, I. Müller, Das Kloster Müstair im Früh- und Hochmittelalter, ebd. 50, 1956 passim, u.a. S. 28. Constantius als «Gewährsmann» des Königs: F. Perret, 1100 Jahre Pfarrei Sargans 850–1950, Mels 1950, S. 12 und Heimatblätter aus dem Sarganserland 2, 1932, 1 ff. Perret vermutet in ihm einen Angehörigen der Sarganser Familie der «Constantier» (Das Bistum Chur. Einleitung. Bearbeitet von O. P. Clavadetscher und Werner Kundert, in: Helvetia Sacra 1/I, Bern 1972, S. 470).

[88] O. P. Clavadetscher, Verkehrsorganisation in Rätien zur Karolingerzeit, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 5, 1955, S. 28 (auch in: O. P. Clavadetscher, Rätien im Mittelalter. Ausgewählte Aufsätze. Festgabe zum 75. Geburtstag, Sigmaringen 1994, S. 297): «Fränkische, wenn nicht gar persönliche Stiftung Karls des Grossen». – HR. Sennhauser, Kloster Müstair, Gründungszeit und Karlstradition, in: R. Loose, S. Lorenz (Hg.), König-Kirche-Adel. Herrschaftsstrukturen im mittleren Alpenraum und angrenzenden Gebieten (6.–13. Jahrhundert), Lana/Bozen 1999, S. 125–150.

[89] Die Kirche auf der Insel Récéskút ist von Radnoti und Dercsényi für jene des Fürsten Privina gehalten und ins 9. Jh. datiert worden. Seither sind zwei Vorgängerbauten entdeckt worden, und der Dreiapsidensaal wird ins 11. Jh. datiert: A. Radnóti, Une église du haut moyen âge à Zalavár, in: Etudes slaves et roumaines I, Budapest 1948, S. 21–30. – L. Karaman, A propos de l'église de Pribina à Blatnograd – ville de Balaton, in: Arch. Iugoslavica I, 1954, S. 91–96. – J. Werner, Besprechung: A. Sós, Die Ausgrabungen Géza Fehérs in Zalavár. S. Bökönyj, Wirbeltierfauna der Ausgrabungen in Zalavár (Archaeologia Hungarica, N.S. 41), Budapest 1963, in: Byzantin. Zeitschr. 59, 1966, S. 381 f.



3h. Schaffhausen, Allerheiligen, Klosterkomplex, im Osten die Urständkapelle.

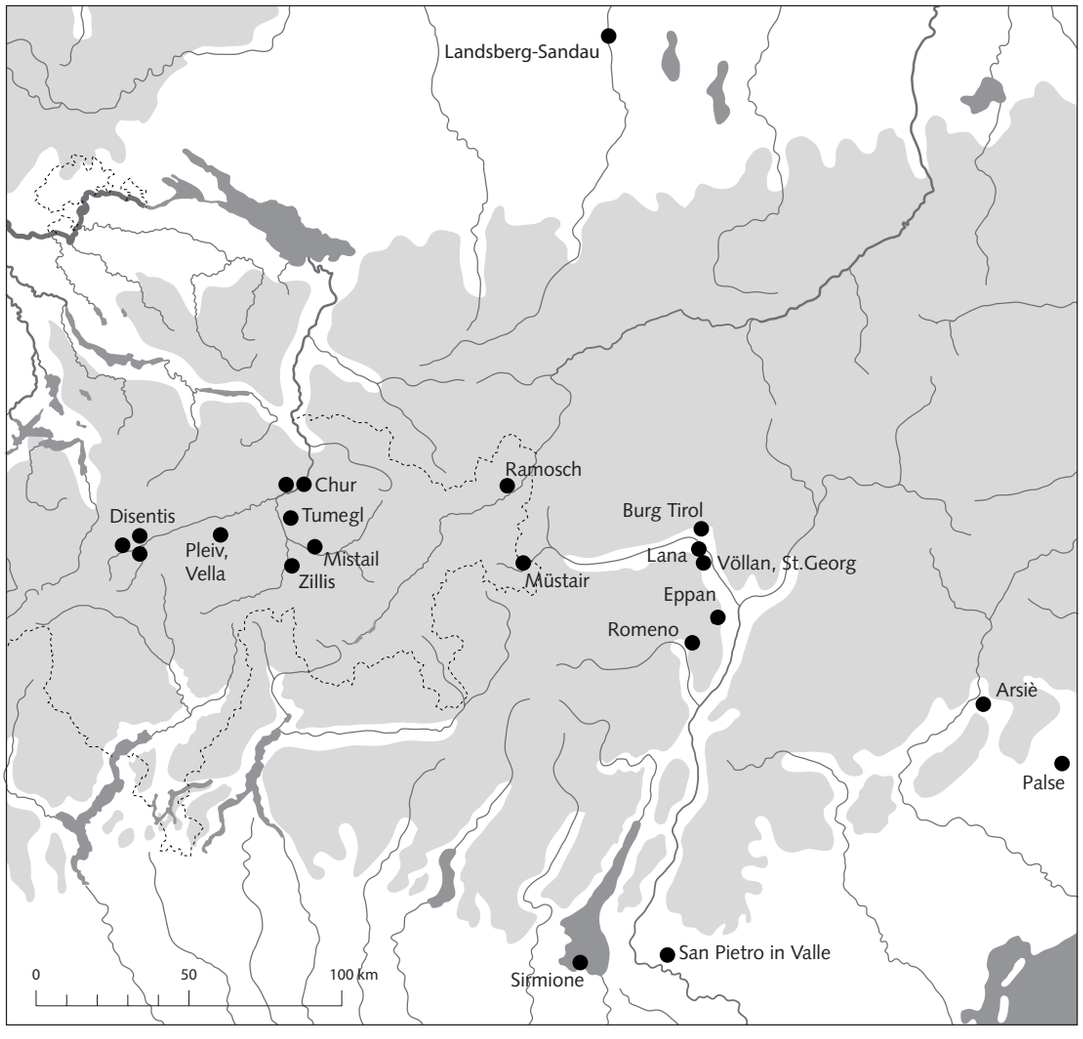


Abb. 4. Dreiapsidensäle im östlichen Alpengebiet.

(Belluno)[90], wo die Dimensionen, vermutlich 10:20 m, die dünnen Mauern, die schlanken Trennpfeiler zwischen den Apsiden, die hufeisenförmig eingezogene Hauptapsis weniger zu einer Basilika als zu einer Saalkirche passen. Den ungarischen Dreiapsidensaal hat man als Import aus Istrien erklären wollen (Sophienkirche von Dvigrad/Duecastelli, Friedhofkirche von Svetvinčent und Elisaeuskirche in Peroj), die aber jünger sind und aus dem 12./13. Jh. stammen.[91] Ob hier Salzburgs Erbe nachwirkt, können erst weitere Funde erweisen.

Bei einigen Beispielen im Friaul ist zu sehen, dass den Dreiapsidensälen zeitgerechte ältere Typen vorangingen: in S. Giovanni al Timavo, bei S. Giovanni in Tuba und bei der Kirche San Vigilio in der Pieve di Palse waren es Saalkirchen mit einer Apsis und zwei Nebenkammern: die hat man gleichsam nachträglich geöffnet und als Altarnischen eingerichtet, als die Dreizahl der Altäre zur Regel wurde. Dem Dreiapsidensaal von Sto. Stefano in Cesclans (13. Jh. nach L. Villa), geht ebenfalls mindestens ein älterer Kirchenbau voraus. Auch bei Drei-

[90] R. Canova dal Zio, Chiese delle tre venetie anteriori al mille, Padova 1987, S. 75 f.
[91] Karaman (Zit. Anm. 89) S. 93.

apsidensälen in anderen Gegenden kann nachgewiesen werden, dass die drei Apsiden nicht zum ursprünglichen Baubestand gehören, wie z.B. J. Mertens im Falle von Arel (Belgien) 1976 gezeigt hat.

Der Übergang vom einzigen zu drei oder mehr Altären erfolgte vielleicht im Bistum Chur und im östlichen Alpengebiet im allgemeinen nicht allzu früh[92]: bedenkt man, dass die zweite Churer Kathedrale (A22) im 8. Jh. höchst wahrscheinlich immer noch eine einzige Apsis aufwies und dass bei der Marienkirche in Disentis (A30) der Dreiapsidensaal im Verlaufe des 8. Jh. eine Basilika mit einer einzigen Apsis ablöste, so möchte man dies vermuten. Immerhin ist in der östlichen Nachbarschaft eine Kirche mit drei Apsiden schon früher nachgewiesen: bei der Kirche am Weinberg in Säben (C8.1) sind nach der Mitte des 7. Jh. Nebenapsiden angefügt worden, ob als Nischen für Gabentischchen, Kredenztische, oder als Reliquienaltäre oder schon als Altäre für die Feier der Eucharistie[93] ist allerdings nicht zu sagen.

Für eine Reihe weiterer Kloster- und Pfarrkirchen im Bistum Chur, wo der Dreiapsidensaal seit der zweiten Hälfte des 8. Jh. für grössere Bauten fast ausschliessliche Geltung besass, hat man den Typ vermutet: Für die Klosterkirche St. Peter in Cazis (Patrozinium 926 genannt). Das Kloster wurde vom Bischof Viktor († 714/20)[94] und seiner Mutter um 700 errichtet: Ein Grabstein trug die Inschrift *Victor episcopus curiensis una cum matre sua fundator huius monasterii.*[95] Mit Josef Zemp[96] halten Poeschel[97] und Birchler[98] es für möglich, dass Bischof Viktor und seine Mutter die Kirche als Dreiapsidenbau errichteten. Das ist, wie die Disentiser Marienkirche (A30) zeigt, nicht zwingend, aber wenn nach einigen Jahrzehnten ein Neubau erfolgte, so dürfte es ein Dreiapsidensaal gewesen sein. Zemp[99] und Poeschel[100] erwarten als Ergebnis von Grabungen in der Pfarrkirche von Zuoz einen weiteren Dreiapsidensaal. Vielleicht war auch die Kirche des anfangs 9. Jh. von Hunfried, Graf von Rätien, gestifteten Frauenklosters Schänis ein solcher Bau. Ein Vergleich mit Müstair und Mistail kann ferner zur Hypothese führen, auch die fünf Altäre der ca. 870/80 geweihten Klosterkirche von Pfäfers seien in drei Apsiden und zwei Annexen mit Kapellenräumen untergebracht gewesen.[101] Beziehungen von Müstair zu Pfäfers sind gegeben: Die Besiedlung von Müstair scheint von Pfäfers aus erfolgt zu sein.[102] Denkbar wäre, dass die Form der «Tochter» (Müstair) schon jene der «Mutter» (Pfäfers I, Vorgängerin der 870/80 geweihten Kirche) war. – Die durch Umbauten entstandenen Kirchen von Schaan (A95) und Zillis (A120) setzen allgemeine Geltung des Typs voraus.[103] In der Zeit nach den Ungarneinfällen, wohl um 1000 oder im frühen 11. Jh., dürfte St. Maria II in Disentis (A30) entstanden sein. Ein Nachzügler ist St. Agatha in Disentis: Kirche und Turm sind gleichzeitig; der Kirchenraum wirkt gegenüber Mistail und Müstair breit und

---

92 Unter den spätantik-frühchristlichen Bauten der alten römischen Provinz Dalmatien, die P. Chevalier zusammengestellt hat, dagegen, findet sich der Typus so wenig wie unter den gleichzeitigen Bauten im Norden der Adria.

93 Vgl. später St. Luzi in Chur. Gabentische: Th. Klauser, Die konstantinischen Altäre der Lateranbasilika, in: Römische Quartalschrift 43, 1935, S. 178 ff.

94 Büttner, Christentum (Zit. Anm. 87) S. 26.

95 Bündn. Urkundenbuch I, Nr. 13, S. 9 f.

96 Zemp/Durrer (Zit. Anm. 64) S. 21, Anm. 4.

97 Kdm GR I, 21 ff. – Frühmittelalterliche Kunst in den Alpenländern (Zit. Anm. 17) S. 122 ff.

98 Frühmittelalterliche Kunst in den Alpenländern (Zit. Anm. 17) S. 167 ff.

99 Zemp (Zit. Anm. 64) S. 21.

100 Kdm GR III, S. 418.

101 Weihenotiz in: Urkundenbuch der südlichen Teile des Kantons St. Gallen, I. Bd., 1. Lfg., bearb. v. F. Perret, Rorschach 1951, Nr. 45, S. 50 ff.

102 U.a.: I. Müller, Zur rätisch-alemannischen Kirchengeschichte des 8. Jahrhunderts, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 2, 1952, S. 1–40, hier: S. 10 ff.; H. Büttner, I. Müller, in: ZSKG 1956 (Zit. Anm. 80) S. 12 ff.; I. Müller, Die Anfänge des Klosters Disentis. Quellenkritische Studien, in: 61. Jahresbericht der hist. ant. Ges. Graubünden 1931, Chur 1932, S. 70 f.; Perret, Urkundenbuch (Zit. Anm. 101) S. 18 Zeile 29.

103 Ausserhalb Graubündens rechtfertigt die Untersuchungsdichte ähnlich weitreichende Hypothesen noch nicht.

niedrig; der Bau ist wohl nach den Vorbildern der Klosterkirchen (die beiden Oculi wie an St. Maria II) um 1100 oder im 12. Jh. entstanden. Die erhaltenen Bauten in Istrien, niedrig und breit, entsprechen in der Raumwirkung der etwas älteren Agathakirche von Disentis.[104]

Der Dreiapsidensaal als Trinitätssymbol

Schon mehrfach, am deutlichsten bei Linus Birchler,[105] wurde eine Sinndeutung des Raumes als Trinitätssymbol ausgesprochen: «*Tres in Unum,* drei gleiche Apsiden in einen einzigen Raum verströmend, sind eine elementare Versinnbildlichung des trinitarischen Grundgedankens des Christentums.»[106] Dazu sei festgehalten:

a) Die Forschung steht einem solchen Bezug eher vorsichtig gegenüber: «Beziehung auf die Dreifaltigkeit dürfte nachträgliche theologische Deutung sein».[107] – Nachträgliche Deutungen müssen aber nicht unbedingt moderne Deutungen sein; sind sie mit dem Bauwerk gleichzeitig, so steigt ihr Quellenwert. Dies ist der Fall bei den Gedanken, die Bruun Candidus († 845) in seiner *Vita Eigilis abbatis Fuldensis*[108] einer Betrachtung der von Eigil erbauten Michaelskapelle in Fulda beifügt. Ob seine Interpretation mit den Intentionen des Erbauers identisch sei, wisse er nicht, immerhin scheine sie ihm passend. Die Stelle zeigt zum mindesten, dass Candidus dem Erbauer und seinen *sociis … divino magisterio doctis* einen Bau mit konkreter Symbolbedeutung zugetraut hätte.

b) Bei der Fülle der Belege ist immerhin nicht von der Hand zu weisen, dass der Architektur oder ihren Teilen oft eine implizite Symbolbedeutung zukommt:

Einige Beispiele aus dem 5. und 8. Jh.: Im *Testamentum Domini Nostri Jesu Christi*[109] steht der Satz: *Ecclesia … habet tres ingressus in typum Trinitatis.* Ähnlich schreibt Paulinus von Nola: *Alma domus triplici patet ingredientibus arcu. Testaturque piam ianua trina fidem.*[110] Die *basilica nova* von Cimitile, von Paulinus erbaut, war eine Trikonchosbasilika.[111] Es ist bekannt, dass Paulinus in Nola-Cimitile und Fundi Dreifaltigkeitssymbole in Apsismosaiken anbringen liess.[112] In Castelseprio wurden zu Beginn des 7. Jh. drei Altäre errichtet *in gloria Trinitatis.*[113]

---

[104] Vgl. z.B. Marušić (Zit. Anm. 44) Abb. 103, Svetvinćent.

[105] Frühmittelalterliche Kunst in den Alpenländern (Zit. Anm. 17) S. 170. Über Architekturallegorese und -symbolik auch Bandmann (Zit. Anm. 56) bes. 376 ff.

[106] Frühmittelalterliche Kunst in den Alpenländern (Zit. Anm. 17) S. 170.

[107] H. Kubach, in: RDK IV, 1958, S. 401; vgl. auch M. Didron, Iconographie chrétienne, Histoire de Dieu, Paris 1843, S. 549 ff.: «Toutes les fois qu'on voit trois objets réunis, plantes, bêtes, monstres ou hommes, immédiatement l'idée de la Trinité divine apparait aux yeux de certains mystiques». Auch Joseph Sauer (Symbolik des Kirchengebäudes und seiner Ausstattung in der Auffassung des Mittelalters, Freiburg i. Br. 1902, S. 71, S. 289 und passim) und Karl Künstle (Ikonographie der christlichen Kunst 1, Freiburg i. Br. 1928, S. 226) warnen vor Überinterpretationen. Vgl. auch die Stellungnahme von Bandmann (Zit. Anm. 56) zur Symboldeutung von Bauwerken, bes. S. 45 ff. – Karaman (Zit. Anm. 89) S. 96, Anm. 3.

[108] MGH, Scriptores XV, I, 231; Eigil starb 822.

[109] Edidit Rahmani, Mainz 1899, S. 23.

[110] J. von Schlosser, Quellenbuch zur Kunstgeschichte des abendländischen Mittelalters, Wien 1896, S. 21.

[111] Lehmann, Trikonchosbasiliken 1996 (Zit. Anhang).

[112] Vgl. Ch. Ihm, Die Programme der christlichen Apsismalerei vom vierten Jahrhundert bis zur Mitte des achten Jahrhunderts (Forschungen zur Kunstgeschichte und christlichen Archäologie 4), Wiesbaden 1960, S. 130 ff. und S. 179 ff. – L. Pani Ermini, s.v. Cimitile, in: EAM IV, 1993, S. 790–794. – T. Lehmann, Anmerkungen zum jüngst erschienenen EAM-Artikel «Cimitile», in: Bild- und Formensprache der spätantiken Kunst, Hugo Brandenburg zum 65. Geburtstag (Boreas 17), Münster 1994, S. 279–292. – Über andere Trinitätsdarstellungen und als Trinitätssymbole gedeutete Bilder vgl. Wulff S. 423 (San Michele in Affricisco: Christus zwischen Michael und Gabriel), O. Wulff, Altchristliche und byzantinische Kunst II (Handbuch der Kunstwissenschaft), Berlin-Neubabelsberg 1918, S. 436 (dogmatischer Leitgedanke der Dreifaltigkeit, durch das Lobgedicht des Corippus für Hagia Sophia belegt), ferner Wulff S. 556, 583, 599. – In Rom ist ferner das Beispiel von S. Pudenziana zu nennen (vgl. Ihm a.a.O.). – Kaum zufällig wird es sein, wenn unter Papst Hadrian I, den der Liber Pontificalis als *fervens in amore spiritus sancti* bezeichnet (v. Schlosser [Zit. Anm. 110] S. 47), in Rom erstmals Dreiapsidenschlüsse gebaut werden (S. Pietro in Vincoli und S. Maria in Cosmedin). Papst Hadrian regierte von 772–795.

[113] Dreiländertagung für Frühmittelalterforschung 1949, Tagungsbericht. Veröffentlichungen zur Frühmittelalterforschung, Linz/Donau 1950, S. 24. Vgl. dort auch das Votum von Ph. Verdier.

c) Der Kirchenraum spiegelt die Bedürfnisse der Liturgie, für die er gebaut ist. Er kann dogmatische Inhalte veranschaulichen, denn Liturgie ist «gebetete Dogmatik» (Bloth).[114] Von der Dogmen- und Liturgiegeschichte her müsste das Auftreten von Dreiapsidensälen mit impliziter Dreifaltigkeitssymbolik im Hinterland von Aquileia in karolingischer Zeit nicht überraschen: 796/797 hatte Patriarch Paulinus von Aquileia, einer der «Hoftheologen» Karls des Grossen (Staats), auf einer Synode in Cividale die Aufnahme des *Filioque* (der Heilige Geist geht vom Vater und vom Sohne in gleicher Weise aus) ins Glaubensbekenntnis von Nizäa-Konstantinopel *(Nicaeno-Constantinopolitanum)* damit begründet, dass Ketzer – die Theologen in Konstantinopel, bzw. die Ostkirche – behaupteten, der Heilige Geist gehe allein vom Vater aus. Das um 500 in Spanien/Südgallien entstandene und im Frühmittelalter allmählich im Westen verbreitete Athanasianum enthielt die Formel bereits, und Papst Leo III. anerkannte sie als wahre Lehre (die aber nicht unbedingt im Glaubensbekenntnis stehen müsse). Der Osten blieb bei seiner Ablehnung. Karl der Grosse hob sich mit der Vorschrift, das *Filioque* in den liturgischen Kanon aufzunehmen, von den Ketzern – auch vom Kaiser – in Byzanz ab. «Selten erkennt man in der Kirchengeschichte so klar das Ineinander von christlicher Dogmatik und weltlicher Machtpolitik» (Staats). Lässt sich der hier angedeutete Zusammenhang erhärten, so weist der Dreiapsidensaal nicht primär in den Osten, auch wenn er – irgendwie – mit den kleinräumigen östlichen Martyrien zusammenhängt.

d) Hier fügt sich das Ergebnis der Urkundenforschung ein, das Iso Müller vorlegt.[115] P. Iso Müller ist der Frage der Dreifaltigkeits-Invokationen in der Urkundensprache nachgegangen und stellt fest, dass im Gegensatz zum langobardischen und alamannischen Gebiet *(in Dei nomine, in Christi nomine)* die Dreifaltigkeitsinvokation im spanisch-fränkischen Gebiet und in Rätien schon im 8. Jh. häufig war.[116] Er sieht einen Zusammenhang zwischen der Betonung des trinitarischen Gedankens in der Liturgie und dem Kampf gegen den Arianismus, der sich in der nahen Lombardei lange hielt.[117]

e) Seit der zweiten Hälfte des 8. Jh. wird der Trinitätsgedanke stark betont.[118] Mehr und mehr wird eine Dreifaltigkeitssymbolik auch Dreiheiten unterstellt, die an sich vielleicht unter anderen Gesetzen stehen. So erbaute Angilbert nach seinen eigenen Worten drei Kirchen in Centula, *quia omnis plebs fidelium sanctissimam atque inseparabilem Trinitatem confiteri, venerari et mente colere firmiterque credere debet.*[119] In den Patrozinien ist die Dreifaltigkeit nicht ausdrücklich erwähnt. Die Dreizahl der Kirchen von Centula mag ursprünglich andere Gründe gehabt haben, – seit frühchristlicher Zeit ist sie bei Kirchenfamilien üblich[120] – , sie wird aber von Angilbert selbst nachträglich als Dreifaltigkeitssymbol gedeutet. Ähnlich sollten auch in der Klosterkirche Benedikts von Aniane nach sei-

---

[114] Vgl. zu diesem Abschnitt: G. Müller, s.v. Gebet, in: Theol. Realenzyklopädie (Studienausgabe Teil 1), Bd. 12, Berlin/New York 1993, S. 88. – E. Kähler, s.v. Athanasianisches Symbol, in: Die Religion in Gesch. u. Gegenwart Bd. 1, ³Tübingen 1986, Sp. 669. – F. H. Kettler, s.v. Trinität, ebd. 6, Sp. 1023–1032. – J. Gill, s.v. Filioque, in: Lex. für Theol. und Kirche Bd. 4, Freiburg i. Br. 1960, Sp. 126–128. – R. Staats, Das Glaubensbekenntnis von Nizäa-Konstantinopel, Darmstadt 1996, 200, ferner S. 193–202.

[115] I. Müller, Die Schenkung des Bischofs Tello an das Kloster Disentis im Jahre 763, in: 69. Jahresber. Hist.-Ant. Ges. Graubünden 1939, Chur 1940, S. 1–138.

[116] In Königsdiplomen wird sie erst seit dem zweiten Drittel des 9. Jh. üblich.

[117] I. Müller, Die Schenkung, wie Anm. 115, S. 74 f. – Vgl. dazu die Deutung des Trikonchos als antiarianische Manifestation im 7. Jh.: E. Arslan, Storia di Milano II, Milano 1954, S. 518. – Zu Dreikonchentyp und Trinität auch: H. Kauffmann, Kölnische Kunst um die Jahrtausendwende (Kölner Universitätsreden 14), Krefeld o. J. (1955), S. 18 f.

[118] Vgl. auch E. Krebs, s.v. Filioque, in: Lexikon für Theol. u. Kirche, hg. v. M. Buchberger, Bd. 3, 1931, S. 1039 f.

[119] Schlosser (Zit. Anm. 110) S. 117.

[120] J. Hubert, L'art pré-roman (Les monuments datés de la France), Paris 1938, S. 39–42; E. Lehmann, Die frühchristlichen Kirchenfamilien der Bischofssitze im deutschen Raum und ihre Wandlung während des Frühmittlalters, in: Beiträge zur Kunstgeschichte und Archäologie des Frühmittelalters. Akten zum VII. Intern. Kongress für Frühmittelalterforschung 1958, red. von H. Fillitz, Graz/Köln 1962, S. 88 ff.; E. Lesne, Histoire de la propriété ecclésiastique en France 3 (Mémoires et travaux 44), Lille 1936, S. 93. – Auch in Disentis standen ja drei Kirchen.

ner Vita (822, ein Jahr nach dem Tode Benedikts entstanden) drei Altäre in einem an die Trinität erinnern: *In altari, quod potissimum prae ceteris videtur, tres aras censuit supponi, ut in his personalitas Trinitatis typice videatur significari. Et mira suppositio, ut in tribus aris individua Trinitas, et in uno altari essentialiter firma demonstretur Deitas.*[121]

Es scheint kaum eine Gelegenheit unterlassen, einer Dreiheit implizite Dreifaltigkeitsbedeutung zuzubilligen – ja, wenn wir solche Stellen wörtlich nehmen dürfen, wird die Dreizahl wo immer möglich erstrebt, um damit der Dreifaltigkeit zu huldigen.

Ist dem so, dann dürfen wir wohl annehmen, die Möglichkeit einer symbolischen Deutung des Dreiapsidensaales sei in dieser Zeit nicht unbemerkt geblieben. Ob sie nur nachträglich konstatiert wurde oder sogar mitverantwortlich zu machen ist für die zahlenmässige Verbreitung des Typs, ist allerdings ohne direkte Schriftquellen nicht zu sagen.

Bei der christologisch-trinitarischen Struktur von Messe und Liturgie[122] ist auch die Verbindung der Salvator-Thematik (Malerei) mit der (vermutlichen) Trinitas-Idee (Bau) in Müstair nicht aussergewöhnlich. Als anderes Beispiel kann wieder der Bau Benedikts von Aniane zitiert werden: Die Kirche ist zu Ehren des Salvator erbaut; geweiht wird sie aber der Trinität im speziellen: *Aliam rursus in honorem Domini et Salvatoris nostri ecclesiam praegrandem construere coepit*[123] *… Siquidem venerabilis Pater, Benedictus pia consideratione praeventus, non in alicujus sanctorum praetitulatione, sed in deificae Trinitatis, uti jam diximus, nomine praefatem ecclesiam consecrare disposuit.*[124]

Vielleicht helfen solche Überlegungen mit, die Blütezeit der Dreiapsidensäle im Graubünden des 8. Jh. (besonders zweite Hälfte), zu erklären: Die Vermehrung der Altarstellen, insbesondere die Dreiheit der Altäre (nicht zwei und nicht vier) ist jedenfalls nicht ausschliesslich praktisch zu begründen, sondern die Dreizahl dürfte von Anfang an einen tieferen symbolischen Sinn gehabt haben. Sie wird, wie etwa die Kathedralpatrozinien (Christus, Maria, Märtyrer) zeigen, häufig und nicht nur als Dreifaltigkeitssymbol verwendet. Die Trinität könnte aber bei den hier diskutierten Beispielen ausschlaggebend gewesen sein.

Wahrscheinlich hat der Raumwert des Bautyps mitgewirkt; Zemp, Strzygowski, Dvořák, Poeschel, Birchler, Knöpfli, Ganz und andere haben auf den antikischen Charakter der Bündner Dreiapsidenbauten hingewiesen. Bei der Klosterkirche von Müstair beweisen verschiedene Details, z.B. die farbige Aussenbehandlung, und belegt vor allem die seit 1947 wieder fast vollständig bekannte Ausmalung Traditionsgebundenheit und Orientierung nach dem oberitalienischen Süden. Der antikische Charakter muss gerade der Zeit um 800 willkommen gewesen sein.

6. Dreikonchenbau[125]

Beim Dreikonchenbau, dem Trikonchos, der cella trichora, sind, wenn er sich in geometrisch reiner oder «strenger» Form darstellt, an einen stehenden zentralen, im Prinzip auf quadratischem (oder auch kreisrundem) Grundriss errichteten **zentralen Baukörper** auf drei Seiten **gleich grosse Apsiden** angefügt (Abb. 5). Der Hauptraum ist mit einer Kuppel (einem Kreuzgewölbe) überdeckt, die Apsiden weisen Kalotten auf. Diese «reine Form» ist im ganzen Gebiet, dessen Bauten wir hier betrachten, nur vereinzelt in der Frühzeit und nur im Süden (Grado, Concordia, Parenzo, Doljani bei Titograd) zu finden, nach 1000, in romanischer Zeit, aber auch im Norden (Aurelia-Jakobus-Kapelle

---

[121] Migne PL 103, Sp. 364. – Nach K. Gamber (Römische Quartalschrift 65, 1970, S. 98–126) hätten die Seitenaltäre in den Dreiapsidensälen für die Oblationen der Gläubigen gedient. In der Klosterkirche Müstair z.B. hatten aber externe Laien keinen Zutritt. Zudem schlösse ein solches Argument Trinitätssymbolik nicht aus, wie Gamber meint.

[122] C. Vagaggini, Theologie der Liturgie, Einsiedeln/Zürich/Köln 1959, bes. S. 139 ff. Dazu unter «Müstair».

[123, 124] Ib. Sp. 363. Ib. Sp. 364. – vgl. auch: C. Heitz, L'architecture carolingienne et les nombres, in: L'art et la société à l'époque carolingienne. Actes des XXIIIes Journées Romanes de Cuxa 10–18 juillet 1991 (Les cahiers de Saint-Michel de Cuxa 23) 1992, S. 89–96.

[125] Zu den Trikonchosbauten vgl. Anhang.

von Lindau, Mitte 11. Jh.[126] Allerheiligenkapelle Regensburg). In der Zwischenzeit sind Dreikonchenbauten hier keine reinen Zentral-, sondern im Prinzip Längsbauten, Apsissäle mit gegenständigen Annexen in Form von Apsiden am Ostende des Saales, Säle unter einem Satteldach, dessen Traufe von den Kegeldächern der seitlichen Apsiden nicht angeschnitten wird. Die Apsisdächer bleiben darunter; die seitlichen Apsiden sind niedriger als die Hauptapsis. Die Literatur spricht in der Definition in der Regel vom Trikonchos in der «reinen», der «strengen» Form und weicht dann in der Beschreibung allmählich von dessen Kriterien ab, spricht vielleicht von einer «Sonderform».[127] Diese Erfahrung scheint auch Ausgangspunkt für die Arbeit von Iris Stollmayer zu sein.[128] Dankbar ist man für ihren Katalog der spätantik-frühchristlichen Beispiele. Die Gruppierung der Denkmäler und die Frage nach dem «Baukonzept» werden aber mit einer wenig architekturgerechten Definition des Trikonchos angegangen: die «Kombination dreier Konchen zu einem Sanktuarium» schafft den Zentralraum. Die Konchen «bilden drei Seiten einer Vierung und somit einen zentralen Raum» usw. ausgerechnet eine Bauweise wie Tolentino wird ausgeschieden, denn es «verfügt über einen runden Baukörper, dem gestelzte Konchen angefügt wurden. Der zentrale Charakter ergibt sich somit aus dem Bau selbst und nicht aus einer Zusammenfügung der Konchen». Dies ist normal, wenn sich zum Beispiel nach Deichmanns Trikonchos-Definition «an drei Seiten einer zentralen Vierung je eine halbrunde Nische anschliesst.»[129] Anderseits werden auch Arbeiten, in denen von zehn Annexsaal-Trikonchen und einem einzigen – «reinen» Trikonchos die Rede ist, problemlos unter dem Titel «Triconch churches» publiziert.[130] Pascale Chevalier hat im Falle von Cim-Mostar die Möglichkeit einer solchen Rekonstruktion gesehen, aber abgelehnt: «On peut supposer deux types d'élévation. Si la toiture de la nef se poursuivait sans interruption jusqu'à la corde de l'abside centrale, il ne s'agissait pas d'un trinconque en élévation, mais d'une nef à absides latérales, couvertes en contrebas à la manière d'un faux transept. Cette solution est peu probable». Warum eigentlich? In den Fällen, in denen eindeutig ein zentraler stehender Kernbau (mit turmähnlichem Aufbau) vorhanden ist, fehlen in der Regel auch die Vorlagen bzw. die aussen und/oder innen verstärkten Ecken des Grundrissquadrates nicht. Von den zehn bei Cambi behandelten Beispielen sind sieben höchst wahrscheinlich solche Kirchen mit «nef à absides latérales», zwei weitere weisen die seitlichen Apsiden am Westende auf und ein einziger Bau kann als «reiner Trikonchos» bezeichnet werden. Die Vierung ist bei den meisten nicht gleichmässig quadratisch, sondern rechteckig, die Ecken sind nicht betont/verstärkt, und die Langhausmauern führen in gerader Linie über den Ansatz der seitlichen Apsiden hinaus nach Osten. Es gibt Beispiele wie Topolica bei Bar[131] und Tepljuh,[132] die niemand anders als unter einem Satteldach rekonstruieren würde, das von der Eingangsseite bis zur Hauptapsis reicht. Bei den übrigen Bauten der Reihe (mit Ausnahme von Doljani, das den Typ des «reinen» Trikonchos verkörpert) ist eine derartige Rekonstruktion mindestens möglich, nach meiner Ansicht sogar wahrscheinlicher als die bei Chevalier[133] als einzige Rekonstruktionslösung für das Chorhaupt mit drei Konchen dargestellte Rekonstruktion mit Vierungsturm.[134] Welche Beobachtungen Br. Pender veranlassten, auf der Kirche von

[126] F. Oswald, St. Aurelia-Jakobus auf der «Römerschanze» zu Lindau im Bodensee. Bericht über eine Ausgrabung des Jahres 1944, in: Kunstchronik 17, 1964, S. 57 ff.

[127] Lehmann (Zit. Anhang) S. 334.

[128] Stollmayer (Zit. Anhang).

[129] Deichmann, Cella trichora (Zit. Anhang) Sp. 944.

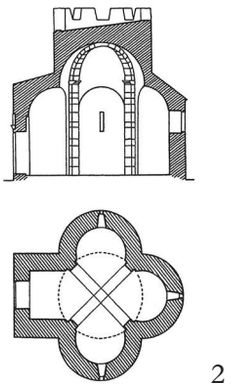
[130] Cambi 1984 (Zit. Anhang).

[131] Cambi 1984 (Zit. Anhang) Fig. 1, S. 46.

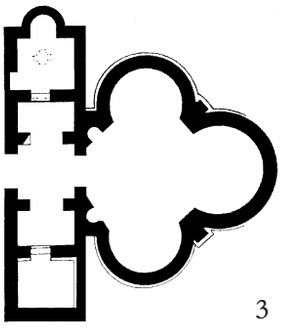
[132] Chevalier, Salona II (Zit. Anm. 2) S. 81, Nr. 6.

[133] S. 66 in der typologie générale.

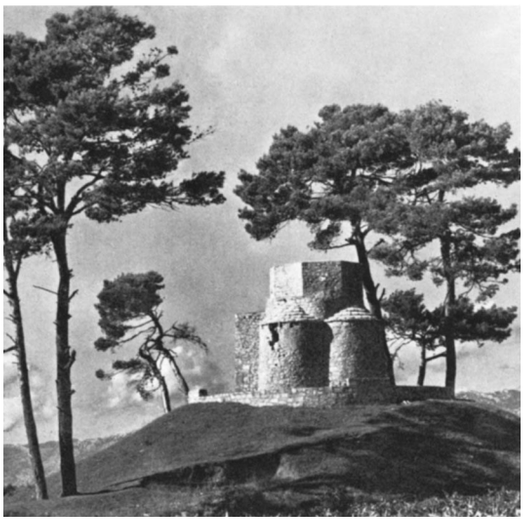
[134] Aus der mir zur Verfügung stehenden Literatur nicht beurteilt werden kann Založje (Cambi 1984 [Zit. Anhang] S. 48, Fig. 6, Chevalier, Salona II [Zit. Anm. 2] Pl. XII, fig. 3). Der Plan erweckt den Verdacht, man habe es nicht mit einer einzigen Bauperiode zu tun.



2



3



1

Abb. 5. Dreikonchenbauten mit zentralem Baukörper und drei etwa gleichgrossen Apsiden. 1:300. Prahuljama bei Nin, Sv. Nikola, 1 Ansicht von SE, 2 Schnitt und Grundriss. 3 Doljani bei Titograd.

Pridraga einen mächtigen Vierungsturm zu rekonstruieren,[135] wird aus den mir zugänglichen Unterlagen (Cambi, Chevalier) nicht ersichtlich. Die niedrigen Apsiden und das Ende der Lisenen an der Westfassade auf der Höhe der Traufe an den Seitenwänden sprechen nicht dafür.

Man darf sicherlich beide, den «reinen Trikonchos» wie die Saalkirche mit seitlichen Apsiden-Annexen, als «Dreikonchenbauten» bezeichnen, denn ob sie «Zentralbauten» sind oder «Langbauten» – das ist der wesentliche Unterschied – ist irrelevant für die Tatsache, dass diese Bauten durch ihre «drei Apsiden» charakterisiert sind. Das Problem liegt ähnlich wie bei den Basiliken: Wie hier der Blick auf die grossen römischen Basiliken lange Zeit die Sicht auf die Bedeutung der Saalkirchen verstellt hat, so hat die Definition des «reinen Zentralbaues», (die ja nur denkbar ist, weil es auch andere als «reine» gibt), die Kenntnisnahme der weitaus häufigeren Form des Dreikonchen-Langbaues verhindert, den man auch Annexsaal-Trikonchos oder Dreikonchensaal nennen könnte.

Der Typus ist alt (Abb. 6). Er wird im Prinzip schon vom Dreikonchenchor der Basilica Nova des Paulinus in Cimitile (403 n. Ch.) vertreten. Tomas Lehmann bezeichnet das Bauwerk als «angeblichen Prototyp der Trikonchosbasiliken» und kommt in seiner verdienstlichen Arbeit über die Genese der Trikonchosbasiliken

[135] Chevalier, Salona II (Zit. Anm. 2) S. 83, vgl. auch Pl. XV, Fig. 1–5. – Vgl. dagegen die Rekonstruktion bei N. Jakšić, La survivance des édifices paléochrétiens dans les terres de la principauté croate, in: Hortus Artium Medievalium 1, 1995, S. 37.

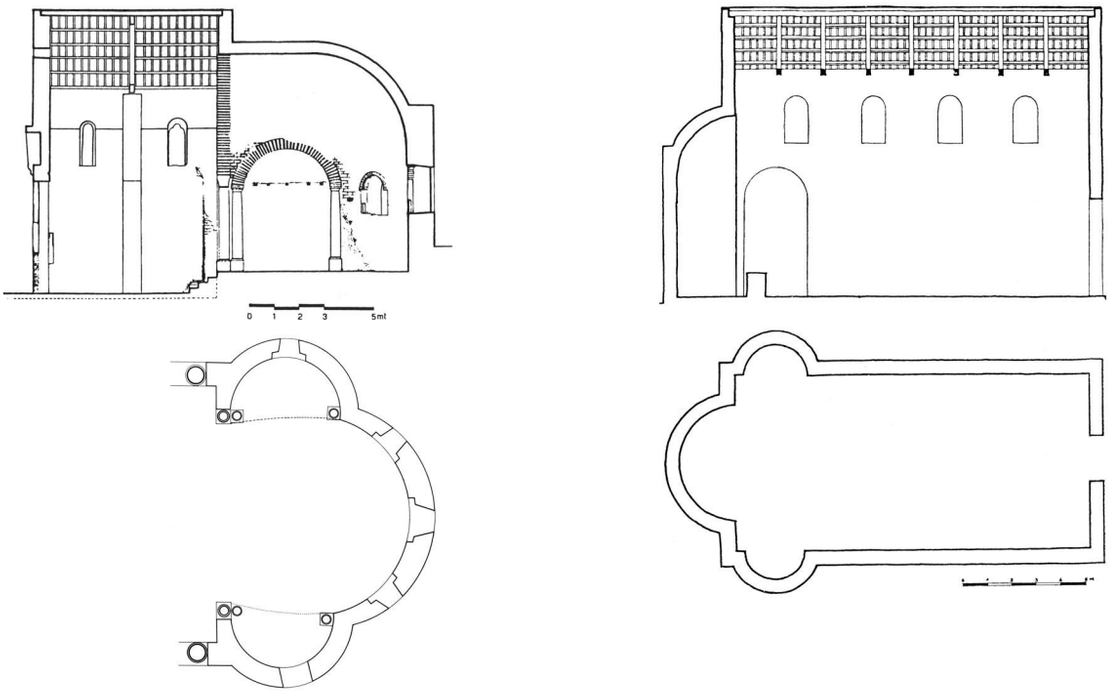


Abb. 6a. Dreikonchenlangbauten (Dreikonchensaalbauten). 1:300. Links Cimitile, Basilica Nova. Längsschnitt durch Apsis und gotisches Langhaus von S. Giovanni. Darunter Grundriss der Apsis. – Rechts Capua, S. Angelo in Audoaldis, Grundriss und Schnitt.

zum Ergebnis: «Als Trikonchos (im herkömmlichen Sinne) ist das Sanktuarium nicht zu bezeichnen, denn hier umschliessen die drei Apsiden nicht eine zentrale, sich im Innen- und Aussenbau artikulierende Vierung, sondern zwei kleine Konchen sind gewissermassen an eine grosse Apsis angesetzt.» Die Apsis zeigt im Grundriss einen gestelzten, etwas hufeisenförmigen Grundriss. Das Gewölbe besteht aus einer Apsiskalotte, die «ohne Verschneidung in eine längsgerichtete Tonne übergeht»; das Sanktuarium wirkt wie eine sehr kurze tonnengewölbte Saalkirche, deren Apsis ohne Einzug aus den Langhausmauern abgeht, und unmittelbar vor ihrem Ansatz öffnen sich in den «Langhausmauern» die Bogenöffnungen zu den niedrigen Annex-Apsiden. Ein «Sonderfall in der Kirchenarchitektur»? Als «Gestaltung des Sanktuariums» vielleicht schon, aber als Typ verkörpert dieses Bauwerk den Langbau-Trikonchos, von dem oben die Rede war. Eine genaue Parallele dazu zeigt Betica (Anfang 5. Jh.?). Sicher rekonstruierbar ist St. Angelo in Audoaldis (6. Jh.),[136] in dessen Zusammenhang Lehmann auf die verwandten Grossbauten hinweist: dreischiffige Bauten wie die Justinianische Geburtskirche zu Bethlehem, Dodona usw.

Im Gebiet des hier betrachteten östlichen Alpenraumes sind fünf Dreikonchenbauten zu nennen: Die grosse Kirche auf dem Colle di Zuca bei Invillino stammt aus dem 5. Jh. Die an der Nordostecke – an derselben Stelle wie in Grado und Parenzo – angebaute *Trichora* ist ganz eindeutig ein Dreikonchen-Langbau, dessen polygonal gebrochene Apsis sich un-

[136] Lehmann (Zit. Anhang) Abb. 24, S. 340.

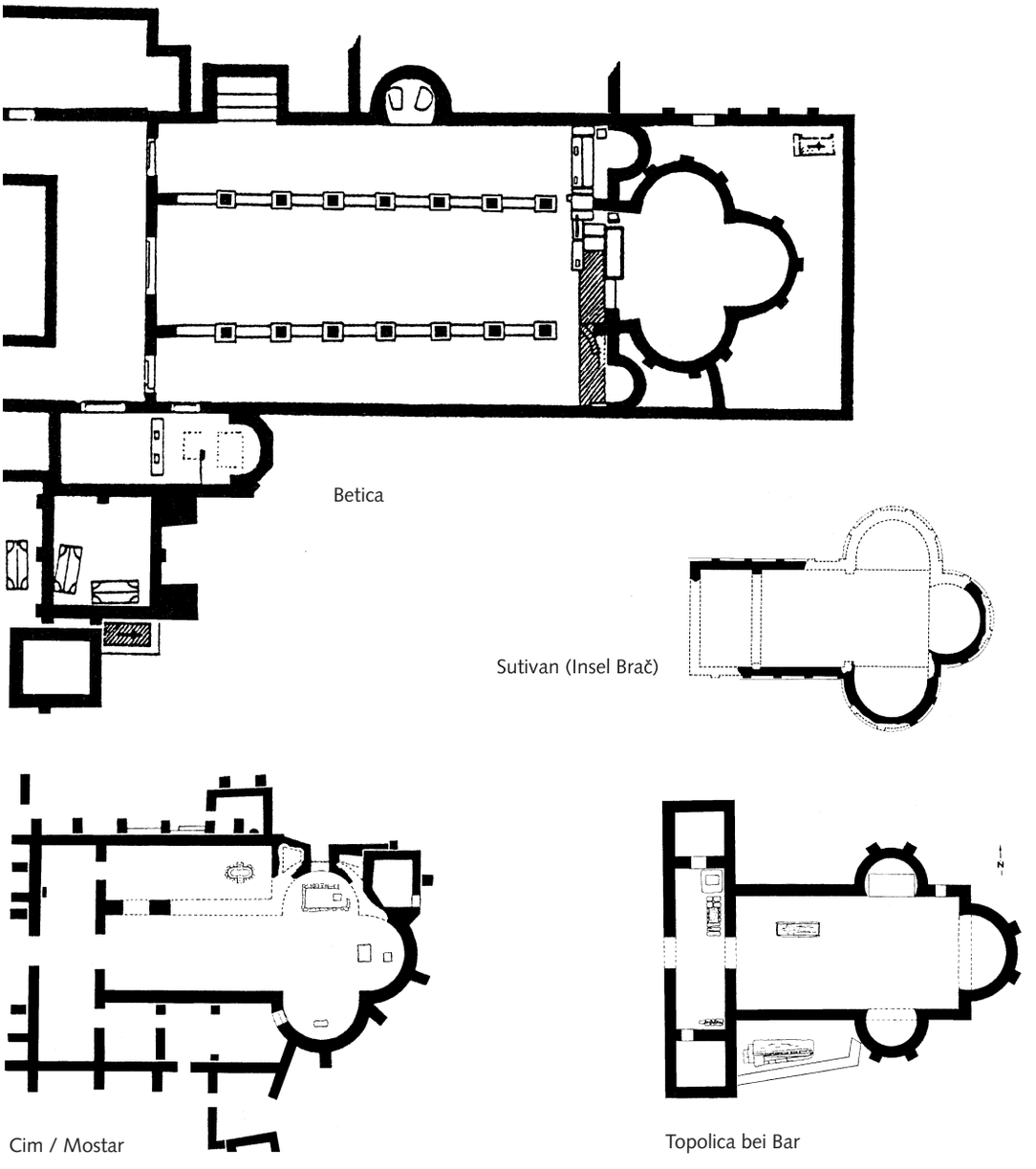


Abb. 6b. Dreikonchenlangbauten (Dreikonchensaalbauten). 1:300. Betica, Dreikonchensaalbau als Kern eines frühchristlichen Komplexbaus. – Weitere Beispiele von Dreikonchensälen: die Konchen sind nicht einem Zentralbau, sondern einem Langbau angefügt.

mittelbar aus den Langhausmauern entwickelt. Sie war beim Ostansatz der beiden seitlichen leicht gestelzten halbrunden Apsiden durch eine Dreibogenstellung vom Schiff getrennt, so, wie es beim Altarraum im Nordraum der Doppelkirche auf der Spitze des Säbener Berges (C8.1, 5. Jh.) der Fall war. Memorialraum, Consignatorium im Zusam-

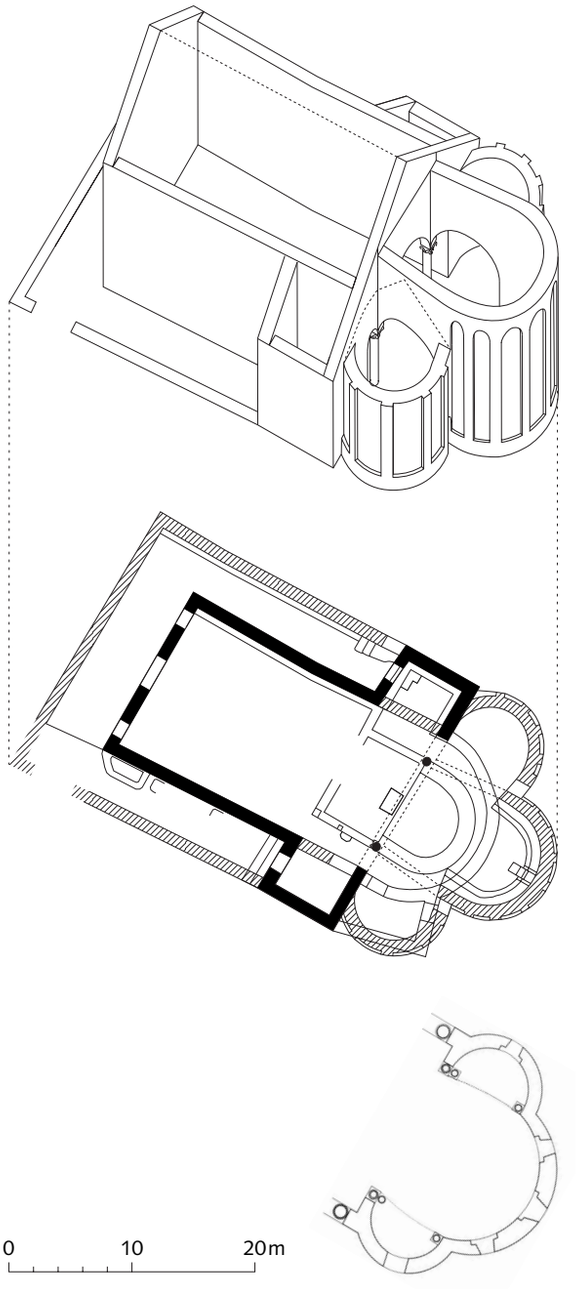


Abb. 7. Teurnia, St. Peter. Bischofskirche, Bau I und II. Oben: Rekonstruktionsvariante Büro Sennhauser. Unten: Cimitile, Basilica Nova, Apsis, Grundriss.

menhang mit dem im Vorraum neben der Kirche untergebrachten Baptisterium sind Funktionen, die für den Dreikonchenbau von Invillino gesichert scheinen.

In der Reihe der Dreikonchen-Langbauten ist auch S. Maria foris portas in Castelseprio zu nennen. Auch wenn die Malereien später entstanden sind als man zunächst anzunehmen geneigt war, könnte der Bau im 6. bis 8. Jh. entstanden sein. Über den Verwendungszweck existieren lediglich Vermutungen.[137] Der weitaus bedeutendste Dreikonchen-Langbau im Gebiete ist die Bischofskirche von Teurnia (Abb. 7), deren ursprüngliche weitgespannte einzige Apsis im 6. Jh. durch einen Dreikonchenchor ersetzt worden war. Für die Aufrissrekonstruktion der Ostpartie sind bisher mehrere Vorschläge gemacht worden. Unser Vorschlag rechnet zwar mit einer Flachdecke oder mit einem offenen Dachstuhl, bringt die Anlage aber doch in die Nähe der Chorlösung der *Basilica Nova* des Paulinus von Nola. Zwei weitere Dreikonchenbauten liegen im Vinschgau und im Münstertal. Die Heiligkreuzkirche in Müstair (A72) aus der Anfangszeit des Klosters hat während des Baues einen Planwechsel erlebt: geplant und grundgelegt war eine Saalkirche mit Apsis ohne Einzug und zwei seitlichen Annex-Apsiden. Im Bauvorgang wurde die Hauptapsis redimensioniert und den beiden seitlichen im Format angeglichen, sodass weniger die Hierarchie unter den Apsiden als ihre Gleichheit zum Ausdruck kommt und die Kreuzform deutlicher wird. Vielleicht eine Anspielung an Kreuz (Patrozinium) oder Trinität, jedenfalls ist ein Zusammenhang zu sehen mit der einfachen hölzernen Totenkammer, die gleichzeitig unter der Apsis eingerichtet wurde.

St. Vigilius in Morter (C13) aus dem vierten Viertel des 11. Jh. (Abb. 8), wie angenommen wird, nach dem Vorbild der Heiligkreuzkapelle von Müstair zur Zeit des in Müstair residierenden, in geistlicher Hinsicht für den Vinschgau zuständigen Churer Bischofs Norbert durch den Bischof von Trient, den weltlichen Herrn, als Eigenkirche errichtet und von Anfang an mit

[137] Vgl. Lusuardi Siena (Zit. Anm. 47).

drei Altären ausgestattet. Wie die Altäre angeordnet waren, ob – späterem – südlichem Brauch entsprechend gegenständig oder vor den Ostschenkel der Seitenapsiden gebaut, wird erst eine Ausgrabung zeigen. Jedenfalls wird mit den drei Altären in der kleinen Kirche die Präsenz des Eigenkirchenherrn, des Bischofs von Trient, wirksam manifestiert. Der letzte Bearbeiter, Martin Mittermair, betont, wie sehr der Bautyp und die in der Weiheinschrift genannten Namen der Heiligen, deren Reliquien in den Altären beigesetzt wurden, nach dem Süden verweisen.[138]

Die enge Verbindung sämtlicher hier erwähnter Bauten untereinander und mit dem Südosten wird durch das Fehlen vergleichbarer Bauten weiter nördlich bis ins Hochmittelalter und durch die einheitliche Grundlage: den Typ des Dreikonchen-Langbaues, vor Augen geführt.

Anhang: Literatur zu den Trikonchen

H. Leclercq, s.v. abside, in: Dictionnaire d'archéologie chrétienne et de liturgie (künftig zit. DACL) I (I), dir. F. Cabrol, H. Leclercq, Paris 1907, Sp. 183–197. – A. Blanchet, Les origines antiques du plan tréflé, in: Bull. Mon. 73, 1909. – H. Rahtgens, Die Kirche S. Maria im Kapitol zu Köln, Düsseldorf 1913. – J. Strzygowski, Der Ursprung des trikonchen Kirchenbaues, in: Zeitschrift für christliche Kunst XXVIII, 1915, S. 181–190. – L. H. Vincent, Le plan tréflé dans l'architecture byzantine, in: Revue archéologique XI, 1920, S. 82–111. – H. Glück, Die Herkunft des Querschiffes in der römischen Basilika und der Trikonchos, in: Festschrift zum sechzigsten Geburtstag von Paul Clemen, Bonn 1926, S. 200–207. – E. Dyggve, Die altchristlichen Kultbauten an der Westküste der Balkaninsel, in: Atti del IV congresso internationale di archeologia cristiana I, Città del Vaticano 1940, S. 391–414. – H. Leclercq, s.v. Trèfle et trichore, in: DACL XV (II), 1953, Sp. 2708–2713. – F. W. Deichmann, s.v. Cella trichora in: RAC II, Stuttgart 1954, Sp. 944–954. – A. Verbeek, s.v. Dreikonchenplan, in: RDK IV, Stuttgart 1958, Sp. 465–475. – G. Agnello, Chiese centriche e chiese tricore nella Sicilia bizantina, in: XI Internationaler Byzantinisten-Kongress, München 1958, 1960, 1 ff. – I. Lavin, The House of the Lord. Aspects of the Role of Palace Triclinia in the Architecture of Late Antiquity and the Early Middle Ages, in: The Art Bulletin 44, 1962, S. 1–27. – N. Duval, J. Cintas, Le martyrium de Cincari et les martyria triconques et tétraconques en afrique, in: Mélanges de l'école française de Rome. Moyen-age. Temps modernes 88, Paris/Roma 1976, S. 853 ff. – A. Gattiglia, Problemi di architettura tardo-antica: la tricora, (tesi di laurea), Turin 1979. – N. Cambi, Triconch Churches on the Eastern Adriatic, in: Actes du X^{e} congrès international d'archéologie chrétienne, Thessalonique 1980 (Studi di antichità cristiana XXXVII), Thessaloniki/Città del Vaticano 1984, II, S. 45–54. – G. Binding, K. Wessel, s.v. Dreikonchenbau, in: Lex. MA III, München/Zürich 1986, Sp. 1382–1384. – M. Untermann, Der Zentralbau im Mittelalter. Form-Funktion-Verbreitung, Darmstadt 1989, S. 17. – M. Kitschenberg, Die Kleeblattanlage von St. Maria im Kapitol zu Köln (36. Veröff d. Abt. Architektur des kunsthistorischen Inst. der Univ. Köln), Köln 1990. – P. Grossmann, The triconchoi in early christian churches of Egypt and their origins in the architecture of classical Rome, in: Atti del I congr. int. It.-Egiz. Rom 1992, 181 ff. – Chevalier, Salona II (Zit. Anm. 2). – T. Lehmann, Zur Genese der Trikonchosbasiliken, in: Innovation in der Spätantike, Kolloquium Basel 6. und 7. Mai 1994, hg. v. B. Brenk (Spätantike-Frühes Christentum-Byzanz. Kunst im ersten Jahrtausend, Reihe B: Studien und Perspektiven 1), Wiesbaden 1996, S. 317–362. – A. Gattiglia, Architettura simbolica di età giustinianea nei Balcani: la tricora, in: Acta XIII Congressus Internationalis Archaeologiae Christianae, Split–Poreč (25.9.–1.10.1994), hg. v. N. Cambi, E. Marin (Studi di antichità cristiana LIV), Rom 1998, II, S. 189–206. – M. Mittermair, Bauforschung als Aspekt der Kunstwissenschaft. Romanische Sakralarchitektur in Tirol, 2 Teile, Diss. Innsbruck 1999 (Ms.). – I. Stollmayer, Spätantike Trikonchoskirchen – ein Baukonzept?, in: Jahrb. Ant. u. Christentum 42, 1999, S. 117–157.

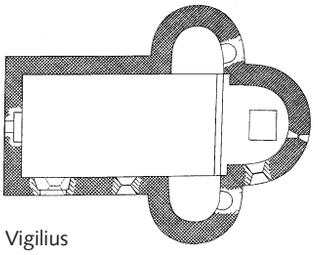
7. Kreuzförmige Bauten

Im Kerngebiet sind kreuzförmige Bauten, soweit wir heute sehen, immer Saalkirchen mit Seitenannexen (Abb. 9). Reine kreuzförmige Zentralbauten – mit gleichlangen Längs- und Querachsen – sind mindestens vorläufig nicht darunter, alle sind «gerichtet», das heisst, die Längsachse ist betont. Zudem sind die Querarme in der Regel nicht im engeren Sinne tektonisch mit dem Hauptbaukörper verbunden, sondern als niedrigere seitliche Anbauten – ihre Traufhöhe liegt unter dem Dachgesims des Hauptbaues angeschoben. Aber auch wenn sie die gleiche Deckenhöhe aufweisen wie der Hauptraum (St. Gallen, St. Mangen II A91), sind sie nicht gleichwertig. Sie sind schmäler, durch einen Bogen oder einen Unterzug abgetrennt und unartikuliert, ohne vermittelndes Gelenkelement (Eckpfeiler) in die Längswände eingeschnitten. Die Annexe können sich gegen den Kirchenraum durch Türen (Bischofskirche von

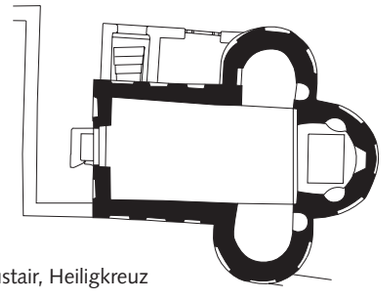
[138] Mittermair, Diss. (Zit. Anhang).



Morter, St. Vigilius



Morter, St. Vigilius



Müstair, Heiligkreuz

Invillino, Colle di Zucca

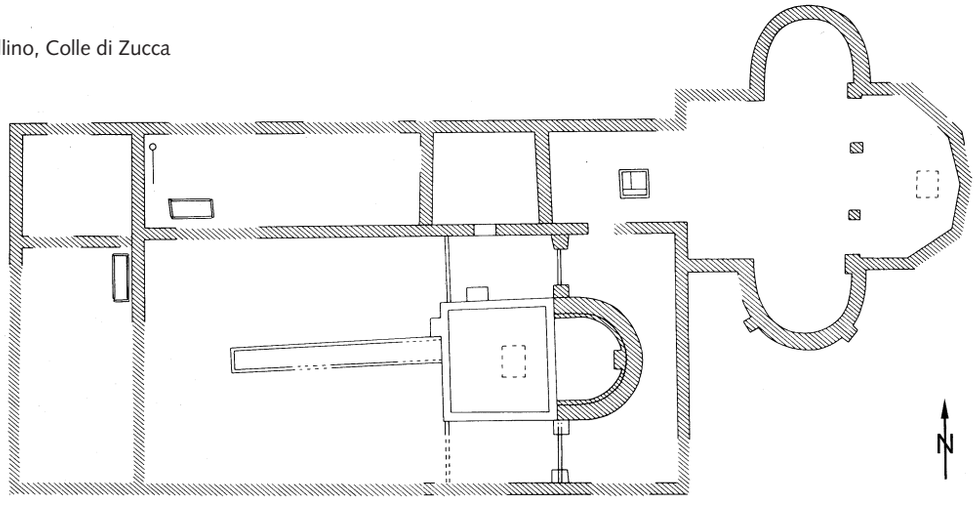


Abb. 8. Dreikonchensäle (Dreikonchenlangbauten). 1:300. Morter, St. Vigilius. Aussenansicht von SE und Grundriss. Das Vorbild: die karolingische Heilig-Kreuz-Kapelle von Müstair. – Invillino, Nebenkapelle, Trikonchos: Saal mit langhausbreiter polygonaler Apsis und Querapsiden.

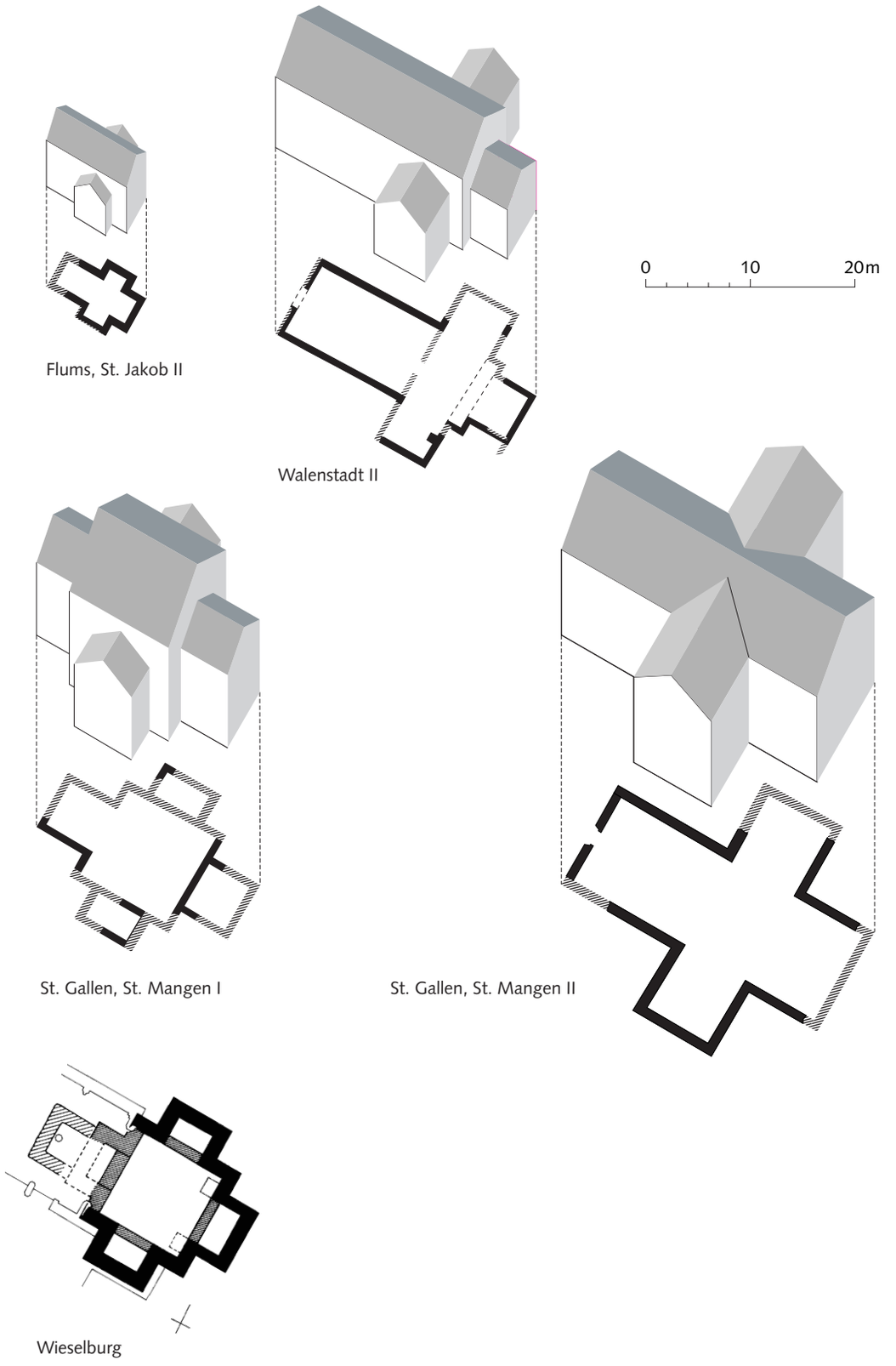


Abb. 9. Kreuzförmige Bauten. Wieselburg ist eindeutig zentral angelegt.

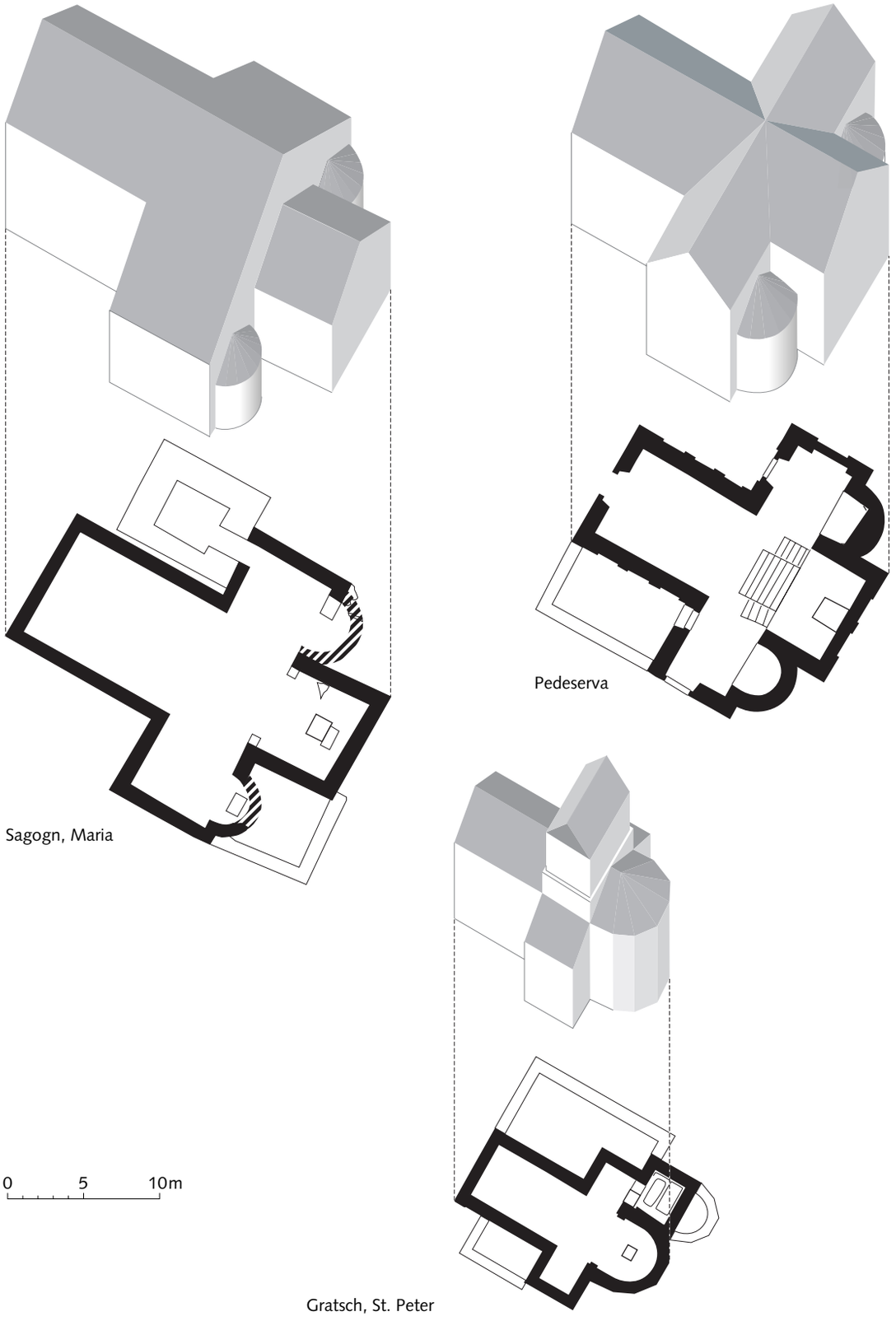


Abb. 10. Varianten kreuzförmiger Bauten.

Zuglio)[139] oder in der vollen Breite (Säben, Kirche im Weinberg C8.1) öffnen. Kreuzförmige Bauten treten im Gebiet auf 1. als Annexsäle, 2. später als Saalräume der eben beschriebenen Art (St. Mangen II), 3. – ausnahmsweise – als «reguläre» kreuzförmige Bauten mit Vierung und zentralem Turm und schliesslich 4. als Dreikonchenbauten. Annexbauten kommen im spätantik-frühmittelalterlichen Denkmälerbestand überall mehr oder weniger häufig vor, im hier besprochenen Gebiet aber bilden sie eine Konstante. Die Bauten mit Vierung und Turm (Abb. 10), denen Samuel Guyer bis ins spätantike Kleinasien nachgegangen ist,[140] sind mit vereinzelten gesicherten Beispielen (S. Zeno in Bardolino, St. Peter in Gratsch C24, in Kroatien etwa Sv. Klement in Pola und Sv. Toma, Rovinj[141]) vertreten. Kleinräumig, um einen Turm gruppierte Einheiten, voll gewölbt: diese Bauten wirken in einer Landschaft der grossförmigen Räume, der weitgespannten Flächen und der Flachdecken eher als seltsame Eindringlinge aus dem byzantinischen Osten.

B. Elemente, Einzelformen

1. Vielfältige Apsidenformen

Verschiedene Apsidenformen, die in Graubünden und in östlichen angrenzenden Gebieten verbreitet sind, treten westlich des Bistums Chur kaum oder höchstens vereinzelt auf.

Die **gerade hintermauerte Apsis,** die «Apsis im Mauerblock», verleiht dem Bau einen geschlossenen Umriss und ermöglicht es, den kubischen Baukörper mit einem einzigen zusammenfassenden Satteldach zu überdecken. In bescheideneren Verhältnissen wird damit erreicht, was bei grösseren Bauten die symmetrischen «Sakristei-Kammern» zuseiten der Apsis bewirken. Wenn, wie bei Wilten (B10) und bei der Kirche auf dem Hoischhügel das Apsisrund sich leicht aus dem geschlossenen Kubus herauswölbt, so kann man sich vorstellen, dass auch die einzelnen Baukörper durch die Differenzierung der Dächer nach aussen unterscheidbar gemacht wurden. Ähnliches dürfte bei der frühchristlichen Basilica della Beligna in Aquileia (und wohl bei Celeia) der Fall gewesen sein: Hier legte sich das Langhausbreite niedrigere Halbrund wie ein Kragen um die höher herausstehende aussen polygonale und zierlich wirkende Apsis herum; in der Ostansicht ist die Wirkung eines hochmittelalterlichen Chorumganges vorausgenommen. Die Basilica di Monastero dürfte eine vergleichbare Ostansicht geboten haben, allerdings wies der «Kragen» hier in der Verlängerung der Langhausmauern eine Nordost- und eine Südostecke auf. Als einen in der Höhe gegenüber dem Hauptgiebel abgestuften Vorbau unter einem Pultdach stelle ich mir auch die beiden in Langhausbreite an die Chorwand von Zuglio gebauten Kammern vor.

Zell bei Kufstein in Tirol (B40) und Sandau in Bayern gehören zu den wenigen Beispielen mit hintermauerten Apsiden ausserhalb einer dicht mit Apsiden im Mauerblock besetzten Region, im wesentlichen Graubünden. Auffälligerweise ist die Form bisher weder in Südtirol noch im Trentino nachgewiesen, ziemlich häufig dagegen in Istrien und Dalmatien.[142] Die Lisenen-besetzte rechteckige Verkleidung der Apsis am frühmittelalterlichen Dombau von Aquileia zeigt, dass es sich auch um eine Würdeform handeln kann, wenn der Rundapsis ein Rechteckchor vorgezogen wird.

Die **aussen polygonale,** innen halbrund geführte Apsis von St. Peter in Gratsch (C24) zeigt auch ihrerseits deutlich die Beziehung des Bauwerks zu Aquileia und die Herkunft aus dem Osten an, wo solche Apsiden seit justinianischer Zeit verbreitet waren. Degen/Igels (A28) hatte seit karolingischer Zeit eine **dreiseitig trapezförmig ummauerte halbrunde Apsis.** Man

---

[139] Beitrag L. Villa, Nr. 16.

[140] S. Guyer, Beiträge zur Frage nach dem Ursprung des kreuzförmig-basilikalen Kirchenbaus des Abendlandes, in: Zeitschr. Schweizer. Arch. u. Kunstgesch. 7, 1945, S. 73–104. – Ders., Grundlagen mittelalterlicher abendländischer Baukunst. Beiträge zu der vom antiken Tempel zur kreuzförmigen Basilika des abendländischen Mittelalters führenden Entwicklung, Einsiedeln/Zürich/Köln 1950.

[141] Matejčić (Zit. Anm. 22) Tav. XXII.

[142] Marušić (Zit. Anm. 44) und Chevalier, Salona II (Zit. Anm. 2).

kann darin eine Variante der aussen polygonalen Apsiden sehen, aber auch eine Form zwischen diesen und den **Trapezchören,** die so häufig auftreten, dass man sie für eine bewusst gewählte Form halten muss (Carisolo D3, Jenesien C6, Naturns C20, Micheldorf, Mölten und Lana [Holzkirchen], Riva San Vitale A82, Morbio Superiore A68, Mels A59, Brigels A13, Valzeina A115). Eine «aussen dreiseitig ummantelte, innen runde Apsis, die in der Folgezeit in Konstantinopel obligatorisch wird», weisen in Konstantinopel zuerst die Chalkopratenkirche und die Studioskirche um 450 auf. Die dreiseitig trapezförmig ummauerten Apsiden – wie auch die rechteckig hintermauerten Apsiden sind im byzantinischen Palästina verbreitet; dass sie auch hierzulande letztlich auf Byzanz zurückzuführen sind, wird man annehmen dürfen.[143]

Die **hufeisenförmigen Apsiden** – früher einmal für Spanien, für Syrien – oder auch für die Bündner Bauten als typisch bezeichnet, treten mehr oder weniger in allen Gebieten auf, aber es gibt Zeiten und Bautengruppen, in/bei denen sie sich auffällig häufen: In Graubünden zum Beispiel bei den Zwei- und vor allem bei den Dreiapsidensälen und bei einigen Saalkirchen mit gerade hintermauerter Apsis. Sie gelten – etwas zu allgemein – als Kennzeichen karolingischer Bauten. In den benachbarten Gebieten treten sie seltener auf, wir kennen aber nicht nur Apsiden (Kuchl, St. Georg), sondern auch Klerusbänke mit Hufeisenform (Invillino). Dies deutet darauf hin, dass weniger technisch-praktische Gründe oder gar die Akustik den Ausschlag gegeben haben, wie Pascale Chevalier vermutet.

Einen **segmentförmigen Ostabschluss,** einen Flachbogenabschluss, weisen verschiedene Kirchen vor allem in Bayern, dem Land Salzburg und weiter östlich auf. Die Form ist im Westen bis ins Vorarlberg (Nenzing B22), in Graubünden vorläufig ein einziges Mal (Disentis, St. Plazi A33) zu finden. Sie ist wohl als Sonderform der Apsis zu verstehen, die sich ohne Einzug aus den Langhausmauern entwickelt.[144]

2. Eingebaute Apsiden

Was eine eingebaute Apsis ist, zeigt im hier diskutierten Gebiet heute noch auf eindrückliche Weise die Kirche S. Marie delle Grazie in Grado. Wie die Basilica di Piazza Vittoria in Grado, eine Saalkirche mit eingebauter Apsis (die hier allerdings unmittelbar an die Ostmauer des Gebäudes angebaut ist), geht sie auf das 5. Jh. zurück. Älter ist Ss. Cosma e Damiano in Rom, der auch von Erwin Poeschel im Falle von Zillis (A120) herangezogene Kronzeuge.[145] Wie in Zillis und beim Welschdörfli in Chur (A23) ist hier ein älterer römischer (Profan-)bau in eine christliche Kirche umgebaut worden. Solche Apsiden, ob darin wie in Grado eine Klerusbank aufgestellt wurde (sie kann aus Holz gewesen sein)[146] oder der eucharistische Altartisch, sind vorläufig unter den Bauten des

---

[143] Zu Konstantinopel: F. W. Deichmann, Die Expansion der Architektur Konstantinopels im fünften und sechsten Jahrhundert, in: ders., Rom, Ravenna, Konstantinopel, Naher Osten. Gesammelte Studien zur spätantiken Architektur, Kunst und Geschichte, Wiesbaden 1982, S. 620–630, 621 (zuerst in: Corsi di cultura sull'arte ravennate e bizantina, Ravenna 1957, 2, S. 47–51. – Für Ravenna vgl. F. W. Deichmann, Hauptstadt des spätantiken Abendlandes II, 3, Stuttgart 1989, S. 254–256; P. Grossmann, S. Michele in Africisco zu Ravenna (Deutsches Archäologisches Institut Rom, Sonderschriften 1), Mainz 1973, S. 31–35. – Für Palästina vgl. A. Ovadiah, Corpus of the Byzantine Churches in the Holy Land (Theophaneia 22), Bonn 1970, Nr. 53: Emmaus, Südkirche; 71: Jerusalem, Eleona; 126: Kh. Siyar el-Ghanam; 152: Ramat Rahel. – A. Ovadiah, C. Gomez de Silva, Supplementum to the Corpus of the Byzantine Churches in the Holy Land, in: Levant XIII, 1981, Nr. 36: Kh.'Ain el Keniseh; 60: Nahariya. Dazu die von Eudokia erbaute Stephanuskirche in Jerusalem (P. M.-J. Lagrange, Saint-Etienne et son sanctuaire à Jérusalem, Paris 1894).

[144] So offenbar auch Sydow (Zit. Anm. 29) S. 54 f. In Seeberg BE scheint eine erste Pfostenholzkirche aus merowingischer Zeit ebenfalls eine leicht nach Osten ausbuchtende Altarwand aufgewiesen zu haben, die eindeutig nicht zufällig entstanden ist.

[145] R. Krautheimer, Corpus Basilicarum Christianarum Romae I (Monumenti di antichità cristiana II Serie, II), Città del Vaticano 1937, S. 137–143.

[146] Vgl. auch Glaser (Zit. Anm. 58) S. 75.

Kerngebietes nur in Graubünden (aber auch nicht weiter im Westen) nachzuweisen. Von den Schweizer Beispielen (Zillis, Chur-Welschdörfli, Mistail A65, Lohn? A53) ist das jüngste, Mistail, den beiden Bauten in Grado am nächsten. Die weite Apsis der zwei älteren Bündner Bauten hat wohl mit dem «syrischen Typ» (die «Pastophorien» zuseiten der Apsis) weniger zu tun als mit älteren, durch Ss. Cosma e Damiano in Rom vertretenen Vorstellungen. Minimale Mauerstärke (Zillis 50 cm, Lohn 35 cm) zeigt anderseits an, dass diese Apsiden nicht gewölbt, ja vielleicht überhaupt nicht bis zur Deckenhöhe hochgezogen waren. Grundsätzlich ist zu sagen: Dass man in einer Landschaft, in der eine in den Raum hineingestellte Klerusbank ein gewohnter Anblick war, in der also eine halbrunde Nische im Saal den liturgischen Raum abschloss, und in welcher der Raumabschnitt hinter der Klerusbank für Nebenfunktionen (zum Beispiel Reliquienaufbewahrung) bestimmt war, gelegentlich auch hinter hochgeführten eingebauten Apsiden Räume für Nebenaufgaben bereitstellte, muss nicht verwundern.

3. Annex und Annexbauten

Von Annexen und Bauten mit Annexen wird – wie von Saalkirchen – in der Literatur eher nebenbei gesprochen. Sie finden sich auch nicht ausschliesslich in einer bestimmten Region, sondern es gibt sie bei spätantiken und frühmittelalterlichen Bauten überall. Treten sie aber derart häufig und gleichzeitig so variantenreich und so gewichtig auf wie unter den slowenischen, den Kärntner und den Bündner Beispielen, um nur von Hauptgebieten zu sprechen, so lohnt es sich, etwas genauer hinzuschauen.

Annexe sind niedrigere Anbauten, Räume, die sich gegen den Hauptraum durch eine Türe oder mit einem breiteren Zugang, selten aber in der vollen Breite öffnen. Oft begleiten sie den Hauptraum symmetrisch auf beiden Seiten als Quer- oder Längsannexe, sie können einen Narthex einbeziehen und umgeben dann den Kirchenkörper dreiseitig. Als Eingangskorridor verbinden sie zwei oder mehrere Bauten miteinander (Aquileia, Vranje, Tscheltschnigkogel, Rifnik), gelegentlich sind sie hinter dem Chor als Reliquienkammer, Sakristei oder Geräteraum (?) angeordnet (Celeia, Lavant, Zuglio). Funktionell sind diese «Anräume» nicht festgelegt, sondern sie können die verschiedensten Aufgaben übernehmen, auch solche von gewöhnlich selbständigen Bauten, zum Beispiel Baptisterien, Kapellen, Mausoleen usw. Angebaute Annexe ermöglichen es, eine Vielzahl von Funktionen in selbständigen Räumen unmittelbar neben dem Hauptraum und in Verbindung damit unterzubringen. Für die Seitenräume von Müstair (A71) wurden Deutungen als Raum für persönliche Andacht und Bussübung, als Sekretarien, als Refektorien und als Begräbnisräume vorgeschlagen. Dass die Räume zugleich gegen die Kälte isolierten, mag eine willkommene Nebenwirkung gewesen sein. Sicher ist, dass die seitlichen Räume[147] in Müstair wie derjenige von Mistail (A65) nicht einer einzigen Aufgabe dienten: Bis zu den hohen Rundbogentoren, die in die Kirche führten, waren sie wohl ursprünglich lediglich geweisst, während ihr Ostteil bis zu den Portalen ausgemalt war und als Kapelle gedient haben muss. Birchlers Vermutung, dass sich in den Nebenräumen die Mönchschöre versammelten, bevor sie processionaliter zum Chorgebet in die Kirche einzogen, ist sicher richtig, denn der Kirchenraum konnte nur von innen her durch die hohen Rundbogentore betreten werden. Die inneren Annexe dienten in Müstair als Portikus und als Kapellen.[148] Sie waren Sakristeien und Durchgangsräume zugleich. Im allgemeinen lassen sich aber Verwendungszweck und Bedeutung der einzelnen Räume vorläufig erst hypothetisch interpretieren; die kommenden Untersuchungen dürften weiterführen.

Durch den Anbau von Annexen können aber ausser zusätzlichen Räumen auch ein kompakter Grundriss und ein geschlossener Baukörper erreicht werden und eine einfache, technisch gute Dachlösung. Zum Teil mag es damit zusammenhängen, wenn sich ein Gebäude mit dem Anbau von Annexen gelegentlich formal einem anderen

[147] Der nördliche kann noch untersucht werden.
[148] Die Altäre sind bisher nicht nachgewiesen.

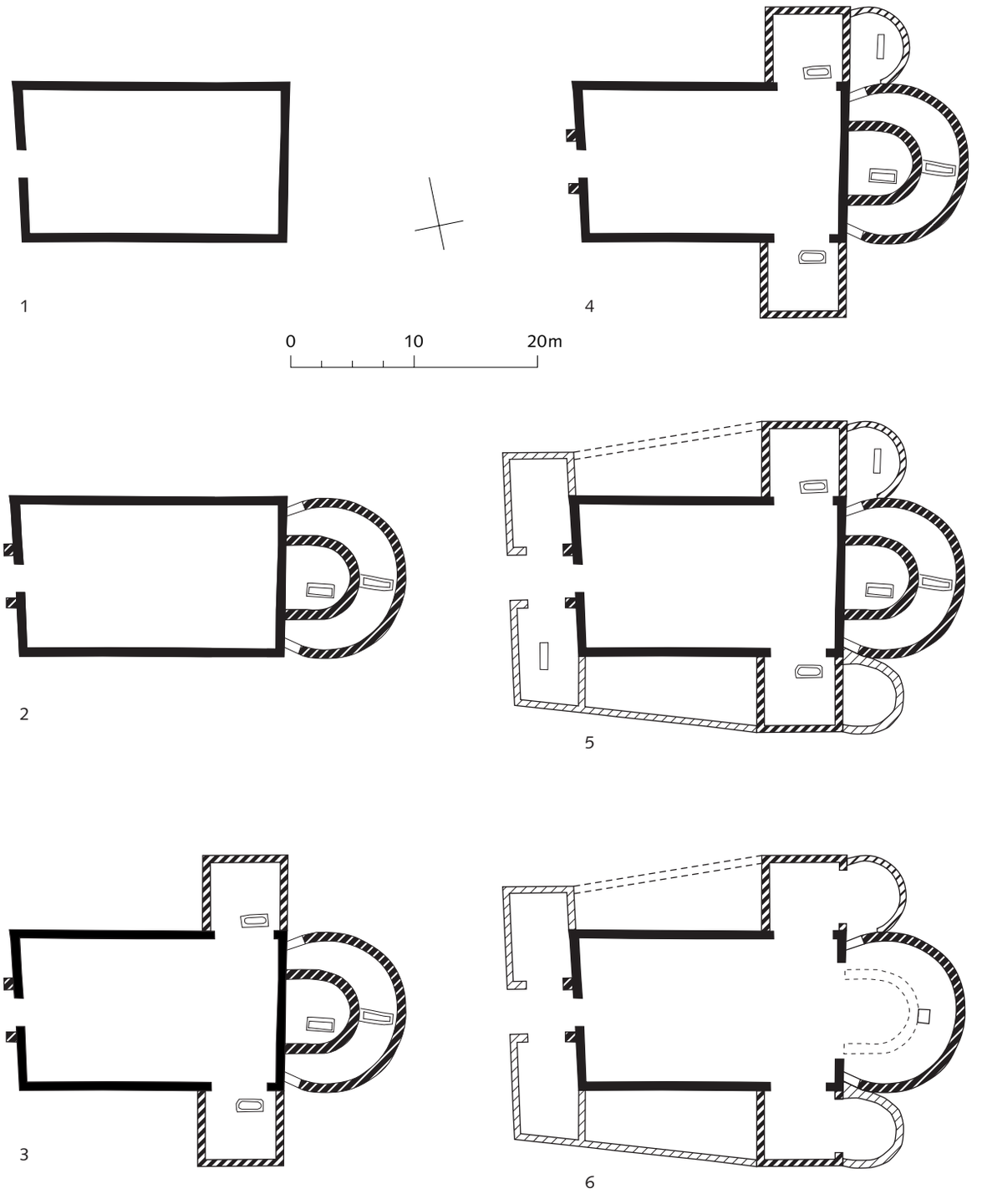


Abb. 11. Sion, Notre-Dame-sous-le-Scex, 6 Bauetappen (nach A. Antonini, gez. A. Hidber), 1:500.

Bautyp annähert: wenn eine Saalkirche mit niedrigen seitlichen Längsannexen nach aussen hin wie eine Basilika wirkt (A71 Klosterkirche von Müstair), wenn der Trikonchos-Charakter im Aussenbau stärker in Erscheinung tritt, während der Innenraum eindeutig «Saalkirche mit Annexen» bleibt oder wenn sich die Begräbnisannexe um einen ursprünglich einfachen Rechteckbau so formieren und gruppieren, dass Notre-Dame-sous-le-Scex in Sion (Abb. 11) schliesslich wie eine der üblichen Gemeindekirchen wirkt, dieweil sie doch eine Begräbnisbasilika war, die sich einfach allmählich mit Grab-Anbauten umgeben hat. Günter Bandmann[149] hat vor den portikusartigen Annexräumen an das syrische *testamentum Domini Nostri Jesu Christi* erinnert,[150] nach welchem der Haupteingang zur Kirche auf der Südseite liegt, das Seitenschiff damit den Charakter einer Portikus bekommt und im Testamentum auch danach benannt wird *(a dextra et a sinistra porticus duas).* Als östliche frühchristliche Beispiele von Annexen hat Linus Birchler schon vor Jahren[151] das Weisse Kloster in Sohag, Gülbagtsche, Milet genannt: vor allem im Illyricum und im griechischen Gebiet sind inzwischen Beispiele in grosser Zahl bekannt geworden.[152] Beispiele wie die Kirche auf der Akropolis von Amathus auf Zypern (spätes 6./7. Jh.)[153] machen auch klar, wie solche «Komplexbauten» erweitert wurden: man setzte einen neuen – äusseren – Annex an, vgl. Müstair.

Saalkirchen mit eingezogener Apsis haben Grundriss-Parallelen unter den Repräsentationsräumen römischer Landvillen. Es ist auch verschiedentlich aufgefallen, dass sich solche Villen und frühmittelalterliche Saalkirchen auf derart ähnliche Weise Nebenräume angliedern, dass Grundrissvergleiche zu Verwechslungen führen können. Häufung der Annexbauten im südöstlichen Alpengebiet und Pläne pannonischer Römervillen mit regelmässig angeordneten Annexen[154] haben schon den Ursprung der Annexbauten bei den römerzeitlichen Villen Pannoniens vermuten lassen (Abb. 12).[155] Das ist sicher zu eng gesehen; Annexräume entsprechen ganz allgemein antiker Tradition der Trennung von Räumen nach Funktionen. Aufgrund einer vorläufig noch nicht gegebenen breiteren Materialbasis könnte sich ergeben, dass die Vorliebe verschiedener Regionen für Saalkirchen auch damit zusammenhängen kann, dass in grösserem Ausmass als bisher angenommen, Gottesdiensträume in römischen Landhäusern eingerichtet, bzw. Villen zu Kirchen wurden.[156] Der Apsissaal als eine der Grundformen römischer Repräsentationsbauten hat anderseits auch Versammlungsräume anderer religiöser Gemeinschaften, zum Beispiel der Mithrasanhänger (Orbe-Boscéaz VD), mitbestimmt.

---

[149] G. Bandmann, Über Pastophorien und verwandte Nebenräume im mittelalterlichen Kirchenbau, in: Kunstgeschichtliche Studien für Hans Kauffmann, Köln 1957, S. 19–58, 38 ff.

[150] Griech. Original wohl der zweiten Hälfte des 5. Jh., in syr. Übersetzung von 687 erhalten, teilweise ediert von S. H. Rahmani, Mainz 1899.

[151] Frühmittelalterliche Kunst in den Alpenländern (Zit. Anm. 17) S. 176.

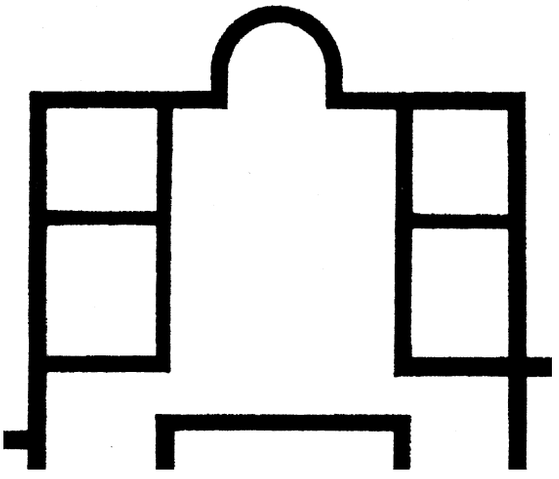
[152] Pallas (Zit. Anm. 74); I. Barnea, Les monuments paléochrétiens de Roumanie (Sussidi allo studio delle antichità cristiane VI), Città del Vaticano 1977; Actes du X[e] congrès international d'archéologie chrétienne: Thessalonique 28 septembre–4 octobre 1980 (Studi di antichità cristiana XXXVII), 2 Bde., Città del Vaticano/Roma 1984.

[153] A. Pralong, in: Riv. arch. cristiana 1994, S. 414. – Guide to Amathus, hg. v. P. Aupert, Nicosia 2000.

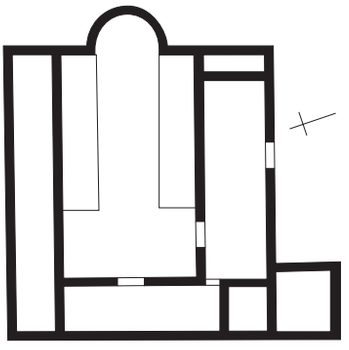
[154] E. B. Thomas, Römische Villen in Pannonien. Beiträge zur pannonischen Siedlungsgeschichte, Budapest 1964, S. 215, 275–276.

[155] D. Rendić-Miočević, Zu einem besonderen Typus frühchristlicher Sakralbauten auf norisch-illyrischem Gebiet, in: Kulturhistorische und archäologische Probleme des Südostalpenraumes in der Spätantike: Referate des Symposions an der Universität Klagenfurt vom 24. bis 26. September 1981, hrsg. v. H. Grassl; Arbeitsgemeinschaft Alpen-Adria, Rektorenkonferenz, Wien/Graz/Köln 1985, S. 119 ff. Dazu: F. Glaser, Das frühchristliche Pilgerheiligtum auf dem Hemmaberg, Klagenfurt 1991, S. 96.

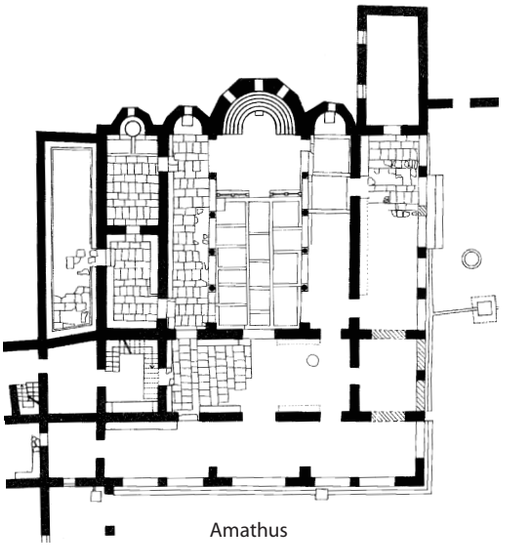
[156] Beispiele: Thomas (Zit. Anm. 154) S. 391–393, S. 397. – G. W. Meates, The Roman Villa at Lullingstone, Kent I: The Site (Monograph series of the Kent archaeological society I), Maidstone 1979. – G. W. Meates, The Roman Villa at Lullingstone, Kent II: The Site (Monograph series of the Kent archaeological society III), Maidstone 1987. – J. Terrier, Les origines de l'église de Vandoeuvres GE, in: Archäologie der Schweiz 14, 1991, S. 229–236. – J. Terrier, M.-A. Haldimann, F. Wiblé, La villa gallo-romaine de Vandoeuvres (GE), in: Archäologie der Schweiz 16, 1993, S. 25–34.



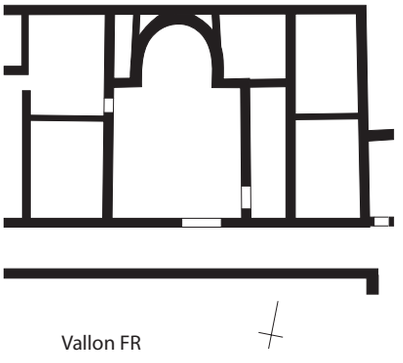
Hosszúhetény, röm. Villa



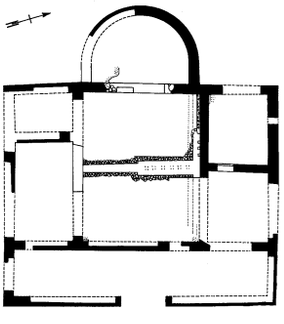
Orbe-Boscéaz VD



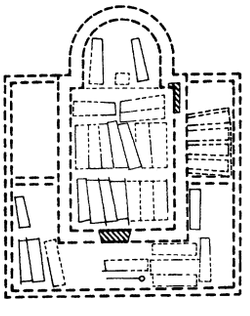
Amathus



Vallon FR



Budakalász



Le Grand-Saconnex GE

Abb. 12. Repräsentationsräume römischer Villen in Pannonien und Vallon FR, das Mithrasheiligtum von Orbe-Boscéaz VD und die Begräbniskirche von Le Grand-Saconnex GE. Amathus auf Zypern als Beispiel für die Angliederung von Seitenannexen. Alle 1:500.

Zur entwicklungsgeschichtlichen Stellung der Annexbauten: Es ist eine der Thesen von Günter Bandmann, dass die Krypten seit karolingischer Zeit Funktionen der Nebenräume übernehmen und diese weitgehend oder ganz überflüssig machen (St. Luzi in Chur A24). Generell lässt sich sagen: Funktionen, die bei den frühen Annexbauten noch mehr oder weniger auf einem einzigen Niveau in verschiedenen (Zellen-)Räumen untergebracht wurden, werden seit dem ausgehenden Jahrtausend und in der Romanik in Raumkompartimenten und Räumen auf verschiedenen Etagen angeordnet: in Krypten, auf Emporen, in Turmgeschossen und auf Westwerktribünen. Trennmauern zwischen den «Zellen» können zu Schranken werden (die einzelnen «Kapellen» der Kirche auf dem St. Galler Klosterplan), der grosse «schrankenlose» Einheitsraum, der in der hochgotischen Kathedrale verwirklicht ist, bereitet sich vor.

C. Komplexanlagen

Der in der Tradition begründete Wunsch, Funktionen räumlich zu trennen, bedingt eine Vielzahl von Räumen. Bei Kirchengruppen waren es oft Bautenkomplexe, in kleineren Verhältnissen Komplexbauten, welche die Möglichkeit zur Verwirklichung boten. Durch Nebeneinandersetzen und Aneinanderschieben einfacher Baukörper, mit Parallelbauten und Anbauten (Annexen), manchmal auch einfach durch Unterteilen und ohne Hierarchie unter den Abteilungen (z.B. bei den häufig dreigeteilten Längsannexen), wurden die notwendigen Räume gewonnen. Es entstanden so lockere, durch Addition vielfältige Kompositbauten, bei denen die Anzahl der Elemente, der Bauglieder, nicht durch einen Typ festgelegt ist und sich nicht aus der Ein-Teilung *(divisio)* des Grundrisses zwangsläufig ergibt.[157] Zugrunde liegen Denk- und Vorstellungsweisen, die nicht ausschliesslich im beschriebenen Gebiet, hier aber oft klarer als anderswo und auffallend regelmässig auftreten. Ob der Saal sich mit zwei oder mehreren Apsiden verbindet, ob zwei Säle aneinandergeschoben werden, ob durch Anschieben von Annexen aus einer einfachen schlichten Saalkirche ein Trikonchos oder ein kreuzförmiger Bau wird, ob Annexe eine Kirche umgeben oder ob sie mehrere Bauten als Korridore verbinden usw. – all das führt zu einer an solcherart komplizierten Bauten ausgesprochen reichen Landschaft.

Annexbauten sind wie die Doppelbasiliken, die zweischiffigen Kirchen, die Kirchengruppen (im Kleinen besonders gut sichtbar in Slowenien, im Grosskirchenbau zum Beispiel in Kärnten[158]) nicht skurrile mittelalterliche Zufallslösungen, architektonisch irrelevante Sonderfälle, sondern Komplexbauten auf der Grundlage nachwirkender antiker Bräuche. Eine typisch spätantik-frühmittelalterliche «Zellenkirche»[159] kann auch ein durch Addition von «Anräumen» entstandener Annexbau sein.

D. Liturgische Ausstattung

1. Altäre

Bei vielen frühesten Kirchenbauten der Landschaft ist der Altar zwar nicht nachgewiesen, wohl aber oft die Altarstelle, zum Beispiel durch die Reliquienkammer.[160] Es kann verschiedene Ursachen haben, wenn verhältnismässig wenige Altarreste erhalten sind. Frühe Altartische können aus vergänglichem Material bestanden haben, können Holztische gewesen sein.[161] Marmorne Säulenaltäre aus kostbarem Steinmaterial aber sind offenbar gelegentlich weitergeschenkt worden, wenn man sie ersetzte (S. Martino in

---

[157] I. Ribarević Nikolić (Zit. Anm. 60).

[158] Einen Ausgangspunkt zeigt Aquileia, ein Spätstadium der Dom von Triest, dessen Baugeschichte vor durchgreifenden archäologischen Untersuchungen nur ein Zusammenwachsen einer Kirchengruppe erkennen lässt.

[159] Eglise cloisonnée nach Baltrusaitis (Zit. Anm. 20).

[160] G. Brusin, Il posto dell'altare in chiese paleocristiane del Veneto e del Norico, in: Beiträge zur älteren europäischen Kulturgeschichte 1. Festschrift für Rudolf Egger, Klagenfurt 1952, S. 212–235.

[161] Braun, Altar (Zit. Anm. 82) S. 102 belegt Holzaltartische für Nordafrika in der zweiten Hälfte des 4. Jh.

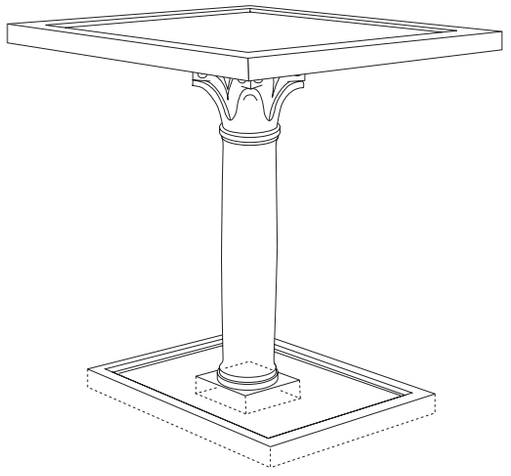


Abb. 13. Sonvico, S. Martino, Einsäulen-Altar. Rekonstruktionszeichnung A. Hidber nach P. Donati.

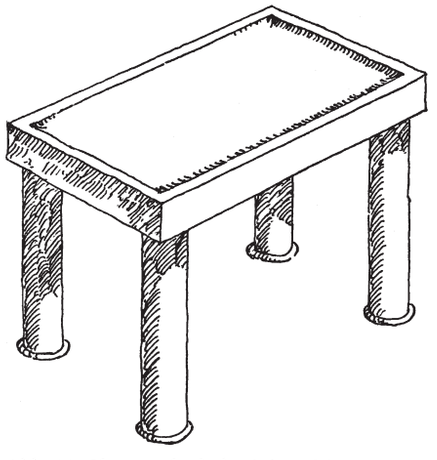


Abb. 14. Chur, Kathedrale, Asimo-Mensa. Rekonstruktionszeichnung W. Sulser.

Sonvico A101; Abb. 13). Das kostbare Material und die sauber gearbeiteten Basis- und Mensaplatten und schön gedrechselten Säulchen haben wohl auch da und dort Liebhaber gefunden. Blockaltäre treten in der Frühzeit noch nicht auf, sie werden aber im Frühmittelalter mehr und mehr zur Regel.[162] Säulenaltäre kommen anderseits bis in karolingische Zeit (und später) vor: Bischof Christianus Caminada hat den Viersäulenaltar der Tellokathedrale von Chur rekonstruiert (Abb. 14).[163]

Frühe Bauten mit mehreren nachgewiesenen Altären fehlen im Kerngebiet völlig. Das spricht auch gegen die Vermutung von Alfred A. Schmid, wonach die Aureliakirche in Bregenz, in der Gallus drei Götterbilder antraf, ein Dreiapsidensaal gewesen sein könnte.[164] Zur Zeit Galli war der Bau als Kirche noch zu erkennen, er diente aber heidnischem Kult.

Mehrere Altäre – drei – sind in der Zeit um 500 möglich; im Oratorium (Consignatorium) neben dem Menasheiligtum, das als Dreiapsidensaal nachträglich, aber wohl bald nach der Errichtung der grossen Kirche (erste Hälfte des 6. Jh.) an das Menasheiligtum angebaut wurde, sind die drei Altäre nachgewiesen. In Dalmatien ist einer der frühesten Bauten mit drei Apsiden jener vom Bischof Eufrasius um die Mitte des 6. Jh. erbaute Dom von Parenzo; in Gallien ist es die Kirche St-Martin in Autun, die aus den Jahren 589–600 stammt.[165] Allgemein werden Gregor von Tours, der nach seinen eigenen Worten in Brinnacum an drei Altären die Messe las und Gregor der Grosse[166] als früheste Autoren zitiert, die in Gallien mehrere Altäre voraussetzen;[167] für Italien und das Illyricum lassen sich ältere archäologische Belege finden. Im Alpengebiet scheint immerhin eine Mehr-

[162] Über frühe Blockaltäre: Braun, Altar (Zit. Anm. 82) S. 223–227.

[163] In Sonvico, S. Martino hat P. Donati einen Einsäulen-Tischaltar endeckt. Über Tischaltäre und ihre Entwicklung im Mittelalter: Braun, Altar (Zit. Anm. 82) S. 125 ff. – Ch. Caminada, in: Zeitschr. Schweizer. Arch. u. Kunstgesch. 1945, S. 35 ff. Vgl. dazu Kdm GR VII, S. 48.

[164] Dreiländertagung (Zit. Anm. 113) S. 24.

[165] J. Hubert, L'architecture religieuse du haut moyen age en France (Collection chrétienne et byzantine), Paris 1952, Nr. 71, S. 27.

[166] Brief an Bischof Palladius von Saintes, Braun, Altar (Zit. Anm. 82) S. 371.

[167] Vgl. H. Paulus, in: Das Münster 1952, S. 237 ff.; vgl. Braun, Altar (Zit. Anm. 82) S. 368 ff.



Nin, Branimir-Taufbecken



Avio, Pieve di S. Maria



Giornico, S. Nicolao

Abb. 15. Sechs- oder achtseitige, oben geweitete Taufbecken, ein Typ, der von Dalmatien bis ins Tessin Verbreitung fand. Nin: Ende 8./frühes 9. Jh. Avio: 10./11. Jh. Giornico: gotisch.

zahl von Altären noch längere Zeit nicht die Regel geworden zu sein. Auch die Friedhofkirche von Teurnia, die ins frühe 5. Jh. hinaufreicht, behielt bis zu ihrer Zerstörung gegen Ende des 6. Jh. die ursprüngliche Anordnung von einem Hauptaltar in der Kirche und je einem Altar in den Seitenkapellen bei. Herbert Paulus nimmt an, dass mindestens seit dem 7. Jh. Dreiapsidenbauten in Gallien in grösserer Zahl vorhanden waren,[168] und in dieser Zeit könnte theoretisch die Vermehrung der Altäre auch im Alpengebiet, in Rätien, allgemeiner geworden sein. Treten frühe Dreiapsidenbauten in Parenzo im 6. Jh. auf, so dürften wir sie hier wenigstens seit dem 7. Jh. erwarten. Einiges – ich habe oben die karolingische Kathedrale von Chur mit ihrer einen Apsis genannt – spricht aber dafür, dass man sich hier noch lange an den altchristlichen Brauch des einen Altares hielt.

[168] Damit nach seiner Ableitung drei Altäre.

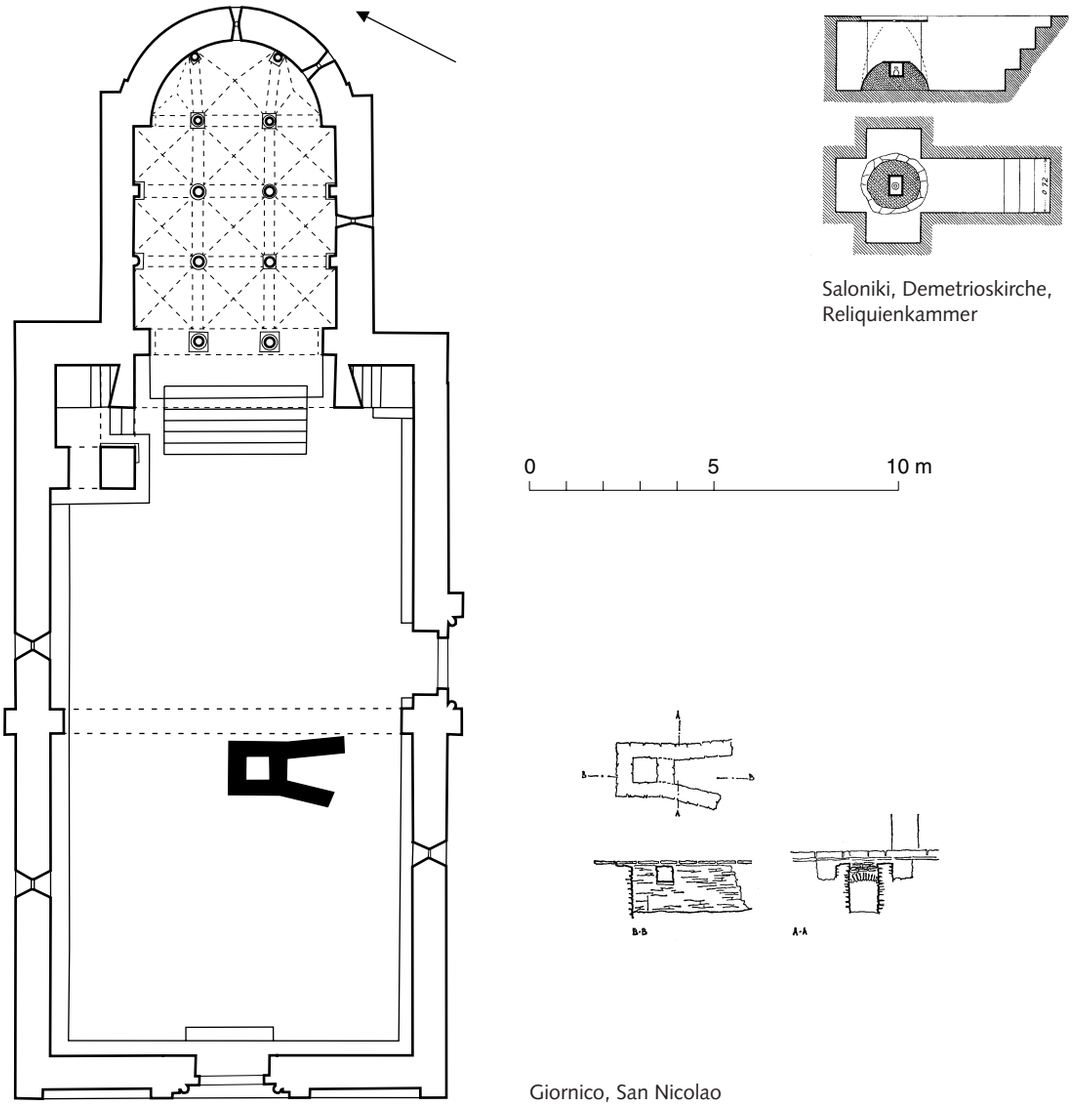


Abb. 16. Unterirdische Reliquienkammern. Die aufgrund älterer Aufnahmen hypothetisch angenommene Anlage von Giornico wäre einem verlorenen älteren Bau zuzurechnen.

2. Reliquienkammern, Reliquienkrypten und Reliquienschreine

Reliquienkammern[169] unter den Altären treten im östlichen Alpengebiet und bis ins Bistum Chur hinein (Kirche bei Schloss Tirol C25) bei den frühen Bauten auf. Tonnengewölbte Kammern (Säben C8.3, Imst B7) wirken wie Miniaturausgaben der grossen tonnengewölbten Kammer unter St. Stephan in Chur (A27). Die darin aufbewahrten aus Marmor oder Kalkstein gearbeiteten kleinen

[169] Ein einheitlicher Sprachgebrauch in Bezug auf diese Reliquienkammern existiert nicht. Es wird auch von Reliquiengrab, Reliquiengruft, von Loculus, Confessio, Memoria (Sydow), Cella Memoriae (Ciurletti) und Sepulcrum gesprochen. Als Reliquienkasten wird ein einfacher, aus sechs Steinplatten gebildeter oder gemauerter Behälter unter dem Altar bezeichnet. Von «verkleinerten Grabkammern», «Miniaturmausoleen», «Miniaturgruften» spricht F. Glaser zur Veranschaulichung.

Reliquienbehälter in Sarkophagform sind bisher im westlichsten Teil des hier behandelten Gebietes in drei Fällen zum Vorschein gekommen (Chur, Kathedrale A22, St. Lorenz in Paspels, Disentis), weiter westlich dagegen noch nicht. «Una cassetta in muratura per le reliquie» unter dem Altar fand sich in Iseo (A49), und vielleicht rührt noch in Sant'Antonino (A88) die Aushubgrube an der Stelle des Altares von einem Reliquienloculus und nicht von einem an dieser Stelle wenig wahrscheinlichen Körpergrab her. Der Brauch, Reliquien unter dem Altar zu deponieren, steht auch hinter der Anordnung des Altares von St. Stephan in Chur (A27) auf dem Bema unmittelbar über der Nische mit den Reliquien (Reliquienloculus) in der Ostwand der Grabkammer. Als spätes Beispiel solcher Reliquienkrypten – das sich anderseits mit seiner Bienenkorbform den Urbeispielen wie der Krypta von hag. Demetrios in Saloniki[170] stärker annähert (Abb. 16), erweist sich die Krypta von Disentis, ein Unikum im Westen. Aber sie ist jünger, ist eine Spätausgabe der frühen östlichen Reliquienkrypten. Sie ist grösser als diese und durch Kombination mit dem (westlichem Brauch entsprechenden) Kryptengang zugänglich gemacht (Abb. 17). Diese Sicht, die ich 1964 erstmals vertrat, hat sich seither durchgesetzt. Früher hat man eine Verbindung mit runden irischen Mönchszellen oder mit den prähistorischen Trulli gesehen, wie sie im Tessin und am Schamserberg noch existierten.[171] Die Entwicklung ist insofern bezeichnend, als sie die Ratlosigkeit einer ehemals einseitig nach Westen orientierten älteren Forschung vor den aus dem östlichen kirchlichen Bereich stammenden Phänomenen belegt.

3. Klerusbank

Ausschliesslich in Saalkirchen kommt im hier betrachteten Gebiet die halbkreisförmig angeordnete Klerusbank (Priesterbank, Synthronon, Subsellium) vor.[172] Oft besass sie ein Suppedaneum (Stufe) und im Zentrum einen Thronsitz für den Zelebranten (Bischof oder Priester). Das Synthronon war, wo es freistand, von einer Art Umgang umzogen, der aber auch abgetrennt (Celeia) sein und der Reliquienaufbewahrung gedient haben kann wie die Apsiden hinter den Klerusbänken von Hemmaberg und Ulrichsberg. Das sind Vorstufen der hinter dem Sanktuarium angebauten Memorialkapellen, wie sie in einem frühen Beispiel für die zweite Bauperiode der nördlichen Kirchenanlage von Lavant zu rekonstruieren ist und vielleicht auch in Tomils (A112), wo die Untersuchungen im Gang sind. Das Bema, der um eine Stufe erhöhte rechteckige Altarplatz in der Breite der Klerusbank, diente oft auch als bevorzugter Grabplatz (S. Lorenzo in Aosta). Vom Bema aus führte oft die Solea, ein schmaler Gang, ein Laufsteg, ins Schiff hinein.

Freistehende Priesterbänke können, vergleicht man mit dem westlich anschliessenden Gebiet, als eines der Charakteristika des östlichen Alpenraumes in der Frühzeit gelten. Eher vereinzelt finden sich zwar Priesterbänke in der Apsis auch westlich des hier besprochenen Gebietes, kaum aber in der im östlichen Alpengebiet häufigsten Form (Rechteckgrundriss und freistehendes Synthronon) und vor allem in den nach Süden offenen Landschaften – in der Westschweiz etwa in Genf und vielleicht in Tours FR, ferner im Rhonetal und im Süden Frankreichs – aber die Regel stellen sie im

---

[170] A. Grabar, Martyrium. Recherches sur le culte des reliques et l'art chrétien antique, 2 Bde., Paris 1946, S. 455 f. – Georgios A. Soteriou, He basilike tou hagiou Demetriou Thessalonikes (Bibliotheke tes en Athenais archaiologikes hetaireias, ar. 34), En Athenais 1952, S. 60–63.

[171] L. Hertig, Entwicklungsgeschichte der Krypta in der Schweiz. Studien zur Baugeschichte des frühen und hohen Mittelalters, Diss. Zürich, Biel 1958.

[172] E. Dyggve, Über die freistehende Klerusbank. Beiträge zur Geschichte des Bema, in: Festschrift für R. Egger (Zit. Anm. 160) S. 41–52. – Th. Ulbert, Zur liturgisch-funktionellen Ausstattung spätantiker Kirchen des Alpenraums, in: Die Bajuwaren. Von Severin bis Tassilo 488–788. Gemeinsame Landesausstellung des Freistaates Bayern und des Landes Salzburg, Rosenheim/Bayern, Mattsee/Salzburg 19. Mai bis 6. November 1988, hg. v. H. Dannheimer und H. Dopsch, 1988, S. 287–292. – Dazu Aufsätze in: Acta XIII Congr. Intern. Archaeol. Christ., Split 1994, 3 Bde., Rom/Split 1998. – Hortus Artium Medievalium 5, 1999.

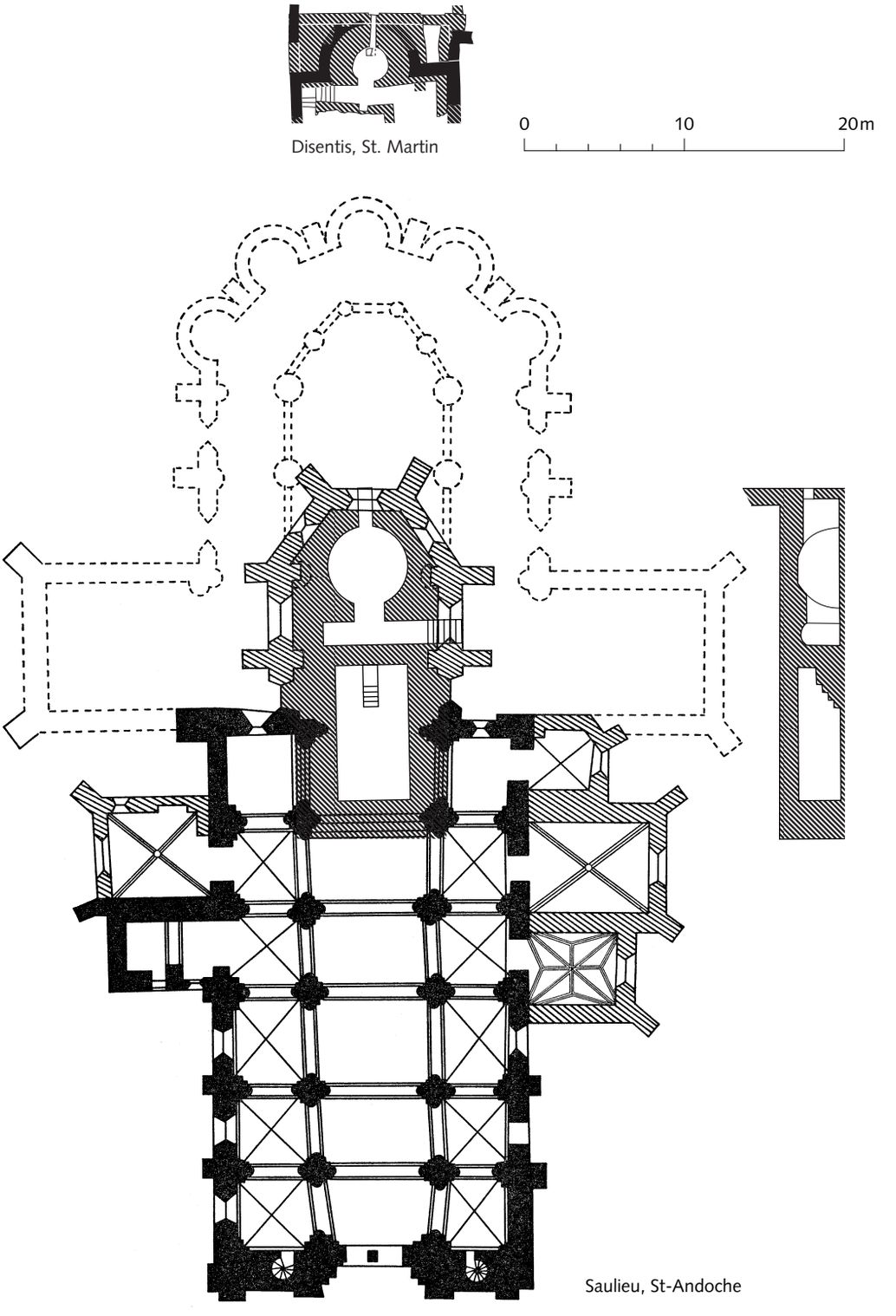


Abb. 17. Rundkammerkrypten mit Zugangsstollen.
Disentis, St. Martin aus dem 8. Jh. und das spätere Saint-Andoche in Saulieu.

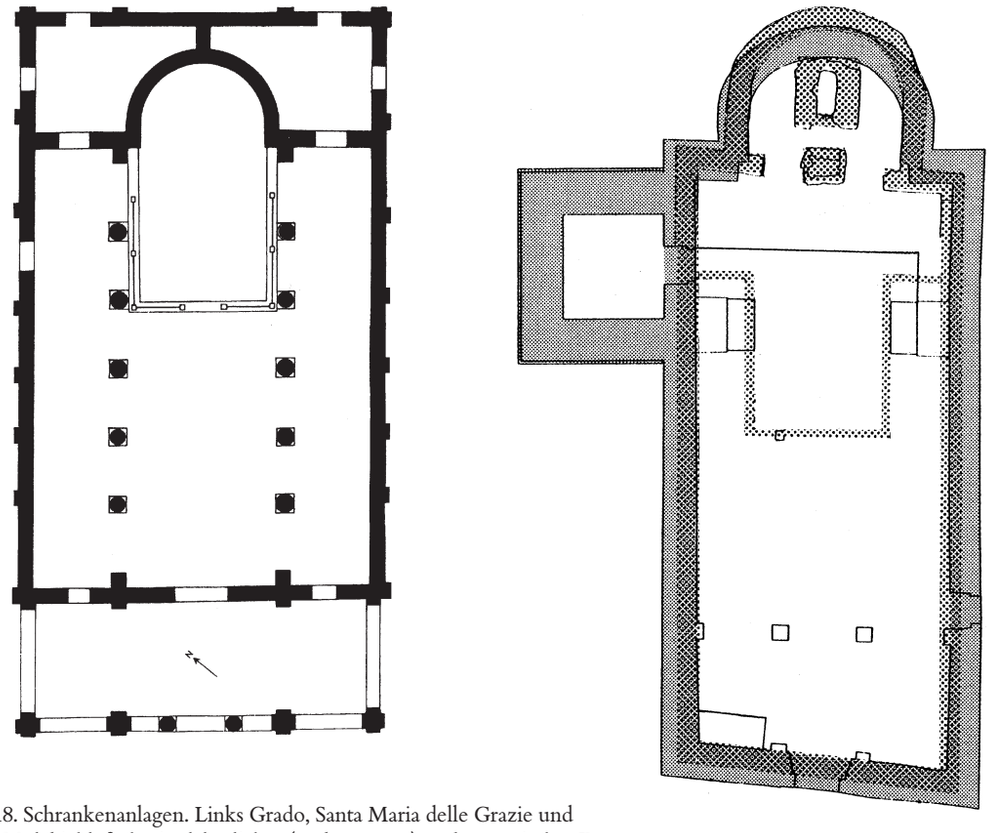


Abb. 18. Schrankenanlagen. Links Grado, Santa Maria delle Grazie und rechts Molzbichl, frühmittelalterlicher (grobgerastert) und romanischer Bau. 1:250. Die abgeschrankten Presbyterien sind genau gleich gross.

Westen nirgends dar. Die Bischofskirche von Kaiseraugst und die frühchristliche Kirche im Kastell von Zurzach zum Beispiel wiesen sie nicht auf.

4. Schranken

Schrankenanlagen, die abgewinkelt ins Schiff vorspringen, hängen offenbar letztlich mit den *scholae cantorum* und mit den Bema-Anlagen zusammen: sie sind wie die zweiten im östlichen Alpenraum und im Süden der Alpen verbreitet. Nicht einmal in Graubünden und im Tessin, Gegenden, deren Kirchenbauten im allgemeinen engere Verbindungen zum Südosten als zum Westen zeigen, sind aus dem Frühmittelalter dreiseitig abgeschrankte Chorräume bekannt; mit dem Wegfallen von Priesterbank, Bema und *schola cantorum* verschwanden auch sie (Abb. 18). Aber schon vorher sind sie ausserhalb Graubündens auf Schweizergebiet nur vereinzelt zu finden. Zwar scheint die Nordkathedrale von Genf eine solche Anlage besessen zu haben, und für Tours FR wird sie vermutet, aber in der Bischofskirche von Kaiseraugst bestand sie sicher nicht, und auch die Rekonstruktion der U-förmigen Schrankenanlage der Kirchlibuck-Kirche von Zurzach[173] beruht auf Irrtum; die Schranke stand hier auf der Stufe zur Apsis.

[173] Zurzach: Zeichnung bei F. Glaser (Zit. Anm. 58) S. 171: Die verputzte und ornamental bemalte Schranke mit Rutengeflechtgerüst ist auf der Stufe beim Apsisanfang nachgewiesen.

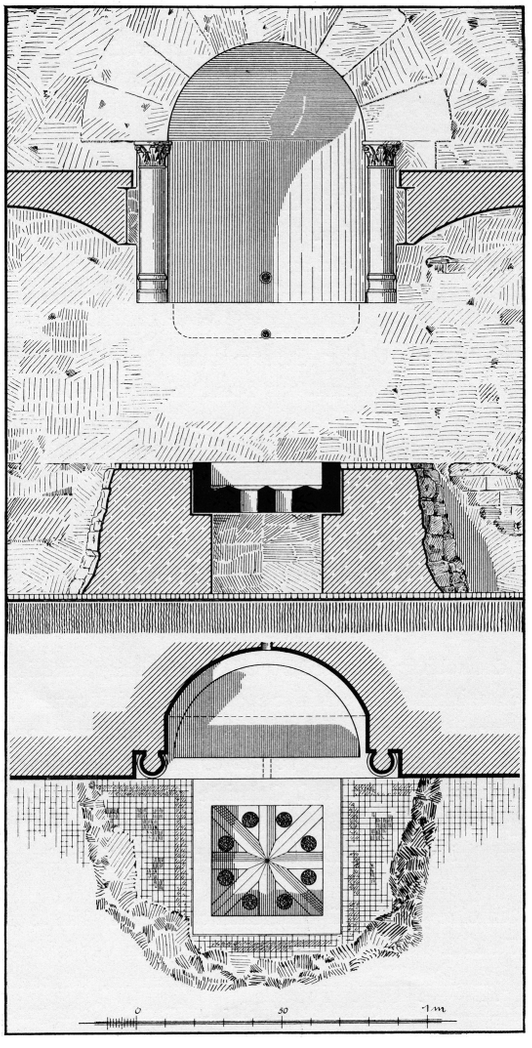






Abb. 19, 20. Parenzo, Basilica Eufrasiana. Wandbrunnen und Fusswaschbecken.

5. Fusswaschbecken

Bei slowenischen Kirchen (z.B. Rifnik und auf dem Korinjski hrib)[174] trennten Viertelkreis-Mäuerchen in der nordwestlichen Ecke des Schiffes seichte «Wasserbecken» ab. In Teurnia werden vier längliche Becken im Eingangsbereich wie diese slowenischen Einrichtungen als Fusswaschbecken interpretiert, und vielleicht ist auch der kreisrunde Einbau im Annexbau von Nenzing (B22) (wenn ein dichtender Belag verschwunden sein kann oder mit einem eingestellten Becken gerechnet werden darf), in diesem Zusammenhang zu verstehen. Eindeutig ist die Anlage für die Fusswaschung in der Praeeufrasiana von Parenzo (5. Jh.; Abb. 19, 20).

[174] Vgl. Ciglenečki, Teil 2.

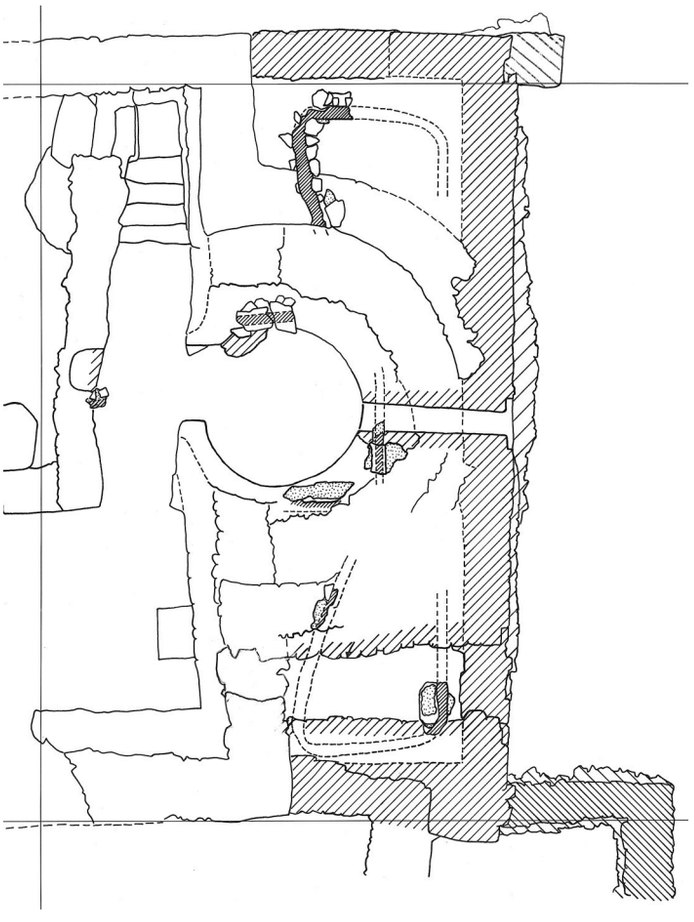


Abb. 21. Disentis, St. Martin II. Kanäle der Fussbodenheizung im Altarhaus, Skizze 1:100.

Offenbar galt die Fusswaschung hier dem Ankömmling: der Wandbrunnen mit der Anlage ist in der Nähe des Kirchenportals in die Wand des nördlichen Seitenschiffes eingelassen. Sie steht hier eindeutig nicht mit der Taufe in Verbindung; das Baptisterium liegt auf der Westseite des Atriums. In Kaiseraugst hingegen, wo zwei Anlagen als Baptisterien interpretiert werden, wird man fragen müssen, ob nicht die eine für die mit der Taufe verbundene Fusswaschung gedient haben kann.[175]

E. Heizungsanlagen in Kirchen

Nur aus den Nordregionen des östlichen Alpengebietes sind bisher einigermassen verlässlich (Kanal-)Heizungen in Kirchen gemeldet worden.[176] Nach der gegenwärtig herrschenden Meinung sind sie alle mindestens verdächtig, wenn nicht sogar rundweg abzulehnen. Nachdem nun aber in Disentis eine solche Fussboden-Kanalheizung für St. Martin II (A31) aus

[175] Glaser (Zit. Anm. 58) S. 43.

[176] Zu den Heizungen in Kirchen: Vgl. Teil 3. Beiträge zu einzelnen Bauten, HR. Sennhauser, Chur, Kirche im Welschdörfli.

dem 8. Jh. ohne jeden Zweifel zur Kirche gehörig (Abb. 21) und an einer Stelle nachgewiesen ist, wo nicht irgendein römischer Vorgängerbau dafür verantwortlich gemacht werden kann, nachdem auch in Wilten bei Innsbruck (B10) durch W. Sydow eine Schlauchheizung festgestellt werden konnte, muss die Frage in jedem einzelnen Fall ernsthaft neu erwogen werden. Pauschale Ablehnung oder die Heizung als Argument gegen die Interpretation eines Gebäudes als Kirche sind nicht mehr angängig.

F. Kirchen in befestigten Höhenanlagen

Zeitläufe spiegeln sich in Ereignissen und Einrichtungen. Für die Übergangszeit des 5./6. Jh. bekannte Erscheinungen sind unter anderem Verengung, manchmal Verlagerung und starke Befestigung von Siedlungen (die Nachfolgesiedlung der Colonia Augusta Raurica im Kastell von Kaiseraugst), die ummauerten Städte als Zufluchtsorte für die Landbevölkerung, wie es Eugippius in der *Vita Sancti Severini* schildert.[177] Bischofssitze werden in geschützter Lage eingerichtet oder dahin verlegt (Kaiseraugst-Basel, Avenches-Lausanne, Octodurus-Sitten, Chur, Säben). Befestigte Höhenanlagen werden angelegt, militärische Stützpunkte, «Bergdörfer» als ständige bewohnte Siedlungen oder als Zufluchtsstätten für Gefahrenzeiten. Auf Anhöhen und Bergkuppen, manchmal schwer zugänglich, finden sich befestigte Anlagen aus spätrömischer Zeit und aus dem frühen Mittelalter, die oft auch eine oder mehrere Kirchen einschliessen.[178] Diese Kirchen bilden eine Parallele zu den frühen Kirchen in den Kastellen (z.B. Kaiseraugst, Zurzach, Stein a. Rhein, Schaan A95, Solothurn). Erst wenige spätantik-frühmittelalterliche befestigte Höhensiedlungen (mit oder ohne Kirche) sind archäologisch erforscht, viele hat man erst festgestellt, andere werden vermutet – weitgehend ist dies zum Beispiel in Graubünden der Fall.

Slavco Ciglenečki hat die durch archäologische Zeugen belegten Beispiele befestigter Höhenanlagen aus dem Ostalpenraum in seiner Dissertation behandelt. Die nach der *Notitia dignitatum* wie Raetia II zur Italia Annonaria unter dem Praefekten in Mailand gehörige Raetia I hat er ausgeklammert; sie ist aber gerade wegen der hier zur Diskussion stehenden Kirchen im Zusammenhang mit den Beispielen aus dem Ostalpenraum zu sehen. Mit diesen seit den Anfängen des 20. Jh. (Rudolf Egger) beachteten befestigten Höhenanlagen («Fliehburgen») sind in der Folge Theorien verbunden worden, die – auf der Suche nach einem gemeinsamen Oberbegriff, der mehr enthält als bloss den Hinweis auf die Schutzlage – Erklärungsversuche für Einzelfälle, Analogien und Hypothesen verallgemeinerten. Rudolf Egger unterschied burgähnliche Höhen-Anlagen («Burg») und jüngere «Bergdörfer», Balduin Saria untersuchte «Fliehburgen» als «Refugien», Zufluchtsorte für umwohnende Bauern in Notzeiten. Von «Volksburgen», «Kirchenkastellen», «Fluchtburgen» hat z. B. Erwin Poeschel anhand der Bündner Beispiele gesprochen. Hermann Vetters führte einen Gedanken von Rudolf Egger weiter und sprach im Zusammenhang mit Lavant von «Bischofsburgen» *(episcopus in castellis).* Slavko Ciglenečki unterschied 1987 Fliehburgen oder Fluchtsiedlungen in einer ersten Stufe, dann Militärstationen und befestigte Dauersiedlungen. Martin P. Schindler[179] betonte, wie Poeschel, dass einige dieser Befestigungen in Graubünden sich später, in der Zeit, da Urkunden Aufschluss geben, als Königsbesitz erweisen.

Befestigte Höhenanlagen mit Kirchen waren in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts, als Erwin Poeschel sein Burgenbuch von Graubünden (1930) vorbereitete, weitgehend erst hypothetisch erschlossen. Poeschel fand die Verbindung von Höhenburg und Kirche für Graubünden derart bezeichnend, dass er den Begriff «Kirchenkastell» prägte und sogar von den «rätischen Kirchenkastellen» sprach. Zugrundegelegt wurde eine Reihe von Kriterien:

---

[177] Z. B. die Kapitel 4, 10, 25, 31. (Sources Chrétiennes Nr. 374, hrsg. v. Ph. Régerat, Paris 1991).
[178] Siehe die Literatur im Anhang zu Abschnitt F.
[179] Schindler 1993 (Zit. Anhang zu Abschnitt F) S. 100.

Die Situation («Kirchen in Anlagen, die mit der Kunde hohen Alters an uns herangetreten sind»)[180] vorhandene schriftliche Zeugnisse (Erwähnung der Georgskirche *in castello* im Reichsgutsurbar (842/843) und eines *agrum super castellum* im Tellotestament für Jörgenberg, der Georgskirche von Rhäzüns A81 in den Jahren 960 und 976 usw.), Castellum-Namen (Castlins, Chischliun, Casti usw.), das auffällig häufig erscheinende Georgspatrozinium (Rhäzüns, Jörgenberg, Castiel und Castrisch), die spätere pfarrrechtliche Stellung (St. Johann auf Hochrialt, Sta. Maria auf Solavers, Nossa Donna auf Castelmur) und der Umstand, dass eine Kirche oft die ganze Anlage sichtlich beherrscht «den eigentlichen strategischen Punkt, die Hügelkuppe, okkupiert hat und dergestalt deutlich zu erkennen gibt, dass sie vor den andern Bauten da war»[181] und der Anlage sogar den Namen gegeben hat (Munt S. Gieri: Jörgenberg, St. Johannisstein: Hohenrätien, Crap S. Parcazi: Pankratiusstein bei Trin).

Jörgenberg und Rhäzüns sind schriftlich bezeugt. Seit Poeschels Burgenbuch hat die Archäologie Trun-Grepault (A110), Mesocco (A61) und Hohenrätien (A46) soweit untersucht, dass sich Poeschels Annahme früher Kirchen in befestigter Höhenanlage bestätigt hat. Man wird nicht mehr von «Volksburgen» reden, wie dies Poeschel vor zwei Generationen noch tun konnte, und der Ausdruck «Kastellkirchen» ist genau so unrichtig wie die immer noch, wenn auch mit Anführungszeichen verwendete Bezeichnung der «Stiftergräber»,[182] aber das Phänomen bleibt und verbindet Graubünden mit den Landschaften im östlichen Alpengebiet. Im Westen des Bistums Chur dagegen ist es kaum oder jedenfalls nicht mit vergleichbarer Häufigkeit anzutreffen.

Nicht alle Höhenbefestigungen im östlichen Alpengebiet besassen Kirchen, aber die Zahl derjenigen mit Gotteshäusern ist beträchtlich. Ciglenečki zählt die bereits erforschten aus seinem Arbeitsgebiet auf: Lorenzberg bei Epfach, Säben (C8), Imst (B7), Duel, Hemmaberg, Ulrichsberg, Lavant, Hoischhügel, Ptuj, Rifnik, Grazerkogel, Vranje, Tscheltschnigkogel, Bale, Invillino, Dvograd, Ajdna, Doss Trento, Čarakovo, Kučar, Teurnia, Velike Malence, Korinjski hrib, Martinsbühel b. Zirl (B41), Veliki Gradac, Boljetin, Sakicol bei Čaricin grad sowie Georgenberg bei Micheldorf. Dazu kommen weitere noch nicht freigelegte Kirchen (z.B. Prapretno, Limberk Baska usw.).

Für die im Westen an die von Ciglenečki bearbeiteten Gebiete anschliessenden Teile des Kerngebietes gibt es vorläufige Zusammenstellungen von nachgewiesenen oder vermuteten Höhenbefestigungen; Volker Bierbrauer hat eine für Südtirol,[183] Harald Stadler für Nordtirol[184] und zuletzt Martin Peter Schindler[185] eine Übersicht für die Schweiz vorgelegt.

Während die weiter östlich gelegenen Höhenbefestigungen in der Regel noch im Frühmittelalter abgegangen sind, nahm Erwin Poeschel bei den (damals zumeist erst vermuteten) Bündner Beispielen eine kontinuierliche Entwicklung von der frühmittelalterlichen Anlage zur hochmittelalterlichen Feudalburg an, und seit Poeschel und Hercli Bertogg sah man in den Kirchen dieser befestigten Plätze alte Tal- und Mutterkirchen. Das kann mindestens im Falle von Hohenrätien (A46) berechtigt sein, wo neuerdings ein Baptisterium wohl des 5. Jh. nachgewiesen werden konnte, vielleicht auch in Mesocco, dessen Pankratiuskirche zwar etwas jünger ist, aber auch noch der spätantiken Schicht zugerechnet werden muss. Wie gerade Hohenrätien gezeigt hat, hält die

---

[180] Poeschel, Burgenbuch (Zit. Anhang zu Abschnitt F) S. 19.

[181] Poeschel, Burgenbuch (Zit. Anhang zu Abschnitt F) S. 37, zum Beispiel für Solavers.

[182] M. Borgolte, Stiftergrab und Eigenkirche. Ein Begriffspaar der Mittelalterarchäologie in historischer Kritik, in: Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 13, 1985 (1987), S. 27–38.

[183] Bierbrauer, «Castra» (Zit. Anhang zu Abschnitt F).

[184] H. Stadler, Th. Reitmaier, Archäologische Ausgrabungen an der hochmittelalterlichen Turmanlage und einem spätantiken Höhensitz am Zienerbichl in Serfaus, in: Archeo-Tirol. Kleine Schriften 9, Wattens 2001.

[185] M. P. Schindler (Zit. Anhang zu Abschnitt F) S. 96. – Ein umfassendes Inventar der spätantiken bis frühbyzantinischen Höhenbefestigungen liegt neuerdings für Nordmakedonien vor: I. Mikulčić, Spätantike und frühbyzantinische Befestigungen in Nordmakedonien. Städte – Vici – Refugien – Kastelle (Veröffentlichung der Kommission zur vergleichenden Archäologie römischer Alpen- und Donauländer der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Band 54), München 2002.

Archäologie für die Forschung, die in diesen Fragen noch ganz am Anfang steht, Antworten bereit, die es vorläufig nicht ratsam erscheinen lassen, zu verallgemeinern.

Anhang: Literatur zu den Kirchen in befestigten Höhenanlagen

Graubünden

E. Poeschel, Das Burgenbuch von Graubünden, Zürich/Leipzig 1930.
Ders., Über Frühmittelalterliches aus Graubünden, in: Bündner Monatsbl. 1932, S. 2–13.
H. Bertogg, Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte der Kirchgemeinde am Vorder- und Hinterrhein, Chur 1937.
F. Miltner, R. Egger, Fliehburg und Bischofskirche, in: Frühmittelalterliche Kunst in den Alpenländern. Art du haut moyen âge dans la region alpine. Arte dell'alto medio evo nella regione alpina. Akten des III. Internationalen Kongresses für Frühmittelalter-Forschung, 9.–14. September 1951, hg. v. L. Birchler, E. Pelichet, A. Schmid, Olten/Lausanne 1954), S. 17 ff., bes. S. 25 ff.
E. Poeschel, Frühchristliche und frühmittelalterliche Architektur in Curretien, in: ib. S. 122.
I. Müller, Die Florinusvita des 12. Jahrhunderts, in: Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft Graubünden 88, 1958, S. 32.
Ders., Die rätischen Pfarreien des Frühmittelalters, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 12, 1962, S. 449–497.
H. Büttner, I. Müller, Frühes Christentum im schweizerischen Alpenraum, Einsiedeln/Zürich/Köln 1967.
O. P. Clavadetscher, Churrätien im Übergang von der Spätantike zum Mittelalter nach den Schriftquellen, in: J. Werner, E. Eugen (Hg.), Von der Spätantike zum frühen Mittelalter (Vorträge und Forschungen 26), Sigmaringen 1979, S. 159–178, bes. S. 169 und Anm. 64 und 68.
G. Schneider-Schnekenburger, Raetia I vom 4. bis 8. Jahrhundert auf Grund der Grabfunde: in: J. Werner, E. Ewig (Hg.), Von der Spätantike zum frühen Mittelalter. Aktuelle Probleme in historischer und archäologischer Sicht (Vorträge und Forschungen 25), Sigmaringen 1979, S. 183 f.
HR. Sennhauser, Der Profanbau, in: Ur- und frühgeschichtliche Archäologie der Schweiz VI, Basel 1979, S. 149 ff.
G. Schneider-Schnekenburger, Churrätien im Frühmittelalter auf Grund der archäologischen Funde (Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte 26), München 1980, passim.
B. Overbeck, Geschichte des Alpenrheintals in römischer Zeit auf Grund der archäologischen Zeugnisse I (Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte 20), München 1982, S. 203 ff., S. 247 f. – O. P. Clavadetscher, W. Meyer, Das Burgenbuch von Graubünden, Zürich/Schwäbisch Hall 1984.
J. Rageth, Römische Verkehrswege und ländliche Siedlungen in Graubünden, in: Jahrbuch 1986 der Hist.-ant. Gesellschaft von Graubünden, 1987, S. 45–108, bes. Kap. II.2: Kastellartige Anlagen und spätrömisch-frühmittelalterliche Siedlungen S. 83–95, S. 106
W. Drack, R. Fellmann, Die Römer in der Schweiz, Stuttgart/Jona 1988, nennt u.a. Krüppel bei Schaan (S. 500 f.), Tiefenkastel (S. 527), Trins GR (S. 527), Walenstadt, Georgenberg (S. 536), Gamprin FL (S. 398) und Castrisch (S. 379 f.)
M. P. Schindler, Auf dem Ochsenberg in Wartau stand kein Kirchenkastell. Entdeckung und Deutung der Kapelle auf dem Ochsenberg, in: Werdenberger Jahrbuch 1994, 7. Jg., 1993, S. 88–107.
R. Kaiser. Churrätien im frühen Mittelalter. Ende 5. bis Mitte 10. Jh., Basel 1998, S. 29, S. 83 f., S. 95 f.
M. P. Schindler, Kommentar zur frühmittelalterlichen Besiedlung des Ochsenberges, in: M. Primas, M. P. Schindler, K. Roth-Rubi, J. Diaz Tabernero, S. Grüninger, Wartau – Ur- und frühgeschichtliche Siedlungen und Brandopferplatz im Alpenrheintal (Kanton St. Gallen, Schweiz, I. Frühmittelalter und römische Epoche (Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie. Aus der Abteilung Ur- und Frühgeschichte der Universität Zürich 75), Bonn 2001, S. 72–77.

Übrige Gebiete (Auswahl)

G. P. Fehring, Frühmittelalterliche Wehranlagen in Südwestdeutschland, in: Château Gaillard 5, 1972, S. 37–47.
V. Bierbrauer, Die germanische Aufsiedlung des östlichen und mittleren Alpengebietes im 6. und 7. Jahrhundert aus archäologischer Sicht, in: Frühmittelalterliche Ethnogenese im Alpenraum, hg. v. H. Beumann und W. Schröder (Nationes 5), Sigmaringen 1985, S. 9–47.
Ders., Frühmittelalterliche Castra im östlichen und mittleren Alpengebiet: Germ. Wehranlagen oder romanische Siedlungen? Ein Beitrag zur Kontinuitätsforschung, in: Arch. Korrbl. 15, 1985, S. 497–513.
Ders., «Castra» altomedievali nel territorio alpino centrale e orientale: impianti difensivi germanici, o insediamenti romani? Un contributo alla storia della continuità, in: Romani e Germani nell'arco alpino (secoli VI–VIII) a cura di V. Bierbrauer e C. G. Mor (Annali dell'Istituto storico italo-germanico 19). Atti della settimana di studio 13–17 settembre 1982, Bologna 1986, S. 249–276.
I. Mikulčić, Spätantike Fortifikationen in der S. R. Makedonien, in: XXXIII Corso di cultura sull'arte ravennate e bizantina. Seminario intern. di studi su «La Macedonia iugoslava», Ravenna 1986, S. 253–277.
V. Bierbrauer, Invillino-Ibligo in Friaul I. Die römische Siedlung und das spätantik-frühmittelalterliche Castrum, mit Beiträgen von L. Bosio, A. von den Driesch, M. Mackensen und M. Stork (Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte 33), München 1987.
S. Ciglenečki, Höhenbefestigungen aus der Zeit vom 3. bis 6. Jh. im Ostalpenraum = Višinske utrdbe iz časa 3. do 6. st. v vzhodnoalpskem prostoru (Dela / Slovenska akademija znanosti in umetnosti, Razred za zgodovinske in družbene

vede. Opera / Academia scientiarum et artium Slovenica Classis I: Historia et sociologia 31; Inštitut za arheologijo. Institutum archaeologicum 15), Ljubljana 1987.
V. Bierbrauer, Invillino-Ibligo in Friaul II: Die spätantiken und frühmittelalterlichen Kirchen, mit einem Beitrag von H. Hirschhuber (Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte 34), München 1988.
R. Bratož, The Development of the early Christian Research in Slovenia and Istria between 1976 and 1986, in: Actes du XI[e] congrès international d'archéologie chrétienne, Lyon u.a. 1986 (Studi di antichità cristiana XLI), Città del Vaticano/Rom 1989, S. 2345–2388.
N. Cambi, Nuove scoperte di archeologia cristiana in Dalmazia, in: ib. S. 2389–2437, bes. 2434–2437.
V. Bierbrauer, Relazione conclusiva al seminario «Insediamenti fortificati tardoromani e altomedievali nel'arco alpino», in: Arch. Medievale 17, 1990, S. 43–56.
L. Fekeža, Kasnoantičko utvrdenje i crkva na lokalitetu Gradac na Ilinjači u Gornjem Kotorcu kod Sarajeva (A late empire fortification and the church at the site Gradac on Ilinjača in Gornji Kotorac near Sarajevo), in: Glasnik zemaljskog muzeja Bosne i Hercegovine u Sarajevu N.S. 45, 1990, S. 155–170.
V. Bierbrauer, Langobarden, Bajuwaren und Romanen im mittleren Alpengebiet im 6. und 7. Jh. Siedlungsarch. Stud. zu zwei Überschichtungsprozessen in einer Grenzregion und zu den Folgen für die «Alpenromania», in: W. Haubrichs, R. Schneider (Hg.), Grenzen und Grenzregionen (Veröffentlichungen der Kommission für saarländische Landesgeschichte und Volksforschung 22), Saarbrücken 1993, S. 147–178.
G. P. Brogiolo, Castra tardo antichi (IV–metà VI), in: R. Francovich, G. Noyé (Hg.), La storia dell'alto medioevo italiano (VI–X secolo) alla luce dell'archeologia. Convegno internazionale (Siena, 2–6 dicembre 1992), Firenze 1994, S. 151–158.
D. Basler, Spätantike und frühchristliche Architektur in Bosnien und der Herzegowina, redig. v. R. Pillinger, A. Pülz, H. Vetters (Schriften der Balkan-Kommission, Antiquarische Abt. 19), Wien 1993, S. 30–40.
G. P. Brogiolo, S. Gelichi, Nuove ricerche sui castelli altomedievali in Italia settentrionale, Firenze 1996.
P. Chevalier, Salona II: Ecclesiae Dalmatiae. L'architecture paleochrétienne de la province romaine de Dalmatie (IVe–VIIe s.) 2 (Collection de l'école Française de Rome 194/2), Rom/Split 1996, S. 32–34.
F. Stähle, Kirchenburgen. Seminarreferat, Uni Konstanz 1998, Ms.
H. Brandenburg, Die Entstehung ländlicher Pfarreien in den römischen Provinzen Germanien, Raetien und Noricum (West- und Südwestdeutschland, Schweiz und Österreich). Eine kirchengeschichtlich-archäologische Studie, in: Alle origini della parrocchia rurale (IV–VIII sec.). Atti della giornata tematica dei seminari di archeologia cristiana (Ecole Française de Rome – 19 marzo 1998) a cura di Ph. Pergola con la collaborazione di P. M. Barbini (Sussidi allo studio delle antichità cristiana XII), Città del Vaticano 1999, S. 43–81, hier 70 ff.

G. Schichten

Wir haben versucht, landschaftliche Charakteristika in ihren sachlichen und räumlichen Zusammenhängen zu sehen. Sie erscheinen nicht zu allen Zeiten und überall gleich deutlich ausgeprägt, Lücken im Denkmälerbestand, bald historisch bedingte, bald Forschungslücken, erschweren zudem den Vergleich. Der folgende, zum Teil resümierende Abschnitt unterscheidet drei Schichten oder Perioden, gelegentlich sind es Stufen.

Die älteste Schicht ist die spätantik-frühchristliche des 5./6. Jh. Die mittlere des späteren 6., des 7. und 8. Jh. bringt nach dem Ende der ersten verschiedentlich einen Neuanfang und neue Gesichtspunkte. Die dritte Schicht umfasst die karolingische Epoche und die Folgezeit bis ins 11. Jh. hinein.

Erste Schicht

Die hautpsächlichen, dem Gebiete eigenen Tendenzen zeigen sich bereits in der ersten Schicht, z.B. die Vorliebe für den Saal, für grosse Formen, für Kirchengruppen und vielteilige Komplexe. Leitform unter den Grundrissen ist der weiträumige Saal mit Klerusbank. Er ist im gesamten Gebiet verbreitet: in Graubünden, am Inn, an der Salzach, an der Donau, der Drau und am Piave, im Süden und Südosten darüber hinaus, im Norden dagegen nicht, im Westen kaum – oder nur mit Ausnahmen. Als Leitform im selben Verbreitungsgebiet können auch die Reliquienkammern (Loculi) unter dem Altar, bei den Ausstattungselementen die Sarkophagreliquiare gelten. Wie Typen und Formen der ersten in der zweiten Schicht, z.B. nach der Aufgabe der Klerusbank, weiterwirken, zeigt die auch später gleichmässig verbreitete Form der Saalkirche mit Apsis ohne Einzug. Im Gebiet, das sich am ruhigsten weiterentwickelte, im Bistum Chur, ist die Krypta von Disentis ein anschauliches Beispiel dafür, wie sich Formen der ersten Schicht später in veränderter Form wieder finden: die kleine, nicht zugängliche Reliquienkrypta ostkirchlicher Tradition ist hier zu einer grossen betretbaren Kammer geworden. Die Veränderung kam offenbar unter dem Einfluss der seit dem fortgeschrittenen 8. Jh. wirksamen neuen Einflüsse zustande, die in Chur

zur Schaffung von Ringkrypten geführt haben. Es sind Einflüsse aus dem Westen, die auf südliche Vorbilder (Rom, Ravenna) zurückgreifen.

Verschiedene Apsistypen gehören ebenfalls wenigstens im Prinzip der ersten Schicht an, so die Flachbogen- oder Segmentapsiden und die polygonal ummantelten Halbkreisapsiden und, wie Riva San Vitale (A82) zeigt, auch die Form des Trapezchörleins, die dann in der zweiten Periode häufiger wird. Vor allem mit der zweiten Schicht treten auch die gerade hintermauerten Apsiden auf, die Apsiden im Mauerblock.

Die Binnenapsis, bei Kirchen der ersten Schicht vorläufig am häufigsten in Graubünden nachzuweisen, findet ihre Parallelen in Oberitalien (Grado) und bei dreischiffigen und Saal-Kirchen der frühchristlichen Doppelbasiliken in Istrien (Parenzo, Pola, Nesactium). Kirchen in befestigten Höhenanlagen schliesslich sind seit und vor allem in der ersten Schicht anzutreffen.

In der ersten Periode weist auch das Wallis (Sitten, Sous-le-Scex, St-Maurice und Martigny), bedingt durch die gemeinsame Bindung an (Ober-)Italien, noch stärkere Verwandtschaft mit dem Gebiet des östlichen Alpenraumes auf, während hier spätestens seit burgundischer Zeit die Ausrichtung nach Westen überwiegt, wie die Sigismundbasilika von St-Maurice beispielhaft zeigt. Der allgemeine Zusammenhang mit dem Süden (Mailand, Como, Oberitalien) bleibt auch in den Westalpen spürbar, aber vom Gotthard aus gegen Osten in den östlichen Zentralalpen ist der Einfluss von Südosten (Aquileia, Balkan, ostkirchliche Randzonen) übermächtig.

Zweite Schicht

Im 6. bis 8., vor allem seit dem 7. Jh. wird unter den kirchlichen Bauten allenthalben am deutlichsten eine Schicht einfacher mittlerer oder kleinerer Saalkirchen fassbar. Sie erscheint auf den ersten Blick als Ausdruck für den Übergang vom «Grossklima» der Römerzeit zu einer engeren Welt in und nach der Völkerwanderungsepoche. Aber es ist nicht nur die Aufsplitterung des Landes durch Ansiedlung und Einwanderung fremder Stämme und Völker (die zwar tatsächlich kleinräumigere, «reduzierte» Verhältnisse schafft und die Eigen-Entwicklung der einzelnen Gegenden befördert) dafür verantwortlich, wenn aus diesen Jahrhunderten im östlichen Alpengebiet vor allem kleinere und mittlere Saalkirchen bekannt geworden sind. Es ist jetzt die Zeit der privaten **Eigenkirchen,** die zwischen den grossen alten Zentren entstehen, sofern sich diese erhalten haben. Im Tessin ist eine mögliche Art ihrer Herausbildung am deutlichsten zu erkennen: Aus Grabbauten für einzelne Personen entstehen Kleinkirchen und Gedächtnisstätten, Gemeindekirchen, die aber Eigenkirchen bleiben. Ob sich solche Kirchen durch besonders herausgehobene Gräber ausweisen, durch den Bautyp oder durch ihre Ausstattung mit kostbaren Schranken, sie fügen sich alle in regionale Variantengruppen ein.

Stärker als für die Zeit der ersten Schicht unterscheiden sich die Forschungsgesichtspunkte der einzelnen Länder und Landschaften in der mittleren Schicht: Das Verhältnis Siedlung-Kirche-Friedhof wird auch in ländlichen Siedlungen dank den Beigabengräbern in Friedhöfen und Kirchen besser fassbar; für weiterführende Überlegungen fehlen vorläufig aber meistens noch genügende archäologische (Teil-)grabungen.[186] Fragen um Grab und Bau, Grabgebäude und Kirche, Kirche und Friedhof, Begräbniskirche und Dorfkirche, stehen stärker im Vordergrund als früher, diese Fragenkomplexe wurden aber bislang verschieden intensiv erforscht. Noch wird mancherorts pauschal von Kirche gesprochen, wo es sich um einen Gedächtnisraum oder einen Grabbau im Friedhof handelt und gemauerte Grabbauten werden unbesehen als Memorien bezeichnet. Gräberforschung und Bau-/Kirchenforschung sind in der Forschung noch zu wenig miteinander verbunden. Sie sind es eben auch herkunftsmässig: die eine kommt, vereinfachend gesagt, von der Bauforschung, vom Bau her und von Geschichte, Kirchengeschichte und Kunstgeschichte, die andere von der Ur- und Frühgeschichte, vom Gräberfeld. Restaurierung eines Gebäudes veranlasst in der Regel die eine, meistens eine (Rettungs-)Grabung, zum Beispiel vor einer Überbauung, die andere.

---

[186] Wüstungen z.B. sind äusserst selten und auch dann kaum vollumfänglich ausgegraben worden.

Auffällig ist in dieser zweiten Schicht die Häufigkeit von **Holzkirchen,** die aus der ersten Periode für das Untersuchungsgebiet nur in Schriftquellen belegt sind. Das Beispiel, das hier zitiert werden muss, Quintanis (Künzing), ist zudem eine Holzkirche ganz besonderer Art: *ecclesiam etiam loci eius* (von Quintanis) *mansores extra muros ex lignis habuere constructam* – die Bewohner von Quintanis hatten ausserhalb des Ortes eine aus Holz erbaute Kirche. *Quae pendula extensione porrecta defixis in altum stipitibus sustentabatur et furculis* «die sich freischwebend auf eingerammten Pfählen und Gabelhölzern erhob».[187] Weil das Flüsschen Businca die Kirche bei jedem Hochwasser überflutete, bestand der Fussboden nur aus gehobelten Brettern: *cui ad vicem soli tabularum erat levigata coniunctio, quam, quotiens ripas excessisset, aqua superfluens occupabat.* Severin liess einen Estrich legen «und begab sich zu Schiff unter die Kirche, ergriff ein Beil, schlug nach dem Gebet in die Pfähle das ehrwürdige Kreuzeszeichen und sprach zum Wasser des Flusses: Es erlaubt dir nicht mein Herr Jesus Christus, dieses Kreuzeszeichen zu überschreiten»: *pavimento itaque perfecto ipse subter navi descendens accepta securi postes facta oratione percussit …* Rudolf Noll sieht in der Kirche einen späten Nachfahren der urgeschichtlichen Pfahlbauten.[188] Die Nachricht, dass Bischof Altmann von Passau bei seinem Amtsantritt 1065 fast nur Holzkirchen vorgefunden habe,[189] ist ein Zeugnis für die auch anderweitig bis in romanische Zeit belegte Existenz von Holzkirchen. Sie dürfte aber doch, nach den Resultaten von S. Codreanu-Windauer, stark übertrieben sein[190] und besagt nichts für Alter und Herleitung der Holzbauweise. Im fränkischen Bereich sind Holzkirchen seit dem 6. Jh. durch schriftliche Quellen und durch archäologische Funde mehrfach gut belegt. Gregor von Tours berichtet von Holzkirchen, Bischof Vedast von Arras († um 540) soll ein *oratorium de lignis tabulis* gebaut haben, und es heisst, Chlodwig habe 504 das erste Strassburger Münster als Holzkirche gestiftet.[191] Gegenüber den Holzbauten im bairischen Gebiet und den zahlreichen Beispielen im Katalog Sydow, die im 7. Jh. und später entstanden, ist festzuhalten, dass eindeutig fränkische Bauten, soweit sie archäologisch nachgewiesen sind, auch dreischiffig sein können, z.B. in der Westschweiz (Céligny GE, Genf, St-Jean, Satigny GE)[192] aber auch in Belgien (Grobbendonk, Roksem, beide nicht vor dem 8. Jh.). Was Ahrens als «spät- und poströmische Holzbauten» aufführt,[193] sind Kirchen, die zwar in spät- und nachrömischem Umfeld, aber in fränkischer Zeit erbaut wurden. In keiner dieser Gegenden hat die Holzbauweise für offizielle oder allgemein für bedeutendere Bauten eine ältere Tradition, sie mag aber für Nebenbauten benützt worden sein. Es wäre verwunderlich und erklärungsbedürftig, wenn hier von einer Steinbau-gewohnten Bevölkerung gemauerte Grossbauten in Holzbauweise imitiert worden wären, wie Ahrens vermutet. Viel eher ist an eine burgundische (Genfer Bauten) oder fränkische Bauherrenschicht zu denken.[194] Im Vergleich mit den Schweizer Bauten und aus dem Überblick über die in diesem Band vorgestellten Regionen kann man zur Auffassung kommen, dass Holzkirchen in der ersten Schicht fehlen, soweit und solange diese nicht von den im 5. und 6. Jh. zugewanderten Völkern bestimmt wird. Von fränkischen Missionaren in Baiern[195] spricht das Weltenburger Martyrologium aus dem 11. Jh. Eustasius, Columban-

[187] Übersetzung von R. Noll, Eugippius. Das Leben des heiligen Severin, lateinisch und deutsch, Passau 1981, S. 79–81.

[188] Noll, S. 130.

[189] Noll, S. 130. – Siehe den Beitrag von S. Codreanu. – Vgl. C. Ahrens, Die frühen Holzkirchen Europas, Textband und Katalog (Schriften des Archäologischen Landesmuseums 7), Stuttgart 2001, S. 17, 475 u. 529 f.

[190] Vgl. S. Codreanu-Windauer, hier in Teil 2. – Ahrens (Zit. Anm. 189) S. 529 f. vertritt die Ansicht, dass der Bericht über Passau im Prinzip verallgemeinert werden dürfe, im einzelnen aber regional unterschiedlich zu beurteilen sei.

[191] H. Reinhardt, La cathédrale de Strasbourg, Strasbourg 1972, S. 15. – Ahrens, Katalog (Zit. Anm. 189) S. 139.

[192] Ahrens (Zit. Anm. 189) S. 76 scheint die Genfer Gruppe für eine Spezialität «in einem sehr kleinen Gebiet um den Südzipfel des Genfer Sees» zu halten.

[193] Ahrens (Zit. Anm. 189) S. 73–76.

[194] Fränkisches Grab aus der ersten Hälfte des 6. Jh. in Bonn, Dietkirche St. Peter, Ahrens Katalog (Zit. Anm. 189) S. 15.

[195] H. Wolfram, Die Christianisierung der Baiern, in: Baiernzeit in Oberösterreich. Das Land zwischen Inn und Enns vom Ausgang der Antike bis zum Ende des 8. Jahrhunderts (OÖ Landesmuseum, Katalog-Nr. 96, 3. Aufl.), Linz 1977, S. 182 f. – W. Störmer, H. Dannheimer, Die agilolfingerzeitlichen Klöster, in: Die Bajuwaren (Zit. Anm. 172) S. 305–317.

Schüler und Abt von Luxeuil und Agilus, der nachmalige Abt von Rebais-en Brie missionierten mit anderen im frühen 7. Jh. in Baiern. In Tirol und Kärnten arbeitete eine Zeit lang der Belgienapostel Amandus.

Claus Ahrens glaubt, wie andere Autoren[196] vor ihm, das rechteckige Altarhaus eindeutig auf den Holzbau zurückführen zu können[197]: Im Holzbau wurde die Apsis «als adäquates eingezogenes Rechteck imitiert. Damit war der eingezogene Rechteckchor entstanden.» Dass ein starker Einfluss aus dem fränkischen Westen nicht nur für die weite Verbreitung der Rechteck-Chöre, sondern auch für den Holzbau mitverantwortlich war, wird man ernsthaft in Betracht ziehen dürfen, auch wenn vorläufig nicht zu entscheiden ist, ob die Holzkirchen im Gebiet der Baiuwaren und von daher in den östlichen Missionsgebieten autochthon bairisch sind oder unter dem Einfluss der bei den Baiuwaren tätigen fränkischen Missonare entstanden.

Ein Fall aus der Nordschweiz zur Illustration: Die erste Kirche im Kastell von Stein a. R. SH[198] war im Gegensatz zu den übrigen Kastellkirchen am Hochrhein und an der Aare nicht eine Steinkirche, sondern ein Holzbau. Die in der alten Steinbautradition gemauerten Kastellkirchen Kaiseraugst, Zurzach, Schaan (A95), Solothurn sind alle noch vor-fränkisch und stammen aus dem 5. Jh. Stein am Rhein dagegen ist fränkisch und erst im 6. Jh. entstanden. Stein- und Holzbauten bestehen offenbar im 7./8. Jh. nebeneinander.[199] Holzkirchen können wie Steinkirchen Adels- oder Eigenkirchen sein.[200] In der östlichen Schweiz sind es fast ausnahmslos Steinkirchen, während weiter westlich, im Kanton Bern, und hauptsächlich südlich der Aare, eine grössere Zahl von Holzkirchen nachgewiesen ist. Möglicherweise ist hier mit einer breiteren fränkischen Schicht (Besiedlung) zu rechnen als in Gegenden mit dichterer römischer Besiedlung, wo ja auch in der Regel mehr Apsissäle als Saalkirchen mit rechteckigem Altarhaus nachgewiesen sind.[201]

Unterschiede zwischen den Bauten der ersten und jenen der zweiten Schicht veranlassten Walter Sage, 1977 zum Kirchenbau in der Zeit zwischen Severin und Tassilo zu schreiben: «Der Grossteil der uns bekannten frühchristlichen Sakralbauten im östlichen Alpenraum schliesslich überdauerte das 5./6. Jh. nicht; er konnte bei der erneuten Christianisierung des Landes nicht mehr als architektonisches Vorbild dienen. Damit mag sich zum Teil erklären, dass so charakteristische Requisiten des frühen Kirchenbaus wie Priesterbank oder Reliquiengrab auch bei den ältesten mittelalterlichen Kirchen Baierns keine Rolle mehr spielen.»[202] Tatsache ist, dass die älteren Einrichtungen mit Klerusbank, Bema und Solea auch dort aufgegeben werden, wo die Entwicklung ohne Unterbruch verläuft, im Bistum Chur. Ein «Liturgiewechsel», **Veränderungen in der Liturgie,** werden dafür verantwortlich gemacht, ohne dass bisher mehr als die Phänomene der in der zweiten Hälfte des 6. Jh. oder um 600 zum Beispiel in Invillino konstatierten Veränderungen namhaft gemacht werden konnte.[203] In diesem Zusammenhang ist auch zu nennen: die Vermehrung der Altarstellen. Kirchen des einfachen, der ersten Schicht zugehörigen Typs mit Apsis, die sich ohne Einzug aus den Langhausmauern ergibt, werden in Zwei- und Dreiapsidenkirchen umgebaut. In dieselbe Entwicklungsperiode, die sich aber wohl über eine längere Zeitspanne erstreckte, fällt auch vermehrt die Abtrennung des östlichen Kirchenraumes als «Chor» durch eine den ganzen Raum

196 Vgl. z.B. Ahrens (Zit. Anm. 189) Anm. 60, S. 549.
197 Ahrens (Zit. Anm. 189) S. 118, S. 533 f. – R. Bauerreiss, Kirchengeschichte Bayerns 1, St. Ottilien 1949, S. 40 ff.
198 Frühgeschichte der Region Stein am Rhein. Archäologische Forschungen am Ausfluss des Untersees, hg. v. M. Höneisen (Antiqua 26 / Schaffhauser Archäologie 1), Basel 1993, S. 174 ff.
199 Vgl. Ahrens (Zit. Anm. 189) passim u.a. S. 178 ff., S. 528 ff. Vgl. auch den Beitrag von S. Codreanu.
200 Ahrens (Zit. Anm. 189) S. 124 f., S. 136 f.
201 HR. Sennhauser, Problemi riguardanti le chiese dei secoli VII e VIII sul territorio della Svizzera, in: Le chiese rurali tra VII e VIII secolo in Italia settentrionale. 8° seminario sul tardo antico e l'alto medioevo in Italia Settentrionale, Garda 8–10 aprile 2000, a cura di G. P. Brogiolo (Documenti di archeologia 26), Mantova 2001, S. 177–197.
202 W. Sage, H. Dannheimer, Kirchenbau, in: Die Bajuwaren (Zit. Anm. 172) S. 293–304.
203 Bierbrauer, Invillino-Ibligo in Friaul II (Zit. Anhang zu Abschnitt F) S. 98, S. 129.

querende Schranke: Klerusbank und Bema hatten dagegen frei im Raum gestanden, die Solea hatte sich in den Laienraum hinein erstreckt.

Generell heisst das: der Klerus sondert sich stärker ab, die *circumstantes* können den Altar nicht mehr umstehen, sondern sie stehen vor den Schranken – im byzantinischen Osten bald draussen vor der verschlossenen Türe der Bilderwand; die Erweiterung der Chorpartie zeigt anderseits ebenso wie die Vermehrung der Altarstellen eine breitere Entfaltung der Liturgie an.

Dritte Schicht

Standen in der mittleren Schicht die einfachen Dorf- und Eigenkirchen im Vordergrund, so sind es hier Gross- und Ausnahmebauten. Das 8. Jh. ist ein Jahrhundert der Klöster, und etwa seit der Mitte herrscht im Kirchenbau ein neues Klima. Die Dimensionen werden beträchtlich grösser. Wohl nicht zuletzt deswegen entstehen – im hier betrachteten Gebiet immer noch vereinzelt –, vor allem als Bischofs- und Klosterkirchen, dreischiffige Bauten. Die Kathedralen von Salzburg, Konstanz und die Klosterkirche von St. Gallen (A92), dreischiffige Bauten auf einfachem Rechteckgrundriss, Salzburg im Gegensatz zu St. Gallen zusätzlich mit einer (einzigen, kleinen) Apsis, nehmen einen uralten, frühchristlichen, an der oberen Adria verbreiteten Typ auf, für den die auf grossförmige klare übersichtliche Formen ausgerichtete Grundhaltung des Gebietes vorbereitet war. Sogar noch im romanischen Kirchenbau, der sich in Schwaben durch «Neigung zu platten Chorschlüssen, ausserdem durchweg Unterdrückung des Querschiffes»[204] auszeichnet, ist die traditionelle Vorliebe der Region – wenn auch jetzt im grösseren Rahmen – festzustellen.[205] «In Bayern sind die Anlagen nicht minder einfach wie in Schwaben, die Dimensionen aber stattlicher. Das Querschiff kommt nur in einer bestimmten Baugruppe, und zwar abnormal als westliches vor; sonst fehlt es immer, und die auf gleicher Linie endigenden Schiffe laufen in eine Gruppe von drei Apsiden aus» bemerkt Georg Dehio.[206]

In karolingischer und ottonischer Zeit treten vermehrt Zentralbauten und zentralisierende Bauten auf, die aber alle am lockeren Gefüge additiver Raumkompositionen festhalten (St. Ulrich/Wieselburg, St. Martin/Linz, St. Mangen/St. Gallen A91 usw.).

Und schliesslich: Wie die Disentiser Krypta aus dem 8. Jh. Kontakte zu spätantiken Vorbildern oder verlorenen Zwischenstufen erkennen lässt, so auch die Schlauchheizung der Disentiser Martinskirche aus dem 8. Jh. und in derselben Periode jene im Konventbau und in einem Nebengebäude der Klosterkirche auf der Reichenau.

Von der malerischen und skulpturalen Ausstattung der Kirchen ist uns aus dieser dritten Periode ungleich mehr erhalten geblieben als aus den zwei vorangegangenen.[207] In Graubünden (Müstair, Mistail) und im Südtirol (Mals, Naturns) sind grössere Ensembles von Wandmalerei[208] in situ zu sehen, und im ganzen hier besprochenen Gebiet sind vor allem im Laufe der letzten Jahrzehnte namhafte Reste bildhauerischer Reliefarbeiten, sogenannter

---

[204] G. Dehio, G. von Bezold, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes 1, Stuttgart 1892, S. 207 ff. – Zu den hier genannten Bauten auf Schweizergebiet HR. Sennhauser, Cathédrales et églises abbatiales carolingiennes en Suisse, in: Hortus Artium Medievalium 8, 2002, S. 33–55.

[205] M. Untermann, Cluny am Hochrhein? Die Anfänge des heutigen Münsters, in: K. Bänteli, R. Gamper, P. Lehmann, Das Kloster Allerheiligen in Schaffhausen. Zum 950. Jahr seiner Gründung am 22. November 1949, Schaffhausen 1999, S. 120–122.

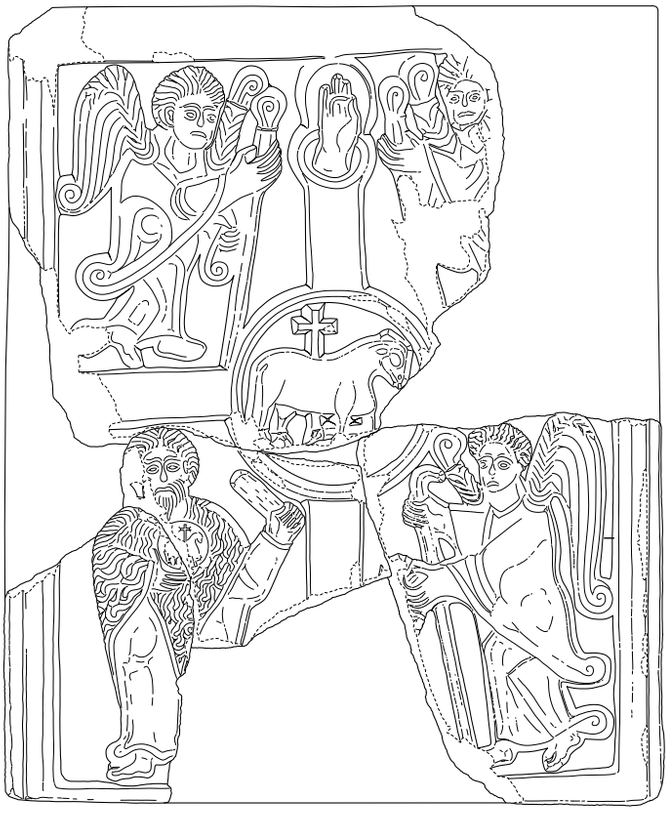
[206] Zit. Anm. 204, S. 208.

[207] Für die erste Periode ist vor allem an die ausgemalte Grabkammer unter St. Stephan in Chur zu erinnern, im weiteren Gebiet an die Reste der malerischen Ausstattung der Bischofskirche von Teurnia und allgemein an die besonders bei den südlichen Beispielen nachgewiesenen Mosaikböden. Überblick bei Glaser (Zit. Anm. 58).

[208] Zu Müstair: Die mittelalterlichen Wandmalereien im Kloster Müstair. Grundlagen zu Konservierung und Pflege, hg. v. A. Wyss, H. Rutishauser, M. A. Nay (Veröff. d. Inst. für Denkmalpflege an der ETH Zürich 22), Zürich 2002.



a



b





c

Abb. 22. Karolingische Schrankenplatten. a. Müstair, St. Johann. b. Mals, St. Benedikt. c. Reichenau-Niederzell.

Flechtwerksteine[209] gefunden worden (Abb. 22a–c), zum Teil sogar grössere Komplexe (Müstair, Chur).

«Im Gebiet der Steinbrüche, das im heutigen Dreiländereck Italien, Schweiz, Österreich liegt»[210] hat sich in der ersten Hälfte des 8. Jh. eines der Zentren dieser vorwiegend ornamentalen Schmuckkunst herausgebildet. Seine Werke sind kaum über die Westgrenze des Bistums Chur hinaus gelangt. In Schänis, einem von Hunfried, dem Grafen in Rätien, gegründeten Kloster, hat sich am westlichen Rand des Bistumsgebietes ein grösserer Bestand (der westlichste) erhalten.[211] Schon Disentis lag offenbar zu weit abseits für Steintransporte aus dem Marmorgebiet im Südtirol: In Müstair sind hunderte skulptierter Marmorfragmente gefunden worden, in Disentis hingegen tausende kleinerer, zum Teil aber bemalter plastischer Stuckornamente. Sie sind seit einigen Jahren in Bearbeitung.[212] Für das Gebiet der Schweiz ist, ausgehend von den Stücken zu Müstair, Chur und St. Gallen, eine systematische Aufnahme und Bearbeitung der «Flechtwerksteine» in Vorbereitung.

Auch aus einem vorläufig lückenhaften Überblick werden gemeinsame Züge ersichtlich, wie auch die in den ersten Jahrhunderten sehr deutliche, in den späteren noch nachwirkende Ausrichtung des östlichen Alpengebietes nach Süden und Südosten. Gemeinsame Züge im «Kerngebiet», (das, wie gesagt, aus äusseren Gründen abgesteckt ist, weil hier Vergleichsmöglichkeiten am ehesten gegeben sind), sind bei näherem Zusehen zu erkennen oder abzusehen, und im Bistum Chur, einem Gebiet, das sich ungestört entwickelt und wo die Befunde vorläufig am dichtesten greifbar sind, zeigen sich im Laufe der Zeit Persistenz und Veränderung der Typen und Formen, aber auch die Abgrenzung gegen das mehr und mehr dem fränkischen Westen zugewandte westliche Alpengebiet, gegen Mittelland und Jura.

Die heutigen vier Sprachgebiete der Schweiz haben sich im hier betrachteten Zeitraum herausgebildet, der französisch sprechende Westen, der deutschsprachige Norden, die italienische Südschweiz und der romanische Osten mit Müstair, der kunst- und kulturhistorisch gesehen, zugleich den westlichsten Saum des östlichen Alpengebietes darstellt.

---

[209] E. A. Stückelberg, Langobardische Plastik (2., verm. Aufl.), Kempten/München 1909. – M. Prou, Chancel carolingien orné d'entrelacs à Schænnis (Canton de Saint-Gall), in: Mémoires de l'académie des inscriptions et belles-lettres 39, Paris 1912, S. 123–138. – K. Ginhart, Karolingische und frühromanische Werkstücke in Kärnten, in: Carinthia I, 1954, S. 205–243. – K. Wessel, Langobardische Jagdfriese aus Südtirol in den Staatlichen Museen zu Berlin, in: Karolingische und ottonische Kunst. Werden-Wesen-Wirkung, Wiesbaden 1957, S. 253–261. – J. Baum, Die Flechtwerkplatten von St. Aurelius in Hirsau, in: Zeitschr. Württ. Landesgesch. 1958, S. 241–252. – Corpus della scultura altomedievale, hg. v. centro italiano di studi sull'alto medioevo, Spoleto, Bd. I, Spoleto 1959 ff. – J. Baum, Karolingische Bildnerkunst aus Ton und Stein im Iller- und Nagold-Tal, in: Beitr. zur Kunstgeschichte und Archäologie des Frühmittelalters. Akten zum VII. Intern. Kongress für Frühmittelalterforschung, 21.–28. Sept, 1958, Graz/Köln 1961, S. 166–178. – E. Doberer, Die ornamentale Steinskulptur an der karolingischen Kirchenausstattung, in: Montfort 2, 1966, S. 186–208 und in: Karl der Grosse III (Zit. Anm. 35) S. 203–233. – W. Sulser, Die geometrischen Grundlagen der Flechtbandornamente des 8. und 9. Jahrhunderts aus Chur, in: Zeitschr. Schweizer. Arch. u. Kunstgesch. 32, 1975, S. 221–231. – Ders., Die karolingischen Marmorskulpturen von Chur (Schriftenreihe des Rätischen Museums Chur 23), Chur 1980. – H. Dannheimer, Steinmetzarbeiten der Karolingerzeit (Kat. der prähist. Staatssammlung 6), München 1980. – F. Glaser, K. Karpf, Ein karolingisches Kloster. Baierisches Missionszentrum in Kärnten, Molzbichl 1989. – B. Johannson-Meery, Karolingerzeitliche Flechtwerksteine aus dem Herzogtum Baiern und aus Bayerisch-Schwaben (Kat. der prähist. Staatssammlung 27), Kallmünz 1993. – W. Augustyn, K. Bierbrauer, M. Exner, U. Fuchs, U. Rehm und Chr. Ulrich, Art. Flechtornament, in: RDK IX, 103./104. Lfg., München 1995, Sp. 851–980. – K. Karpf, Frühmittelalterliche Flechtwerksteine in Karantanien (Monographien zur Frühgeschichte und Mittelalterarchäologie 8), Innsbruck 2001.

[210] J. Hubert, J. Porcher, W. F. Volbach, Frühzeit des Mittelalters von der Völkerwanderung bis an die Schwelle der Karolingerzeit, München 1968, S. 101.

[211] B. Anderes, Die Kunstdenkmäler des Kantons St. Gallen V, Basel 1975, S. 166–175.

[212] A. Weyer, Zur frühmittelalterlichen Stuckdekoration des Klosters Disentis. Die unfigürlichen Stuckfragmente aus den Grabungen 1906–1934, in: Zeitschr. Schweizer. Arch. u. Kunstgesch. 49, 1992, S. 287–314. – W. Studer, Vorromanische Fenster und Mäander aus dem Kloster Disentis, in: Jahresbericht Archäologischer Dienst Graubünden und Denkmalpflege Graubünden 1998 (1999) S. 17–24. – Ders., Drei karolingische Gewändestuckaturen aus Disentis, in: ebd. 1999 (2000) S. 16–27.

Abbildungen

Abb. 2. Grado: nach J.-Ch. Picard, L'atrium dans les églises paléochrétiennes d'Occident, in: ACAC XI, 1986 (1989) S. 516 Fig. 6 (nach Da Aquileia a Venezia S. 278). – Brioni Grande: nach V. Begović Dvoržak, M. Pavletić, La basilica di S. Maria (Brijuni), in: ACAC XIII 1994 (1998) S. 49 Fig. 4. – Yanıkhan: nach Gough und Hill, Hild und Hellenkemper (aus S. Hill, The early Byzantine churches of Cilicia and Isauria (Birmingham Byzantine and Ottoman monographs 1), Birmingham 1996, Abb. 59, 60). – Reichenau-Mittelzell: nach Vorromanische Kirchenbauten III, 1, München 1966, S. 279. – Weingarten: nach K. Hecht, Die mittelalterlichen Bauten des Klosters insbesondere die beiden ersten Münster, in: Festschrift zur 900-Jahr-Feier der Abtei Weingarten, Weingarten 1956, S. 273 Abb. 7. – Abb. 3a. Brâd nach J. Lassus (Zit. Anm. 73) S. 169 Fig. 77. b. – Abū Mīnā nach P. Grossmann, s.v. Abū Mīnā, in: The Coptic Encyclopedia, hg. v. A. S. Atiya, Vol. 1, New York 1991, Abb. S. 27). c./d. Parenzo, Kathedrale: c. auf der Grundlage von I. Matejčić, P. Chevalier (Zit. Anm. 61) Fig. 1. d. nach B. Molajoli (Zit. Anm. 61) Plan II (Ausschnitt). e. Concordia: nach V. Bierbrauer, Invillino-Ibligo in Friaul II (Zit. Anhang zu Abschnitt F) S. 51 Abb. 11 (nach L. Bertacchi, Architettura). f. Tell el-Makhzan: M. Abd el-Samie nach Ch. Bonnet, M. Abd el-Samie (Zit. Anm. 70) Fig. 1. g. Thessaloniki: nach R. F. Hoddinott (Zit. Anm. 71) S. 156 Fig. 68. h. Schaffhausen nach K. Bänteli, R. Gamper, P. Lehmann (Zit. Anm. 205) Planbeilage 2. – Abb. 4. Zeichnung A. Hidber. – Abb. 5. Prahuljama bei Nin: nach Nin. Problemi arheoloških istraživanja. Problems of archaeological excavations, Zadar 1968, Pl. XXXVIII, 1–3. – Doljani Titograd nach N. Cambi, ebd. S. 46 Fig. 2. – Abb. 6a. Cimitile, Basilica Nova nach T. Lehmann Abb. 31, 32. – Capua: nach Lehmann, ebd. Abb. 24. – Abb. 6b. Betica nach Lehmann, ebd. S. 335 Abb. 18. – Sutivan (Brač) nach N. Cambi S. 47 Fig. 4. – Cim/Mostar nach N. Cambi, ebd. S. 47 Fig. 3. – Topolica nach N. Cambi, ebd. S. 46. – Abb. 7. Zeichnung A. Hidber; Rekonstruktion Büro Sennhauser. – Abb. 8. Morter nach M. Mittermair, Teil II, S. 181 Abb. 378, 379. – Müstair: Büro Sennhauser. – Invillino, nach V. Bierbrauer, Invillino (Zit. Anhang zu Abschnitt F) S. 33 Abb. 4. – Abb. 9. Zeichnungen A. Hidber. Wieselburg nach M. Kaltenegger. – Abb. 10. Zeichnungen A. Hidber. Sagogn/Sagens, Grundriss: ADG. – Pedeserva: nach R. Canova dal Zio (Zit. Anm. 26) S. 534 Fig. 5. – Gratsch: nach R. Lunz, Frühmittelalterliche Stuckornamente von St. Peter bei Meran (Archäologisch-historische Forschungen in Tirol Beiheft 1), Calliano 1978. – Abb. 11. Sion: gez. A. Hidber nach A. Antonini, Sion, Sous-le-Scex (VS) I. Ein spätantik-frühmittelalterlicher Bestattungsplatz: Gräber und Bauten. Résultats des recherches sur le site funéraire du haut moyen-âge de Sion, Sous-le-Scex (Cahiers d'Archéologie Romande No 89, Archaeologia Vallesiana 1), Lausanne 2002, Abb. 54–66. – Abb. 12. Hosszúhetény: nach E. B. Thomas (Zit. 154) S. 275 Abb. 144. – Keszthely-Fenékpuszta: nach Thomas, ebd. S. 67 Abb. 35. – Amathus: nach Guide to Amathus (Zit. Anm. 153) S. 73 Plan 10. – Budakalász: nach Thomas S. 215 Abb. 111. – Le Grand-Saconnex: nach patrimoine et architecture, cahiers 3, 1997, S. 25. – Abb. 13. Rekonstruktionszeichnung A. Hidber (nach P. Donati). – Abb. 14. Chur: Rekonstruktionszeichnung W. Sulser, nach Ch. Caminada, in: Zeitschr. Schweizer. Arch. u. Kunstgesch. 1945, S. 29 Abb. 2. – Abb. 15. Nin (wie Abb. 5) Taf. XXXV, 2. – Avio: nach R. Canova dal Zio (Zit. Anm. 26) S. 218. – Giornico: Foto Büro Sennhauser, M. Gandolfi. – Abb. 16. Giornico: nach V. Gilardoni, Il Romanico. Catalogo dei monumenti nella repubblica e cantone del Ticino (Arte e monumenti della Lombardia prealpina, 3), Bellinzona 1967, S. 334 Fig. 18; Umzeichnung A. Hidber Okt. 1997, nach Gilardoni. – Saloniki: nach Soteriou (Zit. Anm. 170) S. 60 Abb. 12. – Abb. 17. Saulieu: nach J. Carlet, Notice sur l'église Saint-Andoche de Saulieu, in: Mémoires de la Commission des Antiquités du Département de la Côte-d'Or t. 5, 1857–60, S. 81–114, Pl. IV. – Abb. 18. Grado: nach P. L. Zovatto, Grado. Antichi monumenti, Bologna 1971, S. 74 Abb. 107. – Molzbichl: nach F. Glaser/K. Karpf, Ein karolingisches Kloster (Molzbichl), 1989, Abb. 2. – Abb. 19, 20. Parenzo: nach W. Gerber, Altchristliche Kultbauten Istriens und Dalmatiens, Dresden 1912, S. 42; Fotos A. Hidber. – Abb. 21. Disentis: Skizze Büro Sennhauser, A. Carigiet. – Abb. 22. Karolingische Schrankenplatten. a. Müstair: Büro Sennhauser, W. Peter. b. Mals: Bozen, Stadtmuseum. c. Reichenau-Niederzell: nach A. Zettler, in: E. Sangmeister (Hg.), Zeitspuren. Archäologisches aus Baden, Freiburg 1993, S. 187 (Zeichnung H.-J. Mayer).

Ortsregister

Aufgenommen sind alle Ortsnamen, auch jene, die sich nicht auf Bauten beziehen.

In den Katalogen A bis D behandelte und im Titel ausführlicher Beiträge aufgeführte Orte werden im anschliessenden Text nicht erneut ausgezeichnet.

Diözesanzugehörigkeit der katalogisierten Bauten wird nicht als Ortsnennung aufgenommen; im Lauftext werden die Diözesen aber berücksichtigt (z.B. Churer Bistum = Chur).

Im Gegensatz zu den Typenkarten sind die Registerkarten im Ortsregister nicht berücksichtigt.

Fett: Seitenzahlen der Katalogtexte A bis D und der ausführlich besprochenen Orte in weiteren Beiträgen.

Kursiv: Abbildung von Bauten und Ausstattungsresten, nicht aber von Kleinfunden; Orte auf Typenkarten und Typentafeln. Die Abbildungen zu den Katalogtexten A bis D erscheinen nicht im Register.

Aachen 494
Absam 643, 644, 820, 825
Abū Mīnā 930, 934, *935,* 962
Acelum 869
Acqui 687
Ad Aquas Gradatas s. San Canzian d'Isonzo
Ad Dudleipin s. Bad Radkersburg
Ad Sabnizam s. Hartberg
Ad Undrimas s. Judenburg
Adnet 439
Agaune s. St-Maurice
Agen 926
Agliate 687
Agno 37, 98, 104
Aguntum *415,* 433, 623, **630–632,** *631, 632,* 677, 799, 831, 834, 836, 868, 869, 876, 877, 878, 879
Airolo (A1, A2) *10, 13, 27, 33, 35,* 40, **43–46,** 57, 100
Ajdna 424, 428, 432, 545, 581, 587, *588,* 590, 594, 851, 971
Ajdovski gradec 422, 427, 872
Ala (D1) 362, **365 f.,** 924, 928
Ala Kilise 927
Alahan 927
Albenga 505, 509
Albianum (Aibling) 826, 828, 829
Albina s. Oberalm
Alexandria 28
Algund bei Meran 289
Aliki 876, 931
Almens 123
Altdorf-Aich 460, *461,* 462
Altenbanz 484
Altenburg (Stift) 497
Altenburg, St. Peter s. Castelvecchio
Altenstadt 483
Althofen 885
Altötting **478,** *479*
Amathus 21, 959, *960*
Ampass (B1) 223, 224, 225, **233,** 239, *421,* 423, 817, 821, 826
Amras 826
Amstetten 488, 490, 492, 497
Anagnia/Anaunia 358, 359
Ancona 537
Andeer 37, 109
Anemurium 523, 578
Angera 213
Anghiari 566
Aniane 944, 945
Anif 439
Anras (B2) 226, **234**
Anthering **440 f,** *441, 442*
Antiochia 798
Aosta 2, 37, 678, 690, 702, 707, 965
Aquileia 2, 18, 25, 137, 223 f., 227, 276, 294, 302, 359, 361, 414, 418, 419, 424, 427, 433, **501–515,** *502, 510, 511, 512, 514, 516, 517,* 521, 524, 527, 532, 533, 534, 535, 537, 539, 542, 544, 548, 550, 552, **559–561,** 564, 565, 574, 575, 576, 577, 578, 579, 677, 687, 690, 700, 724, 756, 771, 782, 796, 800, 802, 803, 805, 832, 833, 860, 867, 868, 869, 878, 895, 898, 928, 930, 931, 932, 933, 944, 955, 957, 961, 974
Arbedo (A3) *13,* 22, **46 f.,** 133
Arbon 808
Arcisate 756, *759*
Arel 942
Arras 975
Arsago 750
Arsiè 939, *941*
Arzl s. Innsbruck-Arzl
Asch 465, 466, *467*
Aschheim 227, 459, *461,* 463, **480,** *481*
Ascona (A4) *13,* 22, **47 f.**
Askelon 844

Asturis 797
Aubing **460–462,** *461*
Augsburg 263, 289, 319, 468, 643, 650, 707, 725, 793, 796, 799, 800, 801, 802, 803, 806, 807, 816, 817, 824, 825, 861, 895, 926
Augst 856
Autun 962
Auxerre 659, 931
Avenches 970
Averaria 367
Avio *963*

Baar 94, 227
Bad Gögging **458–460,** *459,* **480,** *481*
Bad Krozingen i. Br. 650
Bad Radkersburg 883, 894
Bad Ragaz (A5) *12, 13,* **48 f.,** 743
Baierdorf 620
Balaton s. Blatnograd
Bale 924, 928, 971
Balerna (A6) 26, **49 f.,** 756, *759*
Bamberg 475, 885
Barbaraberg 483, *481,* 484
Barbing-Kreuzhof (Stadt Regensburg) 460, *461,* **462–464,** *464, 465*
Bardolino 287, 450, 955
Basel 42, 177, 707, 708, 926, 970
Basiliano 557, 572, 575, 578
Bassano 925
Batuje 894
Baumkirchen bei Judenburg 894
Baveno 756, *758, 759*
Bedano 37
Behamberg 490
Bellinzona 47, 707
Belluno 805
Bendern-Camprin (A7) *10, 14,* **50–53**
Benediktbeuren 471, 473, *474,* 480
Berchtesgaden 825
Berg (A8) *14,* **53 f.**
Bergamo 798
Berneck (A9) *10,* **55**
Berschis 92, 860, 862
Besagno s. Mori
Besançon 707
Beschling 252
Bethlehem 948
Betica 948, *949*
Biasca 79, 910
Bioggio (A10, A11) *12, 13,* 22, *27, 35,* **55–58**
Bischofshofen **447–452,** *448, 449, 450, 451, 452,* 829
Bischofszell (A12) *41,* 42, **58 f.**
Biskupija 572
Bistue 932
Bitchvinta 924
Blatnograd 939
Bleggio Superiore (D2) 360, **367**
Blumau 275
Boiotro s. Passau
Boljetin 971
Bologna 750
Bolognano 360
Bolzano s. Bozen
Bolzano Vicentino 925
Bonaduz, Bonaduz Valbeuna *27,* 28, *29, 30, 31,* 32, 36, 174, 794
Bonn 274, 302, 975
Bordeaux *740*
Bosra 388
Bozen 273, 274, 275, 276, 277, 278, 280, 281, 298, *299,* 327, 334, 350, 357, 822
Bozen (C1) 273, 275, 281, 282, 283, 285, 286, 289, **291–294,** 677
Bozen, Gries (C2) 281, 286, 289, **294 f.**
Bozen, Virgl (C3) 226, 279, **295 f.,** *299,* 733
Bozen s.auch Castellum Bauzanum
Brâd 930, 934, *935*
Brandenburg a. H. 926
Branzoll 278, 301
Bregenz 861, 962
Bregenz-Mehrerau 887
Bregl da Haida s. Sagogn
Breil/Brigels (A13, A14) *13, 16,* **59–63,** 956
Breitenheim 133
Bremen 447
Brenz 463
Brescia 138, 276, 279, 284, 287, 359, 434, 556, 575, 655, 700, 704, 756, 798, 859, 861, 862, 907, 910, *913*
Brinnacum 962
Brioni Grande 851, 928, *929*
Brixen 273, 274, 275, 296, 302, 307, 338, 650, 669, 707, 781, 782, 801, 806, 816, 823, 828, 829, 830
Brixen im Thale (B3) 227, **234 f., 775–779,** 822
Brixlegg, s. auch Mehrn 818, 820, 823, 826, 827, 828
Brogliano 925
Bruckneudorf **492 f.,** *492,* 497, 498
Buchendorf **465,** *467,* 480, 484
Buchholz/Pochi di Salorno 359
Budakalász *960*
Bürglen 707
Buia, Buja 543, *545,* 570, 577
Burg bei Stein am Rhein 226
Burg Tirol s. Tirol
Burgeis 226, 278, 279, 282, 286, 287, 289
Burgweinting (Stadt Regensburg) 460
Busskirch (A15) *10,* **63 f.,** 106, 108

Čarakovo 971
Čezava 594
Črnomelj 584, 585, 592, 593, 594
Caesarea 433
Caesarea Maritima 844
Caldano 565
Camignolo (A16) *13,* 24, **64**
Campi di Riva 362
Cannstatt 810

Capodistria 851, 860
Capua 933, *948*
Carisolo (D3) **367 f.,** 956
Carnago/Origlio (A17) *10, 13, 27, 35,* **64 f.**
Carnium 588
Carnuntum 654, 838
Carona 114
Carthage 424, 842
Castel d'Appiano s. Eppan
Castel Drena s. Drena
Castel Verruca s. Fragsburg
Castel Tirolo s. Tirol
Castelfeder s. Montan
Castelletto di Brenzone 924
Castellum Bauzanum 279
Castelmur 209, 971
Castelnovo 925
Castelseprio 137, 522, 556, 928, 943, 950
Castelvecchio/Altenburg (C7) 224, 225, 277, 281, 282, 283, 288, 301, 577, **601–604**
Casti 971
Castiel/Carschlingg 859, 862, 863, 971
Castlins 971
Castrisch/Kästris (A18) *13,* **65 f.,** 176, 971, 972
Castrum Maiense 278
Castrum Nemas 577
Castrum Novae s. Čezava
Castrum Reunia 577
Catto 43
Cazis (A19) *10,* 11, 15, 22, 47, **66 f.,** 124, **731–740,** 942, 809, 899, **900–902,** 903, 906, 911
Celeia/Celje/Cilli *415,* 431, 433, 581, 582, *583, 584,* 594, 631, 677, 799, 831, 836, 869, 876, 878, *879*, 923, 955, 957, 965
Céligny 975
Cembra (D4) 359, 362, **368–370**
Centula-Saint Riquier 168, 944
Cesclans 556, *570,* 571, 578, 941
Cetium/St. Pölten 797, 799
Chalkedon 798, 867, 869
Chalon-s.-S. 659
Chiemsee 448, 809, 811, 883, 887
Chiggiogna (A20) *10,* **67,** 927
Chironico (A21) *13,* 15, 22, 24, **67–69,** 924, 925
Chischliun 971
Chur, Curia, Coira 26, 28, 31, 36, 37, 209, 252, 289, 793, 794, 795, 801, 802, 804, 808, 860, 861, 862, 921, 936, 937, *941,* 973, 979
Chur, Bistum, Bischof 2, 9, 34, 36, 43, 53, 87, 93, 106, 115, 124, 127, 133, 147, 149, 166, 203, 204, 208, 210, 213, 215, 216, 277, 289, 320, 322, 578, 707, 791, 794, 795, 799, 800, 801, 802, 803, 804, 805, 806, 807, 810, 811, 813, 899, 911, 937, 942, 950, 964, 970, 971, 973, 976, 979
Chur, Kathedrale (A22) 21, 42, **69–71, 691–698,** 754, *755,* 801, 816, 942, *962,* 963, 965
Chur, Welschdörfli (A23) 11, 15, **71**, *714,* **707–730,** 932, 956, 957, 969
Chur, Regulakirche (A25) *16,* 20, 22, **74 f.**
Chur, St. Luzi (A24) *12, 16, 19,* 21, 22, *33,* 36, 38, *39,* 40, 50, 53, **72–74,** 120, 124, 127, 130, **699–706,** 741, 742, 743, 899, 934, *941,* 942, 961, 973
Chur, St. Martin (A26) *19,* **76 f.,** 899, **909 f.,** *910,* 934, *941*
Chur, St. Stephan (A27) *12,* 18, 20, 21, 22, *23, 27, 33,* 34, *35,* 37, *39,* **77 f.,** 217, 226, 424, 678, 679, 690, 742, 899, 964, 965, 977
Churburg 137
Churwalden 42
Cim-Mostar 946, *949*
Cimitile s. Nola
Cincari 951
Cirene *740,* 926
Civate 910, *912*
Civezzano (D5) 358, 359, 362, **371–375,** 920
Cividale 137, 283, 287, 522, 530, **533–534,** *534, 535,* 559, 561, **562–565,** 567, 575, 576, 577, 578, 579, 934, 894, 944
Clairvaux 124, 135
Classe s. Ravenna
Cluny 687, 977
Cmurek 894
Col di Zuca s. Invillino
Colloredo di Monte Albano 533
Colonia Augusta Raurica s.Augst
Colonia s. Köln
Comagenis (Tulln) 797
Como 8, 9, 15, 37, 97, 178, 179, 180, 798, 801, 805, 869, 707, 708, 756, *759,* 974,
Concordia Sagittaria 384, 419, 501, 507, 508, 509, **534–538,** *536,* 540, 547, 556, **565–566,** 567, 571, 576, 577, 578, 579, 934, *937,* 945
Cordenons 547, 577
Cormons 559
Corneto Tarquinia 933
Costantinopoli s. Konstantinopel
Crap S. Parcazi 26, 65, 971, 972
Cucullae, Cucullis s. Kuchl, Georgenberg
Cumpogna s. Tiefencastel
Curtis Naonis 547

Danis 59
Dardin 59
Degen/Igels (A28) *13,* 15, *17,* 22, **79,** 211, 955
Deggio (A29) *14,* 15, **79 f.,** 899, 910, 912
Desertina s. Disentis
Dijon 38,
Dikovača 927
Dingolfing **466**
Dinhard *16*
Disentis 34, 87, 349, 637, 809, 810, 933, 934, 937, *941,* 942, 944, 965, 969, 979
Disentis, St. Agatha *16, 19,* 942, 943
Disentis, St. Maria (A30) *10, 16,* 18, *19,* 25, 40, *41,* 42, **80 f.,** *82, 83, 744,* 899, *901,* 910, 919, 942
Disentis, St. Martin (A31) *13, 16, 19, 33,* 38, *39,* **81–85,** 670, 704, 726, 899, 920, 965, *966, 969,* 973, 977
Disentis, St. Peter (A32) *16, 19, 82, 83,* **85 f.**
Disentis, St. Plazi (A33) *13, 16,* **86 f., 761–764,** 956

Dodona 948
Doghali (Tokali, Göreme) 934
Doljani 945, 946, *947*
Dölsach s. Aguntum
Domat/Ems (A34) *16,* 22, **87–89,** 127, **903 f.,** *904, 905, 906,* 911
Donatyre 229
Dongio s. Motto
Dorf Tirol s. Tirol
Dos (Doss) Trento s. Trient
Drena (D6) 360, 362, **375 f.,** 386
Dudleipin s. Bad Radkersburg
Dübendorf 229
Duel-Feistritz a.d. Drau *415,* 422, *429,* 431, 432, 836, 837, 838, 841, 842, 843, 844, 848, 851, 854, 855, 857, 873, 971
Dura Europos 433
Dvigrad/Dvograd/Duecastelli 572, 941, 971
Džerdap 585, 587

Ebbs 253
Ebhausen 229 f.
Echternach 138, 659
Eichstätt 473, 475
Einigen 28
Eining 457, 458, 459
Eisenreichdornach **492,** *492*
El Mahrine 856
El-Arish 844
Elvas 345
Emona s. Ljubljana
Ems s. Domat/Ems
Enger 659
Enns s. Lauriacum
Epfach 971
Ephesos 834, 842, 843, 844
Epolding-Mühlthal 226, **445 f,** 462, 471
Eppan 286, 277, 279, 288, 934, 939, *941*
Erba 928
Erl (B4) 227, **235 f.,** 830
Eschen (A35) *12, 13, 14,* **89–91,** 230
Eschenbach (A36) *10,* **91**
Essenbach-Altheim 462

Fagitana s. Buchholz
Fanning 620
Fassa 362, 368
Feldkirchen 885
Feldthurns (C4) **296,** 670
Ferrara 384
Ferruge castrum s. Fragsburg
Fidaz (A37) *13,* 15, **92**
Fiemme 368
Fiera di Primiero 225, 358, 363, 570, 575, **605–606,** *606*
Flaurling 822
Flavia Solva 413, 831
Fliess (B5) 230, **236 f.**
Flims 92
Florenz 687
Flums (A38, A39) *14,* 15, 20, *27, 35,* **92–94,** 133, 227, 737, *953*
Foça 834
Fornace (D7) 360, 362, **377 f.**
Fracstein 862
Fragsburg 393
Frankfurt 726, 926
Fratres s. St. Wolfgang
Frauenchiemsee 496, 659, 887
Frauenwörth 659
Freckenhorst 491
Freising 475, 660, 803, 809, 814, 815, 816, 821, 822, 824, 829, 883, 884, 885, 897, 898, 926
Fréjus 509
Friedberg-Stätzling 861
Friesach 884
Füssen 318, 809, 829
Fulda 106, 943
Fundi 943

Gagelon 820
Galliano 687
Gaming **496 f.,** 498
Gamprin 972
Ganz (B6) 229, **237, 766–768**
Garbagnate Milanese 11
Garn über Klausen s. Feldthurns
Garschenna s. Hohenrätien
Gauting 465, 480
Gebenbach *470,* 483
Genf, Genève, Genava 625, 631, 678, 707, 708, 867, 874, 921, 931, 967, 975
Georgenberg (Benediktinerabtei) 829
Georgenberg s. Kuchl und Micheldorf
Gerasa 872, 873, 875
Germigny-des-Prés 494
Giornico 927, *963, 964*
Glaning s. Jenesien
Glantschach 884, 885
Glarus (A40) *14, 16,* **94–96**
Globasnitz s. Hemmaberg
Glurns 287
Glurns, Söles (C5) 279, 286, **296–298**
Göflan 287, 327
Göschl 884, 885
Goldach (A41) *14,* **96 f.**
Goldbach (BRD) *906*
Gorduno (A42) *12, 27, 35,* **97 f.**
Goslar 926
Gracarca 881, 897
Gradec s. Mihovo
Gradišče s. Velike Malence
Grado 223, 227, 301, 418, 419, *421,* 422, 424, 501, 515, **516–527,** *519, 520,* 533, 534, 539, 548, 549, 555, 556, 558, 575, 577, 578, 629, 690, 771, 800, 802, 833, 865, 867, 869, 874, 875, 898, 928, *929,* 945, 948, 956, 957, *967,* 974
Gräpplang 21, 22, **92 f.**
Grafenstein 854

Gratsch s. Tirol, Gratsch
Gravedona 50, *759*
Gravesano (A43) *13,* 22, *27, 35,* 45, **98 f.,** 100
Graz 413
Grazerkogel *415,* 873, 876, 971
Grepault s. Trun (A110)
Gretschins (A44) *12,* **99 f.**
Gries 273
Grobbendonk 975
Gudo (A45) *10, 27, 35,* 45, **100 f.**
Gülbagtsche 959
Gurk 806

Hafenberg 884, 885
Hafir el Awga (Audscha, Nizzena) 934
Hajdina 583
Hall in Tirol 643, 644, 824, 825, 826
Hallwang 226, **442–444,** *443, 444,* **491 f.,** 497
Hamburg 898
Hartberg 883, 894
Harting (Stadt Regensburg) **460,** *460, 470*
Helfendorf 830
Hemmaberg 21, 238, 282, *415,* 416, 417, 420, *421,* 422, 423, 424, *425,* 427, 430, 434, *435,* 436, 509, 542, 545, 551, 556, 576, 593, 623, 630, 631, 831, 835, 836, 837, 838, 839, 840, 842, 844, 845, *846,* 847, 848, 849, 850, 852, 853, 854, 855, 856, **869–876,** *871,* 878, 879, 930, 931, 933, 959, 965, 971
Herrenchiemsee, Herreninsel im Chiemsee **468,** 473, 496, 887
Herrnwahlthann *472,* **482**
Herrsching am Ammersee 230, 458, 460, *461,* **463,** *470, 471*
Hildesheim 43, 560
Hirbe Fenan 934
Hirsau 921, 979
Hoch Realt, Ryalt, Hochrialt s. Hohenraetien
Hocheppan s. Eppan
Höchst 565
Hof 830
Hohenraetien/Sils im Domleschg (A46) 101, **611–613,** 971
Hoischhügel 223, *415, 432,* 434, 837, 955, 971
Homburg-Schwarzenacker 723
Hopfgarten 830
Hosszúhetény *960*
Hüttwilen (A47) *10,* 51, **102**

Ibligo s. Invillino
Ilanz (A48) *13, 27, 35,* **102–104,** 229
Immurium s. Moosham
Imola 209
Impetinis, Impitinis s. Mistail
Imst-Kalvarienberg (B7) 223, 224, 225, **237–239,** *421,* 423, 817, 821 964, 971
Innichen im Pustertal 234, 273, 302, 781, 809, 810, 824, 892
Innsbruck 225, 231, 287, 302, 643, 824
Innsbruck-Arzl (B8) 229, **239**
Innsbruck-Hötting (B9) **239 f.**
Innsbruck-Wilten (B10) 223, 225, 233, 239, **240 f.,** 726, 817, 818, 819, 820, 821, 822, 826, 828, 829, 955, 970

Insel Wörth im Staffelsee 471
Invillino/Ibligo 227, 420, 426, 540, *541, 542,* 543, 545, 551, 555, 557, 562, 564, 567, 568, 575, 593, 838, 843, 844, 847, 848, 851, 853, 856, 860, 948, 950, *952,* 956, 971, 972, 973, 976
Inzell 829
Ipusa s. Winklarn
Iseo (A49) *13,* **104 f.,** 965
Isola Comacina 226, 700, *744,* 928
Istanbul s. Konstantinopel
Iuenna s. Hemmaberg
Iulia Concordia Sagittaria 227, 419, 423, 579, 700, 934
Iulium Carnicum s. Invillino
Iuvavum s. Salzburg

Jaunstein bei Globasnitz 417, *418*
Jenbach 828
Jenesien, Glaning (C6) 274, 277, 279, 280, 281, 283, 285, 288, **298–301,** 956
Jenins (A50) 15, *16,* 22, **105 f.**
Jerichow 926
Jerusalem 434, 873, 927, 956
Jesenovik 928
Jörgenberg 971
Judenburg, ad Undrinas 883, 894
Juenna s. Hemmaberg

Kästris s. Castrisch/Kästris (A18)
Kaiseraugst 25, 29, 36, 176, 545, 856, 967, 969, 970, 976
Kaltern s. Castelvecchio (C7)
Kappele im Gitschtal 837, 838, 843, 844, 848,853, 856
Karnburg 887, 889, **891**
Karpasia 934
Karthago s. Carthage
Kastellatz s. Tramin
Kathreinkogel *415*
Kematen 829
Kempraten (A51) *14,* **106–108**
Kempten 809, 811, 815
Kh.'Ain el Keniseh 956
Kh. Siyar el-Ghanam 956
Kinsheim 133
Kirchbichl (B11) 227, **241**
Kirchbichl s. auch Lavant
Kirchdorf (B12) 228, **241 f.,** 244, 492, 498
Kirchlindach 227
Kitzbühel (B13) 229, **242 f.**
Klagenfurt 623, 891, 892
Klais-Scharnitz 473
Klausen, Säben (C8.1–3), Sabiona 69, 209, 224, 273, 274, 275, 276, 278, 280, 281, 282, 283, 284, 285, 286, 287, 288, 289, **301–315,** *353,* 423, 431, 545, 670, 671, 678, 684, 691, 694, 782, 796, 799, 800, 801, 803, 805, 806, 816, 823, 885, 895, 930, 931, 932, 942, 949, 955, 964, 970, 971
Kleinlangheim 227, 465, *469*
Kleinsöll (B14) 228, **243 f.**
Klosterbruch 926
Klosterneuburg bei Wien 797

Kobarid, Tonovcov grad 424, 428, 589, 581, 587, *591,* 592, 593
Köln 560, 594, 660, 708, 911, 944, 951
Königsbrunn 497
Kössen (B15) 227, 228, 229, **244 f.**
Kollmann 275
Kolsaß 266
Konstantinopel 28, 224, 361, 416, 417, 856, 867, 869, 877, 944, 956
Konstanz 2, 9, 25, 42, 53, 59, 94, 106, 153, 166, 168, 181, 704, 707, 708, 795, 802, 803, 806, 811, 926, 977
Konz 720
Koper s. Capodistria
Korinjski hrib 545, 551, 581, 585, 586, 587, 879, 968, 971
Kornelimünster 565
Kortsch s. Schlanders
Krain, Kranj 581, 588, *589,* 592, 765
Krems 797
Kremsmünster 487, 809
Kreuzhof 227, 463
Kreuzlingen 42
Kristeinbach 234
Križevska vas 584
Kučar 422, 521, 545, 548, 549, 575, 581, 588, 589, *590,* 592, 593, 879, 971
Kuchl, Georgenberg **439 f.,** *440,* **452 f.,** 797, 956
Künzing 457, 470, 796, 807
Kürnberg 490, 498
Kufstein 820, 826, 829
Kumpfmühl, (Stadt Regensburg) 651, 652
Kundl (B16) 227, 230, **245–247,** 818, 823, 826, 920
Kutila 873

Laas 287, 327, 861
Lana, Alt St. Martin (C9) 281, 282, 283, **315 f.,** 670
Lana, St. Margareth (C10) 279, 289, **316 f.,** 939, *941*
Lana, St. Ulrich (C12) 281, 286, 289, **319**
Lana, Völlan (C11) 277, 279, 282, 283, 289, **317–319,** 939, *941,* 956
Landau 466
Landsberg-Sandau s. Sandau
Langkampfen s. Oberlangkampfen (B26)
Lantsch/Lenz (A52) *12, 13,* **108 f.,** 209
Latsch (Bergün) 124
Latsch, Morter (C13) 281, 282, 286, 289, **320 f.,** 669, 950, *952*
Latsch, Tarsch (C14, C15) 279, 287, 289, **321 f., 322-324**
Laubendorf *415,* 419, *420,* 422
Lauriacum, Lorch/Enns *415,* 428, 623, **625–630,** *626, 627, 628, 629,* 726, 797, 799, 848
Lausanne, Lousonna-Vidy 707, 708, 723, 802, 970
Lauterach 887
Lauterbach 830
Lauterhofen *470,* **482 f.**
Lavant 224, *415,* 418, 419, *421,* 422, 423, 424, 428, 432, 434, 509, 545, 623, **632–636,** *634, 636,* 677 f., **771–773,** *772, 773,* 831, 836, 837, 838, 842, 843, 844, 848, 851, 850, 853, 857, 873, 874, 876
Le Grand-Saconnex *960*
Legen 895, 898
Lendorf 849
Lenz s. Lantsch
Lérins 807
Lesce 584
Leutstetten 480
Levico (D8) 360, 362, **379 f.**
Liefering 226, 443, 444, **491**
Lienz s. Oberlienz
Liesing 894
Limberk 581, 971
Lindau 946
Lindhart 482
Linz **493–495,** *493,* 497, 498, 977
Linz-Kleinmünchen **488 f.,** *488, 489,* 490, 497
Ljubljana 581, 582, *584,* 594, 631, 807, 867, 878, *880*
Lodi 117
Lohn (A53) *13,* **109 f.,** 957
Lomello 687
Lorch/Enns s. Lauriacum
Lorsch *740,* 911
Lousonna s. Lausanne
Ludesch (B17) 229, **247 f.**
Lullingstone 959
Lundo 360
Lurn 884
Luxeuil 468, 797, 798, 976
Luzern 707
Lyon 707

Magdalensberg 891
Magdenau (A54) *10,* 51, **110**
Maglern, Meclaria s. Hoischhügel
Maiano 576
Maienfeld 171
Mailand 2, 8, 9, 21, 25, 43, 97, 227, 276, 279, 284, 359, 361, 503, 505, 509, 511, 565, 572, 576, 577, 677, 684, 687, 690, 691, 694, 700, 707, 708, 729, 756, *759,* 794, 800, 801, 802, 804, 805, 867, 869, 874, 932, 934, 935, 936, 944, 970, 974
Mainz 727, 804, 805, 815, 895
Mala Račna 585
Malans (A123, A124) *12, 16, 27, 35,* **208–210**
Mals, Malles, St. Benedikt (C16) *19,* 137, 138, 273, 279, 281, 282, 283, 286, 287, 289, **324–328,** 564, 977, *978*
Mals, Burgeis, St. Stephan (C17) 282, 289, **328–330**
Mar Saba 873
Marbach (A55) *10, 12,* **111,** 226
Maria Saal 273, 883
Maria Wörth 884
Mariahof bei Neumarkt 896
Mariapfarr 619, 620
Marienberg 282, 283, 289, 296, 328, 339
Markt Mallersdorf-Pfaffenberg 482
Marktoberdorf 462, 657
Maroggia (A56) *13,* 22, **111 f.**
Marseille, Marsiglia 560, 807, 842, 844, 856
Martigny, Octodurus 2, 545, 557, 625, 707, 708, 798, 931, 970, 974

Martinsbühel s. Zirl-Martinsbühel (B41)
Marusinac s. Salona
Marzamemi 417
Masciacum 826
Mathon 109
Matrei am Brenner 820
Matrei, Osttirol s. Ganz
Matting 466
Mattsee 496
Mauern (B18) **248, 768 f.**
Mauren (A57) *13,* **112 f.**
Maursmünster 565
Mautern/Favianis **623–625,** *624,* 807
Mauterndorf 620
Maximilianszelle s. Bischofshofen
Mehnbach/Schwindach 289
Mehrn/Brixlegg **785–787**
Mel 573
Melide (A58) *13, 27, 35,* 45,100, **114 f.**
Mels (A59) *13, 14, 17, 27, 35,* **115–117,** 202, **637–641,** 956
Menasheiligtum s. Abū Mīnā
Mendrisio (A60) *12,* 15, 18, 37, **117 f.,** 700, 741, 742, 743, *744,* 910, 924, 925
Meran 274 f., 277, 279, 280, 317, 320, 350, 393
Mergozzo 565
Mersen 805
Mertloch 657
Mesocco, S. Maria del Castello 928
Mesocco, St. Carpophor (A61) *13, 16,* 22, 65, **118 f.,** 899, 910, *912,* 971
Mesocco, St. Peter und Paul (A62) *12,* 15, *16,* 18, 21, **120 f.,** 700, 703, **741–744,** 924, 925, 928
Messen 229
Metten 492
Metz 811, 895
Mezzocorona 359, 363
Mezzovico (A63) *10, 35,* **121 f.**
Micheldorf 498, 956
Micheldorf, Georgenberg 453, **489 f.,** *489,* 490, 498, 956, 971
Mieders (B19) 227, 229, 231, **248 f.**
Mihovo 581, 585, *587,* 591, 593
Mikulčice 493
Milano s. Mailand
Milet 959
Millstatt **888 f.,** 896, 897, 898, 933
Mistail (A64, A65) *10,* 11, 15, 18, *19,* 20, 24, *27,* 32, **123–127,** *725,* 727, 732, 809, 899, *941,* 942, 957, 977
Mölten, Schlaneid (C19) 280, 285, 288, **332 f.,** 619, 956
Molzbichl 413, *421,* 424, 620, 828, **887 f.,** *887,* 889, 892, *893,* 897, *967*
Mondsee 487, 495, **496,** 497, 822, 887
Mons Anarasi s. Kristeinbach
Montan (C18) 274, 277, 279, 282 285, 286, 288, 330, **331 f.,** 345, 671
Monte Cassino 473, 807
Monticchio *739*
Montlingen (A66) *10,* 51, **127–129,** 154, 227
Montorso 925
Moosburg s. auch St. Peter bei Moosburg
Moosburg **889-891,** 898
Moosham 619
Morbio Inferiore (A67) *14,* **129 f.**
Morbio Superiore (A68) *14, 16, 17, 27, 35,* **130 f.,** 956
Mori (D9) 360, 362, **380**
Morter s. Latsch (C13)
Morzg 439
Mosapurc-Zalavár 939
Mosnang (A69) *10,* 11, 51, **131**
Motto (A70) *13,* 15, 22, 46, 47, 121, **132 f.**
Moutier-en-Tarentaise 707
Mühlthal s. Epolding-Mühlthal
München 274, 302, 460
Münster s. auch Molzbichl
Münster s. auch Müstair
Münster (Bistum) 422, 423
Münster (Goms) 707
Münster (B20, B21) 227 f., 228, **249–252,** 826, 827, 828, 829
Mürz 894
Müstair, St. Johann 20, 21, 22, 24, 26, 66, 77, **133 ff.,** 137, 147, 161, 218, 287, 289, 324, 669, 696, 732, 749, 750, 809, 810, 811, 861, 907, 911, 920, 923, 933, 934, 939, 942, 945, 950, 957, 959, 977, *978,* 979
Müstair, Hl. Kreuz (A72) *12,* 21, **139,** 899, **906 f., 909,** *909,* 950, *952*
Müstair, Klosterkirche (A71.1) *19,* **136,** 899, 900, 902, **906 f.,** *907, 908,* 921, *922, 941,* 959
Müstair, Plantaturm (A71.2) **137**
Müstair, St. Ulrich und Nikolaus 899, **906 f.,** *909,* 910, *912*
Muggia Vecchia 572, 575
Muralto, S. Vittore (A74) *41,* 42, **140–142,** 919
Muralto, S. Stefano (A 73) *13, 14, 27, 35,* 45, **139 f.**
Murbach 811

Nahariya 956
Nantes 708
Naturns (C20) 280, 282, 286, 287, 288, **333–338,** 670, 956, 977
Neftenbach 719
Nenzing (B22) 226, 229 f., **252 f.,** 956, 968
Nesactium, Nesazio 521, 545, 548, 549, 974
Neuburg 471, 803
Neumarkt, Neumarkt-Laag 278
Neumarkt-Pfongau **441 f,** *442, 443,* **491**
Neustadt an der Donau 458
Neviodunum 583, 594
Nicäa, Nizäa-Konstantinopel 798, 944
Niederaltaich 496, 810
Niederhöcking **466**
Niedernburg 475
Niederndorf (B23) 227, **253 f.**
Niedertrixen *889,* 892, 898
Nimis 15, *553,* **556 f.,** 557, 571, 577
Nin *963*
Nogaro 521, 548, 550, 574, 576

Nola, Nola-Cimitile 420, 508, 943, 947, *948, 950*
Novalesa 15
Novara 707, 756, *759*
Novate-Mezzola 37, 38
Nürnberg 926
Nüziders (B24) 133, 230, **254 f.**
Nursia 807

Oberalm 447
Oberammerthal *470,* 483
Oberbaierdorf s. Baierdorf
Oberdrum (B25) 228, **255**
Oberkirch (A75) *13,* **142**
Oberlangkampfen (B26) *227,* **255 f.,** 267, 822, 826
Oberlienz/Lamprechtgarten **765 f.,** 843, 873, 874, 877
Oberlienz (B27) 228, **256 f.,** *415,* 427, 428, 431, 874, 876, 877, **892,** 898
Oberlindhart *481,* **482,** 484
Obermais 273
Obermumpf 185
Obersaxen (A125) *13, 17*, 59, **210 f.**
Obervellach 884
Oberwil 94, 227
Ochsenberg s. Wartau
Octodurus s. Martigny
Olivone (A76) *13,* **142 f.**
Oosterbeek b. Arnhem 18
Orbe-Boscéaz 959, *960*
Orléans 659
Osoppo 545, *550,* 551, 558, 578
Ossuccio 928
Ostia 678, 724
Ottobeuren 289, 339
Ovaro 541, *542,* 543, 545
Ovilava/Wels 442, 797, 799, 835

Paderborn 926
Padova, Padua 273, 331, 369
Palse 545, 547, 555, 570, 571, 572, 575, 579, *941*
Parenzo 18, 424, 508, 509, 545, 865, 930, 932, 933, 934, *936, 937,* 945, 948, 962, 963, *968,* 974
Paris 926
Parkstetten **465,** *469*
Paspels 927, 965
Passau, Passau-Innstadt, Passau-Niederburg 226, 446, 457, **470 f.,** 475, 493, 494, 796, 797, 800, 803, 807, 816, 823, 883, 897, 975
Patriasdorf 224, *415,* 423
Pavia 89, 565, 931, 935, 936
Payerne 707
Pedeserva *954*
Perdonig 671
Peroj 941
Pfäfers (A77) *13,* 89, 92, 115, 135, **143,** 156, 193, 229, 637, 809, 810, 811, 812, 942
Pfaffenberg 884
Pfaffenhofen (B28) 223, 225, 230, 231, **257 f.,** 431, 817, 821, 822, 826
Pfongau s. Neumarkt-Pfongau
Phokaia s. Foça
Pieve di Bono (D10) 360, 367, **381 f.**
Pieve di Palse 545, *553,* 572
Pilismarót-Malompatak 849
Pinzolo (D11) 362, **382 f.**
Pirchnawang 241
Pirk bei Klagenfurt 896
Pleif, Pleiv (A78) *19,* **144 f.,** *941*
Pliening **463 f.,** 465, *467*
Pocking-Schlupfing 460, *461,* 462
Podzemelj 588, 590
Poetovio s. Ptuj
Poia 360
Poitiers 659, *739,* 911
Pola 508, 509, 521, 548, 549, 577, *911,* 932, 933, 955, 974
Pompeij 723
Pongau 447
Pons Aeni bei Rosenheim 818, 830
Pordenone 555, 556
Poreč /Parentium 424, 434, 625, 851, 865, 867
Porící 650
Port Said 934
Portolo 359
Potok s. Ajdna
Pradl/Bradl 829
Prahuljama bei Nin *947*
Prapretno 581, 587, 971
Premione 360
Preßburg 488, 621
Prichsna s. Brixen
Pridraga 947
Ptuj 581, 583, 585, 593, 594, 799, 831, 836, 849, 971
Pydna 927

Quintanis (Künzing) 457, 975
Quinto (A79) *27, 33, 35,* 42, 43, **145 f.**

Radfeld (B29) 227 f., **259**
Radkersburg s. Bad Radkersburg
Radmirje 588
Ragaz s. Bad Ragaz
Ragogna 543, *544,* 545, 550, 555, 557, 568, 569, 576, 577
Ramat Rahel 956
Ramosch/Remüs (A80) *19,* 20, 22, 31, **147–149,** 899, 910, *941*
Rankweil 133,
Rapperswil 91, 106,
Rattenberg 828
Rauhenödt 498
Rauris **446 f,** *446, 447*
Ravenna 227, 431, 450, 517, 525, 577, 578, 737, 865, 874, 907, 913, 920, 956, 974
Ravenna, Baptisterium der Orthodoxen *426*
Ravenna, Mausoleum der Galla Placidia *739*
Ravenna, Sant'Agata Maggiore 530
Ravenna Sant'Apollinare in Classe 66, 527, 704, 705, 737
Ravenna, Sant' Apollinare Nuovo 414

Ravenna, Santa Croce *430,* 431, 433, 513
Ravenna, San Giovanni Evangelista 518
Ravenna, San Michele in Affricisco 943, 956
Ravenna, San Vitale *426,* 865
Rebais-en Brie 976
Récéskút 939
Regensburg, s. auch Harting, Burgweinting, Barbing-Kreuzhof 450, 457, 458, 460, **462 f.,** 475, 478, 484, 659, 660, 661, 708, 796, 800, 803, 807, 809, 816, 818, 822, 830, 946
Regensburg **475–478,** *652*
Regensburg, Alte Kapelle 478, *479*
Regensburg, Dom 475, *476*
Regensburg, Georgskirche 459
Regensburg, Niedermünster 449, 471, **651–663,** *653, 656, 658*
Regensburg, Pfalzkapelle 475
Regensburg, St. Emmeram 459, 475, *477*
Reichenau 42, 166, 168, 171, 181, 659, 726, 803, 810, 812, 924, *929,* 930, 977, *978*
Reichenhall 241, 825, 829
Reichersdorf **462**
Reisbach *462*
Reischach (C21) 281, 282, 286, 289, **338 f.**
Reith 785, 787, 827
Rhäzüns (A81) *13,* 15, *16, 33,* 34, **149 f.,** 227, 229, 971
Rhodos 844
Riehen 164
Rifnik *415,* 545, 581, 587, *588,* 593, 594, 836, 873, 957, 968, 971
Rimini 566
Ringgenberg 192
Riva del Garda/Varone (D12) 358, 359, 360, 362, **384 f.,** 737
Riva San Vitale (A82) *17,* 25, 26, 31, 49, 50, 137, **150–152,** 180, 509, 575, **745–759,** 899, **900,** *900,* 956, 974
Rive d'Arcano *552,* 558, 577, 578
Röns 252
Rohrbach 849, 861
Roksem 975
Rom, Roma 2, 106, 138, 284, 432, 459, 505, 516, 561, 565, 572, 651, 659, 678, 679, 684, 690, *725,* 729, *740,* 830, 857, *922,* 943, 956, 957, 974
Romainmôtier 687, 690, 910, 911, 920, 921
Romanshorn (A83) *16,* **152 f.,** 154, 209
Romeno *941*
Rommerskirchen 230
Rorschach (A84) *10, 35,* 53, 55, **154–156**
Rottenburg 827
Rovigno, Rovinj 924, 928, 955
Rovio 37
Rufach 926
Ruhpolding 829
Rum 643, 825
Ruschein (A85) 15, *16,* **156 f.**

S. Apollinare 357, 358
S. Canzian d'Isonzo 539, *540,* 552, 574, 577
S. Cassiano 360
S. Daniele del Friuli 568, *569,* 571
S. Giovanni al Timavo *553,* 555, 556, 577, 941
S. Giovanni in Tuba 552
S. Giorgio di Nogaro 521, *548,* 549, 550
S. Martino D'Asio 578
S. Pietro in Bosco s. Ala
S. Pietro in Valle *941*
S. Vittore (A89) 24, 25, 26, **161,** 899, *901,* **902 f.,** *903,* 906, 911
Sant'Antonino (A88) *13,* **160 f.,** 965
Sant'Arcangelo di Romagna 571
Santa Croce 360
St-Denis 927
St. Gallen 20, 40, 42, 53, 55, 133, 152, 153, 154, 164, 195, 202, 215, 217, 659, 808, 809, 810, 811, 812, 923, 961, 979
St. Gallen, ehem. Klosterkirche (Kathedrale A92) 24, 25, *39,* 40, *41,* 42, **166–171,** 704, 899, 977
St. Gallen, St. Laurenzen (A90) *14,* **161–163**
St. Gallen, St. Mangen (A91) 21, 22, *24,* **164 f.,** 951, *953,* 955, 977
St. Georgsberg s. Berschis
St. Lambrecht (Steiermark) 894
St. Lorenzen/Sebatum (C23) 273, 275, 278, 281, 285, 286, **344–346**
St. Lorenzen, Sonnenburg 298, **665–671,** *667, 668, 671,* **781–784,** *783, 784*
St. Lorenzen/Gurk **891,** 896
St. Luzisteig (A93) *13,* **171**
St. Margarethen im Lungau **615–621,** *616, 617*
St. Martin/Niedertrixen *889,* **892,** 898
St. Martinsbühel bei Zirl s. Zirl-Martinsbühel (B41)
St-Maurice 26, 678, 690, 921, 974
St. Michael im Lungau 619
St. Paul in Kärnten 892, 897
St. Peter am Bichl **891,** *895*
St. Peter in Holz s. Teurnia
St. Peter bei Moosburg **889,** 897
St. Pölten s. Cetium
St. Veit/Glan 885, **892**
St. Wolfgang **889**
Saalfelden 829
Säben, Sabiona s. Klausen (C8)
Sabratha 523 575
Sadovec 856
Sagens/Sagogn-Schiedberg 859, 860, 862, 863
Sagno 37, 38
Sagogn/Sagens, Bregl da Haida (A87) *10,* 11, *13,* 20, 22, *27,* 31, **158–160,** 727, 932
Sagogn/Sagens, Mariae Himmelfahrt (A86) *12,* 18, 21, 22, 31, *33,* 120, **157 f.,** 700, 701, 702, 742, 743, *954*
Saintes 962
Sakicol bei Caričin grad 971
Salegn 109
Salem, Kloster 131
Salona 18, 21, 26, 420, 919, 930, 932, 933, 946, 947, 951, 955, 973
Saloniki, s. Thessaloniki

Salzburg 227, 439, 440, 442, 445, 446, 447, 448, 449, 455, 487, 492, 497, 619, 620, 621, 708, 776, 797, 799, 803, 805, 806, 807, 809, 815, 816, 822, 823, 824, 829, 830, 883, 884, 885, 887, 891, 894, 895, 896, 897, 898, 939, 941
Salzburg, Dom 42, 434, **454,** 977
Salzburg, St. Peter **454 f.**
Salzburg-Liefering 442, 443, *444, 445,* 497
Salzburg-Nonnberg 444 f.
Samolaco 140
Samos 843, 856
Sandau 289, *472,* **473,** 496, 888, 896, 939, *941,* 955
Sanzeno 357, 358, 359, 360, 363
Sarajevo 973
Sargans 209, 939
Sarling 226, 446, **491,** *491,* 497
Sarnen 707
Satigny 975
Saulieu 38, *966*
Savognin (A94) *13,* 15, 124, **171 f.**
Schaan (A95) *10,* 11, *19,* 25, **172 f.,** 196, 707, 860, 942, 970, 972, 976,
Schänis 50, 809, 942, 979
Schaffhausen *940,* 977
Scharnitz 473, 817, 820, 829
Schenna 926
Schiedberg, s. Sagens
Schiers (A96, A97, A98) *10,* 11, *12, 13,* 21, 22, *27*, 28, 32, *33,* 34, 36, 115, 117, 133, **174–176,** 209, 230
Schlanders (C22) 280, 281, 283, 285, 286, 287, 288, 289, 330, **339–344,** *353*
Schlaneid s. Mölten
Schlans 59
Schlehdorf am Kochelsee 473
Schlettstadt 133
Schlins 252
Schloss Fragsburg s. Fragsburg
Schloss Tirol s. Tirol
Schöngeising 457
Schönthal 933
Schuls 328
Schwarzenacker 723
Schwaz 818
Schweinfurt 483
Schwyz 926
Sclavons di Cordenons 552, 572, 573, *574, 577*
Sebatum s. St. Lorenzen (C23)
Seeberg 956
Seekirchen-Waldprechting 442, 443, *444*
Seio 360
Sepen *430,* 431
Serdika 798
Serfaus 861, 971
Sesto al Reghena 565, 570, **571–573,** 575, 576, 577
Sétif 521
Sevgein/Seewis (A99) *10, 13,* 15, **176 f.,** 229
Sevnica 856
Sexto s. Sesto al Reghena
Sidi Khrebish Benghazi (Berenice) 857
Siebeneich 298
Siena 450
Sigtuna 926
Šilentabor 592, 594
Sils 209
Silvaplana (A100) *13,* **177 f.**
Sinzing *481,* **482**
Sion/Sitten 707, 708, 970
Sion/Sitten, Sous-le-Scex 22, 26, 37, 38, 138, 678, 684, 690, 878, 932, *958,* 959, 974
Sirmione 935, *941*
Sirmium 800
Slivnica 894
Šmartno v Tuhinju 584
Smyrna 38
Soazza 18, 121, 741, 924, 928
Söles s. Glurns (C5)
Soest 926
Sohag 959
Solavers 971
Solothurn 970, 976
Sonnenburg s. St. Lorenzen
Sonvico (A101) *13, 17,* 22, 24, **178 f.,** *962*
Sorna 509, 522, 545
Sous-le-Scex s. Sion/Sitten
Speinshart **483 f.**
Speyer 895
Spiazzo 360
Spittal an der Drau s. Molzbichl und Millstadt
Spoleto *739*
Stabio (A102, A103) *10, 13, 27, 35,* **179–181**
Staffelsee, Kloster s. Wörth
Stall 884
Stallhofen 884
Stampa 37, 38
Stams (B30) 227 f., 231, **259 f.,** 289, 318, 346
Stans (B31) 227, 231 **260 f.,** 707, 824, 826
Stätzling 861
Stauanes 824
Staubing bei Weltenburg 227, 441, 460, *461,* 462, 463, 465
Steckborn (A104) *13,* **181–183**
Stein a. Rhein 970, 976
Steinach 289
Steinbach 565
Steinberg am Rofan 818
Steinkirchen **480,** 482
Stenico (D13) 360, 362, 376, **386**
Stierna 226
Stierva (A105) *12,* **183 f.,** 743
Straden 894
Strassburg 707, 975
Strasskirchen 460, *461,* **462**
Straubing *474,* **480**
Stribach s. Aguntum
Stumm (B32) 228, **261**
Sulzbach-Rosenberg *470,* **483**
Sumirago 11, 749, *911*
Sumvitg/Somvix (A106) *13,* 15, **184 f.**

Sureggio (A107) *12,* 15, **185–188,** 924
Sursee 104
Sutivan (Insel Brač) *949*
Svetvinčent 941, 943
Szekesfehérvár 494

Tabor nad Knežakom 581, 591, *592*
Tarasp 135, 138
Tarragona 387
Tarsch s. Latsch
Tarvisium s. Treviso
Tassullo (D14) 359, **386–388**
Tauern 829
Taufers (Tuberis, Tubre) 133, 134
Taurane 824
Taverne 37
Tebessa 420
Tegerfeld 829
Tegernsee 815, 818, 829
Telfs (B33) 227, **261,** 926
Tell el-Makhzan 934, *938*
Tenno/Monte S. Martino (D15) 360, **389 f.**
Tepljuh 946
Ter 581, 588
Teriolis, Teriola 225, 269, 819, 820
Terlan 619
Ternitz 854
Tessina 884
Teurnia, Tiburnia 431, 530, 799, 800, 831, 835, 836, 838, 848, 851, 853, 856, 867, 868, 869, 870, 875, 933, 971
Teurnia, Bischofskirche 288, *415,* 416, *417, 421,* 423, 426, *427,* 428, 429, 431, 432, 433, 434, 436, 631, 677, **865-868,** *866,* 879, 920, 933, *950,* 968, 977
Teurnia, Kirche extra muros, sog. Friedhofskirche 282, *415, 417,* 418, *419, 421,* 422, 424, *428,* 430, 431, 432, 434, 623, 630, 631, 856, 865, 870, 872, 877, 879, 963
Thal (A108) *14,* **188–190**
Thalgau 226, 442, **444 f.,** *445,* **491,** 497
Thalmassing *459,* 460, **480,** *481,* 484
Thaur 225, 824, 825
Thaur, Mariä Himmelfahrt (B34) 223, 224, 229, **262 f.,** 817, 824, 825
Thaur, hl. Ulrich und Ulrichhof (B35) 228, **263 f., 643–650,** 817, 825
Thera 926
Thessaloniki 934, *939, 964,* 965
Thunau/Gars am Kamp **493,** 497
Tiburnia vgl. Teurnia
Tiefencastel *27,* 30, *31,* 34, 36, 859, 972
Till 927
Tineh 934
Tinje 836, 848, 854
Tione 360
Tirol, Gratsch (C24) 273, 277, 278, 279, 281, 283, 284, 285, 286, 287, 288, 289, **346–350,** *353, 954,* 955
Tirol, Schlosshügel (C25) *19,* 38, 224, 226, 277, 278, 279, 281, 283, 284, 286, 288, 289, 298, 349, 350, *353,* 363, 423, **607-610,** 669, 700, *744, 941,* 964
Tisens 277
Tolentino 946
Tomils s. Tumegl
Tonovcov grad s. Kobarid
Topolica bei Bar 946, *949*
Torba 11
Torlano di Nimis 551, *553*
Torre di Pordenone 546, 547
Toulouse 926
Tours 659, 807, 930, 962, 975
Tours FR 965, 967
Tramin (C27) 281, 286, 289, **351 f.**
Treviri s. Trier
Treviso 869
Trient/Tridentum/Trento 7, 273, 274, 285, 289, 299, 317, 320, 333, 348, 350, 351, 357, 358, 359, 361, 386, 389, 669, 707, 781, 798, 805, 816, 861, 950, 951
Trient, Dos Trento (D16.3) 358, 361, 363, **393 f.,** 971
Trient, S. Lorenzo (D16.4) 358, **394–396**
Trient, S. Maria Maggiore (D16.1) 363, **390–392**
Trient, S. Vigilio, Cattedrale (D16.2) 363, 367, **392 f., 673–690,** 920, 921
Trier 66, 503, 505, 708, 727, 895, 921
Triesen (A109) *13,* **190 f.**
Triest/Trieste 501, 511, **527–529,** *528, 529,* 552, 566, 576, 577, 961
Trin/Trins s. Crap San Parcazi
Trino Vercellese 565
Truden (C26) 281, 285, 286, 288, 289, **350 f.,** 670
Trun/Truns, Grepault (A110) *12,* 20, **191 ff.,** 971
Tscheltschnigkogel (Warmbad Villach) *415,* 428, 429, 957, 971
Tuggen (A111) *13,* **193**
Tumegl/Tomils (A112) *19,* 193, **611–613,** *941,* 965

Udine 844, 860
Ulrichsberg *415,* 428, 835, 836, 837, 838, 840, 844, 848, 851, 854, 855, 965, 971
Unterbaierdorf s. Baierdorf
Uuapitines s. Mistail
Uznach (A113) *16,* 22, **194 f.**

Vaduz (A114) *10, 39,* **195–197**
Vallalta 394
Vallon *960*
Valpolicella 737
Valzeina (A115) *16, 17,* **197,** 956
Vandoeuvres 959
Varese 756
Varignano 360
Varone s. Riva del Garda
Vaz/Obervaz-Zorten (A116) *16,* **197 f.**
Veldidena s. Innsbruck-Wilten
Velika Strmica 581, 585, 593
Velike Malence 581, 586, *587,* 594, 971
Veliki Gradac 594, 971
Veliki Korinj s. Korinjski hrib
Veljusa 566

Venedig, Venezia 384, 433, 575, 928
Venzone 546, *547,* 576, 578
Vercelli 62, 133, 756
Verdun 34, 213, 805
Verona 69, 331, 359, 677, 687, 690, 691, 694, 700, 921
Verruca Castello s. Fragsburg
Vezia (A117) *13,* **198 f.**
Vicenza, Vicentia 869, 925
Vicosoprano 209
Vidy s. Lausanne
Vienne 2
Vigaun 439
Vignole 360
Vignolo s. Mori
Vigo (D17) **397 f.**
Vigo d'Anaunia 359
Vigo di Fassa 361, 362
Vigo Lomaso 360
Villa Santina 533
Villach 223, 885, 896
Villanders 278, 287
Villuzza 557, 572, 576
Vindonissa 802
Virgl bei Bozen s. Bozen (C3)
Virunum/Zollfeld b. Klagenfurt *415,* 432, 433, 620, 631, 799, 831, 834, 868, 869, 875, 876
Vito d'Asio 568, *569*
Völlan s. Lana (C11)
Völs am Schlern (C28) 281, 286, 289, **352,** 670
Vohburg a. d. Donau 227, **465,** *469*
Voldöpp (B36) 228, **264 f.**
Vomp (B37) 229, **265 f.,** 825, 924, 925
Vranje *415,* 422, 424, 427, 434, 557, 581, *582,* 587, 589, *591,* 592, 593, 594, 836, 872, 878, 957, 971

Wadi Musa (Petra) 934
Waldprechting s. Seekirchen-Waldprechting
Walenstadt (A118) *13,* 22, **200–202,** *953,* 972
Wangen 351
Warmbad Villach s. Tscheltschnigkogel
Wartau 94, 100, 193, 611, 804, 859, 860, 861, 862, 863, 972
Wattens (B38) 227, 231, **266,** 820
Weer (B39) 229 f., **266 f.**
Weihenstefan 468
Weingarten 289, 315, 317, *929,* 930
Weltenburg 468, 975
Wenin 447
Wenzenbach **468,** *469*
Werden a. d. Ruhr 18, 168
Wergenstein 109
Weßling 457
Wessobrunn 887
Westen *481,* 482, 484
Westerndorf 830
Wien 273, 878
Wieselburg an der Erlauf **495,** *495,* 497, *953,* 977
Wiesing/Bradl 826, 828, 830
Wilten s. Innsbruck-Wilten
Wimmis 933
Winchester 926
Windisch s. Vindonissa
Winklarn **490,** *490,* 498
Winzenheim 133
Worms 42
Wörgl 826, 828
Wörth im Staffelsee 230, *470,* **471,** *472,* 473

Yanikhan *929*
Ybbs an der Donau 491, 497
York 657

Zalavár 939
Založje 946
Zara 927
Zeholfing **466,** *467*
Zell 830
Zell (A119) *10,* 28, *33,* **202 f.**
Zell am Ziller 829, 830
Zell am See 452, 829
Zell Kufstein (B40) 227, 230, **267 f.,** 826, 828, 829, 955
Zell bei Ruhpolding, s. Ruhpolding
Zerz 287
Zerzita 934
Zidani gaber, Novo mesto 581, 585, 587, 591, 593
Zillis (A120) *10,* 11, 15, *16,* 18, *19,* 20, 26, 66, 78, 109, 110, **203 f.,** 724, *725,* 727, 934, *941,* 942, 956, 957
Zirl-Martinsbühel (B41) 223 ff., 230, **268 f.,** 420, 422, 671, 817, 819, 820, 821, 828, 971
Zizers (A121) *16, 17,* **204–206**
Zofingen 707
Zollfeld s. Virunum
Zürich 707
Zuglio s. auch Invillino 501, **530–533,** *531, 533,* 541, 567, 577, 677, 955, 957, 431
Zuoz (A122) *13,* **206 f.,** 942
Zurzach 25, 40, 275, 283, 545, 707, 727, 933, 967, 970, 976
Zweikirchen, Zwenchirchen *888,* **891 f.,** 897
Zypern 844

Gesamtkarte Katalog A bis D

A1 AIROLO TI, Kapelle auf dem Gotthardpass
A2 AIROLO TI, Ss. Nazario e Celso
A3 ARBEDO TI, S. Paolo (Chiesa Rossa)
A4 ASCONA TI, Ss. Fabiano e Sebastiano
A5 BAD RAGAZ SG, St. Pankraz
A6 BALERNA TI, Battistero
A7 BENDERN-GAMPRIN FL, St. Maria
A8 BERG SG, St. Michael
A9 BERNECK SG, St. Maria
A10 BIOGGIO TI, S. Ilario
A11 BIOGGIO TI, S. Maurizio
A12 BISCHOFSZELL TG, St. Pelagius
A13 BREIL/BRIGELS GR, St. Maria
A14 BREIL/BRIGELS GR, S. Sievi
A15 BUSSKIRCH SG, St. Martin
A16 CAMIGNOLO TI, S. Ambrogio
A17 CARNAGO TI, S. Vittore
A18 CASTRISCH/KÄSTRIS GR, St. Georg
A19 CAZIS GR, St. Martin
A20 CHIGGIOGNA TI, Sta. Maria
A21 CHIRONICO TI, Ss. Ambrogio e Maurizio
A22 CHUR GR, Kathedrale
A23 CHUR GR, Kirche im Welschdörfli
A24 CHUR GR, St. Luzi
A25 CHUR GR, St. Regula
A26 CHUR GR, St. Martin
A27 CHUR GR, St. Stephan
A28 DEGEN/IGELS GR, St. Maria
A29 DEGGIO TI, S. Martino
A30 DISENTIS/MUSTÉR GR, St. Maria
A31 DISENTIS/MUSTÉR GR, St. Martin
A32 DISENTIS/MUSTÉR GR, St. Peter
A33 DISENTIS/MUSTÉR GR, St. Plazi
A34 DOMAT/EMS GR, St. Peter
A35 ESCHEN FL, St. Martin
A36 ESCHENBACH SG, St. Vinzentius
A37 FIDAZ GR, St. Simplicius
A38 FLUMS SG, St. Jakob
A39 FLUMS SG, St. Justus
A40 GLARUS GL, St. Hilarius und Fridolin
A41 GOLDACH SG, St. Mauritius
A42 GORDUNO TI, S. Carpoforo
A43 GRAVESANO TI, S. Pietro
A44 GRETSCHINS SG, St. Mauritius
A45 GUDO TI, S. Lorenzo
A46 HOHENRAETIEN GR
A47 HÜTTWILEN TG, St. Margarethe
A48 ILANZ GR, St. Martin
A49 ISEO TI, Sta. Maria Juvenia
A50 JENINS GR, St. Mauritius
A51 KEMPRATEN SG, St. Ursula
A52 LANTSCH/LENZ GR, St. Cassian
A53 LOHN GR, St. Maria
A54 MAGDENAU SG, St. Verena
A55 MARBACH SG, St. Georg
A56 MAROGGIA TI, S. Pietro
A57 MAUREN FL, St. Peter und Paul
A58 MELIDE TI, Ss. Quirico e Giulitta
A59 MELS SG, St. Peter und Paul
A60 MENDRISIO TI, S. Martino
A61 MESOCCO GR, St. Carpophor
A62 MESOCCO GR, St. Peter und Paul
A63 MEZZOVICO TI, S. Abbondio
A64 MISTAIL GR, Grabbau bei St. Peter
A65 MISTAIL GR, St. Peter
A66 MONTLINGEN SG, St. Johann
A67 MORBIO INFERIORE TI, S. Giorgio
A68 MORBIO SUPERIORE TI, S. Martino
A69 MOSNANG SG, St. Georg
A70 MOTTO TI, S. Pietro
A71 MÜSTAIR GR, St. Johann
A72 MÜSTAIR GR, Heiligkreuzkapelle
A73 MURALTO TI, S. Stefano
A74 MURALTO TI, S. Vittore
A75 OBERKIRCH SG, St. Georg
A76 OLIVONE TI, S. Martino
A77 PFÄFERS SG, St. Georg
A78 PLEIF GR, S. Vincentius
A79 QUINTO TI, Ss. Pietro e Paolo
A80 RAMOSCH GR, St. Florin
A81 RHÄZÜNS GR, St. Georg
A82 RIVA SAN VITALE TI, Baptisterium
A83 ROMANSHORN TG, St. Maria
A84 RORSCHACH SG, St. Kolumban
A85 RUSCHEIN GR, St. Georg
A86 SAGOGN/SAGENS GR, St. Maria
A87 SAGOGN/SAGENS GR, Bregl da Haida
A88 SANT'ANTONINO TI, Sant'Antonino
A89 SAN VITTORE GR, S. Lucio
A90 ST. GALLEN, St. Laurenzen
A91 ST. GALLEN, St. Mangen
A92 ST. GALLEN, Klosterkirche
A93 ST. LUZISTEIG GR, St. Luzius
A94 SAVOGNIN GR, St. Michael
A95 SCHAAN FL, St. Peter
A96 SCHIERS GR, ausgegrabene Kirche (Nord)
A97 SCHIERS GR, ausgegrabene Kirche (Süd)
A98 SCHIERS GR, ausgegrabene Grabapsis
A99 SEVGEIN/SEEWIS GR, St. Thomas
A100 SILVAPLANA GR, St. Maria
A101 SONVICO TI, S. Martino
A102 STABIO TI, ausgegrabene Kirche
A103 STABIO TI, S. Pietro
A104 STECKBORN TG, St. Jakobus
A105 STIERVA GR, St. Maria Magdalena
A106 SUMVITG/SOMVIX GR, St. Benedikt
A107 SUREGGIO TI, S. Pietro
A108 THAL SG, St. Maria
A109 TRIESEN FL, St. Mamerten
A110 TRUN/TRUNS GR, Grepault
A111 TUGGEN SZ, St. Maria
A112 TUMEGL/TOMILS GR, Sogn Murezi
A113 UZNACH SG, St. Gallus, Heiligkreuzkirche
A114 VADUZ FL, St. Florin
A115 VALZEINA GR, St. Michael
A116 VAZ/OBERVAZ-ZORTEN GR, St. Donatus

A117 VEZIA TI, S. Martino
A118 WALENSTADT SG, St. Luzius und Florin
A119 ZELL ZH, St. Johannes d.T.
A120 ZILLIS GR, St. Martin
A121 ZIZERS GR, St. Peter und Paul
A122 ZUOZ GR, St. Sebastian
A123 MALANS GR, St. Cassian
A124 MALANS GR, abgebrochene Kapelle
A125 OBERSAXEN GR, St. Ignatius in Axenstein

B1 AMPASS, Pfarrkirche St. Johannes d.T.
B2 ANRAS, abgegangene Kirche
B3 BRIXEN im Thal, Pfarrkirche Mariä
B4 ERL, Pfarrkirche St. Andreas
B5 FLIESS, Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt
B6 GANZ, abgegangene Kirche
B7 IMST-KALVARIENBERG, Laurentiuskirche
B8 INNSBRUCK-ARZL, Pfarrkirche St. Johannes
B9 INNSBRUCK-HÖTTING, Alte Pfarrkirche
B10 INNSBRUCK-WILTEN, Basilika
B11 KIRCHBICHL, Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt
B12 KIRCHDORF, Pfarrkirche St. Stephan
B13 KITZBÜHEL, Pfarrkirche St. Andreas
B14 KLEINSÖLL, Filialkirche St. Johannes d.T.
B15 KÖSSEN, Pfarrkirche St. Petrus
B16 KUNDL, Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt
B17 LUDESCH, Kirche St. Martin
B18 MAUERN, Filialkirche St. Ursula
B19 MIEDERS, Pfarrkirche Mariä Geburt
B20 MÜNSTER, Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt
B21 MÜNSTER, Michaelskirche
B22 NENZING, Pfarrkirche St. Mauritius
B23 NIEDERNDORF, Pfarrkirche St. Georg
B24 NÜZIDERS, Filialkirche St. Vinerius
B25 OBERDRUM, Filialkirche St. Georg
B26 OBERLANGKAMPFEN, Filialkirche St. Georg
B27 OBERLIENZ, Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt
B28 PFAFFENHOFEN, Pfarrkirche St. Maria
B29 RADFELD, Filialkirche St. Briccius
B30 STAMS, Pfarrkirche St. Johannes d.T.
B31 STANS, ehemalige Pfarrkirche, Filialkirche
B32 STUMM, Pfarrkirche St. Rupert
B33 TELFS, Filialkirche St. Georg
B34 THAUR, Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt
B35 THAUR, Filialkirche St. Ulrich und Afra
B36 VOLDÖPP, Pfarrkirche St. Nikolaus
B37 VOMP, Pfarrkirche St. Petrus und Paulus
B38 WATTENS, ehemalige Pfarrkirche
B39 WEER, Pfarrkirche St. Gallus
B40 ZELL, Filialkirche St. Martin
B41 ZIRL-MARTINSBÜHEL, Filialkirche St. Martin

C1 BOZEN, Pfarrkirche
C2 BOZEN, GRIES, Pfarrkirche Maria Himmelfahrt
C3 BOZEN, St. Vigilius am Virgl
C4 FELDTHURNS, St. Andreas in Garn
C5 GLURNS, St. Jakob in Söles
C6 JENESIEN, St. Cosmas und Damian in Glaning
C7 KALTERN, St. Peter in Altenburg
C8 KLAUSEN, Kirchen am Bischofssitz Säben
C9 LANA, Alt St. Martin im Deutschhaus
C10 LANA, St. Margareth
C11 LANA, St. Georg in Völlan
C12 LANA, St. Ulrich
C13 LATSCH, St. Vigilius in Morter
C14 LATSCH, St. Karpophorus in Tarsch
C15 LATSCH, St. Medardus in Tarsch
C16 MALS, St. Benedikt
C17 MALS, St. Stephan in Burgeis
C18 MONTAN, St. Vigilius und Laurentius
C19 MÖLTEN, Alte St. Valentinskirche in Schlaneid
C20 NATURNS, St. Prokulus
C21 REISCHACH, Pfarrkirche St. Peter (und Paul)
C22 SCHLANDERS, St. Georg in Kortsch
C23 ST. LORENZEN, Pfarrkirche St. Laurentius
C24 TIROL, Pfarrkirche St. Peter in Gratsch
C25 TIROL, Schlosshügel, abgegangene Kirche
C26 TRUDEN, Pfarrkirche
C27 TRAMIN, St. Jakob in Kastellatz
C28 VÖLS AM SCHLERN, Pfarrkirche Maria

D1 ALA, S. Pietro in bosco
D2 BLEGGIO SUPERIORE, Ss. Dionisio Rustico ed Eleuterio
D3 CARISOLO, S. Stefano
D4 CEMBRA, S. Pietro
D5 CIVEZZANO, S. Maria Assunta
D6 DRENA, S. Martino
D7 FORNACE, S. Stefano
D8 LEVICO, S. Biagio
D9 MORI, S. Tommaso (S. Tomè)
D10 PIEVE DI BONO, S. Giustina
D11 PINZOLO, S. Vigilio
D12 RIVA DEL GARDA/VARONE, S. Maria
D13 STENICO, S. Martino
D14 TASSULLO, S. Vigilio
D15 TENNO/MONTE S. MARTINO
D16 TRENTO
D17 VIGO, S. Giuliana

Gesamtkarte

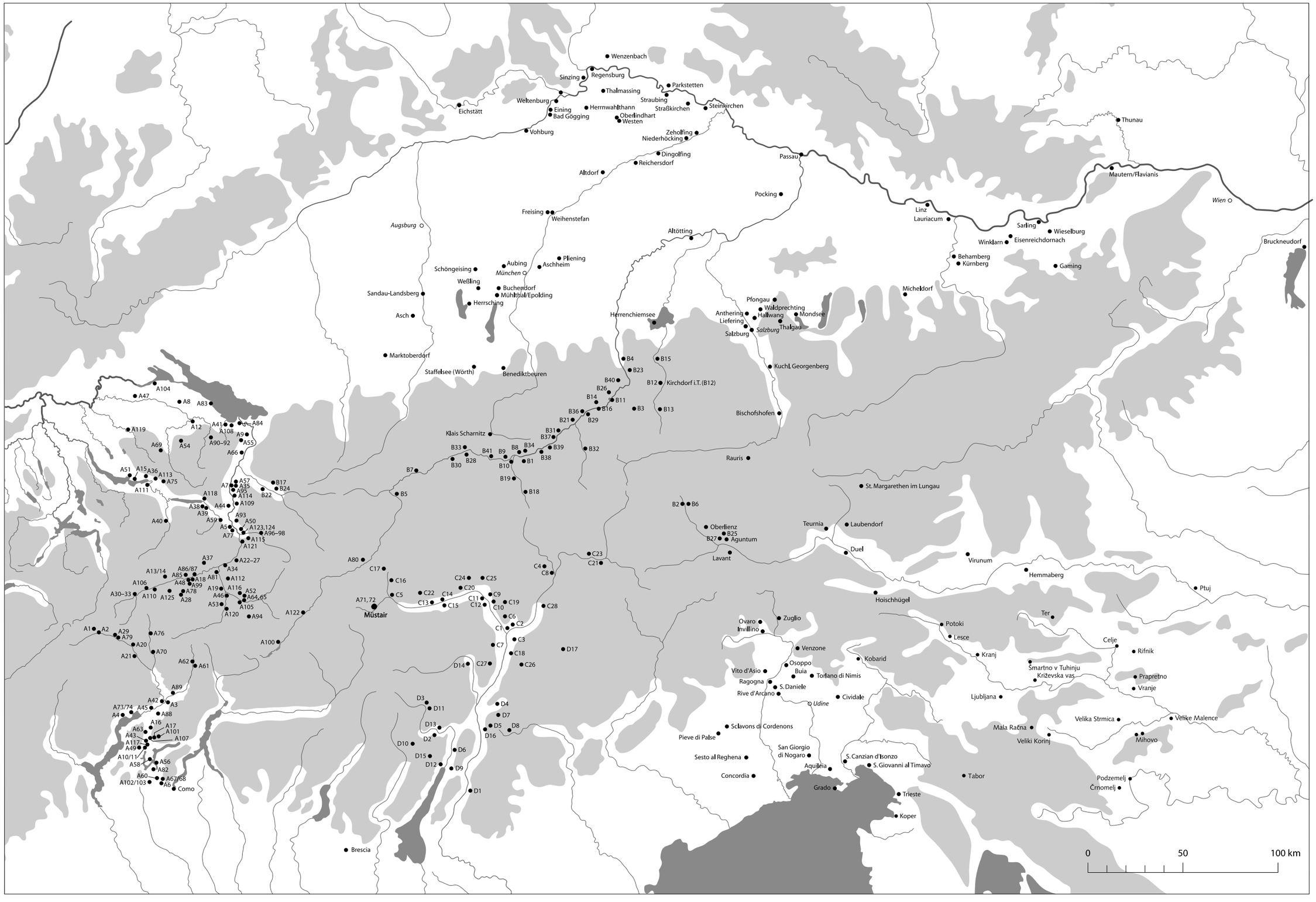
A1 AIROLO TI, Kapelle auf dem Gotthardpass
A2 AIROLO TI, Ss. Nazario e Celso
A3 ARBEDO TI, S. Paolo (Chiesa Rossa)
A4 ASCONA TI, Ss. Fabiano e Sebastiano
A5 BAD RAGAZ SG, St. Pankraz
A6 BALERNA TI, Battistero
A7 BENDERN-GAMPRIN FL, St. Maria
A8 BERG SG, St. Michael
A9 BERNECK SG, St. Maria
A10 BIOGGIO TI, S. Ilario
A11 BIOGGIO TI, S. Maurizio
A12 BISCHOFSZELL TG, St. Pelagius
A13 BREIL/BRIGELS GR, St. Maria
A14 BREIL/BRIGELS GR, S. Sievi
A15 BUSSKIRCH SG, St. Martin
A16 CAMIGNOLO TI, S. Ambrogio
A17 CARNAGO TI, S. Vittore
A18 CASTRISCH/KÄSTRIS GR, St. Georg
A19 CAZIS GR, St. Martin
A20 CHIGGIOGNA TI, Sta. Maria
A21 CHIRONICO TI, Ss. Ambrogio e Maurizio
A22 CHUR GR, Kathedrale
A23 CHUR GR, Kirche im Welschdörfli
A24 CHUR GR, St. Luzi
A25 CHUR GR, St. Regula
A26 CHUR GR, St. Martin
A27 CHUR GR, St. Stephan
A28 DEGEN/IGELS GR, St. Maria
A29 DEGGIO TI, S. Martino
A30 DISENTIS/MUSTÉR GR, St. Maria
A31 DISENTIS/MUSTÉR GR, St. Martin
A32 DISENTIS/MUSTÉR GR, St. Peter
A33 DISENTIS/MUSTÉR GR, St. Plazi
A34 DOMAT/EMS GR, St. Peter
A35 ESCHEN FL, St. Martin
A36 ESCHENBACH SG, St. Vinzentius
A37 FIDAZ GR, St. Simplicius
A38 FLUMS SG, St. Jakob
A39 FLUMS SG, St. Justus
A40 GLARUS GL, St. Hilarius und Fridolin
A41 GOLDACH SG, St. Mauritius
A42 GORDUNO TI, S. Carpoforo
A43 GRAVESANO TI, S. Pietro
A44 GRETSCHINS SG, St. Mauritius
A45 GUDO TI, S. Lorenzo
A46 HOHENRAETIEN GR
A47 HÜTTWILEN TG, St. Margarethe
A48 ILANZ GR, St. Martin
A49 ISEO TI, Sta. Maria Juvenia
A50 JENINS GR, St. Mauritius
A51 KEMPRATEN SG, St. Ursula
A52 LANTSCH/LENZ GR, St. Cassian
A53 LOHN GR, St. Maria
A54 MAGDENAU SG, St. Verena
A55 MARBACH SG, St. Georg
A56 MAROGGIA TI, S. Pietro
A57 MAUREN FL, St. Peter und Paul
A58 MELIDE TI, Ss. Quirico e Giulitta
A59 MELS SG, St. Peter und Paul
A60 MENDRISIO TI, S. Martino
A61 MESOCCO GR, St. Carpophor
A62 MESOCCO GR, St. Peter und Paul
A63 MEZZOVICO TI, S. Abbondio
A64 MISTAIL GR, Grabbau bei St. Peter
A65 MISTAIL GR, St. Peter
A66 MONTLINGEN SG, St. Johann
A67 MORBIO INFERIORE TI, S. Giorgio
A68 MORBIO SUPERIORE TI, S. Martino
A69 MOSNANG SG, St. Georg
A70 MOTTO TI, S. Pietro
A71 MÜSTAIR GR, St. Johann
A72 MÜSTAIR GR, Heiligkreuzkapelle
A73 MURALTO TI, S. Stefano
A74 MURALTO TI, S. Vittore
A75 OBERKIRCH SG, St. Georg
A76 OLIVONE TI, S. Martino
A77 PFÄFERS SG, St. Georg
A78 PLEIF GR, S. Vincentius
A79 QUINTO TI, Ss. Pietro e Paolo
A80 RAMOSCH GR, St. Florin
A81 RHÄZÜNS GR, St. Georg
A82 RIVA SAN VITALE TI, Baptisterium
A83 ROMANSHORN TG, St. Maria
A84 RORSCHACH SG, St. Kolumban
A85 RUSCHEIN GR, St. Georg
A86 SAGOGN/SAGENS GR, St. Maria
A87 SAGOGN/SAGENS GR, Bregl da Haida
A88 SANT'ANTONINO TI, Sant'Antonino
A89 SAN VITTORE GR, S. Lucio
A90 ST. GALLEN, St. Laurenzen
A91 ST. GALLEN, St. Mangen
A92 ST. GALLEN, Klosterkirche
A93 ST. LUZISTEIG GR, St. Luzius
A94 SAVOGNIN GR, St. Michael
A95 SCHAAN FL, St. Peter
A96 SCHIERS GR, ausgegrabene Kirche (Nord)
A97 SCHIERS GR, ausgegrabene Kirche (Süd)
A98 SCHIERS GR, ausgegrabene Grabapsis
A99 SEVGEIN/SEEWIS GR, St. Thomas
A100 SILVAPLANA GR, St. Maria
A101 SONVICO TI, S. Martino
A102 STABIO TI, ausgegrabene Kirche
A103 STABIO TI, S. Pietro
A104 STECKBORN TG, St. Jakobus
A105 STIERVA GR, St. Maria Magdalena
A106 SUMVITG/SOMVIX GR, St. Benedikt
A107 SUREGGIO TI, S. Pietro
A108 THAL SG, St. Maria
A109 TRIESEN FL, St. Mamerten
A110 TRUN/TRUNS GR, Grepault
A111 TUGGEN SZ, St. Maria
A112 TUMEGL/TOMILS GR, Sogn Murezi
A113 UZNACH SG, St. Gallus, Heiligkreuzkirche
A114 VADUZ FL, St. Florin
A115 VALZEINA GR, St. Michael
A116 VAZ/OBERVAZ-ZORTEN GR, St. Donatus

A117 VEZIA TI, S. Martino
A118 WALENSTADT SG, St. Luzius und Florin
A119 ZELL ZH, St. Johannes d.T.
A120 ZILLIS GR, St. Martin
A121 ZIZERS GR, St. Peter und Paul
A122 ZUOZ GR, St. Sebastian
A123 MALANS GR, St. Cassian
A124 MALANS GR, abgebrochene Kapelle
A125 OBERSAXEN GR, St. Ignatius in Axenstein

B1 AMPASS, Pfarrkirche St. Johannes d.T.
B2 ANRAS, abgegangene Kirche
B3 BRIXEN im Thal, Pfarrkirche Mariä
B4 ERL, Pfarrkirche St. Andreas
B5 FLIESS, Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt
B6 GANZ, abgegangene Kirche
B7 IMST-KALVARIENBERG, Laurentiuskirche
B8 INNSBRUCK-ARZL, Pfarrkirche St. Johannes
B9 INNSBRUCK-HÖTTING, Alte Pfarrkirche
B10 INNSBRUCK-WILTEN, Basilika
B11 KIRCHBICHL, Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt
B12 KIRCHDORF, Pfarrkirche St. Stephan
B13 KITZBÜHEL, Pfarrkirche St. Andreas
B14 KLEINSÖLL, Filialkirche St. Johannes d.T.
B15 KÖSSEN, Pfarrkirche St. Petrus
B16 KUNDL, Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt
B17 LUDESCH, Kirche St. Martin
B18 MAUERN, Filialkirche St. Ursula
B19 MIEDERS, Pfarrkirche Mariä Geburt
B20 MÜNSTER, Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt
B21 MÜNSTER, Michaelskirche
B22 NENZING, Pfarrkirche St. Mauritius
B23 NIEDERNDORF, Pfarrkirche St. Georg
B24 NÜZIDERS, Filialkirche St. Vinerius
B25 OBERDRUM, Filialkirche St. Georg
B26 OBERLANGKAMPFEN, Filialkirche St. Georg
B27 OBERLIENZ, Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt
B28 PFAFFENHOFEN, Pfarrkirche St. Maria
B29 RADFELD, Filialkirche St. Briccius
B30 STAMS, Pfarrkirche St. Johannes d.T.
B31 STANS, ehemalige Pfarrkirche, Filialkirche
B32 STUMM, Pfarrkirche St. Rupert
B33 TELFS, Filialkirche St. Georg
B34 THAUR, Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt
B35 THAUR, Filialkirche St. Ulrich und Afra
B36 VOLDÖPP, Pfarrkirche St. Nikolaus
B37 VOMP, Pfarrkirche St. Petrus und Paulus
B38 WATTENS, ehemalige Pfarrkirche
B39 WEER, Pfarrkirche St. Gallus
B40 ZELL, Filialkirche St. Martin
B41 ZIRL-MARTINSBÜHEL, Filialkirche St. Martin

C1 BOZEN, Pfarrkirche
C2 BOZEN, GRIES, Pfarrkirche Maria Himmelfahrt
C3 BOZEN, St. Vigilius am Virgl
C4 FELDTHURNS, St. Andreas in Garn
C5 GLURNS, St. Jakob in Söles
C6 JENESIEN, St. Cosmas und Damian in Glaning
C7 KALTERN, St. Peter in Altenburg
C8 KLAUSEN, Kirchen am Bischofssitz Säben
C9 LANA, Alt St. Martin im Deutschhaus
C10 LANA, St. Margareth
C11 LANA, St. Georg in Völlan
C12 LANA, St. Ulrich
C13 LATSCH, St. Vigilius in Morter
C14 LATSCH, St. Karpophorus in Tarsch
C15 LATSCH, St. Medardus in Tarsch
C16 MALS, St. Benedikt
C17 MALS, St. Stephan in Burgeis
C18 MONTAN, St. Vigilius und Laurentius
C19 MÖLTEN, Alte St. Valentinskirche in Schlaneid
C20 NATURNS, St. Prokulus
C21 REISCHACH, Pfarrkirche St. Peter (und Paul)
C22 SCHLANDERS, St. Georg in Kortsch
C23 ST. LORENZEN, Pfarrkirche St. Laurentius
C24 TIROL, Pfarrkirche St. Peter in Gratsch
C25 TIROL, Schlosshügel, abgegangene Kirche
C26 TRUDEN, Pfarrkirche
C27 TRAMIN, St. Jakob in Kastellatz
C28 VÖLS AM SCHLERN, Pfarrkirche Maria

D1 ALA, S. Pietro in bosco
D2 BLEGGIO SUPERIORE, Ss. Dionisio Rustico ed Eleuterio
D3 CARISOLO, S. Stefano
D4 CEMBRA, S. Pietro
D5 CIVEZZANO, S. Maria Assunta
D6 DRENA, S. Martino
D7 FORNACE, S. Stefano
D8 LEVICO, S. Biagio
D9 MORI, S. Tommaso (S. Tomè)
D10 PIEVE DI BONO, S. Giustina
D11 PINZOLO, S. Vigilio
D12 RIVA DEL GARDA/VARONE, S. Maria
D13 STENICO, S. Martino
D14 TASSULLO, S. Vigilio
D15 TENNO/MONTE S. MARTINO
D16 TRENTO
D17 VIGO, S. Giuliana


Wenzenbach
Regensburg
Sinzing
Parkstetten
Thalmassing
Straubing
Weltenburg
Eining
Bad Gögging
Herrnwahlthann
Oberlindhart
Westen
Straßkirchen
Steinkirchen
Eichstätt
Vohburg
Zeholfing
Niederhöcking
Dingolfing
Reichersdorf
Passau
Altdorf
Thunau
Mautern/Flavianis
Wien
Pocking
Linz
Lauriacum
Freising
Weihenstefan
Augsburg
Altötting
Sarling
Wieselburg
Winklarn
Eisenreichdornach
Bruckneudorf
Behamberg
Kürnberg
Gaming
Pliening
Aubing
Aschheim
München
Schöngeising
Weßling
Buchendorf
Mühlthal/Epolding
Sandau-Landsberg
Herrsching
Asch
Michelndorf
Pfongau
Waldprechting
Anthering
Hallwang
Mondsee
Liefering
Thalgau
Salzburg
Salzburg
Herrenchiemsee
Marktoberdorf
Staffelsee (Wörth)
Benediktbeuren
Kuchl, Georgenberg
B4
B15
B23
B40
B12
Kirchdorf i.T. (B12)
B26
B14
B11
B36
B16
B3
B13
B21
B29
Bischofshofen
Klais Scharnitz
B31
B37
B33
B41
B9
B8
B34
B39
B32
B30
B28
B10
B1
B38
Rauris
B7
B19
B18
B5
St. Margarethen im Lungau
B2
B6
Oberlienz
B25
B27
Aguntum
Teurnia
Laubendorf
Lavant
Duel
Virunum
Hemmaberg
Ptuj
Hoischhügel
C23
C21
C4
C8
A80
C17
C16
C24
C25
C22
C20
C14
C9
C5
C13
C15
C12
C11
C10
C19
C28
C6
A71,72
Müstair
C1
C2
C3
C7
C18
D17
D14
C27
C26
A122
A100
Ovaro
Invillino
Zuglio
Potoki
Lesce
Ter
Celje
Rifnik
Venzone
Kobarid
Kranj
Osoppo
Buia
Vito d'Asio
Torlano di Nimis
Ragogna
S. Daniele
Rive d'Arcano
Cividale
Udine
Smartno v Tuhinju
Križevska vas
Prapretno
Vranje
Ljubljana
Velika Strmica
Velike Malence
Mala Račna
Veliki Korinj
Mihovo
Sclavons di Cordenons
Pieve di Palse
San Giorgio di Nogaro
Sesto al Reghena
S. Canzian d'Isonzo
S. Giovanni al Timavo
Aquileia
Concordia
Tabor
Podzemelj
Črnomelj
Grado
Trieste
Koper
Brescia
D3
D11
D4
D7
D13
D5
D8
D16
D2
D10
D6
D15
D12
D9
D1
A104
A47
A8
A83
A119
A12
A41
A108
A9
A84
A90–92
A55
A54
A69
A66
A51
A15
A36
A113
A75
A111
A57
A7
A35
A95
A114
A17
A24
A22
A118
A109
A38
A44
A39
A93
A40
A59
A50
A5
A123,124
A96–98
A77
A115
A121
A37
A22–27
A13/14
A86/87
A34
A85
A81
A112
A106
A48
A18
A99
A19
A116
A52
A30–33
A110
A125
A78
A46
A64,65
A28
A53
A105
A120
A94
A1
A2
A29
A79
A76
A20
A70
A21
A62
A61
A89
A42
A3
A73/74
A45
A4
A88
A16
A17
A63
A101
A43
A107
A117
A49
A10/11
A58
A56
A82
A60
A67/68
A102/103
A6
Como
0
50
100 km